4° Per. 15 (29,1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36602746300017

<36602746300017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigſter Jahrgang.

1835.

Januar.

> Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
> Dann werden ſelbſt der Apollonia
> Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.
>
> **Klopstock.**

29,1
1835

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

11, Üb

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildet[illegible] Stände“ enthält folgende Artikel:

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſta[illegible] Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satiriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:—

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäſſigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dies wird die Redaktion vor jeden Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

München

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Beim Jahreswechſel. 4.
Die zweite Blüthe, von Pfizer. 5.
Nemeſis, von Pfizer. 8.
Zuflucht, von Lenau. 10.
Der Waſſerfall, von Fiſcher. 12.
Lieder eines Autodidakten. 16. 26.
An den Rheinfall bei Schaffhauſen, von Weſſenberg. 19.
Der Hiſtoriker, von Pfizer. 21.
Eliſa Mercoeur, von Helmina v. Chézy. 25.
Die Roſe, von Kilzer. 27.
Räthſel: Schulden. 3. — Selterſer Krug. 9. — Die Sonne. 15. — Das Auge ꝛc. 21.
Charade: Salzbad. 27.

Erzählungen.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen. 1—7.

Reiſen.

Die Wallfahrt nach Loch-Dergh, nach Inglis. 13. 14.
Das katholiſche und das proteſtantiſche Irland, nach Inglis. 15.

Dramatiſches.

Ein Dichterthee bei Nero, von K. Gutzkow. 20—24.

Naturgeſchichtliches.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeſchichte. 22. 23. 26. 27.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Retroſpektus zum neuen Jahr. 1.
Was wußten die Alten von Amerika? 2—5.
Ueber den Urſprung unſerer Gedanken, von Steinbeck. 6. 7. 8. 9. 10. 11. — 15. 16. 17. 18. 19.
Der Neujahrsmarkt in Paris, von Depping. 9.
Poſtdiluvianiſche Kritik. 10—14.
Goethe und Weimar. 17.
Das engliſche Parlament und die Mäßigkeitsvereine. 18—21.
Weihnachtsfreuden in London. 24—26.
Aus der Schule der Höflichkeit. 27.

Korreſpondenz.

Paris. 1. 2. 3. — 11. 12. — 16. 17. — 18. 19. 20. 21. — 25. — Stuttgart. 3. — St. Petersburg. 4. — Lauſanne. 5. 6. 7. — Karlsruhe. 7. 8. 9. — London. 10. 11. — 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. — Marſeille. 13. 14. — Berlin. 22. 23. 24. — 26. 27.

Kunſt-Blatt.

Nro. 1.

Umriß einer Theorie der bildenden Künſte, von L. Schorn.

Nro. 2.

Umriß einer Theorie der bildenden Künſte. (Fortſ.) — Ausgrabungen.

Digitized by Google

Nro. 3.

Umriß einer Theorie der bildenden Künſte. (Schluß.) — Artiſtiſche Literatur.

Nro. 4.

Kunſtausſtellung in Berlin 1834. — Villa Madama. — Artiſtiſche Literatur.

Nro. 5.

Kunſtausſtellung in Berlin 1834. (Fortſ.)

Nro. 6.

Ueber die altgriechiſche Bronze des Tux'ſchen Kabinets in Tübingen, von C. Grüneiſen. — Zeichenkunſt. Ornamenten-Zeichnungs-Schule in 100 Blättern für Künſtler, Manufakturiſten und Gewerbsleute. Gezeichnet und herausgegeben von K. Weitbrecht.

Nro. 7.

Ueber die altgriechiſche Bronze des Tux'ſchen Kabinets in Tübingen. (Fortſ.) — Ausſtellungen. — Zeichnende Künſte.

Nro. 8.

Ueber die altgriechiſche Bronze des Tux'ſchen Kabinets in Tübingen. (Fortſ.) — Ausgrabungen.

Nro. 9.

Ueber die altgriechiſche Bronze des Tux'ſchen Kabinets in Tübingen. (Fortſ.)

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Epiſche Dichtkunſt. 1) Die Luſiaden des Luis de Camoens. Verdeutſcht von Donner.

Nro. 2.

Epiſche Dichtkunſt. 2) Ahasverus. Frei aus dem Franzöſiſchen des Edgar Quinet.

Nro. 3.

Epiſche Dichtkunſt. 2) Ahasverus. Frei aus dem Franzöſiſchen des Edgar Quinet. (Schluß.)

Nro. 4.

Epiſche Dichtkunſt. 3) Konrad Wallenrod. Geſchichtliche Erzählung aus Litthauens und Preußens Vorzeit, von Adam Mickiewicz.

Nro. 5.

Epiſche Dichtkunſt. 4) Nordlichter. Eine Sammlung polniſcher Dichtungen, in's Deutſche übertragen von Ludwig Nabielak und J. B. Werner. Mit Bildern von Fellner. — 5) Kynalopekomachia. Der Hunde-Fuchſenſtreit, herausgegeben von C. Fr. v. Rumohr. — 6) Friedrich der Einzige. Ein Heldengedicht von J. K. Königs.

Nro. 6.

Epiſche Dichtkunſt. 7) Sämmtliche Dichtungen von J. H. v. Weſſenberg. Erſter Band. Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. — 8) Die Eroberung von Granada. Ein epiſches Gedicht nach dem Italieniſchen des Hieronymus Graziani, von C. M. Winterling. — 9) Das Bild der Sündflut, in zwölf Abtheilungen von A. Waſſerburg. — 10) Alfred. Romantiſch-epiſches Gedicht in acht Geſängen, von Adelheid v. Stolterfoth. — Roman. Kaspar Hauſer oder der Findling. Romantiſch dargeſtellt von ***.

Nro. 7.

Epiſche Dichtkunſt. 11) Luther. Ein Gedicht von L. Bechſtein. 12) Der Nibelungen Lied, frei überſezt von H. v. Rebenſtock.

Nro. 8.

Epiſche Dichtkunſt. 13) Bilder griechiſcher Vorzeit, von Wolfgang Robert Griepenkerl. — 14) Die Sage von Odyſſeus nach Homer. In Reimen bearbeitet von Dr. Eyth. — 15) Erklärung der homeriſchen Geſänge nach ihrem ſittlichen Element für gebildete Leſer. Der ſechste Geſang der Odyſſee als Probe, von F. A. Nüßlin. — 16) Die Abenteuer des Odyſſeus aus Heſiod erklärt, von M. H. Klauſen. — 17) The poems of Ossian, translated by James Macpherson. To which are prefixed a preliminary discourse and dissertations on the aera and poems of Ossian. — 18) The poetical Works of John Milton, printed from the text of Todd, Hawkins and others. — 19) Gallerie zu Byrons Werken.

Nro. 9.

Allgemeine Geſchichte. 1) Vermiſchte Aufſätze aus philologiſchen und hiſtoriſchen Gebieten von mehreren Verfaſſern, herausgegeben von Chriſtian Kapp. — 2) Erläuterungen und Zuſätze zu Rottecks Weltgeſchichte, zu Kauſlers Verſuch einer Kriegsgeſchichte ꝛc., von Jak. Fr. v. Röſch. — 3) Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte. Zum Gebrauche der obern Klaſſen der Gymnaſien und höhern Lehranſtalten, von Dr. Gryſar. — 4) Handbuch der neuern Geſchichte für die obern Klaſſen höherer Lehranſtalten und zum Selbſtunterricht, von Dr. Schuppius. — 5) Lorenz von Weſtenrieders ſämmtliche Werke. Erſte vollſtändige Originalausgabe. — 6) Leſage, hiſtoriſch-genealogiſch-geographiſcher Atlas, deutſch und verbeſſert von Duſch und Eiſeleln. — 7) Die intereſſanteſten Kämpfe, Schlachten und Belagerungen in der alten Geſchichte. Ein Leſebuch für die reifere Jugend von Graff. — 8) Grundlage bei dem Unterrichte in der allgemeinen Geſchichte, für Gymnaſien und andere höhere Lehranſtalten, von Dr. Sauppe.

Nro. 10.

Allgemeine Geſchichte. 9) Umriſſe einer allgemeinen Geſchichte der Völker. Für Staats- und Geſchäftsmänner in Grundzügen entworfen von J. D. v. Braunſchweig. — 10) Chronologiſch geordneter Bildnißſaal, oder Porträts und Lebensbeſchreibungen der berühmteſten Männer und Frauen ſeit Beginn der hiſtoriſchen Zeit bis zum Tode des Imperator Auguſtus, in zwei Abtheilungen, von Dr. Baldamus. — Chronologiſches Lotto, oder hundert Hauptmomente aus der allgemeinen Geſchichte. Ein nützliches Geſellſchaftsſpiel für die Jugend. — Chronologiſche Folge der bibliſchen Geſchichte, von Weidmann. — Biographie. Ein Wort des Andenkens an den verewigten Herrn Ildefons von Arx.

Nro. 11.

Werk über Spanien. Capitän Cooks Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829 bis 1832. Aus dem Engliſchen überſezt von Dr. P. Friſch.

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von J. L. Pyrker. 132.
Gethſemane, oder der Tod Julia's, nach Lamartine von G. Schwab. 139. 140.
Sprichworte, von Ch. Wurm. 142.
Der Wanderer und der Baum, von N. Müller. 143.
Dichterweihe, von L. Seeger. 155.

Räthſel.

Die Maske. 135. — Das Liebesgeſpräch. 141. — Die Braut. 147. — Die Verwirrung. 153.

Erzählungen.

Bilder aus dem Seeleben in Mährchen und Sagen. — Meerliſie. 136 — 143.
Bekenntniſſe eines Blasé. 149 — 154.

Reiſen.

Briefe über die Inſel Rügen. 134. 135. 137. 138.

Naturgeſchichtliches.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien. 130 — 136.
Zur Phyſiologie der Sinne. 153. 154.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Aus dem Volksbüchlein. 130.
Der König und die Königin von England und das engliſche Volk. 131. 132. 133.
Ein Montag in Paris, Paſſy und Auteuil. 141 — 145.
Abbotsford, nach W. Irving. 144 — 148.
Ueber die Zeitungen der alten Römer. 146 — 150.
Aus Erik Guſtav Geiſers Erinnerungen. 151. 152.
Der Faſching in Florenz. 155.

Korreſpondenz.

London. 130. 131. — 135. 136. 137. 138. 139. — Lyon. 132. 133. 134. — 139. 140. 141. 142. — 151. 152. 153. — Paris. 134. — 146. 147. 148. 149. 150. 151; — Fürſtenau. 136. — Mainz. 137. 138. — Karlsruhe. 140. — B. 143. 144. 145. — Florenz. 144. 145. 146 — Dresden. 148. 149. — Rottweil. 150. — Stuttgart 152. 153. 154. 155.

Kunst-Blatt.

Nro. 44.

Nekrolog. (Schluß.) — Beſtand und Wirken des Kunſt Vereins in München im Jahr 1834. — Bauwerke. — Plaſtik. — Neuere Denkmäler.

Digitized by Google

Nro. 45.

Vierter Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. — Kunſtverein in München. — Alterthümer. — Malerei. — Medaillenkunde.

Nro. 46.

Neue Kupferſtiche. 1) La Madonne del San Francesco di Correggio etc. — 2) La Madonna della Cattedrale di Lucca etc. — 3) Franciscus I. Imperator Austriae, Rex Hungariae etc. — 4) Amsler, Profeſſor der Kupferſtecherkunſt an der königlichen Akademie in München. — Kunſtverein in München. (Schluß.) — Lithographie. Paulus predigt zu Athen. Gemalt von Raphael, auf Stein gezeichnet von F. Schöning; herausgegeben von J. Velten in Karlsruhe. — Kunſtausſtellungen. — Zeichnende Künſte.

Nro. 47.

Artiſtiſche Miscellen aus München. — Alterthümer. — Sammlungen. — Sculptur.

Nro. 48.

Ausbildung der Emailmalerei in Frankreich. — Artiſtiſche Miscellen aus München. (Schluß.)

Nro. 49.

Numismatik. Numismata antiqua inedita, Commentariis et tabulis illustravit M. Pinder. — Oeffentliche Bauten in Paris. — Alterthümer. — Nekrolog. — Literatur.

Nro. 50.

Oeffentliche Bauten in Paris. (Schluß.) — Ciſelirkunſt. — Daniel Schultz, Federviehmaler. — Ausgrabungen. — Kunſtgeſchichtliches.

Nro. 51.

Kunſtgeſchichte. 1) Die Geſchichte der bildenden Künſte bei den Alten, von A. Hirt. — Akademien und Vereine. — Numismatik.

Nro. 52.

Kunſtgeſchichte. 2) Ueber das Sittliche der bildenden Kunſt bei den Griechen, von Dr. Karl Grüneiſen. — 3) Beiträge zur Geſchichte der Ausbildung der Baukunſt, von Dr. Stieglitz dem Aeltern, nebſt erläuternden Beilagen und 25 Steindrücken. — 4) Handbuch der Archäologie der Kunſt, von C. O. Müller — 5) Denkmäler der alten Kunſt, von C. O. Müller und K. Oſterley. — Monumente.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Werke über Italien. 1) Italien, wie es wirklich iſt. Bericht über eine merkwürdige Reiſe in den heſperiſchen Gefilden, als Warnungsſtimme für Alle, welche ſich dahin ſehnen, von G. Nicolai.

Nro. 57.

Werke über Italien. 1) Italien, wie es wirklich iſt. Bericht über eine merkwürdige Reiſe in den heſperiſchen Gefilden, als Warnungsſtimme für Alle, welche ſich dahin ſehnen, von G. Nicolai. (Fortſ.)

Nro. 58.

Werke über Italien. 1) Italien, wie es wirklich iſt. Bericht über eine merkwürdige Reiſe in den heſperiſchen Gefilden, als Warnungsſtimme für Alle, welche ſich dahin ſehnen, von G. Nicolai. (Fortſ.)

Nro. 59.

Werke über Italien. 1) Italien, wie es wirklich iſt. Bericht über eine merkwürdige Reiſe in den heſperiſchen Gefilden, als Warnungsſtimme für Alle, welche ſich dahin ſehnen, von G. Nicolai. (Schluß.) — 2) Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443, von August Grafen von Platen. — 3) Italiens Schickſale ſeit 1789 bis Ende 1831. — 4) Handbuch für Reiſende in Italien, von Dr. Neigebaur.

Nro. 60.

Werke über Italien. 5) Moderne Kunſtchronik. Briefe zweier Freunde in Rom und der Tartarei über das moderne Kunſtleben und Treiben; oder die Rumfordiſche Suppe, gekocht und geſchrieben von Joſeph Anton Koch in Rom.

Nro. 61.

Werke über Italien. 5) Moderne Kunſtchronik. Briefe zweier Freunde in Rom ꝛc. (Schluß.)

Nro. 62.

Werke über Italien. 6) Rom im Jahr 1833. Mit einem Grundriß der Stadt Rom.

Nro. 63.

Werke über Italien. 6) Rom im Jahr 1833. Mit einem Grundriß der Stadt Rom. — Monographien. Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae, genera Europaea et species illustrantes. Scripsit Christ. Godofr. Nees ab Esenbeck.

Nro. 64.

Moraliſch-ſociale Literatur. 1) Choix d'articles tirés d'un dictionnaire de la vie sociale, par le baron Chèvremont. — 2) Aufſätze aus den Papieren eines Verſtorbenen, herausgegeben von C. Frhrn. von Hacke. — 3) Meine Jugendtage. Eine Erzählung. Aus dem Engliſchen. — 4) Moraliſche Briefe, geſchrieben aus unſerer Zeit. — 5) Blicke aus meinem Eckſtübchen in's Menſchenleben, von G. Werner. — 6) Abälard und Heloiſe, oder der Schriftſteller und der Menſch. Eine Reihe humoriſtiſch-philoſophiſcher Aphorismen, von L. Feuerbach.

Nro. 65.

Franzöſiſche Literatur. Études de moeurs et de critique sur les poëtes de la Décadence, par Nisard.

Nro. 66.

Franzöſiſche Literatur. Études de moeurs et de critique sur les poëtes de la Décadence, par Nisard. (Schluß.) — Werke über Italien. 7) Vita di Benvenuto Cellini, orefice e scultore fiorentino, scritta da lui medesimo.

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Lieder von Ch. Wurm. 104. 114.
Nidwalden. 2ter Abſchnitt. 109. 110.
Reiſeblätter von Karl Mayer. 115.
Die iriſche Wittwe. 117. 118.
Gedichte von H. Heine. 121. 123.
An Goethe, von J. Kerner. 124.
Meine Schmerzen, von Seeger. 126.
Mailied, von Seeger. 127.
Räthſel: Die Spindel. 105. — Druck. 111. — Das Leben. 117. — Die Liebe. 123. — Der Geyer. 129.

Erzählung.

Das erſte Duell. 128. 129.

Länder- und Völkerkunde.

Briefe über die Inſel Rügen. 126 — 129.

Reiſen.

Die Prairien, nach Waſhington Irving. 105. 106. 107. 108. — 116. 117. — 119. 120. — 125.

Naturgeſchichtliches.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien. 2ter Artikel. 104 — 110.
Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 111 — 116.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

An die moderne deutſche Belletriſtik und ihre Söhne. 111. 112. 113. 114.
Rede, gehalten am Stuttgarter Schillerfeſt. 115.
Die Londoner Büchertrödler. 118. 119. 120.
Zeitbilder aus Paris. 121. 122. 123. 124.
Die Metamorphoſen des Menſchengeſchlechts. 122. 123. 124.
Arenemberg. 125. 126. 127.

Korreſpondenz.

Paris. 104. 105. — 107. 108. 109. — 116. 117. 118. — 124. 125. 126. — 128. 229. — Donaueſchingen. 105. — London. 106. 107. 108. — Straßburg. 110. 111. 112. — Chambery. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. — Berlin. 118. 119. 120. 121. 122. — Lyon. 119. 120. 121. 122. 123. 124. — Prag. 124. 125. 126.

Kunst-Blatt.

Nro. 36.

Memnon, von F. A. Ukert.

Nro. 37.

Memnon. (Schluß.) — Bauwerke. — Ausgrabungen. — Kunſtausſtellungen. — Perſönliches. — Nekrolog. — Literatur.

Digitized by Google

Nro. 38.

Der Pariſer Salon im Jahr 1835. (Fortſ.) — Kunſtausſtellung in Berlin 1834. (Fortſ.) — Perſönliches. — Sammlungen. — Literatur.

Nro. 39.

Kunſtausſtellung in Berlin 1834. (Fortſ.) — Akademien und Vereine.

Nro. 40.

Der Pariſer Salon im Jahr 1835. (Fortſ.) — Kunſtausſtellung in Berlin 1834. (Fortſ.) — Kunſtverſteigerung. — Alterthümer.

Nro. 41.

Kunſtausſtellung in Berlin 1834. (Fortſ.) — Der Pariſer Salon im Jahr 1835. (Fortſ.) — Alterthümer. — Nekrolog. — Literatur.

Nro. 42.

Der Pariſer Salon im Jahr 1835. (Fortſ.) — Kunſtausſtellung in Berlin 1834. (Schluß.) — Bauwerke. — Akademien und Vereine. — Perſönliches.

Nro. 43.

Nekrolog. Leopold Robert. — Der Pariſer Salon im Jahr 1835. (Fortſ.) — Bauwerke.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Werke über Aſien. 3) Reiſe auf dem kaspiſchen Meere und in den Kaukaſus, in den Jahren 1825—1826, von Dr. E. Eichwald. — 4) Extraits des historiens arabes, relatifs aux guerres des croisades etc., par M. Reinaud.

Nro. 46.

Werke über Aſien. 5) Reiſe zum Ararat, von Prof. Dr. Parrot. — 6) Reiſen in Europa und im Morgenlande, von J. Berggren. Aus dem Schwediſchen überſezt von Dr. Ungewitter.

Nro. 47.

Werke über Aſien. 6) Reiſen in Europa und im Morgenlande, von J. Berggren. Aus dem Schwediſchen überſezt von Dr. Ungewitter. (Schluß.) — 7) Geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Landes Paläſtina, von Superintendent Dr. Crome. — 8) Voyages en Orient, entrepris par ordre du Gouvernement français de 1830 à 1833. Von W. Fontanier. Zweite Reiſe nach Anatolien.

Nro. 48.

Werke des Fürſten Pückler-Muskau. 1) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verſtorbenen. — Werke über Aſien. 8) Voyages en Orient, entrepris par ordre du Gouvernement français de 1830 à 1833. Von W. Fontanier. Zweite Reiſe nach Anatolien. (Schluß.)

Nro. 49.

Werke des Fürſten Pückler-Muskau. 1) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verſtorbenen. (Schluß.) 2) Andeutungen über Landſchaftsgärtnerei, verbunden mit der Beſchreibung ihrer praktiſchen Anwendung in Muskau. Vom Fürſten Pückler-Muskau.

Nro. 50.

Werke des Fürſten Pückler-Muskau. 2) Andeutungen über Landſchaftsgärtnerei, verbunden mit der Beſchreibung ihrer praktiſchen Anwendung in Muskau. Vom Fürſten Pückler-Muskau. (Schluß.)

Nro. 51.

Werke über Aſien. 9) Joſeph von Hammers Geſchichte des osmaniſchen Reichs. — 10) Land- und Seereiſen im niederländiſchen Indien und einigen brittiſchen Niederlaſſungen, unternommen von 1817 bis 1826, durch Joh. Olivier, ehemals Sekretär zu Palembang. Aus dem Holländiſchen überſezt. — Geſchichte. Hiſtoriſche Darſtellungen aus der Geſchichte der neuern Zeit, von W. Wachsmuth.

Nro. 52.

Geſchichte. Hiſtoriſche Darſtellungen aus der Geſchichte der neuern Zeit, von W. Wachsmuth. (Schluß.) — Dichtkunſt. Der Sommer. Verſuch einer Fortſetzung von Kleiſts Frühling, von K. J. Schuler.

Nro. 53.

Philoſophie. 1) Grundzüge der Anthropologie als Baſis der Philoſophie, von Martin Balduin Kittel, Dr. der Philoſophie und Medicin, Prof. der Naturwiſſenſchaften am königl. Lyceum zu Aſchaffenburg ꝛc. Erſter Band. Enthaltend die Somatologie oder die Lehre von dem leiblichen Leben des Menſchen. — 2) Die Idee der Perſönlichkeit und der individuellen Fortdauer, von J. H. Fichte.

Nro. 54.

Philoſophie. 2) Die Idee der Perſönlichkeit und der individuellen Fortdauer, von J. H. Fichte. (Schluß.) — 3) Karl Chriſtian Friedrich Krauſe's handſchriftlicher Nachlaß, herausgegeben von Freunden und Schülern deſſelben. Zweite Reihe. Synthetiſche Philoſophie. 1. Die abſolute Religionsphiloſophie, im Verhältniß zum gefühlglaubigſten Theismus ꝛc., herausgegeben von H. K. Freiherrn v. Leonhardi.

Nro. 55.

Aſtronomie. Der Menſch und die Sterne. Fragmente zur Geſchichte der Weltſeele, von Profeſſor Pfaff in Erlangen. — Philoſophie. 3) Karl Chriſtian Friedrich Krauſe's handſchriftlicher Nachlaß, herausgegeben von Freunden und Schülern deſſelben. Zweite Reihe. Synthetiſche Philoſophie. 1. Die abſolute Religionsphiloſophie, im Verhältniß zum gefühlglaubigſten Theismus ꝛc., herausgegeben von H. K. Freiherrn v. Leonhardi. (Schluß.)

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 5 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.

das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Reiſeblätter von K. Mayer. 80.
Prolog zum Trauerſpiel Nero, von K. Gutzkow. 81.
Zwei Gedichte von Mad. Desbordes-Valmore. 89.
Als Kaiſer Franz ſtarb. 92.
Nidwalden, von G. Tobler. 95—102.
Räthſel: Das Herz. 84. — Sauerbrunnen. 93. — Die Letter. 99.
Charade: Rauſchgold. 87.

Erzählung.

Aquarelle. Das Glück in Baden. 88.

Naturgeſchichtliches.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien. Erſter Artikel. 90—97.
Von der Temperatur der Gewächſe. 103.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde, von J. Görres. 78—87.
Zeitbilder aus Paris. 78. 79. 80. — 82. 83. — 101. 102.
Europa und der Orient. 84. 85.
Rouſſeau's Denkmal in Genf. 87—91.
Der deutſche Dichter zu Paris. 92. 93. 94.
Die wandernde Kette. 98. 99.
Briefwechſel zwiſchen Leopold II. und Marie-Antoinette. 100. 101. 102. 103.

Korreſpondenz.

London. 78. 79. 80. — 91. 92. 93. 94. 95. 96. — 101. 102. 103. — Berlin. 79. 80. 81. — 89. 90. 91. 92. 93. — Dresden. 81. 82. — 98. — München. 82. 83. 84. 85. — Stuttgart. (Schillers Denkmal.) 83. 102. — Turin. 85. 86. 87. — Karlsruhe. 87. 88. 89. 90. — Paris. 94. 96. 97. 98. 99. 100. — Düſſeldorf. 97. — Genf. 99. 100. — Mainz. 101.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Zweiter Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. — Pariſer Kunſt-Arabesken. — Plaſtik. — Kunſtſammlungen. — Architektur. — Vereine. — Bauwerke.

Nro. 28.

Kunſtliteratur. Ueber Münchens Kunſtſchätze und künſtleriſche, der Oeffentlichkeit gewidmete Beſtrebungen von J. M. Schottky. Der Pariſer Salon im Jahr 1835. — Neuere Denkmäler. — Münzkunde. — Stahlſtich. — Perſönliches.

Nro. 29.

Kunſtliteratur. Ueber Münchens Kunſtſchätze ꝛc. von Schottky. (Forts.) — Bauwerke. — Perſönliches.

Digitized by Google

Nro. 30.

Kunſtliteratur. Ueber Münchens Kunſtſchätze ꝛc. von Scholtky. (Schluß.) — Maleriſche Anſichten. 1) Originalanſichten der vornehmſten Städte in Deutſchland, ihrer wichtigſten Dome, Kirchen und ſonſtigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Herausgegeben von L. Lange und E. Rauch. — 2) Maleriſche Anſichten der merkwürdigſten und ſchönſten Kathedralen, Kirchen und Monumente der gothiſchen Baukunſt am Rhein, Main und an der Lahn; nach der Natur aufgenommen und gezeichnet von L. Lange, lithographirt von Bokum und andern Künſtlern in München. — Alterthümer. — Bauwerke.

Nro. 31.

Dritter Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. Der Pariſer Salon im Jahr 1835. —

Nro. 32.

Der Pariſer Salon im Jahr 1835. (Fortſ.) — Akademien und Vereine. — Bauwerke. — Perſönliches. — Nekrolog. — Medaillenkunde.

Nro. 33.

Der Pariſer Salon im Jahr 1835. (Fortſ.) — Neue Erfindungen. — Malerei. — Sammlungen. — Plaſtik. — Denkmäler.

Nro. 34.

Der Pariſer Salon im Jahr 1835. (Fortſ.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Literatur.

Nro. 35.

Kunſtausſtellung in Berlin 1834. — Der Pariſer Salon im Jahr 1835. (Fortſ.) — Malerei. — Literatur.

Literatur=Blatt.

Nro. 34.

Kirchengeſchichte. 5) Fürſten und Völker von Südeuropa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Geſandtſchaftsberichten, von Leopold Ranke. — Kritik. Kommentar zu Goethe's weſtöſtlichem Divan, beſtehend in Materialien und Originalien zum Verſtändniſſe deſſelben, herausgegeben von Chr. Wurm.

Nro. 35.

Kirchengeſchichte. 6) Des erſten Zeitalters der Kirchengeſchichte 1ſte bis 4te Abtheilung, von Dr. Katerkamp. — 7) Das Papſtthum und die Päpſte. Ein Nachlaß des Verfaſſers der Möncherei, K. J. Weber. — 8) Jeſuiten-Schliche, von Dr. Feyer. — 9) Jeſuiten und Fürſtenmörder. Aus dem Franzöſiſchen des Liskenne. — 10) Aufſchluß über den Ultrakatholicismus, auch unter Proteſtanten! Ein Anruf zur Menſchlichkeit von Dr. Salat. — 11) Geſchichte des Betrugs, der Greuelthaten und der Heuchelei von Prieſtern und Pfaffen aller Zeiten. — 12) Vorleſungen über Weſen und Geſchichte der Reformation in Deutſchland und der Schweiz, mit ſteter Beziehung auf die Richtungen unſerer Zeit, von Prof. Dr. Hagenbach in Baſel. — 13) Die gelehrten Theologen Deutſchlands im 18ten und 19ten Jahrhundert. Nach ihrem Leben und Wirken dargeſtellt von Dr. H. Döring.

Nro. 36.

Kirchengeſchichte. 14) Lehrbuch für akademiſche Vorleſungen von Dr. Haſe. — 15) Lehrbuch der Kirchengeſchichte von Prof. Dr. Gieſeler. — Geſchichte der Krankheiten. 1) Der engliſche Schweiß. Ein ärztlicher Beitrag zur Geſchichte des 15ten und 16ten Jahrhunderts, von Dr. Hecker.

Nro. 37.

Geſchichte der Krankheiten. 1) Der engliſche Schweiß. (Schluß.) — 2) Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter. Nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearbeitet von Dr. Hecker. — Dichtkunſt. Das Schweizerland. Gedicht von H. E. Locher.

Nro. 38.

Trauerſpiele und Dramen. 1) Dramatiſche Werke von J. Chr. Baron von Zedlitz. — 2) Schauſpiele von E. von Schenk.

Nro. 39.

Trauerſpiele und Dramen. 2) Schauſpiele von E. von Schenk. (Schluß.) — 3) Robert der Teufel. Romantiſches Schauſpiel in 5 Aufzügen, von Dr. Raupach. — 4) Genovefa. Trauerſpiel in 5 Aufzügen, von Demſ. — 5) Der Nibelungen=Hort. Tragödie in 5 Aufzügen, mit einem Vorſpiel von Demſ. — 6) Karl von Bourbon. Hiſtoriſches Schauſpiel in 5 Aufzügen von J. B. von Zahlhas. — 7) Jacobe von Baden. Schauſpiel in fünf Aufzügen, nebſt einem Vorſpiel, genannt: die Verlobung, von Demſ. — 8) Roſamunde. Ein Trauerſpiel von F. v. Uechtritz. — 9) Die Belagerung Maaſtrichts. Ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, von Hauch.

Nro. 40.

Trauerſpiele und Dramen. 10) Das böſe Haus. Schauſpiel in 5 Aufzügen, von J. Frhrn. v. Auffenberg. — 11) Prinz Leo. Eine phantaſtiſch=tragiſche Hof= und Staatsaktion. — 12) Erzherzog Maximilians Brautzug. Dramatiſches Gedicht in 5 Abtheilungen, von Deinhardſtein. — 13) Woldemar, oder der Sturm von Villaroſa. Trauerſpiel in 5 Aufzügen ꝛc., von F. v. Sydow. — 14) Die Verliebten. Schauſpiel in 3 Aufzügen. — 15) Erich der Vierzehnte, König von Schweden. Ein dramatiſches Gedicht in drei Theilen von E. Willkomm. — 16) Heinrich der Vierte, König von Frankreich und Navarra. Geſchichtliches Original=Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Kaim. 17) Shakespeare's dramatiſche Werke, überſ. von Kaufmann.

Nro. 41.

Opern und Singſpiele. 1) Der Kerker zu Edimburg. Romantiſche Oper in 3 Akten, von Scribe und Planard, überſ. von Anton. — 2) Das Heilmittel. Komiſche Oper in einem Aufzuge. Nach Scribe und Bayard, von Anton. — 3) Ludovico. Lyriſches Drama in 2 Aufzügen. Nach St. Georges von dem Frhrn. v. Lichtenſtein. — 4) Der Zweikampf. Oper in 3 Aufzügen. Nach Planard von Demſ. 5) Guſtav, oder der Maskenball. Große Oper in 5 Aufzügen, mit Ballet, nach Scribe von Demſ. — 6) Der Gott und die Bayadere. Oper mit Ballet und Pantomime in 2 Aufzügen, nach Scribe von Demſ. — 7) Andreas Hofer. Große Oper mit Ballet in 4 Aufzügen ꝛc., für die deutſche Bühne von Demſ. — 8) Vaudeville und Luſtſpiele, von L. Angely. — 9) Die Franzoſen in Algier. Liederſpiel in 1 Akte, von Thielmann. — 10) Die Fürſtin von Grenada, oder der Zauberblick. — Eine neue Ausgabe des Koran.

Nro. 42.

Fremde Werke über Deutſchland. 1) Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, par Girardin. — 2) Belgien und Weſt=Deutſchland im Jahr 1833 ꝛc. — Dichtkunſt. Dichtungen von E. G. v. Brunnow.

Nro. 43.

Orientaliſche Literatur. Samachſchari's goldene Halsbänder. Arabiſch und deutſch von J. v. Hammer. — Dichtkunſt. 1) Freund Hein. Grotesken und Phantasmagorien von E. Duller. — 2) Gedichte von Franz v. Elsholtz. — 3) Anakreons Lieder. In gereimte Verſe überſ. von Möbius.

Nro. 44.

Werke über Aſien. 1) Die Erdkunde von Aſien von K. Ritter. — 2) Miſſionär Gützlaff's ausführlicher Bericht ꝛc. Dichtkunſt. 1) Opferflammen auf des Vaterlandes Weihaltar, von Diez. — 2) Buch der Küſſe, von E. Willkomm.

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Prolog zu Schillers Fiesko, von G. Schwab. 52.
An das Meer, von Freiligrath. 57.
Das kaiſerliche Mahl, von Sibber. 59.
Schiffbruch, von Freiligrath. 64.
In Wien i. J. 1831, von J. Kerner. 76.
Räthſel: Das Leben. 57. — Magnetismus. 63. — Der Menſch. 75.
Charade: Spielglück. 69.

Erzählung.

Soldatenſchickſale, von A. J. Beer. 52 — 73.

Naturgeſchichtliches.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte von Dr. Nürnberger. 53 — 58.
Von der Kraft des Oels, das Waſſer durchſichtiger zu machen. 76. 77.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die Pariſer Kaufläden. 60. 61. 62.
Eröffnung des engliſchen Parlaments im Februar 1835. 63 — 66.
Theatraliſche Miszellen. — Das Applaudiren. 67.
Mexikaniſche Alterthümer, von A. v. Humboldt. 68. 69.
Der Faſchingdienſtag in Paris. 70. 71.
Zur Geſchichte des engliſchen Parlaments. 72. 73. 74.
Die Römer im ſüdweſtlichen Deutſchland. 75. 76. 77.

Korreſpondenz.

London. 52. 53. 54. — 59. 60. 61. 62. — Paris. 53. 54. 55. 56. — 62. 63. 65. 66. 67. 68. 69. 74. 75. 76. 77. Stuttgart. 56. 57. 58. — Berlin. 58. 59. 60. 61. — Zürich. 64. 65. 66. — Dresden. 67. 68. — München. 70. 71. 72. 73. — Mainz. 70. 71. 72. — Wien. 73. 74.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

Ueber atmoſphäriſches Licht und über atmoſphäriſche Farben. (Schluß.) — Neue Stahlſtiche.

Nro. 19.

Kunſtausſtellung in Berlin 1834. — Bemerkungen über Kunſt. — Perſönliches. — Bauwerke. — Nekrolog.

Nro. 20.

Erſter Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. Kunſtausſtellung in Berlin 1834. (Fortſ.) — Alterthümer. — Perſönliches.

Digitized by Google

Nro. 21.

Kunſtausſtellung in Berlin 1834. (Fortſ.) — Bemerkungen über Kunſt. — Kunſtausſtellungen. — Akademien. — Kunſtausſtellung in Karlsruhe.

Nro. 22.

Kunſtverein in München. — Kunſtausſtellung in Berlin 1834. (Fortſ.) — Alterthümer. — Kunſtgeſchichte.

Nro. 23.

Pariſer Kunſt-Arabesken, von E. Collow. — Bemerkungen über Kunſt. — Malerei. — Ausgrabungen. — Perſönliches.

Nro. 24.

Texier's Reiſe in's Innere von Kleinaſien. — Pariſer Kunſt-Arabesken. — Bemerkungen über Kunſt. — Akademien und Sammlungen. — Bildnerei. — Nekrolog.

Nro. 25.

Aus Kaſſel. — Bemerkungen über Kunſt. — Ausgrabungen. — Kunſtvereine. — Gemälde.

Nro. 26.

Artiſtiſche Miszellen aus München. — Neue Umriſſe. Phantaſien. — Archäologiſches Inſtitut in Rom. — Holzſchneidekunſt.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Werke aus und über Frankreich. 1) Frankreich in ſocialer, literariſcher und politiſcher Beziehung, von H. L. Bulwer. Aus dem Engliſchen überſezt von L. Lax.

Nro. 24.

Werke aus und über Frankreich. 1) Frankreich in ſocialer, literariſcher und politiſcher Beziehung, von H. L. Bulwer. (Schluß.) — 2) Rückblick auf die Urſachen der franzöſiſchen Revolution und Andeutung ihrer welthiſtoriſchen Beſtimmung, von F. W. Carové. — 3) Geſchichte des Kampfs zwiſchen dem alten und dem neuen Verfaſſungsprinzip der Staaten der neueſten Zeit, von Prof. Dr. Flathe. — Vermiſchte Schriften. Das Pantoffelregiment oder gründliche Anweiſung dazu.

Nro. 25.

Werke aus und über Frankreich. 4) Histoire de France pendant les temps modernes, par Poirson etc. — 5) Histoire de Genève depuis son origine jusqu'à nos jours, par Thourel. — 6) Chronique scandaleuse des Pariſer Hofes ſeit den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten. 7) Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, von Dr. Burckhardt. — 8) Vie politique de Charles-Maurice Prince de Talleyrand, par Sallé.

Nro. 26.

Werke aus und über Frankreich. 9) Memoiren Ludwigs des Fünfzehnten, geſammelt und geordnet von dem Herzoge von D... Verdeutſcht durch Dr. Schiebler. — 10) Louis der Siebenzehnte lebt!!! Memoiren Karl Louis, legitimen Königs von Frankreich. Nach dem in London als Manuſcript gedruckten Originale. — 11) Geſchichte der lezten fünfzig Jahre, von Ludwig.

Nro. 27.

Werke aus und über Frankreich. 12) Memoiren der Herzogin von Abrantes, oder hiſtoriſche Denkwürdigkeiten über Napoleon ꝛc. Aus dem Franzöſiſchen von L. v. Alvensleben. — 13) Politiſche und militäriſche Lebensgeſchichte des Fürſten Eugen, ehemal. Vice-Königs von Italien, von Aubriet. Ueberſezt von Geib.

Nro. 28.

Werke aus und über Frankreich. 14) Meine Reiſe durch Italien, Frankreich, England im Jahr 1831, von Hortenſe, vormaliger Königin von Holland. Aus dem Engliſchen von F. L. Lindner. — 15) Napoleon und ſeine Helden, oder Immortellen auf das Grab der gefallenen Größe. Sammlung der verbürgten Anekdoten und Charakterzüge ꝛc., von Dr. Auer. — 16) Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten, herausgeg. von Geib. — 17) Napoleons lezte Augenblicke, nach den Memoiren des Dr. Automarchi bearbeitet von Schott. — 18) Politique de Napoléon, ou tableau des projets formés par ce guerrier-législateur, pour faire triompher dans toute l'Europe les grands principes de la révolution de 1789, par un ancien officier de la grande armée. — 19) Chronologiſcher Abriß der Geſchichte Frankreichs von den früheſten Zeiten bis zur Mitte des Jahres 1833. — 20) Der Meſſianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erſcheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philoſophie in Frankreich ꝛc., von Dr. Carové.

Nro. 29.

Werke aus und über Frankreich. 20) Der Meſſianismus, die neuen Templer ꝛc. (Schluß.) — Vermiſchte Schriften. Erfahrungen eines jungen Magiſters.

Nro. 30.

Werke aus und über Frankreich. 21) Paroles d'un croyant, par de la Mennais. — 22) Betrachtungen über einige Schriften von de la Mennais, von Dr. Baumgarten-Cruſius. — Vermiſchte Schriften. Der Führer auf dem Lebenswege, in klaſſiſchen Lehren der Moral, herausgegeben von Dr. Fr. Reiche und K. Fr. R.

Nro. 31.

Die neueſte Phaſe der franzöſiſchen Literatur. — Kometographie. 1) Die wahre und die ſcheinbare Bahn des Halley'ſchen Kometen bei ſeiner Wiederkunft im Jahre 1835, von Prof. Möbius. — 2) Beiträge zu einer Monographie des Halley'ſchen Kometen, von Littrow.

Nro. 32.

Kometographie. (Schluß.) — 3) Neue Erfahrungen und Anſichten über die Kometen, deren Licht und Schweife, dann insbeſondere über den 1835 wiederkommenden Apianſchen Kometen und über deſſen Einfluß auf die Witterung, von Dr. Fiſcher.

Nro. 33.

Kirchengeſchichte. 1) Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion der Kirche, von Dr. Neander. — 2) Geſchichte der Pflanzung und Leitung der chriſtlichen Kirche durch die Apoſtel, als ſelbſtſtändiger Nachtrag zu dem obigen Werke, von Demſelben. — 3) Leo der Große und ſeine Zeit, von Prof. Arendt. — 4) Geſchichte Papſt Innozenz des Dritten und ſeiner Zeitgenoſſen, durch Fr. Hurter. — Vermiſchte Schriften. Vertraute Briefe über die Ehe. Ein Hochzeitgeſchenk für denkende Männer, von F. Richter.

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blatts an.)

Gedichte.

Trennung, von Müller. 30.
Stumme Liebe. 31.
Lieder von Karl Mayer. 32.
Gleicher Wunſch, von Müller. 35.
Der Fährmann von St. Goar, von Matthäy. 37.
Reiſeblätter von K. Mayer. 47.
Aus Schillers Nachlaß. 50.
Charade: Roßkamm. 33.
Räthſel: Das Meer. 39. — Der Korallenbaum. 45. — Der Gürtel. 51.

Erzählungen.

Die Brautnacht in Hamburg. 28—33.
Bilder aus dem Seeleben. — Die rothe Perle. 45—51.

Dramatiſches.

Das Landhaus zu Simonetta, vom Freiherrn von Sternberg. 38—41.

Länder- und Völkerkunde.

Sultan Mahmud und der Divan. 29. 30.
Bilder aus der Türkei. 33. 34. 35.

Naturgeſchichtliches.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeſchichte. 31. 32.
Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835, von Dr. Nürnberger. 34. 35. 36.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Aus der Schule der Höflichkeit, von v. Rumohr. 28.
Die Schule der Grobheit, von v. Rumohr. 36—39.
Die mexikaniſchen Alterthümer und die alte Welt. 40. 41.
Die Römer im ſüdweſtlichen Deutſchland. 42. 43. — 49. 50. 51.
Alte Wunderhöfe und neue Gaunerinduſtrie in Paris. 44—48.

Korreſpondenz.

Paris. 28. 29. 31. — 33. 34. 36. 37. 38. — 42. 43. — 47. 48. 49. — Aus dem Weimarſchen. 32. — Dresden 34. 35. 36. — Chambéry. 37. 38. 39. — 45. 46. 47. Berlin. 40. 41. — London. 43. 44. — Rom. 46. — Turin. 50. 51.

Kunst-Blatt.

Nro. 10.

Ueber die altgriechiſche Bronze des Tux'ſchen Kabinets in Tübingen, von E. Grüneiſen. (Fortſ.) — Pariſer Kunſt-Arabesken. — Architektur.

Nro. 11.

Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künſte in München im Jahr 1834. Ueber die altgriechiſche Bronze des Tux'ſchen Kabinets in Tübingen. (Fortſ.)

Digitized by Google

Nro. 12.

Ueber die altgriechiſche Bronze des Tux'ſchen Kabinets in Tübingen. (Schluß.) — Bemerkungen über Kunſt. — Nekrolog. — Perſönliches. — Architektur.

Nro. 13.

Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künſte in München im Jahr 1831. (Fortſ.) — Ausgrabungen und Alterthümer. — Architektur.

Nro. 14.

Das hiſtoriſche Muſeum in Verſailles. — Archäologiſche Notizen. — Pariſer Kunſt-Arabesken. — Biographiſches. — Lithographie.

Nro. 15.

Kunſtverein in München. — Sammlungen. Coleccion litografica de Cuadros del Rey de España el Señor Don Fernando VII, que se conservan en Sus Reales Palacios, Museo y Academia de San Fernando, con inclusion de los del Real Monasterio del Escorial etc. — Zur Kunſtgeſchichte. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Monumente. — Nekrolog. — Sammlungen.

Nro. 16.

Ueber atmoſphäriſches Licht und über atmoſphäriſche Farben. — Sammlungen. Coleccion litografica etc. — Neuere Denkmäler.

Nro. 17.

Ueber atmoſphäriſches Licht und über atmoſphäriſche Farben. (Fortſ.) — Bauwerke. — Alterthümer.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Werk über Spanien. Capitän Cooks Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829 bis 1832. Aus dem Engliſchen überſezt von Dr. P. Friſch. (Schluß.) — Allgemeine Geſchichte. 13) Tabellen der Geſchichte. Die Hauptmomente des äußern politiſchen und des innern geiſtigen Entwicklungsgangs der Völker und Staaten in chronologiſcher und ethnographiſcher Ordnung, von Dr. Vehſe. — Werk für Auswanderer. Das Kaiſerreich Braſilien. Beobachtungen und praktiſche Bemerkungen für deutſche Auswanderer, von Dr. Ackermann.

Nro. 13.

Schriften über Amerika. 1) Bericht über eine Reiſe nach den weſtlichen Staaten Nordamerika's und einen mehrjährigen Aufenthalt am Miſſoury, oder das Leben im Innern der Vereinigten Staaten, von G. Duden. — 2) Die Menſchen und die Sitten in den Vereinigten Staaten, von dem Oberſten Hamilton. Nach der dritten engliſchen Auflage überſezt von L. Hout.

Nro. 14.

Schriften über Amerika. 2) Die Menſchen und die Sitten in den Vereinigten Staaten, von dem Oberſten Hamilton. (Schluß.)

Nro. 15.

Schriften über Amerika. 3) Bereiſung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit beſonderer Hinſicht auf den Eriekanal, von A. Duttenhofer. — 4) Beſchreibung der Vereinigten Staaten in Nordamerika. Den deutſchen Auswanderern gewidmet von Eggerling.

Nro. 16.

Schriften über Amerika. 4) Beſchreibung der V. Staaten von Nordamerika. Den deutſchen Auswanderern gewidmet von Eggerling. (Schluß.) — 5) Die Freiſtaaten von Nordamerika. Beobachtungen und praktiſche Bemerkungen für auswandernde Deutſche, von Guſtav Löwig. — 6) Sichere Anleitung für Auswanderer und Reiſende nach den Vereinigten Staaten, von Collins. — 7) Kurze Schilderung der Vereinigten Staaten, von A. Witte. — 8) Dewis guter Rath für Einwanderer nach Nordamerika. Herausgegeben von Riedlen.

Nro. 17.

Schriften über Amerika. 9) Atlantiſche Erinnerungen. Reiſebilder aus Kanada und den Vereinigten Staaten, von Th. Pavie. — 10) Darſtellung der bürgerlichen Verhältniſſe in den Freiſtaaten von Nordamerika, nebſt einer merkwürdigen Reiſe dahin, von Page. — 11) Amerika und die Auswanderung dahin. Zum Bedenken des Bedenklichen für Amerikaner und Deutſche. — 12) Goſſelmanns Reiſe zwiſchen Süd- und Nordamerika. Ein Skizzenbuch auf der See. Aus dem Schwediſchen überſezt von K. Lappe.

Nro. 18.

Schriften über Amerika. 13) Mexiko in den ereignißvollen Jahren 1832 und 1833 und die Reiſe hin und zurück, aus vertraulichen Briefen, mit einem Anhang über die neueſten Ereigniſſe daſelbſt nebſt merkantiliſchen und ſtatiſtiſchen Notizen, von C. C. Becher. — 14) Reiſeſcenen aus Amerika, herausgegeben von Dr. Adrian. — Gefängniß-Literatur. Die Gefängniſſe und die Gefangenen. Ein Wort zur Beförderung der Humanität, von W. Sauerländer.

Nro. 19.

Schriften über Amerika. 15) Iver Bere's Beſchreibung von Grönland, mit einer Karte und Vorrede von Arent Aſchlund. Aus dem Däniſchen. — Geſchichte. Histoire universelle du XIX. siècle, par le Baron de Chapuys-Montlaville. — Vermiſchte Schriften. Die lezten zwanzig Jahre am Rhein, von Zeiler.

Nro. 20.

Muſik-Literatur. 1) Geſchichte der europäiſch-abendländiſchen oder unſerer heutigen Muſik. Darſtellung ihres Urſprungs, ihres Wachsthums und ihrer ſtufenweiſen Entwicklung, von dem erſten Jahrhundert des Chriſtenthums bis auf unſere Zeit. Für jeden Freund der Tonkunſt vom k. k. Hofrath Kieſewetter.

Nro. 21.

Muſik-Literatur. 1) Geſchichte der europäiſch-abendländiſchen oder unſerer heutigen Muſik. (Schluß.) — 2) Verſuch einer rationellen Konſtruktion des modernen Tonſyſtems, von Dr. Wöltje.

Nro. 22.

Muſik-Literatur. 3) Johannes Pierluigi von Paleſtrina. Seine Werke und deren Bedeutung für die Geſchichte der Tonkunſt. Mit Bezug auf Baini's neueſte Forſchungen dargeſtellt von C. von Winterfeld.

Digitized by Google

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 1. Januar 1835.

— So ſeyd uns denn
Zur neuen Zeit, ſo wie zur alten günſtig.

Goethe.

Retrospektus zum neuen Jahr.

An die Leſer.

Acht=und=zwanzigmal hat das Morgenblatt ſeit ſeinem Beginn das Jahr ſich erneuern ſehen, faſt eine Generation lang iſt es ununterbrochen durch die Zeit gegangen, und die Mehrzahl der Männer, deren Unterſtützung es ſich gegenwärtig erfreut, ſind Söhne derjenigen, welche ihm die Pathengeſchenke an die Wiege brachten. Es hat unter ſeinen Standesgenoſſen in der deutſchen Literatur nur Einen Senior, der ſeit einer noch längern Reihe von Jahren unausgeſezt der deutſchen eleganten Welt ſeine Aufwartung macht, dagegen hat es ganze Geſchlechter Nachgeborner ausſterben ſehen, und darnach zu urtheilen, müßte unſere Zeitſchrift allerdings ſchon weit im Greiſenalter vorgerückt ſeyn, wäre nicht einem literariſchen Organismus nicht ſowohl die Natur des Menſchen, als vielmehr die des Gewächſes eigen. Wenn des Menſchen Leben ſiebzig Jahre dauert, wenn's hoch kommt achtzig, ſo hat der Baum ein, menſchlichen Begriffen nach, faſt unbegrenztes, nur von zufälligen Stürmen bedrohtes Daſeyn. In ruhiger Bildung legt ſich ein Jahrring um den andern, jedes Jahr ſieht eine neue Blätterkrone, und wenn nur der Kern geſund iſt, hat der Baum nur die Zuckungen der Erde und das Feuer des Himmels zu fürchten.

Eine langjährige Zeitſchrift wird nothwendig den Charakter der verſchiedenen Perioden tragen, die ſie durchlaufen; in einer Zeit, die Jedermann eine gährende nennt, nur daß der eine dabei an die geiſtige, der andere an die faule Gährung denkt, muß ſich dies deſto auffallender ausſprechen, und ſo iſt denn auch die unſrige in ihren verſchiedenen Maſſen, wie ein Produkt, ſo ein Barometer der Zeit. Mögen aber auch die Aeſthetik dieſer Blätter und die bei ihrer Herausgabe befolgten äußern Normen ſich mit den Zeitanſichten verändert haben, wie die politiſche Landkarte von Europa; der ihnen zu Grunde liegende Gedanke, den der getreue Leſer längſt gewürdigt hat, iſt unverändert geblieben, wie das Basrelief unſeres Erdtheils. Eine Zeitſchrift, die in irgend einem Grade einer literariſchen, äſthetiſchen, dramatiſchen, muſikaliſchen Coterie dient, kann in ihrer Art nicht modern genug ſeyn; wir aber auf unſerem Standpunkt haben von jeher darauf geachtet, uns von den zufällig auftauchenden Erſcheinungen der Zeit nicht zu ſchnell hinreißen zu laſſen, uns nicht unbedingt dem Neueſten hinzugeben, wohl wiſſend, daß es nur zu oft keineswegs das Schöne und Vernünftige, und noch weniger das Dauernde iſt; ſtatt die lachende, vergängliche Farbe der Tagesmode aufzupflanzen, ziehen wir es vor,

Digitized by Google

uns von der Zeit ſelbſt färben zu laſſen, und ſie iſt raſch genug in ihrem Geſchäfte.

Wir heben einige Punkte hervor, in denen die Redaktionen dieſer Blätter im Laufe der Zeit von der frühern Oekonomie derſelben abzuweichen genöthigt waren.

Es gab eine Zeit, wo die Deutſchen ein Theater zu haben glaubten, und am Beſitze deſſelben herzlich froh waren. Während der Stürme des Kriegs ſaß es ſich ſo behaglich vor jenen Lampen, welche das Gebiet der Phantaſie von dem der Wirklichkeit abgrenzen. Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Sänger und Sängerinnen waren dem Deutſchen die freundlichen Gottheiten minorum gentium, Faunen und Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, die mit ihren ergötzlichen Spielen die geängſteten Sterblichen des furchtbaren Haders der obern Götter auf Augenblicke vergeſſen ließen. Und wie man ſich ihren Spielen willig hingab, ſo hörte und las man auch gerne von ihren innern Kriegen und Siegen, als Opiat gegen die Krämpfe, die einem die Leiſtungen auf den Schlachtfeldern verurſachten. Als man aber nach dem Frieden anfing, auch ſeine geiſtige Habe zu wiegen und zu zählen, wurde man inne, daß das, wofür man bisher geſchwärmt, nicht viel beſſer war als ein Todtentanz, und daß in der Richtung, welche die Zeit ſofort nahm, der ſchwache Lebensfunke, ſtatt friſch aufzulodern, in der Ruhe der Welt vollends zu erlöſchen drohte. Man beeilte ſich zwar im Hauſe Melpomenes, durch Lärm und Feſtgepräng dem Volke die Kunde zu verbergen, daß der Genius im Sterben liege; aber, wie denn die Pfade der Kunſt und die der Geſchichte ſich immer wunderlich kreuzen, die Periode war einmal eingetreten in unſerer dramatiſchen Kunſt, welche auch den Untergang der römiſchen Republik bezeichnete, und die Horaz in ſeiner Epiſtel an Cäſar Auguſtus ſo energiſch ſchildert. Sobald dieſer Zuſtand für die Urtheilsfähigen im Publikum kein Geheimniß mehr war, konnten ausführliche Berichte über die Bühne in der hergebrachten Form von nun an kein geeigneter Stoff für die Unterhaltung mehr ſeyn; Buch zu halten über die Erſcheinungen auf den Brettern, hieß Krankenbulletins ſchreiben, und ſo blieb uns denn nichts übrig, als den Schauſpielerwinkel in unſerer Halle eingehen zu laſſen und an unſere Korreſpondenten den Wunſch zu richten, ſie möchten hinfort unſere Blätter mit den Fußſtapfen des Soccus und Kothurn weniger platt treten. Wir ſind bemüht, dieſe Lücke, welche die Zeit ſelbſt gemacht hat, würdig auszufüllen; wir möchten gerne ein Drama, deſſen Intereſſe nie erlahmt, ſich in unſern Blättern ſpiegeln, wir möchten den Geiſt des Volks ſelbſt geiſtreich ſprechen laſſen; aber wir fühlen, daß das Leben ein ſpröderer Stoff iſt als die Kunſt.

Von jeher hat das Morgenblatt populäre Naturgeſchichte in ſeinen Plan aufgenommen. Früher, dem Charakter der Periode gemäß, bewegten ſich die Mittheilungen aus dieſem Fache vorzüglich auf dem Gebiete abgeriſſener, auffallender Thatſachen, Naturwunder und Curioſitäten. Als der außerordentliche Aufſchwung, den ſeit dem lezten Viertheil des vorigen Jahrhunderts alle Fächer der Naturwiſſenſchaft nahmen, ſeine Wirkungen auch auf die Maſſen zu äußern begann, bemühten ſich eine Menge populärer Schriften, diejenigen, welchen alle Eroberungen des menſchlichen Geiſtes als Bildungsmittel wichtig ſind, ohne daß ſie ſelbſt den Bau der Wiſſenſchaften fördern helfen, in dieſer Beziehung auf die Höhe der Zeit zu ſtellen, und zahlreiche Pfennigunternehmungen brachten das unendlich Große wie das unendlich Kleine in der Natur der Jugend und den Nachzüglern in Guckkaſtenbildern vor Augen. Von nun an reichten für unſer Publikum jene Appellationen an ein vages Gefühl für die Größe der Natur, und die Aufzählung merkwürdiger Details nicht mehr aus. Wir mußten den Standpunkt des Objektiven, Beſtehenden mehr verlaſſen, wir mußten die Operationsplane der Wiſſenſchaften beim Vordringen auf ihrem Gebiet anſchaulich zu machen und die Leſer, wenn auch als Non-combattans, hinter der Linie der Plänkler zu halten ſuchen. Wenn wir bei unſern Skizzen der modernen Kosmogonie, wie ſie ſich nach und nach in den Köpfen des jetzigen Geſchlechts bildet, uns, wo es thunlich war, auf den poetiſchen Standpunkt ſtellten, ſo haben wir wohl hie und da zu einer gewiſſen naturhiſtoriſchen Kannegießerei Anlaß gegeben; allein dieſe iſt ein weit fruchtbareres und lohnenderes Phantaſieſpiel als die politiſche, und ſo haben wir wohl gar Dank verdient.

Es iſt Sitte vieler Blätter, und man kann wohl ſagen, die unſrigen ſind mit dem Beiſpiel vorangegangen, angenehme poetiſche und literariſche Kleinigkeiten zwiſchen die Materien zu ſtreuen, welche gleich ſchalkhaften Genien und Gnomen zwiſchen den größern, ernſtern Geſtalten hervorlauſchen und vorzugsweiſe die Träger von Witz, Laune und Satire ſeyn ſollten. Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, inwiefern ſich der äſthetiſche Geſchmack im Allgemeinen gegen eine frühere Periode modifizirt hat; wenn wir aber nicht irren, ſo iſt in der Schätzung derjenigen, denen wir vorzüglich gefallen möchten, der ächte Witz bedeutend geſtiegen, und da ſomit die Anforderungen an jene kleinen Kunſtwerke, deren Seele der Witz iſt, Epigramme, Xenien, Streckverſe u. dergl. höher geworden ſind, ergibt ſich von ſelbſt die Gefahr der Unterhaltung eines Kleingewehrfeuers, wobei nur zu oft das Ziel verfehlt und der Geſchmack verlezt wird. Wohl möchten wir gerne ſolche Blüthen in unſere Blätterkränze winden, wären ſie ächt, friſch und duftig zu haben,

Digitized by Google

aber als Heu zur Verpackung glauben wir ihrer entbehren zu können.

Der Titel unſers Blattes: „für gebildete Stände," hat früher zu manchem guten Scherz Anlaß gegeben, in einer neuern Zeit, wo mit Worten viel nivellirt wird, iſt er uns faſt ernſtlich zum Vorwurf gemacht worden. Das beſte am Titel möchte wohl ſeyn, daß er heute acht- und zwanzig Jahre alt iſt, und wir möchten nimmermehr das Morgenblatt um die Ehre bringen, das Jubelfeſt ſeiner Verbindung mit den „gebildeten Ständen" feiern zu können. Wir benutzen indeſſen dieſe Gelegenheit, um uns darüber auszuſprechen, für wen wir — die Redaktoren und ihre Mitarbeiter — ſchreiben, wen wir uns als Leſer denken. Wir ſchreiben für die gute Geſellſchaft, nicht für die, welche ſich ſelbſt ſo nennt und ſich da oder dort befindet, ſondern für die, welche überall und nirgends iſt, für die Ariſtokratie, welche kein Ackergeſetz aufhebt und kein Statut umſchreibt, in die ſich Jeder ſelbſt immatrikulirt, und aus der man ſich nur ſelbſt ausſtößt.

Ein franzöſiſcher Kritiker, der dem Morgenblatt die Ehre erweist, es zum Repräſentanten deutſcher Unterhaltungsblätter zu machen, wirft uns vor, daß wir, ohne Plan, Prinzip und Syſtem, nur darnach trachten, das Publikum Tag für Tag, gleichviel wie und wodurch, zu unterhalten. Der deutſche Leſer wird es ſchwerlich dem Franzoſen auf's Wort glauben, daß er ſich unſyſtematiſch unterhalten läßt. Indeſſen wären wir vollkommen zufrieden, wenn uns auch Deutſchland kein anderes Syſtem zutraute, als daß wir nach dem Ungemeinen ſtreben, und daß wir, da die ſchwere Aufgabe unmöglich überall erfüllt werden kann, wenigſtens redlich bemüht ſind, das Gemeine abzuhalten, was auch nicht ſo leicht iſt.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

Die folgenden Skizzen fanden ihre Entſtehung auf einer Reiſe, die der Verfaſſer in Verbindung mit einer zahlreichen Geſellſchaft von St. Petersburg nach Lübeck unternahm, zu der Zeit, als in der Hauptſtadt die Cholera Morbus ausgebrochen war. Obgleich man ſich von einem erkrankten Orte entfernte, um ſich einem geſunden zu nähern, ſo war doch die zunächſt allgemein herrſchende Stimmung in der Geſellſchaft Furcht in der Gegenwart und Zweifel für die Zukunft. Man rettete ſich auf das Schiff, ohne viel zu fragen, wohin die Fahrt ging, man vermied, Plane zu machen, weitläufige Anordnungen zu treffen; denn man wußte ja nicht, wie viel einem noch von dem nächſten Tage gehöre. Eile war das erſte Geſetz; was dieſe begünſtigen konnte, kam gelegen, und Jedermann glaubte erſt dann freier athmen zu können, als die Thürme der Stadt allmählich am Horizonte verſanken.

Bald ſah man ſich nun in der grenzenloſen Waſſerwelt allein, und das Schiffsleben, ebenſo eigenthümlich und ſcharf begrenzt als das Leben in der Wüſte, begann ſich auszubilden. Das erſte Geſetz auf den ſchwankenden, ſchwimmenden Brettern iſt, ſich aneinander anzuſchließen. Nirgends iſt gewiß ein Menſchenhaſſer übler daran, als auf dem Schiffe; es gibt für ihn keinen Ausweg, er muß entweder ſein finſteres Syſtem aufgeben oder ſich kurzweg über Bord in die Wellen ſtürzen; denn hat man ſich gemieden, verfolgt, verläſtert auf dem feſten Lande: zur See, die enge Kajüte, ein wenig ſtürmiſche Bewegung, und Alle werden zu Paaren getrieben. Hiezu kam noch, daß die Geſellſchaft die Nothwendigkeit fühlte, da aus einer kurzen Reiſe durch widrige Umſtände eine recht lange wurde, ſo ſchnell als möglich ſich mit einander zu verſtändigen und zu ſetzen, und erſt als dieſer chemiſche Prozeß der Maſſe entſchieden war, bildeten ſich die Elemente eines leiblichen Zuſammenlebens. Zwei gleich ſtarke Feinde konnten jedoch auf keine Weiſe beſiegt werden; dieſe waren die Furcht vor der Peſt, die in der Zukunft drohte, und die Seekrankheit, die in der Gegenwart plagte. Wer auch nur flüchtig mit dieſem Uebel bekannt geworden, kann ſchon hinlänglich beurtheilen, wie es dem unglücklichen Opfer ergehen müſſe, welches das Unthier mit der ganzen Schärfe ſeiner Klauen anfällt. Es iſt nicht zu viel geſagt, daß man dahin gelangen kann, ſich in den peinigendſten Momenten dieſer fürchterlichen Krankheit den Tod herbeizuwünſchen. Hülflos liegt der Unglückliche in dem engen, ſargartigen Bette, und jede Bewegung das Schiffes macht ſich ihm fühlbar durch Marter, als lösten ſich die Bande des Körpers und der Seele. Man glaube nur nicht, daß Faſten und Ruhe gegen das Uebel ſchützen; je mehr Bewegung, je beſſere und reichlichere Mahlzeiten, ſie deſto geſicherter darf man ſich halten. Dieſe Grundſätze wurden auch von der Geſellſchaft ausgeübt. Das ziemlich geräumige Verdeck, auf dem man ſo viel als möglich ſich des Gepäcks entledigte, gab einen Spazierplatz her, auf dem von der erſten Morgenfrühe bis tief in die Nacht ſich die bunten Gruppen auf und nieder bewegten. Kaffee- und Theetiſchchen, ſo wie ſonſtige umſtändliche Niederlaſſungen einiger bequemen Gäſte wurden durchaus nicht gelitten; man zerſtörte grauſam und unerbittlich dieſe gemüthlichen Etabliſſements, wo man ſie nur entdeckte; denn abgeſehen von dem Zweck der Spaziergänger, mußte auch der Platz frei erhalten werden für

die Bälle und Maskeraden, die Nachts angeordnet wurden. Dieſe Feſtlichkeiten waren beſonders in ihrer Art und durchaus phantaſtiſche Schöpfungen. Man denke ſich unſere Argo, wie ſie durch die nächtlichen Fluthen mit ihren rauſchenden, ſprühenden Rädern, mit dem dampfenden, kochenden Athem, den ſie aus dem Innern emporwirbelt, dahin fährt, vom Nachtwind umſpielt, der vergeblich die Segel ſucht, die er ſchwellen möchte. Auf dieſem Schiffe nun, das durch Zauberei fortgetrieben wird, bewegt ſich ein ebenfalls verzaubertes Völkchen beim Scheine bunter Lampen toll durcheinander. Die Violine des Bootsmanns kreiſcht ihre wilden Töne, eine übelgeſtimmte Klarinette fällt ein, und es ſtellen ſich die Paare zum Contretanz einander gegenüber. Allein das ſind nicht die zierlichen Geſtalten, wie ſie wenige Wochen zuvor noch in den Sälen der Reſidenz geglänzt haben, nicht die friſchen, lächelnden Mädchengeſichter, die damals alle Blicke auf ſich zogen — nein, übelfriſirte, todtblaſſe Köpfchen, in denen der ganze heilloſe Schwindel der Seekrankheit ſpukt, blicken aus der Maskenumhüllung hervor, ſie ſtürzen und fallen auf einander zu, Gelächter und Geſang erſchallt, die Fiedel kreiſcht immer lauter, die Verwirrung wird immer ärger; endlich ſinkt Alles erſchöpft nieder, ein Theil auf die Bänke, ein anderer auf die Tonnen und das Gepäck umher, die bunten Lampen verlöſchen, und wie das nächtliche Heer der Kobolde beim Beginne des Tages, verſinkt die Geſellſchaft in die Unterwelt der Kajüte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Thiers Aufnahme in die Akademie.

Die Sitzungen der Académie française werden wenig beſucht; ſie ertheilt ihre Preiſe, ſie gibt die Produkte ihrer Mitglieder zum Beſten, ſie lieſt Trauerſpiele von Jouy und epiſche Gedichte von Parſeval Grandmaiſon vor, kein Menſch kommt, um zu genießen und zu klatſchen. Die Portiers des Inſtituts hatten daher ihre innige Freude an der Menge Karoſſen, die am vorigen Samſtage am Pallaſte anfuhren. Dergleichen Herrlichkeiten waren ihnen ſeit Jahren nicht mehr vorgekommen. Munizipalgarden zu Pferde und zu Fuß ſtanden im Hofe, am Quai und in der Straße Mazarin; auch Polizeiſergeanten, Taſchendiebe und Mouchards waren zu haben; es war ein vollkommenes Pariſer Feſt. Lange vor Eröffnung der Sitzung war bereits die Rotunde mit ſchönen Frauen, ſchönen jungen Herrn, Künſtlern, Staatsmännern und Fremden beſezt. Da war der türkiſche Geſandte: der Mann iſt jung und hat ein ganz angenehmes Geſicht, und ſoll ein geſcheiter Kopf ſeyn; die Franzoſen ſind höflich, unſer Franzöſiſch zerreißt ihnen die Ohren, ſie lächeln dazu, als wenn es Weber'ſche Muſik wäre; aber dem türkiſchen Geſandten im blauen Ueberrocke, mit Koſackenhoſen und einer rothen Mütze auf dem Kopfe haben ſie denn doch in's Geſicht gelacht. Sehen Sie dort Talleyrand im grüngeſtickten Fracke, mit einer ſeidenen Houppelande darüber; nachläſſig liegt das weißgepuderte Haar an den Schläfen, die ſchlaff herabhängende Unterlippe, die weichen, in einander verſchwimmenden Züge, das halbgeſchloſſene Auge mit dem lauernden Blicke, die zuſammengezogenen Braunen unter der kühnen, geiſtreichen Stirne, verkünden den Epikuräer, den Denker und den Diplomaten. Die Julirevolution hat Talleyrand in die Academia des sciences morales zurückgeführt, darum trägt er den grüngeſtickten Frock, die Uniform des Inſtituts; er hat gewiß einen Witz über ſich ſelbſt gemacht, als er ihn anzog. Muſtern Sie die Frauen, laſſen Sie den Blick über alle dieſe reichen und unruhigen Köpfe gleiten, die ſich mit ihren Federſträußen und Guirlanden, Ruches, Bändern und Schleifen von Flor und Gaze wie Tulpen im Winde wiegen, und weilen Sie bei den ſchönſten unter all dieſen ſchönen braunen, ſchwarzen und blauen Augen, die ihre magnetiſchen Emanationen nach allen Seiten ausſtrömen laſſen: das iſt die Herzogin von D., Talleyrands Freundin. Dort ſizt die Dichterin Taſtu, von der Sie bald viel Schönes leſen werden; der Madame Dupin hat wahrſcheinlich ihr Mann verboten, die Rede ſeines ſiegreichen Gegners anzuhören; er ſelbſt iſt nicht zugegen, auch Lord Brougham fehlt. Hier iſt Pasquier mit der famöſen rothen Perrücke; Villemain, der häßlichſte und geiſtreichſte aller Akademiker, und daher ganz geeignet, ſie als Secrétaire perpétuel zu repräſentiren, wozu er vor einigen Tagen gewählt worden; Lebrun, der geniale Ueberſetzer der Maria Stuart, Lemercier, der Verfaſſer des Pinto, Beide einſt als Sprach- und Geſchmackverderber verſchrien, Beide die erbittertſten Gegner der jüngern dramatiſchen Schule. So geht es mit den Revolutionen, mögen ſie literariſch oder politiſch ſeyn; heutzutage ſchickt Guizot Gensdarmen und Polizeiſergeanten aus, um die Studenten zu verhaften; vor ſechs Jahren wurde er in der Sorbonne als ein Opfer der Jeſuiten mit rauſchendem Applaus empfangen. Da ſizt er, nebſt Couſin, neben Thiers. Couſin macht dem Recipiendär Zuckerwaſſer zurecht, während Guizot bleich, ſtumm und niedergeſchlagen auf den Boden ſieht. Guizot kann es ſich nicht läugnen, in dem lezten parlamentariſchen Kampfe war es Thiers, der den Sieg entſchied. Thiers ſteht auf dem Gipfel der Größe: ſein Name ſchallt durch alle Straßen, durch alle Salons und alle Kaffeehäuſer. Der National und der Charivari, die Karrikatur, der Courier und der Temps, der Conſtitutionnel und die Tribune, kurz alle die hundert Stimmen der Preſſe, wie er ſich in ſeiner Antrittsrede ausdrückt, verhöhnen und verſpotten ihn, und ſenden ihm ganze Weſpenſchwärme von Epigrammen, Calembourgs, Witzen und Schnurren aller Art nach, und das iſt ja eben politiſcher Ruhm, das iſt der Ruhm, wie er in Repräſentativſtaaten errungen wird; über Thiers vergißt man den Prozeß des National und den Prozeß der Republikaner, und Odry und die Dejazet, und ſelbſt das neue Vaudeville Frétillon; Thiers iſt jezt der eigentliche Chef des Miniſteriums, das fühlt Guizot recht gut, und darum ſizt er ſo ſtumm und bleich da; Thiers hat ihn als eine Trophäe an ſeinem Siegeswagen hieher geſchleppt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Januar 1835.

> Nichts hält zurück in Calpe's engen Schranken
> Den kühnen Geiſt. —
>
> Taſſo.

Was wuſsten die Alten von Amerika?

Amerika heißt uns die neue Welt, und lange war man überzeugt, die Schiffe des Columbus haben das allererſte Band zwiſchen dem Geſtade der öſtlichen und dem der weſtlichen Halbkugel geknüpft. Die Beſchaffenheit des Landes, der Zuſtand der Bevölkerung, beider Fremdartigkeit ſchien auch dieſe Anſicht zu beſtätigen, und die Ueberraſchung war daher nicht gering, als man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die erſten unzweideutigen Spuren einer untergegangenen uralten Kultur auffand, welche nach der alten Welt hinüberwieſen. Im Jahr 1750 entdeckte man in den Diſtrikten von Chiapa und Guatimala in Mittelamerika gigantiſche Trümmer, mit deren Aufdeckung man aber erſt 1787 den Anfang machte. Sie wurden vielfältig beſucht, durch Alexander v. Humboldt beſchrieben und abgebildet, und im gegenwärtigen Augenblick erſcheint zu Paris eine Prachtausgabe dieſer mexikaniſchen Alterthümer. Sie zeigen bekanntlich eine überraſchende Aehnlichkeit mit den alten Reſten phöniziſcher Kultur und egyptiſcher Kunſt. Nach einer ungefähren Schätzung, wobei namentlich die über den Spuren dieſer namenloſen Bevölkerung alt gewordenen Bäume einen Anhaltspunkt gaben, ſind ſie zwei- bis dreitauſend Jahre alt. Andere Denkmäler, welche ſämmtlich den Stempel eines ſehr hohen Alters tragen, und bei denen man im eigentlichſten Sinn von undenklicher Zeit ſprechen kann, ſind in neuerer Zeit in den Vereinigten Staaten, in Chili und Peru gefunden worden. Bereits gibt es eigene Abhandlungen über die Frage: ob Amerika den Alten bekannt geweſen ſey, und eine Menge von Schriftſtellern haben ſich im Vorbeigehen damit beſchäftigt. Es wäre aber vielleicht auch für ein größeres Publikum nicht ohne Intereſſe, wenn hier ſämmtliche darauf ſich beziehende Stellen der alten Schriftſteller und andere alte Dokumente, welche, wenn ſie auch den ſtreitigen Punkt nicht entſcheiden, doch zu fruchtbarem Nachdenken Anlaß geben können, zuſammengeſtellt würden. Der Leſer wird natürlich hier keine Löſung des wichtigen hiſtoriſch-geographiſchen Problems erwarten und das Folgende nur als eine Einleitung zu dem betrachten, was wir ſpäter über die mexikaniſchen Alterthümer ſelbſt ſagen werden.

Wenn wir den Antichthon (die Gegenerde) der Pythagoräer übergehen, von dem ſich nicht viel ſagen läßt, der aber wohl falſch gedeutet wird, wenn man in ihm den Begriff der Antipoden ſucht, feſſelt zunächſt jene berühmte Stelle des Plato unſere Aufmerkſamkeit, wo er die, ſonſt dem ganzen griechiſchen Alterthum fremde, egyptiſche Sage von der großen Inſel Atlantis erzählt, über welche ganze Bücher geſchrieben worden ſind. Im Timäus des Plato wird nämlich erzählt, als Solon bei

Digitized by Google

den Prieſtern zu Sais nach den älteſten Sagen der Geſchichte geforſcht, habe ihn ein alter Mann verſichert, die Hellenen ſeyen, den Egyptern gegenüber, wahre Kinder auf Erden: denn während leztere das Bewußtſeyn haben, wie der Erdboden ſchon mehreremale durch Feuer und Waſſer verheert worden und das Menſchengeſchlecht faſt ausgerottet worden ſey, und in ihren Tempeln die Ueberlieferungen aus den älteſten Zeiten aufbewahet werden, wiſſen die Griechen nur von einer einzigen und zwar der lezten Ueberſchwemmung zu erzählen; dieſe aber habe bei ihnen ſo ſehr alles Andenken an ihre frühere Geſchichte verwiſcht, daß ſie nicht einmal mehr etwas von der vornehmſten Großthat ihrer Väter, von ihrem Sieg über die Atlantiden wüßten. Als nämlich die Könige der groſſen Inſel Atlantis, welche in jener Vorzeit ihre Herrſchaft ſogar bis Hetrurien und Egypten ausgedehnt, auch nach Griechenland vordringen wollten, ſeyen ſie von den Athenern und ihren Bundesgenoſſen heldenmüthig zurückgeſchlagen worden. Anderwärts beſchreibt Plato dieſe im weſtlichen Ocean gelegene Inſel als ein Ideal guter Verfaſſung, geſegnet durch Ueberfluß an Menſchen und Thieren aller Art, durch Reichthum und Herrlichkeit, ausgezeichnet durch Wiſſenſchaften, Künſte und Meiſterwerke, bis ſie in Sittenloſigkeit und Laſter verfiel. Da kam eine Kataſtrophe, welche ſie mit einem großen Theil der Länder am Mittelmeer in den Wellen begrub. Es ſoll dies 10,000 Jahre vor Solon geſchehen ſeyn. — Wir ſetzen die hieher gehörige Hauptſtelle mit Platos eigenen Worten her: „Ihr, die Hellenen, habt die große Kriegsmacht gedemüthigt, welche vom atlantiſchen Meere her über ganz Aſien und Europa herzog, denn damals war das dortige Meer noch fahrbar. Eine Inſel lag vor der Mündung, welche ihr die Säulen des Herkules nennt, größer als Libyen und Aſien zuſammen, und von ihr konnten damals die Reiſenden nach den andern Inſeln fahren, und von dieſen auf das gegenüberliegende Feſtland, welches um jenes wahrhafte Meer herumlag. Denn dieſes hier, das innerhalb der Mündung, von der wir ſprachen, liegt, erſcheint nur als ein Hafen mit einer engen Einfahrt. Jenes aber iſt ein wahres Meer und das Land rings um daſſelbe könnte man in Wahrheit Feſtland nennen. Auf dieſer Inſel Atlantis nun vereinte ſich die ungeheure Heeresmacht vieler Könige, welche theils über dieſe Inſel, theils über manche andere Inſeln und Theile des Feſtlands herrſchten, außerdem auch noch über die Landſtriche Libyens innerhalb bis an Egypten, und über Europa bis Tyrrhenien. Und dieſe geſammte Macht unternahm es einſt, euer und unſer Land und Alles, was innerhalb der Mündung liegt, ſich mit Einem Schlag zu unterwerfen. Ihr aber befreitet uns alle, die wir dieſſeits der Säulen des Herkules wohnen. Später nun kamen außerordentliche Erdbeben und Ueberſchwemmungen, und in Einem Tage und Einer Nacht ward eure ganze ſtreitbare Macht von der Erde verſchlungen, gleicherweiſe ſank aber auch die Inſel Atlantis in das Meer und verſchwand. Deßhalb iſt auch das dortige Meer jezt nicht zu befahren, wegen des tiefen Schlamms, der von der verſunkenen Inſel herrührt.“

Liest man nun in den Geſchichtſchreibern der Entdeckung von Amerika, wie die Begleiter des Columbus auf ſeiner erſten Reiſe, als man etwa 200 geographiſche Meilen jenſeits der Canarien die See mit einem dichten Pflanzenteppich bedeckt ſah, der ſie zu einer ungeheuren Wieſe machte und die Schiffe in ihrem Lauf verzögerte, glaubten, ſie haben jezt die Grenzen des ſchiffbaren Oceans erreicht, und unter dieſen ſchwimmenden, beweglichen Klippen liegen weite Strecken verſunkenen Landes, ſieht man, wie ängſtlich ſie eine ſo einfache, beſonders in der Nähe des Landes ſo natürliche Erſcheinung machte, ſo gedenkt man unwillkührlich der obigen Erzählung Platos und jenes Schlamms der verſunkenen Inſel, der die Seefahrer ſo lange aufhielt.

Statt alle Vermuthungen der neuern Gelehrten von Rudbeck bis auf Bailly über dieſen Gegenſtand aufzuzählen, beſchränken wir uns darauf, zwei Punkte hervorzuheben, welche ihnen entgangen zu ſeyn ſcheinen. Einmal findet ſich merkwürdigerweiſe der Name Atlantis und Atlantiden in Amerika wieder vor, und zwar im Lande Aztlan, in welchem die alten Mexikaner, nach den eigenen Sagen des Volks, zuerſt gewohnt haben ſollen. Daß aber ein zweiter Punkt noch Niemanden aufgefallen, iſt wirklich verwunderlich: die Stadt Mexiko nämlich mit ihrem See, mit den langen Straßendämmen, die ſie mit dem Lande in Verbindung ſetzen, und in denen hin und wieder Oeffnungen ſich befinden, über welche Brücken geſchlagen ſind, mit der Pracht und Herrlichkeit, welche die erſten Eroberer daſelbſt fanden, hat eine überraſchende Aehnlichkeit mit der Hauptſtadt der Atlantiden, wie ſie Plato in einem andern Geſpräch, dem Kritias, ſchildert. Folgendes ſind ſeine eigenen Worte: „Zuerſt umgab Neptunus den Boden, auf dem er ſeine Stadt gründete, mit Waſſergräben, und durchſchnitt dieſe mit mehr oder weniger breiten Landzungen. Die Waſſerdecken waren eben ſo viele Bollwerke, welche die Stadt unzugänglich machten. Man machte Einſchnitte in die verſchiedenen Dämme, und die Brücken über dieſelben wurden ſo angelegt, daß ein Dreiruderer aus einem Becken in das andere fahren konnte . . . Die Könige der Atlantis beſaßen ſo große Schätze, daß ihnen kein Fürſt darin gleich kam und nicht leicht je gleichkommen wird.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

Von dieſen verzweifelten Luſtbarkeiten ſich abwendend, zogen Einzelne es vor, an einem entfernten Plätzchen, gelehnt an die Bruſtwehr, hinauszuſchauen auf das grenzenloſe nächtliche Element, wie es vom Monde ein ſpärliches Licht empfängt. Das iſt ein Gemälde, das die Seele heftig ergreift. Das Auge wird nicht müde, dem geheimnißvollen Spiele zuzuſchauen, welches Mondlicht und Welle mit einander treiben, unbekümmert um menſchliche Thorheit und Mühen. Zu ſolchen einſamen Beobachtern geſellt ſich dann wohl ein müſſiger Matroſe, es kommen zwei, drei herbei, und man erzählt ſich Geſchichten. Der Araber auf ſeinem Ruheplatz in der Wüſte, und der Matroſe auf ſeinem Schiffe ſind treffliche Mährchenerzähler. Vor ihnen ausgeſpannt liegt das geheimnißvolle Element, die Heimathwelt ihrer Wunder, in Ruhe da, das Grauſen und Entſetzen ſchlummert, und nur im halbleiſen Ton der bewegten Seele des Erzählers zittern die wilden Gefahren und Abenteuer vergangener Tage. Wer wollte ihren Berichten den Glauben verſagen, wer an ihren Ausſprüchen zweifeln, wenn man unter ſich die geheimnißvolle Welle rauſchen hört, wenn das Auge, ſo weit ſeine Kraſt trägt, nichts als Himmel und Meer ſieht und eine unbekannte Welt mit allen ihren Schrecken uns umlagert hält? Gewiß, wer ein Mährchen in einer ungläubigen Geſellſchaſt, bei Putz, Lichtern und Geräuſch erzählt, mag ſeine ganze Kunſt aufbieten, mag ängſtlich die Gegenſtände wählen und anordnen, damit der beabſichtigte Eindruck nicht verloren gehe, wer aber um Mitternacht am Bord eines Schiffes erzählt, erzählt immer gut. So hätte, wer die Matroſen unſers Schiffs anhörte, ſchwören mögen, er ſehe Leute vor ſich von der äußerſten Wichtigkeit. Da war Keiner unter ihnen, der nicht wenigſtens zwei oder drei Reiſen in unbekannte Meere, gefahrvolle Abenteuer auf noch nie genannten Inſeln unternommen und beſtanden hätte. Es gab unter dieſen Edlen mehr als einen Columbus, und wenn die Erzählungen beendet waren, ſo erſtaunte man über das Gewicht der Achtung und Bewunderung, das man ſo vielen unerhörten Talenten und verborgenen Großthaten ſchuldig wurde. Beim Lichte des Morgens beſehen, nahmen ſich freilich die Berichte um vieles anders aus; die Erzählungen eines Mannes jedoch blieben immer dieſelben, immer gleich geheimnißvoll, anziehend und in ihrer Art wahr. Dieſen Mann nun, der ein ziemlich anſehnliches Vermächtniß uns übertragen hat, müſſen wir zum Dank etwas näher in's Auge faſſen. Er hieß Claas, und obgleich er wohl noch einen andern Namen geführt haben mag, ſo hörte man ihn doch nur bei dieſem rufen. Seine ſtarke, unterſezte, aber dabei doch bewegliche Geſtalt ließ den reſoluten Seemann in ihm ſehen, hiezu paßte auch ſein rohes, ſonnenverbranntes Antlitz; er benahm ſich völlig anſpruchlos, er that, was ihm zu thun oblag, ſeine Kameraden hatten ihn gerne, und nur hie und da hörte man über Claaſens Trägheit und Hang zur Träumerei klagen. Allein wie ſollte der Mann ſich nicht bisweilen dem Nachdenken und Grübeln ergeben, deſſen Familie und er ſelbſt im engen Conflikt mit Geſpenſtern geſtanden? Schon allein was Claaſens Muhme erlebt hatte, war genügend, um ein ganzes Menſchenleben zu verdüſtern, nicht einmal der andern auffallenden Begebniſſe in der Familie zu gedenken. Hätte unſer Freund in die Weiſe ſeiner radotirenden Kameraden einſtimmen wollen, ſo wäre es ihm ein Leichtes geweſen, ſich den oberſten Rang unter den Improviſatoren des Schiffs anzueignen, allein er trachtete nicht nach dieſer Ehre. Dagegen ſuchte er ſich mit Einſicht ſeine Zuhörer heraus, die er ſofort zu Eingeweihten ſeiner Mährchenwelt machte. Von dieſen litt er nun durchaus weder Zweifel noch Einwendungen; wie alle leidenſchaftliche, für ihr Syſtem begeiſterte Schwärmer, wollte er mit blindem Glauben und Bewunderung aufgefaßt ſeyn. Wir, die wir zu den Auserwählten gehörten, gaben ihm dieſe Forderung zu, und in der That erſchien uns Claas als ein Mann, der wohl allenfalls mit den Geiſtern der Tiefe in einem vertrauten Verhältniß ſtehen konnte. Mit ſeiner dunkeln, unbeweglichen Geſtalt, bekleidet mit der weiten Schifferhoſe und dem blutrothen Jäckchen, repräſentirte er würdig das alte myſteriöſe Element, dem er von ſeiner früheſten Jugend auf gedient, und das ihm nun im langen Umgange alle ſeine wunderlichen Heimlichkeiten vertraut hatte. Ja, Claas war wohl gar ſelbſt einer der alten Seekönige, von denen er erzählte, und ſeine Muhme war eine Meerfee, und weil Beide, der Himmel weiß aus welchem Grunde, auf uns zürnten, wurden wir endlos und unter Mühſeligkeiten aller Art auf der weiten Meereswüſte in die Irre geführt.

Jezt, da längſt die Drangſale jener Tage vorüber ſind, da das, was damals die Gemüther ängſtigte und ſchreckte, faſt ganz vergeſſen iſt, liegen dem Schreiber dieſes noch die Mährchen im Gedächtniß, die er damals in einer ſtürmiſchen, mondhellen Nacht auf der Höhe von Kopenhagen aus Claaſens Munde vernahm. So wie dort, ſtürmt es auch jezt an die Fenſter, unruhig durchbricht die Mondſcheibe das eilende Wolkenheer, aber im Zimmer iſt es ſtill und friedlich, die Flamme lodert im Kamine, und ferne rauſchen die Schrecken der endloſen Waſſerwüſte. Doch auf dem dunkeln Grunde hebt

Digitized by Google

ſich der leuchtende Sagenteppich, behaglich breitet ihn die Hand des Einſamen aus, und er ſucht ſich aus dem Gewirre bunter Figuren die liebſten Gruppen heraus. So erſtehe denn auch wieder neu vor unſern Blicken, du alter Seekönig Claas, du Phantaſus des Meers, und bringe deine verſunkenen Schätze auf den geſelligen Markt des Lebens. Wer weiß es, vielleicht ſteht unſerm greiſen Welttheil das Schickſal bevor, mit ſeinen Schätzen und Kindern, mit ſeinem ganzen Reichthum hinabzuſchwinden in die Tiefe, und der alte, heilige Meeresboden mit ſeinen verhüllten Wundern und Städten ſteigt dagegen als neue Welt an's Licht der Sonne; denn immerdar tauſcht ſich Geheimniß gegen Geheimniß, und das Reich der Wunder wird nie abgeſchloſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Andrieux und Thiers. Theater.

Thiers erſezte bekanntlich Andrieux in der Académie française. Dieſer Andrieux war uns Deutſchen nicht gut und ſehr häßlich; aber er hatte dennoch Geiſt und Geſchmack. Eine elegante Laune beſeelte die zerriſſenen, grotesken Züge, ein feines Lächeln umſpielte den großen, verzogenen Mund, mit einer dumpfen, heiſern Stimme las er meiſterhaft vor; der ganze Mann war eine Antitheſe. Die literariſchen Vorträge, die er im Collège de France hielt, waren ſpirituelles Geplauder, ſeinen Kunſtanſichten fehlte es durchaus an philoſophiſcher Begründung; aber Bilder zu wiegen, Metaphern zu meſſen, verſtand er meiſterhaft. Seine Wiße über die deutſche Literatur haben uns oft ergözt; beſonders wollte ihm nicht recht in den Kopf, daß Frau von Staël in ſo kurzer Zeit eine ſo ungeheure Menge großer Männer in Deutſchland aufgefunden haben ſollte. Was Thiers über ſeinen Vorgänger ſagt, iſt rein, korrekt und anmuthig, wie deſſen Talent; zur höchſten Eloquenz erheben ſich die Stellen über die Revolution und über die Gründe und Folgen des kaiſerlichen Regierungsſyſtems; das erkannte ſelbſt der Courrier; alle Journale ließen Thiers akademiſchem Talente Gerechtigkeit widerfahren, alle waren unparteiiſch, den Impartial ausgenommen; dieſer war grob, und das Journal des Débats hat ſeine Lobſprüche mit einigen Sticheleien verſezt, die aus der Feder des bleichen, ſtummen Guizot kommen. Der Courrier macht eine malizidſe Bemerkung; er berichtet, Andrieux ſey arm aus der Legislatur getreten; er wundere ſich, daß Thiers dieſe Uneigennüzigkeit ſeines Vorgängers mit Stillſchweigen übergangen.

Mit der Literatur ſteht es ziemlich ſchlecht, aber mit den Literaten ſehr gut; die Leute verdienen viel Geld, die Muſe verarme, die Muſe geht zu Fuß, und die Poeten fahren im Coupé. Zwiſchen dem Conſtitutionnel und der Revue de Paris dauert die Polemik noch immer fort; daher ſind die Etudes des tragiques anciens et modernes von Martine aus Genf eine zeitgemäße Erſcheinung. Die Klaſſiker preiſen ſie als eine Réponse foudroyante au cours dramatique de Schlégel; die Romantiker ſind zermalmt, die Anarchie iſt zu Ende u. ſ. w. So wurde in der erſten Zeit des Bürgerkönigthums die Hydra der Anarchie jede Woche ein paar Mal auf immer erſtickt in den offiziellen Blättern der Regierung. Mit den Etudes des tragiques anciens et modernes erſchien faſt zu gleicher Zeit Luther von L. Halevy, der durch ſeine Poésies Européennes ſich den Ruf eines geſchickten Verſemachers erworben. Sein Luther iſt dem Wernerſchen Drama nachgebildet, und beſonnener, verſtändiger als ſein Muſter, aber, wie mich dünkt, auch minder poetiſch; die Darſtellung bewegt ſich in reinen, edlen und ſtrengen Formen, der Gang der Gedanken iſt ſicher und feſt, nur hat er zuweilen die Stelzen der alten Tragödie an. Luther iſt nicht aufgeführt worden; Thiers ſoll das Stück unterſagt haben; ich begreife nicht, warum. Der Streit, den Luther geführt, iſt hier längſt ausgefochten; es iſt nicht religiöſe Freiheit, nach der man ſich in Frankreich ſehnt, im Gegentheil, man fühlt das Bedürfniß einer Stüze für die menſchliche Geſellſchaft, die nicht beim erſten politiſchen Sturme zuſammenbricht. — Das Luſtſpiel: „L'ambitieux“ von Scribe iſt eine Pièce à queue; jeden Abend ſtationirt die Queue unabſehbar bis in die Galerien des Palais-royal und in die Cour d'honneur; die Leute frieren, daß ſie zittern, und den Damen klappern die Zähne. L'ambitieux iſt eigentlich eine verlängerte Reihe von Vaudevillesſcenen, eine Moſaik von fünf bis ſechs kleinen Dramen, die durch eine in der That neue und komiſche Situation getragen werden: der Ehrgeizige erhält nach langem Flehen endlich ſeine Entlaſſung, und als er ſie errungen, geräth er in Verzweiflung. Der König Georg I. ſpielt dabei eine ſehr ſeltſame Rolle; er hat eine Maitreſſe, die in Lord Henri verliebt iſt; dieſer Liebſchaft bedient ſich Walpole, der Ambitieux, der geweſene Miniſter, um ſeinen Neffen, der an ſeiner Stelle das Portefeuille erhalten, zu ſtürzen. Der König wüthet über den Verrath ſeiner Donna, droht, ihre Schande vor dem ganzen Hofe zu enthüllen, dagegen droht Lord Henri, der Königin Alles zu entdecken. Als ſtarker Politiker zeigt ſich Scribe eben nicht; er läßt den Neffen des Miniſters ohne Weiters an deſſen Stelle treten, als wenn in konſtitutionellen Staaten das Portefeuille erblich wäre; aber an alle dieſe Mißgriffe und Unwahrſcheinlichkeiten hat man nicht Zeit zu denken, ſo unabläſſig ſpornt der Dichter die Neugierde, ſo behende läßt er ſeinen Wiz an den Haltpunkten des Drama's ſpielen.

Nur wenige Worte über einige Stücke, die gegenwärtig auf den kleinern Theatern gegeben werden. In der Gaîté weint man noch immer bitterlich über die 35jährige Gefangenſchaft des unglücklichen Latude; wenn er mit ſeinem Unglücksgefährten, deſſen Name ich vergeſſen, von der Baſtille herunterſteigt auf der berühmten Leiter, die er ſich im Kerker gemacht, ſo jubelt dagegen Alles. Noch größer iſt der Jubel, wenn Latude ſeine definitive Entlaſſung erhält und mit ſeiner großmüthigen Retterin Legros davon zieht; die Leiter wird nebſt andern Geräthſchaften, deren er ſich bediente, im Foyer des Theaters gezeigt. Das Ambigu comique gibt ein Melodram, dem es nicht an Intereſſe fehlt, das uns aber eine gefährliche Tendenz zu haben ſcheint. Es iſt betitelt le facteur. Ein Briefträger iſt verarmt, Frau und Kinder hungern; in ſeiner Noth ſtiehlt er einen Wechſel aus einem Briefe. Der Brief war an einen Bankier gerichtet, der den Facteur um ſein ganzes Vermögen geprellt. Der Bankier, ein Bankerottier, lebt reich und angeſehen, der arme Briefträger wird auf die Galeeren geſchickt. Dergleichen Gegenſäze bringen das Volk in Gährung, das ohnedem den beſten Willen hat, die Mißgriffe der Gerechtigkeit eigenmächtig auszugleichen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Januar 1835.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Tieck.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

Der arme Thoms oder die verſunkene Stadt.

Am Geſtade des nördlichen Meeres lebte vor langer Zeit ein Fiſcher, den die Leute im Dorfe nur den armen Thoms nannten. Er ſelbſt wollte indeß nicht eingeſtehen, daß er arm ſey, denn er war zufrieden mit einer baufälligen Hütte, die er ſein Eigenthum nannte, und die nothdürftigſte Nahrung wurde ihm, ohne daß er darum zu ſorgen brauchte, aus dem Dorfe täglich gebracht. Beſondere Bedürfniſſe hatte er nicht, und wenn dieſe auch da geweſen wären, ſo hätte er ſie lieber unterdrückt, als daß ſie ihn gezwungen, ſeine Hütte und den Platz dicht am Meere zu verlaſſen, ſo leidenſchaftlich liebte der Alte die Nähe und den Anblick des freien Elements. Deſſenungeachtet ſah man ihn doch ſelten mit ſeinem kleinen Fiſcherkahn ſich hinauswagen, aber öfters fand man ihn am Ufer ſitzend, beſonders an ruhigen Abenden, wo denn ſein Blick ſehnſüchtig auf die in Farbe und Bewegung ſtets wechſelnde Weite gerichtet war. So einſam hatte er jedoch nicht immer gelebt, ſeine Jugend, ſo wie auch ſein ſpätes Mannesalter waren unter mannichfaltigen, zum Theil gefährlichen Reiſen und Unternehmungen hingegangen; hievon hatte er ſich Manches ſeinem Gedächtniß beſonders eingeprägt, und pflegte es Sonntags, wo die Fiſcher mit ihren Weibern ſich öfters zu ihm geſellten, in vertraulicher Mittheilung zu erzählen. Die muntere Jugend im Fiſcherdorf fand Mittel, auch an andern Wochentagen Thomſens Erzählungen anzuhören, wogegen die Aelteren und Erfahreren zürnten, und zwar, weil ſie wohl ſahen, daß der ſeltſame Greis öfters Geſchichten vorbrachte, die die Phantaſie der Jünglinge ſchwärmen machten, ſo daß die tüchtigſten Burſche das alltägliche Werk verſäumten, indem ſie über ein Mittel grübelten, die wunderſamen Schätze aus den Mährchen des armen Thoms zu erbeuten. Eine der liebſten Geſchichten des armen Fiſchers war aber die von der verſunkenen Stadt.

Ziemlich weit in die offene See hinein konnte man nämlich bei hellem Wetter auf dem Meeresgrunde Gegenſtände deutlich gewahr werden, die, ſeltſam geformt, ſchon ſeit Menſchengedenken für die Trümmer einer alten verſunkenen Stadt gegolten hatten. Der einſame Fiſcher, der heimkehrend dieſe Stelle des Meers zu befahren hatte, konnte ſich des Grauſens nicht erwehren, dachte er an die dunkeln Sagen von den Spukgeſtalten der Meerſtadt, die hin und wieder waren geſehen worden. Dazu kam der Umſtand, daß das Waſſer hier ſelten ruhig war und nicht weit entfernt ein

Digitized by Google

finſteres Felſenriff hervorſtarrte, an dem ſchon manches unkundige Fahrzeug geſtrandet war. Früher hatte ein reiches Dorf am Strande geſtanden, allein es war verlaſſen worden und einſame Trümmer zeigten noch ſeine Stelle; des armen Thoms Hütte ſchien die einzig übriggebliebene.

Es war eines Abends, als die Arbeit früher wie gewöhnlich ruhte und das Vorgefühl des morgenden Feſttags zahlreichere Gruppen um die Hütte Thomſens gelockt hatte. Der Erzähler ſaß heiter im Kreiſe ſeiner Zuhörer. Ein paar fremde Fiſcher brachten den Alten auf ſeine frühere Thätigkeit und befragten ihn, ob er ſich nicht jezt noch aus der behaglichen Ruhe manchmal hinausſehne. Thoms ſchüttelte das Haupt. „Nein, meine Freunde,“ entgegnete er, „die Welt iſt für mich beſchloſſen und geendet; ich habe ſchauen dürfen, was nicht jedem blöden ſterblichen Auge zu ſchauen vergönnt iſt, ich bin zufrieden. Glaubt mir, wenn ich ſo vor meiner Hütte ſitze und die Natur rings um mich ſtille iſt, der Mond über dem Gewäſſer ſchwebt und die Nachtkühle ſo recht innig durch meine Bruſt zieht, da keimen in mir unendlich ſüße Schauer, ſelige Träume; ich bedarf der äußern thätigen Welt nicht. Das alte Land der Wunder thut ſich auf, die graue Meeresfläche vor mir wird wie ein bunter Teppich im Nu mit den köſtlichſten Geſtalten der Fabelwelt geſtickt. Ich ſehe Magelonen vorbeiſchiffen, wie ein grauſes Geſchick ſie fern von den Geliebten treibt, das reiche Zauberſchiff Argo mit ſeinen tauſend und aber tauſend Kriegern und Sängern rauſcht in die Nacht dahin, Geſänge und Farben tauchen auf und nieder, zwiſchendurch lauſchen aus der alten Wiege des Ungeſtüms die Meerwunder herauf, ich höre ihr jedem Andern unverſtändliches Geſpräch, wie ſie von den Schätzen der Tiefe erzählen, von dem was unten begraben liegt und Ewigkeiten hindurch verborgen ausdauert. Mitten unter dieſen Gebilden und Herrlichkeiten ſinkt dann wieder eine ſo ſelige Befriedigung und Stille in meine Seele, ich weiß und fühle, daß Alles nur Traum iſt, daß der ſterbliche Menſch nur in Frieden und Beſchränkung Ruhe findet, und mein Plätzchen am Meeresſtrande iſt mir dann lieber als ein Ehrenſitz in der koſtbaren Argo unter Zauberern und Sängern.“ — „Ja wohl ſeyd Ihr ein Träumer, Thoms,“ nahm einer der fremden Schiffer das Wort; „von den Herrlichkeiten, die Ihr eben geſchildert habt, iſt uns nie das Mindeſte in Sinn und Gedanken gekommen.“ — „Ei, ei!“ rief ein anderer, „unſer alter Gevatter könnte, wenn er wollte, uns noch viel wunderbarere Dinge erzählen. Iſt es doch genugſam bekannt im Dorfe, daß einſt die Seegeſpenſter ihn hinuntergeführt haben in die alte Meerſtadt, und daß er von dort ein koſtbar Kleinod mitgebracht hat.“

Der Kreis rückte bei dieſen Worten näher heran. — Ein ſanfter friſcher Abendwind kam vom Meer her und hob die weißen Locken am Haupte des Greiſes, der ſtill und ſinnend vor ſich hinſah, als überdenke er längſtvergangene Zeiten; indeß ward er mit Fragen und Bitten beſtürmt, ſein Abenteuer zu erzählen. Endlich erwiderte er unmuthig: „Ihr fragt alle doch aus eitler Neugier, und wie wollt Ihr da, daß ich ein ſtilles, wunderſames Ereigniß Euren Blicken entſchleiern ſoll? — Ach, es wird mir doppelt ſchwer, denn ich muß des theuren Jugendgenoſſen gedenken, der auf eine räthſelhafte und grauſenvolle Weiſe mir entriſſen wurde!“ Andreas, ein junger Fiſcher, der dem Greiſe zur Seite ſaß, rief: „Erzählt, Vater, und thut Ihr es nicht der Menge zu Gefallen, ſo geſchehe es uns zur Freude; Ihr wißt wohl, dieſe Bitte dürft' Ihr uns nicht abſchlagen.“ — „So mag's denn geſchehen,“ entgegnete Thoms, „doch ſoll Keiner mir das Ereigniß auf ſeine Weiſe deuten und verkümmern wollen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Was wuſsten die Alten von Amerika?

(Fortſetzung.)

Wir ſind natürlich nicht der Meinung, als ob Plato einen Plan von Mexiko vor ſich gehabt hätte; die Analogie iſt aber gewiß ſo auffallend, daß ſie die Aufmerkſamkeit aller verdient, welche ſich mit mexikaniſchen Alterthümern beſchäftigen.

Ariſtoteles, ein Schüler Platos, hatte keine ſolche Inſpirationen und poetiſche Offenbarungen über eine unbekannte Welt; in ſeiner Abhandlung vom Himmel ſagt er nur: „diejenigen, welche annehmen, zwiſchen den Säulen des Herkules und Indien liege nur ein einziges Meer, haben vielleicht nicht ſo Unrecht.“ Dieſer zweideutige Ausdruck Indien hat ſich nun durch die Autorität des Ariſtoteles in der ganzen alten Geographie zur Bezeichnung jener weſtwärts gelegenen Länder erhalten, und wir ſogar, die wir ſie jezt genau kennen, nennen ſie noch Weſtindien.

Es ließ ſich erwarten, daß in der Schule von Alexandrien, auf welche manche der Vorſtellungen und Traditionen, welche das geheimnißreiche Egypten in ſeinen Heiligthümern aufbewahrt, übergegangen waren, die verworrene Kunde der älteſten Zeiten von einer in jenen Strichen des Oceans gelegenen großen Inſel nicht ganz verklungen ſeyn werde. Eratoſthenes, ein alexandriniſcher Philoſoph des dritten Jahrhunderts vor Chriſtus, glaubte, wie Strabo von ihm erzählt, ohne die ungeheure Ausdehnung des atlantiſchen Meers könnte man leicht von Spanien nach Indien ſchiffen. — Indien,

Digitized by Google

und immer Indien! Was ſollte der Ausdruck hier bedenten? Man weiß, wie ſchwankend der Begriff des Worts bei den alten Schriftſtellern iſt, ſelbſt bei den gelehrteſten Geographen. Das mittägliche Aſien, Arabien, Aethiopien, alle jenſeits des Atlas gelegenen Länder Afrika's heißen bei ihnen Indien. Es iſt allerdings wohl möglich, daß bei der eben angeführten Aeußerung das eigentlich ſogenannte Indien gemeint iſt. Glaubte ja Columbus ſelbſt, als er nach Weſten fuhr, nach Oſtindien zu gelangen, und die von ihm aufgefundenen Völker heißen ja noch jezt Indier.

Wären uns die Alterthümer von Tyrus und Carthago beſſer bekannt, wüßten wir mehr von jener durch den Sieger gewaltſam zerſtörten Kultur, ſo wären wir beſſer im Stande, als wir es jezt ſind, die Aehnlichkeit zu würdigen, welche man zwiſchen den alten mexikaniſchen Basreliefs und wenigen phöniziſchen Monumenten bemerkt. Die Griechen und die Römer machten nur zu Land Entdeckungen und kamen faſt nie über das Becken ihres Mittelmeers hinaus. Nur die puniſchen Flotten wagten es, den Ocean ſelbſt zu beſchiffen; wenn aber auch mehr von dieſem Volke auf uns gekommen wäre, ſo dürften wir uns doch bei ihm nach keinen umſtändlichen Berichten über ſeine Unternehmungen zur See umſehen. Tyrus und Carthago machten ein Geheimniß aus ihren weiten Reiſen, aus ihren Handelswegen zur See; Strabo macht ihnen Vorwürfe wegen dieſer Eigenſucht, von der wir übrigens auch in der neuern Zeit bei ſeefahrenden Nationen Beiſpiele erlebt haben. Soviel wiſſen wir, daß ſie im Seeweſen immer weit vor den übrigen Völkern voraus waren; die Carthaginenſer haben beſtimmt Afrika umſchifft, und ſo konnten ſie nimmermehr, wie Virgil, ja ſogar wie Alexander, den Nil mit dem Indus verwechſeln. Manche damals gangbare Irrthümer konnten ſie nicht theilen, obgleich ſie vielleicht ſelbſt zur Verbreitung derſelben beitrugen; vom eigentlichen Umfang ihrer geographiſchen Kenntniſſe, namentlich weſtwärts, wiſſen wir aber rein nichts.

Vergebens würden wir uns bei ihren Siegern Raths erholen wollen. Rom hatte genug zu thun, ſeine drei Welttheile zu erobern und zu behaupten, ſchwerlich ſah es ſich nach einem vierten um. Griechiſche Kultur wanderte in Rom ein und Cicero ſprach den griechiſchen Philoſophen nach, was ſie von den Antipoden zu ſagen wußten. Unter Auguſts Regierung fabelt der Geograph Strabo viel über den Gegenſtand, der uns hier beſchäftigt, was aber der nähern Betrachtung kaum werth iſt, und zu derſelben Zeit beſchreibt Diodor von Sicilien in rhetoriſchem Styl eine gewaltige, reiche Inſel, die er gegen Weſt, Afrika gegenüber ſezt; die Phönizier ſollen die Inſel entdeckt, dieſe aber die Etrusker, ihre Nebenbuhler zur See, daraus vertrieben und ſich das Land als einen Zufluchtsort in Zeiten der Noth vorbehalten haben. Es iſt nur Schade, daß er nicht viel mehr von dieſer Inſel zu ſagen weiß, als was man bei Plato lieſt. Der römiſche Schriftſteller Aelian gedenkt einer ähnlichen phantaſtiſchen Erzählung des Geſchichtſchreibers Theopompus, deſſen Werke nicht auf uns gekommen ſind, und der ein Zeitgenoſſe Alexanders des Großen war; der gelehrte Niederländer, Jakob Perizonius (im ſiebzehnten Jahrhundert), iſt der Ueberzeugung, mit dieſer fabelhaften Inſel ſey nichts anders gemeint als Amerika.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Schillers Denkmal.

Der Jahreswechſel mahnt uns, alle diejenigen, welche für das in hieſiger Stadt zu errichtende Monument zum Andenken Schillers ihre Theilnahme bezeugt haben oder noch bezeugen werden, wenigſtens ſummariſch vom Stande der Verhältniſſe zu benachrichtigen. Der Erfolg des im vorigen Jahre vom Verein erlaſſenen doppelten Aufrufs hat den Erwartungen vollkommen entſprochen, und für das Unternehmen, das bisher mit der Ungunſt der Zeit und manchem widrigen Zufall zu kämpfen hatte, hat eine glücklichere Periode begonnen. Sehr Viele haben bereits ihre Theilnahme werkthätig bekundet, Viele warten wohl nur auf die Anzeige, daß ſich der Zug der Huldigenden bereits zahlreich in Bewegung geſezt hat, um ſich mit einem Kranze für den großen Todten an denſelben anzuſchließen. Die glückliche Idee, ein Album anzulegen, in welchem ſämmtliche Dichter und Gelehrte Deutſchlands mit ein paar Zeilen den großen Dichter ihres Volks begrüßen ſollten, wird verwirklicht werden. Aus allen Theilen Deutſchlands, aus allen Klaſſen der Gelehrtenrepublik ſammeln ſich die fliegenden Blätter, welche einſt einen Codex ganz eigener Art bilden werden, und die Beiträge mehren ſich mit jedem Tag. Bereits hat ſich auch der königliche Dichter, König Ludwig von Bayern, denjenigen angeſchloſſen, welche ihn mit Stolz als ihren Zunftgenoſſen betrachten, und ſeinen Kranz auf dem Altare des Mannes niedergelegt, der in den Herzen ſo Vieler im Volke als Dichterkönig lebt. Einige in Petersburg lebende Deutſche haben, veranlaßt durch die Aufforderung des hieſigen Vereins, eine Subſcription veranſtaltet. Ihr Erfolg iſt ein ſchöner Beweis für die Dankbarkeit eines Landes, das ſich zu ſeiner geiſtigen Entwickelung deutſcher Kultur als eines Hauptwerkzeugs bedient hat, und ſeiner Achtung vor den ſchönſten Blüthen dieſer Kultur. Die bis zum vorigen December eingegangenen Beiträge ſind im Betrag von beinahe 3000 Rubeln Banko hieher übermacht worden, die Subſcription iſt aber noch nicht geſchloſſen. Es ließ ſich vorausſetzen, daß der Verein auch die deutſchen Frauen nicht vergeblich zur Theilnahme an einem Werke, deſſen Vollendung wohl Ehrenſache für die Nation ſeyn möchte, aufgefordert haben würde. Die Orte, an welchen bis jezt Frauen-Sammlungen veranſtaltet haben, ſind ſo über ganz Deutſchland zerſtreut, daß man wohl ſieht, keine Provinz will ſich einem

Digitized by Google

Unternehmen entziehen, bei deſſen Förderung ſich die patriotiſchen Gefühle des Weibes auf die natürlichſte und unzweideutigſte Weiſe ausſprechen können. Schwerlich wird am Ende eine deutſche Stadt in der Liſte derjenigen fehlen, deren Unterſtützung es der hieſigen Stadt möglich macht, ein Gelübde zu löſen, das ihr ſchon lange ſchwer auf dem Herzen liegt. Die Früchte, welche bisher der Aufruf getragen hat, berechtigen zu der Hoffnung, daß es in Kurzem möglich ſeyn werde, ein des großen Mannes und ſeines Vaterlandes würdiges Werk zur Ausführung zu bringen.

Paris, December.

(Schluß.)

Literatur und Literatoren.

Neue Journale gibt es in Menge, aber die wenigſten ſind belletriſtiſchen Inhalts; Charaden hat nur noch der Corſaire und das Charivari; ſie ſind meiſt politiſcher Natur. Der Prinz Roſalin, der Père la Poire, Hr. Viennet und Hr. Montalivet, die Prinzeſſin Adelaide und der General Bugeaud werden darin arg mitgenommen. Mit Montalivet machen ſich die Witzlinge beſonders viel zu ſchaffen, ſeit er zum Chef der Kavallerie der Nationalgarde ernannt worden iſt. Verſe findet man faſt in keinem Blatte mehr, und der alte ehrwürdige Almanac des Muses iſt ſeit vorigem Jahre eingegangen; der Almanac des Muses und der Mercure de France waren die Repräſentanten einer Civiliſation, welche die politiſchen Kämpfe unter der Reſtauration erſchüttert hatten, und die unter den Angriffen der Preſſe ſeit den Julitagen zuſammengeſtürzt iſt. La Chronique de Paris von W. Duckett gibt Geſchwätze aus den Salons, Berichte über die große Welt von vorgeblichen Marqui's, Skizzen, Novellen, und unter manchem Guten, was erborgt iſt, viel Schlechtes aus eigenem Fond. Dieſe Chronik iſt für die Badauds in der Provinz berechnet, wie auch die Gazette des Théâtres. Das Echo britannique ſteht gegenwärtig unter der Leitung von Pichot, früher Direktor der Revue de Paris, von welcher ihn die Coterie Buloz vertrieben; dieſe Coterie nimmt täglich an Einfluß zu, und iſt ſelbſt in politiſcher Hinſicht nicht ohne Bedeutung. Sie disponirt gegenwärtig über zwei der geachtetſten literariſchen Organe, die Revue des deux Mondes und die Revue de Paris, und ſo wäre vor der Hand den romantiſchen Lehren die Oberhand geſichert. Unter Pichots Direktion dürfte das Echo britannique eine der vorzüglichern Zeitſchriften werden; es fehlt ihm als Schriftſteller ſicher nicht an Talent, die glänzende Seite dieſes Mannes iſt aber Gewandtheit, Takt und unermüdlicher Spekulationsgeiſt. Ihm hat man die Memoiren der Gräfin Dubarry zu verdanken, und die ganze Memoirenfluth, welcher dieſe glückliche Spekulation den Weg bahnte.

Die tumultuariſchen Vorfälle in der Rechtsſchule ſind bekannt. Man hat darüber zum Theil irrige Anſichten aufgeſtellt; die Regierung hat mit vollem Rechte Roſſi zum Lehrer des konſtitutionellen Rechts ernennen können, ohne ihn die Probe eines Konkurſes beſtehen zu laſſen. Vor der Hand wird die Sache liegen bleiben; die Verordnung einer Cegnète war bloß ein Ausweg, um ſich mit Ehren aus der Sache zu ziehen. Roſſi iſt ein unterrichteter Mann, und ſeine Vorleſungen über Oeconomie politique im Collège de France gehörten zu den beſſern der hieſigen Inſtitute. In demſelben Collège de France lieſt auch Ampère, der Sohn, über franzöſiſche Literatur; wir können ihn um ſo weniger übergehen, da er die Stelle Andrieux's erhalten hat. War dieſer den Deutſchen, den Vandalen, nicht gut, ſo können wir uns über Ampère nicht beſchweren. Die Franzoſen verdanken ihm einige treffliche Aufſätze über Goethe, Hoffmann und Jean-Paul; überhaupt hat er ſich ſehr mit der nordiſchen Literatur beſchäftigt. Seine literariſchen Theorien ſind eben ſo umfaſſend und gründlich, als die Regeln ſeines Vorgängers eng und oberflächlich waren. Die Grazie ſeines Vorgängers hat er aber nicht, und er iſt mehr Kritiker als Lehrer. Die Profeſſur der Archäologie, welche nach der Julirevolution errichtet worden, iſt ſeit Champollions Tode unbeſetzt geblieben. Von allen hieſigen Profeſſoren wirkt unſtreitig Lerminier am mächtigſten auf ſeine Zuhörer. Er iſt ein großer, ſchöner Mann; ſein feuriges Auge, ſeine impoſante Geſtikulation ſtimmen ganz zu ſeiner bilderreichen, glühenden Sprache. Seine Lehren ſind kühn und doch beſonnen; er dringt in die Geheimniſſe der Religionen, der philoſophiſchen Syſteme und der Künſte; iſt man auch nicht immer ſeiner Anſicht, ſo muß man ſtets ſeinem Talente und ſeinen Geſinnungen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Villemain war geſonnen, den Katheder wieder zu beſteigen, aber nur ſo lange die Doktrinärs nicht mehr Miniſter waren und er die Stelle eines Vicepräſidenten des Univerſitätsraths aufgegeben hatte. Wir hätten ihn gerne auf dieſem Schauplatze ſeines Ruhmes wiedergeſehen; hier iſt Villemain Alles, was er ſeyn kann, witzig, unterrichtet, zuweilen beredt, immer intereſſant; ſeine Improviſation iſt beſſer, als was er ſchreibt, er beobachtet ſich da weniger, feilt weniger, zieht die Worte und die Ideen weniger nach der Schnur. Auf der politiſchen Rednerbühne hat ſich Villemains Ruf nicht bewährt; auch St. Marc-Girardin hat ſich neulich in der großen parlamentariſchen Schlacht zwiſchen dem Tiers-parti und dem Parti-Thiers mit ſchlechtem Erfolge auf die Tribüne gewagt. St. Marc-Girardin hat ſeine große Gelehrſamkeit aus deutſchen Büchern geſchöpft. Seine Geſten, die Struktur ſeiner Phraſen, ja oft ſelbſt die Intonation ſeiner Stimme verrathen aber eine ängſtliche Nachahmung Villemains. St. Marc-Girardin iſt indeß nebſt Michelet der ausgezeichnetſte unter den Lehrern der Sorbonne, nämlich der Faculté littéraire de l'académie de Paris. — Lord Brougham iſt noch immer hier; das Aufſehen, das er zu Anfang erregte, fängt indeß ſchon an nachzulaſſen. In Begleitung des Grafen Laſteyrie hat er mehrere Unterrichtsanſtalten beſucht. Er äußerte ſich bei einer ſolchen Gelegenheit ſehr mißfällig über den Zuſtand der Unterrichtsanſtalten in England. Brougham iſt ein großer, nicht ſehr ſtarker Mann, mit einer gewaltigen Naſe und einer ächt engliſchen Phyſiognomie, wie er denn auch das Franzöſiſche auf ächt engliſche Manier radebrecht.

Räthſel.

Was iſt weniger als Nichts,
Einz'ge Habe manchen Wichts,
Drücket manchen Ehrenmann,
Der es nicht los werden kann,
Laſtet, kommt's vom Teufel her,
Auf Gewiſſen centnerſchwer?
Nur die Liebe freut ſich ſein,
Trägt es gerne, treibt's nicht ein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

№ 4.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Januar 1835.

Gelöſet ſind nun deine Siegel,
Geöffnet biſt du, Brief der Zeit;
Was ſchaut in deiner Blätter Spiegel
Der Erbe der Vergänglichkeit?

G. Schwab.

Beim Jahreswechſel.

Fällt der Zeitenhammer nieder,
  Läutet man das Jahr hinab,
Hebt das Neue ſein Gefieder
  Ueber des Entſchlafnen Grab:

Rührt es uns mit Geiſterflügeln,
  Ernſte Stimmen werden wach,
Zieh'n mit wunderbaren Zügeln
  Sinnen und Gedanken nach.

Und es iſt ein heilig Fluten,
  Und das Herz beſinnt ſich ſtill,
Spürt, wie alte Wunden bluten,
  Neue Luſt es koſen will.

Und es wird das Auge feuchter,
  Schämt ſich nicht des Thränenthaus: —
An des Jahres goldnem Leuchter
  Liſcht die zwölfte Kerze aus.

Jedem, wer auch drunten wandre,
  Leuchtend über'm Haupt er ſtand;
Still iſt eine um die andre
  Seiner Leuchten abgebrannt,

Unbekümmert, ob in naſſe
  Augen taucht ihr flücht'ger Schein,
Ob auf rothe, ob auf blaſſe
  Wangen ſich die Lichter ſtreu'n.

Sey es, daß die lezte ſchwindet!
  Eine Andre, hell und wach,
Glüht in ſtiller Bruſt entzündet,
  Der es nie an Oel gebrach.

Ja, mit Strahlenfingern deutet
  Hoffnung in die Ferne hin,
Fröhlich wird das Herz erweitet,
  Und des Grams Geſpenſter fliehn.

Mit dem Jahr hinabgeſunken
  Iſt das Leid zur Ruheſtatt;
Kaum noch glimmen Aſchenfunken,
  Wo die Luſt gelodert hat.

Blüht dir immer auch das Beſte,
  Geht durch Auen hin dein Steg:
Schleicht man doch vom ſchönſten Feſte
  Gern auf Augenblicke weg.

Digitized by Google

Und in ſolcher ſtillen Stunde
Nimmt wohl eine güt'ge Hand
Dulden auch den Kelch vom Munde,
Oder ſüßt den bittern Rand.

Drum ſoll nichts die Ruhe ſtören,
Die der Mitternacht entquoll!
Wen'ge Schmerz- und Wonnezähren —
Und es wird dir traurig wohl.

Ludwig Seeger.

Was wuſsten die Alten von Amerika?

(Fortſetzung.)

Der Geograph Pomponius Mela, unter Kaiſer Claudius, ſchreibt wohl bloß den Griechen nach, wenn er ſagt: „Die ganze bewohnbare Erde hat dieſelben Jahreszeiten, aber zu verſchiedener Zeit. Die Antichthonen (die Bewohner der Gegenerde) bewohnen die eine Hälfte, wir die andere.“ Anderswo erzählt er, daß einige Indier an der Küſte von Germanien an's Land geworfen worden ſeyen; waren dies Indier von der andern Seite des Oceans herüber, oder waren es, wie Manche meinen, Lappen? Plinius, der Aeltere, nimmt auch Antipoden an, fragt aber ſo wenig als die Andern darnach, was für Länder, bewohnt oder nicht, jenſeits des weſtlichen Meers liegen mögen. Thule, die ſelbſt fabelhafte nordiſche Inſel, iſt auch ihm die Grenzmark der Welt. Indeſſen ſcheint ſich doch ſchon damals der Begriff von einer zweiten Halbkugel ſehr verbreitet zu haben; ſo ſagt der h. Clemens, der Schüler der erſten Apoſtel, in ſeinem Brief an die Korinther: „das Meer, über das die Menſchen nicht ſchiffen können, und die Welten, die jenſeits liegen, gehorchen den Geboten Eines Gottes.“

Seneca, oder der Verfaſſer der dem Seneca zugeſchriebenen Trauerſpiele, wagt es, die Hoffnung auszuſprechen, daß man einſt über dieſen Ocean hinübergelangen werde; der Chor im zweiten Akt der Medea ſchließt damit, daß er eine neue Welt prophezeit und jene Thule nicht mehr als Grenzſtein des Landes anerkennt. Die in der gelehrten Welt vielbeſprochene Stelle lautet ſo:

Nach langer Jahre Ablauf kommt die Zeit,
Wo alle Bande löst Oceanus,
Und ſchrankenlos die Erde offen liegt;
Wo Thetis neue Welten ſich entdeckt,
Und Thule nicht mehr iſt das lezte Land.

Bekanntlich bezogen ſich die Spanier ſeit der Entdeckung von Amerika immer mit Stolz auf dieſe Verſe ihres Landsmanns, des Poeten von Corduba, und gaben ſie keck für eine wunderbare Prophezeiung aus, daß die neue Halbkugel durch ihre Schiffe entdeckt, durch ihre Waffen erobert werden würde. Bei Seneca kommt aber noch eine andere, nicht ſo oft citirte Stelle vor, welche vielleicht nicht weniger Beachtung verdient. Sie befindet ſich in der Einleitung zum erſten Buch der quaestiones naturales und lautet ſo: „Der Philoſoph verachtet die engen Schranken des irdiſchen Wohnplatzes; wie lange braucht man auch von der Abendküſte Spaniens nach Indien? wenige Tage mit gutem Wind.“ Vielleicht meint er hier nur die Canarien, die glückſeligen Inſeln, wo ſich ſchon Sertorius niederlaſſen wollte, und von denen die Römer in ihrer Unwiſſenheit immerhin usque ad Indos ſagen konnten, weil ſie ſo ziemlich alle unbekannten Völker Indier nannten. Indeſſen trägt ein bekannter Aſtronom, Herr v. Zach, in ſeinen aſtronomiſchen Briefen (1826) kein Bedenken, dieſe Stelle des Seneca als einen Beweis anzuſehen, daß man ſchon damals häufig, und ziemlich raſch, von Spanien nach Amerika fuhr. Sollte etwa Spanien, das lange der puniſchen Herrſchaft unterworfen geweſen war, zu jener Zeit das Geheimniß der carthagiſchen Schiffer gekannt und für ſich behalten haben?

Kurze Zeit nach Seneca, der eines der Erdbeben, welche Pompeji und Herkulanum erſchüttert, noch erlebt und beſchrieben hat, wurden dieſe zwei Städte vom Veſuv verſchüttet, welche ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder aufzuerſtehen beginnen. Ein Gemälde, das erſt im Jahr 1830 in Pompeji entdeckt worden iſt, könnte ſich vielleicht auf den Punkt beziehen, deſſen Spuren wir hier durch das Alterthum verfolgt haben, auf jene Ahnung, jene verworrene Kunde von einer zweiten Hemiſphäre. Man ſieht darauf die drei Welttheile, welche die Alten kannten, perſonifizirt: Europa als königliche, reich geſchmückte, auf einem Thron ſitzende Figur, Aſien als Frauengeſtalt, die eine Elephantenhaut mit Rüſſel und Stoßzähnen über Kopf und Schultern trägt, Afrika als Negerin; die beiden lezten ſtehen rechts und links von der Europa und ſcheinen der Befehle der Herrſcherin gewärtig. Hinter den drei Figuren entfernt ſich ein großes Fahrzeug mit geſchwellten Segeln von der Küſte. Was bedeutet dies? Als das Gemälde im neapolitaniſchen Muſeum aufgeſtellt wurde, erklärten es die gelehrten Ausleger für eine Allegorie und fragten: Was ſucht das Schiff, das ſich von der Gruppe der damals bekannten Welttheile abwendet und ſich anſchickt, den von den Geographen beſchriebenen Kreis zu überſchreiten? Hat es vielleicht die Kunde vernommen von einem namenloſen Strand, von neuen Ländern, welche jenſeits dieſe Wogen begrenzen, auf die es ſich hinauswagt, dieſen abendlichen

Digitized by Google

Ocean, der lange Zeit das *mare tenebrosum*, die finſtere See hieß? Hat nicht vielleicht der Künſtler durch dieſes ſegelnde Schiff, das ſich auf unbetretene Pfade wagt, andeuten wollen, daß man den vierten Welttheil nicht abzubilden vermöge, weil man ihn nicht kenne, daß man ihn erſt noch zu ſuchen habe? Haben die Ausleger recht gerathen? hat dieſe Hypotheſe einige Wahrſcheinlichkeit? Da die alte Geſchichte der neuen Welt noch ſo ſehr dunkel iſt, ſo müſſen wir es der Zeit oder irgend einer unverhofften Entdeckung überlaſſen, ſie zu beſtätigen oder zu widerlegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

„Seht, ich war ein Burſche von zwölf Jahren, als ich mit meinem Vater hieher in die Gegend zog. Er beſtimmte mich zu ſeinem Gewerbe, und ich, indem ich frühzeitig in der Nähe des Meeres und der gewohnten Verrichtungen aufwuchs, lernte mich bald thätig und tüchtig erweiſen. Was ich bin, habe ich dem heiligen Element zu danken, das wir dort vor uns ſehen. Im Innenlande verkümmert der Menſch, am Meeresſtrande bleibt er jedoch immerdar friſch und thätig. Mein Vater, der mein Treiben mit Luſt anſah, ließ mir Freiheit, und oft zog ich mit ſeinem beſten Kahne weit, weit hinaus, ſo daß ich das Ufer kaum mehr ſehen konnte. War ich dort draußen, von keinem menſchlichen Laut mehr erreicht, ſo zog ich die Ruder in's Boot, mich ſelbſt legte ich an den Boden zurück, und indem das Fahrzeug ſo mit mir in's Grenzenloſe hinein wogte, langte mein Auge oben beim Zuge der Wolken an, wie ſie in ganzen Schaaren wunderbar eilig und geſchäftig ihren Weg dahinflogen. War ich dieſes Spiels müde, ſo bog ich mich über den Rand des Kahns und ſuchte nun wieder die Tiefe zu durchdringen, indem ich hoffte, Zauberpalläſte und Kryſtallſchlöſſer, von denen ich gehört hatte, zu entdecken. — Wie wurde mir nun, meine Freunde, als ich eines Tages, dort über jener berüchtigten Stelle ſchwebend und hinunterſchauend, wirklich den Giebel eines Hauſes tief unter mir erblickte! Ich rieb mir die Augen, weil ich glaubte, das anhaltende Schauen habe ſie geſchwächt, doch das Bild blieb da, ja es trat jezt eine ganze Straße hervor; ich konnte auf einen einſamen, ſtillen Marktplatz ſchauen, in ein wunderſames träumeriſches Gäßchen, wo die dunkeln Häuſer nah aneinander ſtanden und wo Niemand ſich zeigte, der hindurch ging. Es war, als gäbe es einen Sonntagmorgen unten und Alles ſäße ſtill zu Hauſe beim Predigtbuch. Meine ganze Seele war durchdrungen und erſchüttert — ich ſah und ſah — und wollte immer mehr ſehen, da trübte ſich plötzlich der Meeresboden, ein dünner Schleier flog über das Wunder und deckte es zu.“

„Es war ſpät, als ich nach Hauſe kehrte; mein Vater, dem ich das Erlebte erzählte, ſchalt mich heftig über meine Kühnheit, ſo allein mich hinauszuwagen; er verbot mir ernſtlich, jemals wieder ohne ſeine Erlaubniß einen Kahn zu lenken; von der wunderſamen Stadt wollte er vollends nichts wiſſen, und ich mußte meine Bilder und Träume, die mich beglückten und aufregten, in meine Bruſt verſchließen. Ich vermochte dieſes nur auf kurze Zeit; bald vertraute ich mich einem jungen Burſchen meines Alters, mit dem ich immer gute Kameradſchaft hielt, und der auch nicht wenig erſtaunt und begeiſtert war. Wir machten den Plan aus, ſobald es ſich irgend thun ließe, uns eines Kahns zu bemächtigen und hinauszuſchiffen.“

„Als wir eines Abends hierüber ſprachen und an dem großen Steine ſaßen, den ihr dort ſehen könnt — er iſt jezt durch die Zeit tiefer in den Boden geſunken — da ereignete ſich, was ich euch jezt beſchreiben will. Es war bereits Nacht geworden, das Meer ging hoch und warf ſchäumende Wellen mit Geräuſch aus; ein Nebel ſchwamm auf den Gewäſſern, und wir verbargen uns unter eines der großen Boote, die auf dem Strande lagen. Hier nun, im ſichern Verſteck, erzählte ich von der geheimnißvollen Stadt und ihren Wundern. Mein Kamerad war ganz entzückt. „Ach,“ rief er, „wenn wir nur einmal in dieſe Stadt kommen und dort durch die wunderſamen, einſamen Straßen wandeln dürften, oder gar in die Häuſer eindringen, wo ſeit Jahrhunderten die hübſchen Mädchen verlaſſen ſchlummern müſſen; wie wollte ich ſie aus dem Schlafe wecken, daß ſie, ihre goldnen Locken ſchüttelnd, mich verwundert und ſüß lächelnd anblicken ſollten, nicht wiſſend und begreifend, wo ich her gekommen ſey; alsdann würden ſie mir herrliche Schätze in Menge geben, und ich wäre der reichſte Mann der Welt.“ — „Hanny!“ rief ich dagegen, „das ſind gotteslaſterliche Reden; weißt Du denn nicht, daß, wie der lahme Chriſtian im Dorfe ſagt, jene dort unten zur Strafe verbannt ſind in die Tiefe?“ — „Geh mir!“ entgegnete er, „ein ächter Seemann ſoll keine Furcht im Herzen kennen, ſonſt iſt er nicht mehr werth, als daß die Haifiſche ſich mit ihm den Rachen füllen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, December.

Aus der Krimm. Flechtenregen. J. Herſchel auf dem Kap.

Die Südküſte der Krimm gewinnt mit jedem Jahre größere Annehmlichkeiten und Reize, die den dortigen Aufenthalt in der nächſten Folgezeit für Grundeigenthümer und Gäſte zu einem der anziehendſten im Kaiſerſtaate machen werden. So melden uns die neueſten Nachrichten, daß Magaratſch, ein dortiger Seebadeort, ſich immer mehr verſchönere, und die Zahl der Badegäſte jährlich zunehme, für deren Bequemlichkeit und Vergnügen die Regierung auf's Angelegentlichſte und Liberalſte ſorgt. Kein Ort auf dieſer ganzen Küſte eignet ſich von Natur ſo gut zu einem Seebad, als Magaratſch. Seine Lage iſt herrlich, und es hat bei der großartigſten Ausſicht treffliche Spaziergänge. Auch das nahe Jalta iſt ſeit Kurzem in ſeiner Blüthe über alle Erwartung ſchnell vorgeſchritten, und erhöht die Reize und Annehmlichkeiten von Magaratſch. Sein Hafendamm iſt 24 Faden weit in's Meer fortgeführt; überall errichtet man Waarenlager, und jüngſt haben ſich zwei neue Straßen gebildet, in denen ſich ſchon mehrere neue geſchmackvolle Häuſer, mit Säulen und Balkons geziert, zwiſchen den niedrigen ältern erheben, und dem wenige Jahre zuvor noch ſo häßlichen Dorfe Jalta jezt das Anſehen eines eleganten Städtchens geben. Seit Kurzem hat Jalta auch eine Briefpoſt-Expedition nach Sympheropol und die andern Hauptorte der Halbinſel erhalten. Neben dieſen beiden in Kurzem ſo ſchnell aufgeblühten Städten haben viele Grundeigenthümer in der lezten Zeit ihre Beſizungen mit neuen Gebäuden und Anlagen geziert, die jezt faſt der ganzen Südküſte das Anſehen eines Gartens geben.

In dem gegenwärtigen ruſſiſchen Antheil des ehemaligen aſiatiſch-türkiſchen Paſchaliks Achalzig, der, in dem lezten Friedensſchluß von 1829 zwiſchen Rußland und der Pforte dem Gebiete erſterer Macht einverleibt, jezt als beſonderer Diſtrikt der Provinz Georgien verwaltet wird, ereignete ſich im Laufe des lezten Sommers eine merkwürdige Naturbegebenheit. Bei einem plözlich entſtandenen heftigen Sturme fiel vom Himmel in ſehr großer Menge eine Subſtanz, welche die Einwohner Manna nannten, und bedeckte die Gefilde auf eine ſehr weite Strecke. Sie bildete ganze Haufen dicht in einander verſchlungener Aeſtchen, denen der Mooſe ähnlich, nur daß ſie nicht gefiedert waren (wahrſcheinlich eine Flechtenart). Bei näherer Betrachtung entdeckte man in jedem der zahlloſen Aeſtchen eine weiße, mehligte Subſtanz. Zermalmt und der gleichen Operation wie unſer gewöhnliches Mehl unterworfen, gab ſie ein ſehr weißes, zartes und ſchmackhaftes Brod, das lange ohne zu verderben erhalten werden konnte. Auch in ihrer natürlichen Beſchaffenheit hielten ſich dieſe vegetabiliſchen Maſſen lange, und wurden fein gerieben weit verführt.

Unſer Aſtronom, der Akademiker Struve, hat ein Schreiben von John Herſchel, datirt vom Vorgebirg der guten Hoffnung den 10ten Juni 1834, erhalten, worin er ihm meldet, daß er dort bereits im Januar dieſes Jahrs glücklich angelangt ſey, und nun auf der ſüdlichen Hemiſphäre eben ſo wichtigen, als glänzenden Beobachtungen entgegenſehe. Nach einer zwei Monate langen, ziemlich günſtigen Reiſe hatte er am 15ten Januar die Tafelbay glücklich erreicht, in der Kapſtadt ſelbſt aber der ſehr ungünſtigen Lokalverhältniſſe wegen, da die ſie einſchließenden Felſenwände während des Tages die glühenden Sonnenſtrahlen auf ſie werfen, und ſie überdem häufig den fürchterlichſten Sturmwinden ausgeſezt iſt, ſeinen bleibenden Aufenthalt zum Behuf ſeiner aſtronomiſchen Zwecke nicht nehmen können, ſondern ſich dazu das ſogenannte grove oder Luſtwäldchen, einen ſechs engliſche Meilen von der Kapſtadt entfernten Ort, gewählt. Es ſey dies einer der bezauberndſten Punkte in dieſem ganzen herrlichen Landſtriche, und liege auf dem äußerſten Abhange des Tafelberges, des dominirenden Punkts der ganzen Bergkette, die den Rücken des Kaplandes bildet. Nachdem er ſich hier eingerichtet, ſeine mitgebrachten aſtronomiſchen Apparate, unter ihnen vornämlich ſeinen Reflector von zwanzig Fuß Länge und das ſiebenfüßige achromatiſche Equatorial, glücklich gelandet und in der neuen Wohnung untergebracht, eilte er ohne Zeitverluſt zur Aufſtellung derſelben, was er bis zum 26ſten Februar bewirkt hatte; vor dem 5ten März jedoch konnte er keine regelmäßigen Beobachtungen beginnen. Nachſtehende intereſſante Stelle des Schreibens bezeichnet im Allgemeinen die Reſultate der bisherigen Beobachtungen; ſie berechtigen uns zu den größten Erwartungen hinſichtlich der Früchte, welche der Aſtronom in dieſen Himmelsregionen ernten dürfte. „Was in dieſen Breiten," ſagt Herſchel, „abgeſehen von der Durchſichtigkeit der Luft, vor Allem auffällt, das iſt die erſtaunliche Fülle und Pracht der Sterne der erſten vier Größen längs der Milchſtraße, namentlich an ihrem nördlichen Saume. Vom Sirius bis zu α des Centaurus iſt gleichſam Eine Flamme glänzender Gegenſtände, und von dort bis zu α des Adlers bietet die Milchſtraße ſelbſt dem unbewaffneten Auge ein ſo außerordentliches Schauſpiel dar, daß wohl keine Beſchreibung ein klares Bild davon zu geben vermag. Sie iſt hier nicht etwa ein einziger breiter, faſt einförmiger Lichtſtreifen, ſondern in unregelmäßige Maſſen, gleich ungeheuren, dicht zuſammengedrängten Nebelflecken, gebrochen, und in den Theilen, wo ſie minder dicht iſt, ſeltſam geſtreift mit dunkeln, ſpaltenähnlichen Strichen, die ganz das Ausſehen ſchwarzer Wolkenſchichten haben. Durch's Fernrohr betrachtet, erſcheint ſie überfüllt mit Sterngruppen von der mannichfaltigſten Schönheit; überhaupt aber ſind die kugelförmigen Haufen in dieſer Hemiſphäre weit üppiger, größer und zahlreicher, als in der nördlichen. Bei näherer Anſicht des Kontraſtes zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Theile der Milchſtraße drängt ſich einem unwillkührlich der Gedanke auf, daß unſer Sonnenſyſtem excentriſch innerhalb der Sternzone liegt, zu welcher es gehört, oder daß wir wenigſtens dem reichern und glänzendern Theile, der um das Kreuz und den Centaurus liegt, näher als dem übrigen liegen. Die Magellanswolken und der große Nebelfleck um η des Argus ſind aber die bei Weitem intereſſanteſten Gegenſtände, die ich während meiner kurzen Anweſenheit in dieſer Hemiſphäre zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Bildung der erſtern iſt höchſt räthſelhaft und von Allem abweichend, was ich zuvor geſehen. Rümker irrt ſehr, wenn er behauptet, daß ſie gleich der Milchſtraße ſich leicht in einzelne Sterne auflöſen laſſen. Es gibt wohl weite Strecken, beſonders in der großen Wolke, die mit Sternen angefüllt ſind; jedoch beſteht bei Weitem der größte Theil derſelben, und faſt alle kleinern, aus unauflösbaren Nebeln, vermiſcht mit Knoten und Haufen, Nebelflecken und Gruppen von der verſchiedenartigſten Dichtigkeit, von den ſeltſamſten, launenhafteſten Formen. Wegen des für eine genaue Begrenzung der Objekte gewöhnlich ungünſtigen Zuſtandes der Atmoſphäre habe ich die Doppelſterne noch wenig beobachten können; doch fängt die Beſchaffenheit der hieſigen Luft an, ſich zu beſſern; kürzlich habe ich einige herrliche Nächte gehabt und während derſelben einige der prachtvollſten Doppelſterne an dieſem Südhimmel beobachtet."

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 6. Januar 1835.

— In dem armen Menſchenherzen
Kehrt der Lenz nicht zweimal ein.

Fr. Haug.

Die zweite Blüthe.

Nackt und ſchmucklos der Garten ſteht,
Herbſtliche Winde toſen;
Aber dort, in dem ſchmalen Beet,
Spielt der Wind noch mit Roſen.

Rede, Gärtner, durch welche Kunſt
Haſt du's erreichen können,
Daß die Natur noch ſo hohe Gunſt
Mochte, die flieh'nde, dir gönnen?

Sprach der Gärtner: „Es iſt nicht ſchwer!
Als ſie im Sommer zerfielen,
Brach ich die Blätter hinterher
Ab mit den leichten Stielen.

Und der Roſenbuſch ſchämte ſich,
So ganz armſelig zu bleiben,
Und die Wurzel bequemte ſich,
Noch einmal Knoſpen zu treiben.

Mancher hat „einen dummen Streich"
Mir die Entlaubung geſcholten,
Aber die Roſen haben gar reich
Die kleine Mühe vergolten."

Und ich lobte den herrlichen Muth,
Den der Verluſt nicht beugte,
Der noch im Herbſte die Frühlingsglut
Neu aus dem Marke ſich zeugte.

Eine der Roſen brach ich vom Strauch,
Sie an das Herz mir zu ſtecken;
Roſe verſuch's, ob vielleicht du es auch
Zur zweiten Blüthe kannſt wecken.

Guſtav Pfizer.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

Indem wir ſo ſprachen, war der Mond aufgegangen und ſchien trüb durch die Nebel auf das helle Sandufer vor uns. „Thoms, ſieh doch!" rief Hanny eilig und verſtört, „wer ſind jene Leute, die noch ſo ſpät dort am Ufer herumſpazieren?" Ich erhob mich, doch konnte ich keinen Schritt vorwärts machen, ſo ſeltſam wurde mir zu Muth, als ich den Blick hinaus richtete und er die Geſtalten traf, die nicht weit von uns langſam dahin wandelten. Es war ein Mann und eine Frau, beide in

Digitized by Google

eine Tracht gehüllt, die wir nicht kannten. Er trug ein ſchwarzes Kleid mit einem hohen ſpitzigen Hut, und ihr floſſen lange ſchleppende Gewänder, die wie Silber ſchimmerten, um den Körper. Sie gingen ſtill neben einander, und als ſie ſich nun umkehrten, ſchienen ihre bleichen Geſichter ſeltſam durch den Nebel; langſam hoben ſie ihre Arme und winkten uns heran. Wir hielten einander feſt umſchlungen, Keiner wollte dem Winke folgen. „Hanny,“ lispelte ich leiſe, „gewiß ſind dies Leute aus der verſunkenen Stadt.“ Mein Kamerad winkte mir zu; wir blieben ſtill, den Blick auf die Erſcheinung gerichtet; bald darauf ſahen wir ſie im Nebel verſchwinden, und es war, als nähme das Meer ſie auf; ich glaubte noch lange den ſpitzigen Hut des Mannes aus den Wellen hervorragen zu ſehen.

Zu jener Zeit traf in unſerm Dorf ein fremder Spielmann ein, der die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich zog. Er kam aus Böhmen, ſeine Kleidung, ſeine Rede waren fremd, und uns Knaben erſchien der lange Mann mit dem wilden ſchwarzen Barte im bleichen Geſichte abſchreckend und unheimlich. Er verweilte in unſerm Dorfe einige Zeit und hatte, da gerade ein ländliches Feſt viele Gäſte herbeilockte, einen bedeutenden Erwerb, indem er zum Tanz aufſpielte, und es war wohl auffallend, daß, ſo wie die Pfeife des langen Böhmen erklang, ſich Jung und Alt wie von einer unaufhaltſamen Tanzluſt befallen zeigte. Es entſtand Scherz und Gelächter, wenn ſich ſchwere, unbeholfene Leute leidenſchaftlich in den Reihen miſchten und nicht eher aufhören mochten, als bis ſie athemlos hinſanken, dagegen wurden andere, auch die ſanfteren Naturen, zu einer widerlichen Zankſucht aufgeregt, ſo daß es ausgemacht ſchien, eine luſtige Geſellſchaft, wo der lange Böhme aufſpiele, könne ſich nur mit Zank und Schlägen endigen. Dies erregte Aufſehen, der böhmiſche Spielmann wurde verrufen als einer, der mit böſen Geiſtern im Bunde ſtehe, und ſeine Pfeife als ein ſolches Zauberinſtrument angegeben, auf deſſen Ruf ſich die Geiſter ſammelten. Wir jungen Burſche, bei denen man eben keine Zauberei von nöthen hatte, um ſie zu Scherz und Muthwillen, gelegentlich auch zu Händeln aufzuregen, hörten dergleichen Beſchuldigungen geduldig an und ſchloſſen uns wohl gar, als wir uns mit des Böhmen Geſtalt mehr verſöhnt hatten, ihm näher an, indem wir mit ihm in's Land hinein, durch Wieſ' und Wald zogen.

Eines Abends kamen wir mit ihm in eine Schenke, wo er ſich wie gewöhnlich bereit finden ließ, zum Tanz aufzuſpielen. Kaum hatte jedoch der Tanz einige Zeit gedauert, als er plötzlich die Spielweiſe änderte und einige traurige, durchdringende Töne angab. Die tanzenden Gruppen wußten nicht, wie ihnen geſchah, ſie hörten auf, ſich raſch zu bewegen, und Jeder ſah ſich mit verſtörten Blicken im Zimmer um; dazu ließ ſich draußen plötzlich ein ungewöhnliches Rauſchen und Bewegen vernehmen, ein nächtlicher Sturm wühlte im Laub der Bäume, und hie und da erblickte man mit Entſetzen bleiche fremde Geſichter, die ſich von außen an die Scheiben der Fenſter anlegten. Wir alle wollten fliehen, doch hielt uns eine unſichtbare Macht zurück, wir ſtanden erſtarrt da, und erſt dann kehrte wieder Lebensmuth in uns zurück, als der Spielmann, in die frühere Weiſe eingehend, heitere, lockende Töne erſchallen ließ. Ihr könnt Euch denken, Freunde, wie dieſes Seltſame auf uns wirkte; unabläſſig drangen wir jezt in den Böhmen, uns in ſeine Künſte einzuweihen, was er uns jedoch immer zürnend abſchlug. Aber Hanny, der noch leidenſchaftlicher betroffen worden, ließ durchaus nicht nach, und wir machten nun zuſammen einen Plan, wie wir die geheimnißvolle Kraft des Spielmanns mit der verſunkenen Stadt in Verbindung ſetzen wollten; denn es war nur zu gewiß, daß des Böhmen Pfeife die Kraft beſaß, die Geiſter herauszulocken und die Feſſeln eines magiſchen Lebens zu ſprengen.

Die Zeit, wo wir unſer Vorhaben ausführen wollten, verſchoben wir nicht lange. An einem beſonders klaren, ruhigen Morgen ruderten wir beide den Spielmann hinaus in die See und hielten wie zufällig auf jener berüchtigten Stelle. Hier erzählten wir ihm nun umſtändlich, was wir erlebt und geſchaut, und da er ungläubig lächelte, wieſen wir hinab auf den Boden des Meeres. Doch wie ärgerlich und beſchämend für uns mußte es ſeyn, daß gerade heute, troz der Stille und Klarheit des Gewäſſers, ſich die Tiefe verſchleiert hielt; es zeigte ſich unſern Blicken nichts als dunkle Maſſen, denen man keine Form abgewinnen konnte. Der Spielmann ſaß ſchweigend da und ſah uns abwechſelnd mit ſeinen dunkeln geſpenſtiſchen Augen an. „Liebſter Herr!“ rief ich, indem ich im finſtern Unmuth nahe daran war, Thränen zu vergießen, „iſt die Kraft, die Euch gegeben, wirklich ſo wundervoll und bedeutend, ſo zeigt es uns hier: nehmt Eure Flöte und lockt die Geiſter längſt vergangener Tage, die hier unten ſchlummern, ſichtbar an's Tageslicht.“ Mit dieſen Worten gab ich ihm das Inſtrument, das neben ihm lehnte; er ſah uns noch finſterer und drohender an. „Tolle, thörichte Knaben!“ rief er, „ich thäte wohl gut, Euch den Kitzel auf immer zu vertreiben; meint Ihr, es komme hier nur auf ein Kunſtſtückchen an, Euch zu beluſtigen? Es kann Euch wohl das Leben koſten.“ Ich wurde mit Angſt erfüllt, Hanny aber drang muthvoll in den Zürnenden, bis er endlich mit einem raſchen Griff die Pfeife nahm und ſie an den Mund brachte.

Klagende, langgehaltene Töne zogen jezt leiſe und dann immer lauter über die Waſſerfläche dahin; wir beide wagten kaum Athem zu holen und ſtarrten in die

Tiefe. Was geſchah da vor unſern Augen! Wie es Jemanden zu Muth ſeyn mag, der von einem hohen Gebirge in ein nächtliches Thal ſieht, das nach und nach mit Licht ſich zu füllen anfängt, wo dann Anfangs die Gipfel hoher Bäume, dann das niedrige Gebüſch, endlich mit überwindender Klarheit Blumen und Kräuter des Bodens hervortreten, ſo tauchte auch die Meerſtadt hervor; wir erblickten die Giebel der Häuſer, die dunkeln Mauern, dann die Treppen und Gänge in den Höfen, und zuletzt mochten wir wohl gar die Steine der Straße zählen können. Ein Grauen überſchlich mich und dann wieder ein Entzücken, als jezt aus der Tiefe leiſe Glockentöne hallten; zugleich öffnete ſich das Thor eines prächtigen Hauſes unten und ein Zug Männer und Frauen glitt über die Schwelle. Die leiſeſte Bewegung unſeres Kahnes ſchien ein Schwanken unten zu verurſachen, wie an den Schattenbildern einer Zauberlaterne. Hanny und ich gaben uns verſtohlen Zeichen, keiner mochte ſprechen, aber auf einmal brachen wir in einen Laut des Staunens aus, als unter den Männern und Frauen des Zuges jezt eine wunderſüße Mädchengeſtalt hervortrat, gekleidet in helle Gewänder, das goldgelbe Haar mit einer Krone gezíert. Sie ſah herauf und ihr Blick traf uns, wir fühlten unſere Herzen heftig ſchlagen. Mein Gefährte brach gleich darauf in lautes Weinen aus. Zugleich verſtummten die Töne des Spielmanns, es floſſen wieder die trüben Schleier über das Bild, die Glockentöne verhallten, und wir mußten uns entſchließen, den Rückweg anzutreten, da ein ſtarker Sturm ſich erhob und das Meer hohe Wellen ſchlug. Ich hatte bei den Rudern alle meine Kräfte anzuſpornen, denn Hanny ſaß träumend und theilnamlos da, ſein dunkles Auge blieb auf das Spiel der Wogen geheftet, es ſuchte ängſtlich die Geliebte und fand ſie nicht. Der Spielmann richtete boshafte und höhnende Blicke auf den armen Knaben, als hätte er deutlich vorher gewußt, was ſpäter ſich ereignete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Was wußten die Alten von Amerika?

(Beſchluß.)

Apulejus, der unter den Antoninen lebte (im zweiten Jahrhundert n. Ch.), überſezte eine Abhandlung: von der Welt, die man dem Ariſtoteles zugeſchrieben hat, die aber wohl ſicher bedeutend jünger iſt, in's Lateiniſche. Es wird darin behauptet, es gebe mehrere Continente, wie der, den Europa, Aſien und Afrika bilden. „Die meiſten ſind der Meinung, der Erdkreis beſtehe aus einem Feſtland und aus Inſeln; ſie wiſſen wohl nicht, daß unſer ganzes Land, vom atlantiſchen Ocean umgeben, ſelbſt nichts anderes als eine Inſel iſt. Und wir glauben, man würde weit weg viele andere Inſeln finden, eben ſo groß, oder kleiner oder größer, deren Küſten den unſeigen gegenüber liegen.“ — Den Begriff des Wortes antiporimoi, das hier gebraucht iſt, drückte man im Mittelalter durch antinsulae, Antillen aus. — Apulejus macht zu obiger Stelle die Bemerkung: „Iſt es zu verwundern, daß wir ſie, jene Inſeln, noch nicht kennen, da wir ja diejenige, auf der wir wohnen, noch nicht ganz erforſcht haben?“ Die kugelförmige Geſtalt der Erde war längſt bekannt, oder vielmehr angenommen, und im gemeinen Leben ſagte man, wie ſich auch Apulejus ausdrückt, orbis terrarum, der Erdkreis. Mußte man ſich alſo nicht nach der andern Halbkugel umſehen? konnte man glauben, ſie ſey völlig bedeckt von den Fluthen des unfruchtbaren Oceans, wie ſich die Poeten ausdrückten? Proclus, ein Neuplatoniker des fünften Jahrhunderts, deutet zwar, wie ſeine ganze Schule, die Atlantis des Plato allegoriſch; indeſſen gibt er in ſeinem ſchätzbaren Kommentar zum Timäus zu, daß, wenn die Erde eine Kugel iſt, eine der diesſeitigen ähnliche Inſel im großen Ocean liegen müſſe. Gegen dieſen einfachen Schluß erhoben ſich vergeblich der h. Auguſtin, Lactantius und die Päbſte; dieſelbe Idee hatte bereits der große Geiſt des Ariſtoteles aufgefaßt, der oben genannte Proclus und gleichzeitige Schriftſteller, wie Macrobius und Marcianus Capella, ſprachen ſie im fünften Jahrhundert aus, und man begnügte ſich damit, ihnen nachzuſprechen, bis zum Schluß des fünfzehnten.

Wir haben hier nur ganz ſummariſch die Begriffe des griechiſchen und römiſchen Alterthums von der andern Hälfte der Welt zuſammenſtellen wollen, und wir unterſuchen daher nicht, ob es wahr iſt, daß die Chineſen bereits um die Mitte des fünften Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung Amerika beſucht haben, noch wer jener weiße, bärtige, ſchwarz gekleidete Mann (Quetzalcoalt) ſeyn mag, von dem die Mexikaner ſelbſt aus grauer Vorzeit zu erzählen wußten; auch die Geſchichte von der alten Bildſäule auf einer der Azoren, welche mit dem Finger gegen Weſten wies, laſſen wir auf ſich beruhen. Wenn dem auch wirklich ſo iſt, daß die Normänner im zehnten Jahrhundert Grönland entdeckt, und ſelbſt auf Neufoundland Niederlaſſungen, ihr Winland, gegründet haben, ſo berührt dies den Punkt, von dem wir ausgegangen: die Aehnlichkeit der alten mexikaniſchen Alterthümer mit phönizíſchen und egyptiſchen Kunſtwerken, ſo wenig, als die Spuren einer frühern Bekanntſchaft mit Amerika von Seiten europäiſcher Völker, welche man in den bekannten Seekarten des Venetianers Andreas Bianco und des Nürnbergers Martin Behalm zu finden glaubt.

Wie es immer geht, die Luſt am Wunderbaren und leichtgläubige Neugierde haben auch hier den Schleier, der die Wahrheit bedeckt, nur noch dichter gemacht. Man hat auf mexikaniſchen Steinen beſtimmt phöniziſche Charaktere, ja ſogar griechiſche Buchſtaben erkennen wollen; man weiß genau anzugeben, in welchem Jahr Herkules in Amerika an's Land geſtiegen, und hat an der Küſte von Guatimala eine römiſche Waſſerleitung aufgedeckt; ja, erſt kürzlich hat einer unter einem ruinirten Fort auf einer der unermeßlichen Ebenen im Norden eine Münze von Antoninus Pius gefunden. Nach dieſen Vorgängen wird man bald zu Palanke oder Mitla römiſche Inſchriften finden, denen gleich, wie ſie die engliſchen Touriſten von Memnons Koloß in ihre Memorandenbücher abſchrieben: L. Trebonius hic fui, oder C. Numerius hic fui. Vorerſt aber wollen wir uns begnügen, die mexikaniſchen Monumente, deren Aechtheit nicht verdächtig iſt, jene Pyramiden, Brücken, Statuen, Basreliefs und Palläſte, zu prüfen und zu ermitteln, in wiefern ſie auf die Kultur der ſogenannten alten Welt hinüberweiſen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lauſanne, December.

Zurücknahme des Geſetzes gegen die Momiers.

Ich habe in meinem vorigen Briefe die im Schooße unſers Rathes über das unſinnige Geſetz gegen die Momiers ſtattgefundenen Debatten im Auszug mitgetheilt. Es bleibt mir nur noch übrig, des Endreſultates zu erwähnen und einige Bemerkungen beizufügen. Noch muß ich übrigens eine Stelle aus Monnards Rede nachtragen. „Plinius der Jüngere,“ ſagte er, „wurde bekanntlich von Trajan als Gouverneur nach Bithynien geſchickt und ſchrieb ſeinem Kaiſer zu Anfang des zweiten chriſtlichen Jahrhunderts Alles, was er bisher zur Unterdrückung einer neuen Religionsſekte gethan hatte, und fragte dabei an, was er in dieſer Beziehung weiter thun ſolle. Dieſe neue Sekte war die chriſtliche. Was haben nun die Bemühungen des mächtigen Kaiſers und des klugen Staatsbeamten genützt? Ganz eben ſo wird es ſeyn mit der Religionsbewegung, die jezt wie eine energiſche Proteſtation gegen die Ruchloſigkeit des vorigen Jahrhunderts von einem Ende Europa's zum andern verſpürt wird. Weder das Geſetz vom 20ſten Mai, noch hundert andere werden im Stande ſeyn, dieſe Bewegung aufzuhalten. Darum trage ich im Namen des Chriſtenthums, dieſer Religion des Friedens, der Liebe und Freiheit, auf die Abſchaffung des Geſetzes vom 20ſten Mai an, aber auch als Mitglied und Diener der Nationalkirche, denn ich bin überzeugt, daß ſich dieſelbe durch nichts halten kann, als durch Religionsfreiheit, durch eigenes Fortſchreiten und Vervollkommnen, was ſie bisher verſäumte. Man wende nicht ein, daß die Abſchaffung dieſes Geſetzes zu Unordnungen führen werde. Sind denn die Scenen, welche ſeit 1824 ſtattgefunden haben, ſind denn die mit Steinwürfen, ja ſelbſt mit Flintenſchüſſen angegriffenen Häuſer, die Aufläufe, die öffentlichen Beſchimpfungen, Inquiſitionen, Torturen, Verbannungen, die Prozeſſe, Einkerkerungen u. ſ. w. etwa Ordnung?“ Nach manchem Hin- und Herreden über den Gegenſtand war es erfreulich, Duvoiſins ernſte Ermahnung zur aufrichtigen Verſöhnung und zum Frieden beider Partheien zu hören; auch ging ſein Antrag auf Abſchaffung des Geſetzes vom 20ſten Mai, oder auch auf ſtrenge Verpönung aller Proſelytenmacherei der Methodiſten im Innern der Familien durch. Mit dieſer wiedergewonnenen religiöſen Freiheit beginnt wirklich eine neue, beſſere Zeit für das Waadtland; ſie kann wenigſtens beginnen. So wird hoffentlich unſere Zeit und unſer Land nicht mehr durch Gewaltſcenen des rohen Volkes gegen die Methodiſten entſtellt werden, wie unlängſt in Vevey und in Romainmotier vorfielen, Scenen, die an die roheſten Tage des Mittelalters erinnern, und unglaublich bei einem Volke ſind, das ſo gerne von ſeiner Civiliſation und Freiheit ſprechen hört. In Vevey verfolgte man von Haus zu Haus und auch außer der Stadt einen methodiſtiſchen Geiſtlichen, weil er ſich lebhaft gegen das Winzerfeſt erklärt, und beſonders die Mädchen wegen ihrer Theilnahme daran ausgeſcholten hatte; er entkam nur mit Mühe dem wüthenden Haufen, der ihm wahrſcheinlich den Garaus gemacht hätte, wenn ihm der Geiſtliche in die Hände gefallen wäre. Abſcheulicher und roher noch waren die Auftritte in Romainmotier. Der dortige ſehr würdige, aber dem Methodismus zugethane Diakonus hatte ſich beſonders dadurch den grimmigen Haß und die Verfolgung ſeiner Pfarrkinder zugezogen, daß er bei dem Großrath eine ſehr warme Bittſchrift für die Religionsfreiheit eingereicht hatte, welche die Landesverfaſſung klar ausſpricht. In der Nacht überfielen ſechzig bis achtzig in Hemden gekleidete, im Geſicht geſchwärzte Männer das Pfarrhaus. Schon ehe ſie ankamen, kündigten ſie ſich durch Flintenſchüſſe, Peitſchenknallen, ſo wie durch Drohungen und Schimpfreden gegen die Momiers an. Gleich darauf wurde das Pfarrhaus mit einem Hagel von Steinen überſchüttet, deren viele durch die Fenſter eindrangen, Thüren wurden aufgebrochen, Fenſterladen aufgeſprengt, und nicht nur große Steine und andere gefährliche Projektilien in Maſſe in die Küche und in das Zimmer des Diakonus geſchleudert, ſondern auch mit Kugeln dahin geſchoſſen, die glücklicherweiſe Niemanden trafen, aber in der Wand und in den Schränken gefunden wurden. Nach einigen Stunden zog ſich der wüthende Haufen von ſelbſt wieder zurück. Dieſer Gräuel erneuerte ſich in den zwei folgenden Nächten, ohne daß die Ortsbehörden oder andere Gutdenkende dem armen Pfarrer zu Hülfe gekommen wären; eine Scheinunterſuchung, die nur ganz läſſig und oberflächlich einige Tage lang geführt wurde, ergab gar kein Reſultat, was von Jedermann vorausgeſehen worden war. In unſerm Lande der Freiheit und Gleichheit iſt die Angſt vor der Rache und Selbſthülfe erboßter Leute ſo groß, daß ſich ſelbſt die Behörden davor fürchten, und häufig diejenigen darauf aufmerkſam machen, die ihr klares Recht verfolgen wollen. Das Geſetz und die Ordnung ſtehen auf dem Papier, aber nicht im Staatsleben. Hier nun wäre Energie um ſo gefährlicher geweſen, da aus dem regelmäßigen Benehmen der Rotte bei dem Pfarrhauſe hervorging, daß ein voraus combinirter Plan zu Grunde lag. Auch blieb der Präfekt des Diſtrikts Orbe, wo Romainmotier liegt, wohlweislich mehrere Tage nach dem Vorfalle ganz ruhig in Lauſanne, wo er in Privatgeſchäften war; es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß er von dem Projekte Kunde hatte und nichts that, um es zu verhindern, ja ihm lieber ganz aus dem Wege ging, um den Ehrenmännern freien Spielraum zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Januar 1835.

Die Frage, woher hat's der Dichter? geht immer aus auf's was,
vom wie erfährt dabei Niemand etwas.

Goethe.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

Von Fr. Steinbeck.

Erster Aetikel.

Jeder Menſch, der bei ſich ſelbſt nach dem Urſprung ſeiner Gedanken forſcht, wird ſich bald geſtehen müſſen, daß die Entſtehung aller Hauptgedanken und Ideen völlig dunkel ſey. Denn wer wäre wohl ſo kühn, beweiſen zu wollen, daß er jeden Gedanken bis zu ſeinem Urſprunge verfolgen könne? Dies iſt nur zu oft unmöglich, und der Menſch bleibt bei ſolchee Nachforſchung nur zu oft an einem veeſchloſſenen Thore ſtehen, welches der Eingang zu einee höheren Form des Daſeyns iſt und nur dem Geweihten ſich öffnet. Man hat neuerdings wohl den Satz aufgeſtellt, daß es in der Regel für uns weit wichtiger ſey, den Weg zu kennen, auf welchem Denker zu ihren Reſultaten kommen, als die Reſultate ſelbſt. Gewöhnlich fügen die neueren Denker iheen Theoremen ein logiſches Gerüſt hinzu, welches uns jedoch keineswegs ſagt, wie ſie zu ihren Gedanken kommen, ſondern nur, wie ſie dieſelben in Verbindung mit andern feſtzuhalten gedenken. Der Gedanke entſtand ja nicht durch die Logik, ſondern vorher; wir mögen logiſche Regeln anwenden, ſo viel wir wollen, wir werden dadurch keinen einzigen Gedanken erzeugen, ja ihre Anwendung iſt gar nicht denkbar, ohne daß man das ſchon habe, woran ſie angewendet werden ſollen, den Gedanken. Die Anatomie ſchafft keine Organismen, ſie zerlegt die ſchon geſchaffenen. Der ganze Apparat der Logik ſchafft nicht den Gedanken, er anatomirt ihn bloß. Der Satz nun, daß die Entſtehungsweiſe des Gedankens dunkel ſey, wird dadurch nicht entkräftet, daß die Denker ihre Philoſophie und Wiſſenſchaftslehre uns klar vor Augen legen; denn viele Denker, z. B. Spinoza, die uns ihre Gedanken in einem Syſteme geben, theilen dieſelben auf eine ganz andere Weiſe mit, als ſie ſelbſt zu ihnen gelangt waren. Zwar machen disweilen Denker hievor eine Ausnahme, z. B. Heeder, indem derſelbe ſeinen Gedanken vor uns entſtehen läßt, wie er in ihm entſtand; allein dieſe Ausnahmen ſind doch wohl nur ſcheinbar, da jene Denker mit dem Leſer wohl den Weg der Reflexion wandeln und zum Reſultat gelangen, aber doch nicht die Aet und Weiſe angeben können, wie ſie auf den urſpeünglichen Gedanken gekommen waren, von welchem aus ſie das Gewebe der Reflexion und der Gedankenreihen und Schlüſſe anſpannen. Und überdies hebt das Denken dieſer Männer, welche als Ausnahmen angeführt werden, ſtets von der äußern Betrachtung der Dinge an und ſchließt dann weiter. Allein dieſes Denken iſt ein ſehr unteegeordnetes, abhängiges und willkührliches, es bezieht ſich bloß auf die Thätigkeit der Vernunft,

die aber an ſich auch nur eine untergeordnete Potenz der Seele iſt. Hiemit ſind die plötzlich aufleuchtenden Gedankenblitze noch keineswegs erklärt. Auch der weiſeſte Mann unter den Griechen, Sokrates, der ſich im Gegenſatz der andern Philoſophen, die von ihrem Wiſſen ſprachen, aber nicht den Weg zu demſelben zeigten, ein Nichtwiſſen zuſchrieb und ſich mit der Angabe des Weges begnügte, auf welchem er zur Wahrheit zu gelangen ſich bemüht habe, weßhalb er ſeine Unterſuchungen von den unbedeutendſten Gegenſtänden anfing und ſeinen Gedanken in jede mögliche Verbindung zu bringen ſuchte, ſelbſt dieſer Sokrates macht in ſeinem Raiſonnement Sprünge, und man ſieht bei allen dieſen Denkern, daß ſie bemüht waren, den Gedanken, deſſen oft blitzſchnelle Geburt ihnen unerklärlich und dunkel war, der Welt als auf dem Wege der ruhigen Reflexion gewonnen darzuſtellen. Deßhalb hat auch Treviranus ſehr Recht, wenn er in ſeiner Biologie über den Urſprung des Denkens alſo ſpricht: „Iſt auch unſer ganzes Leben nur ein Traum von dem, was wir Wirklichkeit nennen, ſo bleibt es deſſenungeachtet gewiß, daß die Folge dieſer Traumbilder ihren Urſprung von einem uns fremden Dinge hat. Wenn die Glaslinſe in der Camera obſcura ſich der Bilder bewußt wäre, die ſie auf dem Grunde der dunkeln Kammer erzeugt, ſo würde ſie ſagen können: dieſe Bilder ſind zwar bloß dein Werk, denn ſie verſchwinden, ſobald du nicht biſt, und verändern ſich, ſobald du dich veränderſt. Aber wenn auch die Bilder nicht ohne die Linſe ſind, ſo ſind ſie doch nicht durch die Linſe allein. Jedes metaphyſiſche Syſtem maßte ſich an, ſagen zu wollen, was dieſes äußere Etwas ſey, von dem wir uns abhängig fühlen, aber keines gab darüber mehr, als Dichtungen.“

Ja, geſtehen wir es uns offen, wir leben beſtändig, auch wachend, ein gedoppeltes Leben, wovon nur die eine Hälfte in's Bewußtſeyn tritt. Wenn wir, von einer Idee ergriffen, reden oder ſchreiben, entquellen oft ganz andere, oft beſſere Gedanken unſerem Geiſte, als die, welche wir mittheilen wollten, und ein uns unbekannter Mitarbeiter ſcheint in der Werkſtätte unſerer Gedanken geſchäftig uns neue Ideen zu inſpiriren. Der Menſch, das Amphibion von Zeit und Ewigkeit, führte ſtets ein gedoppeltes Leben, wovon das eine mehr ein allgemeines überzeitliches, das andere mehr ein beſonderes zeitliches iſt, und in deſſen Oscillation unſer jetziges Daſeyn beſteht. So viele Gedanken, deren Quelle wir nicht auffinden, ſo manche Entſchlüſſe, deren Urſprung wir nicht entdecken, ſo viel dunkle und doch ſo mächtige Gefühle, deren Wurzeln wir nicht aufſpüren können, ſo zahlreiche Vorempfindungen, die uns treiben, ſchrecken, warnen, wären demnach nur Lichtſtrahlen, die aus unſerer unbewußten Welt in die bewußte hineinſcheinen. — Da wir nun hinreichend angedeutet, daß die Entſtehung aller Hauptgedanken und Ideen dunkel ſey und daß die Logik nichts thue, als den ſchon erzeugten Gedanken zerlegen und nach theilweiſe willkührlichen Satzungen mit andern verbinden, ſo ſind wir gezwungen, eine höhere Quelle jener Gedanken und des Denkens überhaupt anzunehmen, ein höheres Etwas, auf welches ſich die Gedanken höherer Art überhaupt beziehen müſſen. Dieſes Etwas iſt der Geiſt, welcher als die Quelle des Gedankenreichthums erſcheint und von welchem das Denken der Seele wohl unterſchieden werden muß.

Bedenkt man, daß die Wurzeln aller Ideen immer in Dunkel gehüllt ſind, ſo iſt man bewogen, anzunehmen, daß jede Vorſtellung, die nicht durch Sinnesvermittlung gewonnen wird, ihre erſte Zeugung in jener überzeitlichen Welt unſeres Geiſtes habe, und daß das Bewußtwerden derſelben, die Reflexion, nur die Geburt des ſchon erzeugten Gedankenfötus ſey.

Daß der Geiſt die Quelle aller weſentlichen, inhaltſchweren Gedanken ſey, iſt man aus verſchiedenen Gründen ſchon zum Voraus anzunehmen berechtigt; denn wer würde ſich wohl jezt noch damit lächerlich machen, daß er das Gehirn als eine Aeolsharfe mit zitternden Fibern betrachtet, oder als eine dunkle Kammer mit geſchobenen Bildern, oder als eine Spielwelle mit Stiften für jede Idee, die der Geiſt umdreht, um ſich ſeine Ideen ab- und vorzuorgeln.*) Und wenn man auch dies einem Zweifler zugäbe und einräumte, daß die Bilder ſich ſelber malen, die Gedanken ſich ſelber denken, daß jede Vorſtellung alle andern und ſogar das Ich dunkel nachſpiegle, und daß ſonach jede Idee eine ganze Seele ſey, ſo muß er doch erſt einen Generaliſſimus herſchaffen, der dieſes unermeßliche, flüchtige Ideenheer kommandire und ſtelle, einen Setzer, der das Ideenbuch nach einem unbekannten Manuſcripte ſetze. Dieſe regelnde Einheit und Kraft, ohne welche die Symmetrie des Mikrokosmus ſo wenig wie des Makrokosmus, der vorgeſtellten Welt ſo wenig wie der wirklichen zu erklären ſteht, nennen wir eben einen Geiſt. Freilich iſt durch dieſe unbekannte Kraft weder die Entſtehung noch die Folge der Ideen ermittelt und erklärt, aber dies kann auch nicht unſer Zweck ſeyn, der allein darin beſteht, zu zeigen, daß es außer dem niedern klügelnden Denken der Seele noch ein weit höher ſtehendes Denken des Geiſtes gebe, welches die Gedanken nach eigenen, unabhängigen Geſetzen erſchaffe und dieſelben von Zeit zu Zeit in unſere Reflexion leuchtend hineinſpiegele.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Jean Pauls Heſperus, 4ter Theil, S. 11 und 12.

Digitized by Google

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

Thoms unterbrach hier ſeine Erzählung, er wandte das Antlitz dem Meere zu, dem Schauplatze jener Ereigniſſe, die er eben ſchilderte. Die Sonne, im Verſinken begriffen, kleidete Meer und Geſtade in das blendendſte Kolorit, des Greiſes Silberhaupt wurde von ihr geröthet und die Jugend jener frühern Tage ſchien auf ſeine Wange zurückgekehrt. Jedoch der ernſte Blick des Erzählers verkündete die düſtere Betrachtung, zu der ihn der Verlauf ſeiner Geſchichte aufforderte. „Meine Freunde,“ begann er wieder, „unſelig iſt wohl der zu nennen, den es gelüſtet, hinter den Schleier zu lauſchen, mit dem wohlthätig ſich das Antlitz mancher Erſcheinung verhüllt. In Thätigkeit, Arbeit und Mühe iſt uns eine ehrenvolle Bahn angewieſen, um auf ihr wirkend fortzuſtreben; gehen wir über die Grenze hinaus, ſo iſt auf der einen Seite unheilbare Thorheit, auf der andern Verderben unſer Loos. — Hievon ſollte nun auch des armen Hanny Schickſal den Beweis geben.“

„Nach dem Ereigniſſe, welches ich Euch ſo eben beſchrieben, waren einige Monate vergangen; der Sommer verſchwand, der Herbſt trat ein und die ſtürmiſchen Nächte, die um dieſe Jahreszeit gewöhnlich ſind, zeigten ſich mit allen ihren Schrecken. Um dieſe Zeit ſind, wie Ihr wißt, Freunde, unſere Küſten gefahrvoller als andere Gegenden. Der böhmiſche Spielmann hatte ſchon längſt die Gegend wieder verlaſſen, mir waren die Bilder jener Tage faſt wieder aus dem Sinn geſchwunden, den armen Hanny aber verfolgte eine unheilbare Schwermuth. Ich, der ihn zu tröſten ſuchte, mußte ihn oft lange ſuchen und fand ihn gewöhnlich dann irgendwo am Strande verborgen, ſeinen ſeltſamen Träumereien hingegeben. Einſt, als wir uns zuſammen beſprachen, erblickten wir wiederum jenes geheimnißvolle trauernde Paar, am Ufer hinwandelnd; doch wie ſie näher kamen, ſahen wir, daß ſie nicht allein waren; wer beſchreibt das Entzücken Hannys, als er das ſchöne Mädchen mit der goldnen Krone zwiſchen den beiden Alten wandeln ſah: geſenkten Hauptes, wie damals, die herrlichen Haare aufgelöſt im Winde flatternd. In ihrem bleichen Geſicht, das wir jezt näher unterſcheiden konnten, lag unendlicher Schmerz, gepaart mit einem wunderbaren fremden Liebreiz. Auch ſie hob den Arm und ſchien uns zu winken. Ich ſchloß mich mit aller Kraft an meinen armen Kameraden, um zu verhindern, daß er dem verlockenden Trugbilde nicht augenblicklich folgte. Bald waren jene verſchwunden. Wir eilten auf die Stelle am Ufer hin und Hanny, der etwas mit bleichem Schimmer im Sande blinken ſah, hob einen alterthümlich geformten, goldenen Fingerreif auf, den er mir freudig zeigte. Ein heller, waſſerblauer Stein war in das Gold gefaßt. Wie wir berathſchlagten, was wir mit dem Funde beginnen ſollten, erklärte Hanny leidenſchaftlich, der Ring gehöre ſein, er ſey ein Geſchenk der Geliebten, und er werde ihn fortan im Leben und Tode nicht von ſich laſſen; ſogleich knüpfte er auch ein rothes Band von ſeinem Hut los, befeſtigte den Ring daran und hing ihn an den Hals, indem er ihn ſorgſam unter ſein Kleid verbarg.

Seit dieſer Zeit nun war der arme Jüngling völlig wie umgewandelt; am Tage ſah man ihn gleich einem Träumenden herumwandeln, und die Abende brachte er bis ſpät in die Nacht hinein am Meeresſtrande einſam zu, denn nicht einmal meine Geſellſchaft mochte er mehr leiden. Die Mädchen im Dorfe gewahrten zuerſt Hanny's ſeltſame Krankheit; ſo manche war ihm gewogen, denn er war zum ſchönſten Burſchen in der Umgegend aufgewachſen; ſein Körper war ſchlank und biegſam, in ſeinen Zügen lag kecker Muth, mit zärtlicher Weichheit gepaart. Das ſchönſte der Mädchen ſchrieb Hanny's Herzensverwundung ſich zu, und da ſie nicht geneigt war, die Grauſame zu ſpielen, ſo wählte ſie mich zum Vertrauten, um den Troſtloſen ihr zuzuführen. Als ich mit dieſer Botſchaft zu meinem Freunde kam, ſah ich ihn zum erſten Male zornig gegen mich aufflammen. „Wie?“ rief er mir zu, indem er den Ring aus dem Buſen zog, „Du, mein Genoſſe und Vertrauter, biſt ſchändlich genug, mich der ſchwärzeſten Untreue fähig zu halten? Bin ich ihr nicht anverlobt, der ſüßen Geliebten? harret ſie nicht meiner dort unten in ſchauerlicher Einſamkeit, daß ich kommen ſoll, ſie zu tröſten, ihr herbes, unendliches Leid zu mildern?“ — Ich blickte ihm erſtaunt in die Augen und ſchloß ihn mit Rührung in meine Arme. „Du biſt recht krank,“ rief ich; „das einſame Grübeln taugt nicht, vergiß das ſeltſame Traumbild!“ — Er wandte ſich von mir ab, ſeine Thränen floſſen, ruhig ließ er mich meine Beſorgniſſe und Tröſtungen ausſprechen, dann wandte er ſich zu mir, zog mich ſanft zu ſich auf den Uferſtein und begann mit leiſer Stimme: „Thoms, Dir ahnet nicht, wie mir geſtern Nacht geſchehen. Ich ſaß, wie ſchon lange, hier einſam am Ufer; die Dunkelheit überraſchte mich und ich ſank in Schlaf. Da war es mir, als erwachte ich in einer Stadt, die ich zuvor nie geſchaut: auf einen öden Marktplatz ſah ich mich hinverſezt; rings um mich blickten altergraue Steinbilder, die Häupter mit grünlichem Mooſe bedeckt, zu mir nieder; ſie trugen alle Kronen und ſchienen die frühern Beherrſcher der Stadt zu ſeyn. Voll Ehrfurcht und Staunen wandelte ich an ihnen vorüber, und wie ich eine enge Gaſſe

Digitized by Google

betrete, wird mir beim Anblick eines hohen Giebelhauſes plötzlich zu Sinne, als kenne ich dieſen Ort, ja, als müſſe ich hier recht eigentlich zu Hauſe ſeyn. Jezt wurde mir deutlich, daß ich mich unten in der Meerſtadt befinde. Eine entſetzliche Angſt befällt mich; weit, weit von allem Lebendigen entfernt, ſehe ich mich eingeſchloſſen in der Stadt der Todten."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, December.

(Fortſetzung.)

Unterrichtsweſen. Levade. Franzöſiſcher Radikalismus.

Erfreulicher als ſolche Erſcheinungen ſind die Vorſchläge einer eigens dazu ernannten Kommiſſion über die Umgeſtaltung unſers ganzen Erziehungsweſens nach allen ſeinen Theilen. Freilich ſind es nur noch Vorſchläge zur Errichtung neuer Mittelſchulen, die zwiſchen den Elementarſchulen und der Akademie ſtehen und unſern Bürger- und Induſtrieſchulen in Deutſchland einigermaßen entſprechen, aber in einem Lande wie Waad, wo das ganze Unterrichts- und Erziehungsweſen bisher ſo vernachläſſigt war, iſt ſchon der erſte Vorſchlag zu dergleichen Anſtalten tröſtend. Späterhin, in der Großrathsſitzung im Herbſt 1835, hat dieſe Kommiſſion endlich über die Reorganiſation der lateiniſchen Schulen und der Lauſanner Akademie Vorſchläge zu machen. Sehr thätig iſt hiebei unſer Profeſſor Monnard, dem es für die Wiedergeburt der höhern Lehranſtalten in ſeinem Vaterlande weder an Eifer, noch an vielſeitigen Kenntniſſen fehlt. Die Sache hätte in keine beſſern Hände kommen können. Das nächſte Jahr wird alſo für das Waadland von großer, ja von ganz anderer Wichtigkeit ſeyn, als die bloß politiſche Reform. Wir ſehen dies jezt recht gut ein, wir erkennen die geringe Bedeutung politiſcher Formeln und Formen, wenn ihnen der Geiſt fehlt; dieſen aber gibt nur ein beſonnenes, gebildetes, ſittliches und religiöſes Volk. Ein ſolches zu erziehen, iſt die Aufgabe der nächſten zehn Jahre.

Unter den neuern öffentlichen Vorträgen erwähne ich Oliviers Kurs über allgemeine Geſchichte. Wir haben ſchon vor einiger Zeit im Morgenblatt von Olivier geſprochen. Im Vorgrund dieſer Vorleſungen ſtellte er die Menſchheit dar, deren Leben und Bewegung den Grund der Geſchichte bildet. „Keine Bewegung ohne Freiheit; aber gerade weil Freiheit in der menſchlichen Natur herrſcht, ſo findet ſich darin viel Gutes und Böſes gemiſcht, ja *viel* Böſes, denn der Menſch iſt ſehr verdorben; ja, in dieſem Abgrund von Thränen und Blut, in dem Schmerzensruf aller Generationen, liegt ein lebendiger und ſprechender Beweis von der Herrſchaft des Uebels auf Erden. Die Menſchheit ſteht mit unſerm Erdball, der Bühne des Lebens, in innigem Verhältniß. Dies findet Jeder, der in dem offenen Buch der Natur zu leſen verſteht. Aber Menſchheit und Erde erklären ſich nicht genügend; darum bedarf die allgemeine Geſchichte eines Dritten, ohne welches alles Uebrige unvollkommen iſt; ſie bedarf Gottes, in dem allein die Menſchheit und die Welt ihren erſten Grund, wie ihre endliche Erklärung finden." Die Lebendigkeit und der ächte Dichtergeiſt, der durch den ganzen Vortrag ging, erhöhten noch ſein Verdienſt.

Vor einiger Zeit nahm unſere älteſte literariſche Reputation in Lauſanne Abſchied, der Mann, welcher noch in freundſchaftlichem Verhältniß mit Gibbon geſtanden, als er hier an ſeinem Werke über den Verfall des römiſchen Reichs ſchrieb, deßgleichen mit Herrn und Frau von Necker und ihrer geiſtreichen Tochter. Ich meine Levade, den älteſten Profeſſor unſerer Akademie, der den Lehrſtuhl der dogmatiſchen Theologie inne hatte. Er war vier-und-achtzig Jahre alt. Solch Alter iſt in ſeiner Familie herkömmlich; denn von ſeinen noch lebenden Geſchwiſtern ſteht ein Bruder im ſechs-und-achtzigſten, die jüngere Schweſter im ein-und-achtzigſten, die ältere aber im ein-und-neunzigſten Jahr. In ſeiner Jugend zeichnete er ſich als Prediger bei den franzöſiſchen Kirchen in Holland und England aus. Zu Anfang der achtziger Jahre kam er nach ſeiner Vaterſtadt Lauſanne zurück, wo er jedoch erſt in ſeinem ſechzigſten Jahr als Profeſſor der Akademie angeſtellt wurde. Hier war er vielfach thätig, mit Rath und That. Ihm verdanken wir die Stiftung der erſten Bibelgeſellſchaft im Kanton Waad, bei der er die größte Thätigkeit zeigte. Wer erkennt bei uns nicht dankbar an, was er hier gewirkt hat? Tauſende von Bibeln wurden in unſere Gemeinden verbreitet, die bisherige Ueberſetzung der Bibel revidirt und zu zehntauſend Exemplaren abgedruckt, die ſeit einiger Zeit wieder vergriffen ſind. Er brachte auch ein ſtehendes Kapital für die Koſten dieſer Unternehmung zuſammen, und ſchrieb dabei mehrere treffliche Abhandlungen über die religiöſe Erziehung der Jugend, über den häuslichen Gottesdienſt, über die Achtung vor den Kirchen und über den Tod. Der ſeinige war der eines Weiſen und vortrefflichen Chriſten. So ſterben nur Wenige, und wir hatten kurz darauf einen ganz andern Fall, bei dem ſich wieder das ganze Gift franzöſiſch-politiſcher Leidenſchaft zeigt; ich ſage franzöſiſcher, denn wiewohl auch bei uns in der Schweiz die Politik ſtörend und verheerend in's Leben eingedrungen, ſo iſt ſie doch noch nicht zum Moloch geworden, dem blutige Menſchenopfer gebracht werden müſſen. Hier lebte ein junger Franzoſe Namens Sambuc, der ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte und eben Niemeyers Werk über die Erziehung aus dem Deutſchen in's Franzöſiſche überſezte. Alle, die ihn kannten, fanden in ihm einen ſittlichen, freundlichen, arbeitſamen und vielfach gebildeten Mann, dem es heiliger Ernſt war mit ſeinen liberalen Grundſätzen in der Politik, der ſich aber fern hielt von dem fieberhaften Radikalismus, der bei uns und um uns her ſpukt. Sambuc miſchte ſich auch wenig in die öffentlichen Angelegenheiten des Landes, ſondern lebte lediglich ſeinen literariſchen Arbeiten. Da kam von Genf her der Advokat Allier, den die kluge Regierung wegen ſeiner radikalen Umtriebe weggewieſen hatte, und der auch ſonſt keines guten Leumunds genoß. Es ärgerte ihn, den politiſch gemäßigten Sambuc ſo geachtet und geliebt bei uns zu ſehen, und er fand leicht Gelegenheit, ihn ſo laut einen politiſchen Charlatan zu nennen, daß es Sambuc erfahren mußte. Statt daß es nun dieſer nur hätte komiſch finden ſollen, wenn ein Franzoſe den andern Charlatan heißt, verlangte er von Allier Widerruf oder Duell. Dieſer entſchied für Lezteres, und da er ein guter Piſtolenſchütze iſt, ſo drang er auch auf den Gebrauch dieſer Waffe. Es kam zum Kampf, bei dem Sambuc wieder ſeinen edlen Charakter zeigte, indem er Allier ſeine eigenen beſſern Piſtolen zum Schuß überließ. Mit dieſer Waffe erhielt er einen Schuß an den Kopf, der zwar nicht eindrang und auch im Anfang nicht tödtlich ſchien, aber an dem Sambuc doch nach einigen Tagen ſtarb.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 8. Januar 1835.

— Um in's Verderben uns zu ziehn,
Körnt uns der Hölle Macht mit Kin'ertand,
Und reißt uns hin in fürchterliche Folgen.

Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

„Eilige Flucht,“ fuhr Hanny fort, „ſchien mir das einzige Mittei, mich zu retten; allein wohin fliehen? Indem ſehe ich das Thor des großen prächtigen Hauſes offen, unwillkührlich treibt es mich, hineinzutreten; durch leere finſtere Gänge und Kammern ſchreite ich vorwärts und gelange in einen Saal, wo auf ſchwarzem Gerüſte, wie es ſcheint, eine Leiche ausgeſtellt liegt; rund umher auf reichen Seſſeln liegen im tiefen Schlummer prachtvoll gekleidete Geſtalten, Männer und Frauen. Unter dieſen fand ich auch das geheimnißvolle Paar, das wir hier haben wandeln ſehen. Mich treibt es, die Geſtalt auf dem Gerüſte zu betrachten — ach! es war meine Erwählte! — ſie lag hier ſtarr und kalt, das Krönlein ſchimmerte in ihrem Haar. Ohne zu wiſſen, was ich unternahm, warf ich mich, in Thränen ausbrechend, über das ſüße Bild und bedeckte den bleichen Mund mit glühenden Küſſen. Sie erwachte, öffnete die holdſeligen Augen, lebendige Röthe goß ſich über das ſchöne Antlitz aus. „So biſt Du gekommen!“ rief ſie mir zu; „dem Winke meiner Liebe haſt Du nicht widerſtehen können! Wohl mir, Du biſt mein, ich bin gerettet!“ Sie erhob ſich von ihrem Lager, und indem ſie, anmuthig auf meine Schulter geſtützt, herabſchwebte, fühlte ich mich den Glückſeligſten aller Sterblichen. Wir gingen jezt im Kreis herum, und von ihrer Hand leiſe berührt, erwachten die Geſtalten umher, und indem ſie ſich vor mir und meiner ſchönen Gebieterin beugten, ordneten ſie ſich zum Zuge, und wir ſchritten nun zum Thore hinaus. Auf dem Platze angelangt, wo die ernſten Königsbilder ſtanden, nahm meine Geliebte eine Krone und rief, indem ſie ſich mit einem Kuſſe zu mir beugte: „Nimm dieſes, Du biſt jezt der Unſrige, darum herrſche wie jene dort.“ Sie ließ die Krone auf meine Locken ſinken, und da durchfuhr ein jäher Schmerz mein Gehirn, zugleich neigten die ſteinernen Bilder die ſteinernen Antlitze, und ich hörte aus weiter Ferne eine bekannte Stimme, die mich ängſtlich beim Namen rief; es war die Deinige. Mein Auge ſuchte Dich, ich blickte in die Höhe und ſah oben einen Nachen ſchweben, in demſelben Dich, und in dem Momente, wie Du deine Arme ſchmerzlich nach mir ausbreiteteſt, erwachte ich.“

„Dieſe Erzählung,“ fuhr Thoms nach einer Pauſe fort, „die der arme Hanny mir vertraute, machte mich zwar nachdenklich; allein bald ſuchte ich durch Scherz und Spott die ſeltſamen Gebilde zu verhöhnen und zu verſcheuchen. In der That! rief ich, es wäre nicht

Digitized by Google

ſo übel, wenn Du auf ſo leichtem Wege zu einer hübſchen Frau und einem guten Hauſe kämeſt! Greiſe zu, theurer Freund, ehe Dir Beides wieder verſchwindet. Du weißt, es iſt nun bald der Andreastag, wo die Hochzeiten im Dorfe gefeiert zu werden pflegen, da bring uns dann auch Deine Nixe, an unſerer guten Aufnahme ſoll es nicht fehlen. — Der ſonderbare Burſche ſah mich ernſt und traurig an und ſchwieg; wir haben nie wieder hierüber geſprochen.“

Thoms ſchwieg hier ebenfalls und ſah faſt zürnend vor ſich hin; eine Pauſe trat ein, die den neugierigen Zuhörern höchſt peinlich war. Unterdeſſen hatte ſich der Himmel finſter bewölkt, ein Wetter ſchien im Anzuge, und manche der Fiſcher, den Heimweg bedenkend, winkten ihren jungen Gefährten; doch dieſe wollten von keinem Aufbruche wiſſen, ehe ſie das Ende von Thomſens Geſchichte erfahren. „Nun, Vater!“ riefen ſie dieſem zu, „Ihr vergeßt gänzlich, uns zu ſagen, weßhalb Ihr beide nicht mehr von dem ſeltſamen Abentheuer und dem noch ſeltſamern Traume ſpracht.“ — „Weil,“ entgegnete der Greis, „den andern Morgen der arme Hanny ſich in's Waſſer ſtürzte und ſeitdem nicht mehr geſehen wurde. Seht, Freunde, das iſt das Ende des guten Burſchen und zugleich meiner Geſchichte.“

Die Zuhörer ſahen befremdet einander an. Andreas und die jungen Fiſcher ſaßen nachdenklich da, die beiden Fremden aber riefen: „Wie, Vater Thoms, Ihr träumt wohl? Ihr meint alſo, der thörichte Bube ſitze jezt unten bei ſeiner kalten Geliebten?“ — „Was ich meine und ſinne,“ entgegnete der Alte, „behalte ich für mich. Habe ich's nicht geſagt, daß Ihr mich zum Dank für meine Geſchichte noch einen Thoren ſchelten würdet? Doch kümmert's mich wenig. Heute vor fünfzig Jahren war der Tag, an dem mein guter Kamerad verſchwand, und ich denke, er ſoll heute wieder kommen.“ — Dieſe lezten Worte wurden von den Umſtehenden nicht gehört, denn einer derſelben rief: „Seht doch, ſeht! dort kämpft ja ein Boot mit den Wellen; es dunkelt freilich, doch mein Auge trägt weit und iſt trefflich geübt; der kecke Schiffer iſt gerade an der gefährlichen Stelle, von der uns der Alte eben ſeine wunderliche Mähr erzählt hat.“ — „Wir ſehen,“ ſezten Andere hinzu; „laßt uns an's Ufer eilen!“ — „Er kommt näher!“ riefen Andere. Thoms erhob ſich zitternd von ſeiner Bank. „Laßt mich!“ rief er mit lauter Stimme; „es iſt mein Hanny! er kommt, mich abzuholen! Er iſt's! er iſt's! Gott ſey Dank, die finſtern Mächte haben ihn nicht auf ewig erfaßt, er iſt gerettet und kommt, den alten Thoms abzuholen!“

Mit dieſer Rede drängte ſich der Greis haſtig vorwärts, dem immer wachſenden Sturme kühn entgegen. Sein Gewand und ſeine Silberlocken flogen. Indem hallten einzelne Donnerſchläge, immer heftiger brauste das Meer und drang mächtig vor, helle Wetterſcheine beleuchteten das ſchroffe nahe Vorgebirge. Thoms ſuchte den großen Uferſtein zu erreichen, an den er ſich lehnte. Indeſſen hatte der kecke Schiffer ſich durchgearbeitet und landete, empfangen vom Beifall und den Glückwünſchen der Kameraden, am Ufer. Es ergab ſich, daß es ein kühner Burſche aus dem Dorfe war, der ſich an das Vorgebirge hinaus gewagt und ſich dort verſpätet hatte. Thoms wollte es nicht glauben, daß der Jüngling nicht ſein Hanny ſey; endlich, da alle ihn ſeiner Thorheit wegen ſchalten, rief er, indem Thränen ſeine Augen befeuchteten: „Ja, Ihr habt Recht, Freunde, Hanny iſt dahin und kommt nicht wieder; ich Verblendeter, daß ich eitler Hoffnung Raum gab! Wen die Geiſter der Tiefe einmal erfaßt haben, der ſieht das Licht des Tages nie wieder.“

Thoms überlebte dieſen Tag nicht lange. Am Andreastage, wo manche Feſtlichkeit im Dorfe vor ſich ging, brachte man des armen alten Fiſchers Leiche getragen; die einſame Hütte am Strande verfiel nun vollends in Trümmer, und dieſe wurden endlich von den immer weiter rückenden Meereswogen begraben.

(Schluß des erſten Artikels.)

Ueber den Urſprung unſerer Gedanken.

(Fortſezung.)

Die Wahrheit dieſer Annahme eines in der Zeitlichkeit im Menſchen „verhüllten Gottes,“ nämlich des göttlichen Geiſtes, geht auch beſonders daraus hervor, daß nicht nur unſer gewöhnliches Denken, deſſen wir uns bewußt ſind, d. h. das durch die Sinne und die Beobachtung des Aeußern vermittelte Denken, nach anhaltender Denkanſtrengung ermattet und einer Ruhe und einer neuen Anregung, deren Quelle uns gewöhnlich unbekannt und unerklärlich iſt, bedarf, ſondern daß auch, bei aller Selbſtſtändigkeit, das höhere, freiere, unmittelbare, ohne Sinnesanſchauungen eingetretene Denken Begeiſterter, der Seher und Dichter, nur auf Augenblicke eintritt und ſtets nur durch einen höheren Einfluß gleichſam im Leuchten erhalten wird. Dieſer höchſte Einfluß iſt zulezt immer nur der Geiſt Gottes, welcher die Kraft des Menſchengeiſtes erweckt und nährt, damit dieſer wieder die niedere Sphäre des Seelenlebens und Seelendenkens mit einer uns unbegreiflichen Kraft erfriſchen könne.

Daher ſchreibt ſich die unnennbare Kraft, die uns in der Begeiſterung überkommt und im religiöſen Gefühl, durch welches die Begeiſterung getragen wird, uns in

der höchſten Fülle überſtrömt. Wenn unſer Blick von der Erde weggewandt iſt, wenn ſelbſt die Würde der Menſchheit als ein Nichts verſchwindet, dann tritt in der geoffenbarten Religion der höchſte Moment begeiſternder Andacht hervor, der, wenn er ſich innerhalb jener Sphäre hält, welche dem Schöpfer eigenthümlich zugehört, ſich in Hymnen, Loblieder, Pſalmen und überhaupt in heilige Geſänge auf Gott und Unſterblichkeit ergießt. Das religiöſe Gefühl im Menſchen drückt ſich in eigener Form aus als heilige Dichtungsart. Dieſe höhere belebende Kraft, welche Geiſt und Seele in ihrer, ihnen eigenthümlichen Denkthätigkeit empfangen, iſt gar nicht zu leugnen. Wie die Atmoſphäre der Planeten zwar eines eigenen Lichtes und Leuchtens fähig iſt, aber in ihrem jetzigen Zuſtande einer Aufregung, einer Weckung durch die Sonne bedarf, ſo wohnt auch im Geiſte des Menſchen die Schöpferkraft von göttlicher Natur, durch welche die ganze Sichtbarkeit mit allen ihren mannichfachen Weſen geſchaffen iſt. Aber die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menſchengeiſt fähig iſt, werden erſt durch Gottes Gedanken, wie ſie in den Werken und im Wort ſich geoffenbart, zum Wachen und Leben gebracht, und ein gewiſſes tiefſinniges Sehnen und Suchen nach einer Nahrung aus einem Quell höherer Gedankenfülle bleibt beſonderes Eigenthum und Vorrecht der Menſchennatur. Dieſe Befähigung des Geiſtes durch einen höheren Einfluß wurde auch ſchon im Alterthum anerkannt, und Philo ſagt, daß das eigentliche Licht zum Erkennen durch einen Einfluß geweckt werde, der von Gott komme. Tägliche Beobachtungen zeigen uns die Wahrheit und Richtigkeit dieſer höhern Macht, welche die Kraft des Geiſtes weckt und nährt. Große Dichter und Künſtler haben ſich nie durch die leichten Tagesneuigkeiten einer ſogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, ſondern ruhten gerne auf dem feſten Grunde aus, welchen der nach dem Ewigen forſchende Tiefſinn entdeckte. So pflegte Dante die innere Flamme der Begeiſterung an dem Scharfſinne des Ariſtoteles zu nähren, und nächſt einem höhern, Alles befruchtenden Elemente ſcheint es der vertraute Umgang der Jugend mit der ernſten Weisheit der Alten geweſen zu ſeyn, was den frühern Jahrhunderten ihre erhabene Dichtkunſt und den kühnern Aufſchwung der bildenden Künſte gab; denn in einer Zeit und bei einem Volke, welchem der ewig feſtſtehende Grund des Erkennens fremd geworden iſt, wird man den Geiſt eines Dante und Shakespeare, ſo wie eines Raphael und Michel Angelo vergeblich ſuchen. Von Molière weiß man, daß er an der Philoſophie des Carteſius nicht bloß große Ergötzung gefunden, ſondern daß er ſogar tiefer in dieſelbe eingedrungen war. Es iſt alſo unläugbar, daß die Kraft der Seele und des Geiſtes in ihrer Denkthätigkeit entweder unmittelbar durch Begeiſterung und religiöſes Gefühl, oder mittelbar durch die von jenen Potenzen erſchaffenen Werke der Menſchen geweckt und genährt werde, wodurch eben der höhere Urſprung unſerer Gedankenwelt, als bloß aus der reflektirenden, im Senſualismus thätigen Seele, klar wird. Denn wenn der alleinige Sitz unſerer Gedanken wirklich im Verſtande wäre, deſſen Denken als ein von den Gegenſtänden ſich anſpinnendes, alſo gegenſtändliches Denken ſich geſtaltet, ſo würde uns dieſer Verſtand über vieles Verborgene und über alle Dunkelheiten des Seelenlebens aufklärende Gedanken zu geben vermögen. So aber bezieht ſich unſer höheres Denken auf den ſelbſtſtändigen Geiſt in uns, welcher der größten Freiheit genießt. Freiheit iſt des Menſchen höchſtes Ideal; freies Denken und Beſchließen iſt in ihn und ſeinen Geiſt gelegt von jener ewigen Schöpferkraft, die ſelbſt in unwandelbarer Freiheit und untrüglicher Wahrheit beſchließt und handelt. Freier Gedanke iſt des Lebens Krone; der Menſch möchte gern ſelbſt nach freier Wahl denken, aber der Urgedanke, der Geiſt in ſeiner Thätigkeit, thut es; der Menſch möchte denſelben als Werkzeug haben, indeſſen er ſelbſt das Werkzeug iſt. Der freie Gedanke des Geiſtes ſpricht: ich, der äußere Verſtandesmenſch, habe es von jenem gelernt. Man muß jenen Urgedanken in Freiheit ſich entwickeln laſſen, man muß ihn nicht mit eiteln Stricken des ſogenannten Verſtandes binden, damit ſeine Fittige ſich von ſelber regen. Wir müſſen ihm dienen, nicht er uns, denn er iſt Herr, welcher uns verderben oder zum Leben führen kann. Daher hat, in Bezug auf den Geiſt, als die Quelle der Gedanken, ein neuerer Kritiker Recht, wenn er ſagt, daß die Begeiſterung die Schöpferin, Berechnung die Bildnerin des Gedankens ſey, und daß man den apathiſchen Dichter, welchen eine neuere kritiſche Schule verlange, ſich eben ſo wenig denken könne, als einen Vogel ohne Flugorgan.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

Weihnachten. Literatur.

Wenn ich an Weihnachten einen Bericht abſende, ſo kann es nicht ſeyn, um Ihnen eine nächtliche Chriſtmette wie in Wien oder München zu beſchreiben, oder Sie auf einen Fancymarkt ähnlich denen in London und Paris zu führen, oder von irgend einer eigenthümlichen, lokalen oder nationalen Feierlichkeit oder Sitte zu erzählen; denn dieſes Feſt tritt, wie meiſt unſer ganzes hieſiges Leben, nicht nach außen heraus, es weilt im Kreiſe der Familien, und ſeine Feier dreht ſich um das Kinderleben. Nur eine ungewöhnliche Geſchäftigkeit und Rührigkeit belebt das weibliche

Digitized by Google

Geſchlecht, führt Mütter und Töchter durch alle Kaufläden der Stadt und bannt ſie wieder bis Mitternacht an den Stickrahmen, um ſich gegenſeitig und die darin bequemere männliche Hälfte mit den hundert niedlichen allerliebſten entbehrlichen Neceſſaires und unſchäzbaren Kleinigkeiten zu beſchenken, deren Zweck mit ihrer Entſtehung erliſcht, und die nur von dem benuzt werden, der ſie weggibt, eben weil ihr Zweck kein anderer iſt, als verſchenkt zu werden; es ſind dies uneigennüzige Kleinodien der Schöpfung, die nicht für ſich exiſtiren, ſondern nur zu ihres Schöpfers Preis und Lob. Da ich kein Diable boiteux bin, um mit meiner Krücke die Dächer aufdecken und die Wände durchſichtig machen zu können, und ſo die vermummten Chriſtkindchen und glizernden Weihnachtsbäume und andere Bauſtücke zu Familiengemälden ſehen zu laſſen, ſo muß ich auf ein Weihnachtsbild für das Morgenblatt verzichten.

Unſere beiden Arme, womit wir in die Oeffentlichkeit hineingreifen, bleiben, wenn die Landſtände nicht gerade verſammelt ſind, nur Literatur und Theater. Die eine Hälfte jener, die Journaliſtik, hat mich nebſt dieſem in meinem lezten Berichte beſchäftigt, und auch heute werden mir noch einige literariſche Werke und Neuigkeiten des Theaters zu beſprechen bleiben. Es iſt bekannt, daß ſeit einer Reihe von Jahren die ganze Neigung des leſenden Publikums ſich dem Roman, der Erzählung, der Novelle zugewendet hat. Was die jezige Zeit in Kunſt und Poeſie ſucht, iſt Unterhaltung und nichts als Unterhaltung. Alle jene Zwecke der Dichtkunſt, um die man ſich zu verſchiedenen Zeiten ſtritt, die Erhebung, Beſſerung, Reinigung der Leidenſchaften, Wahrheit, Schönheit, hat die Erfahrung des Tages widerlegt; Unterhaltung iſt der erſte Zweck und das lezte Ziel, welches die Kunſt jezt vor Augen hat. Mit Walter Scott begann die Unterhaltungsperiode in der Literatur. Das Drama, das nur als Ganzes aufgefaßt werden kann, die Lyrik, die nur einzelne Bilder, gar nur der Phantaſie, nur Schilderung von Seelenzuſtänden gibt, bei der nie etwas geſchieht, muß bei dieſen Grundſäzen in Ungnade fallen; und was könnte dieſe Neigung, dieſe Sucht beſſer befriedigen, als eine fortlaufende Erzählung, die in jedem Augenblicke etwas geſchehen läßt und für den nächſten immer noch mehr verſpricht; die keine Anſtrengung fordert, um erfaßt zu werden, kein Entgegenkommen von Seiten des Leſers, keine Stimmung, keine Phantaſie, die bequem für jede Stunde des Tages paßt, und deren Eindruck nach dem lezten Worte auch nicht länger anhält, um etwa den Sinn für die darauf folgende Kanzleiſizung oder Whiſtpartie zu verderben? — Verlangen erzeugt in der Literatur immer auch die That, jede Zeit die Männer, die ſie braucht. Die jezige braucht, wie ein träger Sultan, Erzähler, und ſie hat deren auch, und ſie braucht nicht einmal gute, denn die ſchlechten werden auch geleſen. Ein Unternehmen alſo, welches dem Publikum Erzählungen, Novellen bringt, ſchlechte oder gute, iſt jedenfalls zeitgemäß, und ein ſolches gab die Veranlaſſung zu dieſer Vorrede. Ich meine die hier erſcheinende „Engliſche Bibliothek.“

(Die Fortſezung folgt.)

Lauſanne, December.

(Fortſezung.)

Correktion der Thiele und Aar. Weinleſe.

Erfreulich iſt es, Männer, die ehemals in der Politik eine hervorſtechende Rolle ſpielten, ihre Thätigkeit und Kenntniſſe zum Nuzen der Geſellſchaft verwenden zu ſehen. Dies iſt jezt mit dem polniſchen Oberſten Lelewel der Fall, unter dem mehrere wackere Polen, z. B. der Sapeur-Hauptmann Bielinski, ehemals im ruſſiſchen Generalſtabe, deßgleichen die Genieoffiziere Ber und Baczynsky, arbeiten. Fürchten Sie nicht, daß die Polen eine Feſtung anlegen, oder vielleicht gar einen Rieſen-Tunnel unter unſerm See weg graben, um einmal bei Nacht und Nebel in Savoyen herauszubrechen und wie am 2ten Februar dieſes Jahrs alles Königliche zu vernichten. Nein, wir und ſie ſind verſtändiger geworden. Schon ſeit Jahren ſah man die Möglichkeit ein, vier Kantone ohne Schwertſtreich und Eroberung, bloß mit Hacke und Schaufel, um ein Anſehnliches zu vergrößern, nämlich durch die Correktion der Flußbette der Thiele und der Aar, eine Operation, welche die Waſſerfläche des Neuchatelers, Bielers und Murtnerſees um fünf bis ſechs Fuß niedriger ſtellen, und dadurch nicht nur die anliegenden Kantone Waad, Neuchatel, Bern und Freiburg um zwanzigtauſend Morgen Landes bereichern, ſondern auch die an dieſen Seen gelegenen Moräſte und Moorgegenden ganz trocken legen, zu vortrefflichem Ackerboden und geſunder machen würde. Dem Kanton Bern gebührt das Verdienſt, die Sache unternommen zu haben. Ihm haben ſich denn die andern dabei ſo weſentlich gewinnenden Kantone angeſchloſſen. An der Spize der wacker fortſchreitenden Arbeiten ſteht der Oberſt Lelewel. Gewiß ein Unternehmen vom höchſten Intereſſe, das uns entſchädigen muß für Prachtgebäude, Kirchen, Palläſte, Kunſtſammlungen, Fresken und dergleichen, deren Gründung und Anlage unſere Hülfsmittel, wie unſern Ideenkreis in einem Lande überſteigt, das die Natur mit ſo ſchönen Palläſten, Säulen, Gewölben und Gemälden ausgeſtattet hat.

Zu den reizendſten Gemälden, die kein Stillleben ſind, ſondern duftige, ſaftige und farbenvolle Lautleben, gehört alle Herbſt die Weinleſe, und nun zumal dieſes Jahr. So iſt es bei Ihnen, an den Ufern des Rheins, des Mains und des Neckars, aber nicht in Frankreich und bei uns am See, wo ſo viel Franzöſiſches in Sprache und Sitten herrſcht. Unſer Erntefeſt, unſere Weinleſe iſt das alle ſieben oder neun Jahre ſtattfindende Winzerfeſt in Vevay, von dem voriges Jahr im Morgenblatt abgehandelt wurde, an dem aber nur die Nachbarn dieſer Stadt und einzelne Begüterte aus der Ferne Theil nehmen können. Unſere Waadländer ſind ſonſt ein gaſtliches Volk, nur nicht wenn ſie damit beſchäftigt ſind, ihren Weinſegen einzubringen. Da wird an nichts gedacht, als an das Geſchäft, und nur die Arbeiter und Winzerinnen hört man ſich freuen, die Beſizer der Weinberge nehmen den Gottesſegen in ihrem reizenden Lande ganz trocken hin. Und doch wäre es beſonders dieſes Jahr der Mühe werth geweſen, ſich noch anders darüber zu freuen, als mit Ueberzählung des Gewinns. An Menge und Güte haben unſere drei vorzüglichen Weingegenden: la Côte, la Vaux und Yvorne, alle Hoffnungen der Sachverſtändigen übertroffen. Die Weinregiſter, die drei Jahrhunderte hinaufreichen, haben nichts Aehnliches aufzuweiſen. Zwar hatte man im Auguſt und September ſchon auf das Doppelte des gewöhnlichen Ertrags gerechnet; nun fand ſich aber, daß dies nicht genug ſey. Dadurch entſtand, troz aller Vorarbeiten und Anſchaffungen von Fäſſern ſeit einem Jahr, ein ſo großer Mangel daran, daß an mehreren Orten die Weinleſe eingeſtellt werden mußte, weil weder Fäſſer, noch Plaz genug in den Kellern vorhanden war, um noch mehr Wein aufzunehmen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Januar 1835.

— Die Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet,
Des Schickſals dunkeln Knänel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Schiller.

Nemesis.

(Veranlaßt durch Thorwaldſens Relief.)

Geleugnet und gefürchtet von den Hohen,
Die nie empfunden deines Speeres Schaft,
Verſpottet und geläſtert von den Rohen,
Den troẞ'gen Sklaven wilder Leidenſchaft,
Und von den Unverſtändigen geflohen,
Die ſchmachten in der Furcht nnd Blindheit Haft:
Vermagſt du unr dem klaren Blick der Reinen,
Als ernſte, milde Göttin zu erſcheinen.

Zu überſchreiten die geſteckten Schranken,
Gelüſtet oft die wildempörte Fluth,
Vom Kriegesſturm geſchüttelt, Reiche wanken,
Die Erde ſpeit hervor die rothe Glut,
Und ſelbſt im lichten Reiche der Gedanken
Entbrennet der Titanen Uebermuth:
Doch ob dem Chaos ſchwebend, mild und heiter,
Sprichſt du das Wort: bis hieher und nicht weiter!

Nicht Helden nur und Kön'ge — dich empfindet
Im engſten Kreiſe jedes Menſchenherz;
In jede Bruſt greift deine Hand und findet
Für jede That den Lohn — bald Luſt, bald Schmerz;
Mit ſcharfer, doch geheimer Grenze bindet
Sie Kühnheit, Trauer, Jubel, Gram und Scherz,
Und deinen Kreis, bewacht von Zucht und Scheue,
Hat keiner überſchritten ohne Reue.

Weil du, Erhab'ne, nicht im breiten Gleiſe
Des offenbaren Weges ſichtbar fährſt;
Weil du, verhüllt von Wolkenſchleiern, weiſe
Den Tag der Zukunft lang am Buſen nährſt;
Weil du in das Geheimniß deiner Weiſe
Oft ſelbſt Propheten keinen Blick gewährſt,
Drum klagen trauernd und verzagt die Blinden:
Du ſeyſt im Reich des Wahnes nur zu finden.

Du aber lebſt und walteſt! deinen Roſſen,
Die niemals altern, wird die Kraft nie matt,
Nie ward verfehlt das Ziel von den Geſchoſſen,
Die deine ſichre Hand geſchliffen hat;
Du ſchreibſt in Tafeln, die aus Erz gegoſſen,
Schreibſt dein Geſetz nicht in ein welkes Blatt.
Du hältſt die Rieſenhallen der Geſchichte,
Wie Atlas den Olymp, im Gleichgewichte.

Und wie du dem Verächter goldner Mitte,
Dem Uebermüthigen, den Nacken beugſt;
Wie du, gerührt von frommer Unſchuld Bitte,
An deiner Bruſt das Kind der Strafe ſäugſt;

Digitized by Google

Und Schirmerin der Zucht und ſchönen Sitte,
Aus deinem Schooße Maaß und Ordnung zeugſt:
So magſt du gern aus ſtarken Künſtlerſeelen
Verkünder deiner Offenbarung wählen.

Jezt tritt, geformt aus glänzend weißem Steine,
Dein Bild entgegen der erſtaunten Welt;
Es trägt den Stempel jener heil'gen Reine,
Auf die kein Schatten eines Frevels fällt;
Es glänzt in eines höhern Lebens Scheine
Als welches dem profanen Sinn gefällt —
Der Kunſt Triumph, die hier mit Erdenſtoffen
Selbſt des Gedankens Hoheit übertroffen.

Guſtav Pfizer.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortſetzung.)

Dies erkannte auch ſchon das *Alterthum* ausdrücklich an; die Peripatetiker, der alte Dicäarchus und der blühende Cratippus, glaubten, daß im Geiſte des Menſchen eine Art von Orakel wohne, wodurch man die Zukunft vorempfinde, wenn das Gemüth, entweder durch göttliche Begeiſterung getrieben, oder durch den Schlaf entbunden, ſich feſſellos frei bewege. Noch mehr und deutlicher ſpricht es Plato aus, daß ein höherer Geiſt unſere Gedanken belebe, die Begeiſterung im Menſchen und dadurch Dichter erzeuge. Er läßt nämlich in ſeinem Dialog *Jon* den Sokrates ſo ſprechen. „Dies wohnt dir nicht als Kunſt bei, o Jon, gut über Homeros zu reden, ſondern als eine göttliche Kraft, welche dich bewegt, derjenigen gleich, die im Stein iſt, der von Euripides der Magnet, gewöhnlich aber der Stein des Herakles genannt wird. Denn dieſer Stein zieht nicht nur ſelbſt die eiſernen Ringe an, ſondern er theilet auch den Ringen gleiche Kraft mit, daſſelbe zu thun, was er thut, nämlich andere Ringe anzuziehen, ſo daß bisweilen eine lange Reihe von Stäbchen und Ringen aneinander hängt; allen dieſen aber iſt ihre Kraft von jenem Stein angehängt. Eben ſo macht zuerſt die Muſe ſelbſt Begeiſterte und an dieſen hängt eine ganze Reihe Anderer, durch ſie ſich Begeiſternder. *Denn alle echten Dichter alter Sagen ſprechen nicht durch Kunſt, ſondern als Begeiſterte und Beſeſſene alle dieſe ſchönen Gedichte.* Und eben ſo die echten *Liederdichter*; ſo wenig die, welche vom tanzenden Wahnſinn befallen ſind (die Corybanten), in vernünftigem Bewußtſeyn tanzen, ſo dichten auch die Liederdichter nicht bei vernünftigem Bewußtſeyn dieſe ſchönen Lieder, ſondern wenn ſie der Harmonie und des Rhythmos erfüllt ſind. Ein leichtes Weſen iſt der Dichter, geflügelt und heilig, und nicht eher vermögend zu dichten, bis er begeiſtert worden iſt und bewußtlos und die Vernunft nicht mehr in ihm wohnt. Denn ſo lange er dieſen Beſitz noch feſthält, iſt kein Menſch im Stande, irgend zu dichten oder Orakel zu ſprechen. Nicht alſo durch Kunſt dichtend, ſagen ſie ſo viel Schönes über die Gegenſtände, ſondern durch göttliche Schickung iſt jeder nur dasjenige ſchön zu dichten vermögend, wozu die Muſe ihn antreibt, dieſer Dithyramben, jener Lobgeſänge, ein anderer Tänze, oder Sagen, oder Jamben, und im Uebrigen (d. h. in andern Arten der Dichtung) iſt Jeder ſchlecht. Denn nicht durch Kunſt bringen ſie ſolches hervor, ſondern durch göttliche Kraft; wenn ſie durch Kunſt über Eines ſchön zu reden wüßten, könnten ſie es wohl auch über alles Andere. Daher auch der Gott, nur nachdem er ihnen die Vernunft genommen, ſie und die Orakelſänger und die göttlichen Wahrſager zu Dienern gebraucht, damit wir Zuhörer gewiß wiſſen mögen, daß nicht dieſe es ſind, welche das ſagen, was ſo viel werth iſt, denen ihre Vernunft ja nicht einwohnt, ſondern daß der Gott ſelbſt es iſt, der es ſagt, und daß er nur durch ſie zu uns ſpricht. Ein großer Beweis für alles dies iſt Tynnichos, der Chalkidenſer, der nie irgend ein anderes Gedicht gedichtet hat, deſſen es nur lohnte zu erwähnen, als jenen Päan, den Jeder ſingt, unter allen Liedern faſt das ſchönſte, recht, wie er ſelbſt ſagt, durch einen Fund der Muſen. Denn an ihm ſcheint ganz vorzüglich der Gott uns dieſes offenbart zu haben, damit wir ja nicht zweifeln, daß dieſe ſchönen Gedichte nicht Menſchliches ſind und von Menſchen, ſondern Göttliches und von Göttern, *die Dichter aber nichts ſind, als Sprecher der Götter.* Um dies zu zeigen, hat recht abſichtlich der Gott durch den ſchlechteſten Dichter das ſchönſte Lied geſungen.“

Alſo auch ſchon Plato hat dieſe Bemerkung gemacht und auch ſehr richtig erklärt, wie ſich öfters ein großer, wahrer, ſchöner Gedanke wie ein Goldkorn in den todten Schlacken eines geiſtloſen, leeren Gewäſches vorfindet. Hier wieſt der in ſeiner verborgenen, höheren Exiſtenz ſich ausbildende Geiſt oft einzelne Lichtblicke in die öde Dunkelheit des wachen Zuſtandes des Menſchen, der über ein ſo ungewöhnliches Ereigniß oft am meiſten erſtaunt iſt und dadurch ſich überzeugt, daß im Gehirn des Menſchen noch ein tüchtiger, allwiſſender Souffleur wie hinter einer Kouliſſe verſteckt ſey.

Ja, es muß eine höhere Kraft ſeyn, deren Einwirkung in die Seele als die Quelle aller wahren Gedanken erſcheint, welche in unnennbarer Fülle dem begeiſterten Dichter und Seher und überhaupt Jedem zuſtrömen, der ſich zur freithätigen Wirkung des Geiſtes empor zu heben vermag. Auf alle dieſe paſſen die Verſe Schillers

in ſeinem Gedichte: Glück. Aber noch ſchöner und treffender ſpricht unſer Dichter in ſeinem Gedichte der Genius von jenem unbekannten Quell der Gedanken und der Kraft des Geiſtes. Wenn man nun ſchon im Voraus annehmen kann und muß, daß im Geiſte die Quelle aller in ihrer Entſtehung uns ſonſt unerklärbaren Gedanken zu ſuchen ſey, ſo wird man durch verſchiedene abgeleitete Betrachtungen zu derſelben Annahme genöthigt. Wenn man nämlich zugibt, daß dem Geiſte allein die wahren Ideen und Gedanken entquellen, ſo muß dies ohne Zweifel in allen jenen Zuſtänden offenbarer hervortreten, in denen der Geiſt ſchrankenloſer, freier wirken kann, wie z. B. in der Einſamkeit, in der Begeiſterung ſelbſt, kurz in allen jenen Zuſtänden, welche die Entſtehung des Hellſehens bedingen. Ueber die Begeiſterung, als Schöpferin der Gedanken, haben wir ſchon geredet, und fügen jezt noch Einiges hinzu über die Macht der Einſamkeit auf Erzeugung neuer, großer Gedanken.

Wenn der Menſch in der Einſamkeit genöthigt iſt, in ſein Inneres hineinzugehen, ſo gelangt gerade dadurch der Geiſt zu freierer Erhebung und Stärke, und es zeigt ſich in der That die Einſamkeit als unentbehrlich, um unſern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Feſtigkeit und Stärke zu geben. Alle Unlauterkeit, womit Müſſiggang das leere Gemüth befleckt, verſchwindet bei edler Beſchäftigung des Geiſtes. Freiheit und Ruhe geben dem Geiſte das Gefühl ſeiner ſelbſt und veranlaſſen ihn, Kräfte zu verſuchen, deren wir uns vorher noch nicht bewußt waren; wir kommen auf umfaſſendere Begriffe, wir erhalten hellere Aufſchlüſſe, eine größere Mannichfaltigkeit von Vorſtellungen und Gedankenverbindungen. Einſamkeit weckt oft allein das Genie durch ihre innere, den Geiſt befreiende Kraft, ohne alle Hülfe der Großen, ohne alle Ermunterung; die größten Empfindungen und Geſinnungen werden wach; Leben in der Einſamkeit iſt nichts [illegible] Denken. Bei jedem Fußtritte geht der Geiſt durch's Unermeßliche und glüht in dieſem freien Genuſſe ſeiner ſelbſt von Enthuſiasmus und ſchreitet immer höher im Nachdenken großer Dinge und im Feſthalten heroiſcher Entſchlüſſe. So faßte der große König von Preußen auf einem einſamen Berge bei Pyrmont, ſeinem Lieblingsaufenthalt, der auch noch jezt der Königsberg heißt, den großen Gedanken zu ſeinem erſten ſchleſiſchen Kriege. Ueberhaupt aber werden alle Menſchen, die ein anerkannt einſames Leben führten, hier als Beweis dienen können, einmal daß die Einſamkeit ein Stillleben im Geiſte begünſtige, und dann, daß ſie gerade dadurch die Entſtehung großer Gedanken (aus dem Geiſte) herbeiführe. Wer Zimmermanns vortreffliches Werk von der Einſamkeit geleſen hat, wird ohnehin ſchon durch viele, durch das ganze Buch zerſtreute Andeutungen von unſerer Behauptung überzeugt ſeyn. Für andere jedoch will ich noch einige Beiſpiele hinzufügen. So bildete ſich der große Dichter Petrarka ganz in der Einſamkeit und machte da ſich fähig zu den großen politiſchen Geſchäften, zu denen er von mehreren Päbſten und Fürſten geſucht und gebraucht ward. Die beſten alten Schriftſteller entriß er dem Moder und dem Staube, und ohne ſeine neuen Abſchriften wären die meiſten jener Schätze für uns verloren. Die Einſamkeit befeuerte ihn, das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften wieder emporzubringen, den Geſchmack zu reinigen; durch ſie allein erhielt er die Kraft, daß er ſelbſt dachte und ſchrieb wie ein freier Bürger des alten, noch nicht unterjochten Roms; daß er bis in ſeinen Tod der nämliche geiſtvolle Petrarka blieb und durch ſein leztes Werk immer ſeine vorigen übertraf.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, December.

(Beſchluß.)

Weinſegen und ſeine Folgen. Neuer Spaziergang.

Unſer Kanton beſizt ungefähr ſechzehntauſend Poſen (Jaucherte) Weinland. In den meiſten Gegenden hat die Poſe zehn und mehr Chars (Fuder) Wein gegeben. Nehmen wir aber nur Eins in's Andere an, ſo kommt man doch zu 128.000 Fudern; wird nun davon der Pot oder die Maaß, der trefflichen Qualität des Weins ungeachtet, nur zu dem gewöhnlichen Preis von zwei Batzen (6 kr. rhein.) angeſchlagen, ſo ergibt ſich für dieſes Jahr ein Gewinn von mehr als zehn Millionen Schweizerfranken. Freilich muß dieſe ungeheure Maſſe Weins abgeſezt werden, und dies iſt nicht leicht; denn fügen wir zu dieſen 128.000 Fudern noch 50 bis 55.000, die von den vorigen guten Jahren noch in den Kellern liegen, ziehen wir davon 20.000 Fuder für den eigenen Gebrauch des Kantons ab und 20.000 für den gewöhnlichen Betrag der Ausfuhr, ſo bleiben doch ungefähr 135.000 Fuder in den Kellern, eine Maſſe, die allen unſern Bedürfniſſen genügen würde, wenn wir auch drei Jahre hinter einander gar keinen Wein erzeugten. Bei alle dem erhält der Wein immer noch ſeine alten Preiſe. Dies kommt von dem theuren Faßwerk, das in gegenwärtigem Jahr bei Weitem den Preis des Weins überſteigt; ja an manchen Orten ſoll man für ein altes Faß den doppelten Inhalt an Wein gegeben haben.

- Aus dieſem unerhörten Weinſegen geht denn jezt eine unerhörte Weinſeligkeit hervor, die wieder einen großen Einfluß auf die Politik übt, denn dieſe iſt nun einmal nicht mehr aus unſerm ſonſt ſo unbefangenen Leben hinauszubringen. Unſere beſten Weingegenden, beſonders die Côte und la Vaux, ſind jezt unſere entſchiedenſten Radikalländer, und dieſer Radikalismus ſonſt gar verſtändiger und ruhiger Männer geht viel von dem Zapfen, von der Schenke aus; hier wird der große Kreuzzug der Völker gegen die Könige, die Einnahme ihrer Hauptſtädte, die Demüthigung der Monarchen u. ſ. w. verabredet; denn es iſt bei dieſen guten Leuten nun einmal eine ausgemachte Sache, daß die Schweiz mit Hülfe der Berner Profeſſoren und Studenten an der

Spitze dieſes Krieges ſtehen und weſentlich dazu helfen wird, der Menſchheit ihre Rechte wieder zu erobern. Zwiſchen den Weinflaſchen und Käſefragmenten gehen dann die Bittſchriften an den Großrath herum. Kommen die Radikalmänner endlich nach vielfachen Libationen nach Haus, ſo ſind Frau und Kind und Knecht zu bedauern, denn ohne Schläge geht es ſelten ab. Zu dieſem Radikalismus hilft außer dem neuen Weine noch etwas, das ſonſt mild, gut und ſanft macht, der vierſtimmige Geſang, hier nach Kauperts Schnak geheißen: Nationalgeſang, oder vielmehr nicht der Geſang, ſondern deſſen neue Lieder, die mit denen der Handwerksburſchen im Steinhölzly bei Bern einige Aehnlichkeit haben. Der Apoſtel dieſes Geſangs war vorigen Sommer auch hier, und es wiederholte ſich in Lauſanne, was früher in Morges, Rolles, Aubonne und Genf bemerkt und von Verſtändigen getadelt worden war, d. h. die Beimiſchung eines unglaublichen Charlatanismus zu dem allerdings ſo nützlichen und ſchönen vierſtimmigen Geſang; dieſelben ſchwülſtigen, halb religiöſen, halb politiſchen Reden, die Spielerei mit Fähnchen, Fahnen und andern Abzeichen, hierauf das obligate Silberwerk für den uneigennützigen Geſanglehrer, zuletzt aber das ſchnelle Vergeſſen und Verfallen der Sache, deren man hier wie in Genf ſchon nach ſechs Monaten ungern gedachte wegen des damit verbundenen Schwulſtes.

Ich will dieſe Korreſpondenz mit einer Nachricht ſchließen, die allen den Leſern und Leſerinnen, die unſere Stadt kennen, nicht unintereſſant ſeyn wird. Sie kennen Alle unſern Montbenon, den ſchönen Spaziergang mit herrlichen, ſchattenden Baumgängen an der Südweſtſeite der Stadt, von dem man eine ſo weitherrſchende Ausſicht auf den größten Theil des Lemans hat. Faſt in derſelben Richtung, nur im Südoſten der Stadt, dicht an der nach Ouchy hinabführenden Fahrſtraße, iſt jezt ein neuer Spaziergang vollendet, der ſich von dem eleganten Caſinogebäude öſtlich hinzieht und da auf einem anſehnlichen Plateau, in anmuthigen Parkanlagen, die reizendſten Ausſichten auf den See, ſeine ſchweizeriſchen und ſavoyiſchen Ufer darbietet. Die Tours d'Ay und die Diablerets begrenzen oben das Bild an den Wolken mit den Dents d'Oche, den Abondance-Bergen, und im Süden ſchließen es die Voirons und der große Salève bei Genf. Unten aber, wo der See fluthet und ſeine heitern Städte beſpült, kann ſich das entzückte Auge von Chateau-Chillon, Montreux und Clarence in einem Moment den anmuthig gebuchteten Ufern entlang, oder auf der Spiegelbreite des Sees bis nach Coppet hin ſchaukeln.

Karlsruhe, December.

(Fortſetzung.)

Das böſe Haus von Auffenberg.

Seit einer langen Zeit des Schweigens, ſo viel mir bekannt, ſeit ſeiner ſpaniſchen Reiſe wieder zum erſten Mal, trat Auffenberg mit einem dramatiſchen Produkte vor das Publikum, um ihm zu zeigen, daß unter den Adern, die ihm vor Valencia zerſtochen wurden, nicht die poetiſche war. Kurz nachdem es im Druck erſchienen, kam es auch zur Darſtellung; Werth und Wirkung laſſen ſich demnach deſto allſeitiger beurtheilen. Auffenberg iſt in hieſiger Stadt der einzige dramatiſche Dichter von Ruf; es iſt Pflicht, daß auch unſer Theater das erſte ſey, ſeine neuen Erzeugniſſe in's Leben zu führen. Da dieſes Schauſpiel ſicher ſchnell den Lauf über alle Bühnen nehmen wird, ſo ſcheint es mir nicht unpaſſend, etwas näher darauf einzugehen. Der durch den Dichter unter der Anleitung von Walter Scott auf die Bühne gebrachte, ſo wirkſame Ludwig XI. mußte bei ihm das Verlangen einer ſelbſtſtändigen Zeichnung deſſelben erwecken; er wählte dazu die lezten Tage des frommen Sünders, und dichtete „das böſe Haus." So heißt nämlich ein Haus in Tours, worin die Geſchichte, auf wahren Grundlagen beruhend, ſich zuträgt. Sie dreht ſich um den Schatzmeiſter Cornelius, der die königlichen Schätze in dieſem Hauſe hütete. Seit einiger Zeit wurden daraus, trotz der genaueſten Sorgfalt des Schatzmeiſters, Koſtbarkeiten auf eine unbegreifliche Weiſe entwendet, und mehrere Lehrlinge deßhalb auf Verdacht und Anklage des Alten aufgeknüpft. So kam das Haus in den Ruf, als ſpuke es darin, der Alte wurde geflohen, und ſeine Schweſter galt für eine Hexe. Endlich entdeckte es ſich, daß der Schatzmeiſter ſchlafwandelnd ſich immer ſelbſt beſtehle, und die Schätze in einer Kammer vergrabe, ohne im Wachen etwas davon zu ahnen. An dieſe Geſchichte lehnt ſich ein anderer Rahmen an, in dem der bühnengerechte Ludwig XI. als Hauptperſon ſteht, und hinter ihm die bekannten Geſtalten von Triſtan l'Hermite, dem Generalprofoß von Frankreich, und von Olivier le Daim, des Königs ehemaligem Barbier. Der Leztere erſcheint dießmal nur in einem großen eiſernen Käfig, zur Strafe, aber fürſtlich bedient nach allen ſeinen Bedürfniſſen, weil er das Glück oder Unglück hat, 24 Stunden vor dem Könige ſterben zu ſollen. Ein dritter Rahmen enthält eine Liebesgeſchichte einer natürlichen Tochter des Königs, die an einen buckligen Grafen verheirathet iſt und, von ihm mißhandelt, ſich der Liebe eines jungen Edelmanns hingibt. Der Graf, deſſen eheliche Zärtlichkeit dem Könige ruchbar wird, gibt dieſem Gelegenheit, in ihm den Adel demüthigen und ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen zu können. Dieſe drei Intereſſen ſind in einander verflochten, aber nicht bis zur Nothwendigkeit, und ſo ziemlich mit gleichen Rechten, ſo daß abwechſelnd bald dieſes, bald jenes hervortritt, keines aber vom andern gehoben wird, oder in ihm untergeht, und was das Schlimmſte iſt, daß keines ſich beſondere Theilnahme zu verſchaffen weiß. Ein widerlicher, geiziger Schatzmeiſter, eine Liebe einer Ehefrau, die durch dies Verhältniß ſchon unſere Billigung verliert und durch die Trennung der Ehe nicht gewinnt, und ein König, wenn auch ein Ludwig XI., der nicht in das Ganze eingreift, ſondern nur einzelne wirkſame Fragmente darbietet, und am Ende, durch die Nachricht vom Tode Oliviers niedergeworfen, die Liebenden fein bürgerlich zuſammengibt — Alles dies iſt nicht geeignet, ein lebhaftes Intereſſe des Zuſchauers zu erwecken, ihm Furcht oder Mitleiden zu erregen, oder ihn über das Leben emporzuheben. Höchſtens ſträube ſich ſein Haar, wenn der Schatzmeiſter ſeiner Schweſter das Meſſer an die Kehle ſezt, ſie zum Geſtändniß des Diebſtahls zu bringen, und ſie ihm unter den Händen am Schlagfluß ſtirbt. Es fehlt dem Stücke an einem äſthetiſchen Mittelpunkt; das Intereſſe mangelt, der Eindruck iſt widerlich. Einzelnes iſt ſehr wirkſam, ſelbſt ſchön, und in der Sprache finde ich einen Fortſchritt; ſie wird natürlicher, falſches Pathos und Sentenzen ſeltener; nur thun die Reime, welche mitten in den jambiſchen Reden angewendet werden, wann es der Zufall oder die Laune, nicht die Wirkung will, dem Ohre weh. Ich zweifle übrigens nicht, daß das böſe Haus bald auf allen Bühnen erſcheinen wird, denn unſere Nerven ſind durch die franzöſiſche Pſeudo-Romantik ſchon darauf vorbereitet; doch erfordert die Darſtellung des Königs und des Schatzmeiſters faſt zwei Seidelmanne, wenn ſie gelingen ſoll.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Januar 1835.

— L'histoire nouvelle
De la brillante bagatelle,
La divinité de Paris.

Gresset.

Der Neujahrsmarkt in Paris.

Von G. B. Depping.

Gegen Neujahr regt ſich der in Tändeleien ſo erfinderiſche Pariſer Gewerbfleiß jedesmal gewaltig, und nicht minder rührt ſich die reiche Welt, um neue Tändeleien einzukaufen und zu verſchenken. Ja, die Pariſer Produkte reichen nicht einmal hin, auch die deutſchen Magazine von Nürnberger Tand und Spielzeug werden ausgeleert, um den Pariſer Markt gehörig zu verſehen. Dieſe Nürnberger Waare ſieht noch eben ſo ſteif und ungehobelt aus wie vor 30 Jahren und länger; allein ihrer Wohlfeilheit und vielleicht auch ihres ſeltſamen Ausſehens wegen hat ſie ziemlich ſtarken Abſatz, aber nur unter den Unbemittelten, denn die Reichern verlangen Schöneres, und für dieſe arbeitet hauptſächlich der Pariſer Gewerbfleiß auf die mannichfaltigſte Art. Konditoren und Chokoladehändler ſorgen jedes Jahr für neue Geſtalten und bringen Zucker und Chokolade in alle erdenkliche Formen. Ein Triumph für ſie iſt es, wenn ſie Zuſpruch genug haben, um einen Soldaten an die Thüre ſtellen zu können, der dann ein ſprechender Beweis eines ſolchen Zudrangs iſt, daß der Inhaber, um Unordnung und Unglück zu verhüten, es für nöthig erachtet hat, die bewaffnete Macht, oder wenigſtens ein Individuum derſelben aufzubieten. Wo aber einmal Gedränge iſt, drängt man ſich noch mehr zu, und die Vorübergehenden folgern aus der Anweſenheit des Soldaten, daß hier das Beſte feil ſeyn müſſe; warum wäre ſonſt ſo großes Gedränge? Vor einigen großen Magazinen, beſonders den Girouxſchen, wird es von Equipagen von Mittag bis zum ſpäten Abend gar nicht leer; denn hier ſtehen nicht allein niedliche Sachen, ſondern auch Kunſtwerke feil. Nicht ſo glänzend, aber nicht minder lebhaft ſieht es in einigen Magazinen der Richelieu-, der Vivienne- und St. Honoréſtraße aus, in denen man ſich tagelang unterhalten kann. Die Laden auf dem Börſenplatze wetteifern mit ihnen und bieten namentlich eine Menge Neuigkeiten in Porzelan, Konditorei, Elfenbein, ſchöne Albums u. ſ. w. Auf dieſem Börſenplatze iſt kürzlich auch ein großer Bücherladen entſtanden, der zu den ſchönſten von Paris gehört, und ein neues und nützliches Inſtitut zu werden verſpricht. Ein großer, mit einem Glasdache bedeckter Saal, mit einer oben rund herumführenden Galerie, iſt von oben bis unten mit neuen Büchern angefüllt. Für das Geſchichtsfach und die dahin gehörigen ältern Werken iſt ein eigener Saal vorhanden, wo auch alte Urkunden zu haben ſind, deren Verfaſſer in den Klöſtern wohl niemals gedacht hätten, daß ihre Skripturen bei der Nachwelt zur Waare werden würden. Abends wird die ganze Anſtalt mit Gaslichtern

Digitized by Google

herrlich beleuchtet. Der große Saal ſteht Jedermann zur Schau offen. Die fremde Literatur wird hier beſonders berückſichtigt, nnd der deutſchen iſt ein ſehr bedeutender Raum angewieſen. Man bemüht ſich, die deutſchen Geiſtesprodukte ſo ſchnell als möglich nach ihrem Erſcheinen auszuſtellen. Auch verſucht man daſelbſt, einen deutſchen Leſezirkel zu ſtiften, worin die Deutſchen und die Liebhaber der deutſchen Literatur nicht allein die belletriſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, ſondern auch die vorzüglichſten deutſchen politiſchen Zeitungen (ihre Zahl beträgt jezt leider kein halbes Dutzend) beiſammen finden ſollen. Hoffentlich wird dieſer Verſuch beſſer glücken, als manche frühere. So oft es darauf ankam, in Paris einen deutſchen Leſezirkel zu ſtiften, fanden ſich immer nur acht oder zehn Liebhaber ein und das Projekt kam in's Stocken. Die Schuld liegt zum Theil an den Deutſchen, welche ſich im Auslande nicht genug um ihre vaterländiſche Literatur bekümmern, aber auch an der Scheu der Pariſer Gelehrten, ſich ernſtlich mit der deutſchen Sprache zu befaſſen. Was freilich dentſche Zeitungen betrifft, ſo können die Pariſer gar wenig daraus lernen, und zwar am wenigſteu, was Deutſchland ſelbſt angeht.

Unter den neuen Erfindungen, welche in dieſen Tagen zur Schau geſtellt werden, iſt beſonders zu nennen der ſogenannte Phyſionotype, der wahrſcheinlich ſchnell auch im Auslande bekannt werden wird. Es iſt ein Inſtrument, aus einer Menge zuſammengelegter eiſernen Stäbchen oder Nadeln beſtehend, deren Enden eine ebene Fläche bilden. Legt man dieſe Fläche auf ein Basrelief oder auf irgend einen Körper mit Erhöhungen und Vertiefungen, ſo ſchmiegt ſie ſich nach deu Unebenheiten und wird zu einer Form, wovon man einen Abguß von Gyps oder einer andern weichen Materie machen kann. Dieſer Phyſionotype iſt nun vorzüglich zum Abdrucken menſchlicher Geſichter erfunden, da das Anlegen jenes Inſtruments eine weit leichtere Sache iſt, als das Auftragen einer weichen, naſſen Materie. In einem Magazine der Vivienneſtraße zeigt man eine Menge Porträts, welche bereits auf dieſe Weiſe in Gyps dargeſtellt ſind. Jedoch muß, wie es ſcheint, die Kunſt immer ein wenig nachhelfen, und auch die Augen werden erſt hernach angebracht. Dieſe Porträts kommen übrigens doch ſehr hoch im Preiſe zu ſtehen, uud die Erfindung wird alſo nicht ſehr populär werden.

In der Almanachsliteratur bemerkt man dieſes Jahr nichts Vorzügliches. Zwar ſtehen geſchmackvolle Almanache in den Buchläden; allein in dieſem Fache hat Frankreich nie geſtrebt, andern Ländern, namentlich England und Deutſchland, den Rang ſtreitig zu machen. Sehr bedeutend iſt daher die Einfuhr engliſcher Almanache, oder wenigſtens, da die Kupfer darin manchmal das Beſte ſind, der Kupferſtichſammlungen daraus, wie man ehemals die ſchönen Vignetten aus Dorats Fabeln ſchnitt und die Fabeln ſelbſt wegwarf, ein gerechter Lohn der Eitelkeit des Dichters, welcher ſeine Werke mit dem größten Luxus ausgeſtattet, aber darüber vergeſſen hatte, den Dichtungeu ſelbſt die gehörige Vollendung zu geben. Am beſten nehmen ſich noch die poetiſchen Almanache aus, die übrigens nie mit Kupfern ausgeſtattet werden, wiewohl auch ſie nur zu oft einen Troß unbekannter Dichter mit ſich ſchleppen, welche in dieſen Neujahrsbüchern ihre unreifen Verſuche niederlegen. Deſto reicher iſt Frankreich jezt an ſogenannten Albums und Sammlungen von Zeichnungen, beſonders lithographirten. Paris iſt voll von Künſtlern, jungen und alten, welche Kaprieen, luſtige Einfälle, gute Gedanken haben und dieſelben auf's Papier werfen; andere gibt es, die zu ihrem Vergnügen herumreiſen, und was ihnen Merkwürdiges aufſtößt, ſkizziren; daraus entſtehen denn eine Menge intereſſanter Hefte, welche bald einen Verleger finden und geſchmackvoll ausgeſtattet am Neujahrstage zu Angebinden dienen. Es gibt Künſtler, denen ſolche leichte Arbeiten mehr einbringen als ernſtere, und die es daher auch nicht unterlaſſen, dergleichen in Menge zu Tage zu fördern. Die Laden der Kunſthändler ſind mit ſolchen Produkten überſchwemmt, und in den Salons in den Häuſern der Reichen liegen deren faſt immer mehrere zur Unterhaltung der Beſuchenden. Am Schluß des Jahrs eröffnet auch die Geſellſchaft der Kunſtfreunde ihre Ausſtellung, die aus den von ihr erkauften Kunſtſachen, beſonders Gemälden, beſteht. Dem Anſcheine nach iſt dies eine große Aufmunterung für angehende und noch unbekannte Künſtler. Einige Leute meinen jedoch, durch das Ankaufen mittelmäßiger Kunſtwerke werde die Kunſt nicht im Mindeſten gefördert, es wäre denn, daß man dieſe ſogenannten Kunſtwerke hernach vernichtete und die ungeheure Zahl von Sudeleien in der Welt verminderte. Jedenfalls kommt es mir vor, als ob in einer Stadt, wo Künſtler ſo viele Gelegenheit haben, ſich zu zeigen, eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden, wie die hier beſtehende, ein wenig ausſehe, wie das fünfte Rad an einem Wagen.

Ueber den Urſprung unſerer Gedanken.

(Fortſezung.)

Der chineſiſche Kaiſer Kjen-Long, ein wadrer Vater ſeines Volks, der mit den erhabenſten Eigenſchaften eine große Neigung zur Einſamkeit und Ruhe verband, und in dieſer eine große Menge Bücher und Gedichte ſchrieb,

Digitized by Google

ſagt in einem kleinen Gedichte, welches er verfertigte, als er außerhalb der großen Mauer bei den Tataren auf der Jagd war: „Könnte ich doch wie ein Weltweiſer des Alterthums von der Frucht der Tanne leben, um mit Muße und Bequemlichkeit mit mir ſelbſt umzugehen und weiter nichts zu verlangen!“ Könige und Philoſophen, Dichter und Redner, Helden und Weiſe, die über das Gemeine ſich zu erheben, ihre Kenntniſſe zu vermehren, Licht und Aufklärung, Stärke der Gedanken und Geſinnungen und Reinheit der Gefühle zu erreichen ſtrebten, alle dieſe ſuchten in allen Zeiten die Einſamkeit und empfanden ihre Kraft. Homer malte wohl darum die einſamen Oerter Griechenlands und Italiens mit einer Stärke und einer Wahrheit, daß wir durch ſeine Beſchreibungen ſehen, was er ſelbſt nicht geſehen hat. Demoſthenes floh in eine Kammer unter der Erde, fern vom Weltgeräuſche Athens, und blieb dort mit geſchornem Haupte ganze Monate, um ſeine Reden zu ſchreiben. Die berühmteſten Helden Griechenlands und Roms faßten in der ſtillen Eingezogenheit, die ſie liebten, Kraft und Muth zu neuen kühnen Thaten des Geiſtes. In einer ſchaurigen Einöde erhob ſich der Kirchenlehrer Hieronymus zu männlicher Beredtſamkeit und großer Macht mit der Feder, und er warf weit in die Welt hinaus aus dem Dunkel ſeinen Glanz. Die Druiden räumten nach vollbrachten gottesdienſtlichen Geſchäften die Städte im alten Britannien, in Germanien und Gallien und lebten in einſamen Waldungen in erhebender Stille und Ruhe, um Jünglinge zu unterrichten; ſie waren zugleich Prieſter, Geſetzgeber, Räthe, Richter, Aerzte und Philoſophen dieſer Völker, und zogen die Kraft dazu nur aus der Einkehr in den eigenen Geiſt. Und ſieht man auf die wahrhaft großen Männer und Helden der neuern Zeit, ſo findet man ſelbſt unter den Fürſten viele, welche es im Gefühle der begeiſternden Kraft der Einſamkeit liebten, in einſam gelegenen Luſtſchlöſſern und Gärten ſtill und bürgerlich zu wohnen und ſich dort für den Catechismus des Hofmarſchalls zu bedanken. Ich weiſe hier nur auf den größten König hin, auf Friedrich den Großen, welcher zu Sansſouci wie ein alter Kriegsgott ſeine Donnerkeile ſchmiedete und zugleich Werke für die Nachwelt ſchrieb. Gewiß, es findet ſich kaum ein Menſch von höherem Geiſt, ungemeinen Fähigkeiten oder durch ſchöne Thaten erworbenen Ruhme, der uns nicht einige Denkmäler einſamer Weisheit und ſtiller Würde nachgelaſſen und dadurch bewieſen hätte, daß wahrhaft große Gedanken immer nur aus dem, in der Einſamkeit frei wirkenden Geiſte auf uns überſtrömen und ſich oft als blendende Gedankenblitze geſtalten. Solche uns plötzlich überraſchende Ideen, deren Erzeugung uns völlig unbekannt iſt, welche die Sprache nicht unrichtig „Einfälle“ nennt, denen der Weltweiſe oft die lichteſten Ideen, der Feldherr die Entſcheidung der Schlacht, der Arzt das Rettungsmittel ſeines Kranken verdankt, kann man ſo als die Erzeugniſſe unſeres Geiſtes in ſeiner weniger gebundenen Form anſehen, welche aber durch die Reflexion in die gewöhnliche bewußte hereintreten. Auch Friedrich der Große ſagt: „ich ergebe mich in das Geſchick, welches die Welt nach ſeinem Belieben lenkt. Als Politiker und Krieger ſind wir nichts weiter als Drahtpuppen der Vorſehung; nothwendige Werkzeuge einer unſichtbaren Hand, bewegen wir uns und handeln wir, ohne zu wiſſen, was wir thun, und nicht ſelten iſt die Frucht unſerer Bemühungen das Gegentheil von dem, was wir erwarteten.“ Aus dieſen Worten eines in jeder Hinſicht ſo großen Königs leuchtet der Glaube an ein Fatum hervor, welches, von Gott ausgehend, durch den Geiſt des Menſchen wirkſam ſich offenbart, wenn auch der Verſtand, wiewohl erfolglos, ſeine egoiſtiſchen Zwecke verfolgt.

Es geht aus dieſem Eingeſtändniſſe Friedrichs und auch aus der Sache ſelbſt hervor, daß, wenn der Geiſt wirklich als die Quelle der höhern Gedanken angeſehen werden muß, alle großen berühmten Menſchen und Genie's, welche durch die Kraft des Geiſtes groß und berühmt wurden, hellſehende Momente der freien Geiſtesthätigkeit gehabt haben müſſen, in denen ſie ihre großen Gedanken empfingen, in denen ſie zu ungewöhnlichen Thaten und Werken durch einen unerforſchlichen Impuls angetrieben wurden, welcher in ihrem Innern einen Zuſtand der Begeiſterung hervorrief und unterhielt, durch den ſie ihre Umgebungen an ſich feſſelten, und durch deſſen Zauberkraft ſie ſich und Andere zu unglaublichen Leiſtungen ſtärkten, und ſelbſt im Unglücke noch als ungewöhnliche Weſen mit einem Hochgefühle der Seligkeit endigten. *) Alle großen Gedanken ſolcher Menſchen ſind unmittelbare Eingebungen des Geiſtes, und ſo kann z. B. nicht wohl bezweifelt werden, daß Jeanne d'Arc durch höhere Eingebung, durch den Geiſt, den kühnen Gedanken des Heldenwerkes faßte, um durch die eigene Begeiſterung die Gemüther der Vaterlandsſtreiter wie ein Magnet zu durchdringen und mit ſich fortzuziehen. Sie wurde in der Einſamkeit der Natur und im Gefühl der Vaterlandsnoth hellſehend, und der Gedanke zur Großthat kam ihr aus dem Geiſte.

Es ließe ſich dies bei allen berühmten großen Menſchen durchführen und nachweiſen; ich deute jedoch beſonders auf die Könige und Fürſten hin, welche im Alterthum ihrer Natur und ihrem Weſen nach die Erſten des Volkes waren, alſo die Erleuchtetſten, welche

*) Cicero ſagt de natura deor. II. 66: nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino fuit.

eben durch ein Leben im Geiſte ihre Königswürde erlangten, und ſo vor Allen ihren göttlichen Urſprung bethätigten, daher von Gottes Gnaden. So ſtanden bei den älteſten Völkern immer weiſe und weiſſagende Prieſterfürſten an der Spitze der Regierung, wie bei den Indiern, Egyptern, Juden u. ſ. w., welche dann durch die Kriegerkaſte, den ſpätern Adel, verdrängt wurden; daher ſchon ganz frühe in der Geſchichte der Lehr-, Wehr- und Nährſtand. Den Calchas nennt uns Homer den herrlichſten Wahrſager und Führer der Flotte,

„Der auch her von Troja der Danaer Schiffe geleitet
Durch weiſſagenden Geiſt.“

Amphilochus und Monopus waren Könige der Argiven und zugleich Wahrſager. Schon vor ihnen lebten Amphiaraus und Tireſias, edle, treffliche Männer des Volkes, deren einen, den Tireſias, Homer in der Unterwelt allein weiſe ſeyn läßt, während ihn die Andern wie Schatten umſchwärmen. Den Amphiaraus aber hat der Ruf Griechenlands ſo geehrt, daß er für einen Gott gehalten ward, und von der Stelle, wo er begraben lag, Orakel geholt wurden. Hatte nicht der Aſiatenkönig Priamus weiſſagende Kinder, Helenus und Kaſſandra? Ueberhaupt, ſagt Cicero, waren bei den Alten die Regenten auch im Beſitz der Augurien; denn wie ſie es für königlich hielten, weiſe zu ſeyn, ſo auch zu weiſſagen. Alexander der Große hatte mitten in der Fülle der Kraft und ſeines thatkräftigen Alters offenbar hellſehende Momente, in denen er ſeine Ideen empfing, wofür ſchon ſein bekannter Traum ſpricht. Unter den Fürſten der neuern Zeit ragt aber vor Allen der ſchon öfters erwähnte Friedrich der Große hervor, welcher als Held, als König, als Philoſoph und als Dichter die Worte Schillers:

„Es ſoll der Dichter mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen.“

durch ſein ausgezeichnetes Leben und Wirken im Geiſte treffend bewahrheitet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Beſchluß.)

Die ſpaniſchen Tänzer.

Wie ich vernehme, liegen bereits zwei neuere Werke von Auffenberg, die Beſchreibung ſeiner ſpaniſchen Reiſe und ein Luſtſpiel, ich glaube „die Journaliſten,“ in den Händen eines Stuetgarter Verlegers. Wer den Dichter kenne, ſollte meinen, daß die Komödie deſſen Perſönlichkeit mehr noch zuſage, als die Tragödie. Jedenfalls wird die Vergleichung intereſſant ſeyn.

Eine andere neue Erſcheinung auf dem Theater war nicht nur vom künſtleriſchen, vielleicht mehr noch vom Geſichtspunkte der Völker- und Sittengeſchichte intereſſant, ich meine das Auftreten von ſpaniſchen Nationaltänzern. Revolutionen und Bürgerkriege ſind der Tanzkunſt nicht günſtig. Vor drei Jahren, als Prinz Friedrich Brüſſel beſchoß, hatte ſich eine belgiſche Tänzergeſellſchaft, die dort fürchtete, von den allſeitigen Faux-pas angeſteckt zu werden, nach Deutſchland geflüchtet, und während ihren Landsleuten auf den Straßen die Kugeln um die Ohren pfiffen, haben ſie auf fremden Theatern dazu getanzt. Ich erinnere mich noch recht wohl, ſie hatten einen Polichinelle bei ſich, und ich habe ihn immer im Verdacht, daß er in Geſtalt und Bewegungen ſein eigenes Vaterland perſifliren wollte: verkrümmt, gelähmt und verdreht an allen Gliedern, kreiſchend und auf Stelzen einherſchreitend, plötzlich zuſammenſtürzend, und wenn man meinte, er habe Hals und Bein gebrochen, griffen ihm einige Nachbarn mit franzöſiſcher Artigkeit unter die Arme, und er ſtolzirte friſch weiter, als wäre nichts geſchehen. — So haben auch die ſpaniſchen Tänzer Madrid verlaſſen, um den Waffentänzen der Guerilla’s auszuweichen, und bringen in ihren Beinen ein Stück ihres Vaterlandes in das Ausland; denn ſolch ein Tanz eröffnet einen deutlichern Blick in Leben und Charakter eines Volkes, als manche Reiſebeſchreibung. Ich glaube nicht, daß nicht auch ſchon auf den Madrider Theatern der franzöſiſche Kunſttanz ſich ſollte neben dem franzöſiſchen Frack einheimiſch gemacht haben; doch dieſe Künſtler ſind ſo klug, wenigſtens außerhalb Spanien nur ſpaniſche Tänzer ſeyn zu wollen. In ihren Boleros, Zapateados, Manchegas iſt alles Leben, Gluth, Leidenſchaft, eine Bewegung, wie wir ſie in keinem Tanze kennen, ein beſtändiges Biegen, Drehen und Winden des Körpers, keckes Auftreten, raſche Wandlung, ewige Verwickelung, Verflechtung und Auflöſung der Touren, ein ſtetes belebtes Bild. Die großen Bewegungen werden durch die Rundung und Gewandtheit anmuthig, ſelbſt graziös. Die hervortretende Lebensfülle, die Ueppigkeit unanſtändig nennen zu wollen, iſt zu einſeitig, vom Standpunkte des deutſchen Tanzes aus betrachtet; denn es iſt die Frage, ob unſer Walzer nicht von ſpaniſcher Seite her vielleicht ein härteres Urtheil zu gewärtigen hätte. Dazu die höchſt maleriſche Tracht von Andaluſien und der weckende Klang der Kaſtagnetten und Tamburine: ſo zaubert ſich die Phantaſie noch Orangenhaine und mauriſche Säulengänge hinzu, und das Blut jagt dem Sohne des Nordens raſcher durch die Adern, ohne von der Sonne Spaniens erhizt zu ſeyn.

Hebel, der allemanniſche Dichter, deſſen geſammelte, zum Theil noch ungedruckte Werke ſo eben zum erſten Male vollſtändig in der Müllerſchen Buchhandlung erſchienen ſind, verdient eine ausführlichere Beſprechung in einem andern Berichte.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 3:

Schulden.

Räthſel.

Er ſtemmt in ſeine Seite ſtolz
Den Arm, doch iſt ſein Kopf von Holz,
Kreisrund ſein Fuß, der Leib von Stein:
Wer mag der arme Schlucker ſeyn?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta’ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Januar 1835.

Wie in dem Wald verborgen,
Ein Reh beim Borne ruht,
So laß mich bei dir bleiben!

Juſtinus Kerner.

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchteſt du zur tiefſten Stelle,
Zu des Walds geheimſter Quelle,
Daß ſie dir mit friſcher Kühle
Lindernd deine Wunde ſpüle. —
Freund, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimathlichſte Stelle,
An des Troſtes reinſte Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter ſterben bald; —
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefſten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine.

Nicolaus Lenau.

Postdiluvianische Kritik.

Schon manche intereſſante Handſchrift iſt, nach der Verſicherung der Herausgeber, den Händen eines Gewürzkrämers entriſſen oder in einem alten vergeſſenen Schranke gefunden worden; oft erſcheint die Erhaltung ſolcher Denkwürdigkeiten faſt unbegreiflich, die Leſer werden aber finden, daß das Hereinragen des nachſtehenden akademiſchen Programms in unſere Welt ganz unbegreiflich iſt.

* * *

Meine Herrn, die Kunde, daß ich diesmal von der erleuchteten Akademie auserſehen worden, die Jahresfeier der Anerkennung des erhabenen Prinzips, unter deſſen Regimente wir zu ſtehen das Glück haben, in hergebrachter Weiſe durch ein Programm zu verkündigen, hat mich vor Kurzem bei den Antipoden erreicht, wo ich, wie ſie wiſſen, beſchäftigt war, die über dem muthmaßlichen Boden des alten England veranſtalteten Ausgrabungen zu leiten. Die Akademie war in ihrer für mich ſo ehrenvollen Wahl durch die Hoffnung geleitet worden, daß ich im Stande ſeyn möchte, die Erſtlingsfrüchte jener großartigen Unternehmung auf den heute errichteten Feſtaltar niederzulegen. Dem iſt leider nicht ſo. In weiter Erſtreckung iſt an vielen Punkten das Erdreich auf ſehr bedeutende Tiefen aufgeſchloſſen; aber

täglich ſtellt es ſich mehr heraus, daß ſich beſonders in der Längenbeſtimmung des alten Landes ein Irrthum eingeſchlichen haben muß, ſo daß unſere Bohrer fruchtlos im Gebiete des alten Meeres zu wühlen ſcheinen. Ich bin daher gezwungen, die Aufmerkſamkeit der lichtvollen Verſammlung für einen andern Punkt in Anſpruch zu nehmen.

Die Alterthumskunde iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche unſerer Kultur erſt zum Selbſtbewußtſeyn verhilft. Von der Höhe, auf die wir uns emporgeſchwungen haben, rückwärts zu blicken in das Dunkel jener Jahrhunderte, von denen uns eine furchtbare Erſchütterung trennt, das Erbe zu überzählen, das uns jene naiven Zeitalter als Betriebskapital zu unſern rieſenhaften Unternehmungen hinterlaſſen, iſt eines des Menſchengeiſtes eben ſo würdiges, als für die Mitglieder dieſer Akademie lohnendes Geſchäft. Wenn wir jezt frei die Erde umkreiſen, ſo bedenken wir, daß der Rauchwimpel, den das erſte Dampffahrzeug nach ſich zog, das zwar noch plumpe Symbol aller der ſubtilen Kräfte war, welche uns von der Scholle losgekettet; vergeſſen wir nicht, daß das unbehülfliche Geſchäft der Druckerpreſſe ein nothwendiges Uebergangsglied von einem noch rohern Zuſtand zu der Mannichfaltigkeit und wundervollen Sicherheit der jetzigen Gedankenmittheilung bildete. Mußte nicht die Menſchheit von Säuren und Baſen, von einer Plus- und einer Minuselektricität, und von den Polen des Magnets lallen, bevor ſie die verwickelten Noten der Erdbildung, ihre ſchwerſten Akkorde und Contrapunkte vom Blatte leſen konnte? und wenn wir auch zuweilen über die Dichter der alten Welt lächeln, wie ſie meiſt froh ſind, ſich auf ihren Parnaſſus erhoben zu haben, deſſen Höhe ſchwerlich tauſend Klafter über der Meeresfläche betrug, ſo mußte doch einmal die Phantaſie erſt auf dem Flügelpferde reiten lernen, ehe ſie auf dem Feuerwagen in die Unendlichkeit der Himmel fuhr.

Haben wir auch in den lezten Jahrhunderten, durch die raſtloſen Bemühungen ſo vieler gelehrter, vortrefflicher Männer, im Ganzen eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht des Alterthums gewonnen, ſo ſind doch die Lücken unſerer Kenntniß, beſonders was den literariſchen Zuſtand der verſchiedenen Jahrhunderte betrifft, in dem einen Zeitraum zwar minder bedeutend, aber zahlreich, in einem andern zwar ſeltener, aber entſetzlich groß, immer jedoch höchſt bedauerlich. Der unſterbliche Großvater des ruhmvollen Gelehrten, den wir als unſern Präſidenten verehren, hat durch ſeine hochwichtige Entdeckung, daß im ein- und zwanzigſten chriſtlichen Jahrhundert die leidige Kunſt erfunden worden iſt, bedrucktes Papier wieder weiß zu machen, einen Hauptgrund der betrübenden Erſcheinung angegeben, daß wir, troß des ungeheuren Umfangs unſerer Mittel, zu den mittlern Jahrhunderten archäologiſch kaum in einem günſtigeren Verhältniß ſtehen, als jene Jahrhunderte zu dem, was ſie ihr Alterthum nannten. Die Kataſtrophe, von der wir unſere neue Weltära datiren, hat gerade die wichtigſten der alten Kulturländer am furchtbarſten zerrüttet, und zudem ſcheint das Schickſal in ſeiner Laune Gefallen daran zu finden, uns im Weltſchutt faſt nur Plunder und taube Nüſſe entdecken zu laſſen. Wir wühlen einen Berg um, und ein neckiſcher Geiſt wirft uns höhnend eine antike Schnupftabaksdoſe zu; machen wir uns mit der zitternden Haſt des Antiquars über einen dem Volumen nach nicht unanſehnlichen Fund her, ſo entziffern wir Kochbücher, Anweiſungen zur Lebensverlängerungs- oder Verjüngungskunſt, wunderliche Romane, oder was noch ſchlimmer iſt, ſchlechte Verſe obſcurer Poeten; ich ſage, dies iſt noch ſchlimmer, denn wenn ſich ſchon die Proſa für uns voll Dornen zeigt, ſo kann man aus der Poeſie oft vollends gar nicht klug werden. Ein Schriftſteller um das neunzehnte Jahrhundert beklagt ſich bitter, daß die Schriften aus der wie durch ein Wunder aufgedeckten uralten Stadt Herkulanum ſo gar nichts Erhebliches liefern wollen, lauter grammatiſchen, rhetoriſchen, muſikaliſchen Wuſt. Dies iſt faſt ganz unſer Fall: in der eigentlichen Literatur und Poeſie iſt des auf uns gekommenen Gemeinen oder doch Namenloſen unendlich viel mehr als des abſolut Guten oder erwieſen Klaſſiſchen, und wenn wir uns nicht, wie eben geſagt, überhaupt ſo ſehr über die Ungunſt des Glücks zu beſchweren hätten, ſo könnten wir verſucht werden, über die Literatur gewiſſer Perioden ein ſehr hartes Urtheil zu fällen. Abgeſehen von der Empfindlichkeit ſo großer Verluſte an ſich, erwächſt aber daraus der große Uebelſtand, daß diejenigen, welche ſich mit den poetiſchen Alterthümern beſchäftigen, nur zu oft dem Kitzel nachgeben, das nächſte beſte, noch ſo unförmliche poetiſche Fragment, das ſie unter ihr kritiſches Vergrößerungsglas bringen, mit einem der wenigen Sterne erſter Größe zu verknüpfen, welche durch den Nebel der Zeit ſchimmern. Hingeriſſen von der Sucht, Scharfſinn zu entwickeln, ſcheut man ſich nicht, in die Kränze großer Dichter noch nach ſo vielen Jahrhunderten verunzierende Blätter zu winden, und macht ſo die alte Literatur vollends zu einem Chaos.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortſetzung.)

Von dieſen Betrachtungen wenden wir uns nun zu den eigentlichen Dichtern, deren poetiſche Gedankenblitze in ihrer Entſtehung dunkel ſind und laut für die Abſtammung aus dem Geiſte ſprechen. Die älteſten Dichter waren auch zugleich Seher; aber auch die Original- und Meiſterdichter der ſpäteren Zeit konnten ohne höhere

Digitized by Google

Begeiſterung nichts Hohes ſchaffen: ſie lebten momentan in geiſtig-hellſehendem Zuſtande. Wie oft ruft man bei den Gedankenblitzen der Dichter unwillkührlich aus: „woher hat er dies?“ Das iſt es eben, was er ſelber nicht weiß und worin die unermeßliche Kraft ſeines Genius beſteht. Goethe ſagt: „die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei Niemand etwas.“ Dies weiß auch der italieniſche Improviſator ſehr wohl, wenn er ſich anheiſchig macht, über jedes beliebige Thema ſogleich ein Gedicht oder ein Drama zu verfertigen. Sein verſteckter, in ihm frei wirkender Mitarbeiter flüſtert ihm von dem Reichthum ſeiner Ideen, von der Fülle ſeines Witzes und von ſeinem umfaſſenden Wiſſen ſo viel zu, als er gerade nöthig hat, um den überdachten und aufgefaßten Gegenſtand darzuſtellen und durchzuführen. Es kann nun zwar nicht geleugnet werden, daß große Klarheit des Denkens, Uebung in der Sprache, verbunden mit Kenntniß des Menſchen und ſeinen Regungen und Leidenſchaften, und mit großer Geſchichtskenntniß, das Talent des Improviſirens bilden können und gemeiniglich allein bilden; allein den Schöpfungen ſolcher beſonnener Künſtler ſieht man nur zu oft das Künſtliche, nüchtern Geſchaffene an; man bewundert die Leiſtungen in Sprache und Anordnung, aber ſie laſſen das Herz kalt, ſie ergreifen nicht; denn gerade die Begeiſterung iſt nöthig, um das ſchlummernde Leben der horchenden Gemüther zu wecken. Aber der wahrhafte Improviſator iſt, wie uns bedünkt, ein nicht unwichtiger Beweis vom göttlichen Urſprung des Menſchengeiſtes, von ſeinem höheren, uns unbekannten Stillleben und Geheimwirken, und vom Aufleuchten ſeiner Kraft als Gedanken. — Auch mancher öffentliche Redner, mancher von der Kanzel herab donnernde, ermahnende, tröſtende, aufrichtende Geiſtliche kann Zeugniß davon geben, wie oft ihm während der Rede neue, ſchlagende Gedanken und Beweiſe ſeiner Sätze in den Sinn kommen, und wie es ihn unausgeſezt drängt, jene plötzlich aufleuchtende Gedanken ſeinem Thema zum größern Verſtändniß einzuverleiben. Wenn nun der Dichter den Urſprung ſeiner Gedanken nicht nachzuweiſen vermag, ſo kommt hier vornämlich zur Sprache, daß der weſentliche Beſtandtheil dichteriſcher Erzeugniſſe, die Gedankeneinfälle ſelbſt und der wahre Witz, auf einen Urſprung aus dem Geiſte hindeuten.

Alle ſinnreichen Sprüche, Lehren und Maximen, welche uns vom höchſten Alterthum übrig geblieben ſind, haben denſelben dunkeln Urſprung und waren, wie eben geſagt, „Einfälle.“ Faſt alle morgenländiſchen Völker beſitzen einen Schatz derſelben, Hebräer, Araber, Inder, Perſer, Sineſer; bei den meiſten ſind ſie ſogar der Grund ihrer Nationalweisheit und Dichtkunſt geworden. Ebenſowenig fehlte es den Griechen daran; von den Sprüchen ihrer ſogenannten Weiſen ging ſo ziemlich ihre elegiſche und lyriſche Dichtkunſt aus, und je mehr ſich das Drama verfeinerte, deſto reicher ward es an ſcharfſinnigen moraliſchen Sentenzen, wie die Schauſpiele des Euripides und die Reſte der jüngeren Komödie zeigen. Ihnen folgten die Römer, und die neuere Poeſie und Beredtſamkeit iſt daran nicht minder reich. Welche Menge Concetti beſitzen die Italiener! Die Refranes (melodiſche Sentenzen) der Spanier wurden häufig Themate ihrer Geſänge, und das älteſte Sylbenmaaß der Redondillas bildete ſich an ihnen. Viele dieſer Sprüche wurden Weisheit des Volks, Sprüchwörter, und den gröbern oder verfeinerten Genius einer Nation erkennt man aus ihnen. Auch den Franzoſen fehlt es nicht an Pensées und Maximes, die jedoch unter Ludwig XIV. eine künſtlich geſuchte und gefertigte Gattung von Schriften wurden. Pater Bouhours ſammelte dergleichen Pensées aus alten und neuern Schriftſtellern, ja ſogar aus Kirchenvätern. Berühmt wurden Paskals Gedanken, und durch dieſen mathematiſchen Kopf, der die Cykloide fand, werden wir unwillkührlich an etwas Höheres in uns erinnert. Dieſe Gedankenblitze der Schriftſteller gaben denn auch Veranlaſſung, ſie zuſammenzuſtellen und den Geiſt aus den Dichtern herauszuziehen, und ſo entſtanden in Frankreich die extraits und esprits des Dichter, und in Deutſchland der „Geiſt aus Herders, Schillers, Jean Pauls, Wielands u. ſ. w. Werken.“ Dieſe Auszüge ſtehen da, wie in Arioſts Mond der abgeſchiedene Verſtand der Menſchen in Gläſern. Beſonders reich iſt Jean Paul an ſolchen „Einfällen,“ welche derſelbe auf eine eigenthümliche Weiſe benutzte und bearbeitete, und worauf er ſeine beſondere Methode zu arbeiten gründete, welche man pſychologiſches Experimentiren an ſich und Andern zu nennen beliebt hat. Viele andere Schriften ſind, gleich überſprudelnden Bechern, voll von ſolchen Einfällen, und Goethe ſagt ſehr wahr von Lichtenbergs Schriften, daß man ſich derſelben als der wunderbarſten Wünſchelruthe bedienen könne, indem, wo er einen Spaß mache, ein Problem verborgen liege. — Auch engliſche Schriftſteller ſind nicht minder reich an Gedankeneinfällen. Swift war in abgeriſſenen Originalgedanken einzig; Pope preßte ſeinen Witz in wohlklingende Reime, und Young hat in ſeinen Nachtgedanken das non plus ultra ſinnreicher, witziger, erhabener, frommer Gedanken, glänzend wie das nächtliche Firmament, niedergelegt. Ueberhaupt ſpricht das Weſen des wahren Witzes, ein Erzeugniß des Augenblicks, nicht der Berechnung, welche bloß geſuchten Witz erzeugt, für eine Entſtehung aus dem höhern Geiſte, weßhalb man auch die Erzeugniſſe des wahren Witzes „Einfälle“ nennt, die oft eben ſo gut ſind, als das, was ernſte Philoſophen

Sentenzen und Maximen nennen. Der wahre Witzeinfall findet zu ſeinem Ausdruck immer die ſchicklichſten Bilder und das ſchicklichſte Wort, ohne alles Nachdenken. Das wahre Leben des Witzeinfalls iſt eben, daß er aus dem Nichts zu entſpringen ſcheint. Der erſte elektriſche Witzſchlag iſt auch der ſtärkſte; daher nennt Helvetius ganz recht esprit — un assemblage d'idées neuves.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Unterrichtsweſen.

Es iſt merkwürdig, daß nach den vielen hundert Werken und Aufſätzen, die in Deutſchland über England erſchienen ſind, man dort noch ſo wenig einen Begriff von dem wahren Gang der brittiſchen Staatsmaſchine hat, daß ſelbſt denkende hohe Beamte, welche uns von Zeit zu Zeit hier beſuchen, mit wahrhaftem Erſtaunen Dinge hier ſuchen und vermiſſen, welche bei unſerer Verfaſſung nie ein Bedürfniß waren, ja oft kaum möglich ſind. Dies gilt beſonders von der öffentlichen Erziehung. Seit einigen Jahren haben unſere Doktrinärs freilich vielfach den Preßbengel und ſogar das Parlament in Bewegung geſezt, um im Lande eine allgemeine, einförmige, von oben herab gebotene und geleitete Erziehung einzuführen; bis jezt aber hat unſere Regierung durchaus nichts mit der öffentlichen Erziehung zu thun, und ich glaube, alle Bemühungen jener Philanthropen werden an dem derben Freiheitsſinn und Sektengeiſt dieſes Volkes ſcheitern. In Irland zwar hat man einen Verſuch gemacht, die Erziehung des Volkes durch Unterſtützung von Seiten der Regierung zu befördern. Dort, wo es ſo viele Arme gibt und die Reichern ſo wenig für's phyſiſche, wie für's geiſtige Wohl ihrer dürftigen Mitbrüder thun, iſt ein ſolches Eingreifen mehr an ſeinem Orte; aber auch hier iſt von Zwang keine Rede. Die königliche Kommiſſion, in welcher wohlweislich Männer aus den drei vornehmſten religiöſen Sekten, in welche das Land getheilt iſt, Sitz und Stimme haben, beſchränkt ſich auf die Auswahl von Büchern, welche ſo abgefaßt ſind, daß wo möglich kein Theil der Religion wegen Anſtoß finde, und auf die Empfehlung ſolcher Schulen, die ſich dem von ihr vorgezeichneten Plane unterwerfen wollen, an die Regierung, damit denſelben die erforderlichen Geldbeiträge geleiſtet werden. Eine eigentliche Lehrmethode liegt indeſſen nicht im Plane dieſer Kommiſſion; der Zweck iſt im Grunde rein abwehrend, damit nämlich in den Schulen von keiner Seite Proſelyten gemacht werden, und die Dürftigen von irgend einer Sekte nicht in Verſuchung kommen, ihre Kinder in Schulen zu ſchicken, wo ihr Glaube gefährdet werden könnte. Indeſſen haben die Ultraproteſtanten die Regierung, welche dieſe Einrichtung getroffen, bereits verkezert, weil ſie auf dieſe Weiſe den Proteſtanten das Leſen der Bibel verkümmere. In England und Schottland aber iſt, wie geſagt, Alles vollkommen frei. Es gibt zwar ſehr viele Stiftsſchulen, beſonders in England, und zwar vorzüglich aus dem erſten Jahrhundert nach der Reformation; aber ſelbſt dieſe, obgleich großentheils von Königen und Königinnen geſtiftet, ſind von der Regierung völlig unabhängig; denn wenn auch der Großkanzler die Oberaufſicht über dieſelben hat, ſo handelt er dabei nur als höchſte Gerichtsbehörde; er miſcht ſich nie in die Angelegenheiten der Schulen, außer wenn von einer Privatperſon oder einer Klaſſe von Perſonen gegen die Verwaltung einer Schule die Klage erhoben wird, daß ſie in irgend einem Punkt den Verfügungen des Stifters entgegen gehandelt habe, und auch dann kann der Kanzler nur nach dem ſtrengſten Rechte entſcheiden, wobei er ſich ſo wenig anmaßt, an den alten Verfügungen zu deuten oder zu deuteln, daß man in Kleidung, Koſt, Lehrzeit, Lehrbüchern, Methoden und Gegenſtänden des Unterrichts durchaus keine Neuerung geſtattet, wenn jene auch noch ſo ſehr dem Anſtande, den Gewohnheiten oder Bedürfniſſen der Zeit zuwiderliefen. So müſſen die Knaben in der hieſigen berühmten Chriſt-Church-Schule noch immerfort den langen, dicken, blauen Tuchrock über gelben Zeughoſen und gelben wollenen Strümpfen, mit einem engen ledernen Gürtel und einem ſchwarzen Käppchen tragen, welches, faſt ohne Rand, nur eben auf dem Scheitel hängt, den es kaum bedeckt. In der St. Paulsſchule darf man ſich keiner andern lateiniſchen Grammatik bedienen, als der veralteten des alten Lilly, in dem alten Format, mit denſelben elenden Holzſchnitten, wie vor 200 Jahren, ohne alle Abkürzung, obgleich die Lehrer beim Unterrichte über die Hälfte auslaſſen. In der Merchant-Taylors-Schule darf man weder Pulte, noch Tiſche haben, und die armen Knaben ſchreiben mit dem Papier auf den Knien. In den meiſten Schulen fängt man während acht Monaten im Jahre Morgens um ſieben Uhr an, macht fort bis eilf, und dann wieder von eins bis drei, obgleich die Schüler meiſtens bei den Eltern wohnen und dieſe Stunden ſo gänzlich der häuslichen Tagesordnung in den Familien widerſtreiten. Nur mit großer Mühe haben ſich ſeit wenigen Jahren Einige in London die Freiheit errungen, um neun Uhr anfangen zu dürfen. Von dieſen lehren jezt mehrere, neben den klaſſiſchen Sprachen, auch die Anfangsgründe der Mathematik, welche aber in den meiſten, den alten Stiftungen gemäß, noch immer ausgeſchloſſen bleibt. In einigen Schulen hat man ſeit zehn bis fünfzehn Jahren auch das Franzöſiſche eingeführt, und der geiſtreiche Dr. Arnold in ſeiner Schule zu Rugby ſogar Deutſch und Italieniſch; aber wo ich nicht irre, iſt dies auch das einzige Gymnaſium, wo jeder Schüler wenigſtens Eine neuere Sprache ſtudiren muß; in den andern ſteht es den Knaben frei, ob ſie ſich damit beſchäftigen wollen oder nicht. Die Mutterſprache wird in dieſen Schulen nur nebenher getrieben, Geographie nur in ſo weit ſolche zur Erklärung der alten Schriftſteller unentbehrlich iſt, Geſchichte in demſelben Bezug; von der Landesgeſchichte und Verfaſſung wird nur gelegentlich und etwa vergleichungsweiſe geſprochen; an Naturgeſchichte wird nicht gedacht, eben ſo wenig an Phyſik; ſelbſt Zeichnen wird nur hie und da von Einzelnen als Liebhaberei getrieben. Alles dieſes geht indeſſen — gleichviel, ob man ſich ſtreng an den alten Schlendrian gehalten, oder ob man verbeſſernde Neuerungen eingeführt — ſeinen Gang ohne alle Vermittlung der Regierung. Wenn auch bei manchen Schulen mehrere Staatsminiſter, den alten Statuten gemäß, ex officio zur Direktion gehören, ſo haben ſie doch nur einen perſönlichen Einfluß, wie auch der Lord-Mayor und die Aldermänner von London, die auf dieſe Weiſe viel mit den öffentlichen Schulen zu thun haben; aber nur zu oft ſind ſie durch Geſchäfte oder Bequemlichkeit verhindert, ſelbſt von dieſem ihrem perſönlichen Einfluß Gebrauch zu machen. Bei alle dem ſind es vorzüglich dieſe Grammar schools, in welchen die Männer gebildet worden, welche in allen Zweigen zu Englands Ruhm beigetragen haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 13. Januar 1835.

Jede irdiſche Venus erſteht wie die erſte des Himmels
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer,
Wie die erſte Minerva ſo tritt mit der Aegis gerüſtet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Schiller.

Ueber den Urſprung unſerer Gedanken.

(Fortſetzung.)

Witz iſt ein Feuerwerk des Geiſtes, nicht des Verſtandes, des Geiſtes, der die brennbaren Materialien im Stillen ſammelt, bearbeitet und gelegentlich bei munterer Laune anzündet. Aber dieſe Leuchtkugel, welche der Geiſt ausſchickt, bringt oft dauernde Klarheit in die dunkle Scene, wie denn einige geiſtvolle Worte oft mehr wirken, als weitläufige Abhandlungen, und dem Scheidewaſſer gleichen, wovon einige Tropfen Spuren auf Metall und Stein zurücklaſſen, über welche ein Weltmeer ſpurlos hinſtrömen würde. Der Grund iſt, weil der Witz oder der Einfall die Wahrheit trifft und treffend ausſpricht; denn wahrer Witz ſpielt nie mit Seifenblaſen und iſt Vehikel der Wahrheit, die nur den reichhaltigſten Moment jedes Gedankens wählt, um andern die Langeweile einer ſchleppenden Kette von Begriffen zu erſparen. Witz iſt Wahrheit an der Hand der Grazien — la raison assaisonnée; er beginnt da, wo der gemeine Verſtand aufhört; daher iſt Witz Dichtkunſt, und bringt Poeſie in das geſellige Leben. Witz iſt das glänzendſte Converſationsſtück, deſſen eigentlicher Vorwurf nicht Gegenſtände des Verſtandes, ſondern anziehende Ideenſpiele ſind zur Verſchönerung des Lebens. Jeder wahrhaft witzige Einfall iſt eine gereifte Idee, in einen Lichtſtrahl gefaßt, der ſie wie ein Blitz erleuchtet. „Der Witz,“ ruft Fichte begeiſtert aus, „iſt ein Götterfunke, der nie zur Thorheit herabſteigt, er wohnt ewig in der Idee und läßt nicht von ihr; er iſt der rächende Blitzſtrahl der Idee, der jede Thorheit, ſelbſt in der Mitte ihrer Freunde, zu Boden ſchleudert, wie der Pfeil des Ulyſſes die tobenden Freier Penelopes.“ Jenen ernſten, groſſen Witz, der nur furchtbare Wahrheiten und groſſe Empfindungen mit ſich führt, dieſen edlen, oft an das Erhabene grenzenden Witz hatten vorzugsweiſe die Alten. Solche witzige Einfälle eines Menſchen, der die Blitze des Genius, kühn wie Jupiter, ſchleudert, ohne zu ſengen, beleben und wecken den Geiſt Anderer, weßhalb es, wie Thümmel ſagt, witzigen Leuten geht, wie den Nachtigallen, die nur deſto hitziger werden im Wettkampfe, je mehr ihrer im Dickicht beiſammen ſitzen.

Alle dieſe Gedanken, Einfälle und Witzblitze mußten ſich natürlich mit den Jahrhunderten anhäufen, und es iſt ihre Menge ein Beweis von dem unerſchöpflichen Reichthum des göttlichen Geiſtes im Menſchen. Man wird durch die Menge jener Gedanken gleichſam erdrückt, und Herder räth einen weiſen Genuß derſelben an, um nicht, wie in Würz- und Blumengärten, eines ſanften Todes zu ſterben. Auch deutet er die Aehnlichkeit zwiſchen Gedanken und Blumen an, wie z. B. aus der

Digitized by Google

Blume Penſée und aus „Vergißmeinnicht“ hervorgeht. Und er hat Recht; denn wie oft gleichen ſolche hingeſtreute Gedanken den Veilchen: ihr Duft kündigt ſie an, ſie ſelbſt aber verbergen ſich beſcheiden. Andere Gedanken gleichen den Elementen; ſie ſtärken und entzünden, ſie ſind glühende Funken, Samen der Erkenntniß, Fermente des Lebens. In einem ſolchen Samenkorn liegt oft ein Syſtem, eine Wiſſenſchaft im Kerne, wie ein Baum mit allen ſeinen Zweigen; in andeen wohnt ein Geiſt, ein Muth, der zu den dauerndſten Wirkungen aufruft. Große Gedanken gehen oft als leitende Stimmen vor uns her, wirken mächtig, öffnen eine neue Welt und entfalten eine ungeahnte Reihe von Wahrheiten; es ſind Perlen in der äußerlich grauen Muſchel. Herder räth, bei allen Gedanken zu fragen: „wie kam der Denker auf ihn und was hat er für Folgen?“ dies ſey eine Converſation der Geiſter. Allein auf die leichte Frage iſt die Antwort ſehr ſchwer, wenn nicht unmöglich; doch kann man nicht leugnen, daß dieſe aus unbekannten Quellen entſprungenen Gedanken uns beim Nachdenken oft ungemein weit auf Wege zu Materien führen, an die der Autor ſelbſt nicht dachte. Aus manchem Samenkorn, das ein Vogel hintrug, erwuchs mit der Zeit ein Wald von Bäumen, eine neue Schöpfung; deßhalb ſagt Jean Paul im Hesperus von ſeinem Viktor, daß er ſeine Seele vorher durch die große Natur oder durch Dichter befruchte und dann erſt das Aufgehen eines Syſtems erwarte. Solche Gedanken, die in andern neue Gedanken erzeugen, gleichen dem Blitze, der in der Nachbarwolke beim Aufleuchten einen neuen Blitz hervorlockt. Wie Diderot den Seneka durchgeht und kontroiirt, wie Machiavell den Livius, andere Italiener den Tacitus ausgeſponnen und kommentirt haben, ſo dürfen wir mit einzelnen pensées oder thougths berühmter Männer umgehen, die unſerem Geiſt verwandt ſind. Oft muß man ſie variiren, wie in ſpaniſchen Liedern die ſogenannte Glossa den gegebenen Gedanken, die Letra variirt, umkehrend, erweiternd. Hiedurch veranlaßt man Gedanken, wo man bei den meiſten fragen muß: „wer gab ſie ein?“ Dies iſt es eben, was wir nicht wiſſen und wodurch ein höheres, unmittelbares Denken im Geiſte des Menſchen wahrſcheinlich wird. — Wollte ein Skeptiker nach Allem, was wir bisher über die Exiſtenz eines Geiſtes im Menſchen, welcher als die Quelle aller großen Gedanken erſcheint, vorgebracht haben, dennoch zweifeln, ſo müßten ihn die zahlreichen unleugbaren Thatſachen überzeugen, die ſonſt vollkommen unerklärbar blieben, während ſie bei der Annahme eines Geiſtes, als Quelle der Gedanken, ſehr leicht zu erklären ſind. Von dieſen Thatſachen werden wir in einem zweiten Artikel handeln.

(Schluß des erſten Artikels.)

Postdiluvianische Kritik.

(Fortſetzung.)

Dieſe Betrachtungen, meine Herrn, hängen genau mit dem Gegenſtand zuſammen, den ich in meiner Eigenſchaft als Profeſſor der alten deutſchen Sprache und Literatur hier zu beſprechen gedenke. Ich habe mir nämlich vorgenommen, das im 4373ſten Stück der Verhandlungen dieſer Akademie genau beſchriebene und abgebildete poetiſche Bruchſtück einer neuen ſorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Dieſes Fragment hat größeres Aufſehen erregt, als es verdient, weil man von mehreren Seiten verſucht hat, daſſelbe mit dem großen Namen Schiller zu ſtempeln, und allerdings waren die ſpäter zu berührenden Umſtände wohl geeignet, einen bloß oberflächlich Urtheilenden, nicht mit der gehörigen Sprachkenntniß Ausgerüſteten zu einer ſolchen Annahme zu verführen. Zwar iſt von dem großen Dichter leider zu wenig auf uns gekommen, als daß wir ſeine Bedeutung, ſein Verhältniß zur Literatur ſeines Volks vollkommen würdigen könnten, doch immer ſo viel, daß eine geſunde Kritik dieſen Punkt ſchon jezt ſo ziemlich wird berichtigen können. Indeſſen fordere ich die Verſammlung von ſelbſt zur Nachſicht auf, wenn ich daran erinnere, daß es ſich hier von einem der dunkelſten Zeiträume, vom achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert handelt, wo ſich in Kunſt und Leben die ſchroffſten Gegenſätze berührt zu haben ſcheinen, obgleich die Literatur im Ganzen noch durchaus den Charakter trägt, der ſie auf ſo eigenthümliche und intereſſante Weiſe von der Poeſie unterſcheidet, wie ſie ſich nach der allgemeinen Einführung der Eiſenbahnen entwickelt hat.

Das Bruchſtück, das uns hier beſchäftigt, wurde bekanntlich vor etwa dreißig Jahren innen auf der Umſchlagdecke eines Buchs entdeckt, das dem ein- und zwanzigſten Jahrhundert angehört und vom Einfluß der Inſtrumentalmuſik auf die Viehmäſtung handelt. Das Papier iſt ſtellenweiſe ſehr defekt, und namentlich fehlen die Initialen der Zeilen ganz. Indeſſen hat das Studium der deutſchen Sprache hinlängliche Fortſchritte gemacht, daß, man mag im Einzelnen leſen, wie man will, über den allgemeinen Sinn des Ganzen kein Zweifel obwalten kann: es iſt der Anfang eines Gedichts, das vom Gießen einer Glocke handelt.

Ich leſe die Zeilen folgendermaßen:

Feſt'ge Mauer in der Erden!
Steh du Form aus Lehm! Gebrannt
Heute muß die Glocke werden
Friſch. Geſellen, ſeyd zu Rand!
Von der Stirne heiß
Rinnen naſſer Schweiß
Soll! Die Werk' den Meiſter loben
Hoch. — Der Segen kommt von oben.

Digitized by Google

Zuerſt nun von den verſchiedenen Lesarten und den Gründen der meinigen. — Ueber die zwei erſten Zeilen bis zu „Lehm“ kann wohl ſchwerlich ein Zweifel ſeyn. „Feſt'ge Mauer!“ heißt ſoviel als: „ſteh feſt, Mauer!“ die Mauer nämlich, welche die Form umgibt; „ſteh, du Form aus Lehm!“ Das „gebrannt“ ziehe ich zum folgenden Satz; der erſte Ausleger des Fragments lieſt aber: „*in Lehm gerannt*.“ Ich geſtehe, an ſich würde mir dies gar nicht übel gefallen: der Stoff kleidet ſich in eine Form, nimmt eine Form an; hier aber handelt es ſich darum, die *Form*, nämlich die hohle, die negative Form, welche erſt das Subſtrat der poſitiven bildet, in den Stoff, hier den Lehm, gleichſam hineinzuwerfen, und ſo wäre der Ausdruck: eine in Lehm gerannte Form, vielleicht ſonderbar, jedenfalls aber energiſch. Wir wiſſen ja, wie ſeltſam die Alten in ihren Poeſien mit der Phantaſie ſpielen; hier könnte aber noch eine andere ihrer Eigenheiten mit in's Spiel kommen, nämlich die affektirte Nachahmung derer, welche *ſie* die Alten nannten; denn jenes „in die Form Rennen“ mahnt auffallend an das ruere in aliquid der Lateiner. Leider aber heißt es deutlich *aus*, nicht *in*. Ich weiß wohl, daß deutſche Schriften gar oft an einem bedauerlichen Mangel an Korrektheit leiden, daß man ſich bei der Auslegung namentlich auf die Intepunktion gar nicht verlaſſen kann, und ſich wohl hüten muß, große Gelehrſamkeit an eine Stelle zu verſchwenden, wo nur ein ſchläfriger Schriftſetzer, bei ſeinem langweiligen Geſchäft an etwas Anderes denkend, falſch gegriffen hat. Aber eben ſo unſtatthaft iſt es, dieſe in der Natur ihrer Gedankenkommunikationsmittel liegenden Gebrechen der Alten zu dem zu machen, was ſie eine Eſelsbrücke nannten. Ueberdies ſcheint das „gebrannt“ zum vollen Verſtändniß des folgenden Satzes doch nicht wohl entbehrt werden zu können. „Heute muß die Glocke friſch gebrannt werden,“ ſagt der Poet, und will damit nicht mehr und nicht weniger ſagen, als: ſie muß mit Hülfe des Feuers dargeſtellt, ſie muß *gegoſſen* werden. Sollte man zweifeln, ob dies auch ſo eigentlich deutſch ſey, und dieſen Einwand gegen meine Lesart geltend machen wollen, ſo erinnere ich nur daran, wie viele Beweiſe man dafür hat, daß einſt Manches poetiſch, wenn auch durchaus nicht deutſch geweſen. Freilich will der Ausdruck auch mir durchaus nicht gefallen; aber juſt hier glaube ich unſern Poeten, wie man ſagte, auf dem fahlen Pferde zu ertappen; denn wie der Reim in der alten Poeſie gar oft der Vater des Gedanken iſt, ſo möchte ihm zu Gefallen hier der natürliche, der obligate Gedanke: „die Glocke muß gegoſſen werden,“ in eine etwas korrupte und doch um nichts poetiſchere Form gegoſſen worden ſeyn.

„Geſellen, ſeyd zu Rand!“ — Andere leſen „zur Hand.“ Die Beſchaffenheit der Schrift und wohl auch der Genius der Sprache laſſen Beides zu; ich ziehe jenes in anima poetae als das Plaſtiſchere, Maleriſchere vor: man ſieht die Geſellen den Rand der Mauer oder Grube umſtehen. — Blicken wir nun zurück, ſo finden wir, daß der Dichter zuerſt die Mauer, dann die Form, endlich die Geſellen anredet, bevor er auf ſich ſelbſt, den Meiſter, zu ſprechen kommt, und in dieſer Gliederung finden wir die Bürgſchaft einmal dafür, daß er ſelbſt denn doch einen ordentlichen Gedankengang gehabt, und dann dafür, daß wir recht geleſen haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Das Magazin pittoresque. Antommarchi.

Ich wüßte kein literariſches Unternehmen in Frankreich anzuführen, das einen ſo außerordentlichen Erfolg gehabt hätte, als das Magazin pittoresque. Zwar wird der berüchtigte Lütticher Almanac de Mathieu Laensberg zu vielen tauſend Exemplaren gedruckt und nachgedruckt; dieſer Almanach koſtet aber nur zwei Sous, wird auf Löſchpapier gedruckt und kann mit jenem Magazin nicht in Vergleich kommen, das nun bereits ſeit zwei Jahren wöchentlich erſcheint, und zuletzt eine nicht unbedeutende Sammlung ausmachen wird. Vermuthlich begann dieſes Unternehmen zu der paſſendſten Zeit und half einem allgemeinen Bedürfniſſe oder Drange des Publikums, dem Bedürfniſſe nach wohlfeilem Unterrichte ab; denn dies iſt ja der Hauptzweck des Unternehmens; auch iſt er von den Herausgebern ſo gut erreicht worden, als es nur möglich war. Bekanntlich kommt die Erfindung aus England, dem Lande, wo man in der jüngſten Zeit am meiſten darauf ausging, dem Volke höhere Kenntniſſe beizubringen, als diejenigen, die es aus Kalendern und einigen alten Volksbüchern ſchöpft. Das Magazin pittoresque iſt nur eine Nachbildung des Penny-Magazine, geht aber ſchon lange ſeinen eigenen Gang, wie denn überhaupt faſt keine Erfindung vom Auslande in Frankreich einheimiſch werden kann, wenn ſie nicht dem franzöſiſchen Geſchmacke angepaßt wird. Ein Gelehrter, Namens Charton, der, wenn ich nicht irre, St. Simoniſt iſt und Mitarbeiter an der Revue encyclopédique war, beſchloß vor zwei Jahren, das Penny-Magazine nachzuahmen, und traf daher mit einem Buchdrucker, Namens Lachevardière, die Uebereinkunft, daß er Text und Holzſchnitte liefern wolle, wogegen Lachevardière ihn nach Maßgabe des Abſatzes zu honoriren habe, nämlich für je 10.000 Abnehmer mit ſo und ſo viel, bis 50.000; denn höher wagte ſich ihre Phantaſie doch nicht zu verſteigen. Lachevardière unternahm nun den Druck, ſuchte aber durch Aktien ſich gleich Anfangs gegen jedes Mißlingen zu ſichern. Dieſe Aktien wurden zu 500 Franken verkauft. Der Erfolg überſtieg alle Erwartung; mit jedem Monate wuchs die Zahl der Abnehmer, und gegenwärtig wird das Magazin pittoresque zu 120.000 Exemplaren gedruckt. Obſchon Lachevardière mechaniſche Preſſen beſizt, ſo reichen ſie doch nicht hin, um den Druck zu beſorgen, und ein Theil der Exemplare

wird in einer zweiten Druckerei abgezogen. Die Aktien ſind von 500 Franken auf 10.000 geſtiegen. Zu Neujahr 1834 ſollen 50.000 Exemplare von dem erſten, damals vollſtändig gewordenen Bande abgeſezt worden ſeyn. Diejenigen, welche ihr Geld in's Unternehmen geſteckt haben, können ſich bereichern, wogegen diejenigen, welche das Unternehmen erdacht haben und ihre Geiſtesfähigkeiten und ihre Zeit darauf verwenden, nur mäßigen Gewinn daraus ziehen. Dies iſt der gewöhnliche Lauf des menſchlichen Geſchickes. Uebrigens iſt das Unternehmen von der Art, daß ein Gelehrter eben keine großen Kenntniſſe zu beſitzen braucht, um ſolch eine Kompilation zu Tage zu fördern. Es kommt nur auf gute Auswahl des Stoffes und zweckmäßige Darſtellung an. Obſchon die Holzſchnitte im Allgemeinen nicht übel gerathen ſind, ſo laſſen ſie doch manchmal viel zu wünſchen übrig und ſtellen die abzubildenden Gegenſtände auf ſehr unvollkommene Weiſe dar. So erblicke ich eben in einem der Bogen dieſes Magazin pittoresque eine Abbildung des Abguſſes, den Antommarchi von Napoleons Geſichte gleich nach deſſen Tode verfertigt hat, und der nunmehr in ganz Europa verbreitet iſt. Dieſe Abbildung iſt höchſt ungetreu und gibt nur ſehr unvollſtändig den merkwürdigen Abguß wieder, der Napoleons Züge, obſchon durch den Todeskampf ein wenig verunſtaltet, weit beſſer auf die Nachwelt bringt, als alle Porträts, die man von dem großen Manne beſizt. Er iſt auch in Erz vervielfältigt worden, und hat dem Arzte Antommarchi, der ein guter Spekulant zu ſeyn ſcheint, nicht wenig eingebracht. In dieſen Tagen hat aber ſeine Spekulation zu einem ſonderbaren Prozeſſe Anlaß gegeben, der den Arzt Napoleons eben nicht ſehr hoch ſtellt. Er trieb nämlich eine Zeitlang mit ſeinem Abguſſe ein Monopol, und hatte ſchon viel Geld gelöst, als ungetreue Arbeiter, die er zum Abgießen brauchte, ſeine ſogenannte Maske für ſich abzogen und verkauften. Antommarchi verklagte ſie und verlangte 10.000 Franken Entſchädigung, folglich auch die Anerkennung ſeines Monopols. Es kam vor Gericht zu harten Worten wider den Arzt. Wäre er, hieß es, ein uneigennütziger Mann, ſo würde er es ſich zur Ehre gerechnet haben, den Franzoſen eine getreue Abbildung der Züge ihres ehemaligen Herrſchers zu liefern; ſo aber ſcheine gleich nach dem Hinſcheiben deſſelben ſein erſter Gedanke geweſen zu ſeyn, wie er Gewinn aus dieſem Umſtande ziehen könne, und nur in der Hoffnung, Kopien zu verkaufen, habe er die Züge des ſo eben Verblichenen nachgebildet.

(Der Beſchluß folgt.)

London, Januar.

(Beſchluß.)

Unterrichtsweſen.

Was die eigentlichen Volksſchulen betrifft, ſo hat Schottland weit den Vorzug vor England; denn dort beſtehen ſchon ſeit der Reformation vortreffliche Anſtalten dieſer Art in jedem Kirchſpiel, beſonders in dem proteſtantiſchen Niederlande. In dieſen Schulen erhält ſelbſt der Aermſte den beſten Elementarunterricht; von oben herab wird durchaus kein Zwang geübt, aber die öffentliche Meinung iſt wirkſamer als alle Verordnungen: Keiner wagt es, ſeine Kinder von der Schule zurückzuhalten, ſo daß es im ganzen Lande kein Individuum mit geſunden Sinnen gibt, das nicht wenigſtens leſen könnte und in den Lehren ſeiner Religion trefflich Beſcheid wüßte. In England iſt es nicht ſo: hier ging die Reformation nicht vom Volk, ſondern vom Hofe aus, und der Geiſtlichkeit, welche ſich dieſelbe gefallen ließ, war ſo wenig daran gelegen, das Volk unterrichtet zu ſehen, als der damaligen katholiſchen Geiſtlichkeit in der ganzen Welt. So waren denn die Schulen, welche damals aus den Trümmern der Kloſtergüter, oder durch die Wohlthätigkeit von Privatperſonen errichtet wurden, Gelehrtenſchulen, welche auch ausſchließlich unter die Aufſicht der Kleriſei kamen und unter ihr geblieben ſind. Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man mit Ernſt darauf gedacht, Pfarrſchulen anzulegen. Beſonders war hiebei die Thätigkeit zweier berühmt gewordenen Menſchenfreunde, Bell und Lancaſter, aber noch mehr der Eifer der Nonconformiſten wirkſam. Die Geiſtlichkeit der Staatskirche war zu jener Zeit, wie der größte Theil des damaligen gebildeten Publikums, in Unglaube oder Gleichgültigkeit verſunken, und vermeinte mit einer trockenen Predigt am Sonntage alle Pflichten ihres hohen Berufes erfüllt zu haben. Da traten die Weßleys, die Whitfields und andere chriſtliche Eiferer auf und brachten neues Leben in die verſteinerte Kirche, nicht unmittelbar — denn der Verfolgungsgeiſt des Klerus zwang ſie nur zu bald, ſich auszuſcheiden — ſondern mittelbar durch die Wiedererweckung eines chriſtlichen Sinnes in der Nation. Auf dieſe Weiſe wirkten ſie auch auf das Schulweſen. Allenthalben bildeten ſich Vereine für die Errichtung von einzelnen Schulen, wie zur Beförderung des Volksunterrichts im Allgemeinen; vorzüglich die zwei großen Geſellſchaften, welche unter den Namen British and Foreign School-Society und National School-Society weltbekannt geworden ſind. Leztere ward durch die Geiſtlichkeit der biſchöflichen Kirche geſtiftet, um das Volk in der Lehre dieſer Kirche zu erziehen, und durch den Einfluß derſelben gibt es nun faſt in jedem Kirchſpiele Pfarrſchulen, welche faſt ausſchließlich durch Subſcriptionen entſtanden ſind und erhalten werden. Freilich ſind die meiſten dieſer Schulen, beſonders auf dem Lande, noch elend genug; aber der Anſtoß iſt gegeben, die Schulen werden ſchon beſſer werden, und bei etwas mehr Theilnahme von Seiten der Reichen wird man es mit der Zeit ſelbſt in den Fabrikgegenden, wo die Eltern durch den Verdienſt, welcher ſich hier für Kinder jedes Alters darbietet, den Schulen abgeneigt werden, nicht unmöglich finden, dieſelben unterrichten zu laſſen. Schon jezt findet man ſelten junge Leute, die nicht wenigſtens leſen können, was ſchon in den Sonntagsſchulen zu lernen iſt, wenn ſie auch in ihrer Kindheit die ganze Woche durch zur Arbeit angehalten worden wären. Seit einigen Jahren hat man angefangen, Schulen für die Mittelklaſſen auf Aktien zu gründen, welche mit klaſſiſcher Bildung die Vorbereitung des Knaben für das bürgerliche Leben verbinden ſollen; aber dabei ſcheint man noch nicht recht mit ſich in's Klare gekommen zu ſeyn, was eigentlich für die Jugend Bedürfniß ſey, und wie weit man es in den alten Sprachen treiben könne, ohne den andern Bedürfniſſen entgegenzuarbeiten. Wie mich dünkt, will man des Guten zu viel thun, und verwirrt die meiſten Zöglinge, ſtatt ſie weiter zu bringen. Ganz merkwürdig, ja für den Deutſchen noch auffallender, als die Nichteinmiſchung der Regierung in's Erziehungsweſen, iſt, daß in dem Lande, wo alles Techniſche zur höchſten Vollkommenheit gebracht werden, wo es die herrlichſten Maſchinen, zahlloſe vortreffliche Landſtraßen, unzählige Fabriken und Bergwerke gibt, durchaus keine Anſtalt für technologiſchen Unterricht beſteht. Doch dieſes erfordert einen beſondern Brief.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Januar 1835.

Nicht liebt er, wie andere Kinder,
In Wickelbanden zu weinen;
Und wenn, wo die Ufer ſich ihm
An die Seite ſchleichen, die krummen,
Und ihn zu behüten begehren
Im eignen Schlunde, lachend
Zerreißt er die Schlangen und ſtürzt
Mit der Beute. —

Hölderlin.

Der Wasserfall.

Waſſer.

Nun, Fels, wie ſteht's?

Fels.

Feſt.

Waſſer.

Wir haben etwas mit einander zu ſprechen.

Fels.

Was ſoll's?

Waſſer.

Biegen oder brechen.

Fels.

Das wäre!

Waſſer.

Ich muß in's Thal hinab; mach Platz, ſchnell!

Fels.

Sachte, ſachte, du grober Geſell!
Sieh, da hinab durch die mooſigen, alten,
Die engen, winklichten Felſenſpalten
Findet ſich ſchon ein Wegchen, für dich
Breit genug; man beſcheide ſich.

Waſſer.

Zickzack und eng und klein!
O weh, auf ſpitzige Klippen
Stoßen mit Gellen
Die ſchwellenden Wellen
Ihre murmelnden Lippen!
Platz, Platz! es kann nicht ſeyn.

Fels.

Du Grobian!
Komm her, ſieh mich an!
Seit Jahrtauſenden ſteht
Mein Bau, für ewig gewoben.
Siehſt du, wie ein Wald dort oben
Auf meinem ehrwürdigen Scheitel weht?
Willſt du es hören,
Das Geiſterflüſtern,
Das durch die düſtern
Alten Föhren
Dunkle Sagen
Von alten Tagen,
Von den Tagen der Sündfluth trägt?
Steh' ſtill im Lauf,
Und ſchau hinauf
An dieſen Wänden, wie von Erz gethürmt,
Unbezwinglich,
Undurchdringlich,
Ob der Regen ſtrömt, der Orkan ſie beſtürmt!
Rieſenhoch!
Dann frage noch,
Ob ich dein kindiſches Trotzen fürchte?

Digitized by Google

Waſſer.

Du mußt! du mußt!
Kommet zu Hauf,
Ihr Fluthen, ziſcht auf,
Hackt in die Felſenbruſt
Die gähnende Wunde!
Stürzt her wie bellende Hunde,
Mit dem milchweißen, ſchneidenden Zahn
Wüthend zu packen
Die trotzigen Zacken!
Kommt an, kommt an,
Wie Schlangen geringelt!
Die Pfeiler umzingelt!
Schüttelt,
Rüttelt!
Horcht, ſchon vernehm' ich ein dumpfes Jammern
In den alten, triefenden Felſenkammern,
Ein Zucken und Reißen —

Fels.

Weh! Weh!
Tief im Herzen erſchüttert!
Die Tanne zittert
Auf meinem Haupt! Ein Stich
Durchzuckt mich!
Ich verzweifle — Ach! Ach!

Waſſer.

— — — — — — Krach!
Dumpfdonnernd, lang nachrollend
Stoß auf Stoß
Stürzt der Koloß
Zerſchmettert, zerſchlagen
Mir in den ſchäumenden Schoos!
Meine Wogen jagen
Ueber die Fichten, zerrauft, zerknickt,
Die fein prahlendes Haupt geſchmückt!
Was noch ſo eben gepocht, gedrängt,
Jetzt wie im Wahnſinn umhergeſtreut!
Jetzt iſt Freiheit!
Jetzt brauſe nur auf im Uebermuth,
Brüſte dich prachtvoll, du ſtolze Fluth!
Ueber die Trümmer, über die Bäume
Stürzet ihr brauſenden, toſenden Schäume!
Geuß dich, du reiner, du ſilberner Strahl,
Hinunter, hinunter in's ſonnige Thal!

Fels.

Und im Tode noch quäl' ich dich!
An dieſen mooſigen Blöcken,
An dieſen ſcharfen Kanten
Zerſtäubet mit Schrecken,
Werdet zu Schanden
Ihr ſtolzen Wellen!
Euch frechen Geſellen
Soll mein zerſchmettert, zerſchlagen Gebein
Ein unaufhörliches Hinderniß ſeyn.

Waſſer.

O du hinderſt mich nicht!
Wenn die Welle ſich bricht,
Wenn du ſie hemmſt im pfeilſchnellen Lauf,
Braust ſie gewaltiger, herrlicher auf,
Springet mit zürnender, donnernder Macht,
Blendend in ſchäumender, perlender Pracht,
Ueber Klippen, über Geſtein,
Wühlt in die nächtliche Tiefe ſich ein,
Reißt ſich in's ſchaurige, klüftige Grab
Siedend in raſendem Strudel hinab.
Dann in neuer Schöne
Kommen hervor,
Steigen empor
Meine wilden Söhne,
Die ſchneeweißen Taucher; und mit Gewalt
Angeprallt
An den Felſen, wall' ich in herrlichem Reif
Hochauf; gleich einem Fächer, einem Pfauenſchweif
Blättr' ich auf die blitzenden Wogen.
Und ſieh, hier iſt Raum,
Hier ſtört kein Fels, kein Baum,
Hier kann ich in Einem ſchlanken Bogen
Frei durch die Lüfte
Hinab in die Klüfte
Wallende, fallende Waſſer gießen,
Kann in weicher, reiner Linie fließen,
Wie von der Jungfrau lieblichem Antlitz
Hinunter über die ſüße Geſtalt
Reinlich ein weißer Schleier wallt.
Doch wo vom Fall
Im vollen Schwall
Aufprallen die Waſſer, da gibt es ein Brauſen!
Ein hohles Donnern, ein ziſchend Sauſen!
Dampfen Wolken von feuchtem Staub
Weithin auf Wälder und Gras und Laub!
Und in vollkommenem Kreiſe gezogen
In die ſtäubenden, regnenden Wogen,
Schimmert der lieblichſte Regenbogen.
Und es ſtehen die Menſchen, die kleinen Menſchen,
Weit aufgeriſſen die Augen,
Schauen das liebliche Farbenwunder,
Schauen das blitzende Silberband,
Seh'n in das grollende Gähren hinunter,
Lauſchen dem Donner, und feſt gebannt,
Mit zuckender Wimper, mit klatſchender Hand,
Erkennen ſie Alle mit Staunen an,
Wie herrlich ich wandle die Siegesbahn.

Digitized by Google

Thal.

Hör auf zu toben, ſo ſtolz, ſo wild!
Siehe, wie lieblich mild
Die ſammtenen Matten
Im Abendſchatten
Zur Ruhe laden.
Es möchten ihr zartes, zitterndes Bild
Blumen in deinem Spiegel baden.
Laß das Reh, das muthige Füllen
An deinem Ufer trinken.
Hörſt du der Heerden fernes Brüllen?
Hörſt du verhallen des Hirten Geſang?
Siehest du winken
Am Berg entlang
Das Kirchlein, die frommen Hütten?
Höre mein Bitten!

Waſſer.

Da wär' ich. Ach! das war ein Leben!
Doch nun will ich dienen der Menſchenhand,
In der Thäler ſanftes, grünes Gewand
Will ich den ſilbernen Gürtel weben.
Will die frommen, hellen
Plaudernden Wellen
Ruhig ſchlängelnd durch Gärten gießen,
Will ſchwatzend an Blumen vorüberfließen.
Der Hirſch, das Reh
Sollen aus meinen Fluthen trinken.
Und in holdem Weh,
Wenn die Sterne blinken,
Mag eine Jungfrau, die einſam wacht,
In lauer Sommernacht
Meinem Rauſchen
Lauſchen.

Friedrich Fiſcher.

Postdiluvianische Kritik.

(Fortſetzung.)

Weiter: „von der Stirne heiß,“ iſt vollkommen deutlich zu leſen; aber die zwei nächſten Zeilen haben am meiſten gelitten, nur Folgendes tritt hervor: innen — n — ß — r Schw | — oll d — Wer — — — eiſter lo — | — och. Der Reſt der lezten Zeile iſt vollſtändig erhalten. Ich hoffe, die Ergänzung, wie ich ſie oben angegeben, ſoll mir gelungen ſeyn, und wenigſtens unſere Kenntniß der alten Sprache loben, wenn ſie auch den Meiſterſänger ſelbſt nicht loben ſollte. Einige verſuchen zu leſen: „rinnen muß der Schweiß toll;“ allein ſo ſehr wir bei jedem Schritt im Hain deutſcher Poeſie auf die ſeltſamſten Blumen gefaßt ſeyn müſſen, dieſe Verſion erſcheint denn doch etwas zu toll, und das naß iſt ſo ſehr ein Lieblingsbegriff des poetiſchen Volkes, mit dem wir uns hier beſchäftigen, daß ich mir den heißen, naſſen Schweiß um keinen Preis werde weginterpretiren laſſen. Wer ſich ſchon ſo viel wie ich auf der Wieſe deutſcher Lyrik ergangen hat, weiß, wie naß es darauf von Thränen- und anderm Thau iſt. — „Schweiß, loben,“ ſind wiederum Fälle, wo wir uns bei der Interpretation dem Reim als einem freundlichen Genius zu Dank verpflichtet fühlen; ohne ihn hätten wir ſchon manches koſtbare Stück ungeleſen laſſen müſſen. — „Die Werk' den Meiſter loben hoch,“ gewöhnliche, ſprüchwörtliche Redensart. — „Der Segen kommt von oben.“ Es wird dies gewöhnlich als Invokation des Segens, der Gnade des Himmels zu dem vorhabenden Werk verſtanden. Ich gebe gern zu, daß dies das Natürlichſte wäre; allein wie oft würde der Ausleger poetiſcher Alterthümer am Ziele vorbeiſchießen, wollte er ſich ſtets an den Gedanken halten, der ſich zuerſt und von ſelbſt darbietet. Gar leicht könnte jenes „oben“ mit einer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit der Deutſchen in Zuſammenhang ſtehen. Von jeher haben die Völker die Begriffe, welche der Menſch mit einer waltenden, hoch herabſehenden Gottheit verbindet, auf die Gewaltigen der Erde übergetragen, und was im Anbeginn natürliches Gefühl und naiver Ausdruck war, iſt von der Schmeichelei zu einem Syſteme ausgebildet und in den Sprachen fixirt worden. Aber keine Nation in der großen Völkerfamilie, welche wir die chriſtliche nennen, hat ſich darin kunſtreicher und konſequenter gezeigt, als die deutſche, und dieſe Verſchmelzung irdiſcher und himmliſcher Majeſtät bildet in den weiten Hallen der überſchwenglich reichen Sprache ein ganz eigenes Kurioſitäten-Kabinet. Alle ihre öffentlichen Papiere, welche auf uns gekommen, ſind voll von dieſer Eigenthümlichkeit: höchſten oder allerhöchſten Orts, höchſtdieſelben u. dgl. ſind ewig wiederkehrende Ausdrücke. Gott hieß damals, wie er noch uns heißt, der Höchſte, und „Allerhöchſtdieſelben brachten dem Höchſten ihren Dank dar für eine erwieſene Wohlthat.“ Auf dieſe Weiſe, ſieht man, könnte ſich unſer Glockengießer des Segens wegen leicht bei einer andern als der himmliſchen Behörde empfehlen. Negativ wenigſtens könnte für dieſe Annahme das ſprechen, daß zu der Zeit, in welche das Gedicht beſtimmt zu ſetzen iſt, das ſogenannte Taufen der Glocken nicht mehr vorzukommen ſcheint, und alſo gleichſam der offizielle Gedanke an himmliſchen Segen wegfällt. Segen im weiteſten Sinn iſt Lohn der Arbeit; aber vielleicht hieß, da von jeher der Himmel ſo wenig als der Menſch den Lohn nach dem Verdienſt abmaß, Segen ſchon damals, wie heutzutage, ſo viel als: mehr Lohn, als

Digitized by Google

man verdient. Es iſt ein uraltes Vorrecht der Poeſie, daß ſie die Mächtigen und Könige mit Du anredet, während man ſich im Styl des gemeinen Lebens dieſe Vertraulichkeit nur mit den Göttern erlaubt; gleicherweiſe nun könnte unſer „von oben“ die poetiſche Wendung für höchſtoben, allerhöchſtoben ſeyn.

Wenden wir uns nun zu den verſchiedenen Hypotheſen, wem dieſes Fragment zuzuſchreiben, in welches Zeitalter es zu ſetzen ſeyn möchte. — Der erſte Sprachforſcher, der ſich damit beſchäftigte, hat es ſich leicht gemacht. Er denkt an Hans Sachs, der ein Schuſter in Nürnberg geweſen, findet die größte Aehnlichkeit zwiſchen dem Styl dieſes Meiſterſängers und dem unſeres Bruchſtücks, meint aber, ein Glockengießer könne ſo gut zünftiger Poet geweſen ſeyn als ein Schuſter, und da er vollends herausgebracht, daß einmal die Glockengießerei in Nürnberg in großer Blüthe geſtanden, ſo iſt unſer Autor, ehe man es ſich verſieht, ein Nürnberger Glockengießer. So, meine Herrn, konnte man argumentiren, bevor man in der neueſten Zeit tiefer in den Genius der deutſchen Sprache eingedrungen, ein Triumph, den die gelehrte Welt großentheils den Bemühungen dieſer unſerer Akademie verdankt. Ich glaube im Stande zu ſeyn, zu beweiſen, daß das Stück, welches uns hier beſchäftigt, weder dem Zeitraum angehört, wo auf dem deutſchen Parnaß Schuſter und Glockengießer hantierten, noch auch, wie diejenigen wollen, welche dem großen Schiller die Vaterſchaft zuſchieben möchten, der Periode, wo faſt nur Hofräthe, ſogenannte Legationsräthe, und gar Miniſter den Hofſtaat Apolls bildeten, ſondern vielmehr der dazwiſchen liegenden, wo das Roß der Muſen ein Klepper im Dienſte der Schulmeiſter war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beſchluß.)

Antommarchi und die Maske Napoleons.

Wie könne ſich Antommarchi, hieß es weiter, das Eigenthum dieſer Züge anmaßen? Sein ganzes Verdienſt beſtehe darin, daß er eine Handvoll Gips genommen und dem Leichnam aufgedrückt. Für ein ſo mechaniſches Verfahren ertheile das Geſetz kein Monopol. Es ſichere das Eigenthum einer Erfindung, eines genialen Unternehmens, nicht aber eines Werkes, das jeder Handwerker ſo gut als Antommarchi hätte verrichten können. Der Advokat des Aerztes hatte dieſen Beſchuldigungen eben nicht die beſten Gründe entgegenzuſtellen. Er rühmte die Uneigennützigkeit ſeines Klienten, den Napoleon mit ſeinem Zutrauen beehrt, und dem er auch in ſeinem lezten Willen eine Summe von 100.000 Franken vermacht habe. Dieſe Summe ſey dem Arzte aber nicht ausgezahlt worden; warum, wurde nicht geſagt. Bekanntlich war der Bankier Laſitte der lezte Schatzmeiſter Napoleons, und hatte eine beträchtliche Summe von ihm in Handen, aus der er alle Vermächtniſſe zahlen ſollte. Wahrſcheinlich hatte aber Napoleon die Summe ſtärker angeſchlagen, als ſie wirklich war, und deßhalb konnte Laſitte nicht alle im Teſtamente bedachten Perſonen nach dem Willen des Teſtators befriedigen. Auch der Dichter Arnaud ſollte eine Summe von 100.000 Franken bekommen; er muß ſie aber wohl nicht bekommen haben; denn als er neulich ſtarb, ſah ſich die Regierung genöthigt, ſeiner Wittwe einen Jahrgehalt auszuſetzen. Dann machte Antommarchi's Anwalt die Mühe geltend, die ſein Klient gehabt habe, um einen getreuen Abdruck von den Zügen ſeines geliebten Herrn nehmen zu können. Unter dem heißen Himmelsſtriche auf St. Helena habe er der ſchnellen Verweſung zuvorkommen müſſen, und nur wenige Stunden gehabt, um ſeine Vorbereitungen zu treffen. Es habe ihm an Gips gefehlt, und er ſey daher genöthigt geweſen, ihn durch eine andere zweckmäßige Materie zu erſetzen, was große Schwierigkeiten gehabt habe. Er mache keine Spekulation aus dem Abgießen der mitgebrachten Maske, könne aber doch auch nicht zugeben, daß man ihn beſtehle und ſein Eigenthum entwende, was durch die Treuloſigkeit der von ihm gebrauchten Arbeiter geſchehen ſey. Das Gericht urtheilte wie der Anwalt der Beklagten, das mechaniſche Abformen der Geſichtszüge eines Menſchen ſey keine Arbeit, die zu einem Monopol berechtige, und der Alleinhandel werde durch das Geſetz nur denjenigen zugeſichert, welche etwas Neues entdeckt oder erfunden haben. Mithin wies es den Dr. Antommarchi mit ſeiner Klage ab, woraus denn erhellt, daß künftighin Jeder die Maske Napoleons wird abgießen und verkaufen können, wodurch dieſelbe alſo bedeutend im Preiſe fallen muß, indem Antommarchi ſie ziemlich theuer verkaufte. Da jedoch von der beklagten Partei die gegen den Arzt begangene Veruntreuung nicht geläugnet werden konnte, ſo verurtheilte das Gericht dieſelbe zu einer Geldbuße und Entſchädigung von 500 Franken. Ich muß geſtehen, dies Urtheil ſcheint mir eines der weiſeſten, welche das nicht immer ſehr weiſe Gericht ſeit einiger Zeit ausgeſprochen hat. Es gibt hier unter den Leuten, denen das Abziehen von Kupferplatten, Formen u. ſ. w. anvertraut wird, manche Schelme, und die Veruntreuung iſt in dieſem Fache leider etwas ſo Alltägliches, daß es gar nicht auffällt. Das Gericht thut daher ſehr wohl, wenn es dieſes Vergehen beſtraft. Es iſt aber weit nachſichtiger gegen einen Diebſtahl dieſer Art, als wenn ein vom Parteigeiſt erhitzter Journaliſt einige herbe Ausdrücke ſich entſchlüpfen läßt; dann glaubt das Polizeigericht ſogleich aus den vielen tauſend Geſetzen der verſchiedenen auf einander gefolgten Regierungen die härteſten ausſuchen, und damit den Schriftſteller überhäufen, ja wo möglich erdrücken zu müſſen. Das Publikum kann aber ſolche Strenge nicht billigen; es pflegt dem Journaliſten ſeine Theilnahme zuzuwenden, kommt ihm zu Hülfe und zahlt manchmal ſtatt ſeiner die ihm auferlegte Geldbuße. Dem geſunden Verſtande des Volkes will es gar nicht einleuchten, daß ein Schriftſteller, welcher in ſeiner Ereiferung ſeine Gedanken übertreibt, ſtrafbarer ſey, als Jemand, der bei kaltem Blute beſchließt, einen Andern, der Zutrauen zu ihm hat, zu betrügen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 15. Januar 1835.

— Du erſcheinſt
Im heiligen Bezirk, verwegen, wo
Die Götter, die Geſetze herrſchen, die du ſtohſt?

Goethe.

Die Wallfahrt nach Loch Dergh.

Ein iriſches Nationalbild.

Nach Inglis. *)

Folgendes iſt eine Skizze meines Ausflugs nach den Derghſee und dem weitberühmten Wallfahrtsort, genannt St. Patriks Fegefeuer, im nördlichen Irland.

Als ich am 12ten Auguſt 1834 durch Pettigo kam, ſah ich viele Häuſer mit Orangeflaggen geziert, und eifrige Orangemänner hatten Triumphbögen mit Emblemen und Inſchriften über die Straße gebaut, unter welchen die nach Loch Dergh wallenden Pilgee durch mußten. Der Wallfahrtsort iſt etwa drei Meilen von Pettigo entfernt und der Weg dahin, über das Gebirge und durch Moräſte, ſehr beſchwerlich. Vergebens bemüht man ſich, den ſumpfigen Stellen auszuweichen, und findet es am Ende am gerathenſten, es zu machen wie die Pilger, welche barfuß durch dick und dünn gehen und ſo noch am beſten vorwärts kommen. Es heißt, man baue hier keine Straße, damit nicht die Andacht der Gläubigen durch den Zudrang zu vieler Ketzer geſtört werden möchte. Es war ein mühſeliger Marſch, und ich fühlte mich ſehr erleichtert, als ich Loch Dergh unten im Thale liegen ſah. Schwerlich kann es eine ödere Landſchaft geben: kahle, mit Haide bedeckte Hügel umgeben rings den See, und ſind weder durch ihre Maſſen, noch durch ihre Umriſſe geeignet, der Ausſicht den mindeſten Reiz zu geben. Der See ſoll gegen neun Meilen im Umfang haben. Als ich zum Seeufer niederſtieg, konnte ich deutlich bemerken, daß die kleine Inſel, die nicht ganz eine Meile vom Lande liegt, ganz voll Menſchen war, und unten angelangt, fand ich über zweihundert Pilgrime, welche des Fahrzeugs harrten, das ſie überführen ſollte. Sie waren zum größten Theil anſtändig gekleidet; manche ſaßen, andere lagen im Gras, einige harrten am Rande des Waſſers ungeduldig der Fähre, und andere, noch ungeduldiger, fühlten ſich ſchon durch den Anblick des heiligen Orts zur Andacht befeuert und lagen bereits auf den Knien. Es waren Leute von jedem Alter und etwa drei Viertheile Weiber.

Endlich kam die Fähre mit einer Ladung Andächtiger, deren Buße zu Ende war, von der Inſel herüber. Das Boot ward ausgeladen, und war im Augenblick wieder voll; ehe ich indeſſen die heilige Stätte betreten durfte, mußte ich den Brief, mit dem ich verſehen war, dem Prior ſenden, der mir den Zutritt geſtatten oder abſchlagen konnte. Allermittelſt, bis das Boot mir den Beſcheid brachte, ſuchte ich meine Zeit beſtens zu nützen

*) ſ. Nr. 310. 1834.

Digitized by Google

und machte mich an einige Pilgerinnen, welche eben vom Eiland herübergekommen waren und im Graſe ausruhten, bevor ſie ihren Heimweg antraten. Zum Glück bekam ich es mit ſehr mittheilſamen Perſonen zu thun, die mehr zum Schwatzen als zum Verſchweigen aufgelegt ſchienen, ohne Zweifel, um mir einen hohen Begriff von der Veedienſtlichkeit und Wirkſamkeit des Gottesdienſtes beizudeingen, den ſie eben mitgemacht; ſie ſelbſt aber verſicherten, wenn ſie mich einigermaßen in die Geheimniſſe von Loch Dergh einweihten, ſo geſchehe es darum, weil ich als Proteſtant auf der Inſel doch nichts zu ſehen bekommen würde. Ich glaubte anfänglich, ſie ſeyen der Meinung, die dortigen Myſterien werden den profanen Augen des Ketzers auf wunderbare Weiſe entrückt werden; bald aber ward ich inne, daß das Hinderniß rein menſchlicher Natur ſey. Ich erfuhr, ſobald dem Prior hinterbracht werde, daß ein Fremder das Eiland beſuchen wolle, werde überall in der Andacht eine Pauſe anbefohlen, und ich fand dies ſpäter wirklich beſtätigt. Die Pilgrime dürfen drei, ſechs oder neun Tage auf dem Platze bleiben; durch beſondere Indulgenz wird indeſſen manchen geſtattet, fünfzehn Tage zu faſten, zu beten und Buße zu thun. Die ganze Zeit, die man auf der Inſel zubringt, wird nichts genoſſen als Waſſer und Brod, oder Waſſer und Mehl. Beides kann man auf der Inſel bekommen, aber die meiſten Pilger bringen ihre Vorräthe mit.

Ich war nicht wenig erſtaunt, als auf meine Aeußerung, bei Waſſer und Brod den ganzen Tag müſſe doch den Pilgern ſchwach werden, die Weiber, mit denen ich ſprach, erwiderten: „O nein, der Wein hält uns aufrecht und gibt uns Kraft.“ — „Wein?“ erwiderte ich; „Ihr bekommt Wein? wer bezahlt ihn denn?“ — „Ach! der koſtet nichts; doch ich ſehe ſchon, Ew. Gnaden verſtehen uns nicht.“ Und nun erklärten ſie mir das Kunſtſtück, wie man die Pilger mit Wein bewirthet, ohne daß es ſie, noch ſonſt Jemand etwas koſtet. Das Seewaſſer wird gekocht, geweiht, und heißt ſofort Wein; man reicht es den ſchwachen, ausgehungerten Pilgern ſo heiß, als ſie es nur immer ertragen können. Eines der Weiber zeigte mir ihre Lippen, die von dem heißen Wein, den ſie getrunken, voll Blaſen waren, und ich konnte mir lebhaft vorſtellen, welchen Eindruck es auf einen machen muß, wenn man halb kochendes Waſſer in den leeren Magen bekommt. Sie verſicherten mich, die Wirkung ſey wundervoll, und ich zweifelte nicht daran.

Die Büßungen beſtehen in beſtändigem Beten, Faſten und Wachen. Jeder Pilger muß, bevor er die Inſel verläßt, vier-und-zwanzig Stunden in der Priſon bleiben, wie man es nennt, und hier wird weder gegeſſen, noch getrunken, noch geſchlafen. Während dieſer vier-und-zwanzig Stunden wird ſogar der belebende Wein nicht gereicht, und es ſind Vorkehrungen getroffen, die Büßenden wach zu erhalten. Eine eigene Perſon iſt dazu aufgeſtellt; man verſicherte mich aber, Jeder thue dem Andern von ſelbſt den Gefallen, ihn wach zu erhalten, und dies in der beſten Abſicht: denn die ganze Wirkſamkeit der Buße geht verloren, wenn man ſich dem Schlaf überläßt.

(Der Beſchluß folgt.)

Postdiluvianische Kritik.

(Fortſetzung.)

Doch ſehen wir zuvor, durch welches Schickſal Schiller in dieſen Prozeß verwickelt wurde. — Unter der vielen Spren, die aus der Vorwelt auf uns gekommen, und aus welcher der gelehrte Fleiß der lezten Jahrhunderte faſt alle brauchbaren Körner herausgeſchwungen und geſiebt hat, befindet ſich auch eine ſeit länger als dreihundert Jahren auf der heliotropiſchen Bibliothek aufbewahrte kleine Schrift: eine Sammlung von Anekdoten, an der nicht viel mehr als der Titel fehlt, die aber allen Umſtänden nach in's neunzehnte Jahrhundert zu ſetzen ſeyn dürfte. Sie gehört in die ſo gar nicht zahlreiche Klaſſe ziemlich ganz erhaltener Bücher, und faſt könnte man unwillig werden, daß eine ſolche, ſchon zu ihrer Zeit einem frühzeitigen geiſtigen Tode verfallene Ephemere ſo viele unſterbliche, jezt aber dennoch aller Wahrſcheinlichkeit nach völlig untergegangene Weeke hat überdauern müſſen, würde ſie uns nicht geeabe durch ihre Naivität und Anſpruchsloſigkeit ſchätzbar, indem ſie uns die alte Welt gleichſam im Hauskleide zeigt und häufig den erwünſchteſten Aufſchluß über das häusliche und bürgerliche Leben, über die Denk- und Handlungsweiſe ſo weit entlegener Zeiten gibt. Das Salz darin iſt freilich für uns größtentheils taub geworden, und alle dieſe Witze und Späße, bei denen wohl einſt liebenswürdige Geſichter die ſchönen Zähne wieſen, würden unſerer feinen Welt einen ſeltſamen Begriff von der Zartheit und dem Geſchmack jener Zeiten beibringen. Unter dieſem Allerlei nun befindet ſich eine Stelle, welche auch von dem Verfaſſer der verdienſtvollen Abhandlung über die Poeſie im Leben der Alten citirt und gehörig benuzt worden iſt; ſie lautet wie folgt: „Bei einem äſthetiſchen Thee fragte eine Dame einen jungen Herrn: was iſt die Glocke?“ — „Ein Gedicht von Schiller, aufzuwarten.“ — Ueber äſthetiſchen Thee ſiehe die eben angeführte Schrift, den Sinn der Frage und Antwort ſelbſt aber deuteten ſchon die erſten Commentatoren ſo: „die Frau, vielleicht der Lucubration müde, habe nach der Zeit, der Uhr gefragt, als wofür man ſich auch des Ausdrucks die Glocke bedient, und der junge Mann, berauſcht von Thee und

Aeſthetik, und keiner profanen Frage gewärtig, habe eine dem genio loci entſprechende Antwort gegeben.“ — Allerdings kann der antike Spaß, wenn er überhaupt einen Sinn hat, nur dieſen haben, und für uns geht daraus hervor, daß es ein Gedicht Schillers gab, das von einer Glocke handelte und allem nach damals viel beſpeochen wurde. Um uns allen Zweifel hierüber zu benehmen, citirt ein aus dem ein-und-zwanzigſten Jahrhundert auf uns gekommenee, äußerſt ſchwer verſtändlicher, ruſſiſch-deutſcher Commentar zu Schillers Wilhelm Tell ſogar eine Stelle dieſes ſeines Glockenliedes; es heißt dort: „wie oft wurden noch lange nach des Dichters Tode vergeblich die Worte wiedeeholt, die er in ſeiner Glocke ſpricht:

> Wenn ſich die Völker ſelbſt befrein,
> Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Schiller hat alſo eine Glocke beſungen, und kaum war das Feagmeut, das uns hier beſchäftigt, zum erſtenmal ediet, ſo rief eine gewiſſe Schule wie aus Einem Mund: alſo iſt Schiller der Verfaſſer des Glockengießerliedes! — Welch ein Schluß! Wenn man auch auf Form und Gehalt des Bruchſtücks nicht näher eingehen will, was freilich nicht Jedermanns Sache iſt, warum ſoll in einer Literatur, wo Alles voll Glockenton und Glockenklang iſt, der große Dichter gerade dieſes Lied geſungen haben, in dem erſt eine Glocke gemacht wird? Und wie käme er von der Vorbereitung zum Glockengießen auf die Selbſtbefreiung der Völker? So arm im Ganzen unſer Schatz deutſcher Poeſie iſt, ſo fehlt es doch darin nicht an zahlreichen Beiſpielen, wie viel ſich die Poeten mit jenem ſeltſamen Inſtrument zu ſchaffen machten. Nur wenige Belege aus Schillers Zeitalter ſelbſt. — Das ſtolze Schiff, das einſt Goethes Geiſtesprodukte führte, iſt zerſchellt, und nur wenige Ballen der reichen Ladung, aber deſto mehr Frachtbriefe derſelben, das heißt, Inhaltsregiſter, ſind am Ufer der neuen Welt geſtrandet; in den Regiſtern ſehen wir nun ein Lied: die wandelnde Glocke, verzeichnet. Die wandelnde Glocke! Doch der Antiquar iſt an dergleichen ſchon gewöhnt. Je langſamer damals die Leute ſelbſt auf dem Erdboden fortkamen, deſto flinker waren die Poeten bei der Hand, lebloſen Dingen Beine und Flügel zu verleihen und ſie auf's Raſcheſte zu transportiren. — Von Uhland iſt ein Gedicht auf uns gekommen, in dem eine ſchallende Glocke die Hauptrolle ſpielt, und vor Kurzem erſt habe ich ein tolles, ſogenanntes lyriſches Gedicht, das demſelben Zeitraum angehören muß, mit unſäglicher Mühe anatomiet: der Dichter liegt Abends auf der blumigen Wieſe; er lauſcht dem Treiben und Summen der geſchäftigen Welt der Bienen, Käfer und Schmetterlinge; auf einmal läuten die blauen Blüthenglocken (wahrſcheinlich die Campanula trachelium der Alten, die noch jezt auf der andern Halbkugel zwiſchen 40 und 50° nördl. Breite wächst) die ſogenannte Vesper oder Ave Maria; da wird es ſtill, und nur noch die Johanniswürmer ergehen ſich, nachtſchwärmend, mit ihren Laternen durch die Schatten der Halme. Iſt es etwa auch Schiller, der hier den Käfern und Heuſchrecken zur Ruhe läutet?

Ueberhaupt iſt die Glocke, neben einem andern Gußſtück, der Kanone, recht eigentlich das Symbol eines geſellſchaftlichen Zuſtandes, wo der Menſch erſt anfing, ſich der Vormundſchaft und Ueberwältigung der Naturkräfte zu entziehen, einer Kultur, die bei mancher liebenswürdigen Blüthe doch noch ſo in der Materie feſtſtak, daß ſelbſt die Dichter zwar Welt und Natur in die fratzenhafteſten Formen zogen, aber mit ihrer Phantaſie über die ſich ſo langſam veredelnden Formen des Lebens ſelten weit hinauskamen. Die Kanonen in unſern Muſeen, die Rieſenglocke, deren Legende ewig ein Räthſel für uns bleiben wird, und die jezt als Hut über dem großen pneumatiſchen Apparat im Hofe unſers Inſtituts einem vernünftigern Zwecke dient, als ehemals, ſind, wie ſich vielleicht ein Alter ausdrücken würde, wahee Mammuths der Menſchenhand. Welche Umſtände, um eine Kugel von ein paar Pfunden tauſend Schritte weit zu werfen, damit ſie denjenigen, die ſie zufällig auf ihrem Wege trifft, die Knochen zerſchlage! Welch ein Aufwand von Zeit, Kraft und Material, um in einem Thurmknopf einen ehernen Wächter zu haben, der bei jeder Gelegenheit, ſey nun Feuer ausgebrochen, oder ſey die Gemeinde in den Tempel zu berufen, in daſſelbe unartikulirte Geſchrei ausbricht! Solch ein heulendes Ungethüm verhält ſich zu unſern organiſchen Schallapparaten wie das Wimmern und Schreien eines Kindes, das nicht weiß, was es will, zu der Beredſamkeit eines Volksredners, der es freilich oft auch nicht weiß. Ich zweifle ſogar, ob ſelbſt die ſogenannten Glockenſpiele zu öffentlichen Bekanntmachungen benuzt wurden, oder überhaupt benuzt werden konnten; wenigſtens habe ich mich umſonſt nach Beweiſen dafür umgeſehen, daß, wie Manche wollen, von den Thürmen die Melodie des Lieds geſpielt worden, das in der Kirche geſungen werden ſollte, damit ſich das durch ſein Talent für den Geſang weltberühmte Volk vorher üben könne.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Marſeille, December.

Winterleben. Kaffeehäuſer und Theater.

Der Regen ſchlägt mit ſchweren Tropfen an unſere Fenſterſcheiben und der Miſtral ſummt draußen ſein ſüdliches Winterlied. Das iſt eine langweilige Zeit für uns. Was ſollen wir daheim thun in dieſen hohen, ſteingepflaſterten Gemächern, die keine Ofenwärme uns lieb und

Digitized by Google

heimlich macht? Ich erſtarre bei der froſtigen Lektüre der Journale, und möchte lieber in der räucherigen Hütte des Härzers Blocksbergsmährchen hören. Am Hafen iſt es garſtig; die Geſänge der Matroſen tönen nicht mehr im Mondſcheine, und ſelbſt der alte Bettler, der dort alle Abend ſeine Bibelſprüche deklamirte, hat ſich heimgeſchlichen; aber aus hundert Kaffeehäuſern winkt einladend der Kerzenſchein, und dort fühlt man ſich Winters behaglicher, als je. Das Klappern der Domineſteine iſt zu dieſer Jahreszeit unſere Lieblingsmuſik; der Regen rauſcht draußen in Strömen, und wir ſchmiegen uns an den holländiſchen Kamin, auf welchem bratende Kaſtanien knallen; das Punſchglas dampft vor uns, und wir hören dem ſchwatzenden Schiffskapitän zu, der vom grünen Vorgebirge kehrt und von den Abenteuern ſeiner Reiſe erzählt. Profeſſor Mezzofanti, der Sprachenbändiger, und Herr Tholluck, der Orientaliſt von Halle, wären hier am rechten Platze, um ſich mit den Perſern, Armeniern und Beduinen zu unterhalten, welche hier ernſt und ſtumm am Marmortiſche ihren Mockakaffee ſchlürfen und aus ihren langen Pfeifen den türkiſchen Kanaſter dampfen. Hier hört man an jedem Tiſche in andern Lauten reden; es iſt der Thurmbau von Babel, und nicht ſelten tönt aus dem Kauderwelſch der Stimmen auch jene Sprache hervor, in welcher Kaiſer Karl V. mit ſeinem Pferde redete. Noch lieber als den gelehrten Mezzofanti möchte ich den ſeligen Lavater, den Phyſiognomen, in den Kaffeehäuſern unſerer Seeſtadt haben; nirgends beſſer als hier könnte er ſich von der Hohlheit ſeiner Theorie überzeugen. Da ſitzt faſt alle Abende in einer Ecke des Café des quatre nations ein alter Grieche, deſſen klaſſiſch ſchönes Angeſicht für mich ſtets ein Gegenſtand der Bewunderung war. Man ſollte glauben, der alte Grieche, der einen Zug ſchwermüthiger Trauer in ſeinem ſchönen Antlitze trägt, unterhalte ſich mit ſeinen beiden Landsleuten aus Spezzia und Chios von der alten Geſchichte ihres Volkes, und klage mit ihnen über Griechenlands geſunkenes Geſtirn. Dem iſt nicht ſo; er jammert nur über den Getreidepreis, der ihm immer noch zu niedrig ſteht. Er hat vom ſchwarzen Meere eine Getreideladung für eigene Rechnung hergeführt, und findet ſeinen Gewinn nur, wenn unſere Armen Hunger leiden und ihr Brod doppelt theurer bezahlen müſſen. Mit Einem Worte, der alte Hellene mit dem klaſſiſchen Heroengeſicht iſt nichts anders als ein Kornjude. Dort am nächſten Tiſche ſehen wir einen Beduinen aus Oran. Dieſer ſchwarzbärtige Kerl iſt ſicherlich ein Böſewicht; ſein wilder, ſchielender Blick und ſeine lärmende Sprache erhalten mich in beſtändiger Angſt, er möchte dem dicken Marſeiller Handelsmann, mit dem er plaudert, plötzlich das Meſſer an die Kehle ſetzen. Weit gefehlt! der ſchreckliche Beduine mit dem langen Barte iſt ein friedlicher Schäfer, der das ſcharfe Meſſer an ſeiner Seite höchſtens in Hammelsblut getaucht hat. Der Gegenſtand des eifrigen Geſpräches betrifft zweihundert Säcke Ochſen- und Widderhörner, die er dem dicken Kaufmann mit nächſter Schiffsgelegenheit zu liefern verſpricht. Was würde Lavater endlich von jenen jungen Herren denken, welche ſo eifrig franzöſiſch ſchwatzen und die Journale in der Hand halten? Nach dem glatten Kinne und den Milchgeſichtern zu ſchließen, müßte man glauben, ſie plauderten vom Schulexamen und dem Weihnachtsgeſchenke der Großmutter; doch nein, die Jungen gehören zur liberalen jeune France und führen einen gar ernſten Diskurs über Revolution, Napoleon und Krieg.

Der nordiſche Winter iſt unfreundlicher und rauher, aber es gibt dort oben gutes Brennholz und gefrorne Weiber. Unſere ſüdlichen Winterfreuden beſchränken ſich lediglich auf den täglichen Kaffeehaus- und Theaterbeſuch; Wirthe und Schauſpieldirektoren applaudiren allein zu den kalten Abenden, die der Miſtral durchbraust. Das Theater iſt aber noch amüſanter, als das Koffeehaus. In dieſem hat man außer dem Punſchglaſe nur den Anblick der fremden Völkertrachten, in dem Schauſpielhauſe dagegen ergötzt etwas noch weit Holderes unſer Auge in den Zwiſchenakten. Unſere jungen Marſeiller Stutzer, die ſo eifrig nach den Logen hinauflorgnettiren, behaupten, die Zwiſchenakte ſeyen der ſchönere Theil des Stückes, und ſie würden für Robert den Teufel allein ihr Geld nicht ausgeben, wenn dort oben nicht auch Engel ſäßen im Spitzenhäubchen mit den roſenrothen Bändern. Der Bankier iſt der ſchroffeſte Gegenſatz des Dichters, der Türke haßt den Wein und der Chineſe kann die ſchönſten Violintöne nicht von dem Geſchrei der Katze unterſcheiden; aber Türke, Bankier und Chineſe finden ſicherlich in unſerm Theater Unterhaltung, und wenn Scribe's Dichtung, Meyerbeers Töne und die Liqueurbude des Konditors auch für ſie verloren wären, ſo würden Wuchs und Augen der ſchönen Marſeillerinnen ihnen gewiß reichen Erſatz dafür leiſten. Um indeſſen doch auch vom Marſeiller Theater als ſolchem etwas zu ſagen, melde ich, daß Robert le diable hier ſeine 50ſte Vorſtellung erlebt hat, und mögen nun die Reize der diaboliſchen Oper, oder die der Engel in den Logen, oder die langen Winterabende daran Schuld ſeyn, unſer Publikum wird der ewigen Wiederholung noch nicht müde und drängt ſich noch immer in Maſſe zu dieſem Stücke. Margarethe von Anjou, die Oper, welche Meyerbeer im Jahr 1822 in Italien komponirte, wurde vor einigen Wochen zum erſten Male auf unſere Bühne gebracht, machte aber bei Weitem nicht ſo viel Glück wie Robert. Unſer Singperſonal iſt nicht übel, und unſer Ballet war wenigſtens ſehr zahlreich; aber bei den allzu großen Koſten, die lezteres verurſacht, kann man es unſerer armen Theaterdirektion nicht übel nehmen, daß ſie in der neueſten Zeit das Tänzerperſonal beinahe um die Hälfte verringert hat. Das verwöhnte Publikum läßt nun aber einmal keine Rückſichten gelten, und wurde bitterböſe, als es zum erſten Male in Robin-des-bois (Webers Freiſchütz) die ſo gelichteten Reihen der Tanzenden gewahrte. Die Ueberraſchung war Anfangs zu groß, als daß man gleich Worte für den Unwillen gefunden hätte; als man aber am folgenden Abend die zahlreichen Abdankungen erfahren hatte, kannte die Wuth der Theatergänger keine Grenze; Billette wurden von allen Seiten auf die Bühne geworfen und mit großem Geſchrei deren Ableſung verlangt. Der zitternde Regiſſeur erſchien und ſuchte durch die höflichſten Entſchuldigungen den Aufruhr zu ſtillen; aber von allen Seiten brüllte es: „Wir wollen ein Ballet, ein vollſtändiges Ballet!“ Vergebens gebot der Polizeikommiſſär von der Loge herab dem Parterre Stille. „A bas la police!“ war die Antwort, und der Zorn der Menge wandte ſich nun von dem Regiſſeur zu dem Manne mit der Amtsſchärpe, der ſich vergeblich Gehör zu verſchaffen ſuchte, und endlich erboßt rief: „Nun, wenn ihr nicht hören wollt, ſo will ich euch tanzen laſſen!“ Und im Nu erſchienen auf ſeinen Wink vor allen Thüren hochſtämmige Gensdarmen mit gezogenen Pallaſchen. Jetzt ſtieg der Wirrwarr auf das Höchſte; vom wilden Lärm erzitterte der hohe Saal, in das Angſtgeſchrei der Damen in den Logen miſchte ſich das Gebrülle des Galeriepöbels, die Lichter erloſchen; in zehn Minuten war Alles wieder ſtill und das Haus geleert. So geht es in den franzöſiſchen Theatern zu, namentlich bei dieſen feuerſprühenden Südländern.

(Der Beſchlus folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Januar 1835.

Holofernes. — Laßt mich das Canzonet überblicken: hier iſt bloß das Sylbenmaaß in der Ordnung, aber die Eleganz, die Leichtigkeit, die goldene Cadenz der Poeſie — caret.

Shakespeare.

Postdiluvianische Kritik.

(Beſchluß.)

Doch zurück von dieſer Ausſchweifung zu unſerem Glockengießerliede. — Es gab eine Periode in der deutſchen Literatur, etliche Generationen vor Schiller, welche man mit dem Namen der Gottſchedſchen bezeichnete, und die zur Zeit des genannten Dichters und ſpäter im ſchlimmſten Geruche ſtand. Wir haben zwar nichts, was anerkannt ihr angehörte; allein in dem darauf folgenden Jahrhundert begegnen wir häufigen Deklamationen, wie geſchmacklos, unbehülflich, holpericht, proſaiſch die Poeſie jener Schule geweſen ſey: es muß arg geweſen ſeyn, wenn der große Haufen der Poeten einer etwas ſpätern Zeit ſo hoch auf ſie herabſehen konnte. Wer unſer Fragment betrachtet oder es gar zu recitiren verſucht, wird ihm die eben genannten ſchönen Epitheta ſammt und ſonders ſchwerlich abſprechen können. Leider aber ſtellt dieſes unſer Urtheil das Bruchſtück dem meiſten übrigen auf uns Gekommenen nur gleich, ſtatt es von demſelben zu unterſcheiden. Es iſt bei der gänzlichen Verſchiedenheit unſerer Begriffe und Sprache äußerſt ſchwer, oft unmöglich, im einzelnen Fall zu entſcheiden, ob die von einem Poeten gebrauchte Wendung den Geſchmack verlezt habe oder nicht, deſto mehr, da uns den höchſt intereſſanten Trümmern der alten Kritik hervorgeht, daß man dies damals wohl ſo wenig wußte als jezt. Da die deutſche Poeſie für uns überhaupt gar keinen Rhythmus hat und wir durch das Labyrinth meiſt nur durch das Glockengeläute des Reims geleitet werden, ſo iſt in den wenigſten Fällen anzugeben, ob und wie gegen den Rhythmus geſündigt iſt. Ich habe daher keine Luſt, die Zeilen chemiſch zu zerlegen; es möchte die Mühe nicht lohnen. Meinem Gefühl nach ſind ſie über die Gebühr holperich; es genügt aber wohl, darauf aufmerkſam zu machen, daß, vom abſoluten Standpunkte aus, im Exordium eines Gedichts, wo man doch ſonſt einen Anlauf zum Erhabenen zu nehmen pflegt, die Zuſammenſtellung ſo gemeiner Dinge, wie Mauern, Lehm und Geſellen, niedrig, proſaiſch erſcheint. Dies anerkennen und Schiller vom Verdacht der Autorſchaft abſolviren, iſt Eins, und ſo halte ich denn unſern Prolog zum Glockenguſſe für ein ſeltenes Monument aus jener verrufenen Zeit. Ich denke mir, eine Stadt oder das, was man eine Herrſchaft nannte, veranſtaltete den Guß einer Glocke und beauftragte ihren oder einen beſonders renommirten Schulmeiſter mit Anfertigung eines Gedichts zur Feier des Tages, oder jener fand ſich auch unaufgefordert mit dem ein, was man eine Feſtgabe nannte, und woran es nie fehlte. Einer ſolchen Quelle erſcheint unſer Gedicht vollkommen würdig, während es für eine ſpätere Periode, welche ich ſchon oben als die

Digitized by Google

der poetiſchen Hofräthe bezeichnet habe, denn doch, freilich nur meinem Gefühle nach, etwas zu unbeholfen, zu ungeleckt ſeyn dürfte. Iſt unſere Vorausſetzung richtig, ſo kann es uns vollkommen gleichgültig ſeyn, ob der Poet am Schluſſe der Zeilen zu Gunſten des Gießers an den Segen des Himmels oder an den Beutel der Herrſchaft appellirt.

Daß damals faſt bei jeder denkbaren Gelegenheit, von der Geburt eines königlichen Kindes bis zum Abſchied eines Handwerksburſchen von ſeinem Heimweſen, die Muſen bemüht wurden, iſt bekannt genug und einer der hervorſtechendſten Charakterzüge des deutſchen Volks, dem wenigſtens der Ruhm des reimfertigſten durch alle Zeiten ungeſchmälert verblieben iſt. Wer den Einwurf machen wollte, eine bei ſo unbedeutender Gelegenheit zur Entfaltung gekommene Blume der Poeſie ſey doch gewiß nicht durch den Druck vervielfältigt worden, hat ſich noch wenig unter den poetiſchen und rhetoriſchen Schriften einer Nation umgeſehen, welche der kritiſchen Nachwelt ein ſeltſames, bis jezt auch noch nicht gelöſtes Problem aufgegeben hat: wie es nämlich komme, daß ein Volk zu derſelben Zeit, wo es ſich bitter über Mangel an Preßfreiheit beſchwert, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe viel mehr gedruckt haben könne als ſeine Nachbarn. Bedenkt man, wie zeitraubend das Geſchäft der Druckerpreſſe war, während jezt die Gedanken nicht ſo bald gedacht, als auch fixirt ſind, ſo wurde damals im Verhältniß ſoviel publizirt als jezt, und es bleibt nur unfaßlich, wie man mit der Vervielfältigung von Produkten, wie dasjenige, mit deſſen Analyſe ich vielleicht Ihnen, meine Herrn, Langeweile gemacht, Menſchen langweilen und ſo viele Arme dem Landbau und den Gewerben entziehen mochte.

Mein Zweck iſt erreicht, und es kommt nun auf Sie an, ob Sie der Erwerbung eines zwar unbedeutenden Aktenſtückes aus einer dunkeln Zeit, oder der Reinigung eines großen Namens von einer levis notae macula mehr Werth beilegen wollen. Zum Schluß noch eine kurze Notiz von Schiller.

Bekanntlich wußte man früher weder ganz genau, wann er gelebt hat, noch wo eigentlich ſeine Heimath, ſein Vaterland im Vaterlande war, wie ſich die Deutſchen häufig ausdrücken. In einer Zeit, wo man es mit der Kritik noch nicht ſo genau nahm, galt er für gar keinen Deutſchen von Geburt, man hielt ſich an jene Stelle ſeines bekannten Gedichts: „auch ich war in Arkadien geboren,“ man dachte dabei an das bayriſche Königthum in Griechenland, und da man Spuren hatte, daß ſein Vater Soldat geweſen, machte man dieſen zu einem bayriſchen Wehrmann und ließ den Sohn in Griechenland geboren, aber in Deutſchland erzogen werden. Was man, zu Bekräftigung dieſer Annahme, über die Verwandtſchaft des Geiſtes des Dichters mit dem altgriechiſchen Genius gefabelt, fällt von ſelbſt, ſeit erwieſen iſt, daß Schiller kaum das neunzehnte Jahrhundert erlebt hat. Vor Kurzem fand ich nun an einem Orte, wo Niemand dergleichen geſucht hätte, eine äußerſt magere Notiz über die im neunzehnten Jahrhundert den großen Deutſchen errichteten Denkmale; es geht daraus hervor, daß Schiller allerdings in den erſten Jahren dieſes Säkulums geſtorben, und daß ihm bereits in der Mitte deſſelben — hoffentlich aber ſchon früher — in ſeiner deutſchen Heimath eine Statue errichtet geweſen, welche alljährlich bei öffentlichen Spielen feierlich bekränzt worden.

Die Wallfahrt nach Loch Dergh.

(Beſchluß.)

Für Alles, was der Pilger in St. Patriks Fegefeuer bekommt, den Wein mit eingerechnet, bezahlt er einen Schilling 4½ Pence, wovon 6½ P. auf das Fährgeld kommen; indeſſen ſteht es dem Büßenden vollkommen frei, ſich freigebiger zu beweiſen. Wer der Segnungen dieſes heiligen Orts theilhaftig werden will, muß ein Empfehlungsſchreiben von ſeinem Gemeindegeiſtlichen mitbringen. Ich erkundigte mich, ob die Prieſter zur Wallfahrt ermuntern oder davon abrathen. Ich erhielt zur Antwort, zuweilen empfehlen ſie dieſelbe allerdings, in den meiſten Fällen aber laſſen ſie den Luſttragenden vollkommen freie Wahl. Offenbar iſt es nicht im Intereſſe des Landgeiſtlichen, zur Wallfahrt aufzufordern, weil die Abweſenheit ſeines Pfarrkindes und der Aufwand, den es auf der Pilgerfahrt macht, ſein eigenes Einkommen eher ſchmälert als vermehrt.

Nach einer Stunde, während welcher ſich die Menge der anlangenden Pilger noch bedeutend vermehrt hatte, kam das Boot mit einer neuen Ladung und der nachgeſuchten Erlaubniß zurück. Sogleich nahm ich meinen Platz im Fahrzeug ein und konnte den ſeltſamen Auftritt, der nun erfolgte, mit Muße betrachten. Das Boot kann vierzig bis fünfzig Menſchen faſſen, aber ihrer Hunderte drängen ſich herbei. Keiner wird hereingelaſſen, er weiſe denn ein zuvor gelöſtes Billet vor, und ein unterſezter, beweglicher Burſche, hinter ihm ein paar Gehülfen, alle mit Stöcken bewaffnet, ſtehen an der Seite des Boots und ſtoßen die, welche nicht herein ſollen, derb zurück, während ſie die, ſo Aufnahme gefunden, eben ſo unſanft vorwärts ſchieben. Vom Hintertheil zum Vordertheil werden die Pilger gleich dem Vieh zuſammengepreßt, und der Schiffer ſtößt ſie herum, als wären es Schweine; der ganze Auftritt erinnert lebhaft an die Bilder von Charon und ſeiner Ladung verdammter Seelen. Der Schiffsmeiſter erzählte mir, Fremde

werden gewöhnlich auf einem beſondern Fahrzeug übergeſezt, und ich müſſe es mir zur beſonderen Ehre rechnen, im ſelben Boote mit den Pilgern fahren zu dürfen.

Als die Ladung voll war, ſtießen wir ab, und da der See ſehr unruhig war, ſo ward es uns ſo gut, die Pilger den ganzen Weg über beten zu hören. Als wir uns der Inſel näherten, konnte ich noch aus einiger Entfernung das Treiben und Regen der Menge bemerken; als wir aber näher kamen, war der Befehl bereits gegeben und alle Büßungen und Gebete eingeſtellt. Kaum hatte das Boot beigelegt, ſo wurden die Pilger, ihrer viele durch das Waſſer, an's Land getrieben, und ich mußte einige Minuten auf den Prieſter warten, in deſſen Begleitung ich nun die Inſel beſichtigte. Ueberall war alles voll Menſchen, nicht der Raum einer Geviertelle auf dem ganzen Eiland unbeſezt. Alle ſaßen am Boden, mit Büchern, die meiſten Weiber mit Roſenkränzen in den Händen; aber man ſah deutlich, daß Befehl gegeben worden war, alle Andacht zu unterbrechen: Niemand rührte ſich, Niemand ſprach ein Wort. Ich ging durch die Kapelle, Priſon genannt, wo ich vier Prieſter und den Boden des Gebäudes mit kauernden Pilgern völlig bedeckt fand. Ich machte die Runde rings um das Eiland und kann verſichern, daß auf einem kaum dreihundert Ellen langen und kaum halb ſo breiten Raume nicht weniger als zweitauſend Perſonen zuſammengedrängt waren. Die Station zu Loch Dergh beginnt am 1ſten Juni und dauert fort bis zum 15ten Auguſt. Am Tage, da ich hier war, wurden zwölf Schiffsladungen Pilger, jede von etwa vierzig Perſonen, auf das Eiland übergeſezt. Die Station dauert im Ganzen fünf-und-ſiebzig Tage; angenommen nun, im Durchſchnitt kommen täglich nur halb ſo viele Menſchen als an jenem 12ten Auguſt, alſo zweihundert fünfzig, ſo beträgt die Zahl der jährlich nach Loch Dergh wallfahrenden Pilger neunzehntauſend, und die Erkundigungen, die ich eingezogen, wie die eben angeſtellte Rechnung ſelbſt, berechtigen zu der Annahme, daß dies eher zu wenig als zu viel iſt.

Man ließ mir auf der Inſel nicht viel Zeit zu Beobachtungen; der Prieſter, der mich führte, eilte zuſehends, ohne Zweifel, damit die Pilger und Büßenden in ihrer Andacht möchten fortfahren können, und hätte ich nicht, wie man geſehen, aus anderer Quelle geſchöpft, ſo wüßte ich wenig davon zu ſagen, wie es in St. Patriks Fegefeuer zugeht.

Ein Auftritt, wie der eben beſchriebene, muß einen nothwendig unangenehm berühren. Ich bin weit entfernt, gegen das Pabſtthum loszuziehen; aber wenn ich Tauſende an einem von ihrer Heimath ſo weit entlegenen Orte zuſammenſtrömen ſehe, kann ich nur bedauern, daß ſie ihre Zeit ſo leichtſinnig vergeuden. Manche waren von den entlegenſten Punkten von Cork, Kerry und Waterford hergekommen; die Wallfahrt mußte ſie fünf, ſechs Wochen gekoſtet haben, zu einer Jahreszeit, wo, wenn je Arbeit zu bekommen iſt, der gemeine Mann noch am allerehesten welche findet. In den Julius fällt die Heuernte, und für Manchen war die Unthätigkeit in dieſem Monat ein Verluſt von wenigſtens zwei-und-zwanzig Schilling, die Reiſekoſten nicht gerechnet. Ich weiß nicht, wie der Biſchof, der im Jahr 1830 bekannt machen ließ, daß er die Station zu Loch Dergh in eigener Perſon halten werde, dieſen Schritt verantworten will. Den armen Pilgern aber iſt es gewiß ernſt mit ihrer Andacht, und Gott kann an keinem Opfer Mißfallen finden, das ihm aufrichtigen Herzens dargebracht wird.

Als ich die Inſel verließ, wiederholten ſich die oben beſchriebenen Auftritte. Ich fuhr mit einer Ladung Pilger zurück, deren Station zu Ende war, und obgleich es ſpät Nachmittags war, harrte doch noch ein Haufe der Ueberfahrt. Ich trat den Rückweg nach Pettigo in Geſellſchaft mehrerer Pilger an, worunter ein Prieſter, der mir erzählte, er ſey achtzig Meilen weit hergekommen, und finde ſich nach der Bußübung erſtaunlich erleichtert. Er verſicherte mich ferner, wie auch immer das Wetter ſeyn möge, niemals erkälte ſich ein Pilger; er habe noch nie gehört, daß Jemand vom tagelangen Sitzen auf dem feuchten Boden in naſſen Kleidern und bloßen Füßen den mindeſten Schaden genommen. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere Pilger mit uns gingen und den Worten des Prieſters horchten. In Pettigo lud ich meinen Begleiter ein, bei der Hammelskeule, die ich beſtellt, mein Gaſt zu ſeyn; er dankte aber, indem ihm ſein Gelübde nicht geſtatte, vor dem nächſten Tage etwas zu ſich zu nehmen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Jones Glasſervice für Mehemed Ali.

Fürwahr, Seine muſelmänniſche Hoheit der Paſcha von Egypten iſt ein ganzer Mann. Noch vor Kurzem waren Aller Augen nach Egypten gewendet. Dort ſollte Europa's Kriſis ſich löſen; es hing an einem Haar, daß der Sklave ſeinen Gebieter, der Vaſall ſeinen Lehnsherrn, der Paſcha von Egypten den Sultan von Konſtantinopel bezwang; daß er ihn, vor deſſen Vätern eine Welt erbebte, als Flüchtling aus dem Reiche trieb, ſich Troſt zu ſuchen bei ſeinen Leidensgefährten, dem Dey von Algier, dem zehnten Karl, dem braunſchweigiſchen Herzog, dem portugieſiſchen Michael; daß er den Stamm ausriß, der in der Wurzel verfault und im Wipfel verdorrt iſt, und ein friſches Reis in den blutgedüngten Boden pflanzte. Und während dies vorging, begnügte er ſich etwa, Rekruten zu exerziren, Flotten auszurüſten, Kanäle zu graben, Eiſenbahnen anzulegen? Nein, damit war die große Seele des Türken nicht gefüllt. Er bezwang Provinzen, bändigte Aufrührer, ſchlug vielen

Digitized by Google

Leuten ein Schnippchen und gedachte nebenbei des Luxus der Tafelfreuden. Ein Gedanke der leztern Art veranlaßte ihn vor geraumer Zeit, bei einem Londoner Glaskünſtler — Glasfabrikant, Glasſchneider ſind hier unpaſſende Ausdrücke — ein Glasſervice zu beſtellen, das nichts Geringeres ſeyn ſollte, als das ſchönſte und reichſte, was menſchlicher Fleiß und menſchliche Geſchicklichkeit in dieſer Gattung je hervorgebracht. Der Londoner Glaskünſtler Jones, wohnhaft Nummer 5 Ludgate Hill, anſtatt über die Bedingung des Auftrags zu erſchrecken, verſprach, ſie zu erfüllen, und er hat ſie erfüllt. Seit wenigen Tagen iſt das vollendete Werk zur Schau, und das heißt ſo viel, als zur allgemeinen Bewunderung ausgeſtellt. Das ganze Service beſteht aus ungefähr fünfzehnhundert Stücken, und enthält nicht bloß Alles, was der Glanz einer fürſtlichen Tafel für Vor- und Nachtiſch erfordert, ſondern gewiß Alles, was menſchlicher Wiz in dieſer Beziehung zu erſinnen und menſchliche Kunſt in Glas auszuführen vermag. Man ſteht mit einem Gemiſche von Stolz und Verdruß vor dem blinkenden Schaze: von Stolz, weil man glücklich ſeyn kann, ohne ihn, von Verdruß, weil man nicht reich genug iſt, ihn zu beſizen. Die Muſter der verſchiedenartigſten Gefäße, der Teller, Schüſſeln, Unterſezer, Flaſchen, Gläſer, Salzſchalen, Weinabkühler — ſie ſind eben ſo viele Muſter makelloſer Schönheit. Die Sterne, die Würfel, die Laubgewinde, Alles, was Zierrath ſeyn ſoll und Zierrath iſt, hat eine vollendete Künſtlerhand zart und rein geſchnitten. Und der Stoff, in welchen ſie ſo zierlich gearbeitet hat, iſt ſo ſpiegelhell, ſo glänzend rein, ich möchte ſagen, ſo zur Unſichtbarkeit durchſichtig, daß es einer genauen Betrachtung bedarf, den Stoff für Glas zu erkennen. Man wäre viel geneigter, ihn für Diamant des erſten Waſſers zu halten. Vorzüglich geſchmackvoll ſind die Decanters. Was ſind denn das? wird Jeder fragen, der es nicht weiß. Und man kann vollkommen gut Engliſch verſtehen, und doch nicht wiſſen, was Decanters ſind und was es heißt: to decant the wine. To decant the wine ſteht in jedem Wörterbuche, es bedeutet Wein abziehen; und decanter ſteht auch in jedem Wörterbuche, es bedeutet 1) ein gläſernes Gefäß, einen flüſſigen Körper von den Hefen abzugießen, und 2) eine Kanne, den Wein mittelſt derſelben abzuziehen. Sehr richtig; aber das ſind nicht die Bedeutungen, in welchen jenes Wort und dieſe Phraſe auf den engliſchen Tafeln gebraucht werden.

(Die Fortſezung folgt.)

Marſeille, December.

(Beſchluß.)

Alexander Dumas.

Ich zweifle, ob eine deutſche Sängerin von einigem Talente ihre vaterländiſche Bühne mit einem Engagement in Marſeille, troz des lockenden Gehaltes von 10 bis 15,000 Franken, vertauſchen möchte. Das hieſige Publikum weiß oft ſelbſt nicht, was es will, und häufig pfeift es einen Künſtler aus, den es kurz vorher beklatſchte, bloß weil ihm Skandal Bedürfniß iſt. Man hat bei dieſem Unfuge gewiſſe Regeln feſtgeſezt; iſt z. B. die Zahl der Pfeifer größer, als derer, welche dagegen reklamiren, ſo muß das ausgepfiffene Individuum von der Bühne abtreten. Natürlich iſt die Zahl der honetten Leute, welche dieſen Unfug laut mißbilligen, faſt immer bedeutender; allein die Donnerſtimme eines einzigen Matroſen auf der Galerie gibt mehr aus, als die Flötenſtimmen von zwölf Stuzern in den Logen. — Wir haben noch ein zweites Theater, das Gymnase marseillais, wo keine Opern, aber Vaudevilles, Luſtſpiele und romantiſche Drama's gegeben werden. Der größten Gunſt erfreuen ſich die Dramen von Alexander Dumas; Katharina Howard, Antony und Karl VII. haben troz zahlloſer Wiederholungen ſich noch immer eines zahlreichen Auditoriums zu erfreuen. Die Liebe und Luſt an dem Gräßlichen, in deſſen greller Darſtellung die neuern Dichter Frankreichs, wie Eugen Sue, Victor Hugo, Dumas, einander zu überbieten ſuchen, theilt ſich mehr und mehr auch der großen Menge mit; man findet Gefallen an den Uebertreibungen, man gewöhnt ſich an die moraliſchen Ungeheuer, denen die Poeſie einen ſo romantiſchen Anſtrich zu geben weiß. Alexander Dumas befindet ſich in dieſem Augenblicke zu Marſeille, wo er geſtern der neunten Vorſtellung ſeiner Katharina Howard im Gymnaſe beiwohnte. Der auf dem Zettel angekündigte Beſuch des Dichters hatte eine Fluth von Neugierigen dorthin gezogen, welche mit allen Zeichen der lebhafteſten Ungeduld den Mann erwarteten, der uns mit ſeinen romantiſchen Gräueln die Winterabende verkürzt. Endlich trat ein Mann in die für den Dichter aufbehaltene Loge. Das Publikum glaubt, es ſey Dumas, und begrüßt den Fremden mit ſtürmiſchem Applaus. Als man aber den wohlbeleibten Mann mit den grünen Augengläſern und der mächtigen rothen Perrücke erkannte, jagte ein wieherndes Gelächter den armen Seifenfabrikanten aus dem Ehrenplaze, welchen er irrthümlich eingenommen hatte. Gegen Ende Februars wird Dumas in Begleitung der Künſtler Jadin und Lecomte ſeine große Reiſe nach dem Süden antreten. Dieſe drei Herren beabſichtigen bekanntlich die Herausgabe eines umfaſſenden Werkes unter dem Titel: „Das mittelländiſche Meer und ſeine Küſten,“ wozu Dumas den Text ſchreiben und ſeine beiden Begleiter Zeichnungen und Stahlſtiche liefern wollen. Leztere haben ihre Arbeiten bereits hier begonnen und zu dieſem Zwecke Ausflüge in unſere felſige Umgegend, nach der Rolandsgrotte, der Inſel d'If, dem Fort Notre-Dame-de-la-Garde u. ſ. w. gemacht. Von geſchichtlichen Denkmälern konnten ſie natürlich hier keine Skizzen aufnehmen, weil es deren keine mehr gibt; auch Dumas wird in unſerer moderniſirten Phönizlerſtadt wenig Stoff zu ſeinen Bildern gefunden haben. Dafür iſt er aber in Avignon und Nismes geweſen. Dort traf er noch Reſte des Alterthums in Menge, dort warteten ſeiner die Sagen der Albigenſerkriege, um in poetiſchem Blutgewande auf die Bühne des Théâtre français gebracht zu werden. Die franzöſiſchen Dichter ſind zu beneiden, daß ihnen ein ſo herrliches Mittel, die Phantaſie zu beflügeln, wie das Reiſen, zu Gebot ſteht. Lamartine holte ſich zur Vollendung ſeines lezten Gedichtes die Begeiſterung im Orient, und Chateaubriands Name hätte nimmermehr den magiſchen Klang, wüßten ſeine Leſer nicht, daß der Verfaſſer der Atala mit den Sack- und Fuchsindianern in den Wüſten der neuen Welt geraucht und am heiligen Grabe bei dem Scheine der ewigen Lampen gebetet hat. Ja, der edle Vicomte denkt noch heute auf dem Sopha ſeines Pariſer Salons mit Wohlbehagen an jene Wandertage ſeiner Jugend, und ſelten vergißt er in einem ſeiner Werke dem Leſer zu wiederholen: „Ich habe an den Ufern des todten Meeres geſchlafen und unter dem Rauſchen des Niagarafalles meine Natſchez geſchrieben.“ Dieſe Reiſeluſt können nur die Dichter Frankreichs befriedigen, in Deutſchland iſt es anders. Hier prügelten ſich unſere Hafengondoliers um die Ehre, den Verfaſſer der Katharina Howard in ihrem Kahne zu führen; von einem deutſchen Poſtillon habe ich nie gehört, daß er dieſem oder jenem großen Landsmann das Trinkgeld geſchenkt hätte.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Januar 1835.

Verborgner Gott, du mir ſo fern und nah,
Andringend mir, in meinem Innerſten
Durchfaſſend mich, und will dich die Vernunft,
Die Mücke, faſſen, o ſo findet ſie
In dir ihr Flammengrab.

Herder.

Ueber den Urſprung unserer Gedanken.

Von Fr. Steinbeck.

Zweiter Artikel.

Wir fahren in unſern Betrachtungen über den Urſprung der Gedanken und den in uns wohnenden Geiſt fort, und kommen nun zunächſt auf die zahlreichen Thatſachen, welche ohne die Annahme eines Geiſtes, als der Quelle der Gedanken, durchaus unerklärlich wären.

Wie ſollte man wohl, wenn keine höhere Quelle der Gedanken exiſtirte, das weit ſchärfere Denken vieler Menſchen im Schlummer und im Traume, als im Wachen, ferner das freiere, tiefere Denken, das lebhaftere Vorſtellen, das ſchnellere und ſchärfere Urtheilen und die klarere Erinnerung in die fernſte Vergangenheit im Hellſehen erklären, bei welcher Erinnerung es merkwürdig iſt, daß dieſelbe ſich auch bisweilen auf ſolche Vorgänge erſtreckt, die dem Anſchein nach von den Sinnen nie wahrgenommen worden ſind und deren wir uns im wachen Zuſtande nie bewußt waren? wie ſollte man ferner das evident erwieſene Wiſſen des Menſchen im Hellſehen ſich vorſtellen, indem ſich daſſelbe oft auf die unbekannteſten Fächer des Wiſſens überhaupt mit bewundernswerther Genauigkeit und Richtigkeit erſtreckt; wie z. B. neuerdings in der Erziehungsanſtalt des Herrn von Anteroche zu Clermont, wo mehrere Fälle von idiopathiſchem Somnambulismus vorkamen, in welchem ſämmtliche Kranke, bei allen, dem Schlafwachen eigenthümlichen charakteriſtiſchen Symptomen, beſonders engliſch und deutſch, von Literatur, Geſchichte, Naturgeſchichte, Mathematik, Feldmeßkunſt, Zeichnen u. ſ. w. mit bewundernswürdiger, ihnen ſonſt nicht eigenen Kenntniß und Genauigkeit ſprachen, ja wobei einer der Schüler ſogar die Oberfläche des Hofes ſehr richtig vermaß, was er im gewöhnlichen Zuſtande nicht hätte vollbringen können. — Wie anders iſt es zu erklären, wenn der Hellſeher die Gedanken Anderer lieſt und ſchon die Fragen beantwortet, ehe ſie ausgeſprochen wurden, wie bei Gregorius Lopez, als allein durch ein unmittelbares Erkennen und Denken des Geiſtes, der in ſeiner freiern Exiſtenz, z. B. in höheren Träumen, Kräfte und Fähigkeiten entwickelt, die im Wachſeyn nicht vorhanden ſind? Nur ſolche Annahme reicht aus, wenn man lieſt, wie Galen einen Theil ſeiner ärztlichen Erfahrungen nächtlichen Träumen verdankt; wenn man ferner lieſt, daß Hellſehende, ohne nach dem Erwachen auch nur ein einziges Wort davon zu wiſſen, woraus alſo eine ſelbſtſtändige Thätigkeit des unabhängigen Geiſtes hervorgeht, ſich ſelbſt Verordnungen von oft ganz unbekannten, aber ungemein hülfreichen Arzneimitteln machen, deren

Digitized by Google

Wirkungen und Kräfte dem, unmittelbar das Weſen erkennenden Geiſte bekannt ſind, wie denn überhaupt nach Jamblich *) die Heilkunde ſelber durch die Anordnungen nächtlicher Erſcheinungen in heiligen Träumen entſtanden iſt, weßhalb auch in Asklepios Tempeln die Krankheiten durch göttliche Träume geheilt wurden, wie z. B. der unter den Antoninen lebende Redner Aelius Ariſtides in ſeinen „heiligen Reden“ von ſich ſelber erzählt, deſſen durch den Tempelſchlaf bewirkte Kur und Krankheitsbericht man ein hellſehendes Tagebuch nennen könnte. **) Die in ſolchen Träumen angegebenen und nachher als hülfreich erprobten Heilmittel wurden aufgeſchrieben und als Votivtafeln aufbewahrt. Alſo auch die Heilkunde weist in ihrer wunderbaren Entſtehung auf eine unbekannte weiſe Kraft im Menſchen hin, die ſelbſtſtändig denkt, und man muß noch mehr davon überzeugt werden, wenn man ferner in Schuberts Geſchichte der Seele ***) als einen Beweis der ewig thätigen Kräfte des immer wachen Geiſtes die Erzählung des geheimen Kirchenraths Schwartz in Heidelberg, eines treuen Zeugen der Wahrheit, liest, wie derſelbe als ein 18jähriger Jüngling, wo er die mathematiſchen Vorleſungen des trefflichen Böhm beſuchte, im Traume ſchwierige Aufgaben gelöst, ja einſt, aus einem ſolchen Traum erwacht, ſich an den Tiſch geſezt und einen ſchwierigen Lehrſatz der Dioptrik hingezeichnet und bewieſen habe, worauf er, nach einem neuen Schlafe, nach dem Erwachen mit Befremden die nächtliche Arbeit betrachtete und den vorher mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen vermochte. Und ſolche Beiſpiele ſind nicht ſelten; ſo erfuhr Franklin den Ausgang eines Tagesgeſchäfts im Traume; Condillac brachte, während er ſeine Cours d'études ſchrieb, öfters einen am Abend abgebrochenen Abſchnitt im Traumzuſtande vollends zu Ende; Mathematiker, z. B. Krieger, lösten ſogar im Traume, wie oben Schwartz, ſchwierige Aufgaben; der berühmte Buchdrucker Oporinus fuhr im Traume in ſeinen Korrekturarbeiten fort; Andere, wie dies ſelbſt von Haller bekannt iſt und von jenen beiden, über welche Blancard und Heinrich ab Heer berichten, machten Gedichte. Auf alle dieſe paßt die Schiller-Goeth'ſche Xenie, „die Sonntagskinder“:

„Jahre lang bildet der Meiſter und kann ſich nimmer genug thun,
Dem genialen Geſchlecht wird es im Traume beſcheert.“

Dem Philologen Erneſti wurde im Traume mit größter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in dieſem angezeigt, wo ſich ein Aktenſtück aufbewahrt fand, durch deſſen Ermanglung ſeine Familie nach dem Tode des Vaters in eine ſehr peinliche Verlegenheit geſezt worden war. Deſault erzählt, *) daß ein Mann, nach einem Schlag auf den Kopf, Anfangs ſich nur an neuere Ereigniſſe erinnern konnte, nicht lange darauf aber durch eine unerklärliche Veränderung ſein Gedächtniß in Bezug auf neuere Ereigniſſe verlor, während er ſich nun aller ſolcher erinnern konnte, die in ſeiner Kindheit vorgefallen waren. Die Marcheſe Solari zu Venedig (ſo erzählt Schubert **) nach einer mündlichen Mittheilung des trefflichen Geſchichtsforſchers Leopold Ranke), deren Mutter eine Franzöſin geweſen und die daher in ihrer früheſten Kindheit franzöſiſch geſprochen, dies jedoch ſpäter verlernt hatte, vergaß während des Fiebers plötzlich all ihr Italieniſch und ſprach nur geläufig franzöſiſch, worauf nach der Geneſung die frühere Fertigkeit im Italieniſchen wiederkehrte und ſie das Franzöſiſche wieder verlernte. In ihrem hohen Alter jedoch konnte ſie abermals kein Italieniſch mehr ſprechen, ſondern die Sprache ihrer früheren Kindheit, Franzöſiſch.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Jambilich de myster. Aegypt. Oxon. 1678. sect. 3. cap. 3.
**) Aelii Aristidis Opp. omnia. Oxon. 1722.
***) Geſchichte der Seele, S. 415. 419.

*) Frorieps Notizen. Band XXII. Nr. 12. S. 188.
**) Geſchichte der Seele, S. 578.

Das katholiſche und das proteſtantiſche Irland.

Nach Inglis.

Es iſt eine tauſendmal wiederholte Behauptung, eine in England und auf dem Continent allgemein verbreitete Anſicht, auf den erſten Blick laſſen ſich die katholiſchen Diſtrikte Irlands von den proteſtantiſchen unterſcheiden, indem die proteſtantiſche Bevölkerung ſchon im Aeußern größern Wohlſtand verrathe, beſſer wohne und auf einer höhern Stufe der Kultur ſtehe. Ich gebe unbedingt zu, daß, mit wenigen Ausnahmen, ſich ein katholiſcher Diſtrikt in Irland ſehr merklich, oft höchſt auffallend von einem proteſtantiſchen unterſcheidet; ich leugne aber daß hieran die Religion einen einigermaßen bedeutenden Antheil hat. Ich räume gern ein, daß der Proteſtantismus geiſtiger Kultur förderlicher iſt als der Katholizismus, und daß dies in gewiſſem Grade günſtig auf den ganzen Zuſtand der Bekenner jenes Glaubens zurückwirkt; aber ich wiederhole es, die Religion iſt keineswegs die Haupturſache des bemerkten Unterſchieds. Man ſagt, die Gemeinde, welche eine Predigt anhört, ſey auf Einen Blick von der zu unterſcheiden, welche

der Meſſe beiwohnt. Allerdings; ich frage aber, aus was für Leuten beſteht in ganz Irland, Ulſter ausgenommen, die Zuhörerſchaft des Predigers? Aus der Gentry und einigen wohlhabenden Pächtern. Auf dieſe Weiſe iſt es freilich leicht, die Katholiken von den Proteſtanten zu unterſcheiden; denn der Unterſchied fällt mit dem zwiſchen den höhern und den unterſten Klaſſen zuſammen. Es iſt aber nicht ſchwer, für die Erſcheinung, daß ein proteſtantiſcher Diſtrikt ganz anders ausſieht als ein katholiſcher, gewichtigere Gründe aufzufinden als die Religion.

Iſt es denjenigen, welche einen zufälligen Umſtand als die alleinige Urſache des Faktums aufgefaßt und dargeſtellt haben, nie in den Sinn gekommen, daß der Arbeitslohn einigen Einfluß auf den Zuſtand des Volks haben dürfte? Die katholiſche Bauerſchaft in Clare, Kerry, Galway, Mayo, im ganzen Süden, Weſten und dem größten Theil des innern Landes findet in der einen Hälfte des Jahrs gar keine Arbeit, und wenn ſie welche findet, was iſt ihr Lohn? Acht, ja ſechs Pence, ohne Koſt. Die proteſtantiſche Bevölkerung in Derry, Antrim, Armagh und Down findet, wenn ſie auch nicht durchaus und vollauf beſchäftigt iſt, doch viel mehr dauernde Arbeit als die katholiſchen Brüder im Süden, und der Arbeitslohn ſchwankt zwiſchen 10 Pence und 1 Schilling 4 Pence; der Unterſchied beträgt zum wenigſten vier Pence; und ſind etwa vier Pence für einen iriſchen Bauer von keiner Bedeutung? Doch das Hauptargument derer, welche Alles dem Glauben zuſchreiben möchten, iſt, daß ſich in den proteſtantiſchen Landſtrichen nicht nur die Proteſtanten, ſondern ſelbſt die Katholiken beſſer befinden. Die Maſſe der untern Stände in den Städten, ſo wie die große Mehrzahl der Landleute in dieſen ſogenannten proteſtantiſchen Landſtrichen ſind Katholiken; aber ſie ſtehen nicht ſo tief wie ihre katholiſchen Landsleute in Munſter und Connaught; ſie gehen nicht in zerlumpten Kleidern und barfuß; und warum? weil ſie im Allgemeinen Arbeit finden und höhern Lohn bekommen. Ich habe in katholiſchen Diſtrikten katholiſche Landbauer in guten Umſtänden getroffen, wenn ſie das Glück hatten, vortheilhaft geſtellt zu ſeyn, wie auf den Gütern des Mr. Stanly, Lord Palmerſtons, Lord Lansdownes u. a.; ich habe Proteſtanten in ſo tiefem Elend geſehen, als ein iriſcher Katholik nur ſeyn kann, wie auf den Gütern des Lord Donoughmore und anderswo. Wenn vom verhältnißmäßigen Wohlſtand des Nordens die Rede iſt, darf auch eine Hauptquelle deſſelben nicht vergeſſen werden: der Bau und die Verarbeitung des Flachſes; ſo ſehr dieſe Manufaktur in den lezten Jahren herabgekommen iſt, ſo trägt ſie doch noch immer in gewiſſem Grade dazu bei, die Lage der unterſten Volksklaſſe erträglicher zu machen.

Doch die vornehmſte Urſache des befriedigenderen Zuſtandes des nördlichen Landes iſt im Bisherigen nicht erwähnt, eine Urſache, die nicht nur die beſſere Verfaſſung der untern Stände bedingt, ſondern alle Klaſſen höher ſtellt, den Grundbeſitzer, den Pächter, den Kaufmann, den Fabrikanten, den Handwerker, den Künſtler. Das Volk im Norden iſt ſchottiſcher Abkunft, und in jenem ganzen Striche iſt nichts von dem der ſüdlichen und weſtlichen Bevölkerung eigenthümlichen Leichtſinn zu bemerken, der ſo verderblich auf ihr Wohlſeyn wirkt. Der Pächter legt etwas Geld zurück, und iſt ſomit im Stande, Andern einige Arbeit zu geben. Weil es mehr Arbeit, mehr Hülfsmittel für die unterſten Klaſſen gibt, reißt man ſich weniger um Pachtungen, und läßt ſich keinen ſo unſinnigen Pachtzins gefallen, wie im Süden. Der Fabrikant und Kaufmann ſind keine Verſchwender und Großthuer: ſie verbeſſern ihr Geſchäft, ſammeln Kapitalien, verwenden ſie zu nützlichen Unternehmungen und geben den Armen zu thun. Was hat der Proteſtantismus hiemit zu ſchaffen? Allerdings ſind Landeigenthümer, Kaufleute, Fabrikanten proteſtantiſch; das iſt aber die große Mehrzahl der Landeigenthümer in ganz Irland, das ſind die Kaufleute und viele Handwerker in Dublin, die Handelsleute in Waterford, Cork und an vielen andern Orten. Aber der Corker Kaufmann iſt auf der Jagd, während der Belfaſter hinter ſeinem Pulte ſizt; und der Dubliner Handwerker fährt ſpazieren und gibt Geſellſchaft, während ſeines Gleichen zu Derry, Coleraine oder Belfaſt ſeines Geſchäfts wahrnimmt. Kurz, der weſentliche Unterſchied zwiſchen dem Norden und den übrigen Theilen Irlands liegt im Nationalcharakter; dieſer hauptſächlich, allerdings in Verbindung mit den beſondern Begünſtigungen, deren der Norden von Seiten des Staats genoſſen, macht denſelben zu dem, was er iſt. Er iſt es, der Kapitalien ſammelt und ſie ſo umtreibt, daß das Volk zu arbeiten hat, daß der Arbeitslohn ſich verhältnißmäßig hoch ſtellt und die katholiſche ſowohl, als die proteſtantiſche Bevölkerung auf jener höheren Stufe ſteht, die man thörichterweiſe allein dem Proteſtantismus hat zuſchreiben wollen.

Ich bin mit manchen katholiſchen Ländern wohl bekannt, kenne aber keine Erfahrung, die mich zum Glauben vermöchte, daß Elend und Pabſtthum nothwendig Hand in Hand gehen, oder daß man Proteſtant ſeyn muß, um ſparſam, fleißig und wohlhabend zu ſeyn. Auf dem platten Lande in Biscaya oder Katalonien und unter der Einwohnerſchaft Tyrols herrſcht durchaus kein Mangel an Induſtrie. Bayern und das nördliche Italien blühen in ſichtbarem Wohlſtande, und nie habe ich gehört, daß die Katholiken in Kanada irgend hinter ihren proteſtantiſchen Nachbarn zurückſtänden.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Jones Glasſervice für Mehemed Ali.

Faſt nur dem deutſchen Rheinwein widerfährt die Ehre, in ſeiner Nationalflaſche das engliſche Tiſchtuch berühren zu dürfen. Selbſt der beliebte Claret, der feinſte Bordeaux verliert vor ſeinem Auftreten den langen Kork mit dem roth glänzenden Wachs und die langhalſige Flaſche mit dem ſchmal zulaufenden Fuße. Der Champagner bleibt, den Gäſten unſichtbar, in ſeiner dickgläſernen Flaſche mit dem ungebührlich hoch ausgeſchweiften Boden auf dem Seitentiſche ſtehen. Aller andere Wein wird aus den Flaſchen, in welchen er entweder angekommen oder in welche er abgezapft worden iſt, aus den ſchwarzen Flaſchen, wie ſie im Kunſtausdrucke heißen, in glänzend weißt, geſchliffene Caraffen übergefüllt und in dieſen aufgeſezt. Jenes Ueberfüllen heißt nun to decant the wine, und die Caraffen heißen Decanters. Wenn mehrere Sorten auf der Tafel erſcheinen, ſo nennen gewöhnlich ſilberne, den Caraffen an ſilbernen Ketten umgehängte Schilder die Qualität. Wo das nicht geſchieht, läßt wenigſtens der Claret an der Form der Caraffe ſich erkennen. Dieſe hat ſtets einen Henkel und ähnelt den porzellanenen Gießkannen der deutſchen Waſchtiſche. Die Decanters alſo, welche die Tafel des Herrn Paſcha von Egypten ſchmücken ſollen, ſind mit ſeltenem Geſchmack gearbeitet. Die dem Claret, dem Rothwein, beſtimmten Kannen erſcheinen in etruskiſcher Form. Der Rheinwein, den der Künſtler zu hoch oder zu gering gering geachtet hat, um ihn auch in Egypten unter dieſer eleganten Geſellſchaft in ſeiner urſprünglichen Flaſche zu laſſen, ſoll in Caraffen von grünem Glaſe blinken, die genau nach den in Herkulanum gefundenen Vaſen geformt ſind. Die Waſſerflaſchen tragen ganz die Geſtalt der Laſe, aus welcher die griechiſche Hebe die Becher der Götter mit Nektar füllt, und jeder Waſſertrinker, ſey er es aus Nothwendigkeit oder aus freiem Willen, wird hierin den tiefen Sinn erkennen, daß Waſſer der eigentliche Nektar iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Künſtler die neumodiſchen Finger-glasses — Fingergläſer — nicht vergeſſen hat. Wenn mir recht iſt, ſo dauten dieſe, auch nach Deutſchland übergegangenen, reinlich-ſchmuzigen Waſchbecken in eleganter Schalenform den Franzoſen ihre Erfindung. In England haben ſie erſt ſeit einigen Jahren Aufnahme gefunden. Bekanntlich werden ſie, mit lauem Waſſer zur Hälfte gefüllt, am Ende der Mahlzeit ein Stück jedem Gaſte vorgeſezt. Der Gaſt hebt die Schale mit beiden Händen auf, ſezt ſie an den Mund, nimmt einen Schluck, waſcht damit hörbar den Mund, taucht gleichzeitig alle zehn Finger in den übrigen Inhalt der Schale und läßt dann, während er die Finger an der Servlette abtrocknet, den Mundvorrath vornehm ſprudelnd in das Becken fließen. Vor ungefähr ſechs Jahren, wo dieſe Sitte neumodiſcher Eleganz und holländiſcher Reinlichkeit in England noch wenig bekannt war, glaubte ein edler, trinkluſtiger Britte, als er zum erſten Male einem Diner in Paris beiwohnte, die grüne, ihm vorgeſezte Glasſchale enthalte etwas, was er trinken ſolle; alſo leerte er ſie in kräftigem Zuge. Ein vielleicht eben ſo boshafter, als aufmerkſamer Diener — denn die franzöſiſche Dienerſchaft beobachtet mit wahren Luxaugen das Benehmen der Ausländer, nimmt jede Abweichung von der Landesſitte für Gaucherie, und weiß namentlich von engliſcher Gaucherie Tauſende von Anekdoten — erſezte ſofort die geleerte Schale mit einer friſch gefüllten. Der Engländer aber rief unwillig: „Je crois, vous me voulez faire sick, avalez le vous même.“ Jezt gehören dieſe Schalen in England zum Tafelſervice; indeſſen habe ich doch vielfach bemerkt, daß die engliſche Reinlichkeit Bedenken trägt, vollen Gebrauch davon zu machen. Die Fingerſpitzen werden wohl ziemlich allgemein hineingetaucht; aber das Ausſpülen des Mundes findet faſt nur ausnahmsweiſe ſtatt. Daher mögen die Schalen den Namen Fingergläſer erhalten haben, und ich ſollte meinen es dürfte bei dem halben Gebrauche bewenden. Obgleich es ſeltſam ſcheinen und vielleicht der einzige gegen den Künſtler aufzubringende Tadel ſeyn mag, daß er zu einem, dem Paſcha von Egypten beſtimmten Tafelſervice nicht, ſtatt griechiſcher und neumodiſcher Formen, egyptiſche gewählt hat, ſo vergißt oder entſchuldigt man es doch über der vollendeten Schönheit der Ausführung. Anerkannte Richter im Fache der Glasarbeit haben einſtimmig entſchieden, daß die von Jones dem öffentlichen Urtheil ausgeſtellte das Schönſte, Vollkommenſte und Gediegenſte enthält, was brittiſcher Kunſtfleiß je erzeugt, und daß er namentlich an Reinheit des Materials, an Reichthum der Zeichnung, an Eleganz der Form und an Keuſchheit der Deviſen einer ähnlichen Arbeit, die bis jezt für das Schönſte dieſer Gattung geachtet wurde, den Vorrang bei Weitem abgewonnen hat. Die hier gemeinte Arbeit iſt ein im Jahre 1815 von Jone's Vorgänger für den Baron Bandeira in Liſſabon gefertigtes und damals vielfach beſprochenes und vielfach beſchriebenes Tafelſervice. So ſchreitet das Jahrhundert in jeder Beziehung vorwärts. Das Strahlende von heute wird morgen überſtrahlt, die Kraft von heute wird morgen überwältigt, und wer noch heute für einen klugen Kopf galt, mag ſich wahren, daß nicht die nächſte Nacht ihm wenigſtens einen ganz gewöhnlichen aufſezt. Man könnte daran politiſche Betrachtungen knüpfen, wenn man wollte, und — ich will nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 9:
Der Selterſer Krug.

Räthſel.

Es iſt von Purpur und iſt von Gold,
Und freut viel Menſchenherzen,
Doch wer zu ſehr ſich darein verliebt,
Dem bringt es große Schmerzen.

Es lag von dunkelm Gewölbe verſteckt,
Doch ſiegreich iſt es erſtanden,
In gierigen Zügen getrunken wird
Sein Gold in allen Landen.

Es ſteigert mächtig die Phantaſie,
Erregt zu großen Gedanken,
Verſezt, wo ſich's in Strömen ergießt,
Weit über der Erde Schranken.

Es machte, ich muß es nur eingeſtehn,
Viel mächtige Häupter drehen,
Sie können, bezwungen von ſeiner Macht,
Nicht grade vorwärts gehen.

„Dein Räthſel iſt heute nicht allzuſchwer,
Es handelt ja wieder vom Weine!“
Verzeiht, es rathet ſo leicht ſich nicht:
Nichts Irrdiſches iſt, was ich meine.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Januar 1835.

— Mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Iſt ganz die Seele eingewiegt.

Uhland.

Lieder eines Autodidakten.

Zerstreuung.

Komm', mein Herz, wir wollen gehen,
Wo des Waldes Wipfel wehen,
Wo das Echo deinen Klagen
Stillung wird entgegentragen;
Ach, mein Herz, vielleicht iſt dort
Deiner Qualen Endungsort!

Dort in jenen Forſtrevieren
Könnt' ich meinen Gram verlieren,
Unter neubelaubten Bäumen
Mich in neues Leben träumen;
Schwanke nur, du ſchmaler Steg,
Mich auf den erwünſchten Weg.

Auf dem bunten Wieſenraume
Nah' ich mich des Waldes Saume,
Wo auf friſchen Bacheslüften
Blumen mir entgegendüften,
Und die ſtille Wieſenbucht
In den Wald zu dringen ſucht.

Vögel, möcht' es euch gelingen,
Meinen Sinn mir leicht zu ſingen!
Ach, ihr wißt vor Luſt und Scherzen
Nichts von Liebesgram und Schmerzen,
Tändelt nur in Luſt und Sang
Eure Frühlingszeit entlang.

Falter, die ihr mich umgaukelt,
Hier auf Blumenkelchen ſchaukelt,
Flattert dort von Blüth' auf Blüthe,
Ihr erweckt mir im Gemüthe
Einen Wunſch nach eurer Luſt,
Eurer Freiheit unbewußt.

Tief verſenkt in leiſes Lauſchen,
Folg' ich nach des Baches Rauſchen;
Schon entſchwinden mir die Spuren
Heimathlicher Thalesfluren,
Und der Wald eröffnet ſich,
Und umarmt mit Zweigen mich.

Hier auf vielvertrauten Wegen,
Kommt Erinn'rung mir entgegen,
Spricht aus jedem Strauch im Winde,
Und aus manches Baumes Rinde,
Und ſie leitet mich gerad'
Auf den allerſchönſten Pfad.

Digitized by Google

Dieſem folg' ich mit Vertrauen,
Denn er läßt mich nächſtens ſchauen
Den erſehnten Platz im Walde,
Wo auf blumenreicher Halde
Sich auf moosbewachſnem Raum
Hoch erhebt mein Lieblingsbaum.

Noch iſt es derſelbe Traute,
Spricht noch ſelbe ſüße Laute,
Und er ſäuſelt fern von hinnen
Mich zu ihr in meinen Sinnen.
Lisple, treue Buche, du,
Meine Seele hört dir zu.

Der April.

Ueber Nacht hat unverſehens
Schnee die Erde weiß bepelzt,
Doch es hat ihn warmen Wehens
Schon des Morgens Hauch geſchmelzt.
O April, dein Sonnenlicht
Leidet ſolche Kleidung nicht.

So vermummt ſich oft die Lüge
In der Täuſchung Nebelkleid,
Und damit ſie leichter trüge
Kommt ſie in der Dunkelheit;
Aber vor der Wahrheit Glanz
Schwindet alle Täuſchung ganz.

Zuflucht.

Wie ſich dieſe Winden ſchlingen
Um die Stämme mannichfach!
Möchten ſich zur Höhe ſchwingen,
Aber ihre Kraft iſt ſchwach,
Und ſie müſſen, um zu ſiegen,
Sich an Strauch und Bäume ſchmiegen;
Denn ihr zartes, grünes Laub
Hebt ſich gern empor vom Staub.

So ergeht es oft Geringen,
Deren Geiſt ſich höher ſehnt:
Will es ihm nicht gleich gelingen,
Wenn er ſeine Flügel dehnt,
Naht ein ſtärkrer, der ihn leitet,
Ihm die Pfade vorbereitet,
Und auf der gezeigten Bahn
Wächſt er muthig himmelan.

R. Müller.

Ueber den Urſprung unſerer Gedanken.

(Fortſetzung.)

Hieher gehört auch die anerkannte Eigenthümlichkeit und der Takt des Genius des weiblichen Geſchlechts, nicht nur bei gewöhnlichen, ſondern beſonders bei außerordentlichen, verwickelten Vorfällen des Lebens, Handelns und Urtheilens gleichſam nach unwillkührlichen Eindrücken, nicht durch klares, beſtimmtes Denken, auf der Stelle über den Gehalt und die Beſchaffenheit der Gegenſtände zu entſcheiden und einzuſehen, wie dieſelben zu nehmen ſeyen, und was überhaupt in gewiſſen Vorfällen zu thun am beſten ſey. Zu allen Zeiten erregten Frauenzimmer Bewunderung wegen der Feinheit, Schnelligkeit und Zuverläſſigkeit dieſes ihnen eigenthümlichen Taktes, deſſen Entſtehung, wie uns einige Beobachtungen deutlich gezeigt haben, ihnen ſelbſt unerklärlich iſt, da ſie von keinen beſtimmten Gedanken, ſondern nur von einem dunkeln Gefühl des Zuſagenden oder Abſtoßenden geleitet werden. Nachheriges vielfaches Erwägen und der Erfolg zeigen dann oft überraſchend, wie treffend und richtig der erſte Blick, das Gefühl, oder wie man es nennen will, Alles auffaßte und die wahre Anſicht gab. Dieſe Fähigkeit ſpricht für eine unmittelbarere Vorſtellung, als die gewöhnliche, durch die Vermittlung der Sinne gewonnene; auch wird jene Fähigkeit, wie alle Geiſtesfunktionen, im Hellſehen ungemein an Kraft erhöht. Noch mehr aber findet durch die Annahme einer unmittelbaren Vorſtellung und eines ſelbſtſtändigen Denkens des Geiſtes, welches Urdenken durch die Reflexion nur für die zeitliche Exiſtenz geboren wird, die bisweilen, namentlich aber von le Camus in ſeiner Médecine de l'esprit gemachte Beobachtung hier ihre vollſte Erklärung, wo nämlich ein junger, geiſtesſchwacher, talentloſer Jüngling, der troß allem Unterricht in Sprachen und Wiſſenſchaften dennoch vollkommen dumm und gedankenleer blieb und der Kummer ſeiner Familie war, nach einem Sturz von einem hohen Punkte auf den Kopf plötzlich ein ausgezeichnet kluger, gedankenreicher und tiefgebildeter Menſch wurde und nicht nur aller ihm früher fruchtlos gelehrten Sprachen und Wiſſenſchaften vollkommen mächtig war, ſondern auch ſein Wiſſen und Denken weit über jene ihm durch ſeine Lehrer früher angedeuteten Grenzen ausgebreitet hatte, ſo daß er einer der größten Schriftſteller ſeines Jahrhunderts wurde. Dies iſt Bouhours, den wir ſchon oben angeführt haben. Dieſer Fall beweist treffend den höheren Urſprung der Gedanken, indem der Geiſt in ſeiner uns unbewußten Exiſtenzform ſich mächtig immer weiter ausbildet, während der Menſch in ſeinem wachen Zuſtande in einer armſeligen Leerheit verharrt, bis ein plötzlich einwirkendes,

ungewöhnliches äußeres Ereigniß den ausgebildeten Geiſt zwingt, theilweiſe in die Reflexion überzuſpringen.

Wir fügen hier noch die an einem Cretin gemachte Beobachtung bei, deren Körper und namentlich deren Sinnesorgane bekanntlich ſehr verkrüppelt und zum Empfangen von Eindrücken der Außenwelt, als der Quelle des gewöhnlichen Denkens, faſt ganz untauglich ſind, weßhalb dieſe Geſchöpfe auch ohne Vernunft und Verſtand ein bloß vegetirendes Leben führen. Der in Rede ſtehende Cretin, den der Verfaſſer von Amaliens Reiſe zu St. Jean de Maurienne in Savoyen ſah, war, wie alle ſeines Gleichen, thieriſch-dumm und im gewöhnlichen wachen Zuſtande taubſtumm. Er verfiel aber oft in einen hellſehenden Zuſtand ohne äußere Veranlaſſung, und in dieſem ſprach er ſehr beſtimmt, deutlich und mit Geiſt. — Jeſſen *) ſagt: „das geiſtige Stehenbleiben der Taubſtummen bei ungeſchwächter Fortdauer der Fähigkeit geiſtiger Entwicklung ſcheint darauf hinzudeuten, daß auch in dem Blödſinnigen der göttliche Odem lebendig bleiben könne, wenn er auch wegen vorhandener organiſcher Fehler oft lange Zeit ſchlummert und vielleicht während des ganzen irdiſchen Daſeyns nicht zur Thätigkeit erwacht.“ Alle dieſe angeführten Beiſpiele ſind mehr oder weniger unleugbare Beweiſe ſowohl von der Exiſtenz eines göttlichen Geiſtes in uns, als auch von deſſen umfaſſendem Wiſſen, Denken und unmittelbarer Erkenntniß, welche Thätigkeit und Kraſt des Geiſtes ſich in allen freien Zuſtänden deſſelben offenbaren muß.

Wir ſehen alſo, und werden ſelbſt wider Willen davon überzeugt, wie auch neuerdings Hensler **) ſagt, daß unſer gewöhnlicher Lebenszuſtand mit ſeinem Denken, den wir ſo lange als den einzig nur möglichen gekannt und dem wir Jahrhunderte lang ſo hohe Fähigkeiten zugetraut haben, wirklich weder der einzige Zuſtand auf unſerer Lebensbahn, noch auch der höchſte Erkenntnißzuſtand während derſelben iſt, ſondern daß es für uns auch noch andere Zuſtände gibt, ſowohl in Bezug auf geiſtige Erkenntniß als auch in Rückſicht auf den Urſprung unſerer ganzen Gedankenfülle. Dieſe höheren Zuſtände entwickeln ſich uns unbewußt täglich mehr oder weniger im Schlafe, da man nicht wähnen darf, daß die Seele nicht ebenfalls in ihr eigentliches Lichtmeer und Lebenselement des Geiſtes tagtäglich wolle getaucht ſeyn, wie unſer Körper in das ſeinige des Schlummers; nein, die Seele ſtrebt ebenſo abwechſelnd, ihrem friedlichen, heimlichen Lebensreiche des Geiſtes ſich zuzuwenden und ihrer in dieſem Zuſtand möglichen größeren Freiheit im Erkennen ſich zu freuen und dieſelbe in der Form unerklärlich entſtandener Gedanken ſowohl im Schlummer als im Wachen zu üben. Ja, jene höheren Zuſtände erſcheinen auch wohl momentan in Perſonen, Lebenszuſtänden und Augenblicken, welche keineswegs dazu disponirt zu ſeyn und zu disponiren ſcheinen, unter andern bei Wahnſinnigen, welche oft mitten in ihrem Ideenchaos geſunde Blicke in eine höhere Region des Geiſtes thun und die Kraft des momentan durchbrechenden Geiſtes oft auf eine wunderbare Weiſe bethätigen. So führt z. B. Knight *) in ſeinem Werke über den Wahnſinn einen Fall an, wo ein Narr verſchiedene Brettſpielzüge ausgedacht hatte, mit denen er jeden ſchlug, der ihn beſuchte. Knight ſagt überhaupt in ſeinem Werke, daß ſchwierige, tiefe Combinationen und die Entdeckung neuer Ideen mit Wahnſinn vollkommen verträglich ſeyen. Dies kommt eben daher, weil der Wahnſinn ſich bloß auf eine Abirrung der Seele und ihrer Thätigkeiten und Neigungen bezieht, während der Geiſt ſein ſelbſtſtändiges Daſeyn ruhig hinter jenem Walle fortführt, und nur von Zeit zu Zeit durch die Nacht der verdunkelten Seele und durch das wild fluthende Meer der verirrten Seelenneigungen glänzend hindurchleuchtet.

Wir ſehen alſo, daß alle Forſcher im Gebiet des menſchlichen Innern Fakta zugeſtehen müſſen, die von einem Geiſte und von deſſen ſelbſtſtändigem Denken zeugen, und welche durch keine Bildung und Erziehung des Verſtandes zu erklären ſind, ſondern allein durch einen, von den einengenden Banden eines kranken oder verkrüppelten Leibes im wachen Zuſtande umdämmerten, und nur im hellſehenden Zuſtande ſeiner innerſten Natur nach freithätig wirkenden Geiſt. Denn wollte man dieſes ſelbſtſtändige Denken des Geiſtes läugnen und nur unſer gewöhnliches, im Abſtrahiren und Reflektiren beſtehendes Denken annehmen, ſo müßte man auch nothwendig überall und in jedem Augenblicke von ſeinen Gedanken und deren Entſtehung Rechenſchaft geben können.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Beiträge zur Erkenntniß des pſychiſchen Lebens im ungeſunden und kranken Zuſtande. Bd. I. S. 546.

**) Ueber die Wirkungen des thieriſchen Magnetismus auf Menſchen und Natur. Würzburg 1832. S. 50.

*) Observations on the causes, symptoms and treatment of derangement of the mind.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Arago's Lobrede auf Watt.

Wir hatten in der lezten Zeit hier eine ziemliche Menge von öffentlichen gelehrten, und was nicht immer der Fall iſt, intereſſanten Verſammlungen. Zuerſt die öffentliche jährliche Sizung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften. Die Hauptſache dabei war die Lobrede auf Watt, den Vervollkommner der Dampfmaſchinen, von Arago. Dieſer

Akademiker ſteht jezt an der Spitze der populären Namen in der hieſigen Gelehrtenwelt, und iſt das Widerſpiel des verſtorbenen Cuvier; Beide waren zugleich ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner. Cuvier war wohl der größere Gelehrte, Arago iſt wohl der freimüthigere Staatsmann. Freimüthigkeit iſt bei Staatsmännern nichts ſo Gewöhnliches, als Schmiegſamkeit, weil man wie lezterer viel weiter zu kommen pflegt — in Aemtern und Ehrenſtellen. Arago hat bei der Julirevolution eine Rolle geſpielt, und die Regierung konnte nicht umhin, ihn deßhalb auszuzeichnen; aber dies dauerte nicht lange. Er ſowohl, als viele andere bedeutende Männer jener Zeit konnten den Gang und die Richtung der Regierung nicht billigen, und ſtehen daher wieder in der Oppoſition, wie vor jener wichtigen Revolution. Er iſt aber nichtsdeſtoweniger, oder vielleicht eben deßwegen wieder zum Deputirten und vor Kurzem auch zum Mitgliede des Departementalrathes der Seine von ſeinen Mitbürgern gewählt worden, und kommt über kurz oder lang die entſchieden liberale Partei an's Staatsruder, ſo wartet ſeiner vermuthlich eine wichtige Stelle im Miniſterium. Generalſekretär der einen Abtheilung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften iſt er ſchon ſeit einigen Jahren. Die Lobrede auf Watt dauerte beinahe zwei Stunden. Arago hatte ſich durch ſeine Reiſe nach Schottland, wo er die erforderlichen Materialien ſammeln und Watts Erfindungen mit eigenen Augen beſichtigen konnte, würdig vorbereitet. Weßhalb dieſe Lobrede ſo ſpät erfolgte, da Watt ſchon ſeit fünfzehn Jahren todt iſt, wurde nicht geſagt. Vielleicht hat Arago erſt bei ſeiner Reiſe durch Schottland daran gedacht, daß Watt Korreſpondent der Pariſer Akademie geweſen war und die Ehre einer Lobrede nicht erhalten hatte, weil man damals die Wichtigkeit der Wattſchen Erfindungen noch nicht im vollen Umfang einſah. Erſt in dieſer langen Friedenszeit erhält der Gewerbfleiß und beſonders der ihn ſo ſehr befördernde Bau der Dampfmaſchinen die Bedeutung, die er im jetzigen Zeitalter verdient, und erſt ſeitdem alle Länder Watts Dampfmaſchinen eingeführt oder nachgeahmt haben, iſt es möglich, den Erfindungsgeiſt dieſes Mechanikers und ſeinen Einfluß auf den Nationalgewerbfleiß überhaupt, und Englands insbeſondere, gehörig zu würdigen. Bei einer Stelle in dieſer Lobrede ſezte Arago's Freimüthigkeit ihn ſelbſt doch in einige Verlegenheit. Als er nämlich von den Hinderniſſen ſprach, welche dem Erfindungsgeiſte Watts in den Weg gelegt worden, ließ er ſich ziemlich hart über den Advokatenſtand aus, da dieſer, wie es ſcheint, ſich dazu hergegeben hatte, Watts Fortſchritte zu hemmen. Um nun dieſes Urtheil in etwas zu mildern, da doch auch manche Advokaten ſich im Akademieſaale unter den Zuhörern des Lobredners befanden, ſo ſezte er gleichſam als Note oder per parenthesin hinzu, er ſpreche hier nicht vom Advokatenſtande überhaupt, ſondern nur vom engliſchen, bedachte aber nicht, daß Lord Brougham, der ſich als Advokat ausgezeichnet hat, ehe er einer der größten Staatsmänner Europa's wurde, ihm zur Seite ſaß, und der Vorwurf, den er von den franzöſiſchen Advokaten abwälzte, nun auf dieſen zurückfiel. Vielleicht aber verſtand Lord Brougham kaum, wovon die Rede war. Nach ſollte eine zweite Lobrede vorgeleſen werden, nämlich auf den berühmten Cuvier, und dieſer hätte als ehemaliger Generalſekretär, als franzöſiſcher Gelehrter und Staatsmann den Vorrang verdient; allein Arago hatte die zur öffentlichen Sitzung beſtimmte Zeit in Anſpruch genommen. Cuvier mußte nachſtehen, jedoch beſchloß die Akademie, ihm eine beſondere Sitzung zu widmen. Unterdeſſen ertönt ſein Lob häufig in den akademiſchen und zuweilen auch in den politiſchen Reden, und ſein Verdienſt iſt auch bekannt genug und ſo ſehr anerkannt, daß es keiner Lobrede auf ihn bedarf.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Engliſche und deutſche Theaterbillets.

So nahe, wie in London ein Ort dem andern nur immer ſeyn kann, für einen unbehinderten Fußgänger ungefähr eine halbe Stunde Wegs, iſt Ludgate-Hill von Covent-Garden. Wir wollen daher eilen, im dortigen Theater einen guten Platz zu bekommen. Ich weiß nicht, ob es möglich ſeyn wird; allerdings ſchreitet dort heute Abend „Manfred“ zum drei-und-dreißigſten Male über die Bretter; das berechtigt jedoch keineswegs zu der Hoffnung eines guten Platzes. Ich ſah die ſieben-und-zwanzigſte Vorſtellung, und das Haus war voll zum Brechen. Hätten wir heute Morgen gewußt, daß der Abend uns auf dem Wege nach Coventgarden finden würde — wie aber iſt ſolches Wiſſen in London möglich, wo die Stunden jagen mit der Schnelligkeit der mail-coaches, und die Anziehungen ſchneller wechſeln, als Schönheit und Volksgunſt! — ſo hätten wir uns Billette holen und Plätze beſetzen laſſen, beſetzen im eigentlichen Sinne des Worts: eine recht einfältige und das Theater ohne Noth vertheuernde Einrichtung. Man wünſcht Gewißheit, einen Frontſitz in einer Loge zu bekommen; alſo löst man am Morgen ein Billet mit reſpective ſieben oder fünf Schillingen, erhält es in die Loge, die man gewünſcht, und in die erſte Reihe, die man bedungen, wird aber höflichſt um einen achten oder ſechsten Schilling erſucht — wofür? für den Mann, der bei Eröffnung des Hauſes auf den beſtellten Platz geſezt wird, damit kein Unberechtigter ihn wegnehme. Ehe ich an dieſe Einrichtung mich gewöhnte, verſuchte ich, dem Kaſſirer, wenn er gerade unbeſchäftigt war, auf das Triftigſte zu beweiſen, daß dies eine Nuiſance ſey, die man in deutſchen Theatern nicht kenne, und daß man nur die Plätze zu nummeriren und die Billette mit denſelben Nummern zu verſehen brauche, um ihr auch hier abzuhelfen. Vergebens: der Kaſſirer verſicherte, das gehe nicht, und unter ſeinen Gründen, warum es nicht gehe, ſtand oben an der, daß dann jeder Engländer befürchten werde, anſtatt eines noch ungebrauchten Billets ein ſchon durch mehrere Hände gegangenes zu erhalten, was er jezt nicht befürchten dürfe, da jedes Billet den Namen des Empfängers trage und folglich nicht ein zweites Mal in Gebrauch kommen könne. „O, Sie glauben nicht,“ rief bei einer ſolchen Diskuſſion der Kaſſirer von Drurylane, „wie oft mir die ſchmutzigen Theaterbillette in Deutſchland Ekel erregt haben!“ Ich ſtand ſchweigend und verblüfft; auf einen ſo groben Einwand war ich nicht gefaßt. Ich erinnerte mich noch ziemlich friſch, daß ich im Vaterland mehrere Male Bedenken gefühlt — und das nicht etwa in der Zeit der Cholera-Angſt, ſondern früher und ſpäter — ein ohne Umſchlag empfangenes Theaterbillet ohne ſolchen Schutz mit meiner Rocktaſche in Berührung zu bringen, und die Erinnerung ſchmerzte mich, denn es ſchmerzt mich Alles, was ich in Deutſchland tadelnswerth erkenne, und darum werde ich die Schmerzen gar nicht los.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 20. Januar 1835.

„Warum erklärſt du's nicht und läßſt ſie gehn?“ —
Geht's mich denn an, wenn ſie mich nicht verſtehn?

Goethe.

Goethe und Weimar.

Das vor Kurzem von St. Marc Girardin herausgegebene Buch: Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, iſt ein buntes Allerlei über Deutſchlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Einige Theile der Schrift ſind ſchon früher im Journal des Débats erſchienen und von uns in dieſen Blättern ausgezogen worden. (ſ. Nr. 297. 298. 299. 1833.) Wir theilen aus der Sammlung noch Einiges mit: heute etwas über Goetheſche Poeſie, ein andermal, zum Beweis, daß der Franzoſe, ſelbſt wenn er Profeſſor der Philoſophie iſt, das leichte Genre nicht verſchmäht, eine im franzöſiſchen Sinne humoriſtiſche Skizze vom Reiſen in der Schweiz, die er zu Deutſchland rechnet.

* * *

Mannichfaltigkeit iſt der hervorſtechende Charakter der deutſchen Geſchichte, aber auch der deutſchen Literatur. Wohl macht ſich durch dieſe ganze Literatur eine gewiſſe eigenthümliche Art der Auffaſſung bemerklich, nach einer herrſchenden, durchgreifenden Idee ſieht man ſich aber vergebens darin um. In Frankreich geht die Literatur von Paris aus; dieſe Stadt iſt der Focus, von dem alles Licht ausſtrömt. Deutſchland aber hat weder eine intellektuelle, noch eine politiſche Hauptſtadt, dagegen eine Menge kleiner Städte und zahlreiche Univerſitäten. Die Folge davon iſt, daß die Bildung gleicher vertheilt erſcheint, aber auch keinen Mittelpunkt hat, und daraus fließt Unſicherheit und Mangel an Kraft. In Deutſchland, unter einem Volke, das gebildeter iſt, das mit größerem Eifer lies't und ſtudirt, als irgend ein anderes, iſt der Einfluß der Literatur geringer als irgendwo; der Geiſt hat weniger gewirkt, als anderer Orten, ob er gleich rühriger geweſen iſt. Mit unſerer Hauptſtadt, mit unſerm Geiſt der Nationaleinheit haben wir es zu einer Regiernng nach unſerm Sinn gebracht; in Deutſchland iſt hievon keine Rede.

Der lebendige Typus des Charakters der deutſchen Literatur, wie ich ihn auffaſſe, iſt Goethe. Goethe iſt der Fürſt der deutſchen Literatur, in ihm hat ſie ſich wohl am größten und ſchönſten offenbart. Was will nun aber Goethe? Was iſt ſeine Idee, oder vielmehr was für Ideen hat er nicht? Er hat alle miteinander, aber er ſtellt keine voran, ſucht keine vorzugsweiſe geltend zu machen. Seine Einbildungskraft fügt ſich jedem Eindruck, ſein Geiſt iſt ein Spiegel, der alle möglichen Bilder zurückwirft. Man betrachte dagegen bei uns einen Mann, deſſen Geiſt ſo beugſam war als Goethes, Voltaire. Voltaires Werke ſind äußerſt mannichfaltig; aber immer und überall verfolgt er eine Idee, ſtrebt er

Digitized by Google

einem beſtimmten Ziele zu. Bei Goethe nichts dergleichen: wohl ſieht man überall den Dichter in ſeinen Werken, wo bleibt aber der Menſch? Noch einmal, was will Goethe? worauf will er hinwirken? Ich weiß es nicht zu ſagen; umſonſt ſuche ich darnach in ſeinen dramatiſchen Werken, in ſeinen Romanen; ich kann es nicht finden. Seine Stoffe entlehnt er bald vom griechiſchen Genius, bald vom Geiſt des Mittelalters. Auch Voltaire wechſelt vielfach mit ſeinen Stoffen; aber aus allen ſpricht deutlich ein und derſelbe Geiſt. Alzire iſt eine Amerikanerin, eine Wilde, trotz dem predigt ſie Philoſophie; es mag dies ein Verſtoß gegen die dramatiſche Kunſt ſeyn, aber Voltaires herrſchender Gedanke ſpricht ſich dadurch aus.

Voltaire will vor Allem den Geiſt der Philoſophie in Frankreich zur Herrſchaft bringen; dies iſt ſein Ziel. Goethe aber hat keines; ja, geht man ſeine Werke der Reihe nach durch, ſo ſcheint es faſt, als wollte er bei jedem Schritte ſeine eigenen Verehrer irre machen. Kaum hat er mit einem mittelalterlichen Stück ganz Deutſchland für die alten Ritter begeiſtert, kaum ſieht er eine Heerde von Nachahmern in ſeinen Fußſtapfen, ſo iſt er auch der Sache überdrüſſig und wirft ſich den Griechen in die Arme, und ſo ſpringt er unaufhörlich von einem zum andern über und verwirrt ſein Jahrhundert, daß es gar nicht mehr weiß, wie es daran iſt. Die in Deutſchland herrſchende geiſtige Unpartheilichkeit und Indifferenz iſt Goethes Werk; er hat dem deutſchen Geiſt, gerade wie ſeinem Taſſo und ſeiner Iphigenie in Tauris, die Thatkraft genommen. Die deutſche Literatur, wie ſie Goethe geſchaffen, wird mit ihm zu Grabe gehen. Goethe iſt der lezte, der erhabenſte Ausdruck jener pantheiſtiſchen Literatur, die Alles in ihren weiten Schooß aufnimmt, aber in ihrer Univerſalität verſchwimmt und erlahmt. Ja, wenn Goethe hingeht, iſt es aus mit der alten deutſchen Literatur.

Ich habe Goethe zu Weimar beſucht, ich habe die kleine berühmte Stadt geſehen, die eine Zeitlang das deutſche Athen war und die Goethes Gegenwart noch jezt bevölkert. Aber das Leben, das ſie ihrem großen Manne verdankt, erſtirbt nachgerade, wie der große Mann ſelbſt abſtirbt. Als ich bei Goethe war, als ich die Stirne ſah, die, zwar noch immer majeſtätiſch, des Denkens ſatt ſchien, die Augen, die zu erlöſchen begannen, den Mund, der weder ſo lebendig, noch ſo ausdrucksvoll war, wie einſt, und als ich nun, vom erhabenen Greiſe weg, durch das einſt ſo glänzende, lebendige Weimar ging, das mich jezt mit ſeinen öden Straßen und ſchläfrigen Bewohnern trübſelig anblickte, da konnte ich mich des Gedankens an einen geheimen Rapport zwiſchen Goethe und Weimar nicht erwehren, und wie wohl das Geſchick der Stadt mit dem des Dichters innig verknüpft ſey; die Stadt war blühend, war beſucht geweſen, als der Dichter im Mittag ſeines Lebens und ſeines Genies ſtand; der Glanz des Genies erloſch allgemach, auch die Stadt fühlte eine Abnahme, und je tiefere Furchen das Alter in Goethes Stirne zieht, deſto lähmender ſcheint ſein Froſt auch auf die Stadt niederzuſinken. Und dies iſt nicht etwa bloß ein rhetoriſches Gleichniß oder aus der Luft gegriffen: was ich hier ſage, fühlt man allgemein in Weimar. „O! hieß es, es ſind nicht mehr Herrn v. Goethes gute Zeiten; Se. Excellenz können nicht mehr lange leben. Wenn er ſtirbt, iſt es vollends aus mit unſerm armen Ort.“

Weimar und Goethe ſind Symbole der alten deutſchen Literatur und Geſchichte. Goethe repräſentiert die Vielgeſtaltigkeit des deutſchen Geiſtes, Weimar die politiſche Vielgeſtaltigkeit. Stirbt Goethe, ſo iſt es aus mit Weimar und zugleich mit der alten deutſchen Welt.

Ueber den Urſprung unſerer Gedanken.

(Fortſezung.)

Es iſt klar, der innere Menſch, dieſer verhüllte Gott in der Natur, wie Jean Paul ſagt *), iſt nicht ſelber von Stein, wie dieſe; „in den ſteinernen Gliedern wachſen und reifen ſeine lebendigen Glieder nach einer unbekannten Lebensweiſe. Wenn das ganze Gehirn gleichſam paralytiſch, und jede Fiber gleichſam eingeroſtet und verquollen iſt, und der Geiſt Fußblöcke ſchleppt, ſo braucht er nur zu wollen, es braucht nur eine ſcappaute Idee, ſo iſt ohne körperliche Hülfe das Fiberngehwerk und das geiſtige Repetierwerk wieder im Gange. Der Geiſt iſt alſo eine Uhr, die ſich ſelber aufzieht; er läuft entweder ab, oder e r iſt der Uhrmacher.“

Da alſo der höhere Gedanke an ſich, die Idee, als ein Produkt des ſelbſtthätigen Geiſtes, und Geiſt und Gedanke gewiſſermaßen als eine Einheit erſcheinen, ſo folgt daraus, daß das Reich und die Fülle des Geiſtes durch die aus ihm entſtandenen Gedanken ſich offenbaren müſſe.

Daher kommt es, daß die Gedanken des Menſchen das ganze Univerſum zu umfaſſen vermögen, daß wir oft einzelne richtige Lichtblicke in andere uns fremde Regionen des Wiſſens hineinwerfen, was ſich in dem niedern Denken des Verſtandes und in dem Sehnen und Ringen dieſes Denkens nach richtiger Anſchauung und Erkenntniß widerſpiegelt. „Auch würde,“ wie Schubert ſehr richtig ſagt, **) „der Geiſt des Menſchen, wäre ihm

*) Kampanerthal, 506te Station. S. 48.
**) Geſchichte der Seele, S. 545.

Digitized by Google

nicht der Grundriß der Welt des Gedenkbaren eingeboren, niemals, nach dem allgemein anerkannten Geſetz des richtigen Denkens der Seele, das augenfällig ſchöne Gebäude der Gedanken auch nur über das Schöne und Menſchliche ſich haben erbauen können, welches ein eben ſo nothwendiges Werk der mittelbar erkennenden und denkenden Seele ſcheint, als das Hüttenbauen ein Werk des Leibes.“ Wenn nun aber die Beziehung des höheren Gedankens auf den Geiſt klar und dadurch das Umfaſſende der Ideen durch die Univerſalität des Geiſtes begründet erſcheint, ſo muß ſich, da die geſammte Thätigkeit des Geiſtes in die drei Sphären des Wahren, Schönen und Guten getheilt iſt, dieſe Triplizität auch in dem ganzen höheren Gedanken- und Ideenreichthum des Menſchen abſpiegeln.

Als des höheren Denkens lezter Endzweck und eigenthümliches Weſen erſcheint alſo überhaupt: ein Erforſchen des Wahren; denn das Wahre ſchließt nothwendig das Gute und Schöne in ſich. Wäre dem nicht ſo, woher hätte der wißbegierige Menſch ſein Streben nach Wahrheit, der Künſtler ſeine Ideale in ſeinen Kunſtſchöpfungen und der handelnde Menſch ſein höchſtes Gut, wenn nicht vor aller Erfahrung und Berührung mit der Welt die Ideen der Wahrheit dem Geiſte eingepflanzt wären? Unſer Verdienſt muß es ſeyn, Wahrheit zu ſuchen, die Schönheit in ihrem Zauber zu feſſeln und der Tugend nachzuſtreben. Daher tragen auch alle Gedanken des unmittelbar erkennenden Geiſtes in freieren Zuſtänden des irdiſchen Daſeyns den Stempel der Wahrheit an ſich, weßhalb auch, wie wir oben gezeigt haben, das Weſen der Gedankeneinfälle und des ſchlagenden Witzes die Wahrheit iſt, welche den Einfall treffend und überall eindringlich macht; die Gedanken werden aber unſicher, ſchwach und trügeriſch, ſobald der Geiſt in ſeine frühere Umnebelung und Umdämmerung zurücktritt, ſobald alſo das irdiſche Denken der Seele beginnt, welches doch immer nur ein Ringen und Streben nach der Sicherheit des höheren Denkens iſt. Goethe ſagt deßhalb auch: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, iſt nichts, als die bedeutende Ausübung und Bethätigung eines originellen Wahrheitsgefühls, das, im Stillen längſt ausgebildet, unverſehens mit Blitzesſchnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es iſt eine aus dem Innern, oft am Aeußern ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vernehmen läßt; es iſt eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeyns die ſeligſte Verſicherung gibt.“

Man kann alſo mit Recht annehmen, daß das Weſen des höheren Denkens überhaupt aus der dem Geiſte eingebornen Idee des Wahren abſtamme, daß es aber, im unmittelbaren Erkennen zur vollkommenſten Erſcheinung gelangend, im gewöhnlichen mittelbaren Denken der Seele (des Verſtandes) doch wenigſtens die, oft gar nicht geahnte, Norm angebe, nach welcher die Seele zur höhern Erkenntniß aufwärts ringt. Unſer gewöhnliches Denken trägt alſo ſchon durch die Art und Weiſe ſeines Mechanismus, beſonders aber ſchon durch ſein Streben und ſeinen Inhalt den höhern Urſprung in ſich, und erſcheint als das Abbild eines Urbildes, in welchem allein das Weſen wohnt, welches in das niedere, durch die Sinne vermittelte Denken des Verſtandes Form und Regel bringt, mithin alſo auch vor der Logik iſt. Dieſe Annahme kann ſchwerlich beſtritten werden, mögen auch Philoſophen, Logiker und Rationaliſten noch ſo ſehr ſich im Beweiſe abmühen, daß das Verſtandesdenken die höchſte Funktion der Seele, daß das höchſte Prinzip in ihr zu finden ſey und ein ſogenannter Geiſt gar nicht exiſtire. Dieſe Rationaliſten ſind nun einmal von der Form begeiſtert, ſie vergeſſen, daß über aller Form das Weſen ſteht, welches allein unwandelbar und ewig bleibt, während die Formen allaugenblicklich wechſeln können; denn die Welt der gewöhnlichen Gedanken, welche aus dem reflektirenden Verſtande entſpringen, iſt eben wegen der, dem Verſtande inwohnenden Willkührlichkeit eine fluthende, höchſt wandelbare, die Form wie Schalen abwerfende Welt. Der unwandelbare Gedanke an ſich ſchließt die ſchlagende Wahrheit in ſich, iſt alſo eine Eingebung von höherem Geiſte, ein Eigenthum deſſelben; aber dieſe Gedanken brechen ſich ſelbſt die Bahn und bedürfen keiner materiellen Macht und Unterſtützung, um ſich Eingang in die Gemüther zu verſchaffen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Byrons Manfred, ein Schauſtück.

Das Haus war auch zum drei-und-dreißigſten Male übervoll, und doch iſt Manfred kein Othello. Wenige Abende vorher ſah ich in demſelben Theater dieſes Shakespeare'ſche Kunſtwerk, und wären alle Anweſende auf die vorderſten Logenbänke vertheilt worden, ihre Zahl hätte nicht hingereicht, die Bänke zu füllen. Das macht, Othello iſt kein, Manfred iſt nur ein Schauſtück. Daß aber viele Anweſende bloß Manfred und nicht einmal die darauf folgende Cinderella ſehen wollten, ergab ſich, als das zweite Niederrollen des Vorhangs die Vorſtellung von Manfred ſchloß. Und man rechnet es den Theater-Unternehmern zur Sünde, daß ſie die klaſſiſche Literatur ſo ſelten in Scene ſetzen? Wer trägt die Schuld? Erſt jene; weil ſie den Geſchmack des Publikums verdorben, jezt dieſes, weil es ſeinen Geſchmack hat verderben laſſen. Für alle Bühnen dürfte in geflügeltem Schritte der Tag nahen, wo ſie nur beſtehen können bei Muſik, Geſang und Dekoration. Dann gute Nacht.

Digitized by Google

klaſſiſches Theater! Der Abend iſt bereits gekommen, die Nacht iſt nahe. — Manfred iſt alſo nichts als ein Schauſtück, obgleich es den unſterblichen Byron zum Verfaſſer hat. Byron ſchrieb bekanntlich das dramatiſche Gedicht dieſes Namens im Sommer 1816 während ſeines Aufenthaltes in der Schweiz. Später überarbeitete er zwar zum Behuf des Druckes den lezten der drei Akte, aus welchen es beſteht, achtete aber das Ganze ſtets — ob mit Recht oder Unrecht — für eines der ſchwächſten ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe. Er war ſo weit entfernt, es für die Bühne zu beſtimmen, daß er ſich im Gegentheile rühmte, die Aufführung „quite impossible“ und ſelbſt den Gedanken daran „impracticable“ gemacht zu haben. Veranlaſſung des hierin ausgeſprochenen Vorſatzes, ſeine Feder nicht der Bühne zu weihen, waren die Verdrießlichkeiten, die er mit Drurylane gehabt, und er drückt ſich in Bezug auf jenen Vorſaz ſehr entſchieden in dem Briefe an ſeinen Verleger Murray aus, wo er ſagt: „I composed it“ — sc. Manfred — „actually with a horror of the stage, and with a view to render the thought of it impracticable, knowing the zeal of my friends that I should try that for which I have an invincible repugnance, viz. a representation.“ Byron hat ſich geirrt. Sein Manfred iſt auf der Bühne und iſt nicht bloß, ſondern ſcheint auch noch lange für Coventgarden eine Fundgrube reichen Gewinns bleiben zu wollen. Deſſenungeachtet dürfte der Geiſt des Dichters, wenn er in ſeinem reinen Aether einigen Theil an den irdiſchen Nebeln nimmt, über die Täuſchung, die er in ſeinem Vorſaz erfahren, und daß ſein Manfred ein Kaſſenſtück geworden iſt, nur wenig Freude empfinden. Von allem Zulaufe, den das Stück erregt, von allen Zeichen des Beifalls, deſſen Donner das Haus erſchüttert, gehören neun-und-neunzig Prozent den Dekorationsmalern, den drei Herren Grieve, und dem Oberregiſſeur, Maſter Farley. Der Dichter muß mit einem armen Eins vom Hundert ſich begnügen, nicht unähnlich den deutſchen Operndichtern, aber glücklicher als ſie, die für die Bühne ſchreiben und doch neun-und-neunzig Theile des Ruhms und des Ertrags dem Komponiſten überlaſſen müſſen. Aus dem vom Dichter gelieferten dreiaktigen Stoffe hat der Theater-Zuſchneider zwei Akte gemacht. An der Zahl der Perſonen hat er ſich nicht vergriffen, dagegen mehrere Scenen verändert, wodurch einige Wortveränderungen nöthig geworden ſind, die jedoch dem Ohre entgehen, da die Augen alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Wer das Gedicht kennt, wird die Abweichungen aus Nachſtehendem erkennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

Geographiſches. Bouilly's Abſchied.

Kurz nach dieſer Sitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften hatte die halbjährliche öffentliche Verſammlung der geographiſchen Geſellſchaft ſtatt. Graf von Montalivet, welchen die kleinern Journale, weil er Intendant des königlichen Hauſes iſt, ſpöttiſch den Küchenmeiſter des Hofes nennen, hatte den Vorſitz. Er ſprach recht gut von den Fortſchritten der Erdkunde und von den Begünſtigungen der Regierung. Die wichtigſte von ihr unternommene oder auf ihren Befehl ausgeführte Arbeit iſt die neue Landkarte von Frankreich, wovon bereits über zwanzig Blätter fertig ſind. Eben ſo hat ſie eine Karte von Morea in acht Blättern, ferner Plane von Algier und andern dortigen Häfen ſtechen laſſen. Preiſe wurden diesmal nicht ausgetheilt. Der Sekretär der Geſellſchaft, Devezac, las einen ſehr langen Bericht über die Entdeckungen auf dem Erdball und die Arbeiten der Erdbeſchreiber vor, der eine gute Ueberſicht über den jetzigen Zuſtand der Geographie gewährte. In dieſem Jahre haben die franzöſiſchen Geographen nicht geglänzt; die folgenden Jahre werden aber fruchtbarer an neuen Reiſebeſchreibungen ſeyn. Prieur geht wieder nach Guyana zurück, und will den Oryenoko oder vielmehr den Oyapock hinaufſegeln. d'Orbigny läßt auf Koſten der Regierung die wichtige Ausbeute ſeiner achtjährigen Reiſe in's Innere von Südamerika drucken. Jacquemonts Papiere aus Indien ſind angekommen, und werden wahrſcheinlich von einem Freunde des Verſtorbenen zum Drucke beſorgt werden. Auch von dem jungen Architekten Texier, der mit Unterſtützung der Regierung in Kleinaſien reist, erwartet man bedeutende Entdeckungen und Beſchreibungen. Intereſſant war ferner die öffentliche Sitzung der philotechniſchen Geſellſchaft, worin der bekannte Schriftſteller Bouilly gleichſam Abſchied vom Publikum nahm in einem Gedichte über ſeinen literariſchen Lebenslauf, welches mit der Bemerkung ſchloß, das Alter gebiete ihm jezt, an ſeine Ruhe zu denken und ſich auf den ſtürmiſchen Ocean der Schriftſtellerwelt ferner nicht zu wagen. Er freute ſich in ſeinem Gedichte beſonders darüber, daß ihm das Schickſal verſtattet habe, ſtets ein unabhängiges Leben zu führen und nicht von der Gunſt eines Regenten oder eines andern Mächtigen abzuhängen. In der That gehört Bouilly zu den wenigen Schriftſtellern, welche bloß ihren Arbeiten eine günſtige Stellung in der Welt, und ihre Wohlhabenheit einzig dem Beifalle des Publikums verdanken. Zwar iſt er kein genialer Schriftſteller; aber er hat beſſer als tiefſinnigere Autoren die Kunſt verſtanden, Popularität zu gewinnen und beſonders den Damen zu gefallen. Seine dramatiſchen Dichtungen, ſeine Erzählungen ſind ſo faßlich und haben etwas Empfindſames, zuweilen nicht ſehr Natürliches, was jedoch die zarten Damen täuſcht und ihnen den Verfaſſer lieb und werth macht. Dieſe Gunſt der Damen insbeſondere hat Bouilly's eben erſchienenes Buch veranlaßt, welches er Adieux d'un vieux conteur betitelt. Seitdem er nämlich ſeinen „Rath für meine Tochter. Erzählungen für meine Tochter. Erzählungen für junge Mütter“ hat erſcheinen laſſen, iſt er auch der mündliche Rathgeber in den Familien geworden, wie er verſichert, und häufig in ſchwierigen Fällen von jungen Ehefrauen, auch von Männern zu Rathe gezogen worden, was ihm denn Gelegenheit an die Hand gegeben hat, ſonderbare Familienbegebenheiten kennen zu lernen, die er ſich gemerkt und hernach auf ſeine Weiſe, das heißt, verſtellt und in poetiſches Gewand gekleidet, herausgegeben hat. Solcher Familienbegebenheiten enthält nun der jüngſt erſchienene Band mehrere. Es ſcheint, Bouilly will hiemit die Reihe ſeiner Schriften beſchließen. Es lag etwas Rührendes in dem Abſchiede, den er mit ſeinem Gedicht in der philotechniſchen Geſellſchaft vom Publikum nahm, indem er auf ſein graues Haupt zeigte und ſeine ſiebzig Jahre geltend machte, als Grund, nun an die Ruhe zu denken. Seit beinahe vierzig Jahren ergözt Bouilly das Publikum. Zuerſt kannte man ihn bloß als dramatiſchen Dichter, in der lezten Zeit aber glänzte er als moraliſcher Erzähler. Die geliebte Tochter, für welche er ſchrieb, iſt jung geſtorben, und vor einiger Zeit ſtarb auch ſein Eidam Rochelle, den er als Sohn behandelte. Der alte Mann ſteht allein; aber er beſizt eine Menge Freunde, und verdient ſie wegen ſeines ſanften, liebenswürdigen Charakters.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Januar 1835.

> Wo noch die Geiſterſtimmen derer wehen,
> Die lang die Welt geſehen
> Den Erdball lenken mit der Macht der Rede.
>
> Zedlitz.

Das engliſche Parlament und die Mäſſigkeitsvereine.

Weſtminſter liegt in Trümmern. Whigs, Tories, Radicale, alle haben aus Einem Munde den Untergang dieſes Nationaldenkmals bedauert, dieſes Heiligthums der Volksfreiheiten, dieſer weiten Gruft, in der ſeit Jahrhunderten die Klagen von Millionen Bürgern fruchtlos verhallten. Das Nationalgefühl wirkte bei dieſem Ereigniß auf Männer der verſchiedenſten politiſchen Anſicht im erſten Augenblick gleich mächtig; aber wahrſcheinlich dürfte bei Manchen der erſte Eindruck einem andern Platz machen, und der Brand von Weſtminſter in ſeinen weitern Folgen von ihnen aus ganz anderm Geſichtspunkt betrachtet werden. Wenn die Gegenſtände, die uns umgeben, nicht ohne Einfluß auf unſere innere Stimmung ſind, wenn der alterthümliche Ritterſaal ganz andere Gedanken und Gefühle in uns weckt, als der modern geſchmückte Salon, wenn die heitere Colonnade des griechiſchen Tempels ganz anders auf das Gemüth wirkt, als die dämmernden Hallen der mittelalterlichen Kirche, ſo dürften auch die Repräſentanten der drei Königreiche in den ſchimmernden, modiſchen Wänden des Pallaſtes Bukingham ſich ganz anders geſtimmt fühlen, als in jenen gothiſchen Räumen, wo es war, als ob eine unſichtbare Hand in unauslöſchlichen Zügen das gewichtige Wort: Maintenez, an die Wand geſchrieben hätte.

Ich war wohl einer der lezten, die noch in jenem unförmlichen Gebäude, mit den engen, niedrigen, kloſtermäßigen Gängen, den geſchwärzten, mit Zinnen verſehenen Mauern das Parlament verſammelt ſahen. Ich wandelte durch die winkligten Gänge, wo Cecil und Raleigh einander begegneten, wo ſich wohl oft Marlborough und Bolingbroke mit dem Blicke maaßen, und Pitt und ſein Nebenbuhler vertraulich ſich unterhielten, bevor ſie die Donnerkeile der Beredſamkeit gegen einander ſchleuderten. Ich war in dem äußerlich ſo armſeligen, geſchichtlich ſo großen Sitzungsſaal der Gemeinen und hörte O'Connels furchtbare Stimme das Haus füllen. Aber nichts zog mich in Weſtminſter mehr an, als die Kammer der Lords. Ein längliches, rechtwinkligtes, mittelmäßig großes Gemach; am einen Ende ein Thron unter roth ſammtenem Baldachin, gegenüber in der Höhe eine Galerie für das Publikum, an den Seiten Bänke, mit Scharlachtuch beſchlagen, in der Mitte einige Tiſche für die Sekretäre, und zu Füßen des Throns der Wollſack des Kanzlers: in ſolchem Saale ſaßen noch vor wenigen Monaten die Repräſentanten der reichſten Ariſtokratie der Welt.

Das verſammelte Haus war ein wunderliches Emblem Englands, wie es iſt, ein ſeltſames Gemiſch von Neuem

Digitized by Google

und Uraltem, ein Moſaik der Sitten und Gebräuche aller Zeitalter; einerſeits die ſteifen, ſchwülſtigen Formen des Mittelalters, andernſeits das höchſt ungenierte, familiäre Weſen der jetzigen bürgerlichen Sitten. Gegenüber den Biſchöfen in langen Gewändern und weiten Chorhemden ſaßen Herzoge, Grafen, Barone, die Reitpeitſche in der Hand und den Hut auf dem Kopf; neben dem erſten Miniſter der Krone, im Morgenübeerock und dem grauen Hut, das Halstuch nachläſſig umgeſchlungen und mit den Händen in der Taſche halb auf der Bank liegend, gewahrte man die auffallende Figur des Kanzlers, im Richterornat und die ungeheure Perrücke auf dem Haupt; gegenüber dem Kanzler und in demſelben Aufzug ſaßen die vier Sekretäre der Kammer. Die Beamten des Hauſes müſſen ſich einmal dieſer läſtigen Tracht unterziehen, die ſich im neunzehnten Jahrhundeet ſo merkwürdig ausnimmt; ſie ſind Sklaven der Etikette des Mittelaltees, denn die edlen Lords würden eine Verletzung iheer Würde, wie der Geſetze Altenglands darin erblicken, wenn der Präſident ſeine Ermel kürzer machte oder eine Locke ſeines wolkigen Kopfputzes reformirte. Ihre Herrlichkeiten hängen ängſtlich feſt an der Foem; ſie bemerken nicht, daß der Geiſt längſt aus ihnen entwichen iſt und das Volk nicht mehr daran glaubt. Ihr Haus gleicht einem Tempel zu einer Zeit, wo der Glaube an den Gott, der darin verehrt wird, in den Gemüthern erliſcht, aber die Prieſter immer noch mit gewiſſenhafter Teeue die äußeee Foem des Gottesdienſtes wahren. Heiligenbilder, Reliquien, feſtliches Gepränge, Alles iſt noch da; der Weihrauch dampft, die Kerzen brennen auf dem Altare, Alles iſt noch wie vor tauſend Jahren, bis auf den Glauben und die Hoffnung in den Herzen der Menge.

Ich horchte den Verhandlungen; welch ſonderbarer Kontraſt! Derjenige, der durch ſeine Tracht das wahre Bild der alten Zeit war, ſpeach mit dem höchſten Feuer von den Fortſchritten des Jahrhunderts, von den Bedürfniſſen der Zeit, von den mannichfachen Veeänderungen, die ſich in den Sitten und Anſichten des Volks begeben. Man denke ſich die ausdrucksvollen Züge des Kanzlers, jene klugen Augen voll Schalkheit, das bewegliche Geſicht, die vorſpringenden Backenknochen, die Lippen, auf denen der Spott ſeinen Thron aufgeſchlagen, und wie er jezt aufſpringt von ſeinem Sitz, ſich gegen die toryſtiſche Oppoſition wendet, ſie harangirt, indem er mit einer Hand ſein Kleid hält, mit der andern ſein dreieckiges Hütchen an die Bruſt drückt, mit gebogenem Rücken, die rechte Schulter vor; wie er im Tone falſcher Demuth der Herrn ſpottet und mit ihnen ſpielt, wie die Katze mit der Maus, wie er auf die Worte: Durchlauchtige, ſehr edle Heren u. ſ. w. ein ganz beſonderes Gewicht legt, was in ſeinee Aet ſoviel heißen will als: „Die Ohren auf, ihr Schwerhörigen! die Augen auf, ihr Blinden!“ Der Sinn all ſeiner Reden iſt: „Vorwärts, Mylords! Sie möchten wohl gern Halt machen oder gar einen Schritt rückwärts thun; das kann nun und nimmermehr ſeyn! voewärts! — Aber wir ſtehen ja dicht am Abgrund; nur ein Weilchen Aufſchub! — Keinen Augenblick! Der Feind iſt euch dicht auf den Ferſen! Vorwärts! immer vorwärts!“ So trieb der Schäfer die zögernde Heerde vor ſich her. Die Heerde hat jezt den Schäfer fortgejagt; zu was wird dies führen? Ich weiß es nicht, aber vorwärts muß ſie, oder zu Grunde gehen. Die Luſt im Oberhaus iſt indeſſen ſo anſteckend, daß mit ſehr wenigen Ausnahmen die Lords, welche der Reform anhängen, beim Volk nicht viel beliebter ſind als die entſchiedenen Conſervativen. Bekanntlich hat auch Lord Broughams Popularität einen harten Stoß erlitten, und der Grund davon darf nicht allein der Ungeduld der Parteien und iheen unüberlegten Forderungen zugeſchrieben werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Urſprung unſerer Gedanken.

(Fortſetzung.)

Einer ſolchen Unterſtützung ſind nur die falſchen, wandelbaren Gedanken benöthigt, welche, dem grübelnden, klügelnden Verſtande entſprungen, die Wahrheit zu uſurpiren und den Trug damit zu überkleiden ſtreben. Jene großen Gedanken, die eine ſchlagende Wahrheit enthalten, kommen oft geeade im Tode, in den Augenblicken der ernſteſten Einkehr, wo Geiſt und Seele ſich zur Trennung von ihrem bisher bewohnten Körpergehäuſe vorbereiten. So verlangte Madame Roland auf dem Blutgerüſte Schreibzeug, um die ganz beſondern Gedanken aufzuſchreiben, die ihr auf dem lezten Wege voegeſchwebt. Schade, daß man's ihr verſagte. „Denn am Ende des Lebens,“ ſagt Goethe, „gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf, bisher undenkbare; ſie ſind wie ſelige Dämonen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlaſſen.“ Während alſo das höhere Denken des Geiſtes von einem Centrum ausgeht, nämlich von dem Bewußtſeyn des Wahren, fängt das niedere Denken des Verſtandes von der Peripherie an, d. h. von der äußern Erſcheinung, und zwar mit der Tendenz nach dem Centrum, nach der Erforſchung des Wahren. Schon oben haben wir geſagt, das höhere Denken ſey, vermöge ſeiner nahen Beziehung auf den Geiſt, die Fülle dee urbildlichen Ideen, das Urbild, das niedeee Denken hingegen das Abbild des Uebilds.

Digitized by Google

Dieſes untergeordnete Denken des Verſtandes erſcheint ſonach im Gegenſatz mit dem Weſen des höheren Denkens, nämlich dem Erforſchen der Wahrheit, als ein Wiedererinnern. Dieſe Anſicht hatte auch ſchon das Alterthum von dem gewöhnlichen Denken des Menſchen, beſonders aber Plato. Nach ihm kann das Höchſte und Schönſte, weil es unkörperlich iſt, nur durch den verſtändigen Geiſt erfaßt und nur durch verſtändige Rede dargeſtellt werden. Eben dieſes durch die Rede Darſtellbare; das Schöne und Gute, und alles das, welchem wir ein wahres Seyn beilegen, ſteht zwar in einer Beziehung zu den ſinnlichen Dingen; dieſe aber ſind weit entfernt, jenem vollkommen zu gleichen, ſondern die Empfindung jener ſinnlichen Dinge bewirkt in uns nur die Erinnerung an das wahrhaft Seyende, das wir ſchon früher erblickt hatten. Denn alle ſinnlichen Empfindungen ſind uns nur Erinnerungen an die ewigen Ideen, deren Aehnlichkeit ſie an ſich tragen und deren Nachbilder ſie ſind. All unſer Forſchen und Lernen iſt nichts Anderes, als Erinnerung an ein früher Gewußtes. Dieſes angeborene Wiſſen iſt die der Seele eingepflanzte göttliche Vernunft, welche ſich uns in der Welt des Sinnlichen und Werdenden und in ihrer Verbindung mit dem Leibe als eine werdende Vernunft darſtellt.

Man ſieht, Plato hatte ſehr deutliche Begriffe von dem Verfahren der Seele im gewöhnlichen Denken und vom Unterſchied deſſelben von einem höheren Denken des Geiſtes. Die denkende Seele in ihrer Zeiterſcheinung hat alſo getrübte, tauſendfältige Reflexe, die ſie während ihres Zeitlebens allmählig zur Reinheit der Ideen zurückzuführen trachtet; denn die Urbilder des Geiſtes ſtammen nicht aus der Erfahrung, noch können ſie durch irgend eine Lehre oder einen Unterricht erzeugt werden; vielmehr baut die Erfahrung auf ihren Grund, und die Erziehung entwickelt ſie nur zum Bewußtſeyn. Das untergeordnete, mittelbare, vom Verſtande ausgehende Denken iſt alſo mit Recht aufblitzende Wiedererinnerung des unmittelbar Gedachten, Gewußten, Geſchauten zu nennen, wie denn die Erinnerung überhaupt nur die Geburt des dem Menſchen inwohnenden Keimes der Erkenntniß iſt. Daß dieſer Satz: „Denken iſt ein Wiedererinnern,“ nicht bloße Theorie iſt, geht aus der täglich gemachten Erfahrung hervor, daß viele Dichter der verſchiedenſten Nationen der alten und neuen Zeit, welche nie von einander hörten und etwas von ihren Werken laſen, oft ganz dieſelben Gedanken hatten, ganz denſelben Ideengang und ganz daſſelbe Streben nach der Erforſchung des Wahren, Schönen und Guten zeigten; daß ferner manche denkende Menſchen, Künſtler und Gelehrte, die nichts von einander wiſſen, oft gleichzeitig dieſelben Entdeckungen und Erfindungen machen, und daß viele Schlafwache, die ſich in demſelben Grade geiſtiger Freiheit und in derſelben Richtung der Geiſtesthätigkeit befinden, oft ganz daſſelbe über die verſchiedenſten Gegenſtände des Wiſſens ausſagen. Dies ſind nicht zu überſehende Beweiſe von den dem Geiſte eingebornen Ideen des Wahren, Schönen und Guten, von den Urbildern des Geiſtes, die in unſer gewöhnliches Leben und Denken als Lichtblicke aus einer höhern Welt hereinleuchten.

Faßt man nun das Bisherige zuſammen und bringt es unter einen allgemeinen Geſichtspunkt, ſo muß man mit Treviranus und Eſchenmayer einräumen, daß des Menſchen Denken doppelt ſey. Das unmittelbare Denken geſchieht ſchon vor der Entwicklung der Sinne und in freiern Momenten des Geiſtes im ganzen Erdenleben des Menſchen, vermöge der nicht durch die Sinne vermittelten unmittelbaren Erkenntniß des unabänderlich Wahren überhaupt, des ganzen Weltalls und ſeines Zuſammenhangs und ſeiner Wechſelwirkung mit der ganzen übrigen lebenden Natur. Die Reſultate dieſes Denkens haben daher eine Sicherheit, welche das gewöhnliche Denken nicht geben kann; es iſt gewiſſermaßen ein Vor- oder Erſtdenken, ein denkendes Vorſtellen, während das mittelbare Denken, welches im Abſtrahiren und Reflektiren beſteht, ein Nachdenken, ein vorſtellendes Denken iſt, mit dem Leben in der Sinnenwelt anfängt, aus der Objektivität entſpringt, welche die Form gibt, indem ſie die Elemente der äußern und innern Erfahrung durch Empfindungen, Vorſtellungen, Begriffe, Erkenntniſſe, Einſichten, Urtheile, Schlüſſe, Syſteme und Wiſſenſchaften, alſo durch eine ununterbrochene Gliederung zum Prinzip der Vernunft hinaufführt und der Idee des Wahren anzunähern ſucht. Dieſes ſucceſſive Fortſchreiten vom Einzelnen zum Allgemeinen vermittelſt beſtimmter Regeln iſt ein Hauptzug der Funktion des Seelendenkens, welches von Bardili ſehr wahr ein Rechnen genannt und von Ariſtoteles als das einzige Denken betrachtet wurde, indem derſelbe die Seele wie eine tabula rasa anſah, die ſich allmählig aus der Erfahrung fülle und wobei uns nichts als die Bearbeitung des Stoffes zukomme.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

Thiers Antrittsrede in der Akademie.

Eine merkwürdige Verſammlung war die öffentliche Sitzung der Académie française zur Aufnahme des Miniſters Thiers, der ſchon vor achtzehn Monaten zum Mitgliede der Akademie gewählt worden war, aber bisher ſeine Antrittsrede nicht hatte halten können oder wollen. Weßhalb er ſo lange damit gezögert, wurde nicht erwähnt. Seit

langer Zeit war es nicht ſo voll in dem akademiſchen Saale, als diesmal; kaum blieb ein Pläzchen leer, und ſogar die Akademiker hatten Mühe, einen Siz zu bekommen. Da ſaß Brougham, das ausgezeichnete Mitglied des Whigminiſteriums, dort Talleyrand, der gewandteſte oder ſchlaueſte aller Staatsmänner, dem man noch immer Bonmots zuſchreibt, obſchon die wenigſten ihm angehören mögen, denn der Mann iſt ſehr alt, und mag wohl in den vielen diplomatiſchen Schlichen, Intriguen und Unterhandlungen ſeine Laune verloren haben; dann erblickte man den jezt ſo heftig angefochtenen Miniſter Guizot und noch eine Menge anderer berühmter Männer mehr; dies allein verdiente einen Beſuch in der Akademie. Die Damen ſind bei ſolcher Gelegenheit nicht die Lezten, und ſie hatten ſich in großer Anzahl eingefunden, obſchon die Sizung früh begann, das heißt um ein Uhr Nachmittags. Als nun endlich der kleine Thiers, der in wenig Jahren ſich einen ſo großen Einfluß im Staate zu erringen gewußt, aufſtand, um ſeine Rede zu halten, ward es todtenſtille in dem geräumigen Saale. Er hat eine jugendliche, etwas feine, aber doch durchdringende Stimme, und ſpricht ſo deutlich, daß man auch nicht das Geringſte von ſeiner Rede verliert. Dieſe Rede iſt alsbald in den meiſten Tagblättern abgedruckt worden, und ſie haben dieſelbe je nach ihrer politiſchen Farbe mit Bemerkungen begleitet; einige, z. B. die legitimiſtiſchen Blätter, behandeln den jungen Staatsmann nicht anders, als Jemand, der ſich durch allerlei Mittel auf ſeinem glänzenden Poſten zu erhalten ſucht, und die Dauer ſeiner Macht eilig dazu benuzt, um ſich zu bereichern. Er ſprach hier in der Akademie, wie neulich in der Deputirtenkammer, von der Laſt der Miniſterwürde, von den Unannehmlichkeiten ſeines Poſtens, und ließ merken, wie ſehr er ſich darnach ſehne, ruhig und als Privatmann zu leben, und mit den Akademikern, ſtatt mit den Staatsmännern umzugehen. Hier war das Publikum ſehr hartgläubig; die Pariſer ſind nicht dumm und wiſſen recht gut, daß, wer einmal Miniſter iſt, herzlich gern Miniſter bleibt; es dünkt ihnen auch, daß, wenn Thiers ſich wirklich nach der akademiſchen Ruhe ſehnte, nichts leichter für ihn ſeyn würde, als die angeblich ſo ſchwere Miniſterbürde von ſich abzuwerfen und den Muſen und ſich ſelbſt zu leben; denn im Grunde iſt doch Niemand verbunden, Miniſter zu bleiben, wenn ſeine Stelle ihn anekelt. Thiers thäte alſo beſſer, von ſeinem Elende gar nicht zu ſprechen; denn die ſchalkhaften Pariſer haben nicht das geringſte Mitleiden mit einem ſich über ſeine Lage beklagenden Miniſter, und nehmen ſolche Klagen nur mit Lächeln auf. Eine Stelle in Thiers Rede wurde ſehr beklatſcht, die nämlich, wo er den Zuſtand der Preſſe unter Napoleon mit dem jezigen verglich, und zu zeigen ſuchte, warum jener Herrſcher die Preſſe nicht frei gab und warum ſie jezt ohne Gefahr der völligen Freiheit genießen kann. Damals nämlich ſey die Parteiwuth noch in voller Gährung geweſen; der Eine habe zum Andern ſagen können, du haſt meinen Vater verbannt, meinen Bruder auf's Blutgerüſte geführt u. ſ. w. Napoleon habe ſolche Vorwürfe nicht dulden wollen und daher die Preſſe im Bann gehalten. Das jezige Geſchlecht habe ſich aber keine Verbrechen, ſondern nur Irrthümer vorzuwerfen; man könne dreiſt Alles ſagen, ſogar die Staatsmänner beſchuldigen, daß ſie ihr Vaterland unterdrückten, eben weil dieſe Beſchuldigung ungegründet ſey. Natürlich war dies eine Anſpielung auf die dem jezigen Miniſterium von der äußerſten Oppoſition fortwährend gemachten Vorwürfe, obſchon man ihnen auch gelindere, vielleicht beſſer gegründete Vorwürfe macht.

(Die Fortſezung folgt.)

London, Januar.

(Fortſezung.)

Byrons Manfred in Drurylane.

Der Vorhang rollt auf. Manfred in der ſtattlichen Halle ſeiner Väter, vor ſich einen gewaltigen Folioband und eine matt leuchtende Lampe: ſein Selbſtgeſpräch und ſeine Geiſterbeſchwörung. Im Hintergrunde der dunkeln gothiſchen Galerie geht ein Stern auf; gleich nachher erſcheinen, einer dem andern folgend, Vesper, der Luftgeiſt, Orcus, der Berggeiſt, Thammuz, der Waſſergeiſt, Baalim, der Sturmgeiſt, Nox, der nächtliche Schattengeiſt, Omorasdes, der Elementargeiſt, und Aſtaroth, der Erdgeiſt. Sie alle fragen, was Manfred begehre. Er verlange, was keiner zu geben vermag: das zu vergeſſen, was in ihm iſt. Seinem Zorne gehorſam, verwandelt ſich der Erdgeiſt in ein weibliches Weſen. Manfred ſtürzt darauf zu; „ich will dich umfaſſen, und wiederum — mein Herz iſt kalt!“ und er bricht zuſammen. — Die Scene verändert ſich in eine wilde Felſengegend, Hexen umſchwärmen Manfred und ſprechen die Zauberformel über ihn. Dann erſcheint er auf einem hoch überragenden Felsabhange, verzweifelnd und mit dem Entſchluſſe ringend, ſich hinabzuſtürzen. Die Bühne ſtellt eine der romantiſchſten Schweizergegenden vor, die glänzenden Gletſcher und den Schneegipfel der Jungfrau. Der Mond ſinkt, die aufgehende Sonne zertheilt die Nebel, und ein Roſenkranz legt ſich um das Haupt der Jungfrau. Die Schönheiten der Natur gehen an Manfred vorüber, und die aus der Ferne herüberzitternden Töne einer Schäferflöte erhöhen nur ſeine Sehnſucht nach dem Felſengrabe. „Nimm die Atome, Erde!“ ruft er, den Fuß zum Sprunge hebend. Da hat ein Gemſenjäger nach mühſamem Klettern die Klippe erreicht, erfaßt ſein Gewand und ſeinen Arm, und Manfred folgt ihm die ſteile Bahn herab. Während er den Gemſenjäger nach deſſen Hütte begleitet, erſcheinen die Hexen wieder und ſingen den Fluch. Dann kehren die Abgetretenen zurück und es erfolgt zwiſchen ihnen das Geſpräch, mit welchem der Dichter ſeinen zweiten Akt eröffnet. Sobald die Scene ſich in eine andere Alpengegend mit einem Waſſerfalle verwandelt hat, über welchen die Sonnenſtrahlen einen Bogen „in den vielen Himmelsfarben“ ſpannen, tritt Manfred auf und beſchwört die Alpenhexe, und gehorſam erhebt ſich dieſe aus dem über dem Katarakt geſpannten Bogen. Sie vermag nicht zu thun, weßhalb Manfred ſie heraufbeſchworen hat, Todte zu erwecken oder ihn mit ihnen gleich zu betten. In ſeiner Hoffnung getäuſcht, ſtürzt er nieder, und Nemeſis, die Göttin der Vergeltung, und Clotho, Lacheſis und Atropos, die drei Schweſtern eines unabänderlichen Verhängniſſes, umringen ihn.

Hiemit ſchließt der erſte Aufzug. Wären nicht die Augen der Zuſchauer überall beſchäftigt geweſen, ſo würde Nemeſis nicht ohne einiges Bravo für den Dichter die Worte haben ſprechen können:

> I was detain'd repairing shatter'd thrones,
> Marrying fools, restoring dynasties,
> Avenging men upon their enemies,
> And making them repent their own revenge;
> Goading the wise to madness, from the dull
> Shaping out oracles to rule the world
> Afresh, for they were waxing out of date,
> And mortals dared to ponder for themselves,
> To weigh kings in the balance, and to speak
> Of freedom, the forbidden fruit. — — —

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 22. Januar 1835.

Durchſchauert mich, ihr Donner des wilden Elements!

Denis.

An den Rheinfall bei Schaffhauſen. *)

Dich, die du zu Gottes Allmacht mich ſchwingſt,
Mich niederbeugeſt zur Ohnmacht des Nichts,
O Schlacht der Wogen! dich feire mein Geiſt
Mit Beben der Wonn' im Geſang!

Noch war ich ein muntrer Knabe, noch flog,
Ein Spielzeug den Weſten, mein Haargold, da hob
Sich glühend der Wunſch zur Sehnſucht in mir:
Dich, herrlicher Rheinfall! zu ſehn.

Gekrönt iſt mein Wunſch! Dies feire mein Lied
Durch's Harfenſpiel tönend, dies jauchze mein Geiſt!
Mein gieriges Aug', mein trunkenes Ohr
Hängt, ſchäumender Donnrer, an dir.

Ich ſeh', wie, von hellem Silber umſtäubt,
Das ohrenbetäubende Wellengebrüll
Durch kämpfende Felſen wüthend hinab
In's ewige Waſſergrab ſtürzt.

Ich ſeh' mit geſpanntem, ſchwindelndem Blick,
Wie hehr deine Stirn, von Dünſten entwölkt,
Beim röthenden Strahl des werdenden Tags
Auf ſtürzende Silberfluth blickt.

Ich ſeh' — doch ich bebe, ſinke, verſink'
Im Schauer der Macht, die die felſige Wand
Gen Himmel gethürmt, und, grünlicher Rhein,
Hinab dir zu donnern befahl.

Der Andacht Begeiſt'rung flügelt mein Herz
Voll Ehrfurcht zu dir, unermeßlicher Geiſt!
Zu dir, deß Allmacht, im Tempel Natur,
Des Stromfalls Poſaunen enthallt!

Des Unendlichen, für uns Endliche hier
Gegründetes Denkmal umſchwebe mich oft
Im Traum, den der Morgen thaut, und im Ernſt,
Der freundlich entſchlummert dem Mond.

Dem panzerte Froſt des Eismeers das Herz
In ſtählerner Bruſt, der erkennet nicht Gott,
Ein Unmenſch iſt er, der fühllos dich ſah,
Und deiner auf immer vergaß!

---

*) Aus den eben in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienenen ſämmtlichen Dichtungen vom Frhrn. v. Weſſenberg. 4 Bände. Subſcriptionspreis fl. 3.

Digitized by Google

Ueber den Urſprung unſerer Gedanken.

(Beſchluß.)

In neueſter Zeit hat der bekannte Improviſator Langenſchwarz den obigen Satz Bardilis: „das Denken iſt ein Rechnen,“ in ſeiner Schrift: die Arithmetik der Sprache oder der Redner durch ſich ſelbſt, durchgeführt, indem er das Denken überhaupt, welches hier freilich im Sinne des mittelbaren genommen werden muß, durch eine Reihung (Addition), Trennung (Subtraktion), Mehrung (Multiplication), Fügung (Diviſion) der Gedanken zu einer innern Klarheit des Bewußtſeyns hindurchführt und daſſelbe zu einem Reſultat der in innerer Klarheit wirkenden und thätigen Willenskraft erhebt. Wie weit man es hierin bringen könne, mit welcher bewußten Rechenkunſt man Herr ſeiner in der Außenwelt entſtandenen Empfindungen und der durch ſie bedingten (mittelbaren) Gedanken werden könne, lehrt jene Schrift, aus welcher aber auch zugleich hin und wieder, dunkel angedeutet, der Gegenſatz zwiſchen dem unmittelbaren und mittelbaren Denken hervorleuchtet, von denen jenes die Regel ſchon angeboren enthält, wogegen bei dieſem die, durch die Sinne erkennende Seele die Regel aus Erfahrung und aus Abſtraktion von der äußern Sinnenwelt ſich entwirft. Es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß unſere Anfangs dunkeln Vorſtellungen immer lichter werden, je länger ſie in der Seele ruhen; aber ſelbſt dieſe in der Intelligenz der Seele begründete Klarheit hat gewöhnlich einen tiefern Grund, indem bei ruhigem Nachdenken über einen dunkeln Gegenſtand uns plötzlich durch einen Blitz des Geiſtes Licht und Klarheit kommt, welche wir dann unſerer Seele und deren Nachdenken zuſchreiben. Dieſe gewöhnliche Art des mittelbaren Denkens wird auch von Heinroth*) ein gegenſtändliches genannt (in Bezug auf Goethe), indem das Denken ſich von den Gegenſtänden anſpinne und ſich von ihnen nicht trenne, ſo daß das Anſchauen ſelbſt ein Denken, das Denken ein Anſchauen ſey. Hierüber ſagt Goethe ſelbſt, dieſe Art des gegenſtändlichen Denkens habe bewirken müſſen, daß alle Gegenſtände, die er in ſeinem Leben betrachtet und unterſucht habe, gerade nur die wirklich bewirkte Vorſtellung und Ueberzeugung in ihm erregt hätten; das ganze Verfahren beruhe auf dem Ableiten, indem man nicht raſte, bis man einen prägnanten Punkt gefunden habe, von dem ſich Vieles ableiten ließe.

Wenn nun aber das menſchliche Denken in der Idee ſo ſchroff in unmittelbares, höheres Denken des Geiſtes und in mittelbares Denken des Verſtandes (der Seele) geſondert iſt, ſo tritt doch die Vermiſchung und Verbindung beider Arten im Leben ſo oft ein, daß dieſe Sonderung nur für gewiſſe freiere Zuſtände des Geiſtes anwendbar iſt und das unmittelbare Geiſtesdenken im gewöhnlichen Leben mehr als aufleuchtender Gedankenblitz, als Einfall erſcheint, was oben näher angedeutet iſt. Das Denken des Menſchen iſt alſo zugleich unmittelbar und gegenſtändlich, und die Syſtole und Diaſtole des menſchlichen Geiſtes erſcheint dort, wie ein zweiter Herzſchlag, niemals getrennt, immer pulſirend.

Dies möge hinreichen, den Urſprung unſerer höheren Gedanken auf ein höheres Reich des Geiſtes und auf deſſen unmittelbares Erkennen zurückzuführen, welches ſich in des Geiſtes univerſeller Thätigkeit, alſo ſowohl im Hellſehen als auch in der Poeſie offenbaren muß, wodurch ſomit auch ein inniger Zuſammenhang der Poeſie mit dem Hellſehen bei der Beziehung beider auf den Geiſt klar hervortritt. Und wenn ſich auch beim Nachſinnen über uns ſelbſt immer das Höchſte und Erſte unſerer geiſtigen Natur der Forſchung entzieht und wir uns ſelbſt ein ungelöstes Räthſel bleiben, ſo muß doch die Ueberzeugung und der Glaube, daß die Welt unſerer Gedanken in einem unvergänglichern Mutterboden wurzele, als bloß in der groben, hinfälligen Gehirnmaſſe, eine ſanfte Tröſtung für die Zukunft und eine Zuſicherung unſerer Unſterblichkeit gewähren. Es gilt hier der bekannte orphiſche Spruch auf den Zeus, als dem ſymboliſchen Ausdruck für „Geiſt.“

„Zeus der erſte, der mittelſte Zeus, Zeus wirkſam in Allem!“

Darum ſagt auch der, durch ſeine ausgezeichnete Seherkraft ſo berühmte Plotin ſterbend in ſeinem 66ſten Jahre zu ſeinem Arzt und Schüler Euſtochius: „Ich ſuche jezt den Gott in uns zu der im Weltall befindlichen Gottheit heimzuführen.“ Und damit ſtarb er freudig!

Das englische Parlament und die Mässigkeitsvereine.

(Fortſetzung.)

Es iſt augenfällig, daß ſich in England, wie ſehr auch dem natürlichen Gang der Ereigniſſe von Seiten der Regierenden Hinderniſſe in den Weg gelegt werden mögen, eine neue Ordnung der Dinge vorbereitet. Vielleicht iſt ſogar die Zeit nicht gar zu fern, wo die Namen Whig und Tory ihre vielhundertjährige Bedeutung verlieren, wo die Leute, welche ſich jezt ſelbſt damit bezeichnen, ſich über ihre lange Feindſchaft wundern werden. Indeſſen habe ich in England durchaus kein Symptom bemerkt, das auf eine bevorſtehende gewaltſame Umwälzung deutete, und ich fühle mich von Achtung

*) Lehrbuch der Anthropologie, S. 389.

durchdrungen von einem Volk, das, während ihm der Ausſatz der Mißbräuche am Marke zehrt, Herr ſeiner ſelbſt bleibt und ſich ruhig verhält, ohne darum in Erſchlaffung verſunken zu ſeyn. Man denke ſich ein Land, das auf achtzehn Millionen Einwohner nur ſiebzehn bis achtzehntauſend Landeigenthümer zählt, wo es weite Strecken unbebauten Landes gibt, weil es an guten Geſetzen hinſichtlich des Grundbeſitzes fehlt, wo jährlich Tauſende dem Vaterland den Rücken kehren, weil es ihnen keinen Unterhalt gibt; ein Land, wo der Gewerbfleiß auf eine beiſpielloſe Höhe getrieben iſt, und zwar durch ſechs, ſieben Millionen Menſchen, deren Exiſtenz ſchwankend und nur gar zu oft höchſt armſelig iſt; ein Land, das vorzugsweiſe von Handel und Induſtrie lebt, und in dem doch läſtige Geſetze und drückende Steuern beiden Feſſeln anlegen, weil man vor Allem und um jeden Preis die Zinſen einer ungeheuren Staatsſchuld beiſchaffen muß; ein Land, wo der Soldat nach zwanzig Dienſtjahren auf kein Fähnrichspatent Anſpruch hat, wo alle Offiziersſtellen verkauft werden, wo man die Gerechtigkeit mit Gold aufwiegen muß, wo die Glieder der diſſentirenden Gemeinden einen Theil ihrer Ernte zur Beſoldung eines fremden Kultus opfern müſſen; ein Land, wo Thron und Ariſtokratie mit dem Nimbus, der ſie früher umgab, ihre Hauptſtärke eingebüßt; wo eine Fluth von Zerrbildern und Flugſchriften Tag für Tag der geſetzlichen Gewalt Hohn ſpricht, wo die periodiſche Preſſe ohne Unterlaß gegen Mißbräuche und Privilegien donnert; wo alle Gewalt in den Händen der vom Volk gewählten Männer liegt, wo das Volk ſeine Stärke, ſeine Macht kennt, aber ſich begnügt, aus dem baufälligen Gebäude, das ſo ſchwer auf ihm laſtet, heute einen Stein zu nehmen, morgen einen andern, und dann wieder auszuruhen: dies iſt das heutige England.

Dieſe Mäßigung, dieſe Klugheit hat mehr als Eine Quelle: einmal den geſunden Verſtand der Nation und die Macht, welche ſo altehrwürdige Inſtitutionen trotz ihrer Gebrechen immer noch auf die Gemüther üben, ſodann das Intereſſe, das ſo viele Tauſende bei Aufrechthaltung der Staatsſchuld haben, vor Allem aber die allgemeine Achtung vor dem Geſetz, die auf's Innigſte mit den religiöſen Gefühlen zuſammenhängt. In Frankreich will man genießen, um jeden Preis, ohne Zeitverluſt; dort beſchränkt ſich ja alle Hoffnung und aller Genuß auf dieſes Leben; in England aber verſteht man ſich auf's Warten und Dulden, liegt doch nicht alles, was man hofft, alles, worauf man ſinnt, dieſſeits des Grabes. Dieſer wichtige Punkt fällt einem freilich nicht auf, wenn man in der Reihe der Stände nur die beiden Extreme beobachtet: einerſeits die tolle Eitelkeit, die unbegreifliche Frivolität und das ärgerliche Leben der ſogenannten faſhionabeln Welt, andernſeits die tiefe Geſunkenheit des Pöbels, die groben Laſter und Verbrechen, wie Rohheit und Elend ſie erzeugen, laſſen den oberflächlichen Beobachter die ganze Nation mißachten. Sieht man ſich aber genauer um, beobachtet man die Mittelſtände und betrachtet dann auch die andern mit geſchärfterem Blick, ſo wird der Eindruck ein ganz anderer; dann findet man, daß ein großer Theil der engliſchen Nation, und ſicher der aufgeklärteſte, ſich in ſeiner Handlungsweiſe durch Gefühle höherer Natur leiten läßt, daß jene Stände, welche Gott fürchten und denen Sittlichkeit kein leerer Name iſt, ſich zum ganzen Lande verhalten wie der Ballaſt zum Schiffe, und es davor ſchützen, daß es nicht zum Spielzeug politiſcher Stürme wird. Dieſe achtunggebietende Maſſe iſt es, welche Zufluchtshäuſer für die Armen ſtiftet, Schulen und Hoſpitäler ausſtattet, Kirchen baut, die Bibel in der Welt verbreitet; ſie iſt es, welche auf Abſchaffung der Sklaverei dringt und Mäſſigkeitsvereine ſtiftet.

Ich war ſehr neugierig, eines der leztgenannten merkwürdigen Inſtitute kennen zu lernen, und ſo ſtand ich denn eines Abends, nachdem ich die kleine Steuer entrichtet hatte, welche wegen der nothwendigen Koſten erhoben wird, in einem geräumigen, einfach geſchmückten Saale. Ich fand vier- bis fünfhundert Perſonen beiſammen, wovon Manche, gleich mir, die Neugierde herbeigezogen hatte. Auf den längs der Wände angebrachten Bänken unterhielten ſich Frauen aller Stände, andere ſaßen an großen, hufeiſenförmig aufgeſtellten Tiſchen und ſervirten Thee den Frauen und den Männern, die auf dem freien Raum umherſtanden. Hinten, der Thüre gegenüber, ſtand, etwas erhöht, der leere Stuhl des Präſidenten. Die Stadt, wo dies vorging, war ein feſter Platz und ein Seehafen erſten Rangs, und die Verſammlung beſtand zum Theil aus Seeleuten und Militärs aller Grade. Der Soldat und der Matroſe ſtanden hier auf völlig gleichem Fuß mit ihren Offizieren, die Diener des Evangeliums und die Beamten der Stadt miſchten ſich unter die Geringſten ihrer Mitbürger, und ſogar die Frauen bemühten ſich, möglichſt die Spuren der geſellſchaftlichen Hierarchie zu verwiſchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Byrons Manfred.

Der Anfang des zweiten Aktes zeigt uns Manfreds Schloß, im Vordergrunde eine daſſelbe umgebende Terraſſe, im Hintergrunde das blaue Meer. Ueber das Ganze gießt der Mond ſein ſilbernes Licht, und ein dunkelrother Schein

Digitized by Google

erhellt eines der Thurmfenſter, ein Zeichen, daß Manfred dort wacht. Zwei ſeiner Diener ſtehen im Geſpräche, bis der Abt von St. Maurice ſie durch die Frage nach ihrem Herrn unterbricht. Sie deuten auf den Thurm, und da der Abt von ihren Vorſtellungen ſich nicht abhalten läßt, Zutritt zu fordern, gehen ſie mit ihm ab. — Die Scene verwandelt ſich nun in die Halle des Arimans, des böſen Prinzips. Sein Thron iſt eine Feuerkugel, alle ſeine Umgebungen ſtrahlen in Feuer; vor ihm ſtehen ſeine dienſtbaren Geiſter, hinter ihm ſchwer-Gewappnete. Nachdem die Geiſter ihre Hymnen geſungen haben, tritt Manfred ein. Er begehrt, die begrabene Aſtarte zu ſehen. Nemeſis beſchwört ſie herbei: „Schatten oder Geiſt, was du immer ſeyſt!“ und aus der Mitte erhebt ſich Aſtarte's Schatten. Auf Manfreds ſtürmiſches Bitten nennt ſie ſeinen Namen, ſagt ihm, daß morgen ſein irdiſches Leiden enden werde, und verſchwindet. Manfred ſtürzt beſinnungslos zu Boden, und in wildem Jauchzen umtanzen ihn die Geiſter. — Die nächſte Scene iſt wieder in Manfreds Schloſſe, ein geräumiges Zimmer, er im Selbſtgeſpräche. Man meldet den Abt; freundlich empfängt ihn Manfred, aber vergebens bemüht ſich der heilige Vater, ihn in die verlaſſenen Kreiſe des Lebens zurückzuführen. — Die Bühne verwandelt ſich in die Alpengletſcher. Manfreds lezte Stunde iſt gekommen; unter Donner, Bliz und Sturm erbeben die Gletſcher; die rieſigen Gebirge brechen zuſammen, und Manfred, anſtatt, wie beim Dichter, in ſeinem Thurmzimmer zu ſterben, findet hier das früher gewünſchte Felſengrab. „Such would have been for me a fitting tomb.“

Dieſe Angabe des Scenenwechſels, und beſonders das theatraliſche Ende Manfreds werden hinreichend den vorausgeſchickten Saz beweiſen, daß Byrons Gedicht im Coventgarden-Theater zum bloßen Schauſtück benuzt worden iſt. Bei einem ſolchen iſt das Spiel völlig Nebenſache, und wo das der Fall, darf davon auch nur nebenbei die Rede ſeyn. Eine Kritik würde mehr als je Gefahr laufen, den Spielenden Unrecht zu thun. Wir wiſſen, daß nicht ſie, ſondern die Dekorationsmaler und Maſchiniſten die eigentlich Spielenden, daß ſie nur der Faden ſind, der jene in Bewegung ſezt, und die Gewißheit, überſehen zu werden, entſchuldigt wenigſtens einen Mangel an Anſtrengung. Gleichwohl fällt dieſer dem Einzigen, von dem man ſagen kann, daß er zu ſpielen hat, Denvil als Manfred, nicht zur Laſt. Er thut alles Mögliche, wäre es auch nur durch gewaltiges Schreien und knochenzerbrechendes Niederwerfen, einen Theil der der Scenerie zugewendeten Aufmerkſamkeit ſich zu gewinnen. Doch dürfte ihm das weniger gelingen, als der lieblichen Miß Tree, die als Alpenhexe wirklich bezaubernd hübſch war. Alles Lob gebührt den oben genannten Herren Grieve für die Schönheit ihrer Dekorationen und dem Herrn Farley für die Präciſion des Scenenwechſels. Da ſtockt nichts, da knarrt nichts, da zaudert nichts, da zappelt nichts Lachen erregend in der Luft. Oft iſt es in der That, als habe ein Zauberſchlag die Bühne berührt, und die Halle des Arimans muß Bewunderung erregen. Daher iſt auch dieſer Scene, unſtreitig dem Glanzpunkte des Ganzen, der Auftrag geworden, überall, wo öffentliche Anſchläge erlaubt ſind, in ungeheurem Formate die Neugier der Vorübergehenden zu wecken. Und wenn alle diejenigen, die gaffend dabei verweilen, ſich nur ein Mal verlocken laſſen, das Abgebildete mit der wirklichen Vorſtellung zu vergleichen, ſo leidet es keinen Zweifel, daß die verſchiedenen tauſend Pfund, welche das in Scene Sezen gekoſtet hat, ſehr gut angelegt ſind.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortſezung.)

Thiers Antrittsrede in der Akademie.

Sollte die von Thiers angeſtellte Vergleichung der Napoleonſchen Politik mit der jezigen eine Rechtfertigung der erſtern ſeyn, ſo ſchoß ſie fehl; denn nicht eigentlich um den Parteikampf zu verhüten, ſondern um alle freien Stimmen, die ſich gegen ſeinen Deſpotismus erheben konnten, zum Schweigen zu bringen, ſchlug er die Preſſe in Feſſeln und machte die Tageblätter zu unbedeutenden Intelligenzblättern. Freie Erörterung der Maßregeln ſeiner Regierung war ihm weit verhaßter, als Streitigkeiten der Parteien, die auch damals nicht aufhörten. Sogar hatte er es nicht ungern, wenn man den Jakobinern und andern Revolutionsmännern ihre Gräuel vorwarf, weil man dadurch die allgemeine Sicherheit und Ordnung unter ſeiner eigenen Regierung beſſer ſchäzen lernte. Aber darin hat Thiers Recht, daß er behauptet, die Uebertreibungen, die ſich zuweilen die periodiſche Preſſe erlaubt, ſeyen eine geringe Unbequemlichkeit in Vergleich mit den überwiegenden Vortheilen der völligen Freiheit. Wäre Napoleon ſo klug geweſen, als man es jezt iſt, ſo würde er zwar nicht Alles haben thun können, was er ſich erlaubt hat, aber vielleicht hätte er viel länger regiert und ſeinem Stamme den von ihm errichteten Thron übergeben, der nun für denſelben verloren iſt. — Noch eine Stelle in Thiers Rede fand Beifall, die nämlich, wo er ſehr ſchön ſagte, die Zeit, worin er geboren, ſey für ihn auch ein Vaterland, wie der Boden, worauf er geboren. Er ſey den Bewegungen, den Fortſchritten der Begebenheiten zugethan, welche in der jezigen Zeit geſchehen, wie dem Volke, deſſen Mitbürger er ſey. Natürlich iſt dies der Vortheil eines jungen Miniſters, welcher ſich zuvor zu den liberalen Geſinnungen ſeiner Zeit bekannt hat, daß er dieſelben doch nicht ganz verläugnen kann, wenn er an's Staatsruder gelangt iſt, und daß er nichts von den Vorurtheilen, beſchränkten Anſichten und Gewohnheiten eines am Hofe oder unter privilegirten Kaſten grau gewordenen Staatsmanns mit ſich bringt. Thiers hat ſeine Jugendzeit mit den Männern der liberalen Oppoſition, mit freiſinnigen Journaliſten, mit dem jezigen Geſchlechte zugebracht. Aus Eigennuz, aus Gefälligkeit oder aus andern Rückſichten kann er Manches in ſeinen Geſinnungen ändern, oder thun, als ob er ſie änderte; aber ein Miniſter vom alten Hofe, oder ein orientaliſcher Vezier kann er doch nie werden, er müßte denn alle Scham von ſich werfen und ein Apoſtat werden, was ſich von ihm wohl nicht erwarten läßt. Dergleichen Erſcheinungen fallen freilich zuweilen in der Hofluft vor; indeſſen würden ſie ihn bei der jezigen Preßfreiheit doch allzu ſehr entehren, als daß ein junger Mann, der doch bald wieder vom Miniſterpoſten abberufen werden kann, der Welt ein ſolches Aergerniß geben möchte. Dem Gebrauche nach hatte ein Akademiker im Namen der Akademie dem Neuaufgenommenen zu antworten, oder, wie es heißt, ihn zu bekomplimentiren. Man hatte hiezu Viennet, den bekannten Dichter und noch bekannteren Anhänger des Miniſteriums, gewählt. Dieſer lobte Thiers als Geſchichtſchreiber der Revolution ganz entſezlich, weßhalb ein Journal ſpöttiſch bemerkte, Viennet habe den Miniſter mit ſeinem Lobe unbarmherzig gegeißelt.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 20.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Januar 1835.

— Ut mihi saepe
Bilem, saepe jocum vestri movere tumultus.

Horat:
Epist:

Ein Dichterthee bei Nero.

Aus Jupiter Vindex, von Karl Gutzkow. *)

Große Halle mit mehreren Seitenthüren und einer Hauptthüre im Hintergrunde. In der Mitte eine Tribüne.

Ein Hauptmann mit Soldaten tritt auf.

Hauptmann.

Marſch! Schultert das Gewehr!
Macht Eurem Hauptmann Ehr!
Die Augen links; rechtsum geſchwenkt,
Und weder rück- noch vorgedrängt;
Den Fuß am Leibe nicht gehängt,
Und jeden Muskel angeſtrengt!
So brav! — Ja, unſer Regiment,
Das nur den Stock und Schweigen kennt,
Das iſt das einz'ge, das noch hält
Die Ordnung aufrecht in der Welt;
Wo Jeder thun mag, was er will,
Da ſteht das ganze Weſen ſtill.
Iſt wieder 'nmal ein Rebellion
Im Werk geweſen; der Cujon
Von Piſo ſoll der Hauptwardein
Und erſter Schuſt dabei geweſen ſeyn.
Jezt iſt der ganze Mordverſchwör
Im kriminaliſchen Verhör.
Wer Nichts geſteht, dem kömmt es bitter an,
Und wer geſteht, iſt auch 'n verlorner Mann.
Doch iſt zum Schwatzen jezt kein Zeit.
Nun, merket auf, ihr tapfere Kriegesleut',
In dieſen Saal hierauf der Kaiſer tritt,
Heut macht er ſeinen Hippogryphenritt.
Was weiß ich? Mich kümmert nichts,
Wenn nur von Euch ein jeder Taugenichts
Parat iſt, obſerviret das Signal,
Falls nöthig wird ein Ueberfall.
Wer gibt Euch Brod? wer gibt Euch Lohn?
Wer hat von Eurem Witz die Ehr davon?
Jezt plaudert nicht! Kreuz Million!
Rechts ſchwenkt das ganze Bataillon!
(Die Soldaten vertheilen ſich in den Nebenzimmern.)

Die Dichter treten ein.

Chor der Dichter.

Wir ſind die Aechten,
Beſonders Rechten,
Die Vielgeprüften,
Vom Kaiſer ſelbſt mit Ruhm verbrieften!
Wir ſind die wahren
Poetenſchaaren,

*) Siehe Morgenblatt 1834. Nr. 317.

Digitized by Google

Die Angenommnen,
Schon zur Unſterblichkeit Herangekommnen!
Uns widerſprechen
Heißt, ſich-verbrechen
An jenen Händen,
Ohn' die wir nicht auf dieſem Gipfel ſtänden.
In unſern Tempel
Tritt, wer den Stempel
Bereits empfangen: —
Der junge Spatz mag in den Sprenkeln hangen.

Ein Buchhändler.

So recht meine Herren, wir Verleger hören nichts lieber, als wenn ſich die Dichter mit dem Ruhme begnügen.

Erſter Poet.

Das iſt eine Genügſamkeit, welche Ihnen freilich wohlfeil zu ſtehen kommt.

Zweiter Poet.

Ja, wollte man Ihnen einmal eine goldne Säule ſetzen, ſie würde ſehr klein gerathen, wenn man ſie aus dem Honorar ſchmölze, welches die Poeſie von Ihnen bezogen hat.

Buchhändler.

Ungefähr einem Pfeifenſtiele würde ſie gleichen: Sie haben Recht, meine Herren. Doch geſtehen Sie ſelbſt, werden Sie deßhalb ſchlechtere Verſe machen, weil Sie weniger anſtändig bezahlt werden? O, meine Herren, Homer wäre darum kein genialerer Dichter geworden, wenn er auch für den Bogen einen Louisd'or mehr bekommen hätte.

Dritter Poet.

Was das für Redensarten ſind! Was hat man vom Tempel des Ruhms, wenn wenigſtens nicht ſein Fußboden mit Kronenthalern gepflaſtert iſt?

Ein Humoriſt (bedeutungsvoll).

In welchem Style glauben Sie wohl, daß der Tempel des Ruhms gebaut iſt? im doriſchen oder ioniſchen?

Buchhändler.

So iſt's recht: ei, das war ja eine humoriſtiſche Bemerkung, und ich muß Ihnen geſtehen, Spaß amüſirt das Publikum. Figürliche Gegenſtände in der Analogie wirklicher zu behandeln — nicht übel. Was kann man, um ein Beiſpiel zu haben, z. B. von der Schönheit ſagen, wenn ſie in die Augen fällt?

Humoriſt.

Daß ſie ſehr ungeſchickt iſt.

Buchhändler.

Allerliebſt; Sie ſind mein Mann. Sie verbinden das Nützliche mit dem Angenehmen. Wenn ich mich hergebe, Verſe zu verlegen, ſo bau' ich immer in die Luft.

Humoriſt.

Nach welchen Grundſätzen verfahren Sie, wenn Sie in die Luft bauen? Was kann man überhaupt von der Architektur der Luftſchlöſſer ſagen?

Buchhändler.

Sagen Sie etwas! (Er zieht eine Tafel und ſchreibt heimlich in der Taſche nach, was der Humoriſt ſpricht.)

Humoriſt (räuſpert ſich und beginnt).

Außer der ſichtbaren Welt gibt es gewiß noch eine zweite unſichtbare, welche die unſrige oft durchkreuzt. Spricht man doch zuweilen vom Reich der Freiheit, vom Reich der Wahrheit, von zwei Reichen, welche in unſern irdiſchen Reichen doch gänzlich unbekannt ſind. Es gibt ſogar eine unſichtbare Geographie; denn wie oft iſt nicht von ſogenannten böhmiſchen Dörfern die Rede, welche überall liegen, nur nicht in Böhmen. Sie ſelber haben von Luftſchlöſſern geſprochen, welche irrthümlicherweiſe oft nach Spanien verlegt werden, gleichſam als wäre Spanien der Mond, in welchem mancher Edelmann ſeine Güter hat. Wie ſtellen Sie ſich nun ein rechtes luſtiges Luftſchloß vor? Hat es Seitenflügel? Gewiß, die Flügel der Hoffnung. Hat es hohe Giebel? Gewiß, ſchon mancher ſtürzte herunter. Hat es einen Hof? Gewiß, wie der Mond, der von Wolken umgeben iſt. Merkwürdig iſt, daß dieſe glänzende Pracht der Luftſchlöſſer ſich immer da findet, wo es ſonſt am ärmlichſten zugeht: in den Hütten; oder wo man geneigt iſt, ſtatt zu bauen, lieber einzureißen: bei der Jugend.

Buchhändler (fortſchreibend).

Es iſt zu intereſſant.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das engliſche Parlament und die Mässigkeitsvereine.

(Fortſetzung.)

Als die Collation vorbei war, machte Alles einem kleinen alten Mann Platz, der ſofort den Präſidentenſtuhl einnahm. Er war wohl ſiebzig Jahre alt, aber ſeine ſtarken Züge, ſeine lebhafte Geſichtsfarbe, der feſt gezeichnete Mund verriethen noch volle Geiſteskraft; ein dünner Kranz weißer Haare umgab das ehrwürdige Haupt, und unter den dichten, noch dunkel gefärbten Augbraunen hervor warf er einen forſchenden Blick, in dem ſich Zufriedenheit und Wohlwollen malte, auf die Verſammelten. Am etwas gekrümmten Rücken, an der eigenthümlichen Bewegung der Schultern, am Gang, am Weſen ſeiner bürgerlichen Tracht erkannte man den alten Seemann; es war ein Schiffskapitän und ein eifriger

Digitized by Google

Radikaler. Er blieb ſtehen und ſprach in feierlichem Ton die Worte: „es ſteht geſchrieben, der Unmäßige wird nicht das Himmelreich erben.“ Alsbald trat die tiefſte Stille ein, und die einfachen Worte machten den größten Eindeuck auf mich: dieſer unſcheinbaee Raum, dieſe Verſammlung von Chriſten, den alten Kriegsmann an ihrer Spitze, ſprachen mächtiger zu meiner Einbildungskraft als das verſammelte Parlament, als der Verein der glänzendſten Namen aus den drei Königreichen vor den Stufen des Theons, in den alterthümlichen Hallen von Weſtminſter. Nach jenem ernſten, ergreifenden Eingang berichtete der Peäſident über den Stand der Geſellſchaft und las laut die Namen der neu aufgenommenen Mitglieber vor; *) ſodann forderte er diejenigen, welche etwa hinſichtlich des Mißbrauchs geiſtiger Getränke etwas Nützliches mitzutheilen hätten, auf, das Wort zu nehmen. Verſchiedene Perſonen traten nacheinander mit lehrreichen Erzählungen auf, zuletzt ein etwa ſechzigjähriger Mann, eines der Häupter der radikalen Oppoſition im Hauſe der Gemeinen und Vicepräſident des Londoner Mäßigkeitsvereins. „Es iſt jezt fünf-und-zwanzig Jahre her,“ ſprach er, „daß ich ein Fahrzeug im mittelländiſchen Meere befehligte. Die Mäßigkeit der mahomedaniſchen Völker an den Küſten und ihre guten Folgen fielen mir auf; ich führte auf meinem Schiff ſtatt des Branntweins Cacao und Thee ein, und meine Mannſchaft verſtand ſich dazu, lange bevor irgend ein Mäßigkeitsverein in's Leben trat. Die Welt aber ſah mich als einen Narren an, der nach Bedlam gehöre, und doch habe ich es erlebt, daß der Genuß geiſtiger Getränke in der amerikaniſchen Kriegsmarine abgeſchafft wurde, und daß jezt etwa tauſend Kauffahrer der Vereinigten Staaten und Großbritanniens mit Grundſätzen die See halten, welche anfänglich als die Ausgeburten eines verſchrobenen Kopfes erſchienen. — Ich bin jezt mehr als je überzeugt, daß unter allen Uebeln, mit welchen die menſchliche Geſellſchaft zu kämpfen hat, keines verheerender iſt, als das Laſter der Trunkenheit. Man ſieht kein Unrecht darin, wenn man in gewiſſen Fällen die Freiheit des Bürgers beſchränkt, wie namentlich durch Sanitätsmaaßregeln gegen Peſt oder Cholera; wäre es nun etwa ein härterer Eingriff in die Rechte Aller, wenn man mittelſt ähnlicher Vorkehrungen einem Uebel Schranken ſezte, das tauſendmal verderblicher iſt als alle Seuchen, das unaufhörlich am Wohlſtand und der Sittlichkeit mehrerer Millionen zehrt?“ Der Redner entwickelte nun ſehr klar und bündig eine Reihe von Vorſchlägen, auf welche Weiſe die Regierung bevollmächtigt werden könnte, über die Orte, wo geiſtige Getränke ausgeſchenkt werden, genaue Aufſicht zu führen, und die Fabrikation und den Abſatz dieſer Getränke zu beſchränken. Er ſchloß folgendermaßen: „Ich bin keiner von denen, welche dem Armen ſeine körperlichen Genüſſe noch mehr beſchränken möchten. Wer mich kennt, weiß, daß ich ſehnlichſt wünſchte, der leidenden Volksklaſſe den Wohlſtand und das Glück geſichert zu ſehen, deren ſie ohne drückende, ungerechte Geſetze genießen könnte. Wie gerne ſähe ich dieſe meine Mitbürger reichlicher genährt, beſſer gekleidet, beſſer unterrichtet, wie ſehr gönnte ich ihnen mehr Muße, mehr Genuß, überhaupt die Freuden des Lebens, auf die der Arme ſo gut Anſpruch hat wie der Reiche; und es iſt erwieſen, daß ſie ſich all dies verſchaffen könnten, wollten ſie die zwanzig Millionen Pfund, welche ſie alljährlich für vergiftete Getränke ausgeben, und andere dreißig Millionen, welche durch dieſes Laſter zu Grunde gehen, auf den Unterhalt der Ihrigen und auf vernünftigen Genuß verwenden. Seinen Nächſten lieben wie ſich ſelbſt, an Andern thun, wie man will, daß an uns gethan werde, dem Beiſpiele von Männern folgen, die hoch ſtehen in Wiſſen, Gottesfurcht und Kenntniß des Menſchen — wenn man all dies Narrheit nennt, ſo ſey es drum, ich aber ſchäme mich meiner Muſter und Vorbilder nicht.“ Dieſe Rede wurde mit dem lauteſten Beifall aufgenommen, und ſogleich einſtimmig eine Bittſchrift an das Haus der Gemeinen im Sinne des Antragſtellers beſchloſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Wer Mitglied eines Mäßigkeitsvereins werden will, muß ſich verpflichten, ſoviel in ſeiner Macht ſteht, dem Mißbrauch geiſtiger Getränke entgegenzuwirken und ſelbſt nie welche zu trinken, Krankheitsfälle ausgenommen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſezung.)

J. Janin über die Geſchichte der Journaliſtik.

Ueberhaupt muß dieſer Viennet beſtändig den kleinern Journalen zur Zielſcheibe ihres Wizes dienen; ſie ſind in ihren Spöttereien über ihn unerſchöpflich, und werden nicht müde, ihn ſtets über dieſem oder jenem lächerlich zu machen. Er hat ſich einmal rächen wollen, und einen Journaliſten vor die Schranken der Deputirtenkammer fordern laſſen, weil er eine arge Beſchuldigung gegen ihn ausgeſprochen, nämlich den Deputirten als von der Regierung beſtochen dargeſtellt hatte. Seitdem wird Viennet noch hundertmal mehr gereizt und angegriffen; zuweilen iſt er böſe geworden und hat geantwortet; dies hat ihn aber wenig geholfen, ſie wiſſen ſtets neue Anekdoten von ihm. Die Quotidienne hat einen ſcherzhaften Bericht über dieſe ganze akademiſche Verſammlung gegeben, indem ſie vorgibt, der türkiſche Geſandte habe dieſen Bericht an den Großherrn geſchrieben, um ihm einen Begriff von der Aufnahme eines franzöſiſchen Veziers in die Zunft der Ulema's zu geben.

Nicht lange nachher trat ein anderer junger Mann auf, der auch ſchon ſeinen Antheil Ruhm erworben hat, um die

Leute mit einer Vorleſung zu ergözen. Dies war der durch ſeine Feuilletons im Journal des Debats und durch ſeine vielen Aufſäze in Zeitſchriften und andere Werke bekannte Jules Janin. Das Athénée de Paris, eine Privatanſtalt, welche ihren Abonnenten eine Bibliothek, Zeitſchriften, geheizte Säle und Vorleſungen zum Beſten gibt, hatte ihn bewogen, eine Vorleſung über die Geſchichte der Journaliſtik zu halten. Noch nie war dieſer witzige Schriftſteller öffentlich aufgetreten, weßhalb er auch etwas furchtſam ausſah, was man mit ſeiner Kühnheit im Angreifen mancher Schriftſteller nicht wohl reimen konnte. Dieſer junge Mann iſt ein furchtbarer Gegner aller Vaudevilledichter, und hat es ſich in den Kopf geſezt, das Vaudeville ſey eine ſchlechte Gattung der Dramatik. Die Tribüne bemerkte neulich, wenn das Vaudeville in Frankreich durch etwas umkommen könnte, müßte es längſt unter J. Janins Streichen erlegen ſeyn. Aber nie ſind mehr Vaudevilles gedichtet worden, als jezt, und wiewohl zwei oder drei andere junge Theaterkritiker in J. Janins Ton einſtimmen und auch Sturm gegen daſſelbe laufen, ſo ſteht es doch noch feſt auf den Füßen und wird wohl noch lange den Angriffen der jungen Theaterkritiker und den ſchlechten Verſuchen mancher Vaudevilledichter trotzen; denn dieſe Schauſpielgattung iſt ganz dem franzöſiſchen Geſchmacke angemeſſen, und was ihr an Natürlichkeit abgeht, erſezt ſie durch Heiterkeit und Witz. So ſchöne Sachen Scribe in dieſer beſchränkten Gattung auch gedichtet, ſo hat er doch keine Gnade vor J. Janin und ſeinen Nachbetern finden können; aber noch weit ſchlimmer behandeln ſie Ancelot, der auch wirklich das Vaudeville auf den ſtaubatöſen Boden der franzöſiſchen Hofintriguen der vorigen Jahrhunderte hat ziehen wollen. Scribe haben alle dieſe Theaterkritiken nicht zu Grunde gerichtet, und erſt neulich ließ ihm die Académie française Gerechtigkeit widerfahren, indem ſie ihn zu ihrem Mitgliede ernannte, eben als er ſeinen „Ehrgeizigen“ auf die Bühne des Théâtre français gebracht hatte. Leider war dies neue Stück kein neues Meiſterwerk; aber die Aufnahme war man ſeinen vielen andern vortrefflichen oder doch höchſt geiſtreichen Stücken ſchuldig. Das Vaudeville beſteht alſo, wie geſagt, troz aller Feuilletons des witzigen J. Janins noch immer fort; vielmehr werden noch mehr Vaudevilles gedichtet, ſeitdem er ſo hübſche Artikel gegen dieſelben geſchrieben hat, gerade wie in gewiſſen Ländern die Sachen noch viel ärger getrieben werden, wenn man ſich heftig darüber beſchwert. J. Janin trat vor einem zahlreichen Auditorium als Geſchichtſchreiber der Journaliſtik auf. Leider habe ich dieſer Verſammlung nicht beiwohnen können; ich habe dadurch zwar nicht die Geſchichte der Journaliſtik, denn dieſe hat der junge Mann nicht einmal behandelt, ſondern geiſtreiche Bemerkungen über die Wichtigkeit und den Einfluß der Journale, beſonders in Hinſicht auf Frankreich, verloren. Es gibt Länder, in welchen man die Geſchichte der Journale in einer Zeile abfertigen könnte; nicht ſo in Frankreich. Schon vor der Revolution hatten die Journale wo nicht in politiſcher, doch in literariſcher Hinſicht, und beſonders auf die Bildung der Nation, bedeutenden Einfluß. Das Leben in der Hauptſtadt ſchilderten ſie wahr und lebendig. Lieder, Epigramme und Karrikaturbilder halfen nach, wenn es Lücken in den Zeitungen gab, oder Korreſpondenten ſchrieben an deutſche und andere Höfe eigene Blätter zur Ergänzung der gedruckten. Des langen zwangvollen Weſens müde, brach endlich im Jahr 1789 der Strom durch, und nun kam Alles zum Vorſchein, was beſchränkte Staatsmänner auf ewig in die Vergeſſenheit glaubten begraben zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Der traveſtirte Manfred.

Der goldene Regen, welchen der Gedanke, Manfred auf die Bühne zu bringen, über Coventgarden ausgegoſſen, hat den Unternehmer des Strand-Theaters, unſtreitig eines der beſten der kleinern Theater, auf den Einfall gebracht, ſein Glück mit einer Traveſtie zu verſuchen. Der Verfaſſer des mit vielem Beifall aufgenommenen revolt of the workhouse — die Empörung im Arbeitshauſe — hat ihm ſeine Feder geliehen; das traveſtirte Drama heißt Man-Fred (Mann-Fried). Mitchell ſpielt die Namenrolle des Stücks, und gleich Coventgarden iſt das Strand-Theater jeden Abend zum Brechen voll. Man-Fred iſt ein Schornſteinfegermeiſter. Die neue Parlamentsakte, welche das Sweeprufen verbietet, hat ihm den Geldbeutel gefegt. Er nennt ſie deßhalb eine „fegende Maßregel, a sweeping measure.“ Der Vorhang rollt auf, und einſam in ſeinem Keller ſizt der ruinirte Schornſteinfegermeiſter, nicht bei Mondſchein, ſondern beim blaſſen Schimmer eines ärmlichen Nachtlichts. Er monologiſirt über das Schauderhafte ſeiner Lage, über das harte Verhängniß, das ſein Gewerbe getroffen, und über ſeinen Kleinmuth. Die Betrachtung des leztern macht ihn ſchamroth, die ſeiner verzweifelten Umſtände macht ihn verwegen; er erhebt ſich und citirt die Geiſter des Rußes zu ſeinem Beiſtande. Sie weigern ſich, zu erſcheinen; aber er droht, ihnen kaltes Waſſer über die Haut zu gießen, und ſie gehorchen, ſeine „dienſtbaren Geiſter,“ ſämmtlich in der Geſtalt und Kleidung von Schornſteinfegerjungen. Er bemerkt jedoch, zu ſeinem großen Leidweſen, daß ihre Macht nicht ausreicht, ihm die Taſchen zu füllen und die Verzweiflung aus ſeiner Seele zu nehmen. Alſo jagt er ſie in höchſtem Unwillen fort, ſtürzt aus ſeinem Keller und erklimmt einen Steinhaufen, den die Arbeiter beim Aufreißen des Pflaſters zuſammengeworfen haben, um Gasröhren zu legen. Hier ſteht er, gleich Manfred auf dem Felsabhange, in angemeſſenem Selbſtgeſpräche bald zaghaft, bald muthvoll den Vorſaz wiederholend, ſeinem elenden Daſeyn durch einen kühnen Sprung ein Ende zu machen. Nach dem Erforderniſſe der Traveſtie, aber nicht weiter, ähnelt hier die Scene der in Coventgarden, und Mitchell ahmt die Stellung des Denvils mit ſo lächerlicher Aehnlichkeit nach, daß es unmöglich ſeyn dürfte, dieſen geſehen zu haben und bei Mitchells Anblick ernſthaft zu bleiben. Natürlich ſpringt er nicht herab, ſondern wird im Augenblicke, wo er den Kopf weit vorſtreckt, um die Tiefe der Grube zu meſſen, von einem Stadt-Feuerwächter beim Kragen gefaßt und nach einigem Widerſtande, deſſen Poſſirlichkeit beſonders daraus entſteht, daß der Feuerwächter ſich nicht ſchwarz machen will, in feſten Gewahrſam genommen. Wie er ſich dieſem entzieht, bleibt unbekannt. In der nächſten Scene erſcheint er auf der Bühne der italieniſchen Oper, wohin der Gegenſtand ſeiner zärtlichen Gefühle, Anna Starkie, ihm gefolgt oder vielmehr vorausgeeilt iſt. Anna Starkie iſt weder mehr, noch weniger, als eine bankerotte Obſt- und Fiſchverkäuferin, und erſcheint ihrem geliebten Schornſteinfeger als Geiſt von Signora Griſi, deren Spiel und Geſang Miß P. Harton trefflich nachzuahmen verſteht.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Januar 1835.

> Im Geiſte ſtrebe zu entfliehn
> Den Schranken dieſer Menſcheninnung;
> Dann treibt der Klarheit innern Spiegel nie
> Durch Lieb' und Sorg' und Haß die rege Phantaſie.
>
> Platen.

Der Historiker.

Morgens, mit dem frühſten Lichte
Schlägt er ernſte Bücher auf
Und verfolgt der Weltgeſchichte
Räthſelhaft verſchlungnen Lauf;

In der Kammer überhört er,
Wie die Menſchheit bang ſich müht;
Die Vergangenheit beſchwört er,
Daß ſie neu lebendig glüht.

Doch am ſpäten Abend wiegt er
Schöne Kinder auf dem Knie,
Und in künft'ge Zeiten fliegt er
Mit entbundner Phantaſie.

Wenn begeiſtert er am Morgen
Alte Helden ließ erſtehn,
Läßt er Abends trübe Sorgen
In der Zukunft Traum vergehn.

Vorwärts oder rückwärts findet
Er ein tröſtliches Geſchick,
Und die Gegenwart verſchwindet
Seinem Janus-Seherblick.

Guſtav Pfizer.

Das englische Parlament und die Mässigkeitsvereine.

(Beſchluß.)

Sofort gab der Präſident das Wort denjenigen, welche etwa über die guten Früchte der Mäßigkeitsvereine etwas vorzubringen hätten. Der Kapitän eines Kauffahrers verſicherte, die Aſſekuranzprämie für ſein Fahrzeug ſey bedeutend herabgeſezt worden, ſeit er den Branntwein darauf abgeſchafft, und im ſelben Verhältniß ſteige die Einnahme von der Fracht. Noch traten mehrere Perſonen mit ähnlichen Berichten auf, und am Ende drängte ſich ein unterſezter, munterer Burſche, ein Matroſe von etwa dreißig Jahren, durch die Menge und rief: „Offenherzig geſagt, ehe ich Mitglied der ehrenwerthen Geſellſchaft wurde, lebte ich mit meinen Ideen und mit mir ſelbſt in Unfriede; war ich nicht in der Schenke, ſo ſaß ich im Arreſt; was ich im Ueberfluß hatte, waren Schulden, und woran es mir beſtändig fehlte, war Geld. Jezt, Gott ſey Dank! ſtehe ich mich gut mit meinen Ideen und mit meinem Gewiſſen auch, und mein Beutel“ — hiebei klopfte er auf ſeine Taſche — „iſt ziemlich gefüllt, und hier iſt eine Krone für die Armen des Kirchſpiels.“ Herzliches Gelächter begleitete die naiven

Digitized by Google

Herzensergießungen des Matroſen. — Der Präſident ſchloß die Sitzung mit einer pathetiſchen Anrede. Er forderte die Männer und Väter, denen eingewurzelte Gewohnheit den Eintritt in den Verein nicht geſtatte, feierlich auf, wenigſtens ihre Weiber und Kinder nicht davon abzuhalten. „Dies,“ ſo ſchloß er, „kann für euch ſelbſt geſegnete Folgen haben; denn vielleicht mag das Beiſpiel deren, die euern Herzen am nächſten ſind, euch dereinſt auf den Pfad der Tugend zurückführen.“ Der alte Seemann ſprach den Segen über die Verſammelten und hob die Sitzung auf.

Ich nahm den tiefſten Eindruck vom Geſehenen und Gehörten mit mir fort. Ja, dachte ich, das iſt Bruderliebe im Sinne des Chriſtenthums, das iſt die wahre Gleichheit, nicht jene, die man anderswo zum Panier macht und mißachtet, ſobald Ehrgeiz und Habſucht ihr Ziel gefunden, nein, die Gleichheit, welche die Menſchen wahrhaft erhebt, die geiſtig allen Unterſchied zwiſchen ihnen aufhebt und nur die Ariſtokratie der Tugend beſtehen läßt. Dürfen wir im Geiſt dieſer ſchönen Vereine das Dämmerlicht einer neuen Kultur erblicken, der die Welt entgegengeht, einen Stern, der uns leiten will im Dunkel, das über dem künftigen Looſe des Menſchengeſchlechts liegt? Mein Blick blieb an England haften; ich vergaß den lächerlichen Hochmuth, den verderblichen Leichtſinn ſeiner Ariſtokratie, die Rohheit, die Verworfenheit ſeines Pöbels; ich ſah nur das große, das kräftige Volk, wo die feurigſten Vertheidiger der natürlichen Freiheit im Allgemeinen doch die Erſten ſind, welche auf gebührende Beſchränkung derſelben dringen, wo Sittlichkeit und Menſchenwürde dies verlangen. Und nicht nur auf Ausrottung eines einzigen Laſters wirken Vereine hin, welche im Namen der Mäßigkeit zuſammentreten: die Tugenden ſind Schweſtern, ſo gut als die Laſter, und Familienväter, welche freiwillig der Völlerei entſagen, müſſen nothwendig zugleich geordneter, ſparſamer, müſſen beſſere Männer und ſorgſamere Väter werden. Ich dachte daran, wie viele durch Ruf, Aemter und Vermögen hochſtehende Männer es ſich zur Ehre rechnen, ſich ſolchen Vereinen beizugeſellen, und daß leztere in England ſchon nach wenigen Jahren zweimalhunderttauſend Mitglieder zählen und ihre Grundſätze bereits auf dreihundert engliſchen Schiffen anerkannt ſind. Da glaubte ich einzuſehen, warum die Vorſicht gleichſam den Gürtel der Erde in die Hände dieſer Nation gelegt und das Geſchäft der Civiliſation vorzugsweiſe ihr anvertraut hat. Und doch, dachte ich, iſt dieſes Volk, dem ein ſo hoher Beruf geworden, ſelbſt nichts weniger als glücklich; es hat mit ſchrecklichen Uebeln zu kämpfen und Schaaren ſeiner Kinder ſehen alljährlich das Vaterland mit dem Rücken an. Eine traurige Wahrheit, in der ſich aber wohl eines jener unerforſchlichen Geſetze der moraliſchen Welt offenbart. Ich gedachte großer, unglücklicher Menſchen, ich dachte an Sokrates, Galilei, Descartes, Rouſſeau und ſo viele andere, und fragte mich, ob es vielleicht den Nationen ergehe wie den Individuen, ob auch ſie den Ruhm, vor der Menſchheit herzuſchreiten und der Kultur die Wege zu bahnen, mit langem Weh und ſchweren Leiden erkaufen müſſen.

Ein Dichterthee bei Nero.

(Fortſetzung.)

Humoriſt.

Aus wie wunderſamen Dingen nimmt jezt dieſe Baukunſt, welche man, wie die Biber, nicht einmal zu lernen braucht, für welche man kein Patent und keinen Gewerbeſchein löſt und in welcher der Ungeſchickteſte immer der größte Meiſter iſt, ihr Material her? Aus den unſichtbaren Fäden einer halben Hoffnung: aus dem Blick eines angebeteten Mädchens, aus der Phraſe eines Gönners, der verſprochen hat, es mit uns gut zu meinen, aus einem Looſe in der Lotterie, aus dem Huſten eines alten Erblaſſers; kurz aus tauſend Seidenhärchen des Schickſals, an welche wir das bleierne Gewicht unſerer Hoffnungen, unſeres Alpdrückens und unſerer nächtlichen Träume hängen. In den Luftſchlöſſern herrſcht auch immer Muſik und Tanz, die ſchönſten Mädchen wechſeln mit den vollſten Geldſäcken, auf einen Wink gehorchen tauſend Diener, und doch wird Jeder noch einen beſondern Giebel, einen beſondern Schnörkel haben, den er an dieſer Gattung von Gebäuden nach ſeinem eigenen Geſchmack ſehen will. Die freiſte Mannichfaltigkeit waltet hier, wie auch bei den böhmiſchen Dörfern, die Jedem anders vorkommen. Bei dem Einen ſieht ein böhmiſches Dorf ſo aus, wie das, wovon gerade die Rede geweſen iſt, beim Andern wie ein Satz aus der Naturgeſchichte, beim Dritten wie der pythagoräiſche Lehrſatz, beim Vierten wie die Theorie der Gleichungen vom vierten Grade, beim Fünften wie eine Jahreszahl aus der Geſchichte, beim Sechsten wie etwas, was man ſchon wieder vergeſſen hat oder wovon man nichts verſteht. Der Landſchaftsmaler — böhmiſche Dörfer wird er nicht zeichnen können, es ſey denn, daß die Malerei für ihn ſelbſt ein böhmiſches Dorf iſt. Der Geograph — vergebens ſucht er ſie auf den Landkarten; es ſey denn, daß ſie da lägen, wo er gerade nicht zu Haus iſt.

Buchhändler.

Unübertrefflich! Sie Edelſtein! Sie Saphir und Originalmenſch! Welch ſprudelnde Laune! Welch hin-

und herunterreißender Witz! Sie ſind ganz der Meinige, und mit Schrecken hör' ich ſchon, daß ſich dieſe klaſſiſchen und belorbeerten Poeten wieder die Schnäbel wetzen, um folgendes Lied zu ſingen:

Chor der Dichter.

Muſenketzer,
Proſaſchwätzer,
Willſt du uns den Myrthenhain verſtören?
Nachtigallen
Zu gefallen,
Wirbelt wahre Phantaſie in Chören.
Nur am Reime,
Wie am Leime,
Am Spaliere ſoll hinauf ſich ranken,
Was in Schachten
Zu beachten
Iſt an goldenglänzenden Gedanken.
Nur von Schäfern,
Bunten Käfern
Sollt ihr ſingen hergebrachter Weiſe!
Nur im Kleinen
Nett erſcheinen,
Zu des Alten hundertjähr'gem Preiſe.
Reimt Ihr Schmerzen
Stets auf Herzen,
Findet Ihr die Wahrheit nur in Klarheit,
Dann empfangt Ihr
Feſter Hand hier
Zeugniß, daß Ihr Lerche und kein Staar ſeyd!

Ein junger Menſch (zum Buchhändler).

Mein Herr! Ein Wort im Vertrauen! Ich bin hier heute zum erſten Male; aber ich fühle es, auch ich bin in Arkadien geboren.

Buchhändler.

Frage ich denn nach Ihrem Taufſchein? Was wollen Sie mit Ihrer Zudringlichkeit ſagen?

Junger Menſch.

Nichts, mein Herr, als die einfachen Worte: Ich bin auch da! Ich komme eben ganz jung aus dem Neſte geflogen, kann die Flügel und das Waſſer ſchon halten, und möchte mich gern den klaſſiſchen Sängern der Nation anſchließen.

Buchhändler.

Herr, was wollen Sie denn damit ſagen?

Junger Menſch.

Mein Gott, nichts, als: ich dächte! Aber Verſchwiegenheit! Meine Poeſie bewegt ſich in ganz neuen Gegenſtänden, z. B. beſinge ich die Sterne, und habe die wichtige Entdeckung gemacht, daß ſich Himmel auf Gewimmel, Glück auf Geſchick, und Demuth auf Wehmuth reimt. Unterſuchen Sie meine Verſe, ob ich irgendwo ſorglos Berge und Störche zuſammengebracht habe, ob ich finden auf hinten folgen laſſe, oder mir darin gefalle, Mängel auf Fenchel zu reimen. Ich beſinge nie beſungene Gegenſtände, z. B. meine Geliebte, Frühlingsahnung, alte Kloſtermauern, Ritter, Treue, Schweſterliebe — —

Buchhändler.

Freilich, freilich, mein Lieber; ich ſehe ja, daß nur Sie bloß noch gefehlt haben; aber hören Sie doch, hinter der Scene gehen Thüren, und vielleicht kommt der Kaiſer.

Chor der Dichter.

Er naht! Er naht!
Schlingt einen Reigen,
Ihm anzuzeigen,
Daß unſer Pfad,
Daß unſre Wonne
Nur ſey ein Bogen
Von ihm, der Sonne,
Ringsum gezogen!
Beugt Eure Knie!
Der Nacken ziehe
Sich krumm zuſammen!
Laßt nichts zu helle
Auflodernd flammen!
Auf alle Fälle
Ruft jezt Euch heiſer,
Apollo hoch! hoch unſer Dichter-Kaiſer!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

J. Janin über die Geſchichte der Journaliſtik.

Die Journaliſtik ward nun eine Macht, die ſich ſtolz und kühn im Staate erhob, und die Grundlage der jetzigen politiſchen Journaliſtik wurde. Für die Parteien ward ſie eine furchtbare Waffe, die ſie leider oftmals brauchten, wie alle ihnen zu Gebote ſtehenden Waffen. Die Partei, welche die ſtärkſte blieb, wollte ihren überwundenen Gegnern dieſe Waffe entreißen, und brachte ſie eine Zeitlang zur Ruhe und zum Schweigen. Was half es aber? Es kamen wieder Zeiten, wo das gewaltſam Verborgene an's Tageslicht kam. Sogar Napoleon hat mit all ſeiner Macht die Wahrheit nur auf einige Jahre verhüllen können. Nach ſeinem Falle bekam die franzöſiſche Journaliſtik allmählich ihre Kraft wieder, und auch die Bourbons vermochten nur

auf kurze Zeit ihr die errungene Wichtigkeit zu nehmen. Aber der jezige Stand der franzöſiſchen Journaliſtik ſchreibt ſich erſt vom Juli 1830 her, aus welchem ſo Vieles in Frankreich ſich herſchreibt. Erſt ſeit den lezten vier Jahren ſind die Pariſer Journale das geworden, was ſie jezt ſind, die Verkünder aller Begebenheiten auf dem Erdkreiſe, die Beobachter und ſtrengen Beurtheiler des Ganges der Regierung, die Sprecher der verſchiedenen Parteien, welche im Staate ihre Grundſäze geltend machen wollen, die Niederlage ſo mancher vortrefflichen Aufſäze über alle möglichen, die Menſchheit betreffenden Angelegenheiten. So verächtlich gewiſſe Machthaber noch aus alter Gewohnheit auf ſie herabzuſchauen pflegen, ſo angenehm iſt ihnen doch der Beifall der Journale, ſo ungern ſehen ſie die von ihnen begangenen Mißbräuche öffentlich aufgedeckt. Seit der Julirevolution ſind aus den Journalen Miniſter, Deputirte und Staatsräthe hervorgegangen; die Journale ſind der Kampfplaz, wo ſich die jungen Politiker zu ihrem Vortheile zeigen und ihre Talente üben können; ſie ſind der Ort, wo die, welche nicht zur Tribüne gelangen können, ihre Anſichten vor der Welt niederlegen, wo alle Klagen laut werden, alle Ungerechtigkeiten an's Tageslicht gezogen werden. Sie ſind die Verkünder alles Vor- und Rückſchreitens in der Welt, die Warner ihrer Zeitgenoſſen, die Tröſter der Unterdrückten. Jauin — ſchilderte ſie, laut einiger Berichte, als eine unwiderſtehliche Macht, die jeden Morgen ſich mit lauter Stimme vor der ganzen Welt hören laſſe, die ſich bis zum Größten erhebe und bis zum Kleinſten hinabſteige, eine Macht, welcher Niemand ein Hinderniß in den Weg legen ſollte, wegen des vielen Guten, das ſie ſtifte, wegen des großen Einfluſſes, den ſie ausübe. Ueber eine Stunde hat er von dieſer Materie geſprochen, und zwar in dem ihm eigenen, lebhaften, bilderreichen Style. Die franzöſiſchen, oder doch wenigſtens die Pariſer Journale haben in der That eine eigene Stellung in der Welt. Sie werden nicht allein, wie die ungeheuren, mit Intelligenznachrichten vollgepfropften Londoner Blätter, wegen der politiſchen Artikel geleſen, auch das literariſch-artiſtiſche, kurz, das ganze geiſtige Treiben der Nation ſchildern ſie, und zwar oft mit Meiſterhand; eine Menge Aufſäze geben daher aus ihnen in deutſche, engliſche und andere Blätter und Zeitſchriften über, und ein fortgeſeztes Leſen derſelben gibt eine ziemlich genaue Ueberſicht des politiſchen, intellektuellen und äſthetiſchen Standes der franzöſiſchen Nation. In der Fremde beklagt man ſich zuweilen darüber, daß ſie über die Angelegenheiten der Nachbar- oder entfernterer Länder ſchlecht unterrichtet ſind; aber wo ſollen ſie beſſere Nachrichten hernehmen? doch wohl nicht aus mangelhaften, verſtümmelten, nichtsſagenden Zeitungen?

(Der Beſchluß folgt.)

London, Januar.

(Beſchluß.)

Der traveſtirte Manfred.

In einem meiner lezten Berichte habe ich des verwaisten Zuſtandes der italieniſchen Oper erwähnt. Noch hat ſich Niemand gefunden, der unter den angeſonnenen Verbindlichkeiten ſich der Waiſe annehmen will, und das vor Kurzem verbreitete Gerücht, daß Laporte mit den Eigenthümern des Hauſes, deren an Legion grenzende Zahl allerdings ſchwer unter Einen Hut zu bringen ſeyn mag, neuerdings abgeſchloſſen habe, iſt bis jezt wenigſtens voreilig. Was nun, wenn es einträte, ich meine, wenn London eine Seaſon und keine italieniſche Oper haben ſollte, manchen Beſucher und manche Beſucherin in Kummer, Aerger und Langeweile verſezen würde, das iſt für diejenigen, die nicht zu jener Klaſſe gehören, gegenwärtig ein reicher Stoff der Kurzweil, des Lachens und des Zeitvertreibs, und dieſen Stoff hat der Verfaſſer des Man-Fred in den genannten zwei Perſönlichkeiten gleichſam verkörpert. Es iſt gewiß bitterer Spott, daß ein ruinirter Schornſteinfeger, um nicht zu verhungern, als erſter Liebhaber, und eine bereits verhungerte Obſtverkäuferin, um ihren ſchwarzen Galan nicht zu verlieren, als Primadonna auf dem Theater der vornehmen Welt auftreten. Noch bitterer iſt es jedoch, daß ſelbſt dieſe Beiden die Einzigen ſind, die zu einem ſolchen Engagement haben vermocht werden können, und wenn ja einer oder der andere unter den Zuſchauern mit dem miſerabeln Zuſtande jenes eleganten Hauſes, zu welchem nur feingekleidete Damen und Herren Zutritt erhalten, unbekannt ſeyn ſollte, ſo fehlt es für dieſe eben ſo wenig an unterrichtenden Bemerkungen, als für den unterrichteten Theil der Zuſchauer an einer Menge glücklicher Anſpielungen. Zu leztern gehört vorzüglich die, daß Man-Fred und Anna Starkie und alle diejenigen, die durch den Bankerott der Unternehmer in Dürftigkeit und Elend gerathen ſind, und deren Geiſter jezt das Haus durchwandeln, aus Leibeskräften, und doch vergebens, nach einem neuen Pächter ſchreien. Man-Fred, der Einzige, der unter dieſen Larven athmet, iſt natürlich der am meiſten Geplagte. Er flieht und flieht, aber überall verfolgt, „findet nirgends ſeine Sohle Ruhe.“ Zum Tode müde, ſinkt er endlich nieder; die Geiſter der Sänger und Sängerinnen, der Tänzer und Tänzerinnen, der Muſiker und des Balletmeiſters umringen ihn; er ſieht ihre Verzweiflung, ſein Herz wird weich, und um ſie für Alles zu entſchädigen, was ſie im Theater der vornehmen Welt erduldet und gelitten, engagirt er ſie auf eine große Zahl von Vorſtellungen für das Strand-Theater, wo er ihnen ſtets ein volles Haus und glänzende Bezahlung zuſichert.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 15:

Die Sonne.

Räthſel.

Herſtellung des Mannſcripts.

— — darf ſich freuen der Schönheit aller Farben,
Wie ſie der Tag belebte, wie ſie am Abend ſtarben;

— — lauſcht reinen Tönen, die jubeln, flöten, ſingen,
Und aus der Nachtigallen und Menſchen Kehlen dringen;

— — ſchlürft mit Wonne das Meer von feinen Düften,
Maiblumen und Violen entwandt von lauen Lüften;

— — mit der Zunge verſchmäht nicht ſüße Koſt,
Mit weißer Preſſe preßt er aus Obſt ſich ſüßen Moſt;

— — mag Seide, Sammet und friſches Leben fühlen;
Der Mund auf rothen Lippen der Sehnſucht Gluthen fühlen;

— — — wurde zu frohem, reichem Leben,
Genuß der ganzen Schöpfung großmüthig hingegeben.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Januar 1835.

Ich will mehr Schiffer als die Nix' erſäufen,
Mehr Gaffer tödten als der Baſilisk,
Und will den Redner gut wie Neſtor ſpielen.

Shakespeare.
Richard III.

Ein Dichterthee bei Nero.

(Fortſetzung.)

Nero,
(ſtürzt mit leidenſchaftlicher Gebärde durch die Flügelthüre).

Bin ich Tyrann? Ja wär' ich's nur! dann ſchliche,
So oft der Schlaf von meinem Auge wiche,
Doch ein Geſpenſt, ein böſer Schatte
Wie eine aufgeſchreckte Ratte
Von meinem Lager, und die Thüre knarrte
In ihrer Angel, daß die längſterharrte,
Sehnſüchtig angerufne Höll' ich wachen
Und mich beſchützen säh' in meinen Sachen.
Doch bleibt ſie aus; in dieſem Hauſe ſchreit
Nichts als der Widerhall der Einſamkeit;
Ob endlich nicht die grauſe Stille ſchwände,
Wirft ſich ein leeres Echo an die leeren Wände.
Dies Schweigen, dieſe Ruhe tödtet mich.
Komm, fürchterlichſte Furie! doch ſprich!
Sprich, daß dies heiße, überkochend Herz
Nicht ewig hört ſich ſelber ſieden,
Sprich, wie des Corybanten lärmend Erz,
Nur im Getümmel find' ich meinen Frieden.
Man nennt mich eine giftgeſchwollne Kröte,
Man ſagt, ich ließe Blut, wohin ich träte,
Der Erde Ströme wälzten rothe Wellen,
Seitdem es Gott gefiel, mich auf den Thron zu ſtellen.
Ich ſehe nichts; wo ſind die finſtern Manen,
Die racheſchnaubenden Geſpenſter,
Die mit dem blaſſen Mond mir säh'n in's Fenſter,
Und mir doch ja durchkreuzten meine Bahnen?
Ich weiß nicht Ruhe: lebet, ruf' ich, lebt!
Wenn Euern Rumpf mein tödtend Wort begräbt.
Damit vom Leben mir ein Schatte doch geworden,
Wußt' ich kein ander Mittel, als zu morden.

Chor der Dichter (tremulando).

O allſeitiger,
Objektivſter,
Unvermeidlicher
Muſenprieſter!

Nero.

Was gibt es wieder da für Greul?
Ich glaube gar ein Menſchenknäul
Liegt auf dem Boden hingekauert;
Auch ſie ſind ſtill; ſie ſchweigen — wie mich ſchauert!

Chor der Dichter.

Wir ſind ja die wohlbekannten
Parnaßtrabanten,
Der Lyra angeſtellte Kammermuſikanten,

Digitized by Google

O wolleſt in Frühlingsliedern
Du ſüß erwidern
Den Gruß, dir dargebracht von treuen Muſenbrüdern!

Nero.

Ihr ſeyd's? O ſtehet auf, nehmt meinen Gruß!
Bringt Ihr von draußen Euern Liederkuß?
Wie ſingt die Nachtigall? Was ſpricht der Hain?
Belauſchtet Ihr die Myrt' im Mondenſchein?
Wie iſt's? Wie waltet die Natur?
Iſt ſie noch ſtets der Liebe Spur?
O daß ich Euch jezt ſehe! Ja es flattern
Aus meiner Seele Gattern
Gedanken, frei von Kerkerduft,
Hinaus in ſonnenhelle Frühlingsluft.
Wie ſchlagen dieſe Pulſe, dieſe Flügel,
Die mich empor zum Himmel tragen!
O tretet her; nehmt an, dies ſey ein Hügel,
Ein Hügel, wo wir oft im Graſe lagen.
Umringt mich; lüftet Eure Bruſt,
Laßt Eure Locken wehn dem Wind zur Luſt.
Im traulichen Vereine,
Wie einſt im düſtern
Akazienhaine,
Laßt uns flüſtern
Von der Natur, von jedem reinen Triebe,
Von Unſchuld, Freundſchaft und von Liebe!

Erſter Bote (tritt auf).

Die Sklaven weigern ſich,
Piſonis Frevel zu bekennen.

Nero.

Und deßhalb fragt Ihr mich?
Laßt ihnen die Gelenke trennen
Durch die Tortur, die Sohlen blutig brennen!
Was fragt Ihr mich! (Bote ab.)
(Zu den Dichtern gewendet.)
So ging ich jüngſt mit zwei Geſellen,
Um Lerchen auf dem Felde nachzuſtellen.
Wir ſtanden hoch in einem Weingehege
Und ſah'n in's Thal, in das Gekrümm der Wege.
Wie war ſo ſchön, was wir nun ſahen!
Der grüne Hügel, rings umſahen
Von üppigen Terraſſen, fern ein Bach,
Der in ein Wäldchen ſchlüpfte allgemach.
Wie das ſo geht: ein Jeder ſuchte Worte,
Um eben auszudrücken, was am Orte
Ihn ſo gefeſſelt hielt. Der Eine ſprach:
Spür' ich dem Grund des Zaubers nach,
So möchte wohl das bunte Farbenſpiel,
Wie Eines ſchattig ſich in's Andre malt,
Und jedes doch im eignen Lichte ſtralt,
Hier ſeyn der Schönheit erſtes Anfangsziel.
Der Zweite ſchüttelte das Haupt
Und ſprach: Wenn Ihr erlaubt,
So liegt der Zauber wohl in dieſer Linie,
Die Ihr z. B. jezt hier von der Pinie
Hinunter zieht, am Boden dicht gehalten,
Soweit das Auge nur mag walten.
Da findet Ihr Erhöhung und Vertiefung,
Ausbreitung, Dickung und Verſchiefung.
Der mathematiſche Calcül, ihr Herrn,
Iſt mein Compaß und Schönheitsleitſtern.
Ich aber ſchwieg erſt; denn ich wußte,
Daß Alles in der Welt nur todte Kruſte,
Wenn innen nicht ein weicher Kern.
Das Echo der Natur bleibt Jedem fern,
Deß Seelenſpiel nicht zart geſaitet iſt.
Das Herz nur iſt es, das das Schöne mißt,
Und ſo ſprach ich, damit ich ſtumm nicht bliebe,
Denn nur dies Eine Wort: Wie ſchön iſt doch die Liebe!

(Die Fortſetzung folgt.)

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeſchichte.

Eine der intereſſanteſten und fruchtbarſten Betrachtungen der allgemeinen Naturgeſchichte betrifft den innigen Zuſammenhang, der zwiſchen den Geſetzen der ſogenannten unorganiſchen Welt, zwiſchen den aſtronomiſchen und meteorologiſchen Elementen der Erde und den Geſetzen herrſcht, welche die Welt der Lebendigen, welche Pflanzen und Thiere regieren. Jene Geſetze ſind ihrer Natur nach unter einander ſehr ungleich: manche ſind periodiſch; die Kraft nimmt in beſtimmten, ſich beſtändig wiederholenden Zeiträumen ab und zu; dies iſt der Fall mit der Wärme an der Erdoberfläche, welche einem Cyklus von einem Jahre folgt, mit dem Licht, das im Zeitraum eines Tages eine Periode beſchreibt. Andere dagegen ſind conſtanter, unveränderlicher Natur, wie die Schwere der Erde, welche am ſelben Punkte ſich immer gleich bleibt. Nun ſehen wir überall, daß diejenigen Eigenſchaften der Pflanzen und Thiere, welche ſich auf jene periodiſchen Naturkräfte beziehen, gleichfalls Perioden beſchreiben, während andere, mit den ſtetig wirkenden Erdkräften verbunden, ſich ebenfalls jederzeit gleich bleiben. Und dies gilt nicht etwa nur im Allgemeinen, ſondern die, unſern Begriffen nach beiderſeits willkührlichen Größen der Perioden und Kräfte treffen auf's Genaueſte zuſammen. Die, nach gleichen Zeitabſchnitten wiederkehrenden Verrichtungen im Haushalt der Pflanzen und Thiere, welche ſich auf den Wechſel

Digitized by Google

von Hitze und Kälte und auf den von Licht und Finſterniß beziehen, fallen genau, jene mit dem Jahr, dieſe mit dem Tag zuſammen, und bei den ſtetigen Kräften iſt beiderſeits dieſelbe Uebereinſtimmung zu bemerken. — Wenn das bewundernswürdige Gleichgewicht, in welchem Kräfte ſtehen, die unſerem Verſtand ſo verſchiedenartig erſcheinen, wenn die Sicherheit, mit der das ganze Räderwerk der Natur berechnet iſt, uns von einer mächtigen, überall herrſchenden Intelligenz überzeugen, ſo iſt wohl die Frage ſehr müßig, was in den Gedanken des Schöpfers dem andern voranging, ob die Geſetze der für uns todten Natur nach den vorhergeſehenen Bedürfniſſen der Lebendigen zugerichtet, oder aber die Verfaſſung der belebten Welt den ſchon beſtehenden Naturgeſetzen angepaßt wurde.

Wir betrachten in den folgenden Abſchnitten das Verhältniß der Organismen, beſonders der Gewächſe, zu den Perioden des Jahrs und des Tages, und zu der eigenthümlichen Schwere der Erde.

* * *

Vom Verhältniſs der organischen Welt zum astronomischen Jahr.

Das Jahr bildet den wichtigſten und augenfälligſten Cyklus im Leben der organiſchen Weſen, namentlich der Pflanzen. In dieſem Zeitabſchnitt ſchließt ſich der Kreis der meiſten auf die Gewächſe wirkenden äußern Einflüſſe ab, und in ihren Lebensäußerungen bemerken wir eine Reihefolge von Erſcheinungen, welche jenen äußern Urſachen genau entſprechen. Nach unſern Begriffen hätten beide Perioden länger oder kürzer ſeyn können, nun aber haben beide ein beſtimmtes Maaß, und beide daſſelbe. Das vegetabiliſche Uhrwerk iſt ſo eingerichtet, daß es gerade in einem Jahr abläuft.

Die Länge der Jahreszeiten wird durch die Zeit beſtimmt, welche die Erde zu einer Umwälzung um die Sonne braucht, und leicht können wir uns das Sonnenſyſtem ſo eingerichtet denken, daß das Jahr länger oder kürzer wäre, als es iſt. Wir können uns denken, die Erde bewege ſich in größerer oder geringerer Entfernung um die Sonne, ohne daß ſich die übrigen Kräfte im Geringſten änderten. Wäre die Erde dem Mittelpunkt des Syſtems etwa um ein Achttheil ihres Abſtands näher gerückt, ſo verkürzte ſich das Jahr um einen Monat, und anderſeits würde es um einen Monat länger, ſezte man die Erde um das Achttheil weiter hinaus. Die Erde könnte ſich ſo gut 84 oder 108 Millionen von der Sonne bewegen, als 96 Millionen, wie jezt; ſie könnte ſich mit ihrem lebendigen Ueberzug an der Stelle des Mars oder der Venus befinden und eine Bahn beſchreiben gleich der dieſer ihrer Nachbarn; im erſten Fall würde unſer Jahr drei-und-zwanzig, im leztern ſieben unſerer jetzigen Monate lang. Oder wir können uns auch bei der jetzigen Entfernung die Größe oder die Dichtigkeit des Centralkörpers, der Sonne, in irgend einem Verhältniß größer oder kleiner denken, und damit wird die Umwälzungszeit der Erde im ſelben Grade größer oder kleiner, weil eine Vergrößerung der Anziehungskraft im Centrum nur durch raſchere Bewegung des angezogenen Körpers, alſo durch eine kürzere Umlaufsperiode ausgeglichen wird, und umgekehrt. In allen dieſen Fällen müßte die Dauer des Erdjahrs ſich verändern, und im leztern, ohne daß die Temperatur irgend eine Veränderung erlitte. Träte nun irgend ein ſolcher Fall ein, ſo geriethe die ganze Pflanzenwelt in die größte Unordnung, die Lebensverrichtungen der Gewächſe kämen völlig aus dem Geleiſe, und das ganze Reich müßte raſch ſeinem Untergang entgegeneilen.

Daß dem ſo wäre, iſt nach tauſendfältiger Beobachtung augenfällig. Wären Sommer und Herbſt bedeutend kürzer, ſo kämen z. B. die Früchte unſerer Bäume nicht zur Reife; wären ſie länger, ſo triebe der Baum neue Knoſpen, welche ſofort der Winter zerſtörte. Oder wäre das Jahr doppelt ſo lang als jezt, ſo würden ohne Zweifel die Früchte zum zweiten Mal nicht mehr reifen, unter Andern deßhalb, weil es an einer Zwiſchenzeit der Ruhe und Befeſtigung, welche der Winter vorſtellt, gebräche. Auch unſere Waldbäume ſcheinen zu ihrem vollen Wachsthum alle unſerer Jahreszeiten zu bedürfen, Frühling, Sommer und Herbſt zur Entwicklung der Blätter und zur Bildung ihres eigenthümlichen Saftes, der ſodann zur Holzfaſer wird, den Winter aber, damit die ſo gebildete Subſtanz erhärten und erſtarken könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Januar.

Die Geſchichte in der Poeſie. Selbſtmord.

Einem Berichterſtatter im Freimüthigen zufolge hat der große Kurfürſt lezte Neujahrsnacht auf der langen Brücke ein „kurioſes Geſicht“ gemacht und den Finger an den Mund gelegt. Was er damit ſagen wollen, daß er nichts geſagt, hat dem Berichterſtatter nicht gefallen, mitzutheilen. Gewiß iſt nur das, daß der eherne Ritter nicht geritten iſt. Es war ihm vielleicht zu ſchlechtes Wetter, und er denkt ſo wenig an Politik, als wir. Möglich, ja wahrſcheinlich, daß er nie einen Ritt unternommen hätte, wenn man immer ſo gedacht hätte, wie jezt. Es gibt nämlich Leute, die es höchſt unanſtändig finden, daß man den todten und in Ehren ruhenden Stammherrn des erlauchten Königshauſes dazu braucht, ſich um die Dinge zu kümmern, wie ſie ſind. Dieſe nämlichen reſpektvoll Geſinnten möchten in ihrer frommen

Todtenverehrung alle hiſtoriſchen Perſonen, die wirklich einmal gelebt, der Bühne und der Dichtkunſt eoinciren. Nur die Heiden wollen ſie uns laſſen, die doch einmal verloren ſind, und die Halbchriſten, die ſo in Nibelungennebel ſchweben. Da das Publikum aber die Heiden nicht liebt, und gegen die Wenigen, die Einige lieben könnten, Bedenken anderer Art obwalten, ſo ſieht es mit den hiſtoriſchen Dichtungen in der Wirklichkeit ſchlimm aus. Raupach hat daher auch die Dramatiſirung der deutſchen Reichsgeſchichte mit dem Schluß der Hohenſtaufen eingeſtellt. Bis daß wir aus der Brandenburgiſchen Vorzeit dramatiſirte Bilder auf den Brettern ſehen werden, wird nach mancher Zimmermann und Leineweber, die jezt allein die aktuelle Bühne aufbauen, das Zeitliche geſegnen.

Das alte Jahr endete mit einem recht tragiſchen Vorfall. Er gehört, was die That und die betreffenden Perſonen anlangt, nicht ſo ganz in die bürgerlichen Familienkreiſe, und hat zu viel Aufſehen erregt, als daß nicht in den auswärtigen Blättern davon geſprochen werden dürfte. Um deßhalb fürchte ich nicht in den Verdacht der Klatſcherei zu gerathen, wenn ich davon Notiz nehme, beſonders da es an entſtellenden Berichten nicht fehlen wird. Wiewohl die Zeitungsanzeige von einem Herzkrampf redet, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die 26jährige, blühende, geiſtvolle Gattin eines hieſigen jungen lyriſchen Dichters ſich durch einen Stich in's Herz ſelbſt das Leben genommen hat. Das Werkzeug, der Dolch, befindet ſich in den über den Selbſtmord geführten Akten des Kammergerichts. Sie benuzte die Zeit, während der Mann im Konzert war, in das ſie ihn angetrieben zu gehen, zu der unſeligen That, welche mit einer ſeltenen Beſonnenheit ausgeführt wurde. Nachdem ſie das Dienſtmädchen fortgeſchickt, wuſch ſie ſich von Kopf bis zu Fuß, kleidete ſich rein und weiß, legte ſich auf das Bett, und mit einem anatomiſch ſtudirten Stoß bohrte ſie den Dolch von unterhalb des Herzens hinauf in deſſen Mitte. Ihr Schmerz kann nur von der kürzeſten Dauer geweſen ſeyn. Auf ein tiefes Todesſtöhnen, welches die Nachbarn hörten, erbrach man die Thüre und fand ſie in dem oben beſchriebenen Zuſtande auf dem Bette liegend. Erſt als der Arzt kam, entdeckte man, daß es keine Kranke, ſondern eine Todte war. Der Dolch, wenig blutig, lag im Bette. Ihre Wunde hielt die Todte mit der Hand und einem weißen Tuche zugedrückt, und ſo krampfhaft feſt, daß ſelbſt dies Tuch wenig Blutſpuren enthielt. Es konnte nicht an vielfachen, entſtellenden Gerüchten über die Motive der unſeligen That fehlen, und die immer rührige Gemeinheit, wo Außerordentliches geſchieht, that denn auch hier das Ihrige, um aus dem Schein ein Seyn zu machen. Da die jungen Ehegatten fünf Jahre in der anſcheinend glücklichſten Ehe gelebt, ſo wurde daraus ein Bündniß des Unfriedens und beſtändiger Zwietracht, dem nur vor den Augen der Welt ein Mantel von entgegengeſezter Farbe umgehängt worden. Und als die Frau ihn nicht mehr zu tragen vermocht, habe ſie in derſelben Art, wie es bei Kaſpar Hauſer vermuthet wird, ihr Gewiſſen beruhigt, indem ſie ihn auf gewaltſame Art zerriß. Zu Tage liegt nur ſo viel, daß beide Gatten, welche die innigſte Liebe verbunden, in einer dauernden Selbſttäuſchung, oder, wenn man will, Betrug gelebt. Beide excentriſch, von dem Glück träumend, das in der reinen Liebe und dem Gewelltſeyn durch die höchſten Ideen der Kunſt und Poeſie ruhe, glaubten in ihrem kühnen Fluge Herren zu werden der irdiſchen Wirklichkeit mit ihren jämmerlichen Anforderungen. Es blieb eine kinderloſe Ehe; die Verbindung zwiſchen der Idee und dem Leben fehlte.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Januar.

(Beſchluß.)

Juliens Lobrede auf Lafayette.

J. Janin iſt eben nicht wegen ſeines Liberalismus berühmt. Gehört er zu einer politiſchen Partei, ſo iſt es vielmehr die legitimiſtiſche, obſchon er auch für dieſe nur einige wenige Aufſäze geſchrieben hat. Dennoch äußerte er in ſeiner Vorleſung manche ſehr liberale Geſinnung. Er gehört zu den jungen Männern, die mitten unter dieſen Geſinnungen aufgewachſen ſind, ſich der Preßfreiheit bedient um ihre erſten Empfindungen laut werden zu laſſen, die Vortheile dieſer Freiheit ſchäzen gelernt haben, und daher unmöglich wieder Geſchmack für die ehemalige Knechtſchaft der Preſſe gewinnen können. Einige Tage nach dieſer Vorleſung ward eine andere in demſelben Athenäum angekündigt. Julien, vormaliger Herausgeber der Revue encyclopédique, wollte nämlich eine Lobrede auf Lafayette halten. Dieſe habe ich mit angehört; es war nicht ſehr voll, und der größte Theil des Auditoriums beſtand aus Abonnenten des Athenäums, meiſtens bejahrten Leuten, welche in dieſem Inſtitute ihren Abend zuzubringen pflegen. Julien hatte eine ſchwierige Aufgabe übernommen; denn Lafayette's Name iſt ſo innig mit den Begebenheiten der Julirevolution und der lezten Jahre verflochten, daß man ſeinen Einfluß darauf nicht wohl auseinanderſezen kann, ohne eine Menge von Verhältniſſen zu berühren, über welche die Urtheile noch ſehr verſchieden ſind; denn gerade wegen der Verſchiedenheit der Anſichten über die Bedeutung jener Revolution iſt die Oppoſitionspartei, oder ſind die verſchiedenen Oppoſitionsparteien mit dem jezigen Miniſterium im Zwieſpalt. Der Lobredner ging daher auch ſchnell über die leztere Zeit weg, nachdem er ſich länger bei einer frühern aufgehalten hatte, nämlich bei der Theilnahme Lafayette's am Freiheitskampfe in Amerika, bei ſeiner wichtigen Rolle während der Revolution, bei ſeinen Leiden im Kerker zu Olmüz, die man erſt hat recht ermeſſen können, wie Julien ſagte, ſeitdem Silvio Pellico die ſeinigen beſchrieben hat, bei ſeinem Widerſtande gegen Napoleons Alleinherrſchaft, bei ſeiner Thätigkeit in der Deputirtenkammer ſeit der Rückkehr der Bourbonen, bei ſeiner glorreichen Reiſe durch die vereinigten Staaten Nordamerika's, eine Reiſe, aber vielmehr eine beſtändige Jubelfeier, wie ſie vielleicht nie einem Privatmanne zu Theil geworden. Julien ſprach über anderthalb Stunden, ſeine Rede war eben kein Meiſterſtück der Beredſamkeit, enthielt aber doch manches Gute und Wahre. Obſchon er ſich im Allgemeinen hütete, ſeine Geſinnungen allzuſehr zu äußern, ſo herrſchte doch ein unabhängiger, ſehr liberaler Ton in derſelben, der den ältern Abonnenten des Athenäums zu mißfallen ſchien; denn ich hörte beim Herausgehen Einige ſagen, der Lobredner ſey doch allzuſehr Bouſingot. Dies iſt ein ſeit der Julirevolution in Gebrauch gekommener Ausdruck oder Spottname, um zunächſt diejenigen Leute, welche ſich durch Kleidung, Sprache und Geſinnung als Republikaner, und dann auch alle diejenigen zu bezeichnen, die den Liberalismus weit treiben. Dieſer Ausdruck hat daher auch in dem eben erſchienenen 7ten Bande der Encyclopédie des gens du monde einen Aufſaz erhalten, worin die Bouſingots als durch ihren kleinen, mit Wachstuch überzogenen Matroſenhut, ihre rothe, nachläſſig geknüpfte Halsbinde und ihren ganz kurzen Ueberrock kenntlich bezeichnet werden.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 27. Januar 1835.

> Nero. — Des Lebens wahrer Inhalt iſt für mich,
> Was Wolluſt bringt. Das menſchliche Geſchlecht
> Stirbt nimmermehr, ſtets jugendlich erneut
> Durch ſüße Lieb', die wilde Beſtien zähmt.
> Der Gott ſoll mir die Hochzeitfackel tragen.
>
> Seneca.
> Octavia. Act: 2.

Ein Dichterthee bei Nero.

(Fortſetzung.)

Zweiter Bote.

Der alte Lateranus ſtottert
So eben ſeine Schuld heraus.

Nero.

So laßt ihn, wie das Gelb' im Eie dottert,
Bald auf, bald ab, ſo hin und her,
Nicht ganz, nicht halb, mit Dolch und Speer
Auskoſten, was des Todes Graus,
So daß als Ordensband und Glanzgeſchmeide
Er ziehe um die Bruſt ſein Eingeweide!

(Bote ab. Nero ſpricht dieſe Intermezzi wie im Traume. Die Dichter erblaſſen und weichen zurück. Er aber fährt unbefangen und mit naivem Accent in ſeinen Phantaſien fort:)

Meine beſten Verſe ſchrieb ich in einen Band
Von Pergament mit goldnem Schnitt und Rand,
Und bin, ein Dichter von der Zehe bis zum Scheitel,
Auch wie ein Dichter auf meine Verſe eitel.
Nun hat zwar Amaryllis noch bis jetzt
Sich nur an Legenden und Prieſterſagen ergötzt.
Doch wagt' ich's einmal, jenes Heft
Ihr anzuvertraun zum Leſegeſchäft.
Sie ſollte ſehn, wie ich ſie ſchon verſtand,
Da mir ihr Anblick war unbekannt.
Noch waren zwar nur ſchüchtern unſre Blicke,
Die Hand, die ich ergriff, zog ſie zurücke:
Sie wich mir aus, gewohnt, zu ſiegen,
Vermied ſie, meiner Werbung zu erliegen.
Nun las ſie das Buch: ich hatt' es wieder,
Durchflog die jetzt erſt ausgeſprochnen Lieder,
Und fand, gleichſam als Leſezeichen,
Im Pergament von ihren vollen Locken
Einen einzigen dünnen Seidenflocken.
Da mußte mich die Hoffnung ſchnell erreichen:
Hab' ich dich erſt an einem Haar,
Gehörſt du mir bald ganz und gar.

Dritter Bote.

So hat auch Lubrius ſich nun erklärt,
Und zugeſtanden, daß im Lager der Legionen
Noch viele ſeiner Mitverſchwornen wohnen.

Nero.

Nun denn, ſo ſoll der Griff am Schwert,
Womit getrennt wird jetzt ſein Rumpf,
Sich oben ſtatt des Kopfes zeigen im Triumph,
Daß jeder ſeiner Gunſt ſchon eingepfarrte
Soldat erblicke der Verſchwörungen Standarte.

(Die Dichter fliehen immer weiter zurück, ohne daß es Nero merkt.)

Digitized by Google

Ja, das ewige Lied der Liebe! Dieſe Wunden,
Der Welt ſo tief geſchlagen, daß
Noch nach Jahrtauſenden ſie nicht geſunden,
Und Lieb' noch jedes Auge feuchtet naß!
Die Lieb' iſt unergründlich wie ein Schatz im Meer.
Wer auch der Liebe größter Meiſter wär',
Kann oftmals das nicht wiſſen, was zu wiſſen,
Man eben wieder Schüler wird werden müſſen.
O ſelig, wem der Liebe Sonnenſtrahl
Sich mit dem erſten Brand in's Herze ſtahl,
Wer bei dem erſten klar empfundnen Worte
Sich angekommen fühlte an der Pforte
Von einem Paradies, wo Liebe Leben
Und Leben Moſt iſt von der Liebe Reben!
Der Jungfrau Reiz liegt in dem Ueberraſchen,
Wie Alles anders endet, als ſie es begann;
Wie eine bunte Wolke, die naiv zu haſchen
Sie dacht', ihr unbewußt — in Scham zerrann;
Wie ſie oft überfällt ein plötzlich Sinnen,
Will ſie ein altgewohntes Spiel beginnen,
In das kaum eine einzige traumerſchreckte Nacht
Doch plötzlich einen ernſten Sinn gebracht!
Und ſelig jener Knabe, der am Bande
Der erſten Lieb' ein Mädchen zieht,
Das an des friſchen Lebensbechers Rande
Nur allerwärts ſein Bild ſich ſpiegeln ſieht!
Daß ſie nicht weiß, ward ihr die Welt bewußt,
Durch den, der ruht an ihrer Bruſt,
Ward, dieſes ganze üppigvolle Leben
Recht zu verſteh'n, durch ihn ihr erſt gegeben?
Daß ſie nicht weiß, wie alle dieſe Gaben,
Die ſie doch ſelber nicht beſaß,
Die ſie aus ſeinen Blicken las,
Er nur von ihr erſt will empfangen haben!
O gebt mir jene Welt zurück,
Dies bunte Spiel von Schöpfung und von Hoffen,
Das ich ſo reich an meines Mädchens Blick,
An ihr nur ſo unendlich angetroffen!

Vierter Bote.

Jezt iſt's gewiß, auch Euer Lehrer,
Der alte Seneca, war ein Verſchwörer.

Nero.

Wer iſt hier dieſer ewige Ruheſtörer?
Schickt dieſem afterweiſen Geiſtbethörer
Ein Meſſer in das Haus, er ſoll ſich ſetzen
Als Negation in eine Badewanne
Vom Holze einer guten jungen Tanne,
Und ſich die Adern ſelber dann zerfetzen!

(Schon ſteht Nero ganz allein. Die Dichter ſind, ohne daß er es merkt, fern von ihm ſchüchtern zuſammengetreten.)

Was ich befürcht', iſt nur der eine Schmerz,
Daß alles in der Welt, nicht gradeswärts,
Nein! zu des Greiſen müdem Tritte ſchreitet;
Daß dieſe Bruſt, von Liebe noch erweitet,
Sich einſt nicht ſchmücken ſoll mit friſchen Roſen
Und Pfändern, die wir jezt im Spiel verlooſen.
Wenn auch ein friſches Mädchen meine Tochter iſt,
Die ſich mit Kinderliebe an mich ſchmiegt:
Wer iſt es, den ſie küſſend in mir küßt?
Der ſie erzeugte? oder der ihr Herz beſiegt?
Mit meinem grauen Haar zu ſpielen,
Verſagt ihr der, der geizig auf der Liebe Zoll,
Nur will, daß ſie in ſeinem wühlen,
An ihm die Kunſt zu küſſen lernen ſoll.
Wie könnt' ich eine Scene tragen,
Wie ich ſie jüngſt erlebt! Es war in Tagen,
Wo von dem Winterherde Alles flieht,
Und hinaus vor's Thor in's Freie zieht,
Wo ſich beim neuen Frühlingsſonnenbroden
Die Schöpfung regt im lockern Boden.
Da ſah ich an der Krücke einen Greis,
Hinfällig, lächelnd, leis
Sich lehnen an ein todtes Poſtament.
Rings um ihn her, da tobt und rennt
Ein muntrer Schwarm von jugendſtrahlenden Knaben.
Und wie ſie hin und her ſich jagen, haben
Sie dicht am Greiſe
Gezogen ihres Spieles regelloſe Kreiſe.
Da greift ein kecker Burſch die Krücke,
Und nimmt, als ritt' er ſeinem Glücke
Entgegen, ſie als Steckenpferd —
Ein fahler Knochen hier ein Schwert!
Ein Wundeneinband hier der Hoffnung Schleife!
Ein Jugendkuß auf Kirchhofreife!
Ein Widerſpruch, daß an den todten Steinen
Der Greis die Stirn verdeckt' und mußte weinen!
Wie trüg' ich dies? O ewige Mächte,
Daß ein Entzücken mir den Tod einſt brächte,
Daß ich, indeß ich Liebe würbe,
Noch in dem Arm der Liebe ſtürbe!
Das Haupt umkränzt, im lachenden Genießen,
Bei Küſſen, die mein brechend Auge ſchließen!

(Der Beſchluß folgt.)

Vom Verhältniſs der organiſchen Welt zum aſtronomiſchen Jahr.

(Beſchluß.)

Bei den meiſten Gewächſen iſt jede Periode des Jahrs mit einer beſtimmten Lebensäußerung bezeichnet. In zwei Jahreszeiten ſteigt im Allgemeinen der Saft

Digitized by Google

in ungewöhnlicher Fülle auf, im Frühling und Herbſt, am ſtärkſten in jenem. Das Entwickeln der Blätter und das Erſchließen der Blüthen hält ſich bei einer und der ſelben Pflanze an ſo feſte Zeitpunkte, daß ſich daran unſchwer die Jahreszeit abnehmen läßt, und eine gewählte Reihe botaniſcher Phänomene bildet auf dieſe Weiſe einen ſogenannten Kalender der Flora. Blätter treibt das Geisblatt bereits im Januar, Stachelbeere, Johannisbeere und Hollunder zu Ende Februars oder Anfang März, Weide, Ulme und Linde im April, Eiche und Eſche, die immer die ſpäteſten Bäume ſind, Anfangs oder in der Mitte Mais. Ebenſo iſt es mit den Blüthen: der Seidelbaſt und das Schneeglöckchen blühen im Februar, die Primel im März, die Aurikel im April, die große Maſſe der Pflanzen im Mai und Juni, viele im Juli, Auguſt, September, manche im Oktober, wie der Wieſenſafran, und einige erſt mit Eintritt des Winters, wie der wilde Lorbeer und der Erdbeerbaum.

Die genannten und andern Stufen in der Entwicklung der Gewächſe treten alſo ganz oder faſt ganz genau nach Intervallen von je zwölf Monaten ein. Allerdings iſt dies zum Theil Folge äußerer, auf die Pflanzen wirkender Einflüſſe, namentlich der Wärme, und der Wiederkehr derſelben in ihren höchſten Graden. Daher beobachtet man in der Zeit des Eintritts der verſchiedenen Phänomene des Pflanzenlebens leichte Abweichungen, je nachdem die Jahreszeiten ungewöhnlich früh oder ſpät eintreten, oder der Jahrgang überhaupt gut oder ſchlecht iſt. Die Gärtner verſtehen es, die Entwicklung einer Pflanze bis auf einen gewiſſen Grad zu beſchleunigen oder zu verzögern. Aber eine Menge Thatſachen beweiſen, daß dieſe Wiederkehr derſelben Erſcheinungen zu derſelben Zeit keineswegs bloß von äußern Einwirkungen herrührt, ſondern mit dem innern Bau der Gewächſe ſelbſt zuſammenhängt. Die Alpenpflanzen warten nicht auf den Reiz der Sonnenwärme; in ihnen iſt ein ſolcher Trieb, daß ſie noch mitten im Schnee ihre Blüthen entfalten. Noch auffallender zeigt ſich dies bei Verpflanzung von Gewächſen aus einer Hemiſphäre in die andere. Bringen wir unſere Fruchtbäume in die gemäßigten Landſtriche ſüdlich vom Aequator, ſo blühen ſie noch mehrere Jahre in der unſerem Frühling entſprechenden Jahreszeit; umgekehrt iſt es mit ſüdlichen Bäumen bei uns; Gewächſe vom Cap oder aus Auſtralien, Länder, deren Sommer in unſern Winter fällt, entfalten bei uns ihre Blüthen in der kälteſten Jahreszeit. — Die größten Botaniker ſind dieſer Anſicht, daß die Periodicität ein den Gewächſen eingebornes Element ſey; ſo ſagt Decandolle, nachdem man alle meteorologiſchen Einflüſſe, welche die Blüthezeit eines Gewächſes beſtimmen, abgewogen, bleibe immer noch die eigenthümliche Natur jeder Spezies in Rechnung zu nehmen.

Wir haben geſehen, daß der Lebenscyklus der Pflanze gerade ein Jahr füllt, und ſo muß denn ihre ganze Organiſation auf die Länge dieſer Periode berechnet ſeyn. Wärme und Licht, die verſchiedenen Arten des Bodens, die verſchiedenen Grade der Feuchtigkeit vermögen in gewiſſem Grade die Abſchnitte dieſer Periode zu verrücken, ſie zu beſchleunigen oder zu verzögern; hört aber der ungewöhnliche Einfluß, der Zwang auf, alsbald tritt der natürliche Zeitlauf wieder ein. Die genannten Reize ſind keineswegs Urſachen der Periodicität, ſie erzeugen nicht die verſchiedenen Lebensthätigkeiten der Pflanze, ſie können nimmermehr den Wiedereintritt derſelben zu beſtimmten Zeiten bewirken, und was ſie am Cyklus der Vegetation zu ändern vermögen, iſt in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſen. Das Aufſteigen des Saftes, die Bildung der dem Gewächs eigenthümlichen Flüſſigkeiten, das Treiben der Blätter, das Aufgehen der Blüthen, die Befruchtung, das Reifen des Samens, das Ausſtreuen deſſelben — alle dieſe Verrichtungen brauchen jede eine beſtimmte Zeit und laſſen ſich zuſammen in keine kürzere Periode als ein Jahr drängen, oder wenigſtens nicht merklich abkürzen. Wäre andernſeits der Winter bedeutend länger als jezt, ſo gingen viele Samen im wiederkehrenden Frühling nicht auf; denn Samen, welche zu lange gelegen haben, müſſen durch ungewöhnliche Reizmittel zum Aufgehen gebracht werden. Erlitten ſomit die Jahreszeiten in ihrer Dauer eine weſentliche Veränderung, ſo müßten die Lebensprozeſſe der Pflanzen geſtört, völlig verwirrt werden. Was würde aus unſerm Blumenkalender, verlängerte oder verkürzte ſich das Jahr um mehrere Monate? Nicht nur Verwirrung wäre die Folge, ſondern, wenn es andauerte, unvermeidlich der Untergang des ganzen Reiches der Gewächſe.

So aber, wie jezt die Sachen auf Erden ſtehen, ſind die Umwälzung um die Sonne und der Ablauf der Lebensäußerungen der allermeiſten Pflanzen der Zeit nach vollkommen gleich, ſie ſind auf einander berechnet, und ſo ſtehen denn zwei für unſern Blick ſo verſchiedenartige Elemente des Univerſums, die Dimenſionen des Sonnenſyſtems und die der Pflanze eingebornen Kräfte, im genaueſten Zuſammenhang, in einem Verhältniß, das ſo augenfällig iſt, als das der künſtlichen Uhr zur Sonnenuhr. Vergleicht Jemand den Gang der Pendeluhr mit dem des Sonnenzeigers Tag für Tag und Stunde für Stunde, ſo muß er nothwendig die Ueberzeugung gewinnen, daß das Kunſtwerk auf die Länge des Sonnentags berechnet iſt. Wir haben viele tauſend Pflanzenuhren von den mannichfaltigſten Formen, die ſämmtlich nach dem Sonnenjahr gerichtet ſind, und Abſicht iſt im einen Fall wohl ſo wenig zu verkennen, als im andern.

Digitized by Google

Zu ganz ähnlichen Schlüſſen führt die Betrachtung der innern Verfaſſung des Thierreichs. So nehmen bei den Vögeln die verſchiedenen Geſchäfte der Paarung, des Neſtbaus, des Brütens, Aetzens u. ſ. w. jedes ſeine beſtimmte Zeit im Jahre ein, und füllen nebſt der Ruhezeit gerade die zwölf Monate. In demſelben Bezug zu den Jahreszeiten und ihrer Dauer ſtehen bekanntlich die Verwandlungen der meiſten Inſekten. Doch es iſt nicht unſere Abſicht, hierüber in Details einzugehen; wir wollten nur zeigen, wie genau das große Geſetz der regelmäßigen Wiederkehr der Lebensfunktionen organiſcher Weſen mit den aſtronomiſchen Verhältniſſen verknüpft iſt, und daß die Cykeln in der Exiſtenz von Pflanzen und Thieren nach den, für unſere Begriffe *willkührlichen* Elementen des Sonnenſyſtems berechnet ſind.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Januar.

(Fortſetzung.)

Selbſtmord. Langbein. Lützow.

Beide empfanden das Ungenügende ihres Daſeyns. Wie ſich dieſe Unzufriedenheit, von der jeder Sterbliche eine Portion in ſich hat, geäußert, bleibt ungewiß. Aber in der Armen erwuchs die unſeligſte Idee, zu der eine verirrte Liebe ſich ſteigern kann: ſie wollte ſterben *für ihren Gatten*. Ein hinterlaſſener Brief an ihn, in den zärtlichſten Ausdrücken geſchrieben, haucht die ganze Verirrung, in der ſie befangen war, glühend aus. Sie, gewiß deſſen, daß ſie ſelbſt nie glücklich werde, ſey doch überzeugt, daß er, als Mann und Dichter, es noch könne; aber das Leben müſſe ſich ihm wieder frei öffnen, die Schranken, die ihn hemmten, müſten fallen, und er ſich frei darin „umtummeln;“ deßhalb breche ſie ſelbſt die Feſſeln und ſcheide von ihm in der Ueberzeugung, daß der ungeheure Schmerz, den ſie ihm, dem Menſchen, dadurch bereite, dem Dichter förderlich ſeyn und ihn vom Mißmuth über die tauſend Jämmerlichkeiten, mit denen ſein Geiſt bis da gekämpft, von Grund aus heilen werde. — Es geſchieht in der Welt ſo viel Schlechtes aus gemeinem Sinne, und wir müſſen es geſchehen laſſen, weil es ſo allgemein iſt; warum ſollen wir nicht mild auf eine entſetzliche Verirrung blicken, die ausnahmsweiſe aus einem ſo ungemeinen Sinne hervorging? Billigen die That, oder gar rühmen, wie einige junge Freunde des verzweifelnden Wittwers es im erſten Augenblick gethan haben ſollen, wird kein Verſtändiger, und um deßhalb es auch dem Geiſtlichen nicht verdenken, der in Bezug auf jene Aeußerungen einige hart klingende Worte, die aber ſeine Pflicht waren, am Sarge ſprach. Die Todte las in den letzten Tagen ihres Lebens nichts als die geſammelten Briefe der Frau von Varnhagen (Rahel), die auch noch aufgeſchlagen auf ihrem Tiſche gefunden wurden. Es wird nicht an ſolchen fehlen, die nun in dem geiſtvollen Buche eine Apologie des Selbſtmords finden und wünſchen werden, daß man es verbiete. Nun haben ſich ſeit Kurzem auch zwei andere junge Frauen aus dem gebildeten Stande das Leben genommen, ohne daß die ſelige Rahel deßhalb in Verdacht kam. — Wie ich eben höre, arbeiten Freunde des unglücklichen Gatten an der Herausgabe der Briefe der von ihm Geſchiedenen. Das mag eine intereſſante Lektüre werden; wenn man aber nur nicht ſchön thut mit einer Verirrung, für die man nicht mehr thun kann, als den Mantel der Liebe und der Vergeſſenheit darüber breiten. Wir ſind nicht Römer und ſollen es nicht ſeyn.

Ein ſanfter Tod hat am zweiten Tage dieſes Jahres einen alten ehrenwerthen Dichter, einſt den Liebling eines großen Theils des Publikums, *Langbein*, von dieſer Welt abgerufen. Er wurde ſeiner Zeit geleſen, wie nur ein Modeſchriftſteller; ſeine Bücher fanden weit mehr Käufer in jener ärmern Zeit, als jezt in der reichern die beſten, und doch war ſein Lebenslauf ein gedrückter und er ſtarb arm. Er war keineswegs unproduktiv, auch kein Verſchwender, hatte auch keine Kinder, die ihn viel koſteten, und ſtarb doch arm. Ein trauriges Symbol deutſchen Dichterlebens! Eine kleine Penſion als Cenſor, ein Amt, dem er mit vieler Milde oblag, friſtete ſeine lezten Jahre. In drei Jahren hätte er das achtzigſte erreicht. Wie ich höre, werden ſeine geſammelten Schriften, in einem von ihm ſelbſt beſtimmten Auszuge, zum Beſten der hinterbliebenen Wittwe erſcheinen. Man erinnere ſich, daß einſt jeder Schulknabe wenigſtens eines ſeiner Gedichte auswendig wußte.

Und da ich bei den Todten bin und meine Liſte noch nicht zu Ende iſt, gewahre ich mit Schreck, daß ich einen Namen überſah, der eigentlich vornean gehörte. Aber unſere Zeit überſah ihn auch, und erſt als er todt war und die Salve über ſeinem Grabe uns aufſchreckte, erinnerten wir uns, daß er noch unter uns lebe: ein Mann, deſſen Name einſt herrlich klang in der großen Zeit der deutſchen Aufregung, und den das Lied des Dichters noch länger bewahren wird, als die Geſchichte. Es iſt der General *Lützow*, dem ſeine Redlichkeit die Achtung derer, die ihn kannten, ſeine Beſcheidenheit die Liebe Aller, mit denen er umging, und ſeine Tapferkeit die dankbare Anerkennung des Staates verſchafft haben, dem aber Körners Lied: „das iſt Lützows wilde verwegene Jagd!“ allein die Unſterblichkeit ſichere. Es war ein ſtiller, ächt deutſcher Charakter, ohne tiefere Bildung, aber mit der ſinnigen Achtung für dieſelbe, welche vielleicht mehr ehrt, als die Bildung ſelbſt. Mit kindlicher Gutmüthigkeit verband er eine Tapferkeit und einen kühnen Geiſt, der an's Verwegene ſtreifte, wo er glaubte, daß es galt. In der Zeit des Befreiungskrieges war er einer der Männer, deren es bedurfte, um die Gemüther aufzuregen, aber nicht der Mann, um große Unternehmungen zu leiten. Man ſchob ihn vor, wo es einen begeiſterten Mann der That galt; aber dadurch über ſeine eigenen Fähigkeiten getäuſcht, reichte er nicht aus, wo er allein ſtand. Seine Freunde ſcheinen darüber jezt einig, daß er das Feldherrntalent nicht beſaß, um einem iſolirten Korps vorzuſtehen. Männlich und würdig hat er ſich aber immer, beſonders auch im Unglück, als ſein Freikorps überfallen und aufgerieben wurde, bewieſen. Bald darauf gefangen, wurde er ſchwer verwundet vor Napoleon geführt, der unmöglich gut auf ihn zu ſprechen ſeyn konnte, doch aber, gewonnen durch die freie Art ſeines Benehmens, und wie er alle Aufklärungen über die alliirte Armee, um die der Kaiſer ihn anging, verweigerte, ihn bald gnädig mit dem kaiſerlichen: „qu'on le traite bien!“ entließ.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Januar 1835.

— Ihr,
In England großgewachſen, zeigt uns hier
Die Kraft genoßner Nahrung; laßt uns ſchwören,
Ihr ſeyd der Pflege werth, was ich nicht zweifle.

Shakeſpeare.
Heinrich V.

Weihnachtsfreuden in London.

Unmittelbar vor und unmittelbar nach Weihnachten bietet London jedes Jahr zwei Eigenthümlichkeiten, welche von wenigen Eingebornen unbemerkt und ungeſehen bleiben und allen Ausländern ſich von ſelbſt aufdrängen. Die erſte nennt ſich ſehr proſaiſch fettes Fleiſch, die andere etwas poetiſcher Pantomime. Weil indeſſen auch dem Dichter das proſaiſche Fleiſch des Lebens noth thut, ſo möge die Zuſammenſtellung freundlichſt entſchuldigt werden. In Paris klagen zu Weihnachten die jungen und alten Stutzer über die enormen Summen, welche die obligaten Geſchenke ihnen aus den Taſchen nehmen. Man berechnet den bloßen Aufwand für Bonbons zu fünf Millionen Franken. In London — wären ſie nicht gebunden, die da bluten, ihr Geſchrei würde das Wagengeraſſel übertäuben, ihre Fußtritte würden ein Menſchengeſchlecht zermalmen — die Tauſende von Schöpſen und Ochſen, die das nahende Feſt der Chriſten als Leichen begrüßen. Smithfield, der nie leere Viehmarkt für London, hat kurz vor Weihnachten nicht Raum für Londons Bedarf. Der Lord Mayor, der König der City, muß die Schranken öffnen und die anſtoßenden Felder räumen laſſen, damit ſie einziehen, und wenn auch ſich nicht bewegen, doch wenigſtens ſtehen und liegen können, die ungezählten Hekatomben, welche das glänzende Geſicht des Schlächters mit Wohlgefallen und das eingeſunkene Auge des Straßenkehrers mit Wehmuth betrachtet. Das Koloſſale, dieſes Charakterzeichen Englands, iſt ſelbſt den Schlachtopfern des menſchlichen Gaumens aufgedrückt. Wo wäre ſonſt die Richtigkeit des Verhältniſſes? — Eine koloſſale Nationalſchuld fordert koloſſale Abgaben; eine koloſſale Hauptſtadt fordert koloſſale Zufuhr, und wo die Rüben ſo koloſſal wachſen, daß ohnlängſt ein Freund der Agrikultur einen Kollegen mit einer Rübe beſchenkte, die bei näherem Beſchauen mit einem Haſen, einem Kaninchen und einem Rebhuhn ausgefüttert war, da muß es koloſſale Ochſen geben, die koloſſalen Rüben zu verzehren. Es ſind alſo ungeſchlachte, vierſchrötige Maſſen, die Ochſen ſowohl als die Schöpſe, welche kurz vor Weihnachten in geſteigerter Zahl dem verhängnißvollen Smithfield zugetrieben werden, und iſt ihnen dann einige Tage ſpäter das ſüße Leben abgezapft, hängen ſie bald ganz, bald halb, bald in Vierteln vor und in den Läden der Schlächter, da ſtehen Tauſende von Menſchen, die Fußpfade verſperrend, und begaffen das — fette Fleiſch. Eigentlich ſollte ich ſagen, das fleiſchige Fett, denn es ſind in der That vorzugsweiſe Fettklumpen, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſeln. Eine Geſellſchaft von Landwirthen ſezt jährlich Preiſe für das fetteſte Schlachtvieh aus. Das reizt die Fütterer, das ſtopft die Gefütterten, und wer nicht den

Preis gewinnt, dem wird wenigſtens die aufgewendete Mühe in blankem Gelde oder gutem Papier für die Zöglinge bezahlt, denn derſelbe Ehrgeiz, der die Landwirthe beherrſcht, beſeelt auch die Schlächter. Beide ſind ſtolz darauf, dem Publikum die ſtärkſten Fettmaſſen zu liefern. Und wahrhaftig, es könnte manches hoffärtige Gemüth ſich verſucht fühlen, die gefallenen Opfer dieſes Ehrgeizes zu beneiden. Nicht genug, daß Tauſende in ſtiller und lauter Bewunderung ſie umſtehen, aufgeklebte, deutlich geſchriebene Zettel geben Kunde von der Grafſchaft, in welcher ſie gelebt, und von der Pflege, die ſie genoſſen. Mancher ehrenwerthe Baronet und mancher edle Lord findet hier ſeinen kriegeriſchen oder parlamentariſchen Namen auf dem weißgewaſchenen Rücken eines Ochſen, eines Schöpſes, eines Schweins, und der Ruhm einer glänzenden Viehzucht ruft den halb vergeſſenen Ruhm ſeiner früheren Thaten dem Volke in's Gedächtniß. Der Reſpekt, der den Schlächter für die ariſtokratiſche Notabilität durchdringt, veranlaßt ſeine Feder, den Namen des vornehmen Herrn mit ungeheuren, und die vorangehende Meldung: „dieſer Schöps, dieſer Stier wurde gezogen und gemäſtet von“ mit ganz kleinen Buchſtaben zu ſchreiben. Das hat die Wirkung, daß oft aus der Ferne der Zuſammenhang des edlen Lords mit ſeinem Pfleglinge nicht geleſen werden kann, und daß daher diejenigen, die nicht wiſſen, was ein ſolcher Name auf einem ſolchen Rücken zu ſchaffen hat, je nach Maßgabe ihrer individuellen Geſinnungen, den Zettel bald belächeln, bald abreißen möchten. Zu letzteren gehörte ein deutſcher Herr, ein Mann von Gewicht, mit welchem ich vor wenigen Tagen in Geſellſchaft zuſammentraf. Der ſchneidende Grimm, mit welchem er die zügelloſe Ungezogenheit der niedern engliſchen Volksklaſſen abhandelte, begründete in einem der Anweſenden die Vermuthung, irgend ein Laſtträger möchte, unwiſſend, wen er vor ſich habe, ihn auf den Fuß getreten haben. Allein die zur Frage gewordene Vermuthung erwies ſich als ungegründet. „Nein, auf Ehre!“ rief der Landsmann, „im Gewühle von London kann und darf ſo was Niemand genieren, er ſey, wer er wolle; aber es gibt doch wohl keinen ſtärkern Beweis einer, die Knute verdienenden Ungeſchliffenheit, als was ich heute mit meinen eigenen Augen in Bond-Street geſehen. Wie ich dieſen Nachmittag von Pall-Mall heraufkomme, erblicke ich auf der linken Seite Haufen Volks vor einem Hauſe verſammelt. Ich denke, es iſt ein Unglück geſchehen, und was war es? es iſt kaum zu glauben. Vor einem Schlächterladen hingen drei abgeſtochene Schweine und eben ſo viele Schöpſe, jeder mit einem Zettel beklebt. Ich ſehe über die Menge weg und leſe, auf Ehre! es iſt zu arg, leſe die Namen der edelſten Pairs von England, eines Lords u. ſ. w. Alſo das müſſen ſolche Männer ſich gefallen laſſen, wahrſcheinlich, weil der Herr Schlächter ein Radikaler iſt. Auf Ehre! da könnte man wünſchen —“ — „Daß die über dem Namen geſchriebene Zeile Ihnen nicht entgangen wäre,“ fiel ein näherer Bekannter des alten Herrn ein, und die übrige Geſellſchaft lachte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Dichterthee bei Nero.

(Beſchluß.)

Fünfter Bote.

Jezt iſt zum Spruche Alles reif;
Sie ſcheiterten an ihren Lügen,
Ihr Thun liegt in den lezten Zügen.

Nero.

Zum Tode Piſo! todt ſein ganzer Schweif!
Mord und Entſetzen über Alle,
Die ſich verwickelten in ſeinem Falle!
Spült die Kloaken aus, eröffnet die Kanäle,
Daß es dem Blut an Durchzug niergends fehle!
Ihr könnt die ganze Welt heut an die Tiber laden:
Die Sonne drückt, ich will in Blut und Schaum und Lymphe baden!

(Bote ab. Die Dichter, den Sprung des Tigers erwartend, drücken ſich an die Wände, vor Entſetzen bleicher als dieſe.)

Nero.

(Sinnend ſich über die Stirn fahrend und das Haar wegſcheitelnd.)

Was iſt? Sprach ich vom Tode nicht?
Von meinem? von Blut? von Roſen?
Hört' ich die Parze nicht, die ſpricht?
Den Gott, deß Helm erklingt von Todesloſen?
Bin ich allein? Es iſt als wenn dort ſtänden
Verblaßte Schatten an den blaſſen Wänden.
Ich fühl's, von meinen Sinnen
Will Nebel, der ſie drückte, rinnen.
Ich kam hieher — ſo — nein ſo —
Ich ſeh hier Männer, die viel leeres Stroh
Gedroſchen, aberwitzige Reime
Von Blumen, Käfern, Honigſeime.
Die Furcht, die hier gewiſſe Kehlen packte,
Bracht' meine Phantaſien aus dem Takte.
Ich fühlte wohl, wie was von Bosheit ſich
Herum um meine abgelauſchten Worte ſchlich;
Jezt bin ich wieder im Zuſammenhang,
Und ſehe, wie ich meinen Sang

Digitized by Google

Nicht beſſer krône, daß auch nichts ihm fehle,
Als wenn ich Menſchen, halb von Leib und Seele,
Die Objektives gern vermeiden,
Nun zwing', einmal recht objektiv zu leiden.
Man führ' ſie ab, die tugendhaften Schelme,
Und zieh' aus einem ſchwarzen Todeshelme
Je fünf und fünf zu Charons Nachen
Ein Ueberfahrtsbillet; doch ſollen ſie wachen
Noch bis zum andern Morgen und verzweifelnd zählen,
Wen wohl des Hahnen Schrei als Fünften möchte wählen.

(Schleicht ab.)

(Die inzwiſchen eingedrungenen Soldaten führen die wehklagenden Dichter hinweg.)

Julius Binder tritt auf.

Julius Binder.

Iſt denn kein Grund, mich zu verhehlen
In dieſes Hauſes dumpfen Sälen?
Warum ſind meine Schritte frei?
Sagt denn mein Auge nicht, was an mir ſey?
Iſt dieſe Stirn ſo glatt gezogen?
Und meiner Augenbraunen Bogen,
So ſanft, daß der Trabant
Die Hellebard nicht faßt mit ſtärkrer Hand,
Wenn er mich ſieht durch dieſe Thore ſchreiten?
Wann ſah die Welt ſo ſchwarze Zeiten,
Daß man ſich ſchämt, nicht unglücklich zu ſeyn,
Und ſich an die, die fallen, anzureihn!
Nun iſt der Vater todt, der Freund erſchlagen,
Ich ſah, wie blutig Alle unterlagen,
Die mich bedeckt mit ihren Küſſen —
Und mich — mich kann die Tyrannei nicht miſſen?
Mich ſchickt ſie nicht zu ihrer Opfer Leichentroß?
So ſträube deine Mähne, junges Roß,
Und bäume deine ſtarken Glieder!
Die Seele hebt ein mächtiges Gefieder,
Der Augenblick iſt da: ich lechz', auf den zu zielen,
Der Luft und Erde, Meer und Sonne mir entriſſen.
So lebt denn wohl, ihr glatten Marmordielen,
Ihr Wände, Nero's blaß und übertüncht Gewiſſen,
Ihr Echo's, ſolcher Frevel ſtumm Vertraute,
Daß ihr erſchreckt bei jedem lauten Laute!
Ich ſteig hinauf in Eis- und Alpenzonen,
Wo auf dem Schnee noch warme Herzen wohnen,
Und ſuche, wo in Deutſchlands dunkeln Forſten
Der Legionen goldne Adler horſten.
Schon blinket wie ein Sonnenſtrahl
Durch Wald und Finſterniß der Rache Stahl.
Rührt mich nicht an, werd' ich den Brüdern rufen,
Eh' nicht von eurer Roſſe Hufen
Italien zerſtampft, von meiner Hand
Zum Tod der Kaiſer durchgerannt!
So lang von ſeines goldnen Hauſes Brand
Sich noch am Himmel malt der lezte Feuerſchein,
Bin ich von Ausſatz, Schimpf und Peſt nicht rein!
Und zu der Krieger Ruf, dem lebensfriſchen,
Wird ſich des Bären Stimme miſchen.
Der Ur, der an Erbarmen im Vergleich
Mit dem gekrönten Thier iſt überreich,
Wird ſeine wilden Hörner beugen,
Und uns von ſelbſt das Opfer zeigen,
Das uns der Rückkehr Thor verriegle
Und bis zum Tode unſern Bund beſiegle.
Die Fahne weht: ich ſeh' von Sonnenſtrahlen
Sich roſig ſchon die Alpenzinken malen;
Fort in die Schlacht! Vor Roma werd' ich treten
Nicht anders, als mit racheſchmetternden Drommeten!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Das Muſeum.

Das Morgenblatt, ein literariſches Handlungshaus mit alter, guter Firma, wird auch in Frankfurt reſpektirt. Nur Einen Vorwurf hat ihm ſeit längerer Zeit der Frankfurter zu machen, nämlich den, daß es ihm gar nichts mehr von der lieben eigenen Stadt erzählt. Dieſen Vorwurf zu beſeitigen, ſezt ſich jezt eine Feder in Bewegung.

Wenn der Winter die ſchönen Mainufer ihres grünenden und blühenden Schmuckes beraubt hat, ſo müſſen wir in Zimmern und Sälen uns zu entſchädigen ſuchen. Wir haben zwei Muſeen, eines für den Sommer und ein anderes für den Winter. Jenes iſt das größte und beſte. Es ruft den Naturfreund hinaus in die luſtigen Auen, in den kühlen Wald, nach dem ragenden Taunus und auf die fröhlichen Kirchweihfeſte: er lebt dort blühende Idyllen, humoriſtiſche Dramen und Voſſiſche Tage auf dem Lande; er hat mit der Wahrheit zugleich die Dichtung, mit der Schönheit die Liebe und mit dem Ernſte den Scherz. Die Frankfurter ſind ein lebensfrohes Volk, und auch ein freies, wofern ſie dem Ideale einer Platoniſchen oder Wirthſchen Republik nicht zu ſehr nachhängen. Geld iſt der Hebel der Luſt, und Geld hat man hier wenigſtens eben ſo viel, als Geiſt. Von der Reichsſtadt iſt uns wenigſtens der Reichthum übrig geblieben, wenn auch in Frankfurt nicht viel große Handlungen geſchehen, ſo gibt es doch deren viele hier, und wenn auch nur Wenige ſich mit metaphyſiſchen Spekulationen beſchäftigen, ſo doch deren Viele mit papiernen und Metalliques. Das Wintermuſeum, von Dalberg gegründet, hat ſich ſeit ſeiner Entſtehung durch manche Wechſelfälle durcharbeiten müſſen und ſiegreich erhalten, obwohl gänzlich umgeſtaltet. Im Anfang und in den erſten Jahren war es ein eigentliches Muſeum, ein den Muſen

Digitized by Google

geweihter Tempel, eine Pflegerin der Wiſſenſchaft. Damals waltete noch ein ernſter Geiſt in ſeinen Räumen, ward noch manche tüchtige Idee zur Sprache gebracht, manche Frage der Wiſſenſchaft und wahren Kunſt erörtert, manches Treffliche gepflegt; damals zählte es noch Mitglieder, wie Jean Paul, deſſen hier vorgeleſene Beiträge einen Theil ſeines Muſeums und der Herbſtblumine füllen. Eines Tages kam ein Freund des ſchönen Geſchlechts auf den galanten Einfall, eine von ihm verehrte Schöne doch auch einmal in das seither den Damen verſchloſſene Muſeum einzuführen. Man ſtemmte ſich dagegen, ſprach viel von Entweihung des Orts, von den Statuten, von der Unverträglichkeit philoſophiſcher Abhandlungen und blonder Lockenköpfe, von den nachtheiligen Wirkungen der Schleier auf die Wahrheit, und von allerlei dergleichen. Zwei Parteien bildeten ſich, die Rigoriſten und die Galanten. Liebe und Galanterie ſiegten; man rüttelte an den Grundpfeilern der Konſtitution und ſezte an die Stellen der eingeriſſenen einige andere mit den Deviſen: „Honneur aux Dames!“ „il faut s'amuser!“ u. dgl. Wer aber dem ſchönen Geſchlechte einen Finger gibt, von dem verlangt es bald die ganze Hand; ſo ging es auch hier. Die Frauen-Emanzipation gab dem Muſentempel bald eine ganz andere Beſtimmung, und für das Muſeum begann eine neue Aera. Es verſtummte die ernſte Rede, und die Wiſſenſchaft legte den Doktormantel ab. Man kam bald dahin überein, daß man ſich amüſiren, nicht daß man ſich belehren wolle. Muſik ertönte, man ſang Arien und Arietten, ſpielte Klavierkonzerte und Flötenduo's, und recitirte Sonette auf ſchöne Damenfüße. Dazwiſchen erſchien manchmal ein ernſtes Gelehrtengeſicht und predigte von den Schornſteinen der Lacedämonier, und ward für ſehr langweilig verſchrien. Im engliſchen Hofe, dem frühern Sizungslokale, begann dieſe Metamorphoſe, und gelangte endlich zu ihrer Reife im rothen Hauſe, in welches das Muſeum überſiedelte. Seit zwei Wintern lebt es nun im Weidenbuſche, und iſt aus einem Muſeum eine muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung geworden, deren gegenwärtigen Zuſtand wir in dieſer Beziehung einen blühenden nennen können. Da die Konzerte eine langweilige Erfindung geworden und von der Oper gänzlich unterdrückt worden ſind, ſo müſſen die Virtuoſen, wenn ſie anders noch gehört werden wollen, ſich an unſer Muſeum wenden, deſſen Konzertleiſtungen noch einigen Kredit haben; auch Deklamatoren bedürfen dieſer Sanktion. Dieſe muſikaliſch-deklamatoriſchen Abendunterhaltungen nun finden ſehr zahlreichen Beſuch und ſind in der Mode. Beethovens und Haydns herrliche Symphonien werden zur Aufführung gebracht; mancher tüchtige Virtuoſe läßt ſich hören, manches werthvolle Gedicht wird gut vorgeleſen; mitunter ſchleicht ſich auch ein ernſtes Wort ein, das jedoch unbeachtet bleibt. Gemälde-Ausſtellungen aller Art ziehen die Aufmerkſamkeit des Kunſtfreundes an. Wenn man nun bei der Beurtheilung des gegenwärtigen Zuſtandes unſers Muſeums auch den Maßſtab ſtrengerer Anforderungen nicht anlegen und von wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen nicht reden darf, wenn auch die Idee ſeiner Begründer gänzlich verloren gegangen iſt und die Damenherrſchaft ſich immer mehr ausdehnt, ſo wollen wir dennoch der jezigen Einrichtung ihre Annehmlichkeiten und Vorzüge nicht abſtreiten und uns nicht ärgern wegen des Namens Muſeum. Wie viel tauſend andere Dinge in der Welt werden nicht bei ihrem rechten Namen genannt, und was liegt alſo daran, wenn man hier eine Reihe muſikaliſch-deklamatoriſcher Abendunterhaltungen, zu denen der Abonnementspreis 11 fl. für Gelehrte und Künſtler und 22 fl. für Kaufleute beträgt, ein Muſeum nennt. Es iſt klug, die Dinge zu nehmen, wie ſie ſind.

Berlin, Anfangs Januar.

(Beſchluß.)

Lützow. Tombolini. Dietmar.

Lützows Familienverhältniſſe geſtalteten ſich nicht glücklich. Auch das häusliche Talent ging ihm ab. Er hat ſich aber auch hier, bei jedem Unfall, der ihn traf, durchaus würdig und edel benommen, und mit männlicher Milde die Verhältniſſe berückſichtigt. Zerhauen und zerſchoſſen, faſt durchlöchert, lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit einigen wenigen Freunden; aber auch hier noch war ſein lebendiger Geiſt thätig. Der Führer des Freikorps ſoll in dem alten General wieder geſpukt, und Lützow allen Ernſtes, ſo wird verſichert, daran gedacht haben, nach Griechenland zu gehen und ſich an die Spitze der griechiſchen Armee zu ſtellen. Er ſchlief abgeſondert von ſeinem Hausſtande. Man fand ihn unerwartet eines Morgens todt im Bette. Sein militäriſches Leichenbegängniß war ernſt und feierlich. Faſt alle Prinzen des königlichen Hauſes folgten zu Fuß dem Helden auf dem weiten Wege bis zu ſeiner lezten Ruheſtätte. Auch viele angeſehene Männer vom Civil, die einſt unter ſeinem Freikorps dienten, ſchloſſen ſich an.

Nach dieſem Todten klingt es faſt parodiſch, wenn ich des Hingangs eines Caſtraten, des ſeiner Zeit ſehr berühmten Sängers Tombolini, erwähne. Er hatte wenigſtens das Aehnliche mit Lützow, daß auch er lange, lange Jahre nach ſeinem Ruhme vergeſſen lebte, und die Leute ſich wunderten, als die Todesnachricht verlautbarte, daß er noch gelebt habe. Zur goldenen Zeit der italieniſchen Oper unter Friedrich dem Großen wurde er, in Betten und Baumwolle eingehüllt, aus Rom nach Berlin gebracht, und war hier lange Zeit der vergötterte Liebling des Hofes und des Publikums. Er ſoll in ſeiner Jugend von wunderbarer Schönheit geweſen ſeyn. In ſeinem Alter ſoll der italieniſche Caſtrat ſich mit Behaglichkeit im deutſchen Philiſterthum zurecht gebettet haben. Er hinterläßt den Ruf eines rechtlichen Mannes. — Auch ein merkwürdiger Mann ſtarb in der Perſon des Profeſſor Dietmar, eines Gelehrten, der ſeine Wiſſenſchaft auf das allerunzuverläſſigſte Element, nämlich auf das Wetter, gebaut hatte. Er ſtarb im guten Glauben, daß er es ergründet habe, erntete aber, ſo viel bekannt, keine andern Früchte, als den Berliner Spott, der ihn bei Schnee- und Hagelwetter in ſeidenen Strümpfen, und, wenn es drückend heiß war, im Mantel ausgehen ließ, um aus ſeiner Subjektivität heraus den Beweis für die Richtigkeit ſeiner Prophezeiungen zu führen. Auch ſollen die Hausfrauen immer große Wäſche angeſezt haben, wenn er ſchlechtes Wetter verkündete. Indeſſen ging es ihm im Leben nicht ſo ſchlecht, als mit ſeiner Wiſſenſchaft. Er war kein Dichter, wie der arme Langbein, und lebte von einer recht anſtändigen Penſion, die auf einer ſolidern Baſis, als das Wetter, nämlich auf dem Staatskredit, beruhte. — Ein junger, talentvoller Virtuos, Hauck, ſtarb plözlich in der Blüthe ſeiner Jahre und künſtleriſcher Entwicklung, ein Opfer des mörderiſchen Klima's, das uns noch jezt keinen eigentlichen Winter bringen will.

Ich bin ſo in eine Todtenliſte gerathen, daß für dießmal der Raum für das Lebendige fehlt, und behalte mir, was davon zu berichten, für eine nächſte Mittheilung vor.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 29. Januar 1835.

Wenn die unbekannte Hand den lezten Pfeil an das Haupt des Menſchen ſendet, ſo bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloß die Dornenkrone von ſeinen Wunden.

Jean Paul.

Eliſa Mercoeur.

Nimm' eine Blum' auf deinen Sarg,
— Mein Winter iſt an Blumen karg —
Du, die ich blühend noch geſehn!
Du warſt ſo lieb, du warſt ſo ſchön!
Dein roſenſanftes Lippenpaar,
Dein dunkles Auge, ſonnenklar,
Dein tiefer Ernſt, dein milder Sinn,
Tritt Alles lebend vor mich hin.
Geflügelt war dein ſüßes Herz,
Drum mußt' es bald auch himmelwärts.
O Blume, ſo der Tod gepflückt,
O Seele, ſo die Welt entzückt,
Du warſt dein Lied, dein Lied war Du,
Kurz war dein Lenz, ſüß ſey die Ruh.
O Siegerin, ſchwer war dein Kampf!
Im engen, feuchten Raum voll Dampf
Rangſt du mit Noth und Qualen bang,
Dein Leid noch wurde zum Geſang;
Kein Schwanenlied auf Erden war
Wie deines groß und wunderbar.
Du Kind, wie eine Mutter treu,
Sangſt es in Klängen, ſüß und neu —
Hin quoll dein Blut in Liedesglut,
Todtwunden Herzens Lebensblut!
Nicht deine Leiden ſonder Zahl,
Du fühlteſt nur der Mutter Qual,
Der Mutter Armuth war dein Schmerz,
An Mutterthränen brach dein Herz!
Du, für ein Lied zu groß und reich,
In Muth und Demuth Heil'gen gleich,
Holdſelige! Du ſchwebſt um mich,
Mit deiner Palme ſeh' ich dich;
Dein Leben war ein Sphärenklang,
Der tönt nun fort Aeonenlang.
Vor Gottes Thron trittſt froh du hin,
Opfer zugleich, und Prieſterin
Der heil'gen Kunſt, die du geübt,
Des Schönen, das du rein geliebt.
Im Glanz der Unſchuld ſtill verklärt,
Wer nennt dein Loos nicht neidenswerth?
Rein ſtrahlt dein ſchneeweiß Flügelpaar,
Du, die nur Klang und Klarheit war;
Nie haſt du ſolchen Schmerz gekannt,
Als dieſes müde Herz durchbrannt.
Bald ruh auch ich, nach Kämpfen ſchwer,
Wann Erde deckt, drückt ſie nicht mehr.

Paris, 18ten Januar 1835.

Helmina v. Chézy.

Anmerk. Der unglücklichen Sängerin Schwanenlied war an den Miniſter Guizot gerichtet; er ſchickte Hülfe. Ein Blutſturz

erſchöpfte ihre lezte Kraft, als ſie es kaum vollendet. — Sie ſchmachtete in einem naſſen, räuchrigen Zimmer; die jammernde Mutter war ihre einzige Wärterin. In ihrem langen Todeskampf flehte ſie: évanouissez moi! Nur kurze Raſt von unbeſchreiblichen Qualen erflehte ſie. Sie ſtarb mit Ergebung; die Julirevolution hatte ihr die 1200 Franken Jahrgehalt geraubt, mit welchen Karl X. die Zierde der galliſchen Sängerinnen vor Noth ſchüzte. Verarmt erkrankte ſie und mußte hinaus durch Sturm und Kälte, durch die naſſen, verpeſteten Gaſſen entfernter Vorſtädte, Stunden um kargen Lohn zu geben, und ſie war gefeierte Sängerin, Mitglied gelehrter Akademien, am Hof gnädig aufgenommen, in Salons wohlgelitten, ihre Büſte war in Erz gegoſſen, und ſie mußte darben und frieren.

Die Herzogin von Abrantes nahm ſich mit Liebe der jungen Sängerin an, nach Rückſprache mit ihr hatte Victor Hugo Schritte gethan, daß eine von ihm ausgeſchlagene Penſion auf Eliſa Mercoeur übertragen würde; es gelang dem Edlen nicht. Caſimir de la Vigne ermittelte endlich, endlich eine Penſion; aber Mangel, Erſchöpfung, Sorge hatten das blühende Leben ſchon in der Wurzel zernagt. Chateaubriand, Ballanche, Madame Juliette Récamier u. a. begleiteten die entſeelte Hülle zu ihrer lezten Ruheſtätte.

Weihnachtsfreuden in London.

(Fortſetzung.)

Da es nicht vorauszuſetzen iſt, daß die Londoner Fleiſchhauer fůe einen Ehrgeiz, dee blankes Geld koſtet, eine unvernünftige, d. h. eine nichts eindringende Leidenſchaft hegen ſollten, ſo liegt es auf der Hand, daß ſie die ausgehängten Prachtſtücke zu eben ſo vielen Anlockungen fůe ein kaufluſtiges und kauffähiges Publikum zu machen wünſchen. Wer wird jedoch ſolche Fettklumpen zu ſeinem Feiertagsbraten wählen? Höchſtens ein Lichtziehee, adee gewiß keine gute Hausfrau, die den Talg nicht nutzen kann; denn hört es und freut euch euree beſſern Wirthlichkeit, ihr deutſchen Hausfrauen, in einee engliſchen Haushaltung, die eine Köchin hält, gehöet aller Abfall an Fett dee Köchin, die es in der Regel um viee Pence das Pfund verkauft. Wer indeſſen einen Mangel an Käufern erwartet — laßt ihn ſich umſehen in den Kreiſen, welche die Fleiſchhauerläden umgürten, und er wird ſein Unrecht auf den Geſichtern dee Umſtehenden leſen. Dee Trägee mit dee Centnerlaſt auf ſeinem Kopfe vergißt, daß ee Eile und daß er ſchwer geladen hat. Einige Minuten muß ee dem gaumenkitzelnden Anblicke gönnen. Dee Taglöhner berechnet ſichtbae, ob nach dem gebührenden Abzuge für Branntwein der Wochenlohn zum Ankauf einer ganz fetten Schöpſenkeule ausreichen werde, und der zerlumpte Straßenkehrer hat nicht etwa den Beſen im Arme und die Hände in den Taſchen ſeiner zweideutig ſchillernden inexpressibles, um auszuruhen oder die Hände zu wärmen, ſondern um die empfangenen Kupferſtücke in einiges Verhältniß mit ſeinee nach Fett lüſternen Zunge zu bringen. Und während Alle, die da wiſſen, daß ſie von den ausgehängten Leckerbiſſen ſich keinen zu erſchwingen vermögen, den Gaumen bei den Augen zu Gaſte laden und dieſe deſto länger ſich vollſaugen laſſen, während alle dieſe Leidenſchaften vor dem Schlächterladen gähren, wandeln in demſelben elegant gekleidete Herren und Damen von einem Stück zum andern, ſich ja ein recht fettes auszuſuchen. Kuez, es iſt fůe den Engländee nicht Weihnachtsfeiertag ohne einen fetten Braten. Ein Roaſtbeef — das darf nicht fehlen, ein Truthahn muß eigentlich auch ſeyn, und dee Aermſte, der keines von beiden ſich erringen kann, beſteht mindeſtens auf einem derben Plumpudding. Iſt nun dee Braten verzehrt und ſomit Weihnachten ſein Recht geſchehen, was macht da die Straßen in der Nähe der Theater beim Oeffnen und Schließen derſelben lebhaftee als gewöhnlich? Nichts anderes als die Pantomime.

Es überraſcht und erſcheint als eine ſonderbare Anomalie des engliſchen Charakters, daß dee eenſte, in ſich gekehrte Britte ein faſt leidenſchaftlicher Freund der Poſſe, daß daher ſein Theatee ſtets voll, wenn ein drolliges Stück über die Bretter geht, und daß ee dort der lachluſtigſte, der heiterſte, der ausgelaſſenſte Menſch iſt, der je vor einer Bühne geſeſſen hat. Dee Franzoſe badet ſich dort im Blut, der Engländer wiſcht ſich die Lachthränen aus dem Auge. Dabei möchte ich nicht behaupten, daß ſeine Poſſen ſtets von dee zarteſten Art ſind; es geht darin oft ziemlich derb her. Ein Deutſchee darf ſich jedoch in dieſer Beziehung kein Urtheil anmaßen; ich meine, er darf eine Poſſe, die dem Engländer das Zwergfell erſchüttert, nicht deßhalb tadelnswerth finden, weil ſie wegen Mangels an gebührender Delikateſſe in Deutſchland mit gerümpfter Naſe aufgenommen würde. Die deutſche Sprache, die deutſche Literatue, die geſellſchaftliche Unterhaltung in Deutſchland, alles das iſt oder klingt wenigſtens keuſcher als in England, und dennoch möchte daraus in der Allgemeinheit nicht gefolgert werden können, daß Deutſchland an Reinheit und Keuſchheit des Gemüths reichee ſey als England. Trotz aller Verfeinerungen des Luxus, trotz aller Ueberbildung und Verderbtheit der höhern, und trotz aller Rohheit dee niedern Stände, lebt doch in der großen engliſchen Volksmaſſe ein höherer Grad von Natürlichkeit als jenſeits des Kanals. Das engliſche Volk läßt ſich in ſeinen Gefühlen mehr gehen; die Freiheit ſeiner ſtaatsbüegerlichen Verfaſſung iſt mit ſeinem ganzen Thun und Seyn ſo eng, ſo knorpelfeſt verwachſen, daß es ihm entweder unmöglich iſt, oder unnöthig ſcheint, oder gae nicht einfällt, ſeinen innern Menſchen in eine Schnürbruſt zu zwängen. Er lacht, wenn dee Gegenſtand, den er vor ſich hat, ihm die Lachmuskeln verzieht, und er weint, wenn ihm das Waſſer in die Augen tritt, und

Digitized by Google

er fragt weder bei dem Einen, noch bei dem Andern — ich wiederhole, daß ich von der Maſſe des engliſchen Volks ſpreche — ob es dort anſtändiger wäre, ſich auf die Lippen zu beißen, hier, die Thränen zu verſchlucken. Muß das in Deutſchland nicht anders ſeyn?

Seit Jahren hat die engliſche Bühne unmittelbar nach Weihnachten zur Beluſtigung der Kinder — denn Weihnachten iſt ja in der chriſtlichen Welt das Kinderfeſt — die Pantomime und in ihr den Harlekin über die Bretter geführt. Beides iſt daher dem Engländer, groß und klein, ſo gut Weihnachts-Bedürfniß, wie der fette Rindsbraten und der mit Roſinen geſtopfte Plumpudding. Der Erwachſene vergegenwärtigt ſich die Stunden einer glücklichen Kindheit, wo er hier ſaß und ſchaute, und ſeine kleine Bruſt kaum Raum hatte für die überwallende Luſt, wenn Clown und Pantalon recht tolles Zeug trieben. Die Kinder freuen ſich Monate lang auf die Erfüllung des elterlichen Verſprechens, mit den Artigen und Fleißigen einen Abend in die Pantomime zu gehen, und die Vorſteher der Theater, die das Alles recht gut aus eigener Erfahrung wiſſen, überlegen ſchon am erſten Januar, was ihnen einen goldenen December bringen möchte. Des Beſuchs der Kinder ſind ſie jedenfalls gewiß, und da die Kinder nicht allein kommen, auch des Beſuchs der Eltern. Es gibt aber eine Menge Menſchen, die weder Kinder ſind, noch Kinder haben, die in der Pantomime etwas mehr ſehen wollen, als einen Pantalon, der ſeine Columbine verliert, oder einen Clown, der erſt ſtiehlt und dann geprügelt wird, und deren Geld die Theater-Unternehmer in ihre Kaſſe wünſchen. Für dieſe verwöhnten Gaumen muß auf gewürztere Schüſſeln gedacht werden, und ſo geſchieht es, daß der Inhalt der Pantomime Studium, das in die Scene Setzen ein Kapital und die Vorſtellung Künſtler erfordert, das Ganze aber ſomit auch denen Unterhaltung bietet, die über die Jahre der Kindheit hinaus ſind, und in die Pantomime gehen, unbegleitet von Rückerinnerungen und unbegleitet von Kindern.

Mit dem Tage, der wohl durch ganz Deutſchland der zweite Feiertag heißt und iſt und als ſolcher begangen wird, von deſſen Feiertagsattributen man aber in England nichts weiß, verkünden große Anſchlagezettel, welche Augenleckereien die verſchiedenen Theater zugerüſtet haben. Bald tauſcht ſich im Geſpräche gegenſeitig Geſehenes aus; die öffentlichen Blätter erzählen, berichten, loben, tadeln, und ehe das alte Jahr ſeine Rechnung an ein neues abgibt, weiß in der Regel jeder ſchon, wo er ſeinem Geſchmacke Entſprechendes gefunden, oder zu ſuchen hat. Während daher jezt der Eine nach Drury-Lane geht, um ſich an König Arthur und den Rittern ſeiner Tafelrunde zu vergnügen, eilt ein Anderer nach dem Adelphitheater, wo Orangen und Citronen, oder Harlekin und die Glocken von St. Clements ihr Weſen treiben. Ein Dritter ergözt ſich im Olympietheater an Telemach oder der Inſel der Kalypſo; ein Vierter im Surreytheater an Harlekin und dem kleinen König Pipin; ein Fünfter im Pavilliontheater an friſch gekochten Bohnen und ganz friſcher Butter. Der Vorrang aber, den die Künſtler am Conventgardentheater ſeit vielen Weihnachten im Fache der pantomimiſchen Erzeugniſſe behauptet haben, gebührt ihnen auch diesmal ungeſchmälert und der Beifall des Publikums iſt gerechter, wohlverdienter Lohn.

Die Pantomime führt hier den Titel: „Harlekin und Königin Mab oder die drei gläſernen Spindeln.“ Dieſer Titel und die Bezeichnung: Pantomime, können drei Irrthümer veranlaſſen, denen zuvörderſt begegnet werden muß. Obgleich das Stück Pantomime heißt, ſo wird doch darin geſprochen, obgleich Mab eine ſchmutzige, liederliche Weibsperſon, etwa unſere deutſche Schlumpe bedeutet, ſo iſt ſie doch eine Feenkönigin, und obgleich ein zuſammenhängendes Feenmährchen zu vermuthen wäre, ſo iſt doch das Ganze, im Ganzen genommen, ohne Zuſammenhang. Eine Intrigue hat das Stück allerdings; der Knoten iſt jedoch ſo locker geſchürzt, als hätte ihn ein Operndichter geknüpft, und da der Zweck des Stücks in Unſinn beſteht, ſo kann der Mangel an Sinn kein Vorwurf ſeyn. Der Gedanke iſt dem bekannten Mährchen von einem Könige und ſeinen drei Töchtern entlehnt, die er zum Behuf größerer Sicherheit in einen einſamen Thurm ſperrt und deren jeder die Fee eine gläſerne Spindel verleiht. Verlezt eine ihre Pflicht, ſoll die Spindel zerbrechen. Wie gut, daß ſolche Verrath drohende Geſchenke aus der Mode gekommen ſind! Königin Mab iſt alſo die Fee, König Cruſado der Vater und ſeine drei Töchter heißen Pratilla, die Plaudertaſche, Drona, die Faule, und Finetta, die Luſtige. Finetta als die Jüngſte iſt nach Mährchengebrauch die Hübſcheſte und unter König Cruſado ſoll der Zuſchauer nach Anleitung des Zettels ſich „einen der winzig kleinen Fürſten Deutſchlands denken, addicted to Knight-errantry,“ mithin eine Art Don Quixote. Was doch die Engländer von unſeren deutſchen Fürſten für Begriffe haben! — Finetta hat natürlich zwei Liebhaber, Hermann und Prinz Richcraft. Erſterer ſteht im Schutze der Königin Mab, lezterer hat den Feind der Königin, den böſen Furibore zum Verbündeten und Patron. Damaria, die Oberhofmeiſterin der Prinzeſſinnen, ſtimmt für Hermann, und ſo kann es dem guten Hermann nicht fehlen. Finetta läuft mit ihm davon, Furibore verfolgt ſie, Königin Mab verwandelt die Liebenden in Harlekin und Columbine, den König Cruſado, der lieber einen Prinzen als einen bloßen Mann zum Schwiegerſohne haben will, in Pantalon und alle Uebrigen nach Verdienſt. Das iſt die Intrigue

Digitized by Google

des Stücks, keineswegs aber der ausſchließende oder auch nur der vorzügliche Inhalt der Pantomime. Der iſt mit ſo wenigen Worten nicht abgethan.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Krötenregen.

Den Naturforſchern geht es zuweilen wie Archimedes, welcher bei der Einnahme von Syrakus noch immer ſeine mathematiſchen Berechnungen fortſezte, und ſich um den Wirrwarr gar nicht bekümmerte, der in der Stadt herrſchte. So haben es die hieſigen Naturforſcher jezt ſtark mit den Fröſchen und Kröten zu thun, indeß Wellington und die Tories die Hoffnung der franzöſiſchen Legitimiſten neu beleben und dieſe Leute aus ihrer Einſamkeit hervorlocken. Es hatte nämlich ein Mann in der Provinz, welcher glaubte, die von ihm beobachtete Erſcheinung müſſe ſogleich weltkundig werden, an die Akademie der Wiſſenſchaften geſchrieben, er habe kleine Kröten regnen ſehen. So etwas iſt früher ſchon oft beobachtet, aber, wie ich glaube, noch nicht auf offizielle Art der königlichen Akademie zu wiſſen gethan worden. Diesmal war es ein Zeugniß ex visu. Der Mann hatte die Krötchen fallen ſehen, ſie betaſtet, und wären es Fröſche geweſen, ſo hätte er ſie vielleicht auch gekoſtet; denn bekanntlich werden Fröſche in Frankreich gegeſſen; ſie kommen hier zu Markte und werden vortrefflich zugerichtet. Den Engländern iſt dies ein gewaltiger Gräuel, und ein Stock-Engländer glaubt ſich nicht ſtärker ausdrücken zu können, als wenn er den Franzoſen einen Froſchfreſſer nennt; beinahe dünkt ihn dies ſo ſchrecklich, als wenn der Franzoſe rohe Schlangen und Eidechſen verſchlänge. Die gefallenen Thiere waren, wie geſagt, kleine Kröten. Die Thatſache ſchien unläugbar, und ſchon war die Akademie geſonnen, dieſelbe ad acta zu legen und den Chronikenſchreibern das Vergnügen zu laſſen, anzumerken: Anno 1834 hat es in Frankreich Kröten geregnet, als ein Akademiker das Wort verlangte und ſeinen Kollegen vordemonſtrirte, der Mann in der Provinz habe ſich geirrt, die Krötchen kommen ja nicht vom Himmel, ſondern aus der Erde, ſie ſeyen nicht herabgefallen, ſondern emporgekommen, und der Regen, ſtatt ſie herunterzubringen, habe ſie herausgelockt. Der Mann in der Provinz, als er hörte, daß man ſein Zeugniß berichtigen wollte, wurde böſe. „Ich habe ja die Kröten fallen ſehen," erwiderte er; „ich kann es auf meine Ehre bezeugen." Nun kamen der Briefe und Zeugniſſe eine Menge; der Eine hatte Kröten und Fröſche auf ſeinem Hute und ſeinen Kleidern geſammelt, der Andere hatte ſie deutlich mit dem Regen fallen ſehen. Einige Akademiker entgegneten aber beſtändig: „es iſt nicht möglich," und gingen zu einer andern Materie über, weil es ihnen unter ihrer Würde däuchte, ſich ſo lange mit Kröten abzugeben. Die Geſellſchaft der Naturforſcher aber, welche nicht ſo vornehm thut, als die königliche Akademie, nahm die Sache wieder auf und ſuchte ſie zu beleuchten. Herr Peltier im Sommedepartement beſtand ſteif und feſt darauf, die Kröten ſeyen zu Ham aus der Luft gefallen, Dächer und Straßenpflaſter ſeyen mit den häßlichen Thieren bedeckt geweſen; tauſend Menſchen könnten es bezeugen, und ſeyen auch bereit, ein Atteſtat darüber auszufertigen und zu unterſchreiben. — „Aber, meine Herren," warf Herr Rozet ein, „bei ſolch einem gewaltigen Sturze müßten ja die Thiere Hals und Bein brechen. Bedenken Sie doch den zarten Bau der Kröten; werfen Sie einmal einige oben von den Thürmen der Notre-Dame-Kirche herab, und bemerken Sie, wie ſie unten auf dem Straßenpflaſter ausſehen. In welchem Zuſtande befanden ſich denn Ihre vom Himmel geregneten Kröten?" — „Sie waren ſo munter und lebhaft," erwiderte Peltier, „als es eine Kröte nur ſeyn kann." — „So ſind ſie nicht aus den Wolken gefallen," entgegneten ſogleich einige Mitglieder der Geſellſchaft. Einer aber verſicherte, er habe Kröten weit wegſchlendern ſehen, ohne daß ihnen deßhalb irgend ein Glied beſchädigt worden wäre. Dieß war aber nur eine einzelne, nicht bewieſene Thatſache. Was nun vollends Herrn Peltier verwirren mußte, war, daß einer der Naturforſcher behauptete, die bei dem Regen erſcheinenden kriechenden Thiere ſeyen keine Kröten, ſondern Fröſche; er habe genaue Beobachtungen darüber angeſtellt, und alle Merkmale lezterer Thierart erkannt. Nun war es alſo klar, daß die Leute, welche eidlich den Krötenfall bezeugen wollten, nicht einmal die Thiere kannten, deren Fall ſie beobachtet haben wollten. Indeſſen waren ſie jedenfalls bereit, das Regnen der Fröſche oder Kröten, gleichviel, zu bezeugen; hierauf kam es auch hauptſächlich an. Einige Mitglieder der naturforſchenden Geſellſchaft ſuchten die Ehre dieſer Bürger durch die Bemerkung zu retten, daß die Wind- und Waſſerwirbel kleine Fiſche, Schlangen, Inſekten mit ſich reißen und weit weg durch die Lüfte führen; demnach ſcheine es ja auch einer Windhoſe gar nicht ſchwer zu fallen, eine Legion Kröten dem Waſſer zu entführen und hernach auf die Erde niederfallen zu laſſen. Hier hatten ſogleich andere Mitglieder der Geſellſchaft ein Aber einzuwenden; denn je gelehrter man wird, deſto mehr Aber hat man in Bereitſchaft. „Aber," ſagten dieſe Herren, „bei ſtürmiſchem Wetter verkriechen ſich ja die Fröſche und Kröten unter das Waſſer, wo keine Waſſer- und Windhoſe ſie erwiſchen kann." Das war ein gewaltiger Einwurf, und man verſtummte eine Weile. „Ah! nun haben wir's!" riefen nach einigem Nachdenken mehrere gute Köpfe in der Geſellſchaft. „Die Wind- und Waſſerhoſen entführen den auf dem Ufer liegenden Laich der Kröten und Fröſche, und dieſer Laich belebt ſich in der Luft, vielleicht durch Einwirkung einer beſondern Kraft." Hier fielen wiederum mehrere Aber ein. Aus dem Laich werden zuerſt nicht Fröſche oder Amphibien, ſondern ſchwimmende Têtards, die nur im Waſſer, nicht in der Luft leben können. „Zweitens," ſagte Einer, „geſchieht die Umwandlung dieſer Têtards in Fröſche, oder der Fiſche in Amphibien ſehr langſam. Ein Herr Mairaux, welcher dieſe Umwandlung ſchneller bewirken wollte, nahm die Elektrizität zu Hülfe; aber all ſeines Elektriſirens ungeachtet brauchte er doch ſechs volle Tage, um einen Têtard zu einem Froſche zu machen." Hier fiel aber die Contrereplik ein: vielleicht elektriſirt die Natur beſſer, als der ſelige Herr Mairaux, und bringt einen Froſch in eben ſo vielen Minuten zu Stande, als Mairaux Tage dazu brauchte. Dagegen war nun wieder nichts zu ſagen, wenigſtens erfolgte diesmal kein Aber. Dennoch iſt es jezt zweifelhafter, als zuvor, woher Fröſche- und Krötenregen kommen. Vorher konnte man ungehindert in den Büchern oder Abhandlungen über Naturwunder behaupten: ſie fallen aus den Wolken, oder: ſie ſteigen aus der Erde und den Sümpfen hervor. Jezt aber läßt ſich ſo etwas nicht mehr mit derſelben Zuverſicht ausſagen; die Einwendungen der Gelehrten haben die Sache ſehr zweifelhaft gemacht.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Januar 1835.

Jede Pflanze verkündiget dir die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Goethe.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte.

Vom Verhältniſs der organiſchen Welt zu Tag und Nacht.

Wir betrachten jezt ein anderes aſtronomiſches Element, die Zeit der Umwälzung der Erde um ihre Achſe; wir werden finden, daß der Bau der Organiſmen auch nach dieſem Element eingerichtet, daß auch hier die kosmiſchen und die phyſiologiſchen Geſetze auf einander berechnet ſind.

Wir können uns ganz gut denken, daß ſich die Erde ſchneller oder langſamer um ihre Achſe bewegte, daß ſomit die Tage länger oder kürzer wären, ohne daß ſich ſonſt etwas im Syſtem veränderte. Für unſern Verſtand iſt kein Grund vorhanden, warum ſich der Erdball in der Zeit ſeines Umlaufs um die Sonne gerade dreihundert und fünf-und-ſechzigmal um ſich ſelbſt wälzen ſoll. Es findet, ſo viel wir wiſſen, zwiſchen den Achſenumdrehungen der Planeten, zwiſchen ihren Tagen, und ihren Abſtänden von der Sonne durchaus kein beſtimmtes Verhältniß ſtatt. Die Tage des Merkurs, der Venus und des Mars ſind nahezu ſo lang als der unſrige; Jupiter und Saturn dagegen drehen ſich in etwa zehn Stunden um ihre Achſe. Der irdiſche Tag iſt nun aber einmal vier-und-zwanzig Stunden lang, und wir beobachten im Haushalt von Thieren und Pflanzen manche Erſcheinungen, welche nicht nur im Allgemeinen dem täglichen Wechſel von Licht und Finſterniß entſprechen, ſondern deren Cyklus mit der Länge des natürlichen Tags genau zuſammenfällt. Allerdings ſind die nach Tag und Nacht wechſelnden Lebensprozeſſe der Gewächſe weder ſo auffallend, noch ſo nothwendig für ihre Exiſtenz, als die Jahreserſcheinungen; daß aber die Pflanzen einen ſolchen täglichen Cyklus wirklich haben, geht aus den vielfältigſten Beobachtungen hervor.

Dem Blumenkalender Linnés entſpricht in dieſer Sphäre eine Blumenuhr, wobei eine Reihe von Pflanzen durch das Oeffnen und Schließen ihrer Blüthen gewiſſe Tagesſtunden anzeigt. So öffnet die hemerocallis fulva ihre Blüthen um fünf Uhr Morgens, der Löwenzahn um fünf bis ſechs, die Wegwarte (hieracium latifolium) um ſieben, das hieracium pilosella um acht, die Dotterblume (calendula arvensis) um neun, das mesembryanthemum neapolitanum um zehn oder eilf, und gleicherweiſe werden die Abendſtunden durch das Schließen dieſer und anderer Blumen bezeichnet. Manche Blüthen öffnen ſich allerdings durch den Reiz des Tageslichts und der Wärme, was daraus hervorgeht, daß ſich die Zeit des Aufgehens mit dem frühern oder ſpätern Eintreten jener Momente verändert; andere aber ſcheinen ſich an eine beſtimmte Stunde zu halten und dabei von

Digitized by Google

äußeen Einflüſſen unabhängig zu ſeyn. Einige Blumen verkünden durch ihr Auf- oder Zugehen das Wetter; dieſe nennt Linné **meteoriſche** Blumen, atmoſphäriſchen Einflüſſen gehorchend. Solche, bei denen ſich die Stunden des Aufgehens und Schließens mit der Tageslänge verrücken, nennt er **tropiſche**, und bemerkt, daß ihre Stunden, gleich denen dee Moslems, zu verſchiedenen Jaheeszeiten veeſchieden lang ſind. Manche andere Pflanzen ſind **äquinoktiale**; bei ihnen iſt der vegetabiſche Tag, wie unter dem Aequatoe, immer gleich lang, und ſie öffnen und ſchließen ihre Blüthen ſtets zu einer und derſelben Stunde des Tags. Dergleichen Gewächſe weiſen deutlich daeauf hin, daß wohl alle angeführten peeiodiſchen Bewegungen durchaus nicht allein äußern Umſtänden zugeſchrieben werden dürfen.

Decandolle hat übee dieſen Gegenſtand manche intereſſante Verſuche angeſtellt. Ee brachte verſchiedene Pflanzen in zwei Keller, deren einer geheizt und finſter, der andere durch Lampen erleuchtet war. Auf manche Pflanzen ſchien das künſtliche Licht keinen Einfluß zu äußern, und ſie hielten im Oeffnen und Schließen ihrer Blüthen die Stunden nach wie vor. Die bei Nacht blühenden Gewächſe ſchien beſtändiges Licht, wie beſtändige Finſterniß in ihrer Oekonomie zu ſtören: in beiden Fällen **gingen ſie**, ſo zu ſagen, **ſo ſchnell vor**, daß ſie in drei Tagen um einen halben voraus waren und ſomit bei Tag, ſtatt bei Nacht aufgingen. Andere Blumen, wie convolvulus purpureus, gingen in künſtlichem Licht langſamer. Ebenſo wurden Pflanzen, welche peeiodiſch ihre Blätter zuſammenfalten und ausbreiten, durch dieſe Behandlung verſchieden affieirt. Mehrere Arten von Sauerklee (oxalis) blieben, ohne Rückſicht auf künſtliche Hitze oder Licht, ihrer Gewohnheit getreu; die Senſitive (mimosa pudica) hatte ſich, da ſie bei Tag im Dunkel gehalten, bei Nacht beleuchtet wurde, in drei Tagen in den künſtlichen Zuſtand gefügt und ging nun Abends auf, Morgens zu; der freien Luft ausgeſezt, kehrte ſie ſogleich zum natürlichen Lebensgang zurück. Tropiſche Pflanzen leiden, nach der Beobachtung der Gärtner, häufig durch die Länge unſerer Sommertage, und man muß ſie einen Theil des Tages in den Schatten bringen.

Aus dieſen Beobachtungen ergibt ſich klar, daß in der Konſtitution der Gewächſe ein täglicher Cyklus herrſcht; die Aufeinanderfolge von Lebensäußerungen hängt zwar zum Theil von äußern Reizen, von Licht und Wärme ab, aber die Periodicität an ſich iſt weſentlich im Bau der Pflanze begründet, und ſie iſt ſo gebaut, daß die Länge der Periode unter der Herrſchaft der allen Gewächſen gemeinſchaftlichen Einflüſſe mit dem aſtronomiſchen Tag zuſammenfällt. Ihre Schmiegſamkeit in dieſer Hinſicht iſt keineswegs ſo groß, daß ſie uns an der Exiſtenz dieſes beſtändigen täglichen Wechſels zweifeln oder annehmen ließe, der Tag könnte bedeutend verlängert oder veekürzt werden, ohne daß die ganze Konſtitution des Gewächsreichs zerſtört würde. Wollte man zu Erklärung dieſes Zuſammenhangs zwiſchen aſtronomiſchen und phyſiologiſchen Erſcheinungen ſagen, der Bau der Gewächſe, wie er jezt iſt, ſey erſt durch äußere Einflüſſe beſtimmt worden, oder diejenigen, welche ſich in die Oekonomie des jetzigen Tages nicht fügen konnten, ſeyen untergegangen, ſo iſt dies nicht nur eine völlig willkührliche, alles Grundes ermangelnde Behauptung, ſondeen ſie erklärt auch nichts; denn woher käme überhaupt den Pflanzen die Periodicität in Verrichtungen, welche ſich auf den Wechſel von Tag und Nacht beziehen?

(Der Beſchluß folgt.)

Weihnachtsfreuden in London.

(Beſchluß.)

Zuerſt das Zelt der Königin Mab. Alles liegt in Schlaf und Traum; jezt berührt ſie die Naſe eines Advokaten, und gleich träumt er von einem fetten Prozeſſe; dann kitzelt ſie mit dem Schwänzchen eines Zehntſchweins die dicken Lippen eines Pfarrers, und gleich träumt er von Schweinebraten und einer noch beſſern Pfarre; dann fährt ſie übee das Haupt eines Keiegers, und gleich träumt er von Sieg und Lorbeern. — Der Traum verſchwindet, Cruſado erſcheint, ein kleiner, dicker Knirps, gepanzert vom Scheitel bis zur Zeh, bewaffnet mit einer ungeheuern Lanze, gefolgt von ſeinem Schwertträger Addiepato, angekündigt von einem kleinen Trompeter und begleitet von rieſenhaften Gardiſten. Königin Mab gibt ihm auf ſein Begehren die Spindeln. — Die Scene verwandelt ſich in das Aeußere eines einſamen Thuemes. Cruſado behändigt ſeinen Töchtern das Geſchenk dee Fee, und ſehr wider ihren Willen werden ſie eingeſperrt. Furibore führt ſeinen Günſtling ein; aber Peinz Richcraft wirbt auf eine ſonderbare Art: er hält Finetta ſein Taſchentuch vor mit dee Inſchrift: Tod oder Heirath. Finetta iſt in Verzweiflung, doch die Duenna verſpricht, ſie zu retten. Auf dem offenen Gange, der das Innere des Thurms umläuft, bereitet ſie das hochzeitliche Lager. Prinz Richcraft verſucht, ob es lang genug, bricht durch und ſtürzt in eine tiefe Grube. Gewaltiger Lärm im Hofe des Thurms, bis Königin Mab erſcheint und die angedeuteten Verwandlungen bewirkt. Nun beginnt der übliche Scenenwechſel; man kann ſich dabei die ganze Geſellſchaft auf Reiſen denken. Eine italieniſche Bergſtraße mit italieniſchem Wirthshauſe und italieniſchen Banditten; das Getümmel

Digitized by Google

des Carnevals auf dem Markusplatze in Venedig, wobei Blackmore auf dem Seile tanzt und Lawrence Beweiſe körperlicher Gewandtheit gibt; Dover mit ſeinen Kreidefelſen und dem bunten Getreide der Ein- und Ausſchiffenden; eine Kanonengießerei in voller Thätigkeit, Tullys reicher Bazar, die general annual office auf 1835, die neue Weihnachtsausſtellung, und alles das in vollem Leben. Hierauf Diorama's: Helgoland, Neuwerk, Curhaven, Bremen, Altona, Hamburgs Börſe und Stadthaus, das Brandenburger-Thor in Berlin, die Linden, das Opernhaus, der königliche Pallaſt, das Univerſitätsgebäude, weiter das nie alternde Schloß und die großartige Terraſſe von Sansſouci, Dresdens Brücke und Neuſtadt, Leipzigs Marktplatz und Rathhaus und der einfache Denkſtein des gefallenen Poniatowski, ſodann Frankfurt mit ſeinen Mainſchiffen und Rotterdam mit ſeinen Seeſchiffen, endlich Rückkehr nach England auf Sir Eduard Banks Dampfboot; hier die berühmte Höhle von Caſtleton in Derbyſhire, und zuletzt die blendend ſchöne Zaubergrotte in den Gärten vor Königin Mabs Pallaſte. Damit ſchließt das Ganze, und ich denke, der Zuſchauer hat für ſein Geld, wie für ſeine ermüdeten Augen vollkommen genug. Das Intereſſanteſte der ganzen Pantomime ſind unſtreitig die erwähnten Diorama's. Sie ſind klug ausgewählt, ſind an Ort und Stelle gezeichnet, und nicht bloß — mit wenigen Ausnahmen — ſehr richtig, ſondern auch auf Effekt berechnet. In England, wo Alles reist, wer hat da nicht wenigſtens einige der Orte geſehen, welche die Diorama's darſtellen? Und wem macht es nicht Freude, vor ſich auf der Leinwand zu erblicken, was ſein Auge in lebendiger Natur geſchaut hat? Dieſe gehen alſo nach Coventgarden um der Luſt der Erinnerung willen, und diejenigen, deren Wünſche die Kräfte ihrer Kaſſe überſteigen, oder die von der eiſernen Schraube der Verhältniſſe in die Klaſſe der home-keeping folks eingepreßt werden, die gehen nach Coventgarden, um ſich das Herz lüſtern oder ruhig zu machen. So ſichert das Eine wie das Andere den Erfolg der Spekulation. Darf ich aber wohl bei allem Lobe, welches die Unternehmer verdienen, einer Sünde vergeſſen, deren der Verfaſſer des Theaterzettels ſich gegen Deutſchland ſchuldig gemacht hat? Die Diorama's, heißt es, ſeyen nach Skizzen gemalt, welche die Herren Grieve entworfen „auf ihrer lezten Reiſe durch Preußen, Sachſen, Deutſchland und Holland.“ Es iſt eine Schande für den Zettelfabrikanten und eine ſchlechte Entſchuldigung für ihn, daß er Wahrheit geſchrieben hat.

Wer da weiß, daß man in den engliſchen Theatern unter fünf bis ſechs Stunden nicht loskommt, wird kaum vermuthen, daß die Pantomime den Abend füllt. Und das iſt auch nicht der Fall: ſie währt nur die Hälfte, ungefähr drittehalb Stunden. Die andere, und zwar die erſte Hälfte, nimmt eine Oper, ein Luſtſpiel oder eine Tragödie ein. An dem Abend, der mich nach Coventgarden führte, wurde Auders hiſtoriſche Oper: „Guſtav der Dritte,“ gegeben. Daß ſie hier nicht neu iſt, geht ſchon daraus hervor, daß ſie zum hundert-ſechs-und-dreißigſten Male durch das Orcheſter wanderte. Man bemerkte dies, wenn an nichts Anderm, am abgeſchabten Koſtüm. Was wird aber die kriegeriſche deutſche Nation ſagen, wenn ſie hört, daß nicht ein einziger der zwanzig oder dreißig Offiziere aller Waffengattungen an den ſteifen Stiefeln, die ſie trugen, Sporen hatte? Wie wenig militäriſchen Geiſt muß dieſes Volk beſitzen! Als ich in einer großen Geſellſchaft des Frevels des Sporen-Mangels erwähnte, bemerkte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß Niemand darin etwas Auffälliges fand.

Lieder eines Autodidakten.

Spätlingsgedanken.

Mich in Frühlingsluſt zu baden,
Ging ich einſt auf Blumenpfaden
In dem Garten der Natur;
Doch die Blumen ſchwanden,
Schneees Flocken fanden
Mich in kahler Reiſigbüſchung nur.

Blauen Himmels Augenwonne
Und den Glanz der goldnen Sonne
Hat ein Nebel überdeckt,
Und der kalte Winter
Lauert ſchon dahinter,
In den grauen Wolkenpelz verſteckt.

Auf die Hügel, wo die ſchlanken
Traubenreichen Weinesranken
Blickten in den grünen See,
Und das Herz erfreuten
Milden Strahles, ſtreuten
Dunkle Wolken kalten Reif und Schnee.

Thales grünen Bäumen allen
Sind die Blätter gelb entfallen;
Durch die Laube, wo gelind
Laue Lüfte labend
Säuſelten am Abend,
Sauſet wehmuthsvoll ein kalter Wind.

Vögel können in den Hecken
Sich nicht mehr im Laub verſtecken,
Und der junge Buchenforſt,
Wo die Bächlein ſprangen
Und die Vöglein ſangen,
Iſt des grauen Nebels trüber Horſt.

Digitized by Google

Auch die Quellen müſſen wintern,
Die des Graſes Reſt durchſintern
An dem abgewelkten Rain,
Wellen murmeln leiſe
Unter hartem Eiſe,
Schweigend horcht, betrübt, der kahle Hain.

Selbſt der Menſchen Freuden ſchwinden,
Vor des Winters Froſtempfinden
Fliehend in das enge Haus,
Froher Hirten Lieder
Hallen nicht mehr wider
Von den Bergen in das Thal hinaus.

Und betrübt blickt das Gemüthe
Auf die hingeſunkne Blüthe
Und die grünentlaubte Flur,
Fühlt ein leis Bedauern
Mit dem ſtillen Trauern
Und dem ſtummen Schmerze der Natur.

Angenehme Gefahr.

Ach, an den Korallenklippen
Deiner Perlenmuſchellippen,
An den Hügeln deiner Wangen
Hat mein Schifflein ſich verfangen,
Und in deiner Augen Brand
Lechz' ich auf dem Felſenſtrand.

Wilde Stürme, kommt gezogen,
Schwellet brauſend auf, ihr Wogen;
Dennoch werd' ich mit Verlangen
An den rothen Klippen hangen,
Bis am ſtillen Buſen dort
Mir erſcheint der Ruheport.

N. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Weihnachten. Vereine.

Wer da meint, daß im Norden die alten Sitten und Gebräuche erſterben, darf das wenigſtens nicht auf unſer Weihnachtsfeſt anwenden. Das grünt, blüht und bildet ſich mehr und mehr zu einer Faſchingsluſt aus, die ſonſt bei uns weder Vereine, Verordnungen, noch Vorſätze einführen mögen. Der Weihnachtsmarkt wächst von Jahr zu Jahr. Alles aus dem Reich des Lebens wird in Spielzeug umgeſezt, die Ausſtellungen, die freilich alles Heilige, worauf ſie ſonſt beſchränkt waren, weglaſſen, ziehen dafür alles Profane in ihren Kreis, und die Jugend und die Kaufleute ſind zufrieden. Wenn die leztern dies eingeſtehen, muß der Erfolg bedeutend ſeyn. Nur mit dem Wetter war man unzufrieden, denn Weihnachten grünt nur in Weiß. Schnee gehört dazu, wie Gras für den Frühling, Blumen für den Sommer und Früchte für den Herbſt. Weihnachten moderniſirt ſich; das hat ſeine Richtigkeit. Die Induſtrie übernimmt es, fertig und wohlfeil das zu liefern, was geſchickte Hände in der Familie, und die Kinder zum Theil ſelbſt ſich verfertigten und darin das Hauptvergnügen fanden. Wo ſind jene luſtigen Ausſtellungen, jene Landſchaften von Sand, Moos, Birkenrinde und Glas, die Tage und Wochen lang die Hände und die Phantaſie beſchäftigten? Das fertig Gekaufte hat vielleicht mehr für den Augenblick Reiz, verliert ihn jedoch deſto ſchneller. Aber wer kämpft gegen die Zeit, deren Geſetze ſich eben ſo im großen Weltlauf, als im Kinderſpielzeug dokumentiren! Wenn man für ſechs Pfennige einen bunten, hölzernen Gliederaffen kauft, der auf eine Stange klettert, überpurzelt, balancirt, ſteht, ſpringt, was man will, was will gegen dieſe Induſtrie der redlichſte Wille? Im Heer der bleiernen Soldaten bleibt man allein, wie mich dünkt, zurück. Noch ſieht man keine ſpaniſchen Inſurgenten, keine Gaucho's und was ſonſt in Amerika regulirt und irregulirt iſt; auch fehlen Griechen und Polen. Mit Schmerzen wird dagegen die Aufklärung von allen Freunden des Alterthums bei den Pfefferküchlern wahrgenommen. Dieſe ächten Conſervativen bewahrten bekanntlich in ihren Pfefferkuchenfiguren die älteſten Geſtalten des deutſchen Volkswitzes und die älteſten Trachten, ſolche Mützen, Hauben, Mäntel, deren ſelbſt unſere Urgroßmütter aus ihrer Kinderzeit ſich nicht entſinnen mögen. Jezt wird nur noch der gröbſte Teig in dieſen alten Formen undeutlich ausgeprägt, und moderne Kuiraſſiere und Lanciers verdrängen bei unſern Kindern das ehrenwerthe Gedächtniß.

Die Kunſtvereine breiten ſich aus. In unſerer Nähe hat ſich jezt auch einer für die Herzogthümer Vor- und Hinterpommern gebildet, der ſeinen Sitz in Stettin nehmen wird. Jeder neugebildete Verein hat Vorzüge vor den ältern: er kann ihre zu Tage gekommenen Fehler vermeiden. Gegen den hieſigen, den älteſten unter allen, erheben ſich, nämlich gegen ſeine Verfaſſung, täglich mehr Stimmen. Zu einer Reform dürfte es indeß ſchwerlich kommen; man hat gar zu große Angſt davor, und fürchtet, wenn man etwa eine andere Art des Zettelzerreißens (beim Ballottement) einführte, einen Riß unter ſich, in dem man mit Haut und Haar, wie Curtius in Rom, untergehen könnte. Nur die muſikaliſchen und Singvereine floriren und bilden ſich aus, und widerſtehen mit löblichem Eifer den unlöblichen italieniſchen Neuerungen. Die literariſchen Geſellſchaften, die aus der Mittwochsgeſellſchaft entſprungenen, haben ſich zur Feier ihrer zehnjährigen Dauer friedlich wieder zuſammengegeben, um ihre Todten gemeinſchaftlich zu bedauern. — Für Ihren Schillerverein würde auch hier die regſte Theilnahme ſich gezeigt haben, wenn man ſich nur früher und ſpeziell an Einzelne gewandt, auch vielleicht eine andere Art der Aufforderung an's Publikum beliebt hätte. Die Sache ließ ſich aus der Ferne nicht ſogleich würdigen; auch muß man bei dergleichen Angelegenheiten nicht allein die menſchliche Eitelkeit, ſondern auch die Bequemlichkeit berückſichtigen, und durch dokumentirte Liſten, eingeſandte Stammbuchblätter u. dgl. der Apathie in's Haus rücken. Wie gern gibt jede Berlinerin ſechs gute Groſchen für Schillers Denkmal, aber ſie ſieht zu, bis eine Liſte an ſie kommt, und jede Dame, die ſammeln könnte, wartet wieder auf ſpezielle Aufforderung und eine Art Dokumentirung dazu.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Januar 1835.

So wiſſen wir, gewitzigt, helles Volk,
Mit Krümmungen und mit verſtecktem Angriff
Durch einen Umweg auf den Weg zu kommen.

Shakespeare.
Hamlet.

Aus der Schule der Höflichkeit.

Vom Freiherrn v. Rumohr.

Von Beobachtung der Höflichkeit in den Geſprächen.

Nach ihren Veranlaſſungen und Zwecken ſind die Geſpräche entweder zufällige oder abſichtliche, ergötzliche oder ernſtliche. Allein, ob nun in gegenſeitiger Anregung man frei ſich ergeben, oder im andern Falle über irgend etwas Beſtimmtes Ueberzeugungen und Vereinbarungen herbeiführen wolle, ſo bleibt es immer doch gleich erforderlich, daß man einander an- und aushöre, und nicht eher zu reden beginne, als nachdem von dem Widerpart ſein Diskurs völlig zu Ende gebracht worden iſt.

Der frohen Erledigung dieſer Pflicht ſteht in Praxi das eigentliche Prinzip des Redens entgegen; das iſt, die Begier, ſelbſt zu ſprechen, auch bei Andern Gehör zu erlangen. Es wird daher ein Jeder zwar einräumen, daß es unhöflich ſey, ihn ſelbſt nicht anzuhören, nun gar im Reden ihn zu unterbrechen, hingegen Perſonen, welche an ſeine eigene Vernunft und Mäſſigung gleichen Anſpruch machen, bisweilen für anmaßend ſchwazhaft und weitſchichtig halten wollen. Das Sprechen iſt allerdings eine angenehme Thätigkeit. Denn wer ſelbſt ſpricht, befindet ſich im Stande, bei den Gegenſtänden zu verweilen, welche bereits ihm bekannt, beliebt, geläufig, alſo wenig beſchwerlich ſind. Und verfolgt er Plane und Abſichten, darf er in ſeinem Vortrage ſolche einer künftigen Erfüllung anzunähern hoffen. Im Gegentheil muß, wer aus Artigkeit Andern ein längeres Gehör ſchenkt, nicht ſelten dunkle und ſchwer aufzufaſſende Sachen ſich vortragen laſſen, von ihm widrigen Dingen hören, oder Anſichten und Grundſätze vernehmen, welche ſein Urtheil mißbilligt. Auch wird ein geduldiger Zuhörer von ſeinen Zwecken nicht ſelten ganz abgelenkt und genöthigt, deren Verfolgung für gelegenere Zeiten aufzubehalten.

Nicht anders demnach, als weiland Herkules am Scheidewege, ſteht in dieſem Falle der Menſch: hier das Lockende des Wortbehaltens, Schwatzens, ſich in ſich ſelbſt Beſpiegelns, dort das Abſchreckende des Eingehens in die Gedanken und Vorſtellungen Anderer, welches häufig einige Geduld und bisweilen ſogar viel Anſtrengung des Geiſtes begehrt. Indeß wird man unter allen Umſtänden in den herben Apfel einbeißen ſollen, weil nur durch klugen Wechſel des Anhörens und Erwiderns, durch wahren Austauſch von Gedanken, Gründen und Vorſchlägen der Menſch, ſey's über Sachen, Verhältniſſe und Intereſſen, oder auch über Einſichten und allgemeine Begriffe, Uebereinſtimmungen herbeizuführen im Stande

Digitized by Google

iſt. Und ſelbſt bei gänzlicher Verſchiedenheit des Standpunktes erlangt man doch nur auf dieſem Wege die Gewißheit, daß Verſtändigung hier unmöglich ſey, welche nach der Hand viel unnöthigee Bemühung uns überhebt. Beſonders aber wird eine weiſe Austheilung der Handlungen des Hörens und Erwiderns durch den merkwürdigen Umſtand anempfohlen, daß im Geſpräche Gedanken erzeugt, mindeſtens geweckt werden — ein Thema, worüber noch ſehr viel zu ſagen übrig bleibt. Die härteſten Steine entlocken dem Stahle die ſchönſten Funken. Da nun ſolchergeſtalt das Geſpräch auf alle Weiſe eine gar ernſthafte Sache iſt, dürfte es allerdings wohl der Mühe werth ſeyn, deſſen Kunſt mit Gründlichkeit aufzufaſſen und bis zur Geläufigkeit ſie einzulernen.

Wie bemerkt, iſt die Grundlage dieſer Kunſt: Geduld und Aufmerkſamkeit im Anhören des Gegentheils. Allein bei jeglicher Kunſtart ſoll man zwar dee Grundlagen ſich wohl verſichern, doch nicht dabei ſtehen bleiben. Und ſo gibt's denn auch bei jedem mündlichen Vortrag Momente und Punkte, in und an denen man Unterbrechungen wünſcht, liebt und begehrt. Bald erwartet man Beifall und Zuſtimmung, in welchem Falle der Mitredende auf Interjektionen ſich beſchränken muß. Bald wiederum droht in dem Vortragenden das Feuer des Geiſtes zu erlöſchen, begehrt daher eines die Flamme nährenden Stoffes oder Windes. In dirſem Falle ſind theils von dem Redenden überſehene Gründe, Thatſachen und bekräftigende Beiſpiele, theils auch höflich vorgebrachte Zweifel und artige Gegengründe in Anwendung zu bringen.

Die bekräftigenden Beiſpiele und übereinſtimmenden Thatſachen kommen ſtets erwünſcht; doch gibt es edlere und auch geringere Formeln, ſie einzuführen. Zu den geringeren zähle ich: „Sie überſehen; Sie haben vergeſſen.“ Zu den edleren hingegen: „mit dem, was Sie bemerken, ſteht in Verbindung; vortrefflich vereinigt ſich mit Ihren Gedanken, was; damit trifft überein,“ und Anderes mehr. Zweifel aber und Gegengründe äußere man ſtets mit Beſcheidenheit und begleitet von ſehr freundlichen Mienen. Ihrem unſichern Weſen nach fallen den Menſchen die Zweifel viel läſtiger als die Gegengründe. Es gibt daher viel Anſtoß, nach Art wenig geſitteter Menſchen geradheraus zu ſagen: „daran zweifle ich; das überzeugt mich nicht“ und ſo fort. Man ſetze dafür: „dieſe Behauptung, Angabe u. ſ. w. iſt mie nicht völlig klar geworden; ich ſehe nicht ein, was Sie, oder wie Sie —; haben Sie die Gefälligkeit, in dieſer Sache mie zu völliger Klarheit zu helfen; das, was Sie ſagen, bemerken, ſetzen, annehmen, ſteht meinen bisherigen Kunden, Anſichten, Meinungen völlig entgegen, weßhalb es mir ſchwer fällt, Ihnen unbedingt beizupflichten,“ und ſo mehr. Weniger, als die Zweifel, bedürfen die Gegengründe begütigender Einleitungen. Gegengründe ſind ſtets auf einen beſtimmten Punkt gerichtet, können nach den Umſtänden bald angenommen, bald auch widerlegt werden. Sie erſcheinen daher nicht, gleich den Zweifeln, als ein Mangel von allgemeinem Glauben an die Wahrhaftigkeit oder Gründlichkeit des Vortragenden, der nothwendig ſtets als ein Angriff auf deſſen Perſönlichkeit herauskommt, alſo verlezt und kränkt. Vielmehr ſcheinen ſie einzig die Sache, den Gegenſtand des Geſprächs anzugehen. Man begleite ſeine Gegengründe durch eine leichte Vorneigung des Hauptes oder auch mit den Worten: „geſtatten Sie, daß ich Ihnen einwende, entgegenſetze.“ Im Italieniſchen pflegt man ſogar direkte Widerſprüche durch ganz übertriebene Euphemismen einzuleiten, zu ſagen: „Sie belehren mich, daß —“ (Lei m'insegna, chè) mit nachfolgender Verleugnung und Wegwerfung alles deſſen, was dee Andere Augenblicks gemeldet oder behauptet hatte.

Ueberhaupt unterſcheidet ſich das ernſtliche Geſpräch vom leichtern. Bei jenem ſoll man den Redner niemals unterbrechen, vielmehr ihn mit Aufmerkſamkeit anhören und nicht früher einfallen, als nachdem der Augenblick eingetreten iſt, in welchem ohne Störung die ſchon erwähnten Zuſtimmungen, oder Zweifel und Gegengründe recht paßlich anzubringen ſind. Und nicht genug; man ſoll auch den Schluß ſeines Widerparts wohl beachten und im Gedächtniß behalten, auf daß, wenn noch mehr ihm zu ſagen bliebe, man das Wort mit Artigkeit ihm wiederum in den Mund legen könne. Ein ſolches Zurückreichen des Wortes, welches mit Annehmlichkeit ſich bewerkſtelligen läßt, pflegt bei den Mitredenden viel Gunſt zu erwecken. Bei leichtem Gerede hingegen ſoll man überall und ſchnell einfallen, ſogar, wo's die Umſtände gebieten, dem eben Sprechenden einhelfen. Denn es haben Einige in Gewohnheit, ſich feſtzuſprechen, und ſehen es in ſolchen Fällen nicht ungern, daß man ihnen helfe, den Karren aus dem Schlamme zu ziehen. Auch werden Andere auf halbem Wege zu einer Dummheit deren ſich bewußt und erfreuen ſich, wenn in ſolchen Augenblicken irgend Jemand ihnen unverſehens in die Rede fällt und hiedurch der Anweſenden Aufmerkſamkeit von ihnen abzieht. Noch Andere, beſonders die geiſtreichen Frauen, beſitzen eben im Repliciren ihre größte Stärke, lieben daher, daß man ſie aufſtöre und beunruhige. Auf ſo verſchiedene Umſtände hat man fein Acht zu geben und nicht ein Jegliches auf dieſelbe Weiſe zu behandeln.

Es iſt im Geſpräch eine Grundregel, daß Niemand ſeine Ueberzeugung, wie feſt begründet ſie ſey, ganz grell und dergeſtalt ausſpreche, als gehöre ſie nur ihm ſelbſt ganz eigenthümlich an. Im Gegentheil bemühe man ſich ſelbſt, den paradoxen Behauptungen den Anſtrich zu

Digitized by Google

geben, als wolle man gerade nur etwas längſt Bekanntes, allgemein Angenommenes in Erinnerung bringen. Bei ſolchem Verfahren wird das geſellige Behagen geſichert, zugleich den Meinungen, Anſichten und Ueberzeugungen, welche man ausſpricht, mehr Eingang verſchafft. Man lege überhaupt keinen beſondern Nachdruck auf das Ich der Perſon, noch beginne man ſtets mit „ich bin der Meinung, ich ſage, ich denke ꝛc.“ Vielmehr wähle man die dritte Perſon, oder laſſe die Sache für ſich ſelbſt ſprechen.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeſchichte.

(Beſchluß.)

Auch die Thiere haben eine ſolche Periode in ihren Verrichtungen und Gewohnheiten, wie im Wachen und im Schlafe, in der Nahrung u. ſ. w., und ihr Wohlſeyn ſcheint davon abzuhängen, daß dieſe Periode mit der Länge des natürlichen Tages zuſammenfällt. Wir ſehen, daß alle Thiere während der vier-und-zwanzig Stunden des Tages ihre beſtimmten Zeiten zur Nahrung und zur Ruhe haben, wobei ſie ſich geſund und kräftig erhalten. Viele Thiere freſſen bei Tag, wie namentlich faſt alle Wiederkäuer und Landvögel, manche nur im Zwielicht, wie Fledermäuſe und Eulen, wogegen andere, namentlich die eigentlichen Raubthiere und die Waſſervögel, faſt nur Nachts Nahrung zu ſich nehmen. Die Nachtſchläfer ſind insgemein Tagfreſſer, während die Thiere der Dämmerung theils bei Nacht, theils bei Tag ſchlafen; bei allen aber beträgt der volle Cyklus dieſer Verrichtungen gerade vier-und-zwanzig Stunden. Gleicherweiſe überläßt ſich der Menſch, in jedem Alter, welchem Volke oder Stande er angehöre, einmal in vier-und-zwanzig Stunden einer längern Ruhe, und Regelmäßigkeit hierin ſcheint ſeiner Geſundheit höchſt zuträglich, ſo verſchieden auch in verſchiedenen Fällen die Dauer dieſer Ruhe ſeyn mag. So viel wir beurtheilen können, erſcheint der Tagescyklus, juſt wie er iſt, für den menſchlichen Körper wohlthätig, und zwar ganz unabhängig von äußern Einflüſſen, wie Wärme und Licht. Bei den jüngſten Expeditionen in hohe nördliche Breiten, wo die Sonne drei Monate lang gar nicht aufgeht, wurde die Schiffsmannſchaft mit der größten Pünktlichkeit dazu angehalten, daß Jedermann ſich um neun Uhr ſchlafen legte und ein Viertel vor ſechs aufſtand, und ſie genoſſen, unter ſcheinbar ſo höchſt ungünſtigen Umſtänden, des vortrefflichſten Geſundheitszuſtandes. Es beweist dies, daß die vier-und-zwanzig-ſtündige Periode der gemeinſamen Konſtitution dieſer Menſchen höchſt angemeſſen, obgleich keineswegs durch äußere Umſtände bedingt war.

Die Stunden der Nahrung und der Ruhe unterliegen aber bei den Thieren, und vollends bei dem Menſchen, durch den Einfluß äußerer Reize und innerer Bewegungen, ſo bedeutenden Modifikationen, daß es ſchwer wird, zu unterſcheiden, in wie weit die Neigung zu ſolch regelmäßiger Abwechslung aus der Quelle urſprünglicher Konſtitution fließt. Indeſſen iſt es Jedem augenfällig, daß der Trieb zu Nahrung und Schlaf periodiſcher Natur iſt, und Niemand wird behaupten wollen, die Periode könnte willkührlich verlängert oder verkürzt werden. Wir haben ein ſicheres Gefühl, daß es uns bei unſern jetzigen Fähigkeiten unmöglich wäre, fortwährend in acht-und-vierzig Stunden nur einmal zu ſchlafen und die übrige Zeit zu arbeiten, und Jeder, der an Körper und Geiſt halbwegs geſund iſt, wird den Ausſpruch thun, daß, abgeſehen von Angewöhnung, ein beſtändiger Wechſel von acht Stunden auf den Beinen und vier zu Bette die menſchlichen Kräfte bei Weitem nicht ſo gut und nicht ſo angenehm in Thätigkeit erhalten würde, als der Wechſel von ſechzehn und acht Stunden. Ein Geſchöpf, das ununterbrochen neun Monate lang mit Körper und Geiſt arbeiten und dann drei Monate an einem fort ſchlafen könnte, wäre kein Menſch.

Wenn wir demnach von dem täglichen Cyklus der Verrichtungen des Menſchen und der Thiere Alles abziehen, was auf Rechnung der Angewöhnung kommt und was von fremdartigen Urſachen herrührt, ſo zeigt ſich uns ein ſehr deutlich ausgeſprochener Charakter regelmäßiger Wiederkehr, eine Periode von einer gewiſſen Länge, welche mit der Dauer der Umwälzung der Erde um ſich ſelbſt zuſammenfällt, oder doch bald wieder in dieſelbe einlenkt. Auf die phyſiologiſche Entwicklung dieſer Eigenthümlichkeit des thieriſchen Körpers laſſen wir uns hier nicht ein, und bemerken nur, daß der Wechſel von Thätigkeit und Ruhe im Muskelſyſtem, von reger und ſchlummernder Senſibilität in den Nerven eine urſprüngliche, weſentliche Eigenſchaft der Muskel- und Nervenkraft iſt, welcher Natur und welchen Urſprungs nun auch dieſe Kräfte ſeyn mögen. Wir können uns, ohne daß ſich das Weſen des Menſchen völlig änderte, gar nicht denken, daß die Intervalle von Ruhe, welche ſie durchaus zu fortgeſezter Lebensthätigkeit erfordern, ſich bedeutend anders geſtalteten. Die größten Phyſiologen theilen auch dieſe Anſicht; ſchon Cabanis macht auf den periodiſchen und iſochroniſchen Charakter der Neigung zum Schlaf wie der andern Appetite aufmerkſam; er behauptet auch, der Schlaf ſey deſto ruhiger und geſünder, je regelmäßiger wir jeden Tag zu derſelben Zeit zu Bette gehen und aufſtehen, und bemerkt, dieſe Regelmäßigkeit ſcheine in genauer Beziehung zu den Bewegungen des Sonnenſyſtems zu ſtehen.

Digitized by Google

Die Roſe.

An Juſtinus Kerner.

Ich ſtand in deinem Garten
In ſtiller Luſt bei dir,
Da brachſt du eine Roſe,
Gabſt ſie zum Gruße mir.

Und aus der ſchönen Blume
Ein ſüßes Düften drang,
So wie aus Dichterſeelen
Tiefſinniger Geſang.

Im goldnen Abendſtrahle
Lag um uns her die Welt,
Zum lezten Male wurde
Die Roſe hier erhellt.

Doch ſollten Duft und Schimmer
Ihr nicht verloren ſeyn:
Ich legte ſie, verwelket,
In deine Lieder ein.

Da werden um ſie ſäuſeln
Der Lieder Geiſter ſchon,
Da wird um ſie erklingen,
Wie draußen, friſcher Ton.

Und ſonderbar! beim Sehen
Ein leichter Schimmer weht
Um die Verwelkte wieder,
Wie Schein durch Nächte geht.

Das machen deine Lieder
Mit ihrem vollen Hauch.
Was mehr noch, Frühling bringen
In's Menſchenherz ſie auch.

Wilhelm Kilzer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beſchluß.)

Litteratur. Theater.

Literariſch iſt in lezter Zeit wenig hier erſchienen, aber vieles angekündigt. Die meiſten Schriften hieſiger Autoren werden übrigens aus begreiflichen Rückſichten im Auslande publizirt. So erſchien von Streckfuß Gedichten eine neue Sammlung; Goethe's, und Zelters Briefwechſel iſt vollendet; Adalbert von Chamiſſo arbeitet an ſeinen Reiſememoiren, denen ſich ſeine an Abentheuern und merkwürdigem Wandel reiche Lebensgeſchichte anſchließen wird; W. Alexis hat einen neuen Roman: das Haus Düſterweg, beendet, von dem der Freimüthige einige Bruchſtücke mittheilte. Daſelbſt ſtand auch eine erſte Mittheilung aus dem zweiten Theile des Lebens Friedrich Wilhelms I. von Fr. Förſter, ein Brief Friedrichs des Großen aus ſeinem Küſtriner Gefängniß, der merkwürdige Aufſchlüſſe über des königlichen Jünglings kühne Ideen zu Tage bringt. Auch wird aus neu aufgefundenen Dokumenten, die in dieſem Förſterſchen Werke Platz finden, ſich die merkwürdige Thatſache hervorthun, daß die Mächte ſchon zu Anfang vorigen Jahrhunderts mit einem Plane zur Theilung Polens umgingen. — Das Leben des alten Doktor Heim wird, von ſeinem Schwiegerſohn geſchrieben, in drei Bänden erſcheinen; ebenſo die geſammelten Schriften Wilhelm Neumanns, von Varnhagen mit einer Biographie des Dahingegangenen edirt. — Von neuen Zeitſchriften iſt nur eine hier an's Licht getreten, eine Wochenſchrift: „Berlin,“ von Ludwig Rellſtab herausgegeben und von ihm allein geſchrieben. Sie dürfte ſich, wenn der Autor die ungeheure Arbeit aushält, als ein Berliner Tageblatt ihren Wirkungskreis verſchaffen. Dr. Mundt, der hier domicilirt iſt, gibt eine periodiſche Schrift äſthetiſch-kritiſchen Inhalts, in Leipzig freilich, aber von hier aus, unter dem Titel „Zodiacus“ heraus, deren Probenummer ſehr intereſſante Mittheilungen verſtorbener Autoren enthält.

Das Theater wurde wenig beachtet. Das ungeheure Ereigniß, daß die Töchter der Madame Crelinger beim Königsſtädtiſchen Theater mit der berühmten Mutter debütirten, wurde mit der Zeit zu einem gewöhnlichen, da dies Debütiren ſich in die Länge zog, und der erſte Partei- und andere Enthuſiasmus durch diplomatiſche Unterhandlungen, welche hinter den Kouliſſen gepflogen wurden, ſich abkühlte. Jezt verlautet es, daß die beiden jungen talentvollen Mädchen doch bei der Hofbühne engagirt werden ſollen. Eine angehende berühmte Sängerin Mlle. Stephan, Spontini's Zöglingin, verläßt dieſe, angeblich von einem unwiderſtehlichen Hange, ſich dem Kloſter zu widmen, getrieben. Dergleichen gehört jezt nicht zu den Seltenheiten, obgleich es bei Katholiken ſeltener iſt, als bei Proteſtanten. Holtei gaſtirt mit großem Erfolge in Wien; ob ihn das aber hieher zurückführt, ſteht ſehr dahin. Eine neue Oper von dem allerneueſten italieniſchen Komponiſten Ricci, die drei Figaro, iſt ſelbſt an der Langmuth des Königsſtädtiſchen Publikums geſcheitert, und auch die eifrigſten Partiſane der neuen Klingelmuſik müſſen geſtehen: das geht nicht. Wenn es für jezt nicht geht, wird er doch einmal gehen; die Gewohnheit thut Alles. Nur nichts Gutes gebracht, oder wenn es geſchieht, recht ſchlecht ausgeſtattet, ſo gewöhnt man das Publikum auch an das Allerſchlechteſte. An Methode fehlt es nicht.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 21:
Das Auge. Das Ohr. Die Naſe. Der Gaumen. Die Hand.
In allen Sinnen.

Charade.

Reinheit iſt des Erſten Tugend,
Und beim Mahl, muß ich geſtehn,
Mag ich gern des ſchwer Entbehrten
Weißes Schmelzwerk ſchimmern ſehn.

Scharf iſt ſeiner Flächen Kante,
Scharf durchdringend ſeine Kraft,
Und mit Dank erkennt der Magen,
Was es löſend für ihn ſchafft.

Siechthum wendet ſich zum Zweiten;
Heilen iſt ſein Aushängſchild.
Daß doch die geprieſ'nen Kräfte
Oft verſagen, wo es gilt!

Heilung ſuchen bei dem Ganzen,
Heißt ja wohl zum — Zahnarzt gehn?
Nein! da käme doch die Löſung
Gar zu wohlfeil euch zu ſtehn.

B.

Beilage: Monatsregiſter Januar.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Februar 1835.

Mir iſt's ganz tugendlich dabei.

Goethe.
Fauſt.

Die Brautnacht in Hamburg.

Es ſind nun über zehn Jahre her, ſagte der Graf, ſeit ich in Hamburg war. Ein verdrießliches Geſchäft verzögerte meinen Aufenthalt über meine Abſicht und Wünſche. Was zu ſehen war, hatte ich geſehen; der Reiz der Neuheit war vorüber. Die wunderbare Miſchung der Elemente, die zur Hälfte großartig freie Waſſer- und zugleich winkelreiche Landſtadt, der altreichsſtädtiſche Charakter, vermiſcht mit dem holländiſchen, das glänzende Straßenleben, die üppige Behaglichkeit, Luxus mit Solidität verbunden, der Welthandel mit dem deutſchen Typus, der derbe niederſächſiſche Schlag der Leute, die ſchönen Frauenbildungen, die zierlichen Vierländerinnen, im Gegenſatz mit den Seeleuten, gebräunt von der Sonne der vier Welttheile, Malayen, Perſer, Araber, Neger, alles das hatte ſeinen Eindruck auf mich nicht verfehlt, aber nun war er vorüber, ich war geſättigt. Ich zog mich aus den freiern, getümmelvollen Gegenden der Stadt mehr in das dunkle Centrum derſelben zurück, wo zwar, wie überall in Hamburg, Zerſtreuung genug war, die aber mehr den Geſchäftscharakter trug, dem ich ja auch zu leben genöthigt war.

Die Börſe mit ihrer unübertrefflichen Halleneinrichtung, der Hafen und die Buch- und Kunſtläden gewährten mir in meinen Mußeſtunden eine nahrungsreichere Unterhaltung, als die endloſen Mittagsféten, die zwar von der Gaſtlichkeit und dem ſoliden Fonds der Hamburger zeugten, aber räuberiſch in meiner Zeit wühlten. Nachdem daher dem freundlichen Anſtande Genüge geſchehen, ich die Einladungen in der Reihenfolge angenommen, abgethan und meine Abſchiedsbeſuche gemacht hatte, betrachtete ich mich als einen wirklich Abgereiſten und verſchloß mich, meine Wohnung in einem der Hotels am Jungfernſtiege aufgebend, in einem minder frequenten Wirthshauſe.

Aber eben die Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit mitten in dieſer üppigen, vollauf genießenden Stadt gab Vorſtellungen Nahrung, welche ich entfernt von mir halten wollte. Wenn die Akten und Rechnungen beiſeite gelegt waren, griff ich zu meinen Lieblingsbüchern. Aber weder die Dichter noch die Philoſophen wollten mich hier ganz ſo anſprechen, wie es ſonſt der Fall geweſen. Ihnen fehlte der Saft, die Fülle, die ſtrotzende Geſundheit, welche mich umgab. Wie lachten die blühenden Geſtalten, die rothen Wangen im Hauſe über die idealen Weſen, denen der Dichter Lebenswahrheit zu leihen bemüht geweſen. Ihre Tritte, wenn ſie in häuslicher Beſchäftigung die Treppen herauf und hinunter flogen, an den Thüren klinkten, oder in den Zimmern neben mir wirthſchafteten, ſtörten meine Phantaſie, ohne daß ſie mich verführten, die Thüre aufzumachen.

Digitized by Google

Die Lebensluſt im Hauſe war ſehr erklärlich. Die Wirthin, obgleich Mutter von ganz artigen Töchtern, war ſelbſt noch in den beſten Jahren und hübſch, und ſuchte zuvörderſt unter den vielen Freiern, die entweder die Wirthſchaft oder ihre Perſon als annehmliche Zugabe zur guten Partie anzog, für ſich zu wählen, ehe ſie ſich entſchloß, für ihre Töchter daſſelbe zu thun. So gab es denn viel Kurzweil und Neckereien, die zwar nicht bis zu mir im zweiten Stocke heraufdrangen, von denen ich aber täglich etwas koſtete, wenn ich zu Hauſe kam; denn die Scene dieſer häuslichen Vergnügungen war gewöhnlich nach alter Art auf dem geräumigen Flur, durch den ich meinen Weg nehmen mußte. Noch in meiner Stube angelangt, klang mir das Kichern der muntern Geſchöpfe in die Ohren, die ſich vermuthlich über den ſcheuen, ſauertöpfiſchen Fremden luſtig machten. Indeß hätte keine von dieſen rothbackigen, lebensfrohen Weſen, nicht Mutter, nicht Töchter, für ſich allein mich in Verſuchung geführt. Es war mehr der Complexus von Geſundheit, Fülle, Friſche, Schelmerei und Uebermuth, der auf die Sinne wirkte.

Eine etwas blaſſere Schönheit war die Couſine aus Lübeck, die nur zum Beſuche hier war und in der Wirthſchaft mithalf. Ich hatte ſie nur einmal geſehen, und eigentlich läßt ſich dies kaum ſagen, denn als ich in die Flur trat, wurde ſie gerade in die Küche abgerufen, und ich gewann von ihr nur einen halben Blick, indem ſie ſich ſogleich abwandte, während ihre volle, doch elaſtiſche Geſtalt und der ſchwebende Tritt mir deutlicher wurde. Doch darnach hätte ich ſie kaum anderwärts wieder erkannt. Aber ihre Schlafſtube war über meiner, und ich erkannte ſie jedesmal an ihrem Tritt, wenn ſie, gewöhnlich die Lezte von Allen, Abends hinauf ging. Dies geſchah ſo regelmäßig, daß es für mich ein Zeitabſchnitt wurde, wo ich etwa den Plato zumachte, oder das Licht auslöſchte, und ich war mit mir ſelbſt unzufrieden, wenn ich es einmal verſchlief. Ihren Tritt hörte ich, wenn auch ſchwächer, nachher über mir wieder; ich hätte ihn wollen unter hundert Tritten heraus erkennen, und daraus bildete ſich eine Bekanntſchaft, welche, lediglich von der Phantaſie unterhalten, doch von den Füßen aus mir die ganze Geſtalt konſtruirte, und die Couſine war nun meine nächſte, liebſte Bekannte, mit der ich mich in Gedanken unterhielt, ihr Fragen ſtellte und ſie beantwortet erhielt.

Es gab dazumal in Hamburg unangenehme Streitigkeiten zwiſchen den Rationaliſten und Superaturaliſten. Treffliche Männer von beiden Seiten waren im Eifer für ihre Sache zu weit gegangen. Der Zwiſt hatte ſich in jener friedlichen Zeit aus den Schreibſtuben der Gelehrten bis in die Kinderſtuben der Bürger verpflanzt, und an der Börſe und im Theater ſtritt man ſich über Gegenſtände oder vielmehr über deren Anhänger — denn der Kampf war ſchon perſönlich geworden — welche, aus dem Heiligthum des Gemüths entſpringend, immer in der erhabenen Arena der Wiſſenſchaft hätten bleiben ſollen. Mit dem Mimen Lebrun, einem Manne von lebendigem Geiſte und reger Theilnahme für alles, was ſelbſt lebendig iſt — er hatte damals noch nicht die Direktion der Bühne übernommen — hatte ich zuweilen über den Gegenſtand geſprochen. Die neueſte Schrift des Senators Hudtwalker erregte gerade eben ſo viel Aufſehen als Widerſpruch. Ich nahm das Wort für ihn, ich ſuchte zu beweiſen, daß aus dieſer Polemik dieſelbe geiſtige Tiefe und ächte Humanität durchſchimmere, welche uns beide in ſeinem Halbroman: Bertholds Tagebuch, erfreut und erwärmt. — „Aber, Herr Graf,“ ſagte Lebrun, „er iſt doch ein Geiſterſeher.“ Ich fragte ihn, ob er nicht auch Geiſter ſehe, wenn er in Momenten der künſtleriſchen Begeiſterung ſich in hiſtoriſche Perſonen verwandle, die er ſo täuſchend wiedergebe, daß uns der Schauer der Wirklichkeit überkomme; und er habe die Perſonen doch nie geſehen, die Hunderte von Jahren in ihren Grüften ſchlummern. Das Geſpräch wurde auf einem einſamen abendlichen Spaziergange über den Wall geführt, und durch die Kaſtanienwipfel blickte der Mond, der abwechſelnd ein grelles Licht auf unſere Geſichter warf.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Schule der Höflichkeit.

Vom Belehren und Warnen.

Jegliches Belehren und Warnen iſt, weil's auf der Vorausſetzung eines Mangels an Wiſſenſchaft und Kenntniß, an Erfahrung und Urtheil beruht, an ſich ſelbſt unverbindlich. Nur den Eltern und Aufſehern gegen Kinder, den Obern gegen Untergebene mag es allgemeinhin geſtattet ſeyn; obwohl es ſogar in dieſem Verhältniß durch häufige Widerholung oder durch beſondere Herbigkeit und Einkleidung nicht ſelten Groll und Widerſetzlichkeit erweckt. Als Regel läßt ſich hier aufſtellen, daß über Belehrungen die Frauen, über Warnungen die Greiſe unwilliger zu werden pflegen, als die übrigen Geſchlechter und Lebensſtufen. Die Frauen, weil nach vollendetem ſechzehnten Jahre ſie Studia abſolvirt und überhaupt nichts mehr zu lernen haben; die Greiſe hingegen, weil ſie völlig ſo viel Erfahrung, Takt und Lebensweisheit zu beſitzen glauben, als ihnen erſprießlich iſt, auch wohl noch einiges darüber; auch weil ſie die Abnahme des Scharfblickes und Gedächtniſſes, welche

Digitized by Google

bei hohem Alter einzutreten pflegt, nun gar der Geſundheit und Spannkraft des Körpers auf keine Weiſe zugeben und anerkennen wollen.

Gefällige Ehemänner pflegen etwaige Belehrungen ihrer Gattinnen in Fragen einzukleiden. „Meinſt Du nicht,“ ſagen ſie, „meine Liebe, daß N. N. ein Schurke ſey, und daß wir füglich ihm die Thüre werden verſchließen können? Meinſt Du nicht, daß hier *mich* für *mir* zu ſagen ſey?“ Bei allgemeinerem Verhältniß aber verſtecke man die Belehrungen, welche man glaubt, den Damen nicht vorenthalten zu dürfen, in Scherz, oder Schmeichelei, oder in eine artige Miſchung aus beiden Beſtandtheilen. Z. B. ſage man bei Sprachfehlern: „Welche Anmuth ertheilt nicht den Worten und Reden des ſchönen Geſchlechtes jene reizende Verwechslung des Dich und Dir; wie viel größer iſt nicht jene andere des Mein und Dein, zu welcher die Männer ſo aufgelegt ſind!“ Wenn ſo gute Worte ihnen zu Ohren kommen, werden die Damen, ſchon halb begütigt und nur zur Hälfte noch gereizt und ärgerlich, die Frage aufwerfen: wie ſie denn zu reden und zu ſagen haben? Worauf man ſo klar und bündig, als man es vermag, die Regel ihnen einzuprägen verſuchen ſoll, obwohl ſie vergeßlich ſind.

Auf dieſe und andere Weiſe mag es bisweilen gelingen können, bei den Frauen ohne weſentliche Verletzung ihres Selbſtgefühls Belehrungen einzuführen. Allein Greiſe mit einigem guten Erfolge zu warnen, iſt nicht ſo leicht, ſchon weil ſie argwöhniſcher ſind, als jene. Bei materiellen Gefahren, als Unebenheiten des Weges, Gräben, Thürſchwellen und Aehnlichem, kann bisweilen durch ein ſchnelles Hinzutreten, als wie aus lebhaftem Mittheilungs- und Herzensdrang, verhindert werden, daß ſie vorangehen, oder bewirkt, daß ſie ſtehen bleiben; worauf man, als ſey es von ungefähr, auf die Gefahr hindeuten, ſie bemerklich zu machen verſuchen darf. Stelle man ſich in ſolchem Falle, als habe man ſelbſt Beſchwerde, über den Anſtoß hinauszukommen; denn in Anſehung, daß auch die Jüngern nicht ſo gar leicht über die bedenkliche Stelle hinauszugelangen ſcheinen, wird in den meiſten Fällen der Greis ihm dargebotene Hülfe nicht länger ſchamhaft verſchmähen wollen. Einen größern Aufwand von Kunſt erfordert die kitzliche Aufgabe, Greiſe von verderblichen Planen und Handlungsweiſen zurückzubringen, oder von gefährlichen Perſönlichkeiten ihre Gunſt abzulenken. Hinſichtlich der Unternehmungen hat man freilich Alles gewonnen, wenn es gelingt, deren Ausführung in die Länge zu ziehen. Auch ſind die Greiſe nur ausnahmsweiſe zu Aenderungen geneigt, bringen ſie viel gewöhnlicher durch hartnäckiges beim Alten Stehenbleiben, oder auch durch Verſäumniß und Vernachläſſigung ſich in Schaden, und möchte es nicht ſo leicht ſeyn, ſie in Bewegung zu ſetzen, wo es gilt, Gebäude und Wege auszubeſſern, oder ganz neue anzulegen, und ſo fort. Wende man daher ſeine Aufmerkſamkeit ganz auf deren größeſte Gefahr, den Favoritismus. Dieſem ſind Greiſe deßhalb beſonders ausgeſezt, weil ſie in dem Maße, als die lebende Welt mehr und mehr ihnen den Rücken zuwendet, ſie leichter Perſonen geneigt werden, welche ganz ihnen ſich hinzugeben ſcheinen, dabei jedoch ſelbſtſüchtige Zwecke zu verfolgen in Gewohnheit haben, Geld und Gut, Vermä[illegible]niſſe, Verwendungen und Aehnliches zu erlang[illegible]eben. Nothwendig erregen ſolche Günſtlinge bei den [illegible]rigen des Greiſes und ſonſtigen Betheiligten o[illegible]denken, Beſorgen und Fürchten, und es geſchieh[illegible]t ſelten, daß ſolche ihre Bedenklichkeiten in rauhen, harten Worten an den Tag legen, auf den guten Alten einſtürmen, wohl ſelbſt ihn behandeln, als ſey derſelbe ein Kind ohne Scharfblick, Urtheil und Erfahrung. Indem man auf dieſe Weiſe deſſen Selbſtgefühl empört, fügt man zu dem Uebergewichte, welches der Schmeichler bereits durch eigene Klugheit ſich erworben, nun auch das Zugewicht der Hartnäckigkeit des Greiſes in der Behauptung eigener Wahl und Neigung. Vielmehr ſoll demnach der Warner denſelben Weg einſchlagen, wodurch abſichtsvolle Menſchen die Herzen der Greiſe zu beſchleichen pflegen. Eine unausgeſetzte Aufmerkſamkeit auf deren Bedürfniſſe, Wünſche und ſchwache Seiten wird dann freilich noch mehr dienen können, dem Uebel vorzubeugen, als daſſelbe hinwegzuſchaffen, wenn es ſchon eingetreten iſt, doch ſelbſt in dieſem Falle noch immer anwendbar ſeyn. Dabei vermeide man, offenbar gegen die Perſon, welche man verdrängen will, zu arbeiten, mache derſelben ein freundlich Geſicht, und überlaſſe es dem Mißtrauen, welches die Natur dem Greiſenalter zugeſellt, die böſen und verdächtigen Seiten des Günſtlings auszuſpähen, was nicht ausbleiben wird, ſobald man ſich nur enthält, mit Plumpheit vorzugreifen.

Im Allgemeinen alſo vermeide man, Andere zu belehren und zu warnen. Wo jedoch der Sache gar nicht auszuweichen iſt, ſchicke man ſich, nach Maßgabe obiger Beiſpiele, in Zeit und Verhältniſſe, ſuche man ſeine Belehrungen und Warnungen den Umſtänden wohl anzupaſſen. Unter Freunden z. B. gebe man ihnen Ton und Farbe herzlichen, tief empfundenen Antheils; denn in dieſem Verhältniß erweckt ein klügliches um den Brei Herumgehen nothwendig Mißtrauen und Zweifel über die Geſinnungen und Abſichten des Freundes. Hingegen mögen ſie gegen Obere und Höhergeſtellte die Form der reſpektvoll devoten Erinnerung an vorausſetzlich nur Ueberſehenes und Vergeſſenes annehmen können. Gegen Kinder und ſelbſt Jünglinge und halberwachſene Mädchen ſoll man ſie ganz unbefangen für dasjenige ausgeben,

Digitized by Google

was ſie ſind; dieſe Creaturen pflegen ſo ziemlich an Zurechtweiſungen gewöhnt zu ſeyn und zu überhören, was ohne den nöthigen Nachdruck ausgeſprochen wird; obwohl eine ſehr verbeſſerte Erziehungsmethode ſeit einiger Zeit auch bei der Jugend die Entwicklung einer löblichen Selbſtſtändigkeit begünſtigt hat, weßhald man heutzutage nicht ſelten Knaben antrifft, welche nur ungern den Zaum fühlen und die, welche denſelben feſt anziehen möchten, mit ſchöner Entſchloſſenheit aus dem Sattel werfen.

In geſchichtliche Meldungen und Darſtellungen pflegen unbedachte Menſchen wohl auch das Unwahrſcheinliche aufzunehmen, dem man doch ebenſowohl auszuweichen hat, als dem Lügenhaften und erweislich Unwahren. In ſolchen Fällen hüte ſich der Zuhörer, ſeine Zweifel laut auszuſprechen, welches ſtets für den Erzähler kränkend iſt, bisweilen aber auch die Unkunde des Zweiflers unvortheilhaft in's Licht ſezt. In einigen Provinzen, Reichen und Städten werden ſämmtliche Menſchen lehrbegierig und warnſam geboren; man pflegt daſelbſt Sprachfehler, häusliche und anderweitige verfehlte Einrichtungen auf der Stelle vor allen Leuten und in faſt grämelnder Manier zu rügen. Den allgemeinen Ton muß man dann freilich wohl annehmen und die Gewohnheiten des Landes mitmachen, aber nicht über die Grenze hinaus ſie verpflanzen wollen. Denn was hier, wenn auch nicht eben gefällt, doch mindeſtens nicht auffällt, wird da, wo's nicht in Gebrauch, den übelſten Eindruck machen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Gaſtronomiſcher Wegweiſer.

Wenn ſich in Deutſchland Jemand entſchließt, einige Wochen ſeinen Geſchäften oder ſeiner Alltagsgewohnheit abzubrechen, ſo kommen in der Regel vor dem innern Spruchkollegium folgende Fragen zur Debatte: ſoll er ſich überzeugen, ob die Pomeranzenbäume in ihrer Heimath gerade ſo ausſehen, wie im Hofgarten? ſoll er ſich auf das Dampfboot ſetzen und ſich eine Zeitlang in das Gewühl der Londoner Welt ſtürzen, oder aber an der Seine die Orte beſichtigen, wo größtentheils die neuere Geſchichte gemacht worden iſt? Sehr häufig, vielleicht in den meiſten Fällen, fällt die Entſcheidung für Lezteres aus, und zahllos ſind die Schaaren unſerer Landsleute, welche die Neugierde nach Paris treibt, abgeſehen von denen, welche hier etwas lernen wollen. Für alle dieſe möchten Winke über äußeres Verhalten, welche ihnen die Bewegung in dieſer Stadt erleichtern und den Aufenthalt angenehmer machen könnten, willkommen und in dieſen Blättern an ihrem Orte ſeyn. — Wir beginnen mit der Hauptſache und geben im Folgenden einen gaſtronomiſchen Wegweiſer.

Man braucht keine fünfzigtauſend Franken Renten, um in Paris zu leben; denn man kann für 16 Sous zu Mittag ſpeiſen, und der Wirth, der für dieſes Geld eine Suppe, zwei Teller mit Fleiſch und Gemüſe und einen Carafon Wein liefert, nennt ſich Reſtaurateur; beim Gargottier aber hat man die Schüſſel für vier Sous. Der Gargottier ſezt gewöhnlich über ſeine Thüre die Inſchrift: ici on donne à manger à tout prix. Hier reſtaurirt ſich der Maurer- und Steinhauergeſelle, der Handlanger u. ſ. w. Das Aeußere dieſer Etabliſſements iſt ſo modeſt, daß der Fremde nicht leicht verſucht wird, hineinzutreten; hingegen läßt er ſich wohl durch die Aufſchrift: Cuisine bourgeoise, verführen; er denkt da eine geſunde Hausmannskoſt zu finden, und kaum hat er das Mahl genoſſen, ſo ſinnt er auf Mittel, es ſo ſchnell als möglich wieder los zu werden. Die Pensions bourgeoises ſind dagegen ſehr gute und wohlfeile Anſtalten. Man trifft ſie in der Nähe der Arznei- oder Rechtsſchule und ähnlicher Inſtitute; ſie ſind für die Studenten berechnet. Die Koſt iſt einfach und nahrhaft; Gemüſe kommen ſelten vor, da die Studenten ſich meiſt auf Eine Mahlzeit beſchränken, und Brod können ſie eſſen, ſo viel ſie wollen (ſie haben pain à discrétion); die Wirthin iſt aber oft genöthigt, die jungen Herren, die mit etwas zu geſundem Appetit geſegnet ſind, zu erſuchen, ſich anderswo zu abonniren. Sehr oft ſteht mit den Pensions bourgeoises ein Hôtel garni in Verbindung; für ein Zimmer bezahlt der Student 16 — 24 Franken monatlich, für den Mittagstiſch 37 Fr.; der Wein wird beſonders bezahlt. Eine Stufe höher ſtehen die Tables d'hôtes; der Preis iſt von 26 Sous bis zu 4 und 5 Franken. Da, wo es am theuerſten iſt, findet ſich oft die verdächtigſte Geſellſchaft. An den eleganten Tables d'hôtes trifft man häufig zweideutige Damen, entweder geradezu, was man hier Femmes entretenues nennt, oder Frauen, die ihren Männern davongelaufen. Vor dieſen Geſchöpfen muß ſich der Fremde beſonders hüten; wenn ſie ſich auch uneigennützig bezeigen, ſo ſtürzen ſie ihn doch in allerlei Ausgaben, und zulezt bekommt er Händel mit dem Eheherrn oder einem Rivalen. In einigen Häuſern dieſer Art wird nach Tiſch geſpielt, Anfangs niedrig, dann gibt Einer oder der Andere Champagner oder Punſch zum Beſten, die Köpfe erhitzen ſich, und der unvorſichtige Neuling muß den Champagner theuer bezahlen. Selbſt Escrocs beſuchen die Tables d'hôtes; ſie ſind meiſtens ſehr gut gekleidet und zeichnen ſich durch feine Wäſche und ſchöne reiche Foulards aus, die ſie meiſt Andern aus der Taſche geholt haben.

Die Gaſtgeber heißen im Allgemeinen Traiteurs; man unterſcheidet aber Traiteurs restaurateurs und Traiteurs marchands de vin. Unter Erſtern gibt es viele à prix fixe; Richard, Richefeu im Palais-royal ſind die Notabilitäten unter ihnen. Sie haben ein ſehr großes Lokal, reich mit Spiegeln, rothſeidenen Vorhängen, Uhren und Candelabern geſchmückt; das Mittageſſen koſtet mit dem Weine 40 Sous; drei Schüſſeln und Deſſert nebſt Suppe. Hier iſt der größte Zufluß von Fremden, welche ſich noch nicht einzurichten wiſſen. Auf der Karte ſind zwar eine Menge Gerichte angezeigt, und mitunter die feinſten; aber dieſe ſind entweder gar nicht zu haben, oder ſchlecht. Im Ganzen genommen kann man nicht wohl theurer und ſchlechter zu Mittag eſſen, als im Palais-royal für vierzig Sous. Die geſundeſte Koſt trifft man in der Regel bei den Marchands de vin traiteurs; allein hier iſt ſehr gemiſchte Geſellſchaft, denn der Marchand de vin hat ſeine beſten Kunden unter den gemeinen Volksklaſſen; nichtsdeſtoweniger ſind die Mahlzeiten da nicht wohlfeil.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 3. Februar 1835.

Vois l'homme en Mahomet!

Voltaire.
Mahomet.

Sultan Mahmud und der Divan.

Dee ehemalige franzöſiſche Generalkonſul in Trapezunt, Fontanier, gehört zu den verdienſtvollſten Reiſenden der neueſten Zeit. Seine frühern Berichte erſchienen 1829 und haben die Ethnographie, Geographie und Alterthumskunde anſehnlich bereichert; die vor Kurzem erſchienene Fortſetzung enthält die Früchte ſeiner im Jahr 1830 unternommenen zweiten Reiſe in den Orient. Er befand ſich in Konſtantinopel wie in Trapezunt in einer ſehr günſtigen Stellung, um den Gang der türkiſchen Verwaltung im Kleinſten beobachten zu können, und das vorliegende Buch gibt vornehmlich die Reſultate dieſer ſeiner zweijährigen Beobachtungen. Dee durch das Ganze herrſchende Ton iſt ſehr unbefangen und leidenſchaftslos und erweckt Vertrauen. Deſto mehr Aufmerkſamkeit verdienen die zahlreichen Punkte, in denen er von den Anſichten früherer Reiſenden mehr oder weniger abweicht. Hieher gehört namentlich die Art, wie er die Reformen des Sultans darſtellt; er behauptet, man habe von denſelben im Allgemeinen ganz falſche Begriffe, und wenn die folgende Schilderung ganz naturgetreu iſt, ſo möchte allerdings Mancher an ſeinen Vorſtellungen Einiges zu berichtigen finden.

* * *

Um die Mitte des Jahres 1830 ſchiffte ſich Fontanier auf der Goelette „la Surprise“ ein, welche der griechiſchen Regierung die lezten 500,000 Franken überbrachte, die man ihr zum Geſchenk machte. Die Abreiſe wurde durch die Nachricht von der Einnahme Algiers beſchleunigt, und an demſelben Tage, wo ſie nach Paris gelangte, ging die Goelette unter Segel. Die Ueberfahrt bietet nichts Erhebliches dar. Wir bemerken bloß, daß überall, wo die Goelette beilegte, Fontanier die mohametaniſche Bevölkerung durch die Nachricht von dem Sturze Algiers ſehr aufgeregt fand. Dieſe Waffenthat gab ihnen einen hohen Begriff von dee franzöſiſchen Kriegsmacht, und ſie ſchien ihnen weit wichtiger, als alle Vortheile, welche Rußland bis dahin errungen hatte. Furcht allein vermag ihren Verhandlungen mit den Chriſten einigen Anſtrich von Freundſchaft zu geben, und ſo blieb denn allerdings der glückliche Ausgang der Expedition gegen Algier nicht ohne Einfluß auf den Beſchluß des Divans, als ihm die Julirevolution notifizirt wurde. Die Kunde von dem großen Ereigniß kam nach Smyrna am Tage vor der Abreiſe Fontaniers nach Konſtantinopel.

Seit ſeiner Abweſenheit waren wenige Veränderungen in der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs eingetreten. Die von dem Großherrn eingeführten Reformen hatten bloß die Tracht ſeiner Unterthanen zum Ziele gehabt,

und dieſe waren dadurch zum groteskeſten Volke der Erde umgeſchaffen worden. Die koſtbare Bekleidung, die weiten Röcke, die anſehnliche Kopfbedeckung gaben ehemals den Türken ein ernſtes Anſehen und verhüllten ihre körperlichen Gebrechen, ſo daß ſie ſogar für einen ſchönen Menſchenſchlag galten. Kaum waren aber an die Stelle der alten Tracht die kurzen Jacken und die Koſakenhoſen getreten, nebſt der rothen Mütze und den ſchwarzen Pantoffeln, ſo war aller Zauber verſchwunden; wenn man Fontanier glauben ſoll, ſo würde ſich der Ausſchuß der abendländiſchen Völker neben den heutigen Türken vortheilhaft ausnehmen. Bei der jetzigen Tracht können ſie nicht mehr ihre krummen Beine, ihre Flechten und die Magerkeit ihrer ſtupiden Geſichter verſtecken. Dieſe ſo *vortheilhafte* Metamorphoſe verdanken ſie ihrem Souverän; der Sultan hat ſich übrigens mit ſolcher Reſignation ſelbſt in ſeine Reformen gefügt, daß ſeine Unterthanen in der That keinen Anlaß haben, zu klagen. Fontanier begegnete ihm eines Tages, als er eben aus der Moſchee von Therapia kam. Er war zu Pferd und trug einen apfelgrünen Rock, der über und über mit Goldborten beſetzt war, ohngefähr wie eine Livree bei uns; ſein Bart, der ſonſt lang und ſorgfältig gekämmt war, hatte kaum einen Zoll Länge und ſah ohngefähr aus wie der eines Galeerenzüchtlings, der ſich nicht raſiren kann; ſein Kopf war mit der obligaten rothen Mütze bedeckt, von welcher eine goldene Eichel herabhing. So ritt er, von zwei Miniſtern begleitet, durch eine doppelte Reihe Soldaten, welche die Kaiſergarde vorſtellten und in Einem fort hou! hou! ſchrien, während ſie das Gewehr präſentirten. Seine Hoheit ſchien nichts von der Selbſtzufriedenheit verloren zu haben, die den Mohametaner auszeichnet, wenn er gebadet, gefrühſtückt, ſeine Waſchungen gemacht und ſeine Andacht verrichtet hat; er warf rechts und links einen ziemlich ſtumpfen Blick umher, und in den niedergeſchlagenen Zügen waren Spuren von Unruhe und Ausſchweifungen zu bemerken.

Die Berichte über Sultan Mahmud ſind ſo widerſprechend, daß Fontanier ſein Urtheil mit einiger Vorſicht ausſpricht. So leid es uns thut, unſere frühere Anſichten über dieſen Mann, den wir mit Vielen hoch ſchätzten, widerlegt zu finden, ſo wenig nehmen wir Anſtand, dem Urtheile Fontaniers Glauben zu ſchenken, das, bei aller Strenge, von Unparteilichkeit zeugt. Den Ruhm eines Reformators zu erwerben, iſt es nicht genug, daß ein Souverän das Koſtüm ſeiner Unterthanen abändere, daß er ſie nach dieſem oder jenem Syſteme manövriren laſſe; er muß vor Allem darnach trachten, in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung, der Juſtiz Verbeſſerungen einzuführen. In dieſer Beziehung iſt man in den ſieben Jahren, ſeit die Janitſcharen ausgerottet worden ſind, eher zurück, als voran gekommen. Man hat von zahlreichen Hinderniſſen geſprochen, von dem Geiſt der Routine, von den religiöſen Vorurtheilen, die ſich ihm in den Weg ſtellen ſollen; allein die Einwohner ſind gar nicht in der Lage, der Regierung den geringſten Widerſtand leiſten zu können, und es hing bloß von des Sultans Willen ab, jede beliebige nützliche Inſtitution in's Leben zu rufen. Von den Janitſcharen allein hatte er eine Oppoſition zu befürchten, und dieſe Oppoſition iſt niedergeſchlagen; nie waren die Firmans der Pforte pünktlicher vollzogen worden, aber dieſe Firmans hatten nie einen andern Zweck, als Geld zu erpreſſen, irgend ein Monopol zu ſichern, irgend eine Korporation oder Individuen zu beeinträchtigen. Hätten ſie Verbeſſerungen bezweckt, ſo würden ſie die Zuſtimmung der ganzen Bevölkerung erhalten haben. Zwar, um ſich in Allem nach europäiſcher Weiſe zu richten, hat Se. Hoheit einen Ritterorden geſtiftet, den man die *Ehrendekoration* nennt; aber das Wort *Ehre* und der Begriff, den wir damit verbinden, ſind den Türken völlig fremd und haben bei ihnen durchaus kein Synonym.

Das Privatleben Mahmuds iſt noch weit minder lobenswerth als ſein öffentliches Wirken. Als Moslim ſollte er ſich alles deſſen enthalten, was die Sitten und den religiöſen Glauben ſeiner Unterthanen verletzt. Der Coran verbietet die Völlerei, und es iſt allgemein bekannt, daß Se. Hoheit nur ſelten lichte Augenblicke hat; der Coran hält zu häuslichen Tugenden, zu patriarchaliſchen Sitten an: ſeit drei Jahren lebt der Sultan nicht mehr mit ſeinen Frauen und iſt von öffentlichen Mädchen umgeben. Der allzuvertraute Umgang mit den Ungläubigen iſt verboten, der Sultan läßt ſie jeden Tag vor ſich. Gibt er den fremden Geſandten ein Feſt, ſo erſcheint er bloß incognito; kaum aber iſt er ſeine Gäſte los, ſo läßt er griechiſche Tänzerinnen kommen und überläßt ſich den ſchändlichſten Ausſchweifungen. Endlich, und das iſt in den Augen der orthodoxen Unterthanen ſicher nicht ſein geringſtes Verbrechen, die meiſte Zeit bringt er mit Fiſchen zu, an der Bai von Therapia, wo er mitten unter Griechen, Armeniern und Franken ſeine Angel auswirft. Unter den Türken herrſcht allgemein der Wahn, den Chriſten ſeyen beſonders drei Dinge eigenthümlich: ſich betrinken, Schweinefleiſch eſſen und die Weiber in Gemeinſchaft beſitzen. Daraus läßt ſich die Verachtung erklären, die ſie gegen die Chriſten hegen, und dieſe Verachtung fällt natürlicherweiſe auf ihr Oberhaupt zurück, das es den Chriſten in Allem möglichſt nachthut.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortſetzung.)

„Unſere Kunſt,“ ſagte Lebrun, „ſchlängelt ſich hindurch, ſie weiß ſelbſt nicht wie, zwiſchen dem Koth der Materie und den ätheriſchen Funken einer überſinnlichen Welt. Zuweilen glaube ich es zu ſeyn, der alte Todte, mein eigener Körper fällt zurück, und elaſtiſch werde ich von der Idee gehoben, daß die große hiſtoriſche Perſon in mir wirklich wiedergeboren iſt. In andern Momenten ſchlottert hingegen mein Ich um mich her, ich werde mich deſſen bewußt, ich fühle es im Finger, in der Zehe, und der Angſtſchweiß des Gedankens plagt mich, daß die ideelle Geſtalt die bleierne irdiſche nicht mit ſich fortreißen kann. In jenen Momenten ſpiele ich, nach meinem Urtheil, gut, in dieſen unerträglich. Das Publikum urtheilt oft anders. Wenn ich ſo ganz übergegangen bin in einen fremden Geiſt, dann werden es auch die Andern um mich, ihr Spiel hebt ſich für mich, die Bretter, die Lampen, die Zuſchauer ſind vergeſſen, ich lache aus wirklicher Frende, und die Haare ſträuben ſich mir wie dem Garrick, wo er als Richard ſein Königreich um ein Pferd bietet und die Bretter unter ihm zum wirklichen Schlachtfelde von Bothworth wurden. Solche Momente der Magie ſind indeß ſelten, und ſie ſollten immer aufgeſpart bleiben für das Höchſte. Ich begreife zum Exempel nicht, wie dieſer ſelbe Garrick ſich dazu verſtehen konnte, das Geſpenſt eines verſtorbenen Aldermans zu ſpielen, damit der erſchreckte Hogarth nach der Viſion das Porträt deſſelben malen konnte. Vermöge Mimik, Schminke, Bart würde es mir wohl gelingen, unſern verdienſtvollen Gerhard von Hoſtrupp oder meinen trefflichen Freund, den Buchhändler Campe, ſo zu copiren, daß ſeine Hausgenoſſen ſich vielleicht von dem blaſſen freundlichen Geſichte, den klugen Augen, dem ſuchenden Blicke, der geſenkten Haltung des Hauptes täuſchen ließen; aber ich würde mich ſelbſt nicht täuſchen können, eine innere Angſt würde mich jeden Augenblick drängen, aus der Rolle zu fallen und den Leuten zu ſagen: glaubt nicht, daß ich Campe bin, ich bin nur Karl Lebrun.“

In dem Augenblick waren zwei Männer vorübergegangen, vom Monde hell angeſtralt, um ſogleich wieder im Dunkel zu verſchwinden. Als ſie, ſelbſt, wie es ſchien, in eifrigem Geſpräch, die Hüte gelüftet, erkannten wir auf der Stelle die beiden eben genannten geachteten Buchhändler. Lebrun fuhr unwillkührlich zuſammen und ergriff dann meinen Arm, um mich fortzuziehen. „Sie ſehen, Herr Graf, wie gefährlich es iſt, auch nur mit der Phantaſie Geiſter zu citiren. Indem ich das ſprach, hatte ich mich unwillkührlich in die Perſon jener beiden Ehrenmänner verſezt, ich war ſie ſelbſt geworden, in Miene, Stellung, Schritt, Blick, und ich erſchrack, als ſie plötzlich vor mir ſtanden, ihr Eigenthum, nämlich ſich ſelbſt, von mir zu vindiciren. Es iſt mir dies übrigens nichts Neues. Von franzöſiſch lebendigem Blute, verſezte ich mich, ohne es zu wollen, von jeher ſchnell in fremde Perſönlichkeiten, z. B. beim Leſen, Recitiren von Gedichten, und wurde dann nicht ſelten von der Perſon, deren Brief oder Schrift in meinen Händen war, überraſcht und erſchreckt. So bin ich einſt, als ich noch in Mainz war, in dem kleinen Luſtſpiel: „Ich bin mein Bruder,“ beſchäftigt. Es war ein Spiel des Zufalls, daß ich dabei an meinen hundert Meilen in Frankreich entfernten Bruder dachte; ich ſpielte mich in ihn hinein. „Lebrun, wie ſpielſt du heute? wie ſiehſt du aus?“ fragen mich die Mitſpieler; es war nämlich in der Probe, und gar kein Grund da, daß ich in der modernen Liebhaberrolle eine Maske annahm. Plötzlich höre ich einen Schrei hinter den Kouliſſen, eine Schauſpielerin ſieht mich entſezt, geiſterbleich an: „Sind Sie's oder nicht?“ — „Er iſt doppelt!“ ruft es, und ich, mit meiner Scene fertig, ſtürze aus der Leinwandthüre, um meinen wirklichen Bruder vor mir zu ſehen. Als wir uns in den Armen lagen, war zwar für die Schauſpieler aus dem Schreckdrama ein gewöhnliches Luſtſpiel von Irrungen und Zwillingen geworden, da wir uns ähnlich ſehen, und meines Bruders Anweſenheit hatte auch einen natürlichen Grund, indem er eben mit einem Transport heimziehender Freiwilligen zurückgekehrt war; aber für mich blieb es ein Melodram mit glücklichem Ende, und hatte die Wirkung eines Lehrgedichtes. Ich machte es mir zum unverbrüchlichen Geſez, nie eine lebende Perſon zu kopiren, und, was an mir, meiner Phantaſie keinen Spielraum zu geben, um Freunde und Verwande zu citiren. Freilich läßt ſich das nicht immer ſo thun, aber ich habe die traurige Erfahrung, daß ich nicht immer mit dem bloßen Schreck davon komme, daß gerade den Perſonen, in die ich mich hineindenke nnd ſie für mich ſpiele oder bin, wie Sie es nennen wollen, in dem Augenblicke gerade etwas Unangenehmes begegnet, oder daß mir durch ſie etwas widerfährt. Ich glaube nicht effektuell an Geiſtererſcheinungen, noch an Beſchwörungen, aber daß die Macht des menſchlichen Geiſtes noch andere Kräfte und Influenzen auf Anderer Geiſter hat, als deren Motiven und Organen wir logiſch nachgehen können, liegt mir außer Zweifel. Deßhalb war mir die myſtiſche Richtung in unſerer Literatur von Anfang an zuwider; ich habe mich bemüht, durch Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen ihr entgegen zu arbeiten, und mir graut auch jezt, und zwar nicht aus Mangel an Religion, vor den pietiſtiſch-myſtiſchen Beſtrebungen in der Theologie. Hätte

Digitized by Google

ſie es nicht meiſt mit abgeſchiedenen Geiſteen zu thun, die bei uns kein Recht mehe auf ihre Exiſtenz haben, ſo graute mie vor meinee eigenen Kunſt. Aber da ſie außee jenen jezt faſt nur mit weſenloſen Weſen zu ſchaffen hat, mit Charakteegebilden, die, wenn ſie auch in dee ganzen Fülle der dichteriſchen Idee wirklich würden, doch nicht die Kraft hätten, ein Kartenhaus umzublaſen, ſo veeſöhnt mich das wieder."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

Gaſtronomiſcher Wegweiſer.

Ein Marchand de vin traiteur in Montmartre, nicht weit von der Barrière des Martyrs, macht treffliches Sauerkraut zurecht, ferner Nudeln und andere vaterländiſche Gerichte; ich empfehle dieſe Anſtalt den Landsleuten, welche mit dem gaſtronomiſchen Heimweh geplagt ſind. Unter dieſen Marchands da vin haben viele großes Vermögen erworben. Die Vendanges de Bourgogne waren noch vor nicht gar langer Zeit ein Cabaret, welches nur durch ſeine trefflichen Hammelsfüße bekannt war; heutzutage iſt es das größte Restaurant von Paris, mit einer eleganten Façade, welche die Ausſicht auf den Kanal St. Martin hat; hier werden Hochzeiten, Repas de Corps und politiſche Bankette gehalten; hier hat Lafayette manches Glas Champagner zu Gunſten der Freiheit ausgetrunken, und hier iſt ſchon manches Poulet à la Marengo zu Ehren des Kaiſers verzehrt worden.

Die Ariſtokratie unter den Reſtaurateurs bilden Lointier, Véfour, Véry, die Frères Provençaux, das Café de Paris, Café Hardy, Café anglais. Der Salon von Véry funkelt ganz von Gold, Spiegeln und Kryſtalllampen. Kaum dürfte ſich im königlichen Schloſſe ein Saal mit reichern Dekorationen finden. Die Preiſe ſind hier aber auch enorm. Der ordinäre Wein koſtet 40 Sous, die geringſte Schüſſel 20 — 50 S. Zu Zweien kann man ſich mit einiger Oekonomie indeſſen ſo einrichten, daß man mit 15 Franken wegkommt. Le Cadran bleu, le Veau qui tette, und beſonders le Rocher de Cancale dürfen nicht übergangen werden. Zur Zeit, wo man mehr Wein hier trank als Kaffee und ſich um die Politik wenig bekümmerte, war der Rocher de Cancale berühmt. Die Lieder, welche hier geſungen wurden, machten einen wichtigen Theil der Tagesliteratur aus, und die heutzutage faſt vergeſſenen Namen, die im Caveau moderne figuriren, gehörten zu den gefeiertſten jener Zeit.

Für den Deutſchen, der zum erſten Male in ein franzöſiſches Reſtaurant tritt, iſt es ſchwer, ſich zu orientiren, daher hier einige Bemerkungen Manchem willkommen ſeyn werden, der vor hat, die Pilgerſchaft nach Paris zu machen. Für's Erſte muß der Fremde hier, wie überall, thun, als wäre er zu Hauſe; er muß nicht ſchüchtern, aber auch nicht zu keck auftreten, nichts zu lange betrachten, über nichts erſtaunen. Uebrigens glaube man ja nicht, daß der Fremde in Paris mit Zurückſetzung behandelt werde; im Gegentheil. Der Pariſer weiß zu gut, daß die Fremden ihm Vortheil bringen; er ſtellt den Engländer als Karrikatur auf's Theater, aber in den Reſtaurants, im Kaufladen, kurz, wo der Engländer Geld ausgibt, wird er höchſt zuvorkommend aufgenommen, und ſo durchweg alle Fremde. Sobald man Platz genommen, verlangt man die Karte; wer nun nicht mit der kulinariſchen Terminologie der Pariſer bekannt iſt, thut wohl, bloß die Gerichte zu beſtellen, die er kennt. Die Garçons haben übrigens eine ganz eigene Art, die Namen der Gerichte abzukürzen; Beefsteaks pommes heißt ein Beefſteak mit Kartoffeln; Vol-au-vent — was iſt das? hier zeigt ſich wieder ganz die franzöſiſche Windbeutelei: Vol-au-vent iſt eine Paſtete; der Teig iſt dabei ſo leicht, daß ihn der Wind wegblaſen kann. Die Auswahl der Speiſen iſt auch für den Einheimiſchen oft ſchwierig; indeſſen ſind die Karten ſeit einiger Zeit bequemer eingerichtet. Sonſt hatte man mächtig lange Zettel, die man nur mit Mühe in den Händen hielt und überſah; jezt findet man auf jedem Tiſche ein elegant gebundenes Carnet; die Speiſen ſind darin faſt wie in einem Diktionnair angegeben und unter verſchiedene Rubriken gebracht. Die leckern, meiſtens ſüßen Gerichte findet man unter der Rubrik Entremets angezeigt u. ſ. w. So ſtreng übrigens die Ordnung im Auftragen der Speiſen bei regelmäßigen Diners eingehalten wird, ſo unordentlich ſind die Franzoſen beim Reſtaurateur. Ich habe oft Mahlzeiten beigewohnt, die mit Fiſchen anfingen und mit Bratwürſten endigten. Eine ganz eigene Einrichtung iſt, daß man aus einer ganzen Flaſche, die Einem vorgeſtellt wird, die Hälfte oder auch nur den vierten Theil trinken kann, und dann nur bezahlt, was man getrunken hat. Der vierte Theil der Bouteille heißt Carafon. Ißt man zu Zweien, ſo hat man den Vortheil, daß bei den beſſern Reſtaurateurs ein Gericht pour un, d. h. eine Portion, für zwei hinreicht; die Portion iſt ſo ſtark, daß ſie ein Einzelner, auch mit dem kräftigſten Appetite, nicht wohl zwingen kann. So thut man auch beſſer, zu Vieren, zu Sechſen in ein Reſtaurant zu gehen; man kommt wohlfeiler zur Mahlzeit, als bei ungeraden Zahlen.

Im Ganzen genommen ſind die Reſtaurants von Paris nett und elegant; Spiegel machen die Hauptdekoration aus; ſie gewähren den Vortheil, daß die Dame am Comptoir Alles ſieht, was vorgeht, und mehrere Zimmer zugleich überſchaut. Dieß iſt keine unnöthige Vorſicht: die ſilbernen Löffeln und Gabeln werden ihnen häufig geſtohlen. Eine Liſt, durch welche die Gauner neuerdings viele Wirthe getäuſcht, beſteht darin, daß ſie an die Stelle des ſilbernen Beſtecks behende ein Couvert von Métal d'Alger legen, welches dem ſilbernen ſehr ähnlich iſt. Die Garçons ſind höflich und flink; wenn ſie im Gedränge der Beſtellenden den einen oder andern überſehen, ſo wiſſen ſie ihn mit der charmanteſten Art von der Welt zu beſchwichtigen. Ihre Artigkeit hat aber ſeine guten Gründe, indem der Garçon vom Hausherrn keine Bezahlung erhält, und in dieſer Hinſicht lediglich auf den Verzehrenden angewieſen iſt. In einem geringen Reſtaurant bekommt der Garçon einen Sou; dieſe ſehr läſtige Kontribution ſteigt mit dem Preiſe der Mahlzeit, und es gibt Anſtalten, wo der Garçon 10, ja 20 Sous erhält. — Dem Deutſchen ſchmeckt im Ganzen die franzöſiſche Küche nicht; ſie iſt in den geringen Speiſeanſtalten fade und mager, in den vornehmern überfett und zu ſtark gewürzt. Beſſer behagen uns Deutſchen in der Regel die engliſchen Tables d'hôtes, wo man kräftiges Fleiſch und ungekünſtelte, aber derbe Speiſen erhält. Wir empfehlen in dieſer Hinſicht den engliſchen Reſtaurateur auf der Place des Italiens; eine andere Anſtalt, die aber weit theurer iſt, befindet ſich in der Rue de Rivoli.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Februar 1835.

H. — Was dieſe Liebenden erzählen,
Iſt wundervoll.
T. — Mehr wundervoll als wahr.
H. — Doch dieſe ganze Nachtbegebenheit,
Und ihrer aller Sinn, zugleich verwandelt,
Bezeugen mehr als Spiel der Einbildung.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortſetzung.)

Ich dachte, zu Hauſe angekommen, dieſen Grillen des Künſtlers nach. Ich fragte mich, ob ich ein Recht habe, die Peeſon der Couſine in die Salons meiner Phantaſie zu citiren, ob ich ihr dadurch Schaden bringe oder nicht, und vertiefte mich in ein Meer von müßigen Feagen, die durch die That immer dahin entſchieden wueden, daß die elaſtiſche blaſſe Geſtalt vor mir ſtand, auf den Tiſch ſich lehnte, auf dem Sopha ſaß und im Zimmer auf und ab ging. Endlich nahm ich mich zuſammen und ſuchte durch Lektüre das gaukelnde Bild zu verſcheuchen.

Ich war im Phädrus gerade zu der Stelle gekommen, wo Sokrates von den auftauchenden Erinneeungen an eine frühere Exiſtenz ſpricht. Ich legte das Buch nieder und überſann alle mir bekannten Erklärungen dieſer eben ſo undeutlichen als berühmten Stelle. Wie oft im Leben, ehe ich in der Schule den Plato las, war es mir begegnet, daß mich ein ungewöhnlicher Vorfall, ein Anblick, der mie übereaſchend ſeyn mußte, weil er mir noch nie begegnet ſeyn konnte, doch nicht überraſchte, daß mie ein dunkles Bild dämmerte, einmal in ähnlicher Situation geweſen zu ſeyn, dieſen wilden Menſchen, dieſes lächelnde Mädchen ſchon geſehen zu haben. Auch nachher, im wild bewegten Leben, bei wie manchem geoßen Unglücke, das mich zeeſchmetteen ſollen wegen des gewaltſam Unerwaeteten, hatte ich ein lindes Teoſtwehen in der dunkeln Ahnung gefunden, daß ich gerade daſſelbe ja ſchon einmal überſtanden. Auch jezt in dieſem Augenblick überkam es mich, ich müſſe ſchon vor Uealters ſo auf dem Sopha, gerade in ſolcher Stube geſeſſen haben, etwas erwartend, die linke Hand auf's Buch gelegt, mit dee Rechten die Putzſcheeee in der Hand. Wenn ich das Licht putze, werde es ausgehen und ich im Dunkel ſitzen.

Ich wußte das Alles vorher, ich wollte es nicht, aber es geſchah doch gerade ſo. Ich ſaß im Finſtern, die Sterne ſchienen über die Kanalſtraße, auf die meine Fenſter ausgingen, es ſchlug Mitteenacht; es mußte aber noch etwas kommen — was, wußte ich nicht, aber damit war die Erinnerung nicht aus. Jezt ſchlug unten die Thür der Speiſekammee zu. Der Tritt der Couſine kam heeauf, diesmal nur nicht ganz ſo elaſtiſch wie ſonſt, ich höete ſie gähnen. Plötzlich vor meiner Thür hält ſie ſtill. Das Schloß klinkt auf, ſie tritt ein, den Meſſingleuchter in dee Hand, blaß, ſchön, nur die glänzenden ſchwarzen Augen von Schläfeigkeit umfloet. Sie ſieht mich nicht, als ſie den Leuchtee auf den Tiſch ſtellt, das Tuch von ihrem Buſen wegwirft und wie erſchöpft von

Digitized by Google

der Arbeit des Tages ſich neben mir auf's Sopha wirft. Erſt als ich jezt ihre Hand faſſe, ſchrickt ſie auf, ſieht mich mit einem unbeſchreiblichen Blick des Erſtaunens, Schreckens und eines Gefühls an, das über beide Empfindungen hinaus iſt, will ſchreien und kann nicht, will die Hand wegziehen und thut es nicht, obgleich mein Druck nur ſanft iſt. „Wie kommen Sie in mein Zimmer?“ fragte endlich die ſüßeſte Stimme. „Es iſt meines,“ antwortete ich lächelnd. Sie ſieht ſich um, erröthet, ſpricht: „Ich habe die Treppen verzählt!“ will nach dem Leuchter greifen und aufſtehen, aber ich halte ſie zurück und ihr Widerſtand iſt ſchwach.

Meinen Sie nun, daß mich und ſie ein erſtes Begegnen, ein erſtes Anſichtigwerden mit der Magie der Liebe umſponnen habe? Nein; wir kannten uns Beide längſt. So Hand in Hand, ſo Arm um Arm umſchloſſen, ſo Aug' in Auge hatten wir ſchon oft geſeſſen, dort rechts die Fenſter, links die Thüre, das Buch, die Lichter vor uns auf dem Tiſch, ein brennendes Talglicht, zwei ausgelöſchte Wachskerzen — wir wußten nur nicht, wo es geweſen, und wie lange es her war. — Sie rieb ſich die Stirn, und alle Schläfrigkeit und alle Traurigkeit war vorüber. „Es iſt mir unbegreiflich,“ ſagte ſie, „ich kann's nicht überſchlagen, wo es war, daß ich Sie zum erſten, wo zum lezten Mal ſah; aber ich weiß doch Alles jezt ſo deutlich, ſo deutlich — ach, es muß aber unendlich lange ſeyn, über das Leben hinaus.“ — „Und nun ſo lange zuſammen,“ ſagte ich, „in einem Hauſe, nur durch eine dünne Balkenſchicht und etwas Lehm und Kalk getrennt, und wir fanden uns nicht zuſammen, lange Tage und Wochen.“ — „Und einmal tanzten wir im Grünen,“ fiel ſie raſch ein, „ob ich mich doch nicht entſinnen kann, wo ich je im Leben auf einer Wieſe getanzt, und dann ſcherzten wie unter einem Brombeerſtrauch; ja da war es, wo ich das rothe Kreuz auf Deiner linken Bruſt ſah.“ — Es war, wie ſie ſagte, und doch konnte Niemand, nicht in Hamburg, nicht in Lübeck, von dem Muttermale, das ich trage, wiſſen.

Sie würden dem lieben Mädchen, welches mir in einer Stunde ſo unendlich theuer wurde, daß es mir Jahrelang nicht zu nennende Schmerzen verurſachte, eben ſo unrecht thun, wenn ſie dieſelbe für eine überſpannte Schwärmerin erklärten, als wenn ſie wegen des ſeltſamen Benehmens ſie in eine Reihe mit den leichten Töchtern des Hauſes ſtellten. Eine prüde Dame nach norddeutſchen Sittlichkeitsgeſetzen war die Couſine freilich nicht, denn die Liebe war ihr das Höchſte, und ſie hielt kein Opfer für dieſelbe zu groß. Aber wäre ich nicht der geweſen, deſſen Bild aus dämmernder Ferne in ihr gegenwärtig war, und ſie nicht die, welche ich auf den erſten Blick erkannte, ſo wäre ihr Mund nicht verſtummt, ſie hätte aufgeſchrien, ſich losgeriſſen von meiner Hand und wäre zürnend fortgeeilt. Eine ſolche Kraft lag in ihrem Weſen; ſie war ganz ſchöne weibliche Natur in Hingebung, Frohſinn, Glut der Leidenſchaft und neckiſcher Schalkheit. Es bedurfte nicht der Worte zwiſchen uns. Der Bund der Seelen war in dem Augenblick für die Ewigkeit wieder geſchloſſen, und nicht durch ſentimentale Reden und Verſicherungen, die uns wie ein Frevel an der Stunde gedünkt hätten. Sie war unendlich liebenswürdig, ſo heiter, ſchalkhaft, als wären wir ſchon Monate lang glückliche Brautleute. Die Welt umher ging uns nichts an; der Geiſterſtunde wurde durch Lachen und Scherzen ein Schnippchen geſchlagen. Sie ſaß neben mir und blätterte in dem Buche, worin es ſtehe, wie ich ihr ſagte, daß Liebende ſich ſchon vor dieſer Welt geſehen haben könnten. Darüber lachte ſie; denn in einem ſo häßlichen, ſchwarzen Buche, mit den langen, fremden Buchſtaben, die man kaum leſen könne, dürfe nichts ſo Hübſches ſtehen. Sie buchſtabirte mit Willen unrichtig, wollte dann ſchnell leſen, und blieb in den langen Perioden ſtecken, von denen ſie ſagte, daß es gar nicht Deutſch wäre. Dann machte ſie Striche mit ihren Nägeln und kniff Oehrchen in das Reimerſche Papier, das bekanntlich nicht zu dem ſtärkſten gehört, und daher unter ihrer muthwilligen Hand riß. Sie fragte, ob Plato der Koſackenhettmann geweſen, und ob Schleiermacher, der Ueberſetzer, ein Leineweber von anderer Art ſey?

(Die Fortſetzung folgt.)

Sultan Mahmud und der Divan.

(Beſchluß.)

Das Betragen der Miniſter, welche Se. Hoheit umgeben, kann nicht dazu beitragen, der Regierung Achtung zu verſchaffen. Man irrt ſich, wenn man glaubt, das ottomaniſche Reich werde von Miniſtern regiert, deren Wirkungskreis genau beſtimmt ſey und die ihre Departements nach ihren Anſichten leiten können. Das Miniſterium iſt weiter nichts als die Familienverfaſſung in ihrer Anwendung auf den Staat. Der Agha eines Dorfes, der Bey eines Diſtrikts, der Paſcha einer Provinz haben ihr Haus auf demſelben Fuß eingerichtet wie der Großherr, und ſind mit Beamten umgeben, welchen dieſelben Verrichtungen obliegen wie den Miniſtern. Sie haben, wie der Sultan, ihren Kiaja, ihren Cadi, ihren Casnadar u. ſ. w., die ſie unter ihren Verwandten und Freunden auswählen; ganz auf dieſelbe Weiſe iſt der Divan zuſammengeſezt. Demnach liegt es am Tage, daß die Miniſter eigentlich bloß Bedienten ohne alle Selbſtſtändigkeit ſind, deren Macht

Digitized by Google

keine andere Stütze hat, als die Gunſt ihres Herrn. Nun iſt Oppoſition gegen den Willen des Herrn allerdings ein ſchlechtes Mittel, ſich ſeine Gunſt zu erwerben, und ſo bieten ſie Allem auf, ſeinen Wünſchen zuvorzukommen, daher ſich denn auch die Rajahs und Veziere wenig um die Vorurtheile der Völker kümmern, ſondern um die Wette Truppen ausheben, die europäiſche Tracht annehmen und es nicht unter ihrer Würde halten, mit den fremden Geſandten umzugehen; dadurch ziehen ſie ſich das Wohlwollen ihres Souveräns und den Haß ihrer Landsleute zu.

Die auswärtigen Diplomaten ſuchten die freundſchaftlichen Geſinnungen, mit denen man ihnen entgegenkam, zum Vortheile der Civiliſation zu benutzen. Jeder von ihnen wollte dazu mitwirken und ſich dadurch Einfluß verſchaffen; alle beeilten ſich, ihre Dienſte anzubieten. Die Italiener lieferten Muſik, die Franzoſen erboten ſich zum Unterrichte der Jugend, die Engländer kamen mit ihren Dampfbooten; Jeder beſtrebte ſich, ſeine Schützlinge vorzuſchieben; es waren Offiziere von allen Waffen, aus allen Ländern, Spekulanten jeder Art. Am freigebigſten war man mit Memoiren über allerlei Gegenſtände, mit Projekten für alle möglichen Inſtitute. Die Türken hörten dieſe Vorſchläge an, die zu Zeiten bis zum Sultan ſelbſt gelangten, hinterdrein lachten ſie unter ſich darüber und führten keinen einzigen aus. Erſt nach vielen vergeblichen Verſuchen entſagten die unbefugten Rathgeber ihrer Geſetzgeberrolle. Zu den ſinnreichen Mitteln, die man anwandte, um dieſe Barbaren zu zähmen, gehören auch die Feſte, die man ihnen gab. Der engliſche Geſandte war der erſte, der auf dieſe Idee verfiel; er lud die Herren zu ſich ein auf eine engliſche Fregatte. Seinem Beiſpiel folgte ſpäter General Guilleminot, und wäre bei dieſer Gelegenheit beinahe mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zerfallen. Dieſer war ein kleiner, buckliger Mann mit ſechs Fingern an jeder Hand. Gezwungen, einem öffentlichen Feſte, welches Ungläubige gaben, beizuwohnen, was er unter ſeiner Würde hielt, ging er zuerſt zu ſeinem Apotheker, wo er zu Mittag aß, bei Einbruch der Nacht kaufte er ſich eine kleine Fackel, und ſuchte nun, von keinem Bedienten begleitet, ſich in's Hotel der franzöſiſchen Geſandtſchaft zu ſchleichen. Das heißt man in der Türkei quisli, d. h. in's Geheim gehen, wie man allenfalls eine Weinſchenke oder ein ſchlechtes Haus beſucht. Unglücklicherweiſe hielt ein Bedienter Se. Excellenz für einen Bettler und jagte ihn zur Thüre hinaus; der General erfuhr es noch zur rechten Zeit, eilte dem Miniſter nach und brachte das erhabene verkrüppelte Männlein gleichſam in ſeinen Armen zurück.

Man mußte endlich einſehen, daß mit einem ſolchen Monarchen und ſolchen Unterthanen nichts anzufangen ſey. Man mußte ſich überzeugen, daß alle Beweiſe von Achtung, die ſie den Vertretern der europäiſchen Mächte zu geben ſich herabließen, keinen andern Zweck hatten, als Geſchenke zu erſchleichen und denjenigen, die ſie fürchteten, zu ſchmeicheln. Der einzige Vortheil, den die fremden Geſandten aus dem Allem zogen, war, daß ſie ihre Leute kennen lernten.

Unter dieſen Umſtänden traf die Nachricht von der Julirevolution ein, und man ſchickte ſich an, die Pforte davon in Kenntniß zu ſetzen. Es war dies indeß keine ſo leichte Sache. Irgend ein ſtarker Geiſt hatte einmal dem Sultan ein Kompliment darüber gemacht, daß ſeine Regierung die letzte geweſen, welche Napoleon als Kaiſer anerkannt. Später hatte der engliſche Geſandte, Lord Strangford, ſich nicht geſcheut, vom Sultan Vollmacht anzunehmen und ihn bei einem europäiſchen Kongreſſe zu repräſentiren, um den er ſich wohl im Grunde wenig bekümmerte. Dies gereichte ihm eben nicht zu großer Ehre; aber dieſe ſeltſame Intervention und frechere Schmeicheleien hatten Seine Hoheit überzeugt, ſie haben wirklich Einfluß auf die Verhältniſſe der Reiche, und dieſe Meinung ſtimmte zu gut zu den Vorurtheilen der Moslem, um nicht Eingang zu finden. Andernſeits hatte der ruſſiſche Geſandte Ribeaupierre erfahren, ſeine Regierung habe die Erlaubniß, die dreifarbige Fahne in ihren Häfen aufzuſtecken, noch nicht ertheilt, und glaubte daher ſeinem Souverän wohlgefällig zu ſeyn, wenn er heimlich die Pforte antrieb, dieſem Beiſpiele zu folgen. Der General Guilleminot ſchickte durch ſeinen Dragoman dem Reiseffendi eine Note, und hiebei begab ſich ein ächt türkiſcher Auftritt. Als ſich der Miniſter nach dem Inhalte des diplomatiſchen Aktenſtücks erkundigt, erklärte er, es nicht annehmen zu wollen; der Dolmetſcher aber legte die Note auf ſeinen Teppich, indem er bemerkte, er habe Befehl, ſie zu überreichen, und es ſey wider alle herkömmliche Sitte, ſie abzuweiſen, ohne ſie zu leſen; der erhabenen Pforte bleibe es ja unbenommen, jede beliebige Antwort zu ertheilen. Hierauf entfernte ſich der Dragoman. Kaum aber war er in ſeiner Wohnung angelangt, als ein Diener des Reiseffendi, welcher ihm nachgeeilt war, an der Thüre klopfte, die Note in den Hausgang warf und Hals über Kopf davon lief. Hierauf erklärte der Geſandte, daß er, ohne fernere Schritte zu thun, die Nationalfarben aufſtecken, und, wenn man ſie nicht anerkenne, abreiſen werde. Die erhabene Pforte entſchuldigte ſich, indem ſie vorgab, ſie habe den Dragoman nicht verſtanden. Es iſt dies eine ſehr gewöhnliche Antwort, womit man ſich nur zu häufig begnügen muß. Was die türkiſchen Unterthanen betrifft, ſo erklärte man ihnen die Nachgiebigkeit des Großherrn, um ſeine Würde in ihren Augen zu retten, folgendermaßen: „Der franzöſiſche

Digitized by Google

Geſandte hat gebeten, man möge ihm erlauben, ſeine Flagge zu ändern, und es möge dem Sultan, unſerm Herrn, gefallen, dem neuerwählten Könige von Frankreich einen Thron zu ſenden; darauf hat unſer Herr die Sache lange überlegt, und ſodann zum Elchi geſprochen: „Meine Seele, du hatteſt eine dreifarbige Fahne, und du haſt ſie mit einer weißen vertauſcht; jezt willſt du die weiße mit einer dreifarbigen vertauſchen, und machſt aus einer ſo einfachen Sache eine Staatsangelegenheit. Wähle die dreifarbige, wenn dir's ſo gefällt, nimm die weiße wieder, wenn du willſt, erſinne ſogar eine neue, und mache mir den Kopf nicht toll.“ Dies ſind die Fortſchritte, welche die Türken in ihren Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten gemacht haben.

Trennung.

Ein feſt umſchlungen Baumespaar
Ward auf dem Feld ich einſt gewahr:
  Die Aeſte waren miteinander
  So eng verwoben, daß ſelbander
Die Bäume ſelbſt ſich unterſtüzt,
Und jedes Kraft dem andern nüzt';
  Ein zweifach ganz vereinigt Leben
  Hatt' ihnen die Natur gegeben.

Jüngſt kam ich wieder an den Ort,
Da ſtand der eine Baum verdorrt,
  Der andre war nicht mehr zu ſchauen,
  Den hatt' ein Bauer umgehauen,
Und des Gefährten ſo beraubt,
Neigt' ſterbend dieſer auch das Haupt.
  Nun wachten auf in meinem Herzen
  Nicht ganz verharſchter Trennung Schmerzen.

Nic. Müller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſezung.)

Gaſtronomiſcher Wegweiſer.

Fünf Uhr iſt die gewöhnliche Zeit, wo man in Paris zu Mittag ißt; die Fremden ſpeiſen etwas früher, ſehr beſchäftigte Leute ſpäter, und oft viel ſpäter. Nach dem Mittageſſen wird Kaffee getrunken und jezt ſehr allgemein dazu geraucht. Die Cigarre hat ſo ſehr um ſich gegriffen, daß dieſes Jahr im Garten des Palais-royal, an der ſogenannten Rotunde, die Hälfte der Tiſche den Rauchenden eingeräumt war; die andere Hälfte blieb frei für die Damen. In den Kaffeehäuſern iſt das Rauchen unterſagt. Die Sammelpläze der Raucher ſind die Eſtaminets; einen widrigern, ſchmuzigern, ekelhaftern Aufenthalt kann man ſich nicht denken; Plafond und Wände ſind grauſchwarz, Tabaksdampf zieht in ſchweren, grauen Maſſen durch die Säle, und welche Geſellſchaft trifft man da! Viele der Habitués wiſſen nicht, wo ſie etwas zu eſſen herbekommen ſollen, und ihr Koſtüm entſpricht ganz ihrer finanziellen Lage. Des Morgens ſieht man ſie in aller Frühe erſcheinen; eine kleine holländiſche Tabakspfeife macht ihre ganze Habe aus, jeden Eintretenden ſprechen ſie um Tabak an. Wird irgendwo Domino oder Billard geſpielt, ſo bilden ſie die Galerie; bald erhebt ſich ein Streit, man nimmt ſie zu Schiedsrichtern, und ſo erwiſchen ſie ein Glas Bier oder Punſch mit einigen Echaudés oder ſonſtigem Backwerk; dies wiederholt ſich fünf bis ſechs Mal des Tages, und davon leben dieſe Herren. Dieſe verdächtigen Phyſiognomien, dieſe ausgehungerten Geſichter mit langen Bärten, dieſe abgeſchabten Röcke und ſchmierigen Hüte, dieſe rohen, lärmenden Manieren bilden einen empörenden Kontraſt mit der Eleganz und dem anſtändigen Tone, die man ſonſt in Paris zu finden pflegt. Auch ſtellen ſich hier Mouchards in Menge ein. Es gibt natürlich unter den Beſuchern der Eſtaminets Ausnahmen, wie unter den Eſtaminets ſelbſt; kämen lauter arme Teufel da zuſammen, ſo könnte der Wirth nicht leben; jene bilden indeß die Mehrzahl und geben der Anſtalt ihre eigenthümliche Phyſiognomie. Das beſte Eſtaminet iſt ſeit langer Zeit das Estaminet hollandais im Palais-royal; hier iſt mit wenigen Ausnahmen ein Publikum wie in den erſten Kaffeehäuſern; hier wurden unter der Reſtauration oft politiſche Fragen von Männern diskutirt, welche zum Theil die Preſſe leiteten; beſonders wird es von Fremden beſucht. In Rußland und Italien gibt man ſich Rendezvous im Estaminet hollandais; ja, man ſieht oft Leute da zuſammentreffen, die ſich ein halbes Jahr vorher in Oſt- oder Weſtindien getrennt und am beſtimmten Tage, zur beſtimmten Stunde ſich hier wiederfinden. Der Mann, der dieſe Anſtalt ſo ſehr in die Höhe gebracht, war ein armer Garçon aus der Provinz; er kam hieher mit 10 Fr. in der Taſche, und jezt beſizt er 40,000 Franken Renten.

Die Zahl der Kaffeehäuſer vermehrt ſich außerordentlich; vor fünfzig Jahren waren kaum 700 Kaffeehäuſer in Paris, jezt gibt es deren über 4000. Wohl hat die Bevölkerung ſeitdem zugenommen, indeſſen iſt zwiſchen dieſer Zunahme und der Vermehrung der Kaffeehäuſer durchaus kein Verhältniß. Zum Theil muß dieſe der ſteigenden Leſewuth zugeſchrieben werden. Die Journale ſind in der That ein Gift der Geſelligkeit. Mann und Frau, ja zwei Liebende ſind kaum im Kaffeehauſe angelangt, ſo greift der Herr nach dem Courrier français oder dem Temps, Madame begehrt das Charivari oder das Cabinet de lecture, und da ſizen ſie einander gegenüber ſtumm und regungslos, und ſtudiren die Kunſt, zu regieren, ſtatt ſich über ihre Angelegenheiten zu beſprechen. Ein Hauptgrund der außerordentlichen Zunahme der Kaffeehäuſer iſt wohl das Glück, das einige gemacht haben. Es iſt überhaupt kaum glaublich, in welchem Flore die induſtriellen Etabliſſements hier ſtehen. Schneider, die ihre Landhäuſer haben, die jährlich hunderttauſend Franken reinen Profit machen, ſind hier etwas Gewöhnliches. Zehn Jahre reichen hin, um einen Kaffeewirth zu bereichern; Staatsdiener, Gelehrte, Schriftſteller ſind arme Teufel gegen Schuſter und Schneider. Aber freilich machen nicht alle ihr Glück; manche legen ein Kaffeehaus auf Gerathewohl an; ſie miethen ein Lokal, kaufen Kaffee, Zucker und Liqueur auf Kredit; für fünfhundert Franken hat man ein Service en plaqué, welches denſelben Effekt macht, als wäre es von Silber; Madame thront auf dem Comptoir und wartet auf Gäſte; die Gäſte bleiben aus, dafür erſcheint der Bankerott; man wandert über Nacht aus, richtet ſich anderswo ein, und ſo fort, bis entweder Alles drauf geht, oder man in irgend einem Stadtviertel feſten Fuß faßt.

(Der Beſchluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 5. Februar 1835.

Krank ſeyn, es nicht dürfen klagen,
Iſt wohl eine ſchwere Pein;
Lieben, es nicht dürfen ſagen,
Muß ein hartes Lieben ſeyn!

Juſtinus Kerner.

Stumme Liebe.

Wenn ich dir nah bin,
Wenn ich dich ſehe,
Bin ich ſo glücklich
In deiner Nähe.

Wenn du mir fern biſt,
Oder nicht freundlich,
Bin ich mir ſelber
Liedlos und feindlich.

Wenn wir getrennt ſind
Muß ich beklagen,
Daß meine Lieb' ich
Dir nicht kann ſagen.

Wenn wir vereint ſind
Kann ich nur ſchweigen,
Schauen und denken:
Ich bin dein eigen!

Einſt wirſt du wiſſen,
Was mich bewegte,
Was mir im Herzen
Liebend ſich regte.

Wenn mich der Engel
Hinweggetragen,
Dann wirſt du's wiſſen
Und mich beklagen.

Pflanz' eine Roſe
Lilienweiß,
Dann über'm Herzen,
Das einſt ſo heiß.

Wenn ſie wird blühen
Glänzend und rein,
Sitz' auf dem Hügel
Und denke mein.

Wenn ſie wird welken
Farblos und blaß,
Werd' um mein Leiden
Dein Auge naß.

Wenn ſie entblättert
Liegt auf dem Boden,
Wünſche du Ruhe,
Ruhe der Todten.

Digitized by Google

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeſchichte.

Vom Verhältniſs der Organismen zur Maſse der Erde.

Nachdem wir den innigen Zuſammenhang des Baus und der Lebensthätigkeit der organiſchen Weſen mit den cykliſchen aſtronomiſchen Geſetzen dargethan, bleibt uns, nach dem in Nr. 22. Vorangeſchickten, noch übrig, das Verhältniß der Lebendigen zu der beſtändigen Kraft der Schwere, zum ſpezifiſchen Gewicht der Erde zu betrachten.

Das Leben der Pflanzen und Thiere ſezt eine beſtändige Bewegung der Flüſſigkeiten in ihrem Innern voraus, und dieſe Bewegung iſt das Reſultat eigenthümlicher Kräfte. Die Stellung der einzelnen Pflanzentheile wird durch die Biegſamkeit und Elaſtizität ihrer Subſtanz bedingt, und die willkührlichen Bewegungen und Stellungen der Thiere ſind Folgen der den Muskeln inwohnenden Kraft der Zuſammenziehung. In allen dieſen Fällen hängt aber das endliche Reſultat auch von der Schwerkraft ab, und wenn die Bewegungen und Stellungen ihrem Zweck entſprechen ſollen, müſſen die ſie bedingenden Kräfte im richtigen Verhältniß zu der allgemeinen Schwere ſtehen. Wenn wir eine Flüſſigkeit auf eine gewiſſe Höhe zu heben oder eine Laſt zu bewegen haben, ſo müſſen wir die in Anwendung zu bringende Kraft berechnen; wir haben ein mechaniſches Problem zu löſen, um Kraft und Widerſtand auszugleichen. Im Verhältniß der Lebensthätigkeiten der organiſchen Welt zu der Schwere der Erde iſt nun dieſes Problem auf's Vollkommenſte und Durchgreifendſte gelöst.

So viel wir wiſſen können, hätte die Schwerkraft immerhin eine ganz andere ſeyn können als ſie iſt. Sie hängt von der Maſſe der Erde ab, und dieſe Maſſe iſt ein Element des Sonnenſyſtems, das durchaus auf keiner kosmiſchen Nothwendigkeit beruht. Die Planeten ſind hinſichtlich ihrer Dichtigkeit unter einander ſehr verſchieden, und richten ſich darin nach keinem beſtimmten Geſetz; das Einzige, was man ſagen kann, iſt, daß die der Sonne nähern kleiner und dichter, die entferntern ungleich größer, aber ſpezifiſch leichter erſcheinen. Unſer Verſtand ſieht keinen Grund ein, warum der Umfang oder die Dichtigkeit der Erde nicht bedeutend größer oder kleiner ſeyn könnten als ſie ſind. Nun ſpringt es aber in die Augen, daß, wenn die Schwerkraft bedeutend zu- oder abnähme, wenn jeder Gegenſtand zweimal ſo ſchwer oder nur zur Hälfte ſo ſchwer würde als jezt, alle ſowohl willkührlichen als unwillkührlichen Bewegungen gänzlich aus dem Gleichgewicht kämen; daß die ſie bedingenden Kräfte bald zu raſche, bald zu langſame Bewegungen hervorbringen müßten, daß an die Stelle der Stetigkeit und Ordnung ſchiefe Stellungen und Hemmniſſe aller Art träten. Das Univerſum gliche einer aus der Ordnung gekommenen Maſchine, Alles ginge falſch, und raſch müßte Alles der Auflöſung entgegengehen. Wir weiſen dies an einigen Kräften der organiſchen Welt nach.

Das erſte Beiſpiel, das wir wählen, iſt die Kraft, welche ſich in den Gewächſen durch das Aufſteigen des Saftes äußert. Aus einer Menge von Verſuchen ergibt ſich die Thatſache, daß alle Pflanzen durch die Wurzeln Feuchtigkeit einſaugen, und daß dieſe durch eine eigenthümliche innere Thätigkeit in alle Organe bis in die Blätter hinaus getrieben wird. Man ſieht leicht ein, daß es hiezu eines ſehr bedeutenden Kraftaufwands bedarf, denn die Flüſſigkeit muß getragen werden, als ob ſie eine einzige, von der Wurzel zum Gipfel des Baumes reichende Säule wäre. Es kommt dabei nicht in Betracht, daß die Flüſſigkeit in eine Menge ſeiner Gefäße vertheilt iſt. Iſt z. B. der Baum drei-und-dreißig Fuß hoch, ſo halten die Gefäße am Boden, nur um den Saft zu tragen, ein Gewicht von fünfzehn Pfund auf den Quadratzoll aus. Nun wird er aber nicht allein getragen, ſondern mit bedeutender Kraft aufwärts getrieben, ſo daß er beſtändig durch die Blätter wieder verdunſtet. Die Saugkraft des Baums muß alſo ſehr bedeutend ſeyn, und viele intereſſante Verſuche geben uns einen genauern Begriff vom Umfang derſelben. So fand Hales, daß eine Rebe zur Zeit, wo der Saft einſchießt, denſelben in einer Glasröhre ein-und-zwanzig Fuß über den abgeſchnittenen Zweig emportrieb.

Dieſe Kraft iſt ein eigenthümliches Element der Oekonomie des Pflanzenreichs, offenbar aber muß ſie genau nach der allgemeinen Schwerkraft abgewogen ſeyn. Das Gewicht der Flüſſigkeit muß ein Gegengewicht haben, und ein Ueberſchuß von Kraft muß vorhanden ſeyn, um den Trieb aufwärts zu bewerkſtelligen. Im Leben des Gewächſes richtet ſich das Verhältniß, in dem der Saft aufſteigt, einerſeits nach dem Maße der vegetabiliſchen Triebkraft, andernſeits nach der Schwere der Flüſſigkeit und dem Widerſtand, den ſie zu überwinden hat. Denken wir uns nun, die Schwerkraft nehme zu, ſo müßte die Cirkulation im Innern des Gewächſes langſamer werden, und der Prozeß des Aufſteigens des Saftes würde fürder weder dem Lauf der Jahreszeiten, noch den andern Lebensprozeſſen, zu welchen er mitzuwirken hat, entſprechen. Wir können uns die Schwerkraft ſo ſehr vergrößert denken, daß in kurzer Zeit alle lebendige Bewegung in den Pflanzen aufhörte. Würde andernſeits die Schwere der vegetabiliſchen Säfte geringer, ſo müßte der Saft verhältnißmäßig raſcher aufſteigen, die Blätter und andere Organe überfüllen, und jedenfalls den ganzen Lebensprozeß beeinträchtigen. So ſind denn alſo in den feinſten Theilen der Gewächſe die Kräfte auf die Größe und Maſſe der Erde, in der

Digitized by Google

ſie wurzeln, berechnet. Es beſteht kein ſichtbarer Zuſammenhang zwiſchen der Maſſe unſeres Planeten und der Saugkraft in den Wurzeln der Rebe, oder der Triebkraft in den Gefäſſen ihrer Zweige; beide aber haben juſt das Verhältniß zu einander, das zum Gedeihen der Rebe erforderlich iſt. Man ſieht leicht ein, daß unſer Raiſonnement daſſelbe bleibt, ob jene Triebkraft der Gewächſe rein mechaniſcher Natur iſt oder nicht, eine Frage, über welche die Gelehrten noch verſchiedener Meinung ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortſetzung.)

Wenn ich Ihnen ſagte, daß die Couſine nichts weniger als ſpröde gegen mich war, wie ſie denn auch nur gelacht, als ich die Thür zuriegelte, ſo hatte ihr entſchiedenes Weſen meine Zärtlichkeit doch bisher in gewiſſe Grenzen zurückgewieſen. Sie hatte zum Beiſpiel alle drei Lichter angezündet, weil es zwiſchen Liebenden hell ſeyn müſſe, und manche Freiheiten mir unterſagt. Aber der Menſch bleibt Menſch, auch wenn Plato und Schleiermacher auf dem Tiſche liegen, und ich glaube, ſelbſt der ſtrengſte Moraliſt verargt es mir unter dieſen Umſtänden nicht, wenn mit den dunkler herabglimmenden Kerzen ungeſtüme Wünſche und kühnere Forderungen emporwuchſen. Sie raffte ſich auf und wollte fort, es ſey Schlafenszeit; aber meine Worte wurden Beſchwörungen, und die glühenden Lippen flehten, an das pochende Herz geſchmiegt, Hymens glühende Fackel nicht zu verlöſchen. Sie hatte die Stirne mit beiden Händen bedeckt gehalten, als jezt der ſchönſte Blick in verſchämter Luſt Gewährung ſtralte.

Indeſſen hielt ſie ſchalkhaft und doch noch mit Würde den Ungeſtümen zurück und ergriff aufſtehend eine der beiden Kerzen. „Drinnen, drinnen!“ flüſterte ſie. Sie nahm mir das feſte Verſprechen ab, ihr erſt zu folgen, wenn ich den Schein ihres Lichtes erlöſchen ſähe. Faſt an der Thür ſchon kehrte ſie noch einmal, von meinem Blick gerufen, zurück, und es dauerte Minuten, ehe ſich die Arme aus den Armen, und Lippen von Lippen lösten. Es ſchluchzte in ihr auf von unendlicher Wehmuth und Luſt, ihr Auge ſah verklärt, und es hätte jezt nur einen Entſchluß von meiner Seite gekoſtet, um den lezten Wunſch der Schamhaftigkeit zu übertäuben. Der Moment iſt koſtbarer als Perlen und Gold, gingen ſie verloren, kann man ſie wiederfinden, den Moment aber bringt Niemand zurück.

Ich muß hier anführen, daß mein Schlafkabinet, wohin die Couſine entſchlüpfte, außer dem mit dichten Eiſengittern verwahrten Fenſter nach dem Alſterkanal, keinen andern Zugang hatte, als von meiner Stube aus. In dieſem Cloſet war jezt mein köſtlichſtes Kleinod, es konnte mir nicht mehr entgehen, nicht mehr entwandt werden, und meine Augen bewachten die offengelaſſene Thürſpalte mit der Gier eines Geizhalſes oder eines Tigers, der auf der Lauer liegt. Nie in meinem Leben iſt mir eine Viertelſtunde länger geworden. Ich hielt meinen Athem an, ich zählte meine Pulsſchläge, ich lauſchte auf ihre Athemzüge und zürnte auf meine Taſchenuhr, daß ſie ſo laut tickte und ſo langſam ging. Ich hörte kniend am Stuhle, wo ſie zulezt ſaß, alle ihre Bewegungen. Jezt fiel die Schnalle, die ihren Gürtel hielt, auf die Diele, jezt zählte ich das Durchziehen der Schnüre am Corſet, jezt zog ſie die Schuhe aus; die Lichtſcheere wurde vom Meſſingleuchter aufgenommen — ein Knapſen, und der Schein erloſch, der aus der Thürſpalte drang. Ich glaubte die Federkiſſen aufrauſchen zu hören unter der holden Laſt, die ſich in ihnen wiegte. Es klang mir, wie mit Engelſtimmen zugehaucht: „Nun!“ und länger hielt ich mich nicht. Ich ſprang auf, den Stuhl umreißend, blies die Lichter aus und ſtürzte in das Kabinet.

Und meine Küſſe fanden keine ſüßen Lippen, meine Arme umfaßten nur Polſter und Pfühle; das Bett war leer. „Böſes, böſes Mädchen, wo haſt Du Dich verſteckt?“ Keine Antwort, kein Kichern, kein verhaltener Athemzug. Ich tappte umher — nirgends die Couſine, Alles in der vorigen Ordnung. Kein Winkel blieb ununterſucht; ſie mochte, während ich die Lichter ausblies, ſich in meine Stube geſchlichen haben, um mich zu necken. Hier war ein weiterer Spielraum, um mir auszuweichen, aber die Sterne blickten ſo klar in's Zimmer, und niegends Geräuſch. Ich ertrug das Blindekuhſpiel nicht länger, ich griff nach dem Feuerzeuge, aber wie viele Phosphorhölzchen verdarben unter meiner zitternden Hand, und wie viele ließ ich unbenuzt verglimmen, um beim erſten aufſchlagenden Strahl der Schwefelflamme mein Liebſtes zu entdecken. Nun brannten die zwei Kerzen, aber wenn ich hundert angezündet hätte, die Couſine aus Lübeck war nicht da. Die Thür war von innen verſchloſſen und verriegelt, die Fenſter gingen ſchroff ab in den Alſterkanal, und auch ſie waren von innen feſt verriegelt. Ich lief wie ein Unſinniger umher aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Stube; unter dem Bett, Sopha, Kommode, wo nur ein Verſteck war für eine junge Katze, wurde geſucht. Ich krazte an den Wänden, um eine verborgene Thür zu entdecken, ich bohrte in den Dielenritzen, um einer Fallthür auf die Spur zu kommen. Vergebens; nachdem ich mehrmals in Gefahr geweſen, die Gardinen anzuzünden, warf ich mich erſchöpft, vor mir ſelbſt grauend, unfähig zu denken, ſtumpf, todt auf das öde Bette.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beſchluß.)

Gaſtronomiſcher Wegweiſer.

Unter dem Kaiſerreiche boten die Kaffeehäuſer einen ganz andern Anblick dar, als heutzutage. Sie waren meiſt ausſchließlich von Militärs beſezt; dies hielt die friedliebenden Bürger ab, ſie zu beſuchen, indem ſie ſich ungern unter den lärmenden Haufen von Offizieren miſchten, die von nichts als Schlachten, Generalen und Pferden ſprachen. Auch war damals die Anzahl der Müßiggänger weit beſchränkter; kaum ließ die Konſcription dem Handel und der Induſtrie Arme genug übrig. Obgleich ſich die Kaffeewirthe meiſt, ich weiß nicht warum, Limonadiers nennen, ſo war doch damals die Limonade ſehr in Mißkredit; Zuckerwaſſer konnte Niemand begehren, ohne ausgelacht zu werden, und es iſt auch eigentlich kein anſtändiges Getränke für einen Offizier. Dagegen trank man viel Punſch und ſtarke Liqueurs. Heutzutage gehen alle Klaſſen in's Kaffeehaus; ich habe im Café Lemblin mehr als einmal neben Dupont de l'Eure den Kaffee getrunken, und zwar zur Zeit, wo er Siegelbewahrer war. Die meiſten Redakteurs des National und Courrier français finden ſich alle Abend im Café Lemblin ein; hier werden nicht ſelten die Artikel vorbereitet, welche des andern Tages die Hauptſtadt in Bewegung ſetzen. Unter der Reſtauration war dieſes Café oft der Schauplatz blutiger Auftritte; die Royaliſten und Liberalen duellirten ſich hier am hellen Tage. Eine Reſſource, welche die Limonadiers unter dem Kaiſerreiche nicht hatten, ſind die Fremden. Der Krieg erlaubte damals den benachbarten europäiſchen Völkern nicht, Paris zu beſuchen, während jezt die Kaffeehäuſer, Reſtaurants und Hôtels garnis mit Reiſenden überfüllt ſind. Vor Kurzem war es ſchlechter Ton, am Tage in's Kaffeehaus zu gehen, ſo wie es noch unanſtändig wäre, ein Cabaret zu beſuchen. Die Sitten laſſen aber in dieſer Hinſicht ſehr von ihrer Strenge nach, und man kann jezt, ohne aufzufallen, den Tag im Kaffeehauſe zubringen. Dazu trägt denn auch wohl der Umſtand bei, daß die meiſten Kaffeehäuſer zugleich Reſtaurants ſind; für das Frühſtück werden ſie den eigentlichen Reſtaurants ſogar vorgezogen; ſie ſind eleganter, man wird prompter bedient, und hat dabei den Vortheil, die meiſten Journale leſen zu können.

Literariſche Kaffeehäuſer, wie im vorigen Jahrhundert das berühmte Café Procope, ſind hier nicht mehr; indeſſen beſteht lezteres noch, und obgleich im Quartier latin gelegen, iſt es eines der beſuchteſten und beſten von Paris. Auch trifft man nicht ſelten Künſtler und Schriftſteller von Ruf daſelbſt. Eine Merkwürdigkeit wird im Café Procope gezeigt: es iſt der Tiſch, an welchem Voltaire ſich zu ſetzen pflegte, und der noch heutzutage la Table de Voltaire heißt. Das Café de la Régence wird von Domino- und beſonders von Schachſpielern beſucht. Da findet man Jahr aus Jahr ein an fünf bis ſechs Tiſchen im Hintergrunde des Salons einige zwanzig Individuen, die entweder ſelbſt ſpielen, oder mit ängſtlicher Neugierde den berühmten Spielern zuſehen. Der Matador unter ihnen iſt de la Bourdonnais, der auch kürzlich ein Werk über ſeine Kunſt herausgegeben hat; ſeine Bewunderer erklären ihn für den ſtärkſten Schachſpieler in Europa. Das Café Manoury auf dem Quai de l'école iſt für die Brettſpieler, was das Café de la Régence für die Schachſpieler iſt. Tortoni iſt weltberühmt; des Morgens ziehen ſeine köſtlichen Déjeuners froids die Wechſelagenten, die Bankiers und Faſhionables der Chauſſée d'Antin dahin; um vier Uhr verſammeln ſich auf den Boulevards, vor ſeiner Façade, die Börſeſpekulanten und ſetzen ihre Geſchäfte fort, welche durch den Schluß der Börſe unterbrochen wurden.

Obgleich die Kaffeehäuſer ſich meiſt alle ähnlich ſehen, ſo verdienen doch einige eine beſondere Erwähnung; hieher führt man die Fremden, denen man die Honneurs der Hauptſtadt macht. Zuerſt müſſen hier die vier großen Kaffeehäuſer des Palais-royal angeführt werden, nämlich das ſchon erwähnte Café Lemblin, das Café de Foi, Café de la Rotonde und Café Corazza. Hier findet man wenig Aeußeres, der Saal iſt ziemlich eng und altfränkiſch dekorirt; das Café Lemblin mit ſeinen ſchwarzen Marmortiſchen und düſtern Tapeten bietet dem Auge nichts Ergözliches dar; indeſſen wird es durch ſeinen vieljährigen Ruf getragen, auch iſt der Kaffee daſelbſt vortrefflich. In dieſelbe Kategorie gehören das Café Procope und das Café Allez. Eine ganz eigene Anſtalt iſt das Café Gabillard, wo man die comfortabeln Sitten der Régence findet; hier wird ſoupirt, was ſonſt nicht mehr gebräuchlich iſt. Das Café Véron, am Passage des Panoramas, überſtrahlt alle übrigen durch ſeine reiche Dekoration; im Café Turc findet man im Sommer ganz leidliche Konzerte, aber erſt ſeit dieſem Jahr. Das Orcheſter befindet ſich in einem hohen, offenen Kiosk; ſchöne Bäume, von verſchiedenen Höhen und Geſtalten, gruppiren ſich darum; köſtliche Wohlgerüche duften aus den Sträuchern und Blumenparterren, und im Sommer wüßte ich keinen angenehmern Erholungsplaz. Die Erfriſchungen ſind indeſſen ſchlecht.

Die Reſtaurants ſowohl als die Kaffeehäuſer ſtehen unter dem Vorſitze einer Dame de Comptoir. Das Comptoir iſt in der Regel ſo nahe als möglich an dem Eingange angebracht, doch ſo, daß die Dame das Ganze leicht überſehen kann. An der Wahl einer ſolchen Perſon iſt viel gelegen, denn von ihr hängt das Wohl der Anſtalt großentheils ab; ſie muß das Auge überall haben und nirgends, auf die leichtfertigen Reden der jungen Herren darf ſie nicht achten, dagegen muß ſie die Komplimente, die ihr gemacht werden, mit Artigkeit aufnehmen. Sie muß hübſch ſeyn und ſich durch eine ſorgfältige, elegante Toilette auszeichnen, und Jedem freundlich zulächeln, demjenigen, der ſeine vier Sous für ein beſcheidenes petit verre entrichtet, ſowohl, als dem Reichen, der eine Karte von 20 Fr. bezahlt. Ein Limonadier muß nicht allein höflich, zuvorkommend ſeyn, er muß auch wiſſen, zur rechten Zeit Kredit zu geben. Der ehrlichſte Mann von der Welt kann zuweilen ſeinen Geldbeutel vergeſſen. Ein Habitué des Café de Foy, der ſehr gut gekleidet war, hörte plözlich auf zu bezahlen; jeden Tag trank er ſeine Taſſe Kaffee, aß ſein Pain de gruau nebſt Butter, welches zuſammen 21 Sous koſtet, und entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſagen. Ein ganzes Jahr lang kam der Mann und bezahlte nicht einen Sou. Nach Verlauf eines Jahres blieb er weg. Der Herr des Kaffeehauſes hatte dieſes eigene Individuum bereits vergeſſen, als er auf einmal zwölf Kiſten Kaffee und zwölf Kiſten Zucker portofrei zugeſendet erhielt, nebſt einem Schreiben von ſeinem alten Kunden; es war ein reicher Pflanzer von Martinique, der plözlich ohne Nachricht von ſeinem Korreſpondenten geblieben und dadurch in große Noth gerathen war; er ſchickte dieſes ſehr beträchtliche Geſchenk dem braven Limonadier, der ihm ſo lange das Frühſtück gratis hatte zukommen laſſen, um ihm ſeine Erkenntlichkeit zu beweiſen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Februar 1835.

— Dies Bild, das bloße Hirngeſpinnſt,
Durchſchüttert meine Menſchheit ſo, daß alle
Spannkraft ſich lös't in Ahndung, und nichts iſt,
Als was nicht iſt.

Shakespeare.

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortſetzung.)

Meine Träume waren Höllenqualen. Nach einer Stunde ſprang ich auf, nicht geſtärkt, zerriſſen, es ſiedete in meinem Kopfe. Die vorige Unterſuchung begann von Neuem. Ganz das vorige Reſultat. Ich fragte, mich wieder auf's Sopha werfend, die Vernunft; was hatte die Vernunſt mit dieſem Zuſtande zu thun! — Es konnte ja Alles Traum geweſen ſeyn. Entſetzlich, daß man ſo träumen kann! Aber nein, wo war der andere Leuchter geblieben, den ſie vom Tiſche nahm? Ich ſtürzte in's Kabinet. Dort ſtand er mit der Putzſcheere. Ich eilte zurück; Plato, Schleiermacher ſollten als unverwerfliche Zeugen ſprechen; ſie ſprachen nur zu deutlich. Jeder Kniff, jede Falte, jedes Oehrchen, das die muthwillige Hand des Mädchens hinein gemacht, war noch zu ſehen. Hier ein Riß, dort hatte ſie über Worte, die ihr zu lang waren, mit dem Finger gewiſcht, daß die Buchdruckerſchwärze ausgegangen war. Beweiſe genug; aber wem genügen Beweiſe für das Unbegreifliche! — Sollte ſie ſo ganz ſpurlos, ohne etwas zurückgelaſſen zu haben, verſchwunden ſeyn? Der Fuchs, der Iltis, der ſich durch eine Mauerſpalte zwängt, läßt Haare zurück, der Dieb erbrochene Schlöſſer. — Ja, das Schloß an ihrem Gürtel oder etwas der Art war auf die Diele gefallen; das war keine Täuſchung geweſen. Wieder flog ich in's Kabinet, ſuchte und fand am Bettpfoſten die verrätheriſche Schnalle. Ich küßte tauſendmal die Inſignie der Wahrheit, rief ihren Namen, Vergebung ihr zu. Umſonſt; nur der Biß, den ſie vorhin herzhaft in meine Hand gethan, als ich zu frei war, blieb von ihr zurück. Der Eindruck war noch deutlich zu ſehen.

Ich war todtwund; ich lag auf der Erde und wünſchte zu vergehen. War ſie geſtorben? Der Gedanke an den Verbrennungsprozeß, an die Verflüchtigung des Diamants in der Glut kam mir in den Sinn. Wie paßte das hieher! Ich hätte ſo vergehen können, nicht ſie, ein Leib voll Friſche, Fülle und Geſundheit. Ich konnte mich ja überzeugen, ob ſie lebte. Stählern ſchoß der Entſchluß durch meine gebrochenen Glieder. Vielleicht ſtand die Böſe vor der Thür und lauſchte durch's Schlüſſelloch und amüſirte ſich über meine Verzweiflung. O wenn es doch ſo wäre! — Ich riegelte und ſchloß die Thür auf, aber es war todtenſtill auf dem Flur. Die Lampe brannte düſter, nur ein alter Kater ſchoß mit leuchtenden Augen die Treppe herunter. Ich ſchlich hinauf vor ihre Zimmerthür. Zu ſehen war nichts, ich horchte am Schlüſſelloch und glaubte den Athem einer Schlafenden zu hören; doch von nun an traute ich nicht mehr meinen Wahrnehmungen. Ich hätte mich niederlegen können vor ihre

Digitized by Google

Schwelle und ſchlafend ſie bewachen, aber was hätte mir das geſichert? Sie verſchwand durch maſſive Mauern.

Das Klingeln eines verſpäteten Gaſtes an der Hausthür ſchreckte mich zurück, und ich fand mich in das Unvermeidliche. Zwiſchen Schlaf, Wachen, Starrſucht wurde die übrige Nacht verbracht. Doch wollte zuletzt die Natur ihr Recht. Die Sonne war ſchon hoch am grauen Tageshimmel, als ich, völlig angekleidet, auf dem Sopha erwachte. Was geſchehen, ſtand mir ſo klar vor der Seele, als geſchähe es eben erſt; es war nichts Traum geweſen. Bis auf's Kleinſte fand ich Alles wirklich, Plato, Schleiermacher und die Schnalle. Ich klingelte nach dem Kellner, der mir den Kaffee brachte, und fragte ihn, ob die Mamſell aus Lübeck ſchon zu ſprechen wäre, für welchen Fall ich mich bei ihr anzumelden bat. Der Menſch antwortete aber, daß ſie ſchon, ehe der Tag graute, mit der ganzen Familie auf eine Luſtpartie nach den Vierlanden ausgefahren ſey und vor ſpät Abends nicht zurückkehren dürfte.

Einen fürchterlichen Tag des Zweifels, Stunden, jede von ſechzig qualvollen Minuten, hätte ich zu durchleben gehabt, wäre es nicht von der Vorſehung anders beſtimmt geweſen. Als ich am Baſſin der Alſter auf und ab ging, um friſche Luft zu ſchöpfen, bemerkte ich, daß alle Vorübergehenden mich mit forſchenden Blicken betrachteten. Eine innere Glut und ein innerer Froſt durchrieſelten mich; ich forderte in einem der Kaffeehäuſer eine Erfriſchung, konnte aber ſchon nicht ohne Hülfe mich vom Stuhl aufrichten und mußte in einem Fiaker nach Hauſe geführt werden. Schon am Nachmittage lag ich in einem hitzigen Nervenfieber, und der berühmte Doktor Gerſon, welcher die Güte hatte, mich zu behandeln, wußte auch am folgenden Tage noch nicht die Kriſis meiner Krankheit vorherzuſagen. Ich will Sie nicht mit den verworrenen, entſetzlichen, lächerlichen Phantaſien, die mich quälten, und von denen auch ich nur durch die ſpätern Mittheilungen meines Arztes und meiner Wächter Kenntniß habe, beläſtigen. Das Einzige, deſſen ich mich ſelbſt entſinne, iſt, daß ich in Augenblicken ruhigern Deliriums die Urſache deſſelben an meinem Bette ſitzen ſah. Sie hielt meine Hand und kühlte meine glühende Stirne durch Auflegen der ihrigen; ein Zug der Wehmuth ſchwebte um ihre Lippen und trübte das ſchöne Auge. Einmal im Schlafe war es mir auch, als beuge ſie ſich über mein Lager und hauche einen Kuß auf die heißen, geborſtenen Lippen. „Auf Wiederſehen!“ ſo klang es mir, das Auge füllte ſich mit Thränen und das Geſicht wurde plötzlich leichenblaß, aber ein Myrthenkranz ſtrahlte aus ihrem Haar. Nach ſechs ſchweren Wochen konnte ich das Bett verlaſſen, Doktor Gerſon unterſagte mir aber aus gerechter Furcht vor einem Rückfall jede Beſchäftigung. Ich durfte ſelbſt wenig ſprechen und nach nichts mich erkundigen. Auch war es mir in dem Augenblicke gleichgültig, ich war ſo matt, daß Erden- und Geiſterwelt mir völlig indifferent waren. Von dieſer Krankheit ſchreibt ſich mein blaſſes Ausſehen her; meine blühende Geſundheit von ſonſt iſt nie zurückgekehrt.

(Der Beſchluß folgt.)

Vom Verhältniſs der Organismen zur Maſſe der Erde.

(Beſchluß.)

Als ein ferneres Beiſpiel, wie die allgemeine Schwere und die Kräfte der Pflanzenwelt auf einander berechnet ſind, heben wir die Stellung der Blüthen hervor. Einige ſtehen bekanntlich aufgerichtet, mit der Oeffnung nach oben, andere „hängen die Köpfe“ und kehren die Oeffnung der Erde zu. Bei dieſen nickenden Blumen nun, wie Linné ſie nennt, iſt das Piſtill länger als die Staubfäden, und ſo kann, bei der Richtung der Blüthe, der Staub von den Antheren auf die Narbe am Ende des Piſtills fallen, was zur Befruchtung durchaus nothwendig iſt. Nun hängt aber die Richtung der Blüthen von der Länge und Biegſamkeit des ſie tragenden Stiels ab, und eine Veränderung in der Schwerkraft und damit in der Steifigkeit des Stiels müßte der Blumenkrone eine andere Richtung geben und damit die Fortpflanzung der Gattung unmöglich machen. Wir haben hier alſo einen kleinen Mechanismus vor uns, wobei die Intenſität der Schwerkraft nothwendig in Rechnung genommen werden mußte. Auf einem Planeten, der größer oder kleiner, dichter oder minder dicht wäre, als unſere Erde jetzt iſt, müßten die Stengel all der Blüthen, welche auf Wieſen und an Hecken die Köpfe hängen, ganz anders gebaut ſeyn. — Es wäre leicht, noch an vielen Pflanzentheilen nachzuweiſen, wie ihre Funktion an ein beſtimmtes Maaß der Schwerkraft gebunden iſt, ſo namentlich an der Lage der Blätter und Zweige, und beſonders an denjenigen Verrichtungen der Pflanzenorgane, welche mit dem Druck der Luft zuſammenhängen; denn veränderter Luftdruck äußert ſehr bedeutenden Einfluß auf die Gewächſe, und eine anderes Maaß deſſelben würde auch einen ganz andern Bau der Pflanzenwelt vorausſetzen. Das geringſte Nachdenken darüber, wie Alles in der Natur einander hält und trägt, überzeugt einen, daß dieſer Gegenſtand unerſchöpflich wäre.

Noch betrachten wir in dieſer Beziehung die willkührlichen Bewegungen der Thiere. Wenn die Schwerkraft

an der Oberfläche der Erde einigermaßen bedeutend zunähme, ſo wäre es im Thierreich mit der Raſchheit, Kraft und Behendigkeit der Bewegungen auf einmal aus. Wäre z. B. die Erde ſo groß wie Jupiter, und damit die Schwere eilfmal größer, ſo wäre das flüchtige Reh, der flinke Haſe, der gewandte Tiger mit ihrer jetzigen Muskelkraft an den Boden gefeſſelt, und der Menſch würde ſich mit größerer Beſchwerde aufrichten und vorwärts bewegen als das Faulthier. Gleicherweiſe nähme der Druck der Luft in unerträglichem Grade zu, und das Athmen würde äußerſt beſchwerlich, ja wohl unmöglich. Verminderte ſich andernſeits die Schwerkraft bedeutend, ſo träten Uebelſtände entgegengeſezter Natur ein. Die Luft wäre zu dünn zum athmen; das Gewicht unſers Körpers und aller uns umgebenden Subſtanzen würde zu leicht, als daß ſie irgend einem Druck oder Stoß Widerſtand leiſten könnten, und wir würden bei allen unſern Bewegungen gleichſam den Ballaſt vermiſſen.

Es gab phantaſtiſche Theoretiker, welche ſich die Erde als eine hohle Kugel dachten. Bekanntlich weiſt aber Alles darauf hin, daß ſie ein ſolider Körper und im Ganzen dichter iſt als irgend eine bekannte Felsart. Iſt dem ſo, und denken wir uns, ſie würde einmal ausgehöhlt, ſo daß nur die Schaale übrig bliebe, wie ſie jene Philoſophen conſtruirten, ſo würden wir dies bald gewahr werden, wenn ſich auch auf der Oberfläche lediglich nichts veränderte, und vor Allem daran, daß nichts mehr feſt ſtände auf dem Erdboden. Legten wir etwas nieder, ſo rollte es beim leichteſten Anſtoße fort, wir ſelbſt hätten beim Gehen und Stehen ungefähr die Empfindung, als ob wir uns auf dem ſtark geneigten Verdeck eines Schiffs befänden, und in einer Luft, dünner als die, welche dem Reiſenden auf den höchſten Bergen die Bruſt beengt, könnten wir nicht lange unſer Daſeyn friſten.

Wir ſehen alſo, daß jene finſtern, unbekannten Tiefen der Erde, zu denen kein Bergmann dringt, und von denen der Menſch wohl ſchwerlich je unmittelbare Kunde erhalten wird, uns keineswegs ſo wenig angehen, als man glauben könnte. Bei jedem Schritt, bei jedem Athemzug äußern ſie ihren Einfluß auf uns, und alle unſere Kräfte lägen brach, wären ſie nicht mit der ganzen Maſſe der Erde ſo gut, als mit den an ihrer Oberfläche waltenden Verhältniſſen in Einklang gebracht. Und ſo glauben wir denn anſchaulich gemacht zu haben, daß die nach unſern Begriffen zufällige und willkührliche Maſſe der Erde und die daraus folgende Schwerkraft im Bau der Pflanzen und Thiere und bei der ganzen Oekonomie ihres Lebens in Rechnung genommen worden iſt.

Lieder von Karl Mayer.

Das Münster.

(Ulm.)

Wie folg' ich dieſer Größe Spur?
Die Krähen ſelbſt um's Felsgebäude
Des Münſters leben laut der Freude,
Als ſey dies Menſchenwerk Natur.

Das Kaiſerbild.

Drei Säulen und ein ſpitzes Dach
Sind manch Jahrhundert dein Gemach,
Aus dem du von des Münſters Wand
Herabblickſt auf der Menſchen Tand.

O Kaiſer mit dem Ringelbart,
Mit Kron' und Blicken milder Art,
Dein Rücken lehnt an beſſ're Zeit,
Als die ſich deinem Blicke beut!

Burg und Wallfahrt.

(Auf dem Buſſen.)

Beiſammen wohnten oben hier
Aſcetenſinn und Rittergier,
Mir beide fremd; doch beide theuer
Sind Kirche mir und Schloßgemäuer.

Die Wallfahrt hier auf Berges Plan,
Der Kirchhof ſpricht um Buße an;
Doch beide mögen mir verzeihen,
Sie will mir hier nicht recht gedeihen.

Ob dieſer Landſchaft weit und breit
Wird mir das ganze Herz ſo weit.
Will dieſes großen Glücks Begründer,
Will Gott hier wohl zerknirſchte Sünder?

Ha, nur verſtärkten Höhenſinn
Trag' ich von hier als Tagsgewinn.
Gott will mit Menſchenmaaß nicht meſſen
Und mich kein Leid hier oben preſſen.

Die Knaben und das Echo.

Du jodelſt hier, er jodelt dort
Bei kleiner Heerd' an hohem Ort,
Das Tannenwieſenthal entlang.
Ihr jungen Schelme, wann am Hang
Der Berg' und an der Waldburg Zinnen
Laßt ihr das Echo Ruh' gewinnen?

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Weimarſchen, Januar.

Die Wallfahrt zu Goethe'n.

Seit die Franzoſen unſere geiſtigen Produkte nicht nur beachten, ſondern bewundern, hat ſich uns in ihren bald ernſten, bald ſpaßhaften Betrachtungen über deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft, über deutſche Männer und Zuſtände eine ganz neue Quelle literariſcher Kurzweil eröffnet. In der Oede unſerer Tagesliteratur, welche wenig Ausſicht hat, je von einem Volke bewundert zu werden, iſt eine ſolche Aushülfe deſto willkommener. So ſtand vor Kurzem in der Revue de Paris ein Aufſatz über Goethe, der vielleicht uns, die wir das Glück hatten, in der Nähe jener grande existence zu leben, beſonders frappirt hat, der aber Jedermann, wenn er auch am Hofe des Königs der Literatur niemals weder die große, noch die kleine Entrée gehabt hat, Vergnügen machen wird. Die Revue gibt Auszüge aus einem neuen heitlſchen Produkt über Goethe, dem petit livre de Goethe, wie ſie es nennt, und bevorwortet dieſelben mit folgenden Betrachtungen.

Ueber Goethe iſt gewaltig viel geſchrieben worden; ſchon zu ſeinen Lebzeiten wurden ſeine Werke lebhaft beſprochen, ſeine Poeſien vielfach analyſirt, ſeine Laufbahn commentirt, und der lobpreiſenden Epiſteln, wie der Satiren ſchoſſen in ganz Deutſchland unzählige auf. Er war der mächtige König der Literatur, kein König, wie wir heutzutage unter uns welche haben, die ſich aus der freien Stimmgebung gar zu wenig machen, und ihr Regiment Leuten aufdrängen möchten, die durchaus nicht in der Laune ſind, ihnen das Sammtkiſſen oder den Schild zu halten; nein, er war ein König, auf den alle neuen Verſuche zurückwieſen und von dem alle Theorien ausgingen; ein König, an dem alle poetiſchen Pygmäen, neidiſch auf ſeine Größe, ihre Lanzen zerbrachen. Von ſeinem Hofe zu Weimar aus, von dem auf ſein Genie gegründeten Throne herab beherrſchte er ganz Deutſchland. Weimar, die kleine Stadt eines kleinen Fürſtenthums, war ein Mekka geworden, wo jeder wahre Gläubige wenigſtens einmal im Leben zum Propheten beten mußte. Nach einander ſah man da Schlegel, den Orientaliſten, Tieck, den Zögling der Minneſänger, Novalis, den erhabenen Träumer, Frau von Staël, welche Goethe's Genie in der Ueberſchrift eines Briefs erkannte, Werner, den Dichter des Attila, den gelehrten Humboldt, den großen Büchermann Böttiger; von allen Seiten kamen Philoſophen, Poeten, Naturforſcher herbei, und die Reiſe nach Weimar war eine Wallfahrt. Und da ſaß Goethe, mitten unter den Lichtern, die das ſeinige umſtrahlten, ohne ſeinen Glanz zu verdunkeln, neben Schiller, dem Dichter des idealen Menſchen, neben Herder, Wieland; er empfing die Gäſte mit ſeinem majeſtätiſchen Anſtand, hielt offene Tafel, ſprach über Kunſt, Wiſſenſchaft, Literatur; über alle Punkte ſprach er ſich feſt, concis aus, und nicht ſelten rief er mit einer Reflexion, einem Gedanken, einem einzigen Wort eine ganze neue Welt von Ideen in's Leben. Ja, das war ein herrlicher Genuß für Jeden, der an der Tafel des Patriarchen Platz nahm; welche Luſt für die guten Deutſchen, dieſe gebornen Enthuſiaſten, einmal im Leben ihren Pilgerſtab an Goethe's Thüre zu lehnen, ſich in ſeinem Arbeitszimmer, in ſeinem Heiligthume niederzulaſſen, ihm von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, ihn ſprechen zu hören, den großen Mann, der auf ſeiner Bahn ſo mächtige Furchen hinter ſich gezogen und immer neue Saaten der Poeſie zum Aufgehen gebracht, den Dichter des Fauſt, den Schöpfer Werthers; wahrlich, es war ein hoher Genuß! Und nun denke man ſich einen armen Jungen, recht ſchön, aber in Alles, was Literatur heißt, ſeyen es Verſe oder nicht, Tragödie, Roman, recht ſterblich verliebt; einen Jungen, erzogen auf dem Naumburger Gymnaſium oder auf der Univerſität Jena, der, als er zum Bewußtſeyn erwacht, von Goethe ſprechen gehört, der großgewachſen mit dieſem Namen, dem er überall begegnet, in ſeinen Büchern, in den Heften ſeiner Kameraden, in der Bibliothek ſeines Profeſſors, in den Leſekabinetten, in den Kaffeehäuſern, allüberall; man denke ſich den armen Jungen, wie er, dem ſeit zehn Jahren von nichts als einem Beſuch bei Goethe geträumt, mit ſeiner erſten Ode und einem Empfehlungsbrief in der Taſche, das weite Weimarer Land durchzieht, den Namen Goethe auf den Lippen, und wie ihn Goethe vorläßt, ihm die Hand reicht, ſich von ihm, dem armen, namenloſen Studenten, die Ode vorleſen läßt, gütig lächelt und ihn aufmuntert. War das nicht eine poetiſche Taufe, eine Weihung zu einem neuen Leben, der Segen, den das Genie einem dereinſtigen Könige der Poeſie ertheilt?

Um ſolch' hoher Ehre theilhaftig zu werden, um zu Goethe zu gelangen, ſich an ſeinem Tiſche niederlaſſen und ſodann Freunden und Verwandten den merkwürdigen Beſuch beſchreiben zu können, wurden aber auch ſo viele Kabalen und Ränke geſpielt, fehlte es ſo wenig an Bittſchriften und unterthänigen Vorſtellungen, als wenn es ſich bei uns darum handelt, ſich die Gunſt eines Departementschefs zu erwerben und ſich als Penſionär in das Budget zu bringen. Ich kenne einen guten deutſchen Wiſſenſchaftsmann, der, da er ſonſt keinen Rath wußte, wie er ſich die grandes et petites entrées bei Goethe verſchaffen ſollte, ſich am Ende an die Köchin machte und dieſelbe mit ſchwerem Gelde beſtach. So oft ihr nun Goethe zu wiſſen that, daß er Gäſte erwarte, ſprach ſie, wenn ſie den Speiſezettel vorlegte: „Und der gute Herr H.? er iſt doch ſchon lange nicht mehr eingeladen worden, und er hält gar viel auf Sie.“ Und Goethe zog regelmäßig zwei-, dreimal in der Woche Herrn H. zur Tafel; dieſem aber kamen dieſe bezahlten Einladungen am Ende ſo theuer zu ſtehen, daß er Weimar zwei Monate früher verlaſſen mußte. Dieſes Intriguenſpiel von Poeten, Höflingen, Kammerdienern und Köchinnen führte gewöhnlich zum Ziel, wenn Goethe gegen den Empfohlenen nicht zum Voraus eingenommen war. Aber wehe dem Beſucher, von dem er eine ungünſtige Meinung gefaßt hatte! Goethe, von Natur ernſt und zurückhaltend, wurde dann noch finſterer, nicht lange, ſo fiel eine harte Aeußerung, und vernichtet trat der Arme ſeinen Rückzug an.

Seit Goethe's Tod ſind Schriftſteller und Buchhändler noch viel eifriger darüber her, ſeinen Namen in allen ihren Schriften und Unternehmungen figuriren zu laſſen. Um die Wette verſucht man neue Interpretationen des Fauſt, demonſtrirt eine neue Tendenz aus ſeinen Werken heraus, oder berichtet noch nicht bekannt gewordene Züge, hier eine Anekdote, dort ein Witzwort. Nach Schubarts gelehrten Abhandlungen, nach Wagners und Webers ernſten Unterſuchungen, werfen ſich jetzt die Schriftſteller in ihrer Sucht, über Goethe zu ſchreiben, auf Sammlungen von Kleinigkeiten, Klatſcherei, Antichambregeſchwätz. Und der deutſche Buchhandel nimmt all dies an, denn der deutſche Buchhandel iſt der unſchuldigſte, naivſte, leichtgläubigſte Buchhandel auf der Welt. Ich wüßte rein nichts, was man ihm bieten dürfte, und das er nicht mit Vergnügen annähme, der brave Buchhandel, um es ſofort in ſeine ungeheuern Magazine zu ſchieben, und es im Leipziger Meßkatalog verzeichnen zu laſſen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Februar 1835.

In dieſem Fache, glaubet mir,
Iſt jeder Türk' ſo klug wie wir.

Wieland.

Bilder aus der Türkei.

Wir begleiten den Franzoſen **Fontanier**, deſſen Anſichten über Sultan Mahmud wir vor Kurzem mitgetheilt haben, in das Paſchalik Trapezunt, und erzählen ihm Einiges über die Verfaſſung der türkiſchen Provinzen und die Sitten der Bevölkerung nach.

* * *

Hinſichtlich des Elementarunterrichts ſtellt **Fontanier** die Türken über ſeine eigenen Landsleute: es gibt in der Türkei keinen Weiler, wo die Kinder nicht türkiſch leſen und ſchreiben lernen. Der Unterricht im Arabiſchen beſchränkt ſich aber auf das Auswendiglernen einiger Verſe des Coran. Die Cadi treiben es etwas weiter und beſuchen die Vorleſungen in den Medreſſe zu Konſtantinopel, wo ſie graduirt werden; übrigens iſt es ſehr leicht, die Grade zu erhalten, und die meiſten werden angeſtellt, ohne eben große Hexenmeiſter zu ſeyn. Die ſich am meiſten auszeichnen, wohnen in der Hauptſtadt in der Nähe der großen Moſcheen; ihre Anzahl mag ſich auf dreißig bis vierzig belaufen; die andern halten ſich in den Provinzen auf und ſind nicht viel unterrichteter als das Volk. Fontanier glaubt nicht an die Nomenklatur der Wiſſenſchaften, welche angeblich Gegenſtände ihrer Studien ſind: er hat die wichtigſten Städte Aſiens beſucht und nach unterrichteten Männern geforſcht, um von ihnen Manuſcripte zu erlangen; er hat keinen auftreiben können, deſſen Wiſſen ſich über die Theologie hinaus erſtreckte. Nur in Perſien traf er Dichter und Aſtrologen, in der Türkei befaſſen ſich bloß die Rajahs und das Volk mit Dichten und Improviſiren. In Trapezunt, dem Hauptorte einer der wichtigſten Provinzen, befanden ſich höchſtens drei Perſonen, welche im Stande waren, das ſeit einiger Zeit in türkiſcher Sprache erſcheinende Journal zu verſtehen; ſie hatten mehrere Tage nöthig, um es zu ſtudiren, und die einfachſten Nachrichten verſtand Jeder auf ſeine Weiſe. Der Redakteur zu Konſtantinopel ſuchte, ſo viel möglich, ſich bloß der gewöhnlichen Umgangsſprache zu bedienen und ſtets klar und faßlich zu bleiben; allein ein paar arabiſche Ausdrücke, die ihm hie und da entſchlüpften, reichten hin, das Ganze für ſie unverſtändlich zu machen. In ganz Trapezunt war nur Ein Mann im Stande, die Noten aufzuſetzen, die dem Paſcha eingereicht wurden, und oft mußte er ſich ſelbſt zu dieſem verfügen, um ſie ihm zu erklären. Sylveſter de Sacy verſteht das Perſiſche und Arabiſche beſſer als die Araber und Perſer, und in der türkiſchen Sprachlehre, in den türkiſchen Dialekten iſt Jaubert bewanderter als die Türken. Unter allen Dolmetſchern, deren ſich die verſchiedenen Legationen in Konſtantinopel bedienen, iſt nur einer, Dantan, im

Stande, aus dem Stegreiſe zu überſetzen und eine Note auf Türkiſch abzufaſſen.

Aus den ſehr umſtändlichen Nachrichten, die Fontanier über die Juſtizpflege mittheilt, heben wir Einiges über die Ehe aus. Bei den Moslim wird die Ehe durch eine Erklärung vor dem Cadi oder vielmehr im Mekemé geſchloſſen. Die Verwandten nnd Zeugen des Gatten und ſeiner Zukünftigen kommen hier zuſammen, geben ihre Erklärung ab und ſetzen die Summe feſt, welche der Mann ſeiner Frau auszuzahlen hat, im Falle er ſie verſtoßen ſollte. Dieſer Akt heißt Nikie. Erſt nach dem Nikie findet die religiöſe Ceremonie ſtatt; mehrere Tage werden unter Beluſtigungen nnd allerlei Feſtlichkeiten zugebracht, ſodann holen die Verwandten des Mannes die Braut ab, welche dicht verſchleiert in die eheliche Behauſung geführt wird. Eine anmuthige Sitte will, daß das junge Mädchen ſich geberde, als thue man ihr Gewalt an; ſie geht tief zur Erde gebückt und ſcheint ſich eben ſo ſehr ihrer Hände zu bedienen, als ihrer Füße. Sobald ſie in das Gemach getreten iſt, lieſt der Imam der Moſchee einige Stellen aus dem Coran vor, ſegnet die Gatten und entfernt ſich, worauf die Anweſenden weggeſchickt werden. Iſt die Braut von hohem Range, oder hat ſie einen weiten Weg zu machen, um zu ihrem Manne zu gelangen, ſo ſteigt ſie zu Pferde; voran gehen die Muſikanten, man ſchießt mit Flinten und Piſtolen, die Männer tanzen und beluſtigen ſich vor dem Hauſe der Braut, die Frauen im Innern. Nach Fontanier kommt es übrigens nicht oft vor, daß ſich, wie Viele allgemein behaupten, die Verlobten vor der Heirath nicht ſehen. *) Nur wenige Tage vor der Hochzeit verſtecken ſich die Frauen, und die Männer halten es für ſchicklich, ſich zu ſtellen, als kennten ſie ſie nicht. Sie wiſſen recht gut die Mittel zu finden, mit einander zu korreſpondiren, bevor der Kontrakt geſchloſſen wird, und Liebesintriguen ſind eben ſo häufig wie bei uns. Der Aufſeher Fontaniers, ein angeſehener Mann, denn er kleidete ſich ganz in Roth und war öffentlicher Schreiber, gerieth eines Tags in Streit mit ſeiner Frau, einer ſehr jungen und hübſchen Perſon. Er drohte ihr mit ſeiner Piſtole, ſie ſpie ihm in's Geſicht; als ſie zum Hauſe hinaus gehen wollte, faßte er ſie an den Haaren; zuletzt ſtieß ſie die Thüre ein und flüchtete ſich zu ihrer Mutter. Der arme Schreiber war untröſtlich und erwies Fontanier die Ehre, ſich bei ihm über die Mittel zu befragen, ſeine Frau wieder zu bekommen. Bei dieſer Gelegenheit brachte er ein mächtiges Paket Briefe herbei, die ſie vor ihrer Verbindung mit einander gewechſelt, und Fontanier überzeugte ſich, daß die beiden jungen Leute ſich Verſprechungen und Schwüre gethan, ganz wie es bei uns in ſolchen Fällen der Brauch iſt. Seine Schwägerin beſtätigte dieſes Verhältniß, deſſen Zeuge ſie geweſen war; ſie ſelbſt hatte auf demſelben Fuß Umgang mit ihrem Manne gehabt, ihre Geſpielinnen hatten es alle ebenſo gemacht, die etwa nicht ſchreiben konnten, fanden leicht einen Briefſteller, und ſo erlangte Fontanier den vollkommenſten Beweis, daß die Menſchheit überall dieſelbe iſt. Einige Tage vor ſeiner Abreiſe entwich ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, die Tochter eines der angeſehenſten Großen im Lande, aus dem väterlichen Hauſe, weil man ſie gegen ihren Willen verheirathen wollte. Sie hatte einen Geliebten und war auf dem Punkte, deſſen Wohnung zu erreichen, als ihr Vater ſie zufällig traf, nach Hauſe zurückführte und, nachdem er den Grund ihrer Flucht erfahren, ihr die Baſtonnade geben ließ; der Geliebte wurde eingekerkert. Dergleichen würde ſich nicht ereignen, wenn ſich beide Geſchlechter einander ſo fremd blieben, als man behauptet. Es iſt überflüſſig, mehrere Beiſpiele anzuführen. Das Geſagte genügt, um darzuthun, daß in dieſem Punkt die Sitten in der Türkei gerade ſo ſind, wie anderswo. Die Europäer können indeſſen darüber nicht wohl aus eigener Erfahrung urtheilen, weil es ihnen faſt unmöglich iſt, weiblichen Umgang zu bekommen; man betrachtet ſie als eine gar zu ſeltſame Nation, ihre Kleidung erregt Widerwillen und Verachtung, und zudem wiſſen ſich die wenigſten in der Landesſprache auszudrücken.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) In Egypten ſehen ſie ſich nie vor der Heirath. D. Ref.

Die Brautnacht in Hamburg.

(Beſchluß.)

Als die Erinnerungen ſich endlich ſammelten, wurde ihnen durch furchtbare Nachrichten aus der Gegenwart das Gleichgewicht gehalten. Meine Mutter lag in der Schweiz im Sterben. Wäre es auch nicht heilige Sohnespflicht geweſen, ſo hing doch auch meine künftige Exiſtenz davon ab, daß ich noch gewiſſe Familienmittheilungen aus ihrem Munde vernahm. Sobald ich nur die freie Luft ertragen konnte, mußte ich mich in den Reiſewagen ſetzen und mit Kourierpferden nach Lauſanne eilen. Dennoch, mögen Sie denken, hatte ich es nicht verſäumt, mich nach ihr, der Urſache aller meiner Leiden, zu erkundigen. Sie war während meiner Krankheit nach Lübeck zurückgereiſt; denn auch ihre Mutter war krank, und ſie ſollte ſie pflegen. Niemand wußte davon, daß ſie an meinem Krankenbette geſeſſen, oder nur zur Thür eingetreten war; ja man meinte, daß ſie kaum um meine

Krankheit gewußt, und ich hörte, daß ſie immer heiter geweſen.

Brauche ich Ihnen zu ſagen, mit welchen Doppelſchmerzen ich abfuhr? Eine Tagereiſe von ihr, von dee Löſung eines ſchauerlichen Räthſels, und ich mußte mich in den Wagen ſetzen, um an's andere Ende der germaniſchen Welt einem neuen Schmerze entgegen zu reiſen. Ich fand meine Mutter noch am Leben, aber in einem Zuſtande, der es mir zur Pflicht machte, ihren Tod zu wünſchen. Gewiſſensbiſſe, im Rückblick auf ihre Jugendzeit, vermehrten ihre körperlichen Leiden, und ich fand ſie ganz in den Händen fanatiſcher Geiſtlichen. Ich hatte Familiengeheimniſſe zu empfangen und Geſtändniſſe, gegen welche das Wunder jener Nacht zur Bedentungsloſigkeit zuſammenſchrumpft; aber was man mir heute in der Stunde der Schwäche vertrauen wollte, zog man morgen, wenn ein neuer Lebensfunke ſich zeigte, wieder zurück. Ich mußte auf der einen Seite mit der theuerſten Perſon, der ich das Leben verdankte, ringen, um Bekenntniſſe heraus zu locken, die ihr doch äußerſt ſchmerzlich waren, während ich von dee andern die zelotiſchen Prieſter abzuhalten hatte, daß ſie ihnen nicht freiwillig vertraute, was mir allein zu wiſſen zukam. Und ich mußte ſo handeln, denn es war nicht allein mein Vortheil, ſondern die Ehre meiner ganzen Familie im Spiel. Und unter dieſen, den Verſtand angreiſenden und das Herz verwundenden Kämpfen erloſch doch keinen Augenblick die Erinnerung an jene Nacht. Sie war meine Gattin vor den Augen des Himmels, und ich hatte es mir geſchworen, ſie ſolle es auch vor den Augen der Welt werden.

Mehrmals hatte ich an ſie geſchrieben, ohne Antwort zu erhalten. So feſt war in mir die Ueberzeugung von dee Wirklichkeit jener Nacht, und von allem, was darin vorgegangen, daß es mir keinen Augenblick einfiel, wie ich vielleicht an ein fremdes Weſen Briefe richtete und mich dem Ridicüle ausſezte, indem ich ihr meine Hand anbot. Daß keine Antwort ankam, minderte nicht im Geringſten meine Liebe und meinen Entſchluß. Ich wollte gleich nach dem Tode meiner Mutter, und wenn meine Geſchäfte geordnet, nach Lübeck eilen. Da endlich kam ein Brief, kurz und undeutlich, da die Schreiberin mit der Orthographie und dem deutſchen Schriftſtyl etwas brouillirt war. Ein anderee hätte vielleicht nur dummes Zeug herausgeleſen, mir aber ſtralte hell und deutlich die ſüßeſte Botſchaft der Liebe entgegen. Sie erwarte mich zur Feier unſers ewigen Bundes an dem und dem Tage. Der Termin war etwas weit hinausgerückt, aber es war derſelbe Tag der Täuſchung, dem die ſelige Nacht der Hoffnung voranging. Meine Mutter hatte ausgelitten, aber eine Laſt von Geſchäften hatte ich abzuwälzen; dringende Reiſen führten mich von den Pyrenäenbädern bis Ungarn, und die Zeit verſtrich dermaßen unter dem Nothwendigſten, daß ich erſt an dem beſtimmten Tage in das Thor von Lübeck einfuhr.

Ich will kurz ſeyn. Das Häuschen der Mutter fand ich leicht. Es war ſauber geſcheuert, Sand war geſtreut, und Blumen und Reißig ſteckten feſtlich über den Thüren. Das Mütterchen empfing mich wie einen längſt Erwarteten, und führte mich auf meine Bitte ohne Weiteres in die Kammer ihrer Tochter. Sie lag, ſo ſchön wie damals, nur um Vieles blaſſer, auf einer weißen, mit Blumen geſchmückten Bahre. Auf ihrem Kopfe blühte ein wunderſchöner Myrthenkranz. „So hat ſie's gewollt,“ ſagte das Mütterchen, und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge; „ſie ſagte, ſie ſey Braut, und heute werde Hochzeittag ſeyn. Und fragte ich das liebe Kind, wo denn der Bräutigam ſey, ſo antwortete ſie lächelnd: der wird ſchon kommen, wenn es Zeit iſt; er kann's ſchon kaum erwarten.“ — Sie war geſtern geſtorben. Die Sonntagsglocken von allen Kirchen läuteten ihren Segen, derweil ich die Hand meiner Braut hielt, und vergebens auf den ſchönen Mund, der noch immer zu lächeln ſchien, um Antwort blickte. Die Mutter war nie ihre Vertraute geweſen; aber ſie gab mir ein Käſtchen, welches ihre Tochter für mich beſtimmt. Drinnen lagen alle meine Briefe, nur die Dinte verbleicht, von Thränen vielleicht. Auch hatte ſie in lezter Zeit viel in einem Buche geleſen, ſagte die Mutter, aus dem kein Menſch klug werde, und das liebe Kind habe doch ſonſt überall nicht viel vom Leſen gehalten. Sie holte es aus dem Schrank; es war ein Exemplae von Schleiermachers Ueberſetzung des Phädrus. Sie mußte es viel in der Hand gehabt haben, es war abgeleſen und viele Kniffe und Zeichen darin, und mit dem Finger hatte ſie Worte unterſtrichen und ausgeſtrichen.

Mehr habe ich nie erfahren. Der Schlüſſel des Unbegreiflichen wurde in ihr Grab verſenkt. Ich ſtand dabei, als ſie Erde darüber ſchaufelten. Ich mußte doch dabei ſeyn, als ſie meine Braut beſtatteten.

W. Alexis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Arago über arteſiſche Brunnen.

Ein wahrhaft verdienſtliches Unternehmen, eine Fundgrube nützlicher Kenntniſſe iſt das jährlich von Arago herausgegebene Annuaire du bureau des longitudes, und man muß ſich wundern, daß es in Deutſchland, wohin von hier aus ſo vieles minder Preiswürdige den Weg findet, noch nicht nachgeahmt worden iſt, in einem Lande, wo der ſtatiſtiſche Theil des Werks und die Reduktionstafeln allerdings ſchwieriger, aber auch nothwendiger wären. Wir haben

ſchon öfters aus dieſem Almanach Abhandlungen mitgetheilt, und auch dieſes Jahr wird ein Auszug aus dem darin enthaltenen Aufſaz Arago's über arteſiſche Brunnen willkommen ſeyn.

Olympiodor, der um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts zu Alexandria lebte, berichtet, daß, wenn man in der Oaſe 200, 300, ja 500 Ellen tiefe Brunnen grabe, häufig Ströme Waſſers darin aufſteigen und ſich über die Oberfläche erheben, deren ſich die Landleute zur Bewäſſerung der Felder bedienen. In Frankreich können wir die Geſchichte dieſer Springquellen lange nicht ſo weit rückwärts verfolgen; der älteſte bekannte Brunnen der Art iſt einer aus dem Jahr 1126, zu Lillers in Artois, im alten Karthäuſerkloſter. Der Name der arteſiſchen Brunnen ſchreibt ſich auch bekanntlich von der alten Grafſchaft Artois her. — Da man im Publikum häufig von der Natur der Quellen, welche jene Brunnen unterhalten, unrichtige Begriffe hat, ſo iſt die Meinung ſehr verbreitet, daß ſie ſammt und ſonders über kurz oder lang ausbleiben dürften. Wer aber weiß, wie ungeheuer groß die Maſſe des Regens und überhaupt des atmoſphäriſchen Waſſers iſt, die durch die Spalten und Klüfte des Erdreichs abwärts dringt, bis das Waſſer auf eine feſte, undurchdringliche Schichte ſtöße, wird dieſer Beſorgniß nicht Raum geben. Die Menge des Waſſers, welches täglich auf der Erdoberfläche verdunſtet und wieder darauf niederfällt, iſt unglaublich groß, und man muß den Kalkul vor Augen haben, um ſich davon zu überzeugen. Das Becken der Seine z. B. hat vier Millionen und 327,000 Hektaren Oberfläche. Wenn nun das Waſſer, das in dieſes Becken fällt, nicht verdunſtete, wenn es nicht in den Boden dränge und dieſer durchaus horizontal wäre, ſo würde es nach Verfluß eines Jahres eine 53 Centimeter oder $1\frac{1}{2}$ Par. F. hohe Schichte bilden. Durch leichte Rechnung ergibt ſich, daß eine ſolche Schichte 22,933 Millionen Kubikmeter Waſſer halten würde. Nun laufen unter der Revolutionsbrücke zu Paris im Durchſchnitt in der Sekunde 255 Kubikmeter Waſſer durch; dies macht 22 Millionen täglich und 8042 Millionen jährlich. Leztere Zahl aber verhält ſich zu den 22,934 Millionen Kubikmetern, welche jährlich als Regen in das Baſſin der Seine fallen, ungefähr wie eins zu drei. Somit iſt die Waſſermaſſe, welche jährlich unter den Pariſer Brücken durchläuft, nicht viel mehr als ein Drittheil derjenigen, welche ſich in das Baſſin niederſchlägt; die andern zwei Drittheile gehen entweder mittelſt der Ausdünſtung wieder in die Luft, oder dienen zum Unterhalt des vegetabiliſchen und animaliſchen Lebens, oder finden den Weg in's Meer durch unterirdiſche Kanäle.

In den geſchichteten Gebirgsarten gibt es große leere Räume, Höhlen, wo ſich häufig unterirdiſch Waſſer ſammelt. Als Beiſpiel führen wir die Adelberger Höhle in Krain an, in die ſich ein Fluß ſtürzt, der zu verſchiedenen Malen verſchwindet und wieder zum Vorſchein kommt; man iſt über eine Meile weit in derſelben vorgedrungen, aber ein großer See, über den man nur zu Schiff kommen könnte, hat bis jezt fernern Unterſuchungen ein Ziel geſezt. Manche der Gemächer, aus denen dieſe Höhle beſteht, ſind nach allen Dimenſionen größer, als die größten Kathedralkirchen. Einen beſonders auffallenden Beweis von der gewaltigen vertikalen Zerklüftung mancher Gebirgsarten gibt das Erdloch in der Nähe von Friedrichshall in Norwegen; ein Stein, den man hineinwirft, fällt über zwei Minuten, bevor er auf dem Boden anlangt; daraus ergibt ſich eine Tiefe von mehr als 4000 Meter oder 12,000 Par. F., 800 Meter mehr, als die höchſten Gipfel der Pyrenäen. — In den geſchichteten Gebirgsarten gibt es ausgedehnte unterirdiſche Waſſerſpiegel. Einen der augenfälligſten Belege für eine ſolche unterirdiſche Waſſermaſſe mit veränderlichem Niveau liefert der Zirknitzer See in Krain. Er iſt etwa eine Meile lang und halb ſo breit; um die Mitte des Sommers, bei trockener Witterung, fällt er raſch, und nach wenigen Wochen iſt er völlig trocken gelegt. Man bemerkt dann deutlich die Oeffnungen, durch die ſich das Waſſer in die Tiefe gezogen hat; einige ſtürzen ſenkrecht ab, andere laufen in ſchiefer Richtung in die Höhlen, deren die Gebirge ringsum voll ſind. Kaum iſt das Waſſer weg, ſo wird der ganze Boden bebaut, und nach wenigen Monaten machen die Bauern Heu oder ſchneiden Hirſe am ſelben Fleck, wo ſie noch nicht lange Schleien und Hechte gefangen. Gegen das Ende des Herbſtes, nach der gewöhnlichen Regenzeit, ſtrömt das Waſſer durch dieſelben natürlichen Kanäle wieder ein; dieſe Oeffnungen unterſcheiden ſich aber von einander auf merkwürdige Weiſe: einige geben bloß Waſſer, aus andern kommen mit dem Waſſer Fiſche, aus noch andern aber auch Enten vom unterirdiſchen See. Dieſe Enten ſchwimmen, wenn ſie die Fluth, ſo zu ſagen, an die Erdoberfläche wirft, ganz gut, ſie ſind aber völlig blind und faſt ganz nackt. Das Geſicht bekommen ſie in kurzer Zeit, aber erſt nach mehreren Wochen iſt ihr mit Ausnahme des Kopfes ganz ſchwarzes Gefieder ſo weit gewachſen, daß ſie fliegen können.

Im Schooße des feſten Geſteins gibt es hin und wieder wahre unterirdiſche, raſch fließende Ströme. Ein Beiſpiel davon wurde unter dem Boden von Paris ſelbſt beobachtet. Man trieb an der Barrière von Fontainebleau ein Bohrloch nieder; die Arbeit ging, wie gewöhnlich, ſehr langſam vor ſich, aber auf einmal fiel der Bohrer hinunter, ſieben einen halben Meter tief, und als man ihn wieder heraufziehen wollte, bemerkte man, daß eine ſtarke Strömung ihn hin und her rüttelte. Das Waſſer des unterirdiſchen Stromes ſprang plözlich auf, und ſo konnte man die Beobachtung nicht weiter fortſezen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 27:

Salzbad.

Charade.

Das Erſte iſt ein edel, nuzbar Thier,
Der Stolz des Menſchen, ſeines Haushalts Zier,
Und Buffon hat — „Vom Pferde viel gepredigt;
Zum Zweiten denn! dies wäre ſchon erledigt.“

Zu Zucht und Ordnung ſchuf's des Menſchen Hand,
Der thier'ſche Abfall häuft ſich längs der Wand,
Wo in der Reih', in gleichen Intervallen —
„Die Pferde ſtehn, und wir auf Pferdſtall fallen!“

Verzeiht! für's Ganze bitte ich um's Wort,
Ihr ſeht es ſelber hoch zu Roſſe dort:
Gewalt'ger Fabler, unfehlbarer Späher,
Ob ſchmierig oder nicht, ob Junker, ob Hebräer.

W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Februar 1835.

Was für geſellige Thiere ſind die Planeten!

Pfaff.
Aſtrologie.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835.

Dargeſtellt

von

Dr. Nürnberger.

Schon ſeit längerer Zeit ſind wir beſtrebt geweſen, den Leſern alljährlich eine Vorausſagung der bevorſtehenden wichtigſten Himmelsbegebenheiten zu geben, und wir hoffen diesmal um ſo mehr Ehre einzulegen, als in dieſem Jahre der berühmte Halley'ſche Komet, aus fernen Himmelsräumen zu unſerer Nähe und daher zur Sichtbarkeit für uns rückkehrend, erwartet wird. *) Dieſer Himmelskörper vollendet ſeinen Umlauf um die Sonne in 74 bis 76 Jahren, und iſt bereits in den Jahren 1305, 1380, 1456, 1531, 1607, 1682, und zuletzt 1759 beobachtet worden. Die Bahn, in welcher er ſich bewegt, iſt eine ſehr geſtreckte Ellipſe, in deren einem Brennpunkte ſich die Sonne befindet; der dieſem Brennpunkte nächſte Punkt der Bahn (das Perihelium) iſt, nach Halley's Berechnung, nur 12 Millionen Meilen, der gegenüberliegende fernſte Punkt (das Aphelium) aber gegen 800 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, d. h. alſo, der Komet ſteht von der Sonne, in ſeiner größten Nähe, nur noch 12 Millionen Meilen, in ſeiner größten Entfernung aber gegen 800 Millionen Meilen ab. Der Erde dagegen kommt er diesmal noch viel näher: ſeine Entfernung von uns wird Anfangs Oktobers, wo ſie am kleinſten iſt, nur noch 5 Millionen Meilen betragen, nimmt aber dann ſchnell wieder bis auf einige zwanzig Millionen Meilen zu. Zu dieſer Zeit alſo, wie geſagt, Anfangs Oktobers, dürfte ſich uns der Komet am ſchönſten zeigen. Die übrigen Erſcheinungen deſſelben werden Sie in der Reihe der andern Himmelserſcheinungen nach der Zeitfolge hierunten angegeben finden.

Vom Januar iſt zuerſt zu bemerken, daß ſich unſere Erde zu Anfang deſſelben, nämlich 10 Tage nach dem, bekanntlich den 21ſten December einfallenden Winterſolſtitium, in ihrer Bahn der Sonne am nächſten befindet und daher die ſchnellſte Bewegung hat. Sie durchläuft nämlich die eine Hälfte ihrer Bahn vom 29ſten März bis 1ten Oktober in 186 Tagen 13 Stunden, und die andere Hälfte vom 1ſten Oktober bis zum 29ſten März in 178 Tagen 17 Stunden. Dieſem beſondern Umſtande, daß die Erde nur 10 Tage nach dem Eintritte

*) Zwar geht am 25ſten Auguſt d. J. auch der bekannte Encke'ſche Komet durch ſeine Sonnennähe; da er aber für uns kaum ſichtbar werden wird, ſo erwähne ich ſeiner nicht weiter. N.

Digitized by Google

der Sonne in das Zeichen des Krebſes, womit bei uns Europäern der Sommer anfängt, gerade ihre größte, und 10 Tage nach dem Eintritt der Sonne in den Steinbock, womit unſer Winter anfängt, ihre kleinſte Entfernung von der Sonne hat, und ſich folglich in unſerem Sommer langſamer als in unſerem Winter bewegt, haben wir es zu verdanken, daß unſer aſtronomiſcher Frühling und Sommer 8 Tage länger dauert, als unſer Herbſt und Winter. Auf die Temperatur hat übrigens dieſe geringe Entfernungsverſchiedenheit der Erde von der Sonne keinen weſentlichen Einfluß; dieſe hängt vielmehr beſonders vom Zenithalſtande der Sonne ab. Wohl aber könnte der Umſtand, daß Frühling und Sommer hiedurch für die nördliche Halbkugel 8 Tage länger als für die ſüdliche währen, dazu beitragen, daß die ſüdliche Polarregion der Erde kälter gefunden wird, als die nördliche. Wir heben dieſen Umſtand, deſſen nicht alle aſtronomiſchen Lehrbücher erwähnen, deßhalb hier hervor. Am 2ten Januar ſteht Mars in Oppoſition mit der Sonne, d. h. unſere Erde befindet ſich gerade zwiſchen ihm und lezterer; man ſieht ihn daher ſchon Abends am Oſthimmel, er geht um Mitternacht durch den Meridian und iſt in ſeinem feuerrothen Glanze die ganze Nacht hindurch ſichtbar. Schon im verfloſſenen December kam er bald nach 5 Uhr Abends über unſern nordöſtlichen Horizont und ſchien die ganze Nacht, zuweilen mit einem ſolchen Glanz, daß er wohl mehreren der Leſer aufgefallen iſt. Den 10ten Januar, Abends gegen 8 Uhr, zeigt er ſich in den Zwillingen; zugleich ſteht Jupiter nicht weit vom nördlichen Mondrande und ſüdlich unter dem Monde der ſchöne Doppelſtern Aldebaran. Zu Ende dieſes Monats oder Anfangs Februars hat ſich der Halley'ſche Komet der Erde bis auf 70 Millionen Meilen genähert, und kann vielleicht durch ſehr lichtſtarke Inſtrumente bereits geſehen werden. Venus erhält im Februar ihren größten Glanz und ſteht vor Sonnenaufgang bei Südoſt, aber der flachen Lage des Thierkreiſes wegen niedrig. Am 17ten Februar Abends ſteht Saturn nicht weit vom Monde, gibt aber dem Firmament keine große Zier, ſondern erſcheint nur als ein ziemlich kenntlicher Stern in einem bleichröthlichen Lichte. Mars glänzt zugleich an den Füßen der Zwillinge. Der Monat März bietet nur eine Sternbedeckung durch den Mond dar, deren wir aber hier nicht näher erwähnen, da ſie mehr den Aſtronomen von Profeſſion, als ein größeres Publikum intereſſirt; man verſteht übrigens darunter ein Vorbeigehen des Mondes in ſeinem Laufe vor einem Fixſtern, während deſſen lezterer unſern Blicken auf ſo lange hinter der Mondſcheibe verborgen bleibt. Am 3tſten April wird ſich Venus, der zweite Planet in der Reihe unſeres Syſtems, unſern des Uranus zeigen, welcher, ſo weit unſere heutige Kenntniß reicht, der lezte deſſelben iſt; dieſe Erſcheinung hat kurz vor Sonnenaufgang in Oſtſüdoſt ſtatt, und kann dazu dienen, den ſonſt nicht leicht aufzufindenden Uranus auch ungeübteren Blicken bemerklich zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus der Türkei.

(Fortſetzung.)

Auch über die Munizipalverwaltung wird viel Neues und Wiſſenswerthes berichtet; wir gehen nicht darauf ein und bemerken bloß im Allgemeinen, daß die türkiſchen Munizipalbeamten mit den europäiſchen nicht im Mindeſten zu vergleichen ſind, daß eine Gemeinde in unſerem Sinn in der Türkei gar nicht beſteht. Die Stellung der Beamten iſt ſehr mißlich. Iſt ein Paſcha ſtreng, treibt er durch Bedrückungen das Volk zur Empörung, gelangen Klagen über ſeine Verwaltung in die Hauptſtadt, ſo findet die Pforte darin einen Vorwand, ihn zu tadeln und Geld von ihm zu erpreſſen. Iſt hingegen ſeine Verwaltung milde, ſo beſchwert ſich die Pforte, ihre Befehle werden nicht vollzogen, und er muß wieder zahlen. Wagt er es, ſeine Entlaſſung einzugeben, ſo weiß er nicht mehr, wo er ſein Haupt niederlegen ſoll. Man ſezt dann voraus, daß er große Schätze beſitzen müſſe, und verfolgt ihn auf alle mögliche Weiſe. Die Unterbeamten befinden ſich in derſelben Lage.

Fontanier lebte auf ziemlich vertrautem Fuße mit dem Agha ſeines Stadtviertels, deſſen Vater ein großer Herr geweſen war. Er ſelbſt ritt in ſeiner Jugend nie anders aus, als von einem zahlreichen Gefolge umgeben. Nachdem aber die Janitſcharen waren vernichtet worden, ſah er ſich genöthigt, dieſen ariſtokratiſchen Manieren zu entſagen, und ging durch die Straßen in Begleitung eines einzigen Bedienten, welcher, eine Spindel in der Hand, gleich ſeinem Herrn Wolle ſpann oder Strümpfe ſtrickte; dies iſt, mit Ausnahme des Paſchas allenfalls, der gewöhnlichſte Zeitvertreib. Dieſer Agha erzählte Fontanier oft von ſeiner frühern Herrlichkeit und ſeinen jetzigen Nöthen. Er war dem Trunke ſehr ergeben und wohnte im Stadtviertel der Chriſten. Um ſich ungeſtört ſeinen Genüſſen überlaſſen zu können, hatte er in ſeinem Garten ein Kiosk erbauen laſſen; dahin begab er ſich mit ſeinen Freunden und trank mit ihnen den Wein, den er, gleich den meiſten ſeiner Religionsgenoſſen, jährlich für ſeinen Bedarf ankaufen ließ. Zuweilen, um einige Abwechslung in ſeine Beluſtigungen zu bringen, ließ er irgend einem Rajah ſagen, er werde ihn beſuchen und bei ihm zu Nacht ſpeiſen. Dieſes hieß ſoviel, als der Rajah ſolle ſeine Hühner ſchlachten und ſeinen Keller

Digitized by Google

öffnen, und er mußte ſich noch ſehr glücklich ſchätzen, wenn ſich der Agha nicht die Ehre bezahlen ließ, die er ihm angethan, und den Tribut von ihm begehrte, den man dich-parassi nennt, d. h. Geld, um die Zähne zu putzen. Die Anführer der Janitſcharen waren nicht immer ſo mäßig in ihren Forderungen; ſie beſchränkten ſich nicht auf den dich-parassi, ſondern hielten ihr leeres Taſchentuch hin und verlangten, daß man es voll mache; zuweilen bezeichneten ſie ein Mädchen des Hauſes, das ſie bedienen ſolle, und wenn die Eltern ſie beſchworen, von ihrem Begehren abzuſtehen, ſo mußte neuerdings Geld herbeigeſchafft werden. Unſer Agha mußte jezt nach wie vor den Steuerpflichtigen nachlaufen, ihnen die zu entrichtende Abgabe mit Gewalt abnehmen oder an ihrer Stelle zahlen; er mußte Rekruten auftreiben, wodurch er ſich natürlicherweiſe Feinde zuzog. Allein nicht nur getraute er ſich nicht mehr ſo viel zu trinken, er ſpeiste auch nicht mehr bei ſeinen Untergebenen, als wenn er zu Gaſte gebeten wurde. Die Wachen des Paſcha unterließen indeſſen nicht, ihm jeden Freitag einen Beſuch abzuſtatten, um das Badegeld bei ihm zu erheben. Er beſaß einige Dörſer in der Nachbarſchaft, allein er würde ſich wohl gehütet haben, ſich dahin zu verfügen, ohne die Erlaubniß des Paſcha eingeholt zu haben. Es blieb ihm mit Einem Worte kein anderer Genuß mehr, als von Zeit zu Zeit heimlich eine Flaſche Wein zu trinken oder das Weißbrod zu ſpeiſen, das ſich ſeine Mutter in der Nachbarſchaft zu verſchaffen wußte. In ſolchen Verhältniſſen lebte einer der vornehmſten Beamten des Landes; auch fühlte er ſich höchſt unglücklich und rief oft im Beiſeyn ſeiner Freunde: „wie fange ich es nur an, um meines Amtes los zu werden! Ja, ich will zum Paſcha gehen, ich will ihm ſagen, daß ich mein Aghalik aufgebe, und ſollte es mich den Kopf koſten!“ Hätte er dieſe lezte Drohung in's Werk geſezt, ſo würde ihn ſehr wahrſcheinlich dieſes Schickſal getroffen haben; auch ließ er ſie bloß Abends vernehmen, wenn er betrunken war, und in ſolchen Augenblicken hätte man ihm nimmermehr geſtattet, ſich zu Sr. Excellenz zu verfügen.

Auch die chriſtliche Geiſtlichkeit iſt mannichfaltigen Bedrückungen ausgeſezt, daher ſich die Biſchöfe unter den Großen des Reichs nach Gönnern und Beſchützern umſehen müſſen. Der katholiſchen Biſchöfe ſind nur wenige, und ſie werden vom Pabſte ernannt. Zu Trapezunt war ein griechiſcher Erzbiſchof, ein armeniſcher Biſchof und ein katholiſcher Pfarrer. Der Erzbiſchof war Bedienter bei ſeinem Vorgänger geweſen; der Biſchof, ſeinem Gewerbe nach ein Goldſchmied, hatte Anfangs in der Kirche geſungen und ſpäter ſchreiben und leſen gelernt. Sein Geſicht war regelmäßig gezeichnet und von ſeltener Schönheit; er machte viel Glück bei den Damen, war der geſelligſte unter allen ſeinen Landsleuten und rühmte ſich, der beſte Wein- und Branntweinfabrikant der ganzen Gegend zu ſeyn. Er hatte viele Bekanntſchaften unter den Europäern; aus der Unterhaltung mit ihnen waren ihm die Namen verſchiedener Wiſſenſchaften im Gedächtniſſe geblieben, und ſo oft er von einem ſeiner Schreiber oder Unterbeamten ſprach, ermangelte er nicht zu ſagen: „er verſteht Rhetorik, Chemie, Mathematik, Philoſophie.“ All dieſes Wiſſen beſchränkte ſich leider auf das Herleiern einiger Kirchengeſänge nach den wunderlichſten Melodien, mit ſo falſcher Intonation, daß die unempfindlichſten Ohren dadurch beleidigt wurden. Dieſer Biſchof ließ ſich, wie der Erzbiſchof, Se. Heiligkeit nennen. Fontanier, welcher die meiſten armeniſchen Prälaten und eine Menge griechiſcher und ruſſiſcher Prieſter hat kennen lernen, verſichert, daß er unter ihnen Keinen gefunden, der die griechiſchen Behörden von Trapezunt an Gelehrſamkeit übertroffen. Der katholiſche Pfarrer dieſer Stadt war zwar bei Weitem nicht ſo unterrichtet, als ſeine Kollegen in Europa, indeſſen zeichnete er ſich durch eine, in dieſer Heimath der Unwiſſenheit ſeltene Beſcheidenheit aus, galt für einen gründlichen Kenner ſeiner Mutterſprache, und war auch in der Kirchengeſchichte nicht unbewandert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Näke's Tod.

Die hieſige Kunſtakademie, ja die Kunſt ſelbſt hat in dem kaum begonnenen Jahre ſchon einen höchſt empfindlichen Verluſt zu beweinen. Am 10ten dieſes Monats verſchied der Geſchichtsmaler, Profeſſor Heinrich Näke, im neun- und vierzigſten Lebensjahre. Er gehörte zu denjenigen ausgezeichneten Künſtlern, die, ohngeachtet des in ihnen wohnenden, wahrhaft ſchöpferiſchen Geiſtes, es auch bei längerer Lebensdauer nie zu einem damit in Verhältniß ſtehenden Reichthume an Schöpfungen bringen können, und dies einzig darum, weil ihre hohe Idee von der Kunſt und das ihnen vollkommen aufgeſchloſſene Verſtändniß über die bereits ſeit Jahrhunderten vorhandenen unſterblichen Werke der Malerei ihnen erſt bei jedem Plane und dann auch wieder bei Ausführung deſſelben fortdauernd die Frage an das Herz legen: wird auch deine Leiſtung jenen Werken würdig zur Seite ſtehen? — Zu ſeinen vorzüglichern Gemälden gehört unter andern die heilige Eliſabeth, mit Dienerinnen und Dienern aus dem landgräflichen Schloſſe tretend, um welches ſo eben ein Heer Armer und Kranker verſammelt ſteht, Heil oder Heilung von ihr zu empfangen, ein köſtliches, beſonders auch durch höchſt charakteriſtiſche Individualiſirung der mannichfachen Geſtalten und Gruppen, bei einem hinreißenden Farbenſchmelz und vorzüglicher Harmonie des Ganzen empfohlenes Bild der ausgewählten Gemäldeſammlung des für Kunſt und Künſtler in ſo vieler

Hinſicht wohlthätig wirkenden Kenners **Quandt**. Eine andere zur Celebrität gelangte, einfachere Darſtellung Näke's aus früherer Zeit, welche durch ihre Wahrheit und Schönheit, ſo wie durch die Vollendung in der Ausführung ſich theils auf hieſiger Ausſtellung, theils in mehreren Privatſammlungen den größten Beifall erwarb, war die Scene aus **Goethe's Fauſt**, wo Gretchen beim Zerpflücken der Sternblume die Worte ſpricht: Er liebt mich! und Fauſt ihr dazu über die Schulter blickt. Die Darſtellung beider Geſtalten und der ganzen Situation war ſo entzückend, wie die Idee. Das Bild ſoll zuletzt im Beſitz des unſterblichen Dichters geweſen ſeyn. Mit gleicher Liebe pflegte Näke ſchon vor einer Reihe von Jahren ein Seitenſtück zu dieſem Gemälde. Es ſtellte den Moment dar, wo Gretchen, aus der Kirche kommend, auf Fauſts Anrede:

> Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
> Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

ihm die Antwort gibt:

> Bin weder Fräulein, weder ſchön,
> Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.

Dieſes Tableau, in Rückſicht des Auffaſſens des glücklichen Gedanken und der ſorgfältigen Ausarbeitung ein des erſtern vollkommen würdiger Pendant, und dabei durch einen größern Reichthum verſchiedenartiger Nebengeſtalten ausgezeichnet, war bereits fertig zur Ablieferung an den damaligen Beſitzer des Seitenſtücks, dem es ebenfalls zugeſagt war, als es durch einen unglücklichen Zufall mit der Staffelei, worauf es ſtand, umgeriſſen wurde, und ein Riß mitten durch die Leinwand, und zwar gerade durch die Geſichter der meiſten Figuren geſchah. Der Schrecken über die plötzliche Vernichtung eines Werkes, an dem des Künſtlers Geiſt und Hand lange Zeit gearbeitet hatte, und das nun endlich den überaus ſtrengen Forderungen, die er bei allen ſeinen Kunſtleiſtungen ſich machte, zu genügen ſchien, warf ihn auf's Krankenbett, das er mehrere Tage nicht verlaſſen konnte. In der Folge vermied Näke mit größter Aengſtlichkeit die Rede von dieſem Bilde, und nur Wenige gelangten dazu, daß er es ihnen vorzeigte. Einer ſeiner treueſten Freunde, ſelbſt ein beſonders ausgezeichneter Künſtler, ſtellte ihm die Möglichkeit vor, die zerriſſene Leinwand wieder zu verbinden und dann dem Fehler vollends durch den Pinſel abzuhelfen, ſo daß kein Menſch die Spur der Verletzung wahrnehmen werde; allein Näke war um keinen Preis zu dieſem Verſuche zu bewegen, und rührte das Bild nie wieder an. Ohne Zweifel wird es ſich in ſeinem Nachlaſſe vorfinden und von Kunſtkennern gewiß als ein theures Vermächtniß bewahrt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Beſchluß.)

Frage über arteſiſche Brunnen.

Worauf beruht nun aber das Phänomen, daß die unterirdiſchen Waſſer, wenn ſie erbohrt werden, über die Oberfläche der Erde emporſpringen? Gießt man Waſſer in eine wie ein U gekrümmte Röhre, ſo bleibt es in beiden Schenkeln genau in derſelben Höhe ſtehen. Man denke ſich nun, der linke Schenkel der Röhre ſtehe oben mit einem Behälter in Verbindung, aus dem er beſtändig voll erhalten wird, und der rechte Schenkel werde tief unten abgenommen und mit einem Hahn verſchloſſen; öffnet man in dieſem Zuſtande den Hahn, ſo wird das Waſſer zu derſelben Höhe in die Luft ſpringen, zu der es ſich erhoben hätte, wenn der Schenkel noch ganz wäre. Auf dieſes Prinzip nun gründen ſich auch die arteſiſchen Brunnen; der in den Tuilerien z. B. erhält ſein Waſſer aus einem auf den Höhen von Chaillot gelegenen Reſervoir. Beim arteſiſchen Brunnen ſteht, wie bei der gekrümmten Röhre ein Schenkel oder Zweig mit einem höher gelegenen, durch die atmoſphäriſchen Waſſer ſich beſtändig füllenden Behälter in Verbindung, und das niedergetriebene Bohrloch ſtellt den zweiten Schenkel vor. Die Entfernung des Behälters kommt dabei nur wenig in Betracht; er kann acht, fünfzehn, dreißig Meilen, ja noch weiter weg liegen. Die folgende Beobachtung ſcheint für die vorliegende Frage wirklich entſcheidend. Es gibt auf dem Meeresboden Quellen ſüßen Waſſers, welche ſenkrecht bis an die Oberfläche emporſprudeln. Das Waſſer dieſer Quellen kommt offenbar aus der Erde, aus natürlichen, unter dem Meeresboden gelegenen Kanälen. Vor wenigen Jahren nun entdeckte ein engliſches Convoi bei Windſtille im indiſchen Ocean eine reiche Quelle ſüßen Waſſers mehr als achtzehn deutſche Meilen von der zunächſt gelegenen Küſte. . .

Es gibt negative arteſiſche Brunnen, wie man ſie nennen könnte, das heißt Bohrlöcher, welche, ſtatt Waſſer zu geben, hineingegoſſenes Waſſer verſchlucken, und ſie haben ſchon hin und wieder den Gewerben weſentliche Dienſte geleiſtet. So entledigte ſich im vorigen Winter ein Fabrikant von Kartoffelſtärke bei St. Denis mittelſt eines bis auf gewiſſe poröſe Erdſchichten niedergebohrten Loches täglich einer Maſſe von 88,000 Litres ſchmutzigen Waſſers, deſſen Geſtank zu Klagen Anlaß gegeben hatte und ihn wahrſcheinlich genöthigt haben würde, ſeine Anſtalt weg zu verlegen. Nachdem das Loch drei Monate lang täglich die erwähnte Waſſermenge aufgenommen, fand man mit dem Bohrer unten nur Sand.

Man hört häufig fragen, ob ſich die arteſiſchen Brunnen in der Länge nicht erſchöpfen werden; die folgenden zwei Beiſpiele ſind wohl geeignet, das Publikum hierüber zu beruhigen. Der ſchon oben angeführte Brunnen zu Lillers im Departement Pas de Calais, der ſeit dem Jahr 1126 läuft, iſt ſeitdem beſtändig gleich hoch geſprungen, und die Waſſermenge, die er in 24 Stunden liefert, iſt ſich fortwährend gleich geblieben. Ein arteſiſcher Brunnen im Kloſter St. André zeigt ſich jezt noch ganz ſo, wie ihn Belidor vor mehr als hundert Jahren beſchrieb.

Indem man mit dem Erdbohrer in den Eingeweiden der Erde nach Waſſer ſucht, ſtößt man hie und da, ſtatt auf Waſſer, auf große Anſammlungen von Gas, das raſch aufſteigt. Dieſes Gas iſt gewöhnlich brennbar; in einigen Fällen iſt es reiner Waſſerſtoff, häufiger aber gekohltes Waſſerſtoffgas, das Gas, das ſich von ſelbſt in Steinkohlenlagern entwickelt und in den Minen ſo ſchreckliche Unglücksfälle verurſacht, und daſſelbe, das in neuerer Zeit zur Beleuchtung dient. Die Chineſen haben zahlreiche Gasbrunnen der Art. Bei denjenigen, welche der Abbé Imbert vor wenigen Jahren beſuchte, wurde das Gas in langen Röhren unter mehr als dreihundert Salzpfannen geleitet und das ſelbſt angezündet. Man bediente ſich zum Abdampfen gar keines andern Mittels. Straßen, Magazine, Werkſtätten wurden gleichfalls mittelſt deſſelben, in Bambusröhren überall umhergeleiteten Gaſes beleuchtet. Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es einige Orte, wo man das Gas, das nun ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren aus Bohrlöchern ſtrömt, die man angelegt, um Waſſer zu gewinnen, zur Beleuchtung von Häuſern und Straßen benützt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 10. Februar 1835.

Es will mir ſcheinen,
Als ob der Orient, bei aller Sklaverei,
Doch nicht geradezu die Höll' auf Erden ſey.

Voltaire.

Bilder aus der Türkei.

(Fortſetzung.)

Die Chriſten in Trapezunt, die ſeit Jahrhunderten unter den Türken leben, haben alle ihre Gebräuche angenommen und unterſcheiden ſich von ihnen bloß durch den Glauben. In gewöhnlichen Zeiten werden ſie ziemlich glimpflich behandelt, da Jeder unter den angeſehenern Türken ſeinen Gönner hat. Sie müſſen den Caratſch entrichten, und jedes Jahr werden ſie einer allgemeinen Gelderpreſſung unterworfen, unter dem Vorwande, ſie müſſen gezwungen werden, eine demüthige, ihrer traurigen Lage als Rajahs angemeſſene Kleidung anzulegen; hierauf läßt man ſie in Ruhe, abgeſehen davon, daß man ihnen zuweilen einige Stockprügel austheilt und ihr Vermögen auszukundſchaften ſucht, um ſie zu brandſchatzen; indeß ſind ſie in dieſer Beziehung nicht übler daran, als die Mahometaner ſelbſt. Sie verſtehen ſich aber trefflich darauf, alle Gelegenheiten zu vermeiden, wo ſie ſich compromittiren könnten, und ihre Reichthümer unter dem Scheine des höchſten Elends zu verbergen. Seit den neueſten Reformen werden ſie von den Paſchas gefürchtet, weil ſie ſich vermittelſt ihrer Patriarchen an die hohe Pforte wenden können; dagegen bringt es ihnen großen Schaden, daß die Moslim heutzutage gehalten ſind, durch Arbeit ihr Brod zu verdienen. Früher blieben die Großen von einigem Anſehen müßig und wußten ſtets Mittel zu finden, ſo viel Geld zu erpreſſen, als ſie zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe brauchten. Der Handel befand ſich ausſchließlich in den Händen der Chriſten, die ſich dadurch oft bedeutendes Vermögen erwarben. Heutzutage hingegen befaſſen ſich die großen Herrn ſelbſt mit Handelsgeſchäften. Alle Beamten, vom Paſcha an, gehören zu irgend einer Handelsgeſellſchaft; ſie ſind nicht minder habſüchtig, nicht minder gewandt als die Chriſten, und da ſie nachdrücklicher beſchützt werden, ſo kommen ſie ihnen in allen Spekulationen vor. — Die männlichen Rajahs ſind äußerſt beſcheiden in ihrer Kleidung; ſie tragen gewöhnlich ihre Jacke ſo lange, bis ſie in Lumpen zerfällt; ein langes Gewand gilt ſchon für Luxus; die Weiber hingegen tragen ſich wie die Türkinnen, von denen ſie ſich bloß durch den Haarputz unterſcheiden: ſie flechten alle ihre Haare in Zöpfe, während die türkiſchen Frauen dies bloß mit einem Theil thun und die übrigen frei auf den Buſen fallen laſſen. Die einen wie die andern verwenden die größte Sorgfalt auf Füße und Hände, welche ſie mit Hennah roth färben. Sie tragen ein weites Hembe aus Leinwand, die im Lande verfertigt wird. Dieſes Hemd fällt über leinene Beinkleider, deren ſichtbarer Theil aus Brokat beſteht; darüber ziehen ſie einen Rock, gleichfalls aus

Digitized by Google

Beokat, und umgürten ſich mit einem Shawl. Den Kopf bedecken ſie mit einem rothen Käppchen, um welches ein Schnupſtuch gewunden wird; Bruſt und Stirne werden mit Zechinen geſchmückt, und in den Haaren ſtecken Amulette, Talismane und Zierrathen aus Gold, Silber oder Glas; die Handgelenke ſind mit Armſpangen geziert. An Feiertagen legen ſie Mäntel von ſehr lebhafter Farbe an, die mehr oder weniger mit Gold geſtickt ſind. Häufig wählen die Geiſtlichen den Kleiderluxus der Weiber zum Text ihrer Predigten, und die Behörden bedienen ſich deſſelben, um darnach das Vermögen der Männer zu ſchätzen. Indeß hat er ſo feſte Wurzeln geſchlagen, daß er nicht wohl abgeſchafft werden kann. Die Putzſucht der Weiber geht ſo weit, daß ſie, um in Geſellſchaft zu gehen, das zu ihrem Anzug Fehlende zu ſchweren Zinſen leihen. Nichts lächerlicher übrigens, als in den ſchwarzen, ſchmutzigen, zerfallenen Häuſern die von Gold und Edelſteinen funkelnden Weiber auf ſchmutzigen Teppichen, unter ekelhaften Lumpen, ihre häuslichen Arbeiten verrichten zu ſehen.

Dupré, ein Vorgänger Fontaniers, hatte eine Frau aus Trapezunt geheirathet und einen hübſchen Garten angelegt, der häufig von Weibern beſucht wurde. Dieſem Umſtande hatte es Fontanier zu verdanken, daß er deren mehrere zu ſehen bekam. Er glaubt bemerkt zu haben, daß die Chriſtenweiber ſowohl, als die Türkinnen ſich bloß aus Höflichkeit das Geſicht verhüllen. Je mehr Reſpekt ſie vor den Perſonen haben, vor denen ſie erſcheinen, deſto ſorgfältiger verbergen ſie ihre Züge; begegnet man ihnen auf den Straßen, ſo wenden ſie den Kopf flugs gegen die Mauer, ſtehen ſie am Eingange ihres Hauſes, ſo ſchlagen ſie die Thüre zu, wenn ein Mann vorbeigeht; aber dies Alles geſchieht bloß aus Rückſicht für das Dekorum und das Publikum; befinden ſie ſich in engerem Kreiſe, beſonders im Beiſeyn ihrer Männer, ſo ſind ſie nicht ſo zurückhaltend, und legen gern den Schleier ab, der ſie ganz einhüllt. Daher kennen ſich auch ſämmtliche Einwohner einer Stadt unter einander, obgleich es bei den Männern zum guten Tone gehört, daß ſie keine andern Weiber zu kennen ſcheinen, als ihre Anverwandten. Fontanier hatte mehrmals Gelegenheit, einigen Weibern, deren Männer abweſend waren, Gefälligkeiten zu erweiſen; ſie nahmen nicht den mindeſten Anſtand, ihm perſönlich ihren Dank abzuſtatten, nur gebrauchten ſie die Vorſicht, nicht allein zu erſcheinen. Seine Bedienten kannten ſie alle und unterhielten ſich ganz offen mit ihnen; bei dem erſten Beſuche blieben ſie verſchleiert, ſpäter legten ſie den Schleier ab, ohne daß man ſie darum erſuchte. Man ſezte voraus, die Männer wiſſen nichts davon, und es wäre unſchicklich geweſen, ihrer zu erwähnen. Wenn die Mohametaner oder die Chriſten einen Feſttag hatten, ſo ſchickte Fontaniers Janitſchar jedesmal ſeine beiden Weiber nebſt ſeiner Mutter zu ihm, um das gewöhnliche Geſchenk zu holen, während er vor der Thüre ſtehen blieb. Dieſe Damen waren unverſchleiert und blieben es, auch wenn Fontanier den Janitſcharen hereinrief.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835.

(Fortſetzung.)

In der Mittagsſtunde des 6ten April wird der Mond den Planeten Mars auf längere Zeit bedecken, ein Umſtand, deſſen wir indeß nur der Vollſtändigkeit wegen erwähnen, da die Beobachtung, wenn ſie auch mit bloßem Auge möglich wäre, doch für den Dilettanten kein Intereſſe hat. Dagegen wird die Bedeckung des Saturn durch den Mond am 13ten April Morgens um 3 Uhr 16 Minuten auffallender ſeyn, indem der Mond gerade voll iſt. Der Mai iſt durch eine ringförmige Sonnenfinſterniß ausgezeichnet, welche am 27ſten dieſes Monats ſtatt hat, aber nur in einem kleinen Theile vom ſüdlichen Europa, Afrika, Aſien, ſichtbar wird. Dagegen findet am 10ten Juni, gleich nach 11 Uhr Abends, eine in ganz Europa ſichtbare, aber bloß partiale Mondfinſterniß ſtatt, während welcher der Mond ſeinerſeits einen kleinen Stern im Sternbilde des Ophiuchus bedeckt. Tags darauf tritt Ceres, einer der vier kleinen Planeten, welche ſich in der unermeßlichen Himmelskluft zwiſchen Mars und Jupiter befinden, mit der Sonne in Oppoſition, und kulminirt alſo um Mitternacht. Dieſe vier kleinen Planeten, Ceres, Juno, Pallas, Veſta, ſind darum ſo merkwürdig, weil ihr Daſeyn lange vor ihrer wirklichen Entdeckung auf den Grund eines für unſer Planetenſyſtem gültigen Entfernungsgeſetzes vorausgeſagt worden iſt. Kant, in ſeiner Naturgeſchichte und Theorie des Himmels (erſchienen 1755), ſagt nämlich: „Wenn der Abſtand des Saturn von der Sonne auf 100 Theile geſezt wird, ſo iſt Merkur 4 ſolcher Theile von der Sonne entfernt; Venus 4 und 3, gleich 7; Erde 4 und 6, gleich 10; Mars 4 und 12, gleich 16; Jupiter 4 und 48, gleich 52; Saturn 4 und 96, gleich 100. Zugleich erhellt hieraus eine ordentliche Progreſſion der Entfernungsweiten, welche aber zwiſchen Mars und Jupiter durch eine Lücke (von 4 und 24, gleich 28) unterbrochen iſt, daher man an dieſem Orte einen noch unentdeckten Planeten vermuthen kann, der ſeinen Umlauf in $4\frac{1}{2}$ Jahren vollenden müßte.“ Und wirklich wurden ein halbes Jahrhundert nachher, nämlich von 1801 bis 1807, an der vom Königsberger Weltweiſen

Digitized by Google

50 Jahre früher bezeichneten Stelle zwar nicht der eine von ihm angekündigte, aber dafür allmählig die vier neuen Planetchen entdeckt, die ihren Umlauf um die Sonne nahe in der ebenfalls von ihm beſtimmten Zeit vollenden; eine Rechtfertigung einer kühnen Himmelshypotheſe durch die Wirklichkeit, welche Bewunderung verdient. — Am 13ten Juni gelangt **Jupiter** zu ſeiner Oppoſition mit der Sonne. Die Leſer werden mich auf dieſe Veranlaſſung vielleicht fragen, warum gerade dieſe Stellung der Planeten zu Sonne und Erde immer mit ſo beſonderer Sorgſalt erwähnt wird. Da die Bewegung der Planeten um die Sonne geſchieht, ſo kommt es, um das **wahre** Geſetz ihres Laufes zu haben, wovon unſere aſtronomiſchen Tafeln abhängen, weſentlich darauf an, Längen der Planeten zu beſtimmen, wie ſie von der **Sonne** aus geſehen werden würden. Dazu bieten aber die Oppoſitionen der ſogenannten oberen, und die Conjunctionen der untern Planeten die Gelegenheit dar, da in die Augen ſpringt, daß von Sonne und Erde aus ein Planet auf den nämlichen Punkt der Ekliptik bezogen werden wird, wenn ſich dir Erde gerade zwiſchen ihm und der Sonne, oder beiden gerade gegenüber befindet. Sieht alſo der irdiſche Beobachter, wie im eben hier erwähnten Falle, den obern Planeten Jupiter in Oppoſition, ſo iſt dies ſo gut, als ſähe er ihn von der Sonne, dem Lenkpunkte aller planetariſchen Bewegung, ſelbſt aus; und die Beobachtung mehrerer ſolcher Oppoſitionen gibt demnach das ganze Geſetz der **wahren** Bewegung eines Planeten, woraus die von der Erde zu ſehenden **ſcheinbaren** übrigen Orte deſſelben durch etwas Rechnung leicht abgeleitet werden können.

In der Mitte **Juli's** befinden ſich die beiden ſchönſten Planeten unſers Syſtems, **Venus** und **Jupiter**, nahe bei einander. Sie gehen dann bald nach zwei Uhr Morgens auf, und zeigen ſich in Oſtnordoſt. Nicht weit davon, niedrig am Horizont, ſteht der Halley'ſche Komet; aber die Morgendämmerung wird ihn wohl noch nicht ſichtbar werden laſſen. Wahrſcheinlich wird derſelbe erſt um den 8ten Auguſt deutlicher geſehen werden können, indem er alsdann gleich nach Mitternacht ziemlich genau in Nordoſt aufgeht. Sein Schweif geht ihm voraus, liegt aber ſchief aufwärts nach Oſten. So wird er wenigſtens dem **irdiſchen** Beobachter erſcheinen; für einen Beobachter in der **Sonne** würde der Anblick ein anderer ſeyn, da, nach dem allgemeinen Geſetze, der Schweif immer von der Sonne **abgekehrt** iſt, und dem Kopfe des Kometen alſo **nachfolgt**, wenn er **zur** Sonne geht, und dagegen **vorangeht**, wenn er von ihr **zurückkommt**. Zu bedauern iſt übrigens, daß uns der Komet diesmal **vor** ſeinem, wie wir gleich ſehen werden, Anfangs Novembers erfolgenden Durchgang durch das Perihel am nächſten kommt, und ſich bald nachher wieder ſo beträchtlich von uns entfernt, da die Kometenſchweiſe meiſtens erſt nach dem Durchgange durch das Perihel ihr prächtigſtes Anſehen erhalten, und wir alſo ein doppelt ſchönes Schauſpiel zu erwarten gehabt hätten, wenn die größte Erdnähe erſt **nach** jenem Durchgange eingetreten wäre. Ueber das diesmalige Ausſehen des Kometen läßt ſich vielleicht aus der Art ſeiner Erſcheinung im Jahre 1607, worüber wir Berichte beſitzen, urtheilen, da ſein Lauf im Jahre 1835 mit dem in jenem Jahr 1607 große Aehnlichkeit hat. Damals verfolgte der große deutſche Aſtronom **Kepler** dieſen Kometen vom 26ſten September bis 26ſten Oktober, wo er ihn aus dem Geſichte verlor. Sein Schweif war Anfangs dieſer Zeit unbedeutend, nahm aber bei der Annäherung zur Sonne, der der Komet gegen Ende Oktobers am nächſten kam, an Lichtſtärke allmählich zu, und hielt ſich im Allgemeinen ebenfalls in einer der Sonne **entgegengeſezten** Lage.*) Ein merkwürdiger Umſtand bei der damaligen Erſcheinung war auch, daß ſich der Schweif bald zu verlängern, bald zu verkürzen ſchien. Wir werden ja nun ſehen, in wie weit die diesmalige Erſcheinung Aehnlichkeit mit jener frühern zeigen wird.

Am 22ſten **Auguſt** kommt Uranus in Oppoſition mit der Sonne, und kulminirt alſo um Mitternacht. Drei Tage darauf geht, wie wir vorläufig ſchon oben erwähnt haben, der kleine **Encke'**ſche Komet durch ſeine Sonnennähe, indeß ſich uns der **Halley'**ſche Komet ſchon bis auf einige zwanzig Millionen Meilen genähert hat, Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr nordöſtlich aufgeht und bis zur Morgendämmerung am öſtlichen Himmel ſichtbar bleibt. Im nun folgenden Monat **September** wird ſein Licht, bei ſeiner raſchen Annäherung zur Sonne, und da er auch uns täglich näher kommt und gegen Ende dieſes Monats nur noch ſechs Millionen Meilen von uns abſteht, wahrſcheinlich immer glänzender werden, obwohl ſich **Gewiſſes** darüber nicht ſagen läßt, da zu dieſer Lichtentwicklung auch phyſiſche, noch nicht vollkommen erkannte Urſachen mitzuwirken ſcheinen. Der Aufgang des Kometen ereignet ſich in dieſem Monate immer zeitiger; gegen Ende deſſelben ſteht er dem Nordpole ſo nahe, daß er gar nicht mehr untergeht. In Weſtſüdweſt glänzen um die nämliche Zeit Mars und Saturn.

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Auf dieſen leztern merkwürdigen Umſtand hat ebenfalls ein **deutſcher** Aſtronom, **Peter Aplan** (Bienewitz aus Leisnig in Sachſen), zuerſt aufmerkſam gemacht. — Immer **Deutſche!**

Gleicher Wunſch.

Wie haben's doch die Fiſchlein gut
In ihrer ſtillen Waſſerflut!
Sie ſind ſo ſorglos in der Tiefe,
Als ob dort Alles ruht' und ſchliefe.

Oft hab' ich Stunden in der Nacht
Am grünen Ufer zugebracht,
Dann ſchien ihr ſilberglänzend Blinken
Zu ihnen mich hineinzuwinken.

Und blick' ich, wenn das Waſſer rein,
Auf ſeinen tiefen Grund hinein,
So iſt's, als hör' ich leiſe flüſtern:
Komm auch zu uns! dann bin ich lüſtern.

Doch tauchen manchmal aus dem Teich
Die Stillen in das luſt'ge Reich,
Und zeigen, daß ſie Luſt empfinden,
Sich auch hier oben einzufinden.

Dann iſt mein Herz im Buſen ſtill,
Daß es nicht mehr hinunter will;
Es ſtillt das Ineinanderragen
Der Wünſche meiner Sehnſucht Klagen.

Bezwing den Wunſch in deiner Bruſt,
Denn eben das, daß deine Luſt
Auf Erden niemals kommt zu Frieden,
Iſt dir als ein Genuß beſchieden.

Nic. Müller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Fortſetzung.)

Näke. Kriminalgeſchichten.

Nicht allein wegen ſeines hohen Ranges als praktiſcher Künſtler, ſondern auch als ein ganz vorzüglicher Theoretiker und Lehrer an der Kunſtakademie ſtand Näke bei dieſer und den Profeſſoren und Zöglingen in gleich hoher Achtung. Ohngeachtet einer ſeit ſeinen Jugendjahren ihn verfolgenden Kränklichkeit war er raſtlos und unermüdet in Abwartung ſeines Berufs. Auch als Menſch gewann er die Liebe Jedes, der ihn kannte. Mit der gründlichſten Kunſtkenntniß einen hohen Grad wiſſenſchaftlicher und geſelliger Bildung verbindend, war er durch Herzensgüte und Beſcheidenheit gewiß Jedem äußerſt ſchäzbar, der des Glückes ſeines Umgangs genoß. Seine heute, am 15ten, erfolgte Beerdigung bezeugte den großen Schmerz um ſeinen Verluſt durch die äußerſt zahlreiche Verſammlung von Freunden und Verehrern, beſonders Profeſſoren und Zöglingen der hieſigen Kunſtakademie, auf dem Begräbnißplaze, und die wahrhafte Trauer, die ſich in den Anweſenden recht rührend ausſprach. Einer der Zöglinge ſprach am Grabe einige recht herzliche und auf die Umſtehenden ungemeine Wirkung hervorbringende Worte.

Wenn die Theilnahme und Rührung über dieſen Hintritt eines als Künſtler und Menſch gleich trefflichen Mannes allgemein war, ſo war es der Unwille und Unmuth über einen wenig Wochen zuvor geſchehenen Todtſchlag nicht weniger. So fröhlich auch der Abſchied des alten Jahres durch die vielbeſuchten tanzmuſikaliſchen Abende des rühmlich bekannten Strauß aus Wien eingeleitet war, ſo erſtarrte doch, als es ſchon unter dem betäubendſten Klingklang hinwegwalzen wollte, die Tanzluſt plözlich in ſeinem Fuße. Eine Mordthat! ſo hieß es am Morgen des 27ſten Decembers. Und ſie war um ſo unchriſtlicher zu nennen, da eben aus dem Chriſtabende die Veranlaſſung dazu gekommen war. Zwei Dienſtmädchen, Kammerjungfer und Köchin, geriethen über die Weihnachtsgabe heftig an einander, und zwar glaubte ſich die leztere durch mißbrauchten Einfluß der erſtern bei ihrer gemeinſchaftlichen Gebieterin ſehr verkürzt. Einem noch unblutigen Gefechte am 26ſten Abends iſt ein anderes am Morgen gefolgt, welches mit dem Tode der Kammerjungfer endete. Bei der ärztlichen Unterſuchung des Leichnams fanden ſich an dieſem nicht weniger als 42 Wunden vor, die meiſten in der Gegend des durchſchnittenen Halſes. So viel ſcheint übrigens aus Allem hervorzugehen, daß die entſezliche That keineswegs aus kalter Ueberlegung ſtammte, ſondern das Reſultat eines durch frühere Vorgänge genährten Haſſes in dem Augenblicke geweſen iſt, wo dieſer bis zur höchſten, blindeſten Wuth geſteigert worden. Seit ihrer Verhaftung ſoll die Wütherinn ſich im Zuſtande höchſter Verzweiflung über die nun ihr ſelbſt ganz unbegreifliche Miſſethat befinden. Es verdient bemerkt zu werden, daß ganz wider Gewohnheit das allgemeine Mitleid ſich offenbar weniger dem unglücklichen Schlachtopfer, als der Mörderin zuzuneigen ſcheint. Ein ſehr verbreitetes Gerücht beſchuldigt nämlich die Ermordete des Mißbrauchs der Zufriedenheit ihrer Herrſchaft mit ihr zum Nachtheile der neben ihr Dienenden.

Ueberhaupt hat es mit dem Mitleide in ſolchen Fällen eine eigene Bewandtniß. Ein zwei Tage ſpäter als dieſer Mord eintretendes Ereigniß gab neuen Beleg hiefür. Der bekannte, im vorigen Winter an zwei Frauen in deren Wohnung verübte ſchauerliche Mord empörte dergeſtalt, daß lange Zeit an Mitleid mit den Mördern nicht zu denken war. Allmählich wagte ſich das geächtete Mitleid aber doch wenigſtens bis zu dem Wunſche ſchüchtern heran, daß die Todesſtrafe unter den ſieben Theilnehmern einzig den eigentlichen Mördern zuerkannt, die Uebrigen aber nur unſchädlich gemacht werden möchten. Jezt geht das Mitleid ſchon viel weiter; nachdem zwei Urtheile fünfen von dieſer Geſellſchaft den Tod zugeſprochen, gelingt es einem dieſer fünf höchſt wunderbarer Weiſe, im Augenblicke, als eben alle Aufmerkſamkeit der Neugier auf die neue Mörderin ſich concentrirt, aus der hieſigen Frohnfeſte zu entkommen. Dieſe Geſchichte drängte den neuen Mord ſchnell wieder in den Hintergrund. Rietſchel, ſo heißt der Entflohene, iſt nun wieder die Loſung, und gar häufig hört man die früher nach nichts als nach dem Blute der Mörder Dürſtenden wünſchen, der arme Teufel möchte, nachdem er die Todesangſt ausgeſtanden, von dem leider nur allzuähnlichen Porträt im Steckbriefe nicht am Fortkommen gehindert werden. Der Wunſch ſcheint auch in Erfüllung gehen zu wollen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 36.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Februar 1835.

— Wie, wer ſchreit gegen Stolz,
Und klagt damit den Einzelnen nur an? —
Ei ja doch! wie denn? was denn? Laßt doch ſehn,
Worin ihm meine Zunge Unrecht that.
Thut ſie ſein Recht ihm, that er ſelbſt ſich Unrecht,
Und iſt er rein, nun wohl, ſo fliegt mein Tadel
Die Kreuz' und Quer, wie eine wilde Gans,
Die Niemand angehört.

Shakespeare.

Die Schule der Grobheit. *)

Vom Begriffe der Grobheit.

Grob ſcheint den ſchlimmeren Nebenſinn von derb auszudrücken; denn man nennt Zeuge von ungefälliger Derbheit grobe, z. B. Tuch, Linnen. Grob bezeichnet demnach ſo viel, als mißfällig derb, und Grobheit als eine garſtige, gar übel ſich ausnehmende Derbheit. Etymologiſch angeſehen, iſt gar keine Art der Verwandtſchaft unter den Worten grob und derb; und wir werden daher den gegenwärtigen Sinn der Wörter grob, Grobheit, für einen bildlichen oder ſinnbildlichen erklären und nehmen müſſen. Ich vermuthe, daß nur, um dem Ausdrucke Höflichkeit für ſeine Sitte etwas Analogiſches entgegenzuſtellen, man habe die entgegengeſezten Formen des Umgangs durch ein Bild bezeichnen wollen, welches von der Bekleidungsart wenig begüterter Perſonen entlehnt iſt, die bekanntlich in grobe und gröbere Stoffe ſich zu kleiden in Gebrauch haben. Vielleicht ſezt man voraus, daß ihre Lebensſitten und Weiſen des Umgangs zu denen höher geſtellter Perſonen ſich verhalten müſſen, wie die Grobheit der Stoffe, welche ſie tragen, zu der Feinheit derjenigen, in welchen begüterte und vornehme Perſonen einhergehen. Doch iſt dieſer Schluß unrichtig und nur zu häufig einer gänzlichen Umkehrung bedürftig. Denn was in den Sitten Grobheit genannt wird, zeigt ſich oftmals auch bei ausgezeichnet fein gekleideten Leuten und findet ſich hingegen die Höflichkeit auch bei grobem Anzuge. Es ſcheint dieſe merkwürdige Abweichung vom Vorausgeſezten ihren Grund darin zu haben, daß Aermere von jung auf in Zeit und Umſtände ſich fügen und ſchicken lernen, während die Reicheren, ſeitdem aus der Erziehung die alte Strenge längſt entwichen iſt, vom Glücke leicht verwöhnt und verleitet werden, vor andern Menſchen mit einer nicht gänzlich beifälligen Feſtigkeit aufzutreten. Bei den Engländern iſt feine und modiſche Kleidung zwar nicht das einzige, immer doch ein unumgängliches Erfoderniß zum Anſpruch auf den Namen und Charakter eines Gentleman. Und dieſer Zug einer freilich ſehr induſtriellen Nation ſcheint zu beſtätigen, was oben zur Erklärung der Wörter grob und Grobheit aus der Vermuthung iſt beigebracht worden.

Von den Principien der Grobheit.

Nach obiger leiſer Andeutung iſt diejenige Zuverſicht auf ſich ſelbſt und Geringſchätzung Anderer, welche man den Stolz nennt, eines der thätigſten und gewiß das vornehmſte Princip von allen denen, aus welchen

*) Aus dem eben unter der Preſſe befindlichen zweiten Theile von Rumohrs Schule der Höflichkeit, der in kurzer Zeit in J. G. Cotta'ſchem Verlage erſcheinen wird.

Digitized by Google

die Grobheit hervorgeht. Doch iſt es keineswegs das alleinige; vielmehr nimmt die Grobheit aus vielen andern ebenfalls ihren Urſprung, als da ſind: Bösartigkeit des Gemüths, Faulheit der Seele, oder nur des Körpers, Rohheit des Gefühls, Ungelenkigkeit des Geiſtes, Störungen der Geſundheit, Unbeholfenheit der Perſon, Gewöhnung, Bildung durch Erziehung und Beiſpiel, Genialität.

Diejenige Grobheit, welche aus dem Stolze entſpringt, zerfällt in die Grobheit aus Indifferenz, und in die andere aus Zügelloſigkeit der Affekte und Leidenſchaften. Denn es ſind beide dem allgemeineren Princip des Stolzes untergeordnet, da Beſcheidenheit weder die Gleichgültigkeit, noch die Härte gegen Andere jemals wird in ſich aufkommen laſſen. Die Grobheit aus Indifferenz iſt nicht angreifender, nur ablehnender Art. Auch kleidet ſie die Ablehnung häufiger in Schweigen, als in Worte; ſie bedient ſich gewiſſer Wendungen und Abwendungen der Vorſeite, behauptet auch bei ſehr beweglichen Situationen ſtets eine ruhige Haltung des Körpers und macht mit umgekehrter Hand gelegentlich ſehr ausdrucksvolle Bewegungen, welche ſo viel ſagen, als: weg! fort von hier! aus den Augen! u. ſ. w. Von den Lippen macht ſie guten Gebrauch, welche eingezogen, knapp anſchließend, das Sinnbild vorſätzlicher Zurückhaltung ſind, hingegen vorgedrängt mit herabhängender Unterlippe den Ueberdruß und die Geringſchätzung ausdrücken. Auch kommt das Auge hier in Anwendung, vornämlich inſofern es das Geſchick beſitzt, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, und ſehend als nicht ſehend, vorbeiſehend, überſehend u. ſ. ſ. auszuſehen. Es entwickelt ſich beim Indifferenzgrobian nicht ſelten eine gar ungemeine Fertigkeit im Unterlaſſen begehrenswerther Höflichkeiten. Er pflegt daher Beſuchen ſich verleugnen zu laſſen, ſie nicht zu erwidern, Bekannte weder zu grüßen, noch anzureden, noch ſelbſt angeredet, ihnen Antwort zu geben, Beſorgungen abzulehnen, gegen Fragende Unwiſſenheit vorzuſchützen u. ſ. ſ. Es erweckt ein ſolches Thun und Laſſen bisweilen die Meinung, als entſpringe es aus dem Princip der Trägheit. Allein man enttäuſcht ſich, ſobald Perſonen auftreten, deren Reiz und Anmuth ſein Herz beſchleicht. — Iſt der Schleier dergeſtalt nur Einmal gelüftet worden, wird Jedermann in's Klare gekommen ſeyn, daß Stolz, wie ſchon geſagt, das eigentliche Princip derjenigen Grobheit ſey, von welcher hier die Rede geweſen.

Die zweite Art aus dem Stolze abzuleitender Grobheit war jene der Leidenſchaftlichkeit. Dieſe bricht, wie's Jedem bekannt iſt, mit einem heftigen Choc oder ſtoßweiſe hervor, ſieht nie auf die Folgen, richtet viel Schaden an, führt oftmals tragiſche Kataſtrophen herbei, weßhalb die ernſteren Gattungen der Poeſie von ihr einen ſtarken Verbrauch machen. Der leidenſchaftliche Grobian pflegt in Schelt= und Schimpfworte auszubrechen, hart um ſich zu ſchlagen, auf den Boden zu ſtampfen und mancherlei Nützliches klein zu brechen. Da nun aber unter fremden Leuten bisweilen ihm Gleiches mit Gleichem vergolten wird, fallen gemeiniglich ſeine härteſten Schläge auf die Untergebenen und näheren Angehörigen. Denen trübt eine ſtete Befürchtung der Wiederkehr leidenſchaftlicher Aufwallungen ſogar die guten und ruhigen Stunden, was an gewiſſen ſcheuen, beſorglichen, auflauernden Blicken der Frauen, Diener, Kinder und anderer Angehörigen deutlich genug ſich wahrnehmen läßt. Ein ſchönes Familienleben dieſes, welches in der Hauptſache auf immerwährendes Achtgeben, Aufpaſſen, Abwehren, Zuvorkommen von Grobheiten des einen oder andern Theils hinausläuft! Und es iſt nicht zu verwundern, wenn bei ſo leerer Spannung und zweckloſer Reibung in den Familien ſo häufig ſogar die bloße Möglichkeit allgemeinerer Beziehungen des Gefühls und Geiſtes ganz untergeht. Auch den Falken zähmt man durch Ueberwachung, das iſt durch Erſchöpfung ſeiner Lebensgeiſter; und um nichts beſſer geht es allen den Trübſeligen, welchen ein Familienleben nach Art des eben bezeichneten zu Theil geworden.

Dieſes alles entſpringt aus dem Stolze, welcher bekanntlich mehr eine Schwäche des Geiſtes iſt, als eine Aeußerung ächter Bösartigkeit. Und man laſſe ſich nicht von den ſchlimmen Wirkungen und Folgen der Grobheit aus Stolz zu dem Schluſſe verleiten, daß ſolche aus dem Princip der Bösartigkeit entſpringe. Denn haben gleich die Grobheiten aus letztem Principe, welche nunmehr uns beſchäftigen ſollen, mit jenen aus Stolz bisweilen eine allgemeine Aehnlichkeit, weil die Bösartigkeit des Gemüths kein Mittel verſchmäht, das nur irgend Schaden bringt, daher wohl auch gelegentlich ſowohl des Anſcheins der Indifferenz, als jenes andern der Leidenſchaftlickeit ſich bedient, ſo iſt es doch dem Kundigen leicht, ſelbſt in dieſen Formen das eigentliche Princip bösartiger Grobheiten wieder zu erkennen. Merke man bei den groben Handlungen und Reden nur ſtets auf deren Ausgang; denn bei dieſem wird es bald ſich zeigen, wo jedesmal das Princip aufzuſuchen ſey. Wenn der Stolzesgrobian, ohne weiter zu forſchen und nachzudenken, ruhig voran, oder zu neuen Grobheiten übergeht, wird hingegen der Grobian aus Bösartigkeit des Gemüths auf den muthmaßlich Gekränkten und Verletzten gewiſſe höhniſch-tückiſche, forſchende Blicke werfen, theils um die Tiefe der Wunde, die Größe des angerichteten Schadens abzumeſſen, theils auch, um an dem Mißbehagen ſich zu weiden, welches veranlaßt zu haben er Hoffnung hegt. Das eigentliche Princip der bösartigen Grobheit iſt demnach nur an dem Ausgange und Hinterende ihrer Handlungen und Reden zu erkennen; wohingegen deren Anfang chamäleontiſch in den Farben

Digitized by Google

aller übrigen Grobheitsarten zu ſpielen, bald in dieſer, bald in jener andern Form ſich zu entfalten liebt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835.

(Beſchluß.)

Anfangs Oktobers erſcheint der Komet in dem allgemein bekannten Sternbilde des großen Bären (deſſen hinterer Theil auch der große Wagen heißt); er kommt uns jezt, wie ſchon bemerkt worden, am nächſten (nämlich zwiſchen 4 und 5 Millionen Meilen), und würde ſich nun vielleicht in voller Pracht zeigen, wenn, wie auch ſchon erwähnt worden, ſein Durchgang durch das Perihelium, und ſomit die vollkommene Lichtentwicklung ſeines Schweifes nicht erſt ſpäter (nämlich in den erſten Tagen des Novembers) einträte. Wie wir vernehmen, erregt die bevorſtehende große diesmalige Annäherung des Kometen an die Erde, alles deſſen ohnerachtet, was zum Troſte furchtſamer Gemüther bereits darüber geſagt worden iſt, hier und da doch noch Unruhe. Wir verſuchen, dieſer Beſorgniß auf Einmal ein Ende zu machen, indem wir öffentlich und feierlich die Garantie für allen möglichen Nachtheil übernehmen, der der Erde aus dieſer Kometennähe erwachſen könnte, ja wir nehmen ſogar ſpezielle Lebens- und Güterverſicherungen gegen eine äuſſerſt billige Prämie an. — In der zweiten Hälfte des Oktober entfernt ſich der Komet ſchnell wieder von uns, und gegen Ende des Monats iſt dieſe Entfernung bereits wieder auf mehr als zwanzig Millionen Meilen angewachſen. Er eilt jezt dem Punkte ſeiner Sonnennähe (Perihelium) zu, und durchſchneidet dieſen Punkt in den erſten Tagen des November. *) Zugleich entſchwindet er unſern Augen, da er vor dem Glanze der Sonnenſtrahlen, in denen er ſich verbirgt, nicht mehr geſehen werden kann. Zwar tritt er bald wieder aus denſelben hervor und dürfte in den erſten Monaten des folgenden Jahrs (1836) am Südhimmel wieder ſichtbar werden; aber bei ſeiner nun ſchnell bis auf viele Millionen Meilen zunehmenden Entfernung von der Erde wird er wohl nur noch ſehr klein und ſchwach erſcheinen. Vom April 1836 an aber entweicht er unſern Blicken gänzlich in den unermeßlichen Himmelsraum, um erſt nach 76 Jahren, im Februar 1912, zu uns zurückzukehren.

Unterdeß aber hat ſich am 20ſten November Mittags eine Sonnenfinſterniß ereignet, deren wir indeß, da ſie nur in einem kleinen Theile vom ſüdöſtlichen Europa, Afrika und Aſien zu Geſicht kommt, hier keine ausführlichere Erwähnung thun; und am 7ten deſſelben Monats, Abends gegen neun Uhr, iſt Merkur vor der Sonnenſcheibe vorbeigegangen, ohne daß auch dieſe Erſcheinung in unſern Gegenden hätte beobachtet werden können, da die Sonne alsdann ſchon lange unter unſern Horizont hinabgeſunken iſt. Südlich vom Cap der guten Hoffnung, auf den oſtindiſchen Inſeln u. ſ. w. dagegen wird dieſer Durchgang beobachtet werden können. Ende Decembers endlich kommt der prächtige Jupiter mit der Sonne in Oppoſition, glänzt die ganze Nacht am Südhimmel, und beſchließt damit die Reihe der merkwürdigſten diesjährigen Himmelserſcheinungen.

*) Die beiden franzöſiſchen Mathematiker, Damoiſeau und Pontécoulant, welche ſich ſehr eifrig mit der Berechnung des diesmaligen Laufes des Halley'ſchen Kometen beſchäftigt haben, ſtimmen in der Angabe des Augenblicks ſeines Durchgangs durch das Perihel doch nicht genau zuſammen; der erſtere gibt den 4ten, der andere den 7ten November dafür an. Dieſe Differenz rührt von der außerordentlichen Schwierigkeit der ganz genauen Beſtimmung der Störungen her, welche der Lauf des Kometen durch die Anziehung der andern Körper unſers Planetenſyſtems erleidet. Wer den Muth, die Kraft und das Geſchick hat, die Berechnung dieſer Störungen zu verfolgen, den verweiſen wir auf Pontécoulants Théoria analytique du Système du monde. II. 126., wo alle Hülfsmittel einer höchſt vervollkommneten Analyſis dazu aufgeboten ſind. Aber, wie geſagt, ſehr viel Muth und ſehr viel Vorkenntniß gehört dazu. N.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Reform der Opernbälle.

Mit dem Winter haben auch die Bälle und Soirées dansantes ſowohl, als musicales begonnen, und es müßte Jemand wahrlich ein Menſchenfeind ſeyn, wenn er dabei keine Beluſtigung fände. Was mich immer wundert, iſt, wo doch alle die Leute herkommen, welche die Schauſpiel- und Konzertſäle, die Privatcirkel, die Bälle u. ſ. w. füllen, da man doch weder die Straßen, noch die Buden, noch die Häuſer leer findet. Es muß in Paris eine unſichtbare Volksmenge geben, die erſt am Abend und in der Nacht ſich öffentlich zeigt, indeß die andere bekanntere ſich zum Schlafengehen anſchickt. Dieſer Winter beſcheert ihnen einen langen Karneval, dem die Ballunternehmer die mannichfaltigſte Geſtalt zu geben bemüht ſind; ſie ſind darauf aus, die Bälle zu vervollkommnen und ſie noch angenehmer zu machen, als gewöhnlich. Vielleicht denkt Mancher, das Angenehmſte an einem Balle ſey der Ball ſelbſt, und es laſſe ſich daran nichts vervollkommnen. Das mag auch in einer kleinen Stadt, wo die Jugend nichts weiter verlangt, als ſich zum Tanze zu vereinigen, der Fall ſeyn; allein in Paris fiel es doch ſchon lange auf, daß der Ball bei Weitem das nicht ſey, was er ſeyn könnte; ich meine vorzüglich den Opernball, der doch der König aller Pariſer Bälle war; leider war er auch zu gleicher Zeit der langweiligſte, und nur wenige Leute beluſtigten ſich auf demſelben durch das ſogenannte

Intriguiren, das heißt dadurch, daß ſie in Verkleidung nicht verkleidete Leute foppten, und ihnen ihr Betragen, heimliches und öffentliches, ironiſch vorhielten. Vom Tanze war wenig die Rede, und die Verſammlung hieß wohl deßwegen ein Ball, weil nicht getanzt wurde. Zwar ſaß eine Truppe von Spielleuten da, und Contretänze wurden ſo gut geſpielt, wie auf jedem andern Balle; allein die Tänzer und Tänzerinnen erſchienen nicht, wie es denn überhaupt nicht zu dem guten Tone der großen Welt in Paris gehört, öffentlich zu tanzen, daher man auf den öffentlichen Bällen faſt nie Jemand aus der vornehmen Welt unter den Tänzern auftreten ſieht; dieſe Welt entſchädigt ſich auf den vielen Privatbällen, und überläßt die öffentlichen denjenigen Perſonen und Familien, welche zu Hauſe keine großen Cirkel halten können. So ging es denn auf den Opernbällen ſehr langweilig her; denn wenn nicht getanzt wird, ſo bleibt ja nichts übrig, als auf und ab zu gehen und einander anzuſchauen. Die Verkleidungen machten die Sache nicht viel angenehmer. Man kennt ja einander ſo wenig in dem großen Paris, daß die Leute gar nicht nöthig haben, ſich zu verkleiden, um ungekannt zu bleiben, wofern ſie nicht notoriſche Perſonen ſind. Dr. Veron, der Operndirektor, hatte daher ſchon lange darauf geſonnen, wie er den Bällen in ſeinem Saale einen neuen Charakter geben und, was auf eins hinausläuft, die elegante Welt wieder herbeiziehen könnte. Er, der es vermocht hatte, die Oper umzugeſtalten, mußte ſich natürlich auch dazu berufen fühlen, dieſelbe Umwandlung mit dem Balle vorzunehmen. Bereits im vorigen Jahre ſtellte er Verſuche an, und dieſe ſind bekanntlich glücklich abgelaufen. Dieſen Winter ſezt er nun ſein Reſtaurationsſyſtem auf großartigere Weiſe fort, und derſelbe Erfolg, ja ein noch größerer krönt ſein Unternehmen. Die Opernbälle ſind eine Modeſache geworden und haben bedeutenden Zuſpruch, obſchon der Herr Direktor, wegen all der ſchönen Sachen, die er dem Publikum darbietet, den Eintrittspreis von ſechs auf zehn Franken erhöht hat. Glücklicherweiſe gibt es in Paris der Leute, die zehn Franken für eine Beluſtigung ausgeben können, ohne ſich an andern Ausgaben Abbruch zu thun, eine ſo große Menge, daß ſie mehrere Schauſpielhäuſer füllen können; aber natürlich ſchließt dieſer erhöhte Eintrittspreis auch wieder Viele aus, die anderswo das Ballvergnügen wohlfeiler haben können. Dr. Veron hat alſo ſo gedacht: das Tanzen von Mitternacht bis zum Morgen iſt, beſonders da nicht getanzt wird, eine langweilige Sache; folglich will ich dies monotone Vergnügen durch verſchiedene Intermezzo's unterbrechen. Hier ſoll mir ein komiſcher Schauſpieler von einem der kleinern Theater poſſirliche Scenen zum Beſten geben, dort ſollen Karrikaturen dargeſtellt werden, hernach ſollen mimiſche Darſtellungen folgen, und da Jedermann zum Gewinnen aufgelegt iſt, ſo will ich eine kleine Lotterie veranſtalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dresden, Januar.

(Beſchluß.)

Theater. Der Herkules und die Herkuleſin.

Auf dem Theater führt Raupach, wie anderwärts, ſo auch hier, durch ſeine ältern und neueſten Stücke das große Wort, und bei dem jezigen Stande der deutſchen Bühne gewiß mit Recht. Darum gedeiht aber doch, wie vormals neben Kozebue, nebenher manches andere neue und alte Bühnenwerk. Zu den erſtern, vorzüglich gefallenden gehört unter andern das mehrmals ſchon gegebene Luſtſpiel: „Lüge und Wahrheit.“ Die Oper genießt einer vorzüglichen Gunſt, zumal wenn der Name: Schröder-Devrient, den Anſchlagzettel ſchmückt. Man kann mit Recht ſagen, daß dieſe muſikaliſche Grazie, ohngeachtet ihrer anſehnlichen Gage, die wohlfeilſte Sängerin ſey; denn in dem Grade, wie ſie, wird gewiß äußerſt ſelten eine Geſangsheroine ganz allein durch ihre Erſcheinung, ohne Rückſicht auf den Gehalt des Stückes, das Haus mit andächtigen Zuhörern überfüllen. Zu den Neuigkeiten auf hieſiger Bühne gehören „Ali Baba“ und „Aloyſe;“ aber ſchwerlich würde ohne die Zauberin Schröder-Devrient das von allen Kennern in Schuz genommene Stück des Veteranen Cherubini die verdiente Anerkennung gefunden haben. Weit mehr nach dem allgemeinen Geſchmack war „Aloyſe“ von Maurer, und die Hauptrolle, von der lieblichen Schneider gegeben, ergözte ungemein. — Der Beſuch der Konzerte, auch ſogar ſolcher, die beſonders glänzende Erwartungen erregen müſſen, leidet in dieſem Winter einen ſtarken Abfall gegen den vorigen. Allerdings trug zu der ungemeinen Theilnahme an dergleichen reizenden Beluſtigungen im lezten Winter der Landtag ſehr viel bei. Uebrigens hatte das neueſte Konzert, das des Konzertmeiſters Rolla, verhältnißmäßig zahlreichen Zuſpruch.

Die Reitergeſellſchaft des Herrn Wolf aus Berlin, welche ſchon eine ziemliche Zeit großentheils vor einer zahlreichen Verſammlung ihre Künſte darlegte, und unter andern auch beſonders durch einen ſehr vorzüglichen Equilibriſten und eine überaus niedliche Reiterin ſich empfehlen ſoll, hat neuerdings dem Gange ihres künſtleriſchen Uhrwerkes drei neue Gewichte eingehängt. Im hieſigen Tagblatte lautete der Anfang der erſten Ankündigung dieſer drei Weltwunder alſo: „Jean Düpuis, erſter Ringer und Athlet, der Einzige, welcher reiſt, um das berühmte Kampfſpiel der Römer vorzuſtellen, zeigt einem hochgeehrten Publikum ganz ergebenſt an, daß er in Geſellſchaft der Demoiſelle Teutſch, erſter Herkuleſin in Europa, welche an Stärke jede Kraft eines männlichen Herkules übertriffe, und des berühmten Jongleurs, Herrn Kähne, während ſeines hieſigen kurzen Aufenthalts u. ſ. w.“ In demſelben Blatte ſtand erſt vor einigen Tagen der Rath, man möchte ſich ja beeilen, in Herrn Düpuis und dem Fräulein Teutſch „die Quinteſſenz des männlichen und weiblichen Geſchlechts zu ſehen und zu bewundern.“ Dieſer Herr Düpuis hat auch wiederholt „die ſtärkſten Männer der Stadt und ganzen Gegend“ zum Ringen mit ihm, öffentlich oder auch privatim, wie es dem Gegner gefällig ſey, eingeladen, und nicht nur Jedem, der ihn dabei auf den Rücken werfen ſollte, eine Prämie von 500 Thalern preußiſch Courant verheißen, ſondern ſich in dieſem Falle oder Unfalle außerdem noch anheiſchig gemacht, 200 Thaler in die hieſige Armenkaſſe zu zahlen. Anfangs ſchien die Aufforderung ohne Wirkung bleiben zu wollen; endlich aber fanden ſich doch mehrere ſtarke Männer, geneigt, das Sümmchen zu verdienen; ſtatt deſſen aber legte der franzöſiſche Herkules ſie auf den Rücken. Endlich aber am 9ten dieſes Monats kam ein eigener Fall vor. Ein markiger Fleiſchhauer bietet ſich zum Kampfe dar; und ſiehe, er ſoll unſerm Herkules wirklich zu ſchaffen gemacht haben; allein zulezt gelang es ihm doch, ſeine Halbgöttlichkeit an dem kraftvollen Sterblichen geltend zu machen. Es müſſen indeſſen in einem Theile der Zuſchauer Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit der von dem Sieger dabei angewendeten Mittel entſtanden ſeyn. Wenigſtens iſt eine ziemliche Anzahl Menſchen auf die Bühne gedrungen, um, wie behauptet wird, Rechenſchaft von ihm zu fordern; Herr Düpuis war jedoch nicht mehr zugegen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 12. Februar 1835.

Er küßt die bleichen Lippen
Mit lächelndem Scheideblick;
Geht tief hinab zum Strome —
Und kehrt nicht mehr zurück.

H. Seibel.

Der Fährmann von St. Goar.

Ballade.

Bleich ſchimmert ein Licht noch um Mitternacht
Vom Strand des Rheines her,
Der müde Fährmann ſizt und wacht,
Das Kind liegt krank ihm ſchwer.
Er küßt die heißen Händchen ihm,
Spricht manches Tröſtungswort;
Umſonſt, des Fiebers Ungeſtüm
Es wüthet immerfort.

Und wie vor Angſt er will vergeh'n,
Da richt't das Kind ſich auf,
Spricht leis: „Ach Vater, das klingt ſchön —
Ei Vater, merk doch d'rauf:
Hohlüber! ruft es, hörſt du nicht?
Hohlüber! o mach' bald,
Eh' dir der Sturm den Kahn zerbricht.“ —
Dem Fährmann ſchauert's kalt.

Und wie er ſteht in banger Qual,
Zuredend ſeinem Kind,
Erſchallt es laut das dritte Mal:
„Hohlüber!“ durch den Wind.

Noch weiß der müde Fährmann kaum,
Was er darauf beginn',
Bald ſtarrt er durch den nächt'gen Raum,
Bald auf den Knaben hin.

„Hohlüber Vater in Gottes Nam'!
Viel wohler iſt mir ſchon.“
Das Aug' ihm glänzte wunderſam,
Wie alſo ſprach der Sohn.
Der Fährmann drückt noch einen Kuß
Auf ſeinen heißen Mund:
„Leb wohl! der treue Fährmann muß
Bereit ſeyn alle Stund.“

Durch Nacht und Fluth hinrauſcht der Kahn,
Das Kind horcht nach ihm lang,
Bis plötzlich Schlaf in's Aug' ihm kam,
Der Ruderſchlag verklang.
Der Knab' entſchlief und träumte ſüß
Von einem Fremdling ſchön,
Durch den ihn Vater grüßen ließ,
Der war ſo lieb zu ſeh'n.

Der ſang im Traum ihm vor ein Lied
Von einem Fährmann treu,
Der über'n Rhein des Nachts noch zieht
Und holt der Brüder zwei.

Digitized by Google

Der Eine, mohnbekränzet, ſtand
  So jugendfroh und roth,
Der Andrr hatt' ein Schwrrt zur Hand,
  Sah bleich aus, wie der Tod.

Und von dem Fährmann keck befragt,
  Was drüben ihr Begehr?
Ich will zu dir, der Frohe ſagt,
  Dir Arbeit ward dir ſchwer;
Ich will dich ſtärken mit Schlafesruh. —
  Ich weiß 'ne Blume ſteh'n,
Der Bleichr ſpricht und lacht dazu,
  Die Blume, die will ich mäh'n.

Dem Fährmann ob der Antwort graut; —
  Da ſtößt das Schiff an's Land,
Der bleiche Fremdling aber ſchaut
  Schon nach der Blum' am Strand.
Da ſinkt der Fährmann hin vor ihm:
  Laßt mir die Blumr ſtehn!
Fleht er mit Angſt und Ungeſtüm,
  Sir ſchmückt den Strand mir ſchön.

„Schaff' mir ein andres Opfer her,
  So mag dir Blumr blüh'n;
Vergebens ſiehſt du nimmermehr
  Mich jezt von dannen zieh'n.“ —
Da ſteht der Fährmann hochentzückt — — —
  — Des Knaben Traum war aus;
Dir liebe Morgenſonne blickt
  Hell in des Fährmanns Haus.

Ob Traum und Lied auch eine Thrän'
  Entlockt dem holden Kind,
Es war ſo blühend anzuſeh'n,
  Wie, wenn im Morgenwind
Die Blume ſpielt, vom Thau benezt,
  Am grünen Uferrand,
Und auch zum lieben Gotte jezt
  Hebt dankend es die Hand.

Drauf ſpringt der Knab' an's Ufer hin,
  Wo Vaters Nachen lag,
Denn überraſchen wollt' er ihn
  Mit frohem „Guten Tag“ —;
Doch weh! der Kahn verſchwunden war,
  Und um das Erlgeſträuch
Schlang ſich des Fährmanns naſſes Haar,
  Er lag ſo ſtarr und bleich.

Hermann Matthäy.

Die Schule der Grobheit.

(Fortſetzung.)

Die Grobheit aus Faulheit der Seele äußert ſich vornämlich durch Unterlaſſungen und Auslaſſungen, z. B. im Antworten und Auskunftertheilen, im Beſorgen und Ausrichten des Aufgetragenen, im Begrüßen, Melden und Mitreden. Der ſeelenfaule Grobian geht ſogar auf Gefühle und Empfindungen ſehr unwillig, wohl auch einmal ganz und gar nicht ein, bezeigt keine Theilnahme, weder an den Freuden noch an den Leiden Anderer, und ſieht endlich ſogar bei den geiſtreichſten und tiefſinnigſten Gedanken völlig ſo gleichgültig aus, als bei den allergemeinſten. Wer denn hätte es nicht ſchon erlebt, wie ſehr dieſe Art der Grobheit bei lebhaften Erregungen des Gemüths und Geiſtes den Leuten im Wege ſteht! welche ſchauderhaften Störungen, Hemmungen, Stockungen ſie veranlaßt! Und dieſes zu vermeiden, pflegen gutartige, wohlerzogene, höfliche, auch ſonſt ganz wahrhaftige Menſchen äſthetiſche und andere Entzückungen oft recht künſtlich nachzuahmen und den übrigen vorzuſpiegeln, als ſey's ihnen eben auch recht erwärmlich im Gemüthe. Sie entzücken ſich mit den Kennern an Malereien, welche für ſie wohl nicht beſſer ſind, als jedes andere alte Brett, oder an Gedichten, bei deren Vorleſung ſie klüglich geſchlummert haben, ſogar an Heirathsdeklarationen und Verlobungen, welche nur Verdruß und Neid ihnen erwecken. Solcher Abweichungen von ſeiner Bahn hat der Faulheitsgrobian ſich fleißig zu enthalten. Er dürfte dabei nur aus ſeinem ganz ehrenwerthen Charakter fallen, auch damit nicht viel Glück machen, weil man jener Art Erheuchlung gar leicht hinter die Karte ſieht und an einem gelangweilten Backenzuge, einem ängſtlichen Augenzwange und Anderm den eigentlichen Zuſtand der Sachen bald erkennt.

Die Grobheit aus Faulheit des Körpers kommt überall an den Tag, wo mit den Armen und Beinen auszuhelfen wäre, z. B. beim Aufheben, Holen, Unterſtützen u. ſ. f. Denn es iſt der leibesträge Grobian bei ſolchen Gelegenheiten ſtets der lezte, und wird es für ihn ſchon ein Großes ſeyn, wenn nur überhaupt einige ſchwache Zeichen der Willfährigkeit an ihm der Wahrnehmung ſich darbieten.

Das Princip der Rohigkeit des Gefühls, der Taktloſigkeit offenbart ſich in der Grobheit in Fällen, da wohl etwas Schmerzliches und Verletzendes zu verſchweigen oder zu verhehlen wäre, oder andrerſeits auch ein Erfreuliches zu rechter Zeit auszuſprechen. Denn es wird der taktloſe Grobian mit allem Ungehörigen zuerſt herausfahren und nie ſich auf die Regel des berühmten Sancho Panſa beſinnen können, welche ausſpricht: daß im Hauſe

des Gehängten Niemand vom Stricke zu reden hat. Ei, wird er ſprechen, wenn von Schmach, Schande und andern Schmerzlichkeiten die Rede, ei, mein Lieber oder meine Liebe, davon können Sie mitreden! — Man gießt ſolche Taktloſigkeiten häufig einer gewiſſen Zerſtreutheit in die Schuhe, welche jedoch nur dem Genie einzuräumen iſt, wovon ſpäter.

Die Grobheit aus dem Princip geiſtiger Ungelenkigkeit hat mit jener andern in der Wirkung viel Aehnliches, wird daher nicht ſelten die eine mit der andern läſterlich verwechſelt. Dem feineren Sinne jedoch wird es bald und leicht auffallen, daß, wenn der Grobian aus Rohigkeit des Gefühls ſogar nach ſeinen ärgſten Grobheiten ſtets unbefangen darein ſieht, hingegen der Andere (der aus geiſtiger Ungelenkigkeit) ſtets ſein Verſehen auf der Stelle erkennt, darob erröthet, in Beſtürzung geräth.

Grobheit in Folge von Störungen der Geſundheit, welche bei kränkelnden, alternden Perſonen nicht ungewöhnlich iſt, mögen ihre Pfleger, Diener des Bluts und andere Freunde nicht voreilig verwechſeln mit den Grobheiten aller der übrigen Arten und Ableitungen, noch darüber jemals die Geduld und den Eifer der Dienſtpflicht verlieren, noch die Wärme des Wohlwollens erkalten laſſen. Man vermag ihr wahres Princip wohl zu ermitteln, da jeder Zug dieſer Grobheit den ſubjektiven Grund an den Tag legt, da ſolche höchſt ſelten eine äußere Veranlaſſung hat, noch einen Zweck und ein Ziel, ſondern wild und regellos herausfährt, nach jedesmaligem Befinden des Leibesſchwachen.

Die Grobheit aus dem Princip perſönlicher oder körperlicher Unbeholfenheit pflegt in ihrer Vollkommenheit bei halbausgewachſenen jungen Leuten ſich vorzufinden, deren Gelenke dick, deren Hände und Füße noch übergroß ſind. Wenn je zwei ſich niederbücken, irgend etwas aufzuheben, verfehlen ſie nicht leicht, mit den Köpfen hart und ſchallend zuſammenzuſtoßen. Dieſe Art der Grobheit bringt Niemand in größere Verlegenheit, als den Grobian ſelbſt, vorausgeſezt, daß er gutartig und der Einwirkung keines der übrigen Grobheitsprincipien ausgeſezt ſey. Die Entſchuldigungen, welche ein ſolcher Grobian vorzubringen pflegt, nachdem die Hände und Füße Vergehungen ſeiner Art begangen haben, ſind gemeiniglich daran eben das meiſt Beläſtigende. Im Uebrigen machen ſie den heiterſten Eindruck, und verzeiht ihnen ſogar der etwa Gezwickte, Getretene, Geſtoßene, des angenehmen Aufſehens willen. Die Schauſpieler bedienen ſich der Nachahmung dieſer Grobheit in den Komödien zur Aufheiterung eines ſchleppenden Dialogs.

Die Grobheit aus Gewöhnung iſt diejenige, welche bei nachläſſiger Auferziehung durch tägliche Nachahmung grober Beiſpiele und Unachtſamkeit auf ſich ſelbſt allmählig wohl bei den Menſchen dermaßen ſich einfleiſchen kann, daß ſpäterhin der Sache auf keine Weiſe gänzlich abzuhelfen iſt. Dieſe Art der Grobheit hat keinen beſtimmten und entſchiedenen Charakter, äußert ſich nach jedesmaligen Umſtänden bald in dieſer, bald in jener ſonſt bekannten Form; es hängt dieſes von den größten Zufälligkeiten ab, beſonders von der Beſchaffenheit derjenigen Muſter, welche in jüngern Jahren dem Gewöhnungsgrobian eben vorgeleuchtet haben. Doch unterſcheidet man dieſe Grobheitsart nicht ſchwer an der Oberflächlichkeit ihres Anſitzens, das iſt, an ihrem nicht aus der Tiefe des Daſeyns Hervorgehen; denn ihre Formen ſind bannal und wiederkehrlich, nicht, gleich jenen der andern Grobheitsarten, friſch und auf der Stelle hervorgebracht. Auch pflegt ſich in der Perſon des Gewöhnungsgrobians ein gewiſſer Kampf ſeines andern Willens mit den Tendenzen der Gewohnheit zu manifeſtiren, inſofern ſelbiger häufig, über ſeine Grobheiten erſchreckend, in der Mitte ſie abbricht und nicht ganz zu Ende bringt, dabei wohl ſelbſt in eine bemerkliche Beſchämung geräth, die Augen niederſchlägt und ſich bemüht, die Aufmerkſamkeit der Anweſenden von dem Geſchehenen abzulenken. Wohl jedoch unterſcheide ich dieſe Art der Grobheit von derjenigen, deren Princip in einer überdachten und planvollen Erziehung und Jugendbildung aufzuſuchen iſt. Es iſt ein Anderes, ob Plan oder ob nur Zufall in einer Sache gewaltet habe. Allein der Erziehung zum Grobian denke ich ein eigenes Kapitel zu beſtimmen, daher ich jezt ungehindert zum lezten, nicht dem un- [illegible] übergehe: dem der Genialität.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

Das Schützenfeſt.

Vor mehreren Monaten war unſer Savoyen noch in Jedermanns Mund; gute und ſchlechte, alte und neue Karten des Landes wurden im Ausland zur Hand genommen, nicht etwa, um den Ort zu ſuchen, wo Hannibal über die grajiſchen oder cottiſchen Alpen gegangen, ſondern wo eine Handvoll Abentheurer über den Leman herkam und einen ganzen Tag lang den Plan hatte, Alles bei uns über den Haufen zu werfen, was ſie jedoch nach vier-und-zwanzig Stunden wieder aufgaben und eiligſt abzogen; denn die Savoyer, die wohl wiſſen, was geben und ſtehen kann, lachten den Fremden in's Geſicht. Zum Dank erließ bekanntlich der König den wackern Gemeinden für ein Jahr alle Steuern und Abgaben und bezahlte dieſe aus ſeiner Privatkaſſe für ſie. Auch dies iſt nun faſt ſchon alte Geſchichte in unſerer mit Dampfſchnelligkeit fortſchreitenden Zeit. Savoyen dürfte jezt wieder bei Ihnen in Deutſchland, wie früher, eine terra incognita, oder wenigſtens ein außer-europäiſches Land geworden ſeyn.

Zulezt habe ich dem Morgenblatt vorigen Sommer von des Königs und der Königin Beſuch in Chambery berichtet. Einiges muß aber darüber nachgetragen werden, da es nationale Farbe hat. Hieher gehört das Feſt, welches die hieſigen Schüzen dem königlichen Paar gaben. Dieſe Schüzen haben wirklich etwas Mittelalterliches an ſich, denn ſie heißen nicht nur Chevaliers du tir, ſondern ihr Eid lautet auch: Fidélité au Roi, dévouement à la patrie, honneur et loyauté, deßgleichen soins et respect aux dames! Dieſe Geſellſchaft vereinigt die gebildetſten und angeſehenſten Familien der Stadt, bürgerliche und adelige. Unter ihnen müſſen beſonders die Damen bemerkt werden, denn was ſchön, anmuthig und liebenswürdig unter ihnen iſt, gehört zu den Schüzinnen, die mit ihren Blicken richtig ſchießen. Das Feſt war nicht bloß in ſeinem ganzen Umfang reich an Allem, womit in ähnlichen Fällen hohe Häupter empfangen werden, es war auch anziehend, hier drei Könige mit ihren Königinnen und ihrem Hofſtaat zuſammen zu ſehen, was bei Ihnen in Deutſchland, dem Paradies der Kongreſſe, der Kaiſer- und Königszuſammenkünfte, zwar oft, bei uns aber nur ſelten der Fall iſt. Zu dieſem Feſt war das ganze Schüzenhaus mit Hof, Baumgängen, Gärten und Gebäuden feſtlich zu Beleuchtung, Feuerwerk und Tanz eingerichtet und geſchmückt. An den obligaten und ſtereotypen Triumphbogen, Inſchriften, Wappen, Emblemen u. ſ. w. war auch gewiß kein Mangel. Um ſieben Uhr Abends (25ſten Juni) kam die bisherige Schüzenkönigin an und wurde von dem Connetable empfangen, der hier die Stelle des bisherigen Königs verſah; hierauf nahm ſie mit ihrem Hof in dem Pavillon ihren Thron ein. Als die neue Königin (Mlle. Morand) mit ihrem Hofe ankam, wurde ſie an ihrem Wagen von dem Kaplan der Geſellſchaft empfangen, der neue König (Graf von Chamboſt) überreichte ihr hier den gewöhnlichen Blumenſtrauß und empfing von ihr dagegen das herkömmliche Degenband. Der Connetable und die bisherige Königin führten ſie in den Pavillon; hier wurde der neue König in ſein Königthum eingeſezt und die Königin nach die Huldigung der Geſellſchaft, als endlich gegen halb acht Uhr der eigentliche König mit ſeiner Gemahlin kam. Sie wurden von beiden Schüzenmajeſtäten am Wagen empfangen. Im großen Saal des Pavillons rechter Hand ſtand der ſardiniſche Thron und darüber, da der König ſehr auf ſeine Kriegsthaten, den Trocadero u. ſ. w. hält und ſich gern daran erinnern läßt, ein ungeheurer Lorbeerkranz mit goldenen Blättern. Links von dieſem Thron ſtand der des Schüzenkönigs und ſeiner Königin. Ihn zierte kein Lorbeer, ſondern nur ein Kranz von Roſen und Jasmin, der beſſer für die blühende Schönheit paßt, denn die Königin war eines unſerer reizendſten Mädchen. Bald nach der Ankunft der hohen Herrſchaften begann der Ball mit einer Quadrille, beſtehend aus den zwei Schüzenkönigen, ihren Königinnen, Großbeamten und Hofdamen. Auch die Illumination und das Feuerwerk verdienten Lob.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortſezung.)

Reform der Opernbälle.

Dieſe Lotterie war im vorigen Jahre erſt noch im Entſtehen, alſo unvollkommen. Damals waren die Gewinne klein, und Veron hatte den Plan ſo angelegt, daß auf einem Balle die Looſe mit den Eintrittsbilletten vertheilt und auf dem nächſtfolgenden die Gewinnſte gezogen wurden, wodurch alſo eine Reihe von kleinen Ziehungen entſtand. Jezt aber, da es ihm gelungen iſt, die reiche Welt wieder herbeizuziehen, legt er ſeinen Plan anders an. Es werden nun zwölf Preiſe von 5 — 6000 Franken ausgeſezt, wozu Jeder, der ſeinen Eintritt bezahlt, ein Loos bekommt, ſo daß die Zahl der Theilnehmer mit jedem Balle zunimmt. Am künftigen Faſching hat eine große und einzige Ziehung Statt, und erſt dann werden die zwölf Glücklichen durch das Loos bezeichnet. Vor der Hand ſind die vortrefflichen Preiſe bei jedem Opernballe öffentlich ausgeſtellt, und Jedermann kann im Voraus das Glück ermeſſen, das ſeiner harrt, wofern ihm das Schickſal wohl will. Da erblickt man einen ächt orientaliſchen Shawl, einen reichverzierten Flügel aus der Pleyelſchen Inſtrumentenfabrik, ein Silberſervice aus einer der erſten Werkſtätten von Paris, eine Karte für eine Opernloge auf ein ganzes Jahr, was ſo viel heißt, als einem 4 — 6000 Fr. ſchenken. Ferner werden noch zwei oder drei Gemälde verſprochen, die zwar noch nicht fertig, aber vom Operndirektor bei ausgezeichneten Künſtlern beſtellt ſind. Dieſe Lotterie muß wohl etwas ſehr Anziehendes haben, da auch die komiſche Oper dießesmal Bälle mit Lotterien veranſtaltet hat, und ſich deßhalb den Eintritt ebenfalls mit zehn Franken bezahlen läßt. Es wäre ſonderbar, wenn die Lotterien, deren man im Staate los zu werden ſucht, und die auch in wenig Jahren verſchwinden werden, auf den Opernbällen wieder zum Vorſchein kämen und hier wieder eine Vorkehrung von Seiten der Regierung nöthig machten. Freilich ziehen dieſe Opernlotterien den Armen das kümmerlich erſparte Geld nicht aus der Taſche; die Habſucht reizen ſie auch nicht, ſie ſind nur ein Mittel, um mit dem Gelde der Reichen Kunſtſachen abzuſezen, und daher eher nüzlich, als ſchädlich. Aus ähnlichen Rückſichten hat ſich auch die Regierung den Lotterien von allerlei Gewerbsgegenſtänden, welche zum Beſten der Armen verkauft werden, nicht widerſezt, ſondern dieſelben im Gegentheil befördert. Die Ballbeluſtigungen haben ferner die mimiſchen Darſtellungen in Aufnahme gebracht, beſonders Darſtellungen berühmter Gemälde, [illegible] Kunſtgenuß war. So hat man auf den lezten Opernbällen Paul de Laroche's lezte Gemälde, „Cromwell neben dem Sarge König Karls I. und deſſen Johanna Gray vor ihrer Hinrichtung“ dargeſtellt. Nur hat man die Wahl getadelt, da ſolche tragiſche Sujets mit den darauf folgenden Poſſen in grellem Kontraſte ſtanden. Die komiſche Oper hat auch noch einen Trupp deutſcher Sänger angeworben, welche die Verſammlung mit Chören ergözen müſſen. Dieſe Choriſten waren für das Théâtre nautique verſchrieben worden, welches die Abſicht hatte, wie ich früher gemeldet habe, deutſche Opern zu geben, da es mit dem Waſſerbecken, dem Hauptzweck des Théâtre nautique, nicht mehr ging. Die guten Landsleute glaubten, ein Wort ſey ein Wort, und kamen nach Paris mit der Ueberzeugung, ſie würden an jenem Theater deutſche Opern ſingen; allein die nautiſche Anſtalt hatte ſchon keine Luſt mehr, in der deutſchen Oper ihr Heil zu ſuchen, und fürchtete, dadurch vom Regen in die Traufe zu kommen. Zum Glücke haben die deutſchen Chöre einen gewiſſen Ruf in Paris erlangt, und man hat ſogar ſchon den Direktor der großen Oper in den Tagblättern aufgefordert, ſich mit ſolchen Chören zu verſehen. Allerdings haben die deutſchen Chorſänger einen tiefern Baß und mehr Ausdruck im Geſange, als die franzöſiſchen, unter denen ſich immer einige quäkende Stimmen unangenehm vernehmen laſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Februar 1835.

Parbleu, vous êtes fou, mon frère, que je crois.
Avec de tels discours vous moquez-vous de moi?

Molière.

Das Landhaus zu Simonetta.

Ein dramatiſirter Scherz.

Vom Freiherrn von Sternberg.

Chriſtian, der Diener, tritt auf.

Wie iſt doch Thorheit jeglicher Beginn,
Jeglicher Ausgang eines Menſchenwerks!
Ich komme anzuklagen meluen Herrn:
Erſt kauſt er dieſes Landhaus, gibt
Gewicht'ge Summen hin, erhandelt nun damit
Das Schloß, Geräthe, ſonſtiges Mancherlei,
Das Gärtchen hier, und was die Hauptſach' iſt,
Das prächt'ge Wunder der Natur, ich meine
Das Echo, wovon ihr wohl ſchon gehört,
Das hier im Schloſſe ſich zu Haus befindet.
Kaum ſind die Dinge ſein, ſo reizet Wankelmuth
Ihn, um den halben Preis ſie wieder wegzuſchiendern.
Und wer hat ſich als Käufer eingefunden? —
Es ſchickt uns England einen tauben Lord,
Der kauſen will, ohn' daß des Hauſes Beſtes,
Der Echo Stimme, ihm vernehmbar wird.
Wie nennt ihr, Freunde, nun wohl ſolchen Käufer,
Solchen Verkäufer? — Thoren, mein ich, nicht?
Ich wenigſtens, ich nenne ſie ſo; — doch halt!
In's Unglück ſchwatz' ich mich hinein und bin
In dieſem Bunde wohl der dritte Thor. Was geht
Der ganze Handel mich, den alten Diener, an?
Ich halte doch ſchon hier im Schloſſe aus;
Mich hat das holde Fräulein, dem ich diene, —
Ich meine Echo, merkt ihr wohl, ich ſchmeichle
Ihr, weil ſie nahe iſt, und jedes Wort vernimmt —
Mit manchem Silbergroſchen reich verſehn; es treffe
Nun wie es will, mein Antheil iſt mir ſicher.
Doch ſiehe da, es naht der Herr, mit ihm ſein Schwager;
Sie beide ſind erhizt, und wie es ſcheint im Streit,
Da eil' ich, aus dem Staube mich zu machen.

(Ab.)

Baron nnd Graf.

Baron.

Nein! nein! Unduldbares ward Keinem auferlegt,
Und dieſes iſt unduldbar!

Graf.

Scherze nicht,
Ein trefflich Landhaus einer Grille wegen
Um einen Spottpreis wegzuſchleudern —

Baron.

Freund, der Preis
Iſt nicht ſo ſpottend, wenn man weiß,
Wie ich mit dieſem Haus verſpottet worden.

Digitized by Google

Ein Furienſchloß iſt es, ein Muſterbild
Zu einem infernaliſchen Folterkabinet!
Hätt' Dante's göttliches Genie geträumt
Von Qualen ſo verwünſchter Art, gewiß
Er hätte nirgends anders als hieher
Der Hölle tiefſten Marterpfuhl verſezt. —
O Gott, ich kam hierher, ein ganz geſunder Mann,
Mit Sinn für Schönheit, Tugend, Liedeszauber,
Mit wachem Ohr für jedes Wohllauts Stimme,
Und ziehe fort, ſchwerhörend, ſchreiend,
Mit gellendem Organ, beklemmter Bruſt,
Durch Mißmuth, Zorn, Drangſale aller Art
Verwildert und im Innerſten zerſtört;
Mit mir führ' ich die taube Tochter fort
Und einen Diener, den zum Krüppel mir
Ein unbeholfner Wütherich geſchoſſen.

Graf.

So gieb dir doch noch zum Bedenken Zeit!
Weßhalb ſo eilig deine Flucht betreiben?

Baron.

Ich rette, was mir noch an Sinne blieb.
Man ſpricht wohl von des Niagara Sturz,
Vom wilden Brauſen des Schaffhauſer Falles —
O göttlich Orgelſpiel des freien Elements! —
Hier ſtürzt von Fels zu Fels in Katarakten
Der Narrheit Strom ſich nieder — Ach, ein Schwall
Von unermüdlichen Erbärmlichkeiten fällt
Mir brauſend täglich an dem Ohr vorüber.
Ja, denke dir, es wär' im Sturz des Rheins
Jedweder Tropfen eine Dummheit, kreiſchend
Fiel' eine in die andre, bis der ganze Strom
Nur eine einz'ge hundertzüngige Dummheit würde —
Fürwahr, nicht ärger plagte ſolch' ein toller Sturz
Als hier das tolle Spiel der Fragenden mit Echo.

Graf.

Dein Unglück treibt zu luſt'gen Scherzen dich.

Baron.

Sagt irgendwo ein Mann was Albernes,
Entſchlüpft der Weiberzung' was Ungehöriges,
Man läßt es ſtill vorübergehn, es taucht
Hinab, und Niemand hat's gehört.
Entſetzlich aber, wenn ſolch falſcher Stempel,
In Echo's Werkſtatt tauſendfach geprägt,
Sich unaufhaltſam nun in Umlauf ſezt,
Des Biedermannes Ohr gleich einer Taſche
Mit falſcher Münze klappernd überfüllt! —
Wo lebt auf Erden Jemand, der die Qual
Je duldete, die ich hier täglich dulde? —
Was ward nicht Thörichtes erdacht, hier ausposaunt? —
Des Liebeswahnſinns kranke Spielerei,
Die Schmeichelnamen hirnloſer Zärtlichkeit,
Was nur ein ſchmachtendes Geſchöpf bei ſich
In ſeines Heimathſtübchens Raum erfindet,
Wird hier dem Echo lärmend vorgetragen.
Zuchtloſe Jungfrauen erblöden nicht,
Vielfache Buhlernamen mit geſchwindem
Marktſchreierton dem Echo abzulocken,
Und Liebesworte werden zugefügt, die oft
Mich ſchamroth machen ob der Zeiten Zucht.
Oft aber ſenden jene Ungehörige
Nur Seufzer aus, doch ſolche ſturmerfüllte,
So aus des Buſens Innerſtem entlaſſene,
Daß mir im Graus das Haar zu Berge ſteigt,
Wann's ſechzigmal nun im Gebirge ſeufzt,
Mit thränenpreſſendem Geſtöhne ſeufzt! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Schule der Grobheit.

(Fortſetzung.)

Die Grobheiten, welche dem Genie wohl anzuhängen pflegen, haben einen gedoppelten Grund. Denn theils entſtehen ſie aus jenen Abweſenheiten, welche den Geiſt befallen, während die Seele über Großem brütet; theils auch aus bloßen Aufwallungen der Ungeduld über Störungen der Begeiſterung durch Hinzubringen eines Gemeinen oder doch Ungehörigen. Die Grobheiten aus Abweſenheit des Geiſtes ſind häufig ergötzlicher Art, den Klätſchern ein erwünſchter, den Kalendermachern aber ein nahrſamer Stoff. In unſern Tagen ſind wenige Menſchen in dem Maaße roh, daß ſie nicht dem Genie jeden beliebigen Verſtoß gegen den Gebrauch im voraus einräumen und zu gut halten ſollten. Denn ſie wiſſen, daß bei innerer Bewegung der Seele die Oberfläche des Daſeyns nicht anders iſt und ſeyn kann, als die Spiegelfläche des Meers vor nahendem Sturme. Allein wie Kinder das Meer in ſolchem Zuſtande durch hineingeworfene Steine weithin zu kräuſeln vermögen und wohl dann ſich Meiſter dünken des mächtigen Elements, ſo pflegen auch Dummköpfe gegen der Abweſenheiten vortrefflicher Geiſter zu ſpotten, während derſelben ihnen Fallen zu ſtellen, ſie zu Reden und Handlungen zu veranlaſſen, welche nach der Hand von ihnen für Grobheiten ausgegeben und mit vielem Jubel erzählt und verbreitet werden. Grobheiten mögen ſie denn immerhin ſeyn, bis an's Ende der Welten, allein Grobheiten

Digitized by Google

aus keinem niedrigen, ſondern aus einem höchſt vornehmen Princip. Mehr von menſchlichee Schwäche haben die genialen Grodheiten aus bloßer Ungeduld. Schon von Seiten des Nutzens angeſehen, iſt es eine ſchlechte Oekonomie der Zeit und Lebenskraft, über Störungen ungeduldig zu werden; denn es bringt die Ungeduld eine zweite und längere Störung herbei. Nun aber geht ſolche vom Subjekt aus, ſteht alſo wohl auch in der Obhut und Gewalt des Subjekts, und kann mithin von demſelden gezügelt und beſchränkt werden. Habe ich doch einen Gelehrten geſehen, weicher, ſobald bei Störungen und ſehr unerklecklichen Geſprächen die Geduld ihm ausging, ungeſäumt an ein weißes Pferd zu denken unternahm und hiedurch in ſeiner Seele das geſtörte Gleichgewicht in wenig Sekunden wieder herſtellte. Dieſes und Aehnliches, wenn es deſſen gibt, würde, bei mehr verbreiteter Anwendung, der finſteen Miene, dem ungeduldigen Umheegehen, den heſtigen Reden und ſtarken Ausdrücken eines duech Störungen empörten Genies ſehr glücklich abhelfen; welches alles von Ungeweihten meiſt ſo gar tief empfunden wieb, daß eben deßhald den vortrefflichen Geiſtern von jeher viel Haß und wenig Gunſt erzeigt worden iſt.

Vom Nutzen der Grobheit und von beſondern Fällen ihrer Anwendung.

Es treten im Leben Fälle ein, in welchen die Grodheit gewiſſermaßen unentbehrlich wirb. Sie dient zuerſt als Schutzmittel gegen die Grodheiten anderer, welche, nach den Umſtänden, ſie bald anticipiren, bald wenigſtens eewidern ſoll. Sie dient ferner, vor der Welt den deliebten Charakter einer rückſichtsloſen Offenheit anzunehmen, welche ſo ganz ungemein behülflich iſt, eine abſichtsvolle, berechnete Thätigkeit den Blicken ſogar ſcharfſichtiger Beobachter ganz zu verhehlen. Denn in neun von zehn Fällen wird der Geodian von den Leuten als ein offenherziger Biedermann aufgefaßt und hochgeſchäzt werdeu, was denn nothwendig über deſſen mögliche und denkbare böſe Ränke keinen Aegwohn dürfte aufkommen laſſen. Sie bient endlich bei vieler Eile, oder nur Eiligkeit, durch ein dichtes Gedränge zu Päſſen, Audienzen und Aehnlichem mehr zu gelangen, oder auch mit ſehr langwierigen Leuten früher abzumachen, wenn Leztes überhaupt möglich iſt. Es iſt nichts ſo Geringes, einige Stunden und Tage aus jenem großen Zeitbankerott zu retten, dem bei gewöhnlichem Umlauf der Dinge ſo viele einflußreiche Männer und reizbare weibliche Seeien auf die Länge gar nicht entgehen können. Nicht minder kann durch wohlangebrachte und klug ermäßigte Grobheiten oftmals eine ſchon lebhafte, ſtack entzündete Streitigkeit ſehr glücklich vermittelt und beigelegt werden; denn es behalten ſehr gereizte Peeſonen, obwohl längſt ſchon unempfindlich gegen Rath und Gründe, doch für die Grodheit immer noch einiges Gefühl und Gehör, kommen daher bisweilen über den neuen ſchmerzlichen Eindruck zur Beſinnung und Reflexion über den ältern.

Dieſe nützliche und förderliche Grodheit kann nun beliebig durch alle Grade und Stufen hinaufgeſteigert werden bis zur Braoade, und von der Braoade wiederum zu den Thätlichkeiten. Allein bevor man die Leute in's Geſicht ſchlägt, ihnen Fußtreitte gibt und ſo fort, erwäge man doch ſtets die möglichen Folgen ſolcher Handlungen, und erſpare ſich überhaupt dieſen Endpunkt der Steigerung für bie großartigen Situationen und Kataſtrophen, von weichen ſo wenig als vom Tode eine Rückkehr möglich iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beſchluß.)

Deutſche Choriſten. Tanz zur Orgel. Bälle.

Die deutſchen Choriſten erfuhren bei ihrer Ankunft in Paris, es ſey von keiner deutſchen Oper mehr die Rede, und das Klügſte ſey, wieder nach Hauſe zurückzukehren. Zum Glücke für ſie bekam aber die komiſche Oper Luſt, ſie auftreten zu laſſen, und nahm deßhalb eigens die ſchon ſeit mehreren Jahren bei Seite gelegte Weberſche Oper, „der Freiſchütz,“ wieder vor. Daneben müſſen dieſe Sänger (es werden ihrer vierzig angegeben, die aber wahrſcheinlich nicht alle mit deutſchen Päſſen verſehen ſind) auch noch auf den Bällen, welche das Operettentheater wöchentlich einmal gibt, auftreten und ſingen. Außerdem hat dieſes Theater für ſeine Bälle noch eine bedeutende Muſikantentruppe gemiethet, die ſogenannte Muſardſche, welche auf einer Art von Brücke ſizt, die mitten im Saale, von einer Logenreihe zur entgegengeſezten, aufgeſchlagen iſt. Muſard iſt ſeit einem oder zwei Jahren ein berühmter Mann in Paris geworden. Er iſt der Erfinder der täglichen Konzerte, die im Sommer unter den Bäumen der Champs élysées, den Winter hindurch aber in einem der großen Säle der St. Honoréſtraße gegeben werden. Auch ihn hat die Ballluſt dieſen Winter ergriffen, und er gibt Bälle, welche das einzige Sonderbare haben, daß daſſelbe Inſtrument, welches bei ſeinen Konzerten täglich gebraucht wird, ich meine die Orgel, auch die Muſik der Contretänze begleitet. Ich wüßte nicht, daß man ſonſt wo auf dem Erdballe nach der Orgel tanzte, als bei Herrn Muſard in der St. Honoréſtraße zu Paris. Wer die Sonderbarkeit ſehen und hören will, muß vor Ende des Faſchings hieher kommen. Es wäre dann möglich, daß er in 24 Stunden Zeuge würde vom vierfachen Gebrauch der Orgel, in der Kirche, in der Meyerbeerſchen Oper Robert le diable, in dem Muſardſchen Konzerte und dann endlich

Digitized by Google

Nachts auf dem Muſardſchen Balle. Die andern Theater, welche Bälle geben, wie das Théâtre des Variétés, Odeon, Théâtre du Palais-royal, haben dergleichen Raritäten nicht aufzuweiſen. Deßhalb geht es aber auf denſelben nicht minder luſtig zu. Die jungen Leute finden dieſe Bälle noch unterhaltender, als die großen, und beſuchen ſie in Menge. Von den Winter-Tivolis und Winter-Ermitages will ich gar nicht reden; denn dieſe behalten nach wie vor ihren alten Zauber für Ladendiener, Clercs, Juweliergeſellen, Putzmacherinnen, und ſind jedesmal voll, ohne daß ſie Lotterien, mimiſche Darſtellungen und dergleichen Kunſtmittel anzuwenden brauchen. Es iſt ſchon hinreichend, daß ſie durch rothe, oder gelbe, oder grüne Anſchlagzettel ankündigen: heute Nacht ſtehen wir offen. Man begreift kaum, wie es möglich iſt, ſie zu füllen, da die Theater mit ihren großen Sälen ſchon eine ſo große Menge von Tanz- oder Schauluſtigen verſchlingen. Es ſteckt aber eine ſo ungeheure Volksmenge in dem weiten Paris, daß ſie unerſchöpflich ſcheint. Natürlich macht der Hang zu Tanz und jeder andern Beluſtigung, daß die Leute ſich gleichſam vervielfältigen, und daß Mancher, der ſich in einer Privatgeſellſchaft müde getanzt hat, ſich auf einem öffentlichen Balle wieder erholt. Dem Staate kommt all dieſes Tanzen zu gute; denn von jedem öffentlichen Tanzſaale erhebt er ſeine Steuer, und die Leute, welche an öffentlichen Orten viel tanzen, üben, ohne daß ſie daran denken, eine patriotiſche Handlung, und tragen dazu bei, den immer wachſenden Staatsausgaben das Gleichgewicht zu halten. Uebrigens macht man es mit den Bällen, wie mit der Literatur: durch Wohlfeilheit ſucht man die Menge zu locken. So ſoll ein Theater, deſſen Eintrittspreis zu fünf Franken angekündigt war, lezten Sonntag einige tauſend Billets zu einem Franken unter der Hand abgeſezt haben; dadurch iſt der Saal voll geworden, und der Direktor hat auch nichts dabei verloren. Nur ſoll es eben nicht glänzend auf dem Balle ausgeſehen haben; allein dem Direktor iſt es gleich, ob die Leute mehr oder minder gepuzt ſind, wofern nur die Kaſſe und der Saal voll werden. Dg.

Chambery, December.

(Fortſetzung.)

Unterrichtsweſen.

Da der König auf ſeiner Reiſe mehrere Theile Savoyens, z. B. das innere Faucigny und Tarentaiſe, nicht beſuchen konnte, ſo ſandte er zwei ausgezeichnete Staatsbeamte, die beſonders in Beziehung auf Induſtrie und Handel ſehen, unterſuchen, beobachten und darüber berichten ſollten, den Grafen Escarène, Miniſter des Innern, und den Grafen Caſazza, Generalgouverneur des Herzogthums, der ſich bereits große Verdienſte um unſer Land erworben hat. In der Tarentaiſe war des Leztern Aufmerkſamkeit beſonders auf die Salinen und Heilbäder bei Moutiers und auf die Eindämmung der verwüſtenden Arbonne gerichtet. Als Militär mußte ihn die in der Kriegsgeſchichte ſo merkwürdige Poſition am Fuße des kleinen St. Bernhard intereſſiren; er brachte hier einige Stunden mit Aufnahme der Poſition zu, aber er verſchmähte auch die franzöſiſchen, italieniſchen und griechiſchen Anreden der Moutiersſchen Jeſuitenſchüler nicht.

Ich ſehe Sie in Deutſchland über dieſe griechiſchen Schüler-Harangunen lächeln, und Sie mögen in der Hinſicht wohl Recht haben, da hier griechiſch zu Jemanden geredet wurde, der kein Wort davon verſtand, oder das früher Erlernte doch ſchon lange wieder vergeſſen hatte. Wenn man ſich aber von den franzöſiſchen Journalen weiß machen läßt, mit dem Elementar- und höhern Unterricht ſey es in Savoyen ſchlecht beſtellt und Alles ſey lediglich in den Händen ignoranter Geiſtlichen, ſo iſt man ſehr im Irrthum, und man ſollte um ſo vorſichtiger mit ſeinem Glauben ſeyn, wenn man Franzoſen von Unterricht reden hört. Allerdings iſt dieſer bei uns größtentheils den Geiſtlichen übertragen, und wir danken Gott dafür, da wir nur zu lange während der franzöſiſchen Okkupation erfahren haben, daß Unterricht ohne Erziehung in Sitte und Religion ein ſehr armſeliges, lückenhaftes Werk iſt. Man ſagte dies hier ſchon vor zwanzig Jahren, aber damals hieß man uns Obſcuranten, Ultramontaner, Jeſuitendiener u. ſ. w.; jezt hören wir ganz dieſelben Aeußerungen nicht bloß in dem katholiſchen Frankreich, ſondern auch in dem proteſtantiſchen Genf. Der Oberleitung ſolcher wahren Erziehung ſtehen Geiſtliche am beſten vor. So haben die franzöſiſchen Journale auch verbreitet, Geiſtlichkeit und Regierung ſehen bei uns die Schulen gar nicht gern, beſchränken und vermindern ſie, wo es ſich immer nur thun laſſe, denn die Erziehung, der Unterricht und die geiſtige Ausbildung des Volks ſey ihnen läſtig und verhaßt. Dazu will ich hier einen ſprechenden Beleg geben, wie er mir gerade unter die Hände kommt. In dem armen Dorf Nernier, Bezirks Chablais, am Genfer See, hatte die Gemeinde keine Schule, und die Kinder mußten ziemlich weit nach Meſſery in die Schule gehen, die überdies ſchlecht beſtellt iſt. Deßhalb beſchloß der junge Abbé Favre, eine in dem Ort zu gründen. Er und einige ſeiner ältern Schüler unternahmen auch gleich das Werk mit wahrem evangeliſchem Muth und Gottvertrauen, denn der Abbé hatte nur ſiebzig Franken im Vermögen. Er holte auf eigener Barke die Steine von Meillerie, Holz und Bretter aber von Boveret, zimmerte ſelbſt ſeine Balken, fing dann an zu bauen und zu mauern, bis ein geräumiges und bequemes Gebäude daſtand, zum großen Erſtaunen der Umgegend und ſelbſt ſeiner Freunde, die das Unternehmen für Unſinn gehalten hatten. Bei aller eigenen Thätigkeit und Unermüdlichkeit hatte der Abbé doch einige Schulden machen müſſen, und um ſie abzutragen, ging er die Munifizenz des Königs an. Dieſer übernahm auch nicht bloß deren Bezahlung, ſondern ſchenkte der Schule vierzehnhundert Livres aus ſeiner Kaſſe. Sie iſt jezt die zahlreichſte und beſte auf mehrere Meilen in die Runde, denn Favre ſteht ihr mit eben ſo viel Eifer, als Talent vor. Der Unterricht iſt ganz unentgeldlich.

Die höhern Schulen in Chambery und den andern Städten des Landes verdienen für ihren Unterricht in alten Sprachen, Mathematik, Geographie und Naturwiſſenſchaften nicht weniger Lob, und in dieſer Beziehung müſſen beſonders die Benediktiner- und Jeſuitenſchulen gerühmt werden. Auch Zeichnen, Malerei, Geſang und Inſtrumentalmuſik werden da mit gutem Erfolg getrieben. Als der König vorigen Sommer hier war, beſuchte er auch das Collége royal. In dem großen Saal redete ein Schüler den König auf franzöſiſch an und ſpielte hierauf ein Solo auf der Flöte; hierauf kam ein anderer mit ſelbſtgemachten italieniſchen Verſen, und das Ganze ſchloß mit einem Chor, den alle Zöglinge mit Präciſion und Geſchmack ausführten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Februar 1835.

> Das Erlernen jeder andern Kunſt führt unvermeidliche Mühe und Arbeit, Furcht und Schläge mit ſich; meine Kunſt dagegen iſt ohne Zweifel die einzige, die ſich ohne Arbeit erlernen läßt.
>
> Lucian.

Die Schule der Grobheit.

(Beſchluß.)

Jezt Einiges von den beſondern Fällen, in denen die nützliche Grobheit in Anwendung kommt, und wie man ſich dabei anzuſtellen.

Leuten, die häufig grobe Reden im Munde führen, ſage man nicht ohne beſondere Beweggründe jemals, wenn auch nur ein halbhin verbindliches Wort. Im Gegentheil bediene man ſich in ſeinen Anreden und Abſchiedsbegrüßungen, auch ſonſt im Laufe des Geſprächs, ſolcher Worte und Redensarten, als an Gehalt und Nachdruck den ihrigen gar nichts nachgeben. Sie pflegen darüber Anfangs in Erſtaunen, dann in Nachſinnen zu gerathen, von ihrem eigenen Fehler eine dunkle Ahnung zu bekommen und wenigſtens auf ſo lang, als ihr Meiſter ihnen nahe ſteht, einigermaßen ſich zu beherrſchen. Denn es liegt im Menſchen, daß eigene Mängel er ungern in andern ſich abſpiegeln ſieht; es erſcheint ihm ſolches gleich einer ſchreckhaften Doppelgängerei, welche ſein eigenes Selbſt, unbeleuchtet vom Zauberlichte der Eigenliebe, kalt und entblößt ihm vorſtellt. Hingegen freilich macht die Wahrnehmung ſolcher Fehler, von welchen man ſich ſelbſt ganz frei glaubt, einen das Selbſtbewußtſeyn erhöhenden, ſchmeichelhaften und angenehmen Eindruck. Doch gehört dieſes nicht zur Sache. Unter allen Umſtänden möchte ich durch obige Vorſchrift Niemand verleitet haben, noch künftighin verleiten, daß er nun auch dem literariſchen Grobian ganz auf dieſelbe zuvorkommende Weiſe begegne. Denn es iſt dieſer Fall von allen übrigen verſchieden, macht daher auch in obiger Beziehung eine Ausnahme. Ein bedrucktes Lumpenpapier verſchleppt ſich in alle Welt; allein deſſen wildumherfliegende, nach Art der Raubvögel im Flattern kämpfende Blätter kommen ſelten in derſelben Hand, kaum in demſelben Leſewinkel zuſammen. Der Leſer lernt daher die eigentliche Veranlaſſung gedruckter Grobheiten ſelten von Grund aus kennen, glaubt daher einen Mangel an billiger Zucht und Ordnung darin wahrzunehmen; was zur Folge hat, daß er dem Autor ſie gar übel auslegt und ihm nicht beipflichtet, was doch bei literäriſchen Grobheiten das lezte Augenmerk iſt. Man ſoll demnach in Druckwerken fein ſittig ſeines Wegs ziehen und auf des Spitzen Bellen nicht Acht geben. In dieſen Sachen muß nothwendig der, ſo zulezt geleſen wird, auch wohl das lezte Wort behalten, womit er zufrieden ſeyn und dabei ſich beruhigen darf.

So viel von der defenſiven Grobheit. Allein, als ein Deckmantel umgehängt, iſt die Grobheit weder ſo leicht gehörig umzuſchlagen, noch zu tragen, noch endlich

Digitized by Google

bei jeglichem Wind und Wetter dicht und feſt zu halten. Als Regel läßt dafür ſich aufſtellen, daß eine abſichtsvolle, Ränke verdeckende Grobheit jederzeit den Charakter des Neutralen und einigermaßen Ungewiſſen werde anzunehmen haben. Denn ſie darf Niemand jemals in dem Maaße verletzen, daß ſolches ein lautes Geſchrei oder eine heftige Leidenſchaftlichkeit erwecken könnte, weil Leidenſchaft argwöhniſch und ſcharfſichtig macht und in ihrer gleichſam Blitzeserleuchtung dem Gereizten bisweilen mehr Licht über ſeinen Beleidiger aufgeht, als dieſer letzte möchte erleiden können. Die abſichtsvolle Grobheit erfordert demnach einen dominirenden, etwas ärgerlichen Halbton, aus welchem abwechſelnd einmal ein dumpfer Schlag bemerklicher ſich hervorhebt. Es ſollen Schläge dieſer Art zwar die Grobheit ihres Urhebers ganz außer Zweifel ſtellen, hingegen Andere und Dritte nur mit Stumpfheit treffen, oder ſie weder verwunden, noch kränken. Mit derſelben Gleichgültigkeit ſollen die Leute nach der Hand ſagen und ausrufen können: der Grobian! als von Andern man etwa äußern würde: der Narr! der Dummkopf! und Aehnliches, was, ohne zu verletzen, nur angenehm an eigene Vorzüge erinnert.

Drittens wird die Grobheit, wie ſchon bemerkt worden, auch beim Hindurchdrängen ſich behülflich und nützlich machen können. Bei dieſer Art der nützlichen Grobheit glauben Einige durch gewiſſe inſtinktmäßige Bewegungen und Kraftanſtrengungen alles Mögliche ſchon geleiſtet zu haben. Allein ſie gehen im Dunkeln; auch hierin ſoll Methode ſeyn. Der Naturaliſt pflegt beim Hindurchdrängen den Leuten mit den Ellenbogen heftige und ſchmerzliche Stöße zu geben, was nicht zur Sache gehört, ganz unnöthig iſt. Wäre es denn nicht ſchon Grobheit genug, dieſes den Andern durchaus Vorangehenwollen? Und hat nicht, wer mit Sicherheit den vorgeſteckten Zweck erreichen will, jedes Ungehörige ſtreng zu vermeiden? Kommt denn, wer auf halbem Wege zu ſeinem Ziele in Wortwechſel und Streitigkeit ſich verwickelt, früher, oder nicht vielmehr nur um ſo viel ſpäter zur Stelle? — Nein, nein, man vermag dabei ſo ſchlank ſich zu machen, ſo gerade aufzurichten und durch die gedrängteſte Menge hindurchzuſchlüpfen, als ſey's durch einen ganz leeren Raum. Hierin aber ſetze man ſich zum Vorbilde diejenigen, welche lang an den Höfen, oder in den Verſammlungsſälen der großen Welt darauf ſich eingeübt haben. Bei mageren Leuten iſt die Sache minder verwunderlich; allein wohlbeleibte Perſonen durch die Kraft eines ſanften, ebenmäßigen Drucks und Nachdrucks, bei leichter, kaum merklicher Schraubenbewegung des Körpers hindurchdringen ſehen bis zum geſuchten, ehrenvollen und folgenreichen Platze, iſt ein gleich ſehr ſtaunenswerthes, als ſchönes und ergötzliches Schauſpiel. Mathematiſch angeſehen, enthält dieſe Handlung beide Hauptbewegungen des Aales, die vorandringende und die ſchlängelnd vibrirte; doch mit dem Unterſchied, daß gedachter ſich kunſtvoll hindurchdrängender Grobian zwar, gleich dem Aale, auf einer Horizontale ſich voranbewegt, hingegen in ſenkrechter Richtung ſich ſchlängelt, oder ſanft hin- und herbewegt. Er vereinigt demnach zwei, einander durchſchneidende, gleichzeitig ausgeführte und gleichmäßig ihn zum geſuchten Ziele vorangeleitende Bewegungen, deren gewandte Ausführung uns für ein Meiſterſtück kunſtreicher Auflöſung eines wichtigen Problems wird gelten dürfen. Davon die Theorie zu geben, blieb mir vorbehalten, weil die Tanzmeiſter bisher eine ſo tief in den Forderungen des Lebens gegründete Aufgabe ihrer Aufmerkſamkeit nicht werth erachtet haben.

Auch möge nun endlich Niemand aus übertriebenem Hang zum Zierlichen derjenigen Vortheile ſich berauben, welche die Grobheit gewährt, wo Abkürzung langwieriger Geſpräche und Geſchäftsverhandlungen bald ein Bedürfniß, bald ſelbſt Pflicht iſt. Schon Camillus hat vermöge des letzten von allen diplomatiſchen Behelfen und Auskunftmitteln ſeine Unterhandlung mit den Galliern bald und glücklich zu Ende gebracht; weßhalb, nach ſo klaſſiſchem Exempel, Niemand ferner Bedenken trage, davon bei angemeſſener Gelegenheit einen freien Gebrauch zu machen. Im gemeinen Leben freilich bedarf es dazu keiner Aufmunterung, da hier ſtets üblich geblieben iſt, etwa vorkommendes langwieriges Geſchwätz durch gewiſſe Interjektionen ſchnell abzubrechen, als da ſind: Halt's Maul! ei was! dummes Zeug! und ſo fort, wobei denn, genau zu nehmen, alle Theile gewinnen. Ironiſche Grobheiten, welche, inſofern ſie Lachen erwecken, allenfalls noch zu den nützlichen gezählt werden können, ſollen jedoch nur bei traulichem Verhältniß in Anwendung kommen, weil im Gegenfalle leicht, was ſcherzhaft gemeint war, auf Ernſt könnte gedeutet werden. Selbſt gegen vertraute Freunde enthalte man ſich derſelben in Gegenwart von fremden Perſonen, damit ſolche kein Vorurtheil gegen Perſönlichkeiten und geſellige Kreiſe faſſen, oder gar ein Leibweſen daraus ſich hervorbilde.

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortſetzung.)

Graf (lächelnd).

Weßhald denn, Launenvoller, haſt du hier
Dich angekauft? Dein freier Wille war's,
Dir dieſes Wundee förmlich anzueignen.

Digitized by Google

Baron.

Sieht man nicht Sterbliche oft thöricht handeln,
Mit Jubel ſelber in ihr Unglück rennen? —
So höre, was mich zu dem Kauf entſchied.
Du weißt, ich war verliebt in Julien, deine Schweſter;
Noch im Geheimniß blühte dieſe Liebe,
Du warſt verreiſt, kein Freund lag mir am Buſen,
Und nach Vertrauen ſeufzte dieſes Herz.
Da flog ich in der Wälder Dunkel, barg
Mein Haupt in unwirthbare Höhlen, warf
Der Sehnſucht heiße Klagen in die Lüfte,
Grub theure Züge in den Stamm der Eichen,
Und malte Namen in das Abendroth.
So kam auf meinen Reiſen ich hierher —
Ermüdet ſank ich auf's Geſtein, ich dachte
Nicht an das Wunder dieſer Gegend, angſtvoll nur
Stieß ich die Frage aus: Iſt Julia dir treu? —
Da horch! — o Zauberei, wie's keine gibt! —
Der Genius war's der Liebe ſelbſt, der mir
Ein tauſendfaches „treu!“ entgegenrief.
Verſtanden fühlt' ich mich im Innerſten,
Und Troſt ſank in mein Herz, wie nie
Des Freundes Lippe hätte ſpenden können.
Was that ich nicht in der Entzückung Wuth, ich küßte
Den Boden hier, that einen Schwur, er ſollte,
Und koſtete er Peru's Gold, mir angehören.
Ich Elender! — ach nur zu ſchleunig faßte
Ein Gott im Zorn die dargebotne Hand
Und kettet' ſie an dieſes Felſenſchloß! —

Graf.

Und dieſe Feſſeln willſt du kecklich löſen,
Die einſt ein Gott zuſammenſchmiedete?

Baron.

Ich löſe ſie — die Freiheit winkt mir wieder!
Du aber ſpotte nicht, viel lieber ſteh mir bei.
Sprich, theurer Freund, wie fandeſt du den Lord? —
O halte feſt; mir dieſen Koſtbar'n, Edlen
Du kennſt ihn ſchon aus frühern Zeiten, leicht
Gelingt es dir, den Zweifelſinn zu brechen,
Ihn ſchnell und ſicher zu dem Kauf zu ſtimmen.
Man ſagt, er will den Sohn vermählen, ihm
Das Schloß zum Angebinde geben, in ſo fern
Der Störrige zur Heirath ſich bequemt. Wohlan
Auch dieſes füge, Trefflichſter, das Paar
Sperr' in den Käfigt und laß mich hinaus.
Sey hier der Gott, der alle Fäden löſt,
Ein glücklich Ende Allen zubereitet. —

Graf.

Wenn ich dich nicht zu mir bekehren kann,
So muß ich wohl auf deine Seite treten,
Um ſchnell zu retten, was noch rettbar iſt.
Laß mich bedenken —

Baron.

Thu' es ungeſtört;
Komm', folge mir — da ſeh' ich nahen ſchon
Sich neue Plagegeiſter dieſem Platze; flieh',
O flieh' mit mir, eh' uns ihr Schritt erreicht.

(Beide ab.)

Zwei Reiſende, von Chriſtian geführt.

Chriſtian.

Hier, meine Herrn, iſt das berühmte Haus,
Und hier das Fenſter, draus der Fragende
Dem unſichtbaren Fräulein ſein Kompliment
Abſtattet.

Erſter Reiſende.

Unſichtbar iſt dieſes Fräulein?
Deſto beſſer; ungern nur genier' ich mich.

Chriſtian.

Thut es auch nicht, bleibt ganz bei der Toilette;
Ein Fräulein, von der nur die Stimme übrig iſt,
Das bis auf die Stimme abgelebt ſchon iſt,
Kann wohl nur wenig Zwang uns auferlegen.
Es iſt ganz eins, wie Euch das Halstuch ſizt,
Ob altdeutſch Euer Rock, ob neufranzöſiſch.

Zweiter Reiſende.

Zur Sache jezt, legt Eure Fragen vor.

Erſter Reiſende.

Wie ſeltſam! wußt' ich doch der Fragen viel,
Als ich hierherkam — jetzo weiß ich keine.

Chriſtian.

Das Liebſte, was der Menſch hat, iſt ſein Selbſt.
So nennt mir eure Namen, würd'ge Herrn,
Daß ich zugleich der Dam' euch präſentire. —

Erſter Reiſende.

Kein übler Einfall! — Ich heiß' Liebeſel.

Chriſtian.

Wie?

Erſter Reiſende.

Liebeſel!

Chriſtian.

Schon gut. (Schreit) Liebeſel!

Echo.

Eſel!

Erſter Reiſende.

Eſel? was? — und hundertſtimmig
Stets Eſel, Eſel! — will's kein Ende nehmen?

Chriſtian.

Hilft nichts, ein ſechzigmal müßt Ihr's nun hören.

Erſter Reiſende.

Spaßmacher, hab' ich nicht Liedeſel dir genannt?

Chriſtian.

Kann ich für andrer Leute Ungebühr?
Daß Echo ſtets die lezten Sylben lauter
Zu wiederholen pflegt? — hab' ich's ihr beigebracht?
Soll'n wir es noch einmal verſuchen, Herr? —

Erſter Reiſende.

Schweig! ich hab' genug!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

(Beſchluß.)

Unterrichtsweſen.

Obwohl ich Proteſtant bin, gehe ich doch oft in dieſes Jeſuitenkollegium, wo einige Patres mir ſogar befreundet ſind. Ich ſehe und beobachte da Manches, was auf unſern beſten deutſchen Schulen Nachahmung verdiente, z. B. die ſtrenge Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit, ferner die Höflichkeit und Achtung der Schüler vor den Lehrern. So wohne ich auch oft ihren innern Schulakten bei, wo von den Zöglingen lateiniſche, italieniſche und franzöſiſche Reden über acht Tage vorher aufgegebene Gegenſtände gehalten werden, die oft ein größeres Publikum verdienten. Ich gebe einige Stellen aus einer Rede, die ein junger Jeſuit vergangene Weihnachten zur Feier dieſes Feſtes hielt, als charakteriſtiſch: „Mehr als achtzehn Jahrhunderte ſind nun verfloſſen, ſeit der Engel des Friedens mitten in der Nacht vom Himmel ſtieg, um der Erde eine große Freude, eine neue Zeit des Glücks zu verkündigen. Es war in jener Zeit, wo die Erde unter dem Druck Roms in gewaltigen Wehen ſeufzte. Viele ſahen nach dem Orient, denn Tacitus hatte geſagt: pluribus persuasum inerat ut valesceret oriens. Jene glückliche Zeit erſchien endlich, und die Welt athmete wieder freier. Von dieſer Zeit an haben die chriſtlichen Geſchlechter nicht aufgehört, das ſchöne Weihnachtslied zu ſingen, und dies Feſt ſcheint uns immer wie der warme Frühlingsſtrahl, der die Blumenkelche öffnet. Die Sage geht, unſere Voreltern haben an großen Feſten und bei öffentlichen Freuden immer gerufen: Weihnachten! Weihnachten (Noël)! denn dies Wort ſey ihnen gleichbedeutend geweſen mit Feſt und Freude. Sollten wir es jezt nicht mehr rufen? oder wäre es nicht mehr auf der Höhe unſerer Zeit? oder wären die Gedanken Frieden und Glück unſern Geſchlechtern fremd? O nein! ſo rufen denn auch wir Weihnachten! Weihnachten! Wiege der Freiheit! Nicht der Freiheit, welche die Bandenloſigkeit und Ausgelaſſenheit Schweſter nennt, ſondern jener wahren Freiheit, der Himmelstochter, der Wohlthäterin der Menſchheit.“ So fuhr der junge Emmeran fort, Weihnachten als Wiege der Gleichheit, der menſchlichen Emanzipation, der Civiliſation der Welt und des höchſten Flors der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zu betrachten. „In lezter Beziehung ſagte er: „Das Evangelium iſt alſo weit entfernt, die Geſellſchaft in ihrem Fortſchreiten aufzuhalten oder ſie ſtationär zu machen. Nie glänzt das menſchliche Genie heller und ſchöner, als wenn es aus dem himmliſchen Born der Offenbarung ſchöpft. Aus der Fülle des ächten Chriſtenglaubens ſchöpfte Dante ſeine divina comedia, Raphael ſeine Transfiguration, Michel Angelo ſeine St. Peterskuppel und ſein jüngſtes Gericht, Pergoleſe ſein Stabat mater, Racine ſeine Athalie und Fénélon all ſeine herrlichen Werke. Auf der Höhe ihrer frommen Begeiſterung rieſen unſere Voreltern Weihnachten! Weihnachten! an allen Tagen großer Freude und Feier. Weihnachten! iſt der Ruf der Freiheit zu der Civiliſation. Warum ſollten wir alſo erröthen, dieſes ſchöne, für die Geſellſchaft ſo bedeutende und bezeichnende Wort zu wiederholen? Möchten die Völker nie vergeſſen zu rufen: Ehre ſey Gott in der Höhe! damit ihnen der Himmel antworte: Friede ſey mit den Menſchen!“

Auflöſung der Charade in Nr. 33:
Roßkamm.

Räthſel.

Es iſt ein Herz mit weiten Kammern,
Ein Rieſenleib, in dem es ſchlägt,
Und ſtark die Bänder, ſtark die Klammern,
Mit welchen er es hält und trägt.
Die Sehnſucht hat es oft gehoben
Nach einem Freund im Himmel oben,
Der Luſt und Schmerz in ihm erregt.

Aus tauſend vollen Adern fließet
Sein klares Blut dem Herzen zu,
Und manche Himmelsurne gießet
Ihm ihre Fülle noch hinzu.
Wenn ſeine Lebenspulſe ſtürmen,
Im Zorn ſich ihre Wogen thürmen,
Wer ſchenkt ihm wieder ſüße Ruh'?

Ein Auge, Gluth im Blicke, bringet
In dieſes Herzens Tiefen ein,
Und vor dem Frieden, den es bringet,
Wird ſchnell der Zorn verſchwunden ſeyn;
Beſchwichtigt iſt ſein wild Getümmel,
Still ſeine Stimme, blau ſein Himmel,
Durchſichtig iſt ſein Blut und rein.

Ihr kennt zum Theil das reiche Leben,
Das ſich in dieſem Herzen regt;
Ob ihm ſelbſt Leben ſey gegeben,
Iſt noch ein Zweifel, den ihr hegt;
Wer aber einmal ſah, wie's kochet
Und an die ſtarken Rippen pochet,
Glaubt wohl, daß Leben es bewegt.

Nur eine ſeiner kleinſten Kammern
Ward auf der Nemeſis Gebot
Einſt todtgeboren unter Jammern
Der Brut, die mit ergriff die Noth;
Ihr Blut iſt ſchwarz, und die es trinken,
Die ſieht man ſterben, doch nicht ſinken,
Und um ſich her verhaucht ſie Tod.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Februar 1835.

Bei dem Gewühl der ſich verbreitenden Geſchlechter der Menſchen, dem zahllos mannigfaltigen Dichten und Trachten der Millionen, dem unerſchöpflichen Reichthum der Gedanken, des Beginnens, der Schickſale, wer wagt aufzuheben, um den Plan zu zeigen, den Faden, der von Gottes unſichtbarem Thron Alles umfaßt!

Joh. v. Müller.

Die mexikanischen Alterthümer und die alte Welt.

Wir haben in einem frühern Artikel (ſ. Nr. 2. ꝛc. 1835.) die Stellen der alten Schriftſteller durchgegangen, aus denen man ſchließen könnte, daß die Alten, wenn auch keine Kenntniß, doch eine Ahnung von Amerika gehabt haben. Veranlaſſung dazu gab uns ein gegenwärtig zu Paris erſcheinendes großes Werk über mexikaniſche Alterthümer. Der amerikaniſche Jeſuit Clavigero, der engliſche Reiſende Bulloch, und beſonders Alexander v. Humboldt hatten durch ihre Unterſuchungen und Beſchreibungen das Faktum dargethan, daß die neue Welt ein ziemliches Alter haben muß. In neuerer Zeit paradirt England mit dem ſiebenbändigen Prachtwerk des Lord Kingsborough, das in ein paar großen Bibliotheken beigeſezt iſt und ſchlummert. Das erwähnte franzöſiſche Werk iſt aus mehreren Elementen zuſammengeſezt; das Neue und eigentlich Intereſſante daran ſind die Berichte des Kapitän Dupaix über ſeine drei, auf Koſten der ſpaniſchen Regierung von 1801 bis 1808 gemachten archäologiſchen Reiſen, nebſt den Zeichnungen Caſtanedas. Papiere und Zeichnungen ſind von den Franzoſen der jetzigen mexikaniſchen Regierung abgehandelt worden. So erweitert ſich der Kreis unſerer Kenntniſſe von jenen merkwürdigen, aber ſtummen Reſten einer unbekannten Vergangenheit immer mehr; das Studium derſelben iſt in jeder Beziehung höchſt intereſſant, wenn es ſich auch herausſtellen ſollte, daß zu Erklärung der allgemeinen Aehnlichkeit der mexikaniſchen Alterthümer mit phöniziſcher oder egyptiſcher Kunſt die Annahme einer uralten Verbindung zwiſchen beiden Kontinenten überflüſſig, oder keinesfalls zu erweiſen iſt, wodurch, unſerm Gefühle nach, jene Monumente an Intereſſe eher gewinnen, als verlieren.

Wenn wir uns nun mit der Frage beſchäftigen, ob etwas an den Denkmalen der neuen Welt auffallend darauf hinweist, daß dabei die der alten zum Muſter genommen worden ſind, ſo kann es nicht unſere Abſicht ſeyn, dieſe Denkmale genauer zu beſchreiben. Der Charakter jener ſonderbaren Architektur mit den unregelmäßigen Fenſtern, den Thüren, welche breiter als hoch ſind, jener wunderlichen Baſreliefs, Statuen und Idole iſt im Allgemeinen aus vielfältigen Beſchreibungen und Abbildungen bekannt, und vorerſt beſprechen wir auch den Gegenſtand nur ganz im Allgemeinen.

Wenn man immer das jugendliche Amerika dem uralten Feſtlande dieſſeits entgegenſtellt, ſo möchten wir fragen: iſt nicht auch unſer Alterthum erſt von geſtern? Zählt man die Umwälzungen der Erde, die Einbrüche des Oceans, die Lavaſchichten der Vulkane, ſo fühlt man ſich ſonderbar berührt vom Kontraſte zwiſchen einer ſo

Digitized by Google

alten Erde und einer ſo neuen Geſchichte. Wie ſpät beginnt die Geſchichte der alten Welt! Kataſtrophen, die keineswegs alle in den Annalen und Sagen des Menſchengeſchlechts eine Stelle haben, befeſtigen eine ſolche Kluft zwiſchen ſeinen frühern Schickſalen und den mehr oder weniger bekannten ſpätern, daß es rein vergeblich iſt, Elemente zu einer vollſtändigen Parallele zwiſchen der alten und der neuen Welt zu ſuchen. Von den Urvölkern Amerikas wußten die Eingebornen ihren Eroberern nur dunkle Sagen zu berichten; kennt man aber, ſelbſt heutzutage, die Urvölker Europa's beſſer? Beiderſeits iſt ein großes Stück der Vergangenheit untergegangen; was iſt dabei am Unterſchied von ein paar Jahrhunderten gelegen? Beiderſeits eröffnet ſich das Völkerdrama mit fabelhaften Nationen von ſchwankenden Umriſſen, lange vor den eigentlich hiſtoriſchen Völkern; hier Pelasger, Celten, Scythen, drüben Azteken, Tolteken, Chichimiken; bloße weſenloſe Namen ſind keine Geſchichte. Beiderſeits iſt die Kluft unermeßlich; man füllt ſie nicht aus, wenn man hier noch ſo viele verſtümmelte Texte, gelehrte Citate und hochweiſe Abhandlungen, dort noch ſoviele Reiſebeſchreibungen, groteske Bilder und Prachtwerke hineinwirft.

Mit Ausnahme der Grabhügel in der Umgegend von Mexiko, liegen die hauptſächlichſten der bis jetzt entdeckten Monumente im Gebiete von Palenké, nordöſtlich von Ciudad-Real in der Provinz Chiapa. Der Name Palenké ſtammt aus der Zeit der Spanier; die alten Bewohner, die Erbauer jener Werke, haben die eigentlichen Namen von Land und Volk mit in ihre Gräber genommen. Die vornehmſten der vielbeſprochenen Analogien, welche man als Beweiſe eines frühern Zuſammenhangs der neuen mit der alten Welt in Anſpruch nimmt, ſind nun aber folgende. Sobald diejenigen, welche ſich mit dieſen neuen Alterthümern beſchäftigten, auf Mauern ſtießen, welche ohne Mörtel aus mächtigen, unregelmäßig vieleckigen Blöcken aufgebaut waren, hieß es: dies ſind cyklopiſche Mauern! Die alten Mexikaner bauten ihre Teocallis oder Tempel vorzugsweiſe in der Geſtalt von Pyramiden mit treppenförmigen Abſätzen; haben wir hier nicht das Denkmal des Belus zu Babylon, wie es Herodot beſchreibt? Oben auf dieſen Pyramiden ſtand gewöhnlich ein bedeckter Altar; dabei gedenkt man des kegelförmigen Mauſoleums der Kalliſto in Arkadien, auf deſſen Spitze ein kleiner Tempel der Diana ſtand. Die in den Fels gehauenen Grüfte der Egypter finden wir in Amerika wieder, und die Hieroglyphen der Mexikaner, von denen man faſt ſo viel Aufhebens gemacht hat, als von ihren Pyramiden, werden ſchnell erklärt ſeyn, ſobald man erſt mit den egyptiſchen im Reinen iſt. Die Egypter auf der andern Halbkugel liebten gleichfalls gewaltige Maſſen, gigantiſche Monumente; man betrachte nur den ungeheuren Opferſtein mit zwanzig Gruppen von je zwei Figuren, der auf dem großen Platz von Mexiko gefunden worden, manche andere, mit Basreliefs bedeckte Steine, die noch halb im Boden ſtecken, weil die ſpaniſchen Arbeiter nicht im Stande waren, ſie von der Stelle zu rücken, jene ſteinernen, ſiebzig Fuß langen Schlangen, jene koloſſalen Bildſäulen, an denen man deutlich die Kopfbinde der Iſis wahrgenommen haben will, das rieſenhafte, vielfache Idol des Kriegsgottes, das die Dominikaner wohlweislich im Innern der Univerſität vergraben haben, um den Kindern des chriſtlichen Mexiko einen ihrer alten Götzen aus den Augen zu rücken. Und endlich, jene Felswände mit Inſchriften, gerade wie man ſie häufig in manchen Landſtrichen Aſiens findet, weiſen ſie nicht ſtreng auf eine Verwandtſchaft zwiſchen den Azteken und den aſiatiſchen Völkern hin? Noch iſt einer allgemeinen Analogie zu erwähnen, nämlich der Häßlichkeit der Thier- und Menſchenfiguren. Alle die gräßlichen mexikaniſchen Götzenbilder, alle jene Fratzen, welche die erſten Miſſionäre zum Glauben veranlaßten, in Amerika werde der Teufel angebetet, haben eine ſtarke Familienähnlichkeit mit den ſymboliſchen Ungeheuern in Indien, Egypten, der Tatarei. Manche dieſer Bilder ſind, nach dem Ausdruck des Spaniers Dupaix, nicht viel liebenswürdiger als eine *calavera adornata*, ein aufgeputzter Todtenkopf.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortſetzung.)

Zweiter Reiſende.

Ich heiße Quaddumm.
Bin Syndikus aus Bern, mein Vater war
Rathsherr daſelbſt.

Chriſtian (ſchreit).

Hier, Echo, iſt der Herr
Quaddumm!

Echo.

Dumm!

Chriſtian.

Nicht dumm, Quaddumm!
Quaddumm!

Echo.

Dumm!

Chriſtian.

Sie bleibt bei ihrem Spruch.
Dumm, dumm, dumm und immer dumm, dumm, dumm!

Zweiter Reiſende.

Halt ein, halt ein, verwünſchtes Spottgeſchrei!
Bin deßhalb ich hierhergekommen, um mein alt
Ehrwürdiges Geſchlecht, Jahrhundert' lang
Durch treffliche Verdienſte hoch berühmt, ſo arg
Beſchimpfen hier zu laſſen, ſoll ich's dulden? —

Chriſtian.

Erzürnt euch nicht; bedenkt, es iſt kein Menſch,
Ein bloßer Hauch iſt es, in dem Gebirg
Auf wunderliche Weiſe eingeklemmt;
Ein Phänomen, ein weſenlos Gebild, Naturgeſpenſt,
Ein wunderlich Stück Narrheit, Spielzeug wohl
Der wieder kindiſch word'nen Mutter Erde! Glaubt's,
Solch Ding kann nicht beleidigen, ſo wenig wie
Der Regentropfen, der euch auf die Naſe fällt.
Bedenkt, daß einſt an großer Herren Höfen
Schalksnarrn gehalten wurden; nun, ein ſolcher
Iſt jene Stimme, auch ein Schalksnarr, den
Sich unſer Herrgott im Gebirge hält,
Und Narrenworte können nicht beleid'gen.

Erſter Reiſende.

Die deinigen, Freund, vergeben wir dir; kommt,
Die Seltenheit, wie alle Seltenheiten,
Iſt, wenn man's näher ſieht, recht was Gemeines.
Im Wirthshaus, Freund, wird uns ein guter Wein
Den Aerger baldigſt aus der Seele ſpülen.

(Beide ab.)

Chriſtian (allein).

So? und kein Trinkgeld fällt? — geht immer hin! —
Jetzt glaub' ich's, Echo iſt ein Menſchenkenner,
Und weiß ſchon ſeine Leute richtig einzutheilen.
Der aufgeblaſ'ne Geck, der ſimpelhafte Mann!
Wer hätt' mit Einem Wort ſie beſſer zeichnen können?

Edward (kommt langſam gegangen):

Werd' ich jene Laſt ertragen,
Die mir auf dem Herzen ruht?
Kommt es noch zu ſel'gen Tagen,
Endigt ſich's noch einmal gut? —

Echo.

Gut. —

Edward.

Du belebſt mein irres Zagen,
Schüreſt neu die wilde Glut;
Sprich ein Wörtchen: darf ich's wagen?
Fürchte keinen Uebermuth! —

Echo.

Muth!

Edward.

Muth! — o holder Klang der Ferne!
Ja, ich athme wieder auf,
Ziehe weiter, günſt'ge Sterne
Leuchten meinem Pilgerlauf.

Echo.

Lauf —

Chriſtian.

Lauf! gar kurz und bündig, voll Bedeutſamkeit!
Es liebt die Dame Ungebundenheit;
Hört, hundertſtimmig rufen euch die Geiſter
Ihr „laufe, laufe!“ zu aus dem Gebirge.
Fürwahr, ſehr wenig Lebensart beweiſt's.
Da naht ſich Euer Vater, Herr, der alte Lord,
Der harthörende. —

Der Lord, die Vorigen.

Lord.

So find' ich dich, mein Sohn,
Der holden Gegend Reize hier betrachtend?
Ja, dieſes Alles wird dein Eigenthum, ſo bald
Du dich entſchließt, Oliviens Mann zu werden.

Edward (macht eine abweiſende Geberde).

Chriſtian.

Gefällt es eurer Herrlichkeit, dem Echo
Etwelche Fragen vorzulegen?

Lord.

Was gibt's?

Chriſtian.

Etwelche Fragen wünſchte ich —

Lord.

Was will
Der Mann? was flüſtert heimlich er mir zu? —

Chriſtian (zu Edward).

Erklärt dem Vater, Herr, wie ich es meine.

Edward.

Laß mich in Frieden, Unerträglicher! —

Chriſtian (für ſich).

Da haben wir's! der Vater grob und taub,
Der Sohn zwar bei Gehör, doch grob nicht minder.
So will ich ſchießen denn, und doppelt laden,
Vielleicht, daß hierdurch wir Effekt bewirken.

(Er ſchießt.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Februar.

Zur Berichtigung der Meinung über ein vor die Oeffentlichkeit gezogenes Ereigniß.

Der gewöhnliche Referent Ihrer Blätter, der es in einer frühern Mittheilung aus unſerer Stadt über ſich vermocht hat, ein zunächſt dem Privatleben angehöriges Ereigniß, das mehr für die Erſchütterung und ſtille Bewegung der Herzen, als für die Befriedigung der Neugier gemacht iſt, vor die Oeffentlichkeit zu ziehen, und ein Urtheil welches leider nur auf einem mangelhaften Unterrichtetſeyn von den ſtattgefundenen Thatſachen beruht, der Welt darüber an die Hand zu geben, mag mir, einem ſchlichten, unbeſtochenen und nahegeſtandenen Betrachter der Begebenheit, jezt einmal das Wort zur Berichtigung und Verſtändigung abtreten, ohne darin eine gegen ihn ſelbſt angenommene Stellung zu erblicken; denn dieſe ganze Sache, die ſogleich zu einem verzerrten Räthſel wird, ſobald man ſie aus der andächtigen Tiefe ſtiller, geiſtiger Auffaſſung an ein daſenhaft bekrittelndes und zerſezendes Urtheil überliefert, duldet es nicht, auch nur im Leiſeſten zu einer öffentlichen Streitfrage gemacht zu werden, und es wäre allen dabei Betheiligten ein großer, unendlich dankenswerther Dienſt geſchehen, wenn nie ein Wort darüber in die Oeffentlichkeit gekommen. Alſo nur im Sinne des Friedens, im Sinne einer religiöſen Scheu, im Sinne einer großen Ehrfurcht vor einem beiſpielloſen Unglück, geſchieht es, wenn nun auch noch zum zweiten Male das heilige Schweigen über einem Grabe gebrochen wird, in das wir vor wenigen Wochen das edelſte und ſchönſte Menſchenleben eingeſenkt haben. Nicht das Andenken der freiwillig geſchiedenen, von den unerhörteſten und großartigſten Beweggründen geleiteten Frau — es ſteht über ſolchen Erörterungen — ſondern das Intereſſe der Wahrheit, die ſich für die Lebenden, Urtheilenden und Zweifelnden ſo mannichfach trübt und bricht, macht die nachſtehenden Mittheilungen nothwendig, zu denen ich mich aus allen innern, wie aus allen äußern Veranlaſſungen, die es in einem derartigen Lebensverhältniß nur geben kann, für ermächtigt erklären muß; freilich, ich wiederhole es, nur, nachdem einmal die zu weitern Schritten zwingende Mißſtellung eingetreten, nothgedrungen über Etwas gedruckt zu ſprechen, das in unſerem Vaterlande, wo die Oeffentlichkeit noch zu keinem freien, geiſtigen Begriff herausgebildet iſt, lediglich vor den innern Hausgöttern eines Jeden zu verhandeln geweſen wäre.

Eine junge, mit Geiſt und Schönheit begabte, zu den Anſprüchen an das ſeltenſte Lebensglück berechtigte Frau, zerbricht auf Einmal gewaltſam, und durch eine mit ihren Nebenumſtänden zum Heroiſchen ſich ſtempelnde That, die Bande, welche ſie an die Welt und einen über Alles geliebten Gatten feſſeln. Sechs Jahre hindurch war ſie mit ihm, einem dem Edelſten zuſtrebenden Dichter, vereinigt, und eine Reihe von Freunden, darunter die angeſehenſten und namhafteſten Männer, ſind Zeugen geweſen von einem ehelichen Glück, das zwar durch mancherlei momentane Trübungen des Lebens geſtört, aber doch in ihnen ſelbſt in einer unerſchütterlichen Wurzel gegründet war. Sie nimmt Theil an dem Höchſten und Tiefſten, was es in Kunſt und Poeſie gibt; eigener Geiſt und eigene Talente verſchaffen ihr eine bedeutſame Einwirkung und Geltung bei ihrer nur in geiſtigen Intereſſen ſich bewegenden Umgebung, und ein oft kindlich frohes Gemüth kommt ihr zu Hülfe, um über der Tiefe des Innern zugleich eine heitere, anmuthige Erſcheinung hervortreten zu laſſen. So ſehr ſich auch immer eine allzu ideale Lebenstendenz durch mancherlei Rückwirkungen rächt, ſo erweist ſich doch die Kinderloſigkeit einer dem Phyſiſchen abgewandten Ehe hier nicht von den gewöhnlichen Folgen, ſie vermag, wenn auch vielleicht im Allgemeinen nicht unempfunden geblieben, doch Frieden, Glück und Uebereinſtimmung niemals zu ſtören, und wird vielmehr zum Mittel einer immer ausſchließlicheren und auf kein Drittes abgelenkten Gegenſeitigkeit der beiden Gatten. Am allerwenigſten wurde ſie, was als evidente Thatſache feſtſteht, das Motiv des die gewaltſame Trennung bewirkenden Entſchluſſes bei der edeln Frau, obwohl die verſtändige Meinung derer, die immer nur nach der nächſtliegenden alltäglichen Erklärung greifen, ſich gerade daran einen Anhalt gebildet hat, der, man muß es um der Wahrheit willen ſagen, durchaus unrichtig und dem Thatbeſtande widerſprechend iſt. Diejenigen Bedingungen, welche auf die ungeheure That allmählig und in langſamer Vorbereitung hinlenkten, ſind vielmehr ganz anderer Natur, und knüpfen ſich an jene geheimen und leiſen Fäden menſchlichen Seelenlebens, die für den Pſychologen zwar keine Räthſel, aber für den gewöhnlichen kalten, nüchternen Verſtand allerdings unglaubliche Geſpenſter ſind. Jede That hat ihre eigene innere Nothwendigkeit, und dieſe erkannt zu haben, vermag zwar hier in nichts den grenzenloſen Schmerz um das Geſchehene zu lindern, aber doch durch die daraus gewonnene Klarheit eine Stärkung, ja eine echt menſchliche Verſöhnung zu bereiten. Und nun nehme man an, daß die Hingeſchiedene — ſchon durch frühere religiöſe und ideale Richtungen von manchem, die Andern feſthaltenden Weltverbande abgelöst — ſich bereits vor vielen Jahren mit dem Gedanken beſchäftigt und daran begeiſtert hatte, daß es ſüß ſeyn müſſe, für das Heil des geliebten Gegenſtandes ſich aufopfern zu können; man nehme dazu, daß ſie bereits als achtzehnjähriges Mädchen, als Braut, für den Bräutigam einen derartigen Todesverſuch gemacht, (indem ſie geglaubt, ihr Geliebter laſſe ſich durch das Verhältniß zu ihr beſtimmen, früher ein äußeres mechaniſches Amt zu ſuchen und anzunehmen, als ſeiner eigenen inneren Ausbildung vortheilhaft ſey); ja, daß ſie in noch früheren Jahren vielfach mit der Vorſtellung umgegangen, ſelbſt gern die Bande der Erde zu ſprengen, um in ein anderes, ihrer mißleiteten Sehnſucht nahegetretenes Gebiet ſchneller hinüberzugreifen: man vereinige ſich dies Alles zu einem Seelenbilde, und man wird, ſtatt der hier unerläßlichen pſychologiſchen Deutungen, nicht länger nach Motiven umherſuchen, wie man ſie ſich jezt nur aus den nächſten Jämmerlichkeiten geläufiger Lebensverhältniſſe zuſammenlieſt. Dieſe Prämiſſen ihres Charakters hinderten jedoch nicht, daß die Verewigte, die vielmehr beſonders ſeit ihrer Verheirathung dem Leben auf das Schönſte wiedergewonnen wurde, zu einer harmoniſchen Entwickelung in ihrem Geiſtes- und Gemüthsleben gedieh. Es gab im Gegentheil nichts Herrlicheres und Freudvolleres zu ſehen, als die Lieblichkeit einer weiblichen Bildung, der kein natürlicher Reiz mangelte, und die zugleich auf eine ſo originelle Weiſe mit der Tiefe zuſammenhing. Der Gedanke, mit dem Leben zu brechen, kehrte in ihr und aus ihr ſelbſt heraus nicht wieder, bis er endlich plözlich auf einer ſtärker als je ausgebildeten und durch ſeitdem erweiterte Charakterkraft mächtig gewordenen Grundlage wieder auferſtanden ſeyn muß.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 17. Februar 1835.

F. — Da wird ein ſchönes Impromptu zuſammengehext werden!

A. — Item, es geht!

Goethe.
Lila.

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortſetzung.)

Lord.

Ha, Nachtigall'n! — welch himmliſch ſüßer Laut! —
Mein Sohn, mein Sohn, hörſt du das laute Schmettern?
Faſt wohl zu laut! — O Paradieſesgegend!
Endlich vernahm ich wieder jene Töne,
Die in der Kindheit mich ſo oft entzückten!

(Zu Chriſtian.)

Mein Freund, iſt reich die Gegend hier an Nachtigallen?

Chriſtian.

Wie's kommt, bald weniger, bald mehr;
Wenn, gnäd'ger Herr, das Pulver man nicht ſchont,
Stets tüchtig ladet, o ſo gibt's durchaus
An Nachtigallen keine reichre Gegend.

(Er tritt hinter die Mauer und ſchießt.)

Lord (ſezt ſich auf die Bank).

So will ich hier denn in dem lang entbehrten
Genuſſe ſchwärmen. — O Natur, du himmliſche,
Wie groß dein Zauber in ſo zarter Kehle!

(Chriſtian ſchießt.)

Ha, immer neu! Wie's ſchmettert im Gebirge!
Es müſſen ganze Schaaren Nachtigall'n hier hauſen.

Edward.

Halt ein, verdammter Burſche, mit dem Schießen!
Der rohe Knall betäubt, verſcheucht den Hauch
Der zärtlichen Empfindung aus dem Herzen.

Chriſtian.

Doch ſeine Herrlichkeit wird ungern nur
Die Nachtigallentöne miſſen.

Edward.

Elender,
Erfrechſt du dich zu ſpotten? Schweig und geh!

Chriſtian.

Nur noch dies eine Mal erlaubt es mir.

(Bei Seite.)

Vielleicht ſezt es ein kleines Trinkgeld ab
Für die gehorſamſte der Nachtigallen. (Schießt.)

Lord.

Natur, Natur! ich ſchwärme, ich erglühe! —
So ſüß hab' ich ſeit lange nicht gefühlt.
Komm, treuer Diener, dies ſey dir geſchenkt,
Daß du mit kluger Umſicht dieſes Plätzchen hier
Zu finden wußteſt.

Chriſtian.

Ihr beſchämt mich, Herr!

(Bei Seite.)

O welche Koſtbarkeit iſt's um einen reiſenden
Mylord, beſonders wenn er taub. (Ab.)

Digitized by Google

Edward.

Du Schurke!

Elendes Volk! ſo wird des Reiſens Luſt
Verkümmeet ſtets durch wüſtes Raubgeſindel. (Ab.)

Lord (allein).

Da geht er hin, der eigenſinnig Starre,
Der Selbſtiſche, indeß ich hier erweicht,
Und zärtlicher als jemals fühlend, ſitze.
Still iſt's umher und Philomele ſchweigt;
Der zarte Vogel, müd wohl des Geſanges,
Zieht tiefer in die Schatten ſich zurück; verſtummt
Iſt auch des Hirten Lied — doch ach! was ſag' ich?
Höet' ich's wohl je? — für mich war's immer ſtumm.
'S war nur ſo 'ne Redensart. O ſchlimm genug,
Daß es für mich, wo Andre Reden wechſeln,
Nur Redensarten gibt; von Hörehſagen
Weiß ich, wie's Höeen thut. Doch iſt's mal ſo,
Das Unvermeidliche lehrt Klugheit teagen. (Ab.)

Der Graf tritt auf.

Verkehrte Welt, o du verkehete Welt!
So bin ich denn zu deinem Arzt beſtellt.
Ein böſes Amt dem, der's veeſteht, doch doppeit
Und deeifach böſe dem, der es nne haib verſteht,
Und doch ſich kecklich an den Keanken deängt.
Laß ſehn, weich Mittel wähl' ich? — ſicheelich
Iſt Lied' das paſſendſte. Allüberall
Bringt's ſchnelle Regung in die ſtaree Maſſe.
Edward muß lieben, und zum Glücke liebt er auch;
Er muß Olivien lieben, und ſieh da, er liebt
Olivien. Es kommt nur daeauf an,
Dem Ungefügigen es klar zu zeigen,
Daß jener Mißmuth, tiefoeehehlte Schmerz,
Das Sehnen, das ihn hieehin, doethin teeibt, die Luſt,
In's Unermeßliche hinauszuſchwärmen, nichts
Als Liebe ſey, und Lied' zu jenem ſchönen Kinde,
Das auch kein Kind mehr iſt, Lied' zu Olivien,
Die ihreeſeits im Stillen für den Freund,
Füe den Geſpielen ihere Kindheit glüht,
Ohn' daß ihr zaghaft Herz es zu geſtehen wagt.
Wohlan, du klugee Arzt, haſt du ſo weit
Das ſtammelnde Geſchwätz des Pulſes ausgehorcht,
So weißt du, wie's um beider Herzen ſteht.
Wie wär's, du zeigteſt ihnen nun im Bild
Ihr luſtig Elend, wie ſich eifrig flieht,
Was doch ſich ſucht, der mißverſtandnen, oder
Noch nicht veeſtandnen Liebe Neckerei?
Die alte Weit dee ſchalkhaften Poeten
Zeigt uns im Spiegel mancher heitern Fabel
Dee Wahebeit ernſt und mild Geſicht, zu Nutz
Und Feommen deree, die's zu nützen wiſſen.
Wohian, nur ſchnell zur Wahl gegriffen! hier
Der heitre Platz ſey heiterm Spiel geweiht,
Und Echo, die uns unſichtbar umſchwäemt,
Mag es nicht übel deuten, ſieht bekannte,
Alte Geſchichten ſie hier neu erſtehn;
Sie zürne nicht, wenn wir ſie ſelbſt ſogar
Im Spiele mitzuſprechen zwingen, und
Um junger Liebe beizuſtehn, der alten
Veegeſſnen Liebespein beſchwerlich fallen.
Ich eile jezt und ſuche mir die Puppen
Zu meinem Spiel. Ein junger hübſcher Burſche,
Des Loeds Jokey, ſoll mir Naeziſſus ſeyn.
Leicht bring' ich ihm die wen'gen Worte bei, die andern
Geſtalten finden ſich; nur keine Zeit verloeen!
Es trifft der Scherz nur, wo er ſpielend ſchwärmt.
(Ab.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Die mexikanischen Alterthümer und die alte Welt.

(Beſchluß.)

Beweiſen nun alle dieſe auffallenden Aehnlichkeiten, und noch meheeee, die man anführen könnte, daß Meriko nothwendig einſt mit dee alten Welt in Verkehr geſtanden haben muß? Gewiß nicht; es iſt ein ſeltſamee Egoismus der ſogenannten alten Welt, daß ſie ſo feſt hängt an Noahs Kaſten und daeauf beſteht, Amerika ſey von ihr aus bevölkeet worden, während es doch Niemanden einfällt, die ganz eigenthümlichen Thiergeſchlechter Amerikas denſelben Weg zu führen. Nein, wie die Individuen, ſo waren ſich auch die Völker in ihrer Kindheit gleich; regelloſe, unförmliche Bauten ſind ihre Kinderſpiele, und eines wie das andere beginnt mit der ſoliden und natürlichen Form der Pyramide, mit rieſenhaften Gebäuden und Statuen, mit wunderlichen, vielgeſtaltigen Götzenbildeen, um erſt ſpäter einfacheee, reinere Umriſſe und richtige Verhältniſſe zu erlernen und Werke zu ſchaffen, an denen Maaß und Uebereinſtimmung Elemente der Schönheit ſind. Die Kunſt dee Merikaner hat an ſich lediglich nichts Wunderbaees; immerhin iſt ihee Architektue nicht mehr auf der niedrigſten Stufe, bei aller, vom Zuſtand einer eewachenden Kultur unzeeteennlichen Rohheit und Unſicherheit, haben manche iheer Gebäude ganz erteägliche Veehältniſſe, wie namentlich dee Tempel von Mitla, das einzige Bauwerk, an dem man etwas bemerkt, was rohen Säulen gleichſieht, die hohen Pyramiden mit veeſchiedenen Abſätzen, die geſprengten Bogen verrathen hin und wieder Kühnheit und Geſchmack in glücklichem Bunde; adee mit ihrer Malerei und Skulptur verhält es ſich anders: die Wände ſind mit ganz unförmlichen Hieroglyphen bedeckt, und überall wimmelt es von

Digitized by Google

Kröten, Eidechſen, Schlangen, Todtenköpfen, abſcheulichen Fratzen, gräßlichen Ungeheuern.

Die trockene, ſteife Zeichnung iſt keineswegs den Egyptern oder Phöniziern eigenthümlich, ſie iſt ein weſentliches Element der Kunſt in ihren Anfängen. Jeder Junge, der mit ſeinen erſten Thier- und Menſchenfiguren die Wände beſchmiert, iſt ein geborner Egypter und Mexikaner. Auch die griechiſche Kunſt begann mit eckigen, ſteifen Gebilden, den mühſamen Werken eines Dädalus und Calamis, lange bevor ſie Apoll und Venus eine Seele einhauchte. „Der rohe, ſteife Styl,“ ſagt Lanzi richtig, „iſt nicht Kunſt, ſondern Mangel an Kunſt.“ Er ſagt dies bei Gelegenheit der etruskiſchen Kunſtwerke, in denen man Nachahmungen der egyptiſchen ſah, und daſſelbe gilt, wenn man die Muſter zu den unförmlichen Gebilden der Mexikaner in Egypten oder Tibet ſucht. — Schon Humboldt macht auf die ungeheuern Naſen der mexikaniſchen Helden aufmerkſam, trägt aber, im Gefühl der Bewunderung, das ihm die großartigen Trümmer einflößen, kein Bedenken, hierin ein Symbol zu erblicken; er meint, die Azteken könnten, wie Plato in ſeiner Republik, eine mächtige Naſe für etwas Majeſtätiſches, Königliches gehalten haben, und ſo möchte ſie auf ihren Reliefs und Gemälden als ein Sinnbild moraliſcher Kraft und Größe erſcheinen. Wie merkwürdig, wenn ſich hier eine geheimnißvolle Sympathie zwiſchen dem Philoſophen, der uns zu allererſt von den Atlantiden erzählt, und den furchtbar großen mexikaniſchen Naſen herausſtellte! Leider aber ſind Arme, Beine und Alles ſo arg verzeichnet wie jenes Organ, und ſo hat wohl die phyſiſche Größe mit der moraliſchen ſchwerlich etwas zu ſchaffen. Indeſſen iſt bekanntlich Humboldt weit entfernt, in jenen Gebilden die Spuren einer griechiſchen Kolonie zu erblicken, im Gegentheil ſchätzt er ihr Alter nicht höher als ſieben bis achthundert Jahre.

Umſonſt bemüht man ſich, in der Ueberraſchung, daß eine vermeintlich ſo neue Welt ſo Uraltes birgt, die Gebäude zu Palenke und Mitla, die ausgedehnten Trümmer in Chili, die Befeſtigungen im Norden des Welttheils, welche Franzoſen mit Vaubanſchen Schanzen vergleichen, recht großartig darzuſtellen: eine Bevölkerung, die weder den Gebrauch des Eiſens, noch die Schrift kannte, und nur ſo ſtumme Spuren ihres Daſeyns hinter ſich gelaſſen hat, können wir uns doch nur armſelig denken. Mag es immer befangene Gelehrſamkeit den alten Genealogiſten nachthun und für dieſe Völker eine Geſchichte konſtruiren, in der Wanderungen und Dynaſtien ſo glaubwürdig verzeichnet ſind, wie in den Annalen der Urvölker der alten Welt: von Allem, was ſich vor der ſpaniſchen Eroberung begeben, wiſſen wir einmal rein nichts, als was uns die erſten Miſſionäre vorerzählen. Wir müſſen darauf verzichten, je in das Alterthum der neuen Welt viel Licht gebracht zu ſehen, denn ihre Geſchichte beginnt für uns erſt mit ihren Eroberern. Und von wie vielen Völkern haben wir Denkmale, die ſo wenig vernehmlich zu uns ſprechen, als die amerikaniſchen! Jene ungeheuern Mauern in den Ebenen des öſtlichen Aſiens, manche Rieſenbauten in Egypten, manche Felsinſchriften in Arabien und Syrien, in unſerm eigenen Boden jene ſcandinaviſchen und druidiſchen Grabſtätten — all dies iſt älter als alle geſchriebene Geſchichte, und die Menſchenſchickſale, die ſich daran knüpften, ſind für uns verſchollen, ſo gut als die Geſchichte der Neger und Südſeeinſulaner. Iſt es denn ſo wunderbar, daß man auch jenſeits des großen Oceans Spuren unbekannter Völker findet? ſind denn die langgeſtreckten Schanzen in den nördlichen Ebenen, die großen Bauten, die Humboldt und Bonpland in den Cordilleren entdeckt, die Alterthümer Mexikos an ſich ſo unbegreiflich, daß man ſich nach einem Ausgangspunkt dafür nothwendig in einer andern Welt umſehen muß? Beide Welten ſind gleich alt, und beide ſehen ſich vergeblich nach ihren früheſten Geſchicken um. Damit iſt natürlich nicht geſagt, daß einem die Alterthümer beider gleichgültig ſeyn ſollen; im Gegentheil, der menſchliche Geiſt erhebt und ſtählt ſich an den Schwierigkeiten, wie der Muth in der Gefahr, und die Wiſſenſchaft erſcheint nie erhabener, als wenn es ihr gelingt, im lückenvollen Buche der Zeit nach reiflicher Prüfung und Vergleichung eine Zeile zu ergänzen; aber Vorſicht iſt da, bei vonnöthen, will man den Text nicht noch mehr verwirren. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts meinte der große Geſchichtſchreiber der neuen Welt, Robertſon, auf dem weiten Kontinente finde ſich kein einziges Denkmal ſeiner Vorzeit; in der Begeiſterung durch die Wunder, welche ſich in neuerer Zeit dort aufgethan, iſt man mit Schlüſſen etwas zu raſch geweſen; es wird aber gerathen ſeyn, auf der ſchwierigen Bahn fürder mit Umſicht vorzuſchreiten, und vorerſt an keine phöniziſchen Inſchriften in Amerika zu glauben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Februar.

(Beſchluß.)

Zur Berichtigung der Meinung über ein vor die Oeffentlichkeit gezogenes Ereigniß.

Eine drohende Krankheit ihres Gatten, die ſich in vielen bedenklichen Symptomen durch mehrere Lebensjahre hinzog, und gerade in dem lezterwichenen Halbjahr zu einem Gipfelpunkt drängte, bildete die einzige Sorge ihrer grenzenloſen Liebe, mit der ſie leben und ſterben mußte. Es kann und darf hier nicht der Ort ſeyn, Details davon zu geben, aber der hoffnungslos ſcheinende Zuſtand des Gatten, der ſich eben in den lezten Tagen durch ein erſchreckendes Verſinken in ſich ſelbſt charakteriſirte, ließ ſie auf äußerſte

Mittel zu ſeiner Rettung hin- und herſinnen. Die alte Vorſtellung: daß ſie für ihn *ſterben* wolle, kam über ſie. Viele ihrer hingeworfenen Aeußerungen, die aus Tagebüchern und ſonſtigen Geſprächen erhalten ſind, und jezt erſt in der Erinnerung klar werden, zeigen ihr heimliches Umgehen mit dem Entſchluſſe ſeit den lezten Monaten. Und warum ſterben? Weil ſich ihre in die höchſte Aufopferung verlorene Liebe endlich in dem beſtimmten Gedanken zuſammenſchloß: daß ſie ein ungeheures Unglück über den geliebten Gegenſtand verhängen müſſe, um ihn durch dieſe gewaltſamſte Erſchütterung ſeiner ſelbſt, die ihn wieder ganz auf ſich weiſen ſollte, von dunkeln Dämonen zu befreien, um ihn durch ein Verlieren des Beſten, was er beſaß und woran er ſich gelehnt hatte, wieder zu einem Bewußtſeyn ſeiner eigenen Kräfte zu bringen, um ihn, nachdem er von ihr getrennt, wieder allein in die Woge des Lebens hinauszuſchleudern, damit er, in der Nothwehr gegen das Element erſtarkend, die Schwimmkunſt der Exiſtenz wieder erlerne, die ihm verloren gegangen war. Dieſe beiſpielloſe Berechnung, der man nur mit erhabenem Grauſen zu folgen vermag, drückt ſich in den lezten Zeilen, welche die Verewigte hinterlaſſen, mit einer zweifelloſen Gewißheit aus, und dies iſt das geiſtige Motiv der herzzerreißenden That, die mit einer unerhörten Beſonnenheit, Ruhe und Würde ausgeführt wurde. Nachdem ſie Abends den Gatten, dem ſie den Beſuch eines Concerts zur Pflicht gemacht, mit einigen bedeutungsvollen, obwohl ahnungslos von ihm aufgenommenen Worten entlaſſen, ſchritt ſie zur Vollbringung, ordnete in den wenigen Stunden, die ihr für die Ausführung gegönnt waren, noch einige häusliche Angelegenheiten mit dem Dienſtmädchen an, ſchrieb den nach ihrem Tode gefundenen Brief, begab ſich in ihr Schlafkabinet, wuſch ſich, that ein reines, weißes Nachtkleid an, und legte ſich dann in ihr Bett, wo ſie ſich mit einem Dolch, der früher zur Reiſewaffe gedient hatte, eine penetrirende Herzwunde ſtieß. Ihr Todesſtöhnen machte das nebenan in der Küche befindliche Mädchen aufmerkſam. Man erbrach die Thüre und fand die bereits Entſeelte. Von der geiſtigen Ueberwindung, mit der die That vollbracht war, ſprach ihr durch keinen einzigen finſtern Zug getrübtes Geſicht und die friedlichſte Ruhe der Lage, in der die Todte angetroffen wurde. Eine zahlreiche Reihe der angeſehenſten Männer der Hauptſtadt folgte dem ſtillen Leichenzug am Neujahrsmorgen 1835.

Alle andern Berichte dieſer Thatſachen, wie ſie in den Korreſpondenzmittheilungen gegeben werden, beruhen auf Unkunde, denn einer abſichtlichen Entſtellung möchte hier wohl kein edler Menſch fähig ſeyn. Welche tiefe Kränkung müſſen aber nicht die armen hinterbliebenen Freunde der Geſchiedenen empfunden haben, wenn von ihnen öffentlich geſagt wird, daß ſie im erſten Augenblick (und gerade im erſten Augenblick!) die That ſogar „*gerühmt*" haben ſollten! Mag dieſe Freunde, die der Welt als ſittliche und namhafte Geſtalten bekannt ſind, der Ueberſchwang ihres Gefühls hingeriſſen haben, ſich gegen jede falſche und entſtellende Auffaſſung des Vorgangs entſchieden und laut zu erklären (und dies war gewiſſermaßen ihre moraliſche Pflicht!), ſo konnten ſie ſich doch, als unverdorbene Gemüther, nie zu der Verirrung verlieren, etwas zu rühmen, das nur mit religiöſem Sinn und in ſchmerzlicher Stille zu tragen war. Eben ſo unwahr iſt es, daß der Geiſtliche, der als ein durchaus würdiger und milder Mann bekannt iſt, am Grabe der Verklärten „harte Worte" geſprochen haben ſoll, da ſich derſelbe vielmehr noch nachher um die nähere Verſtändigung über den Charakter der Hingeſchiedenen, die er im Leben nicht gekannt, liebevoll bemüht zeigte. Beſonderer Berichtigung bedarf aber hier noch ein Umſtand, wodurch die Korreſpondenten in den Zeitungen auf ein treffliches und in allen gebildeten Kreiſen wirkſam geweſenes Buch, nämlich die *Briefe der Rahel*, einen ſo ſchweren Vorwurf gewälzt haben. Daß die Verewigte in ihren lezten Tagen nichts als dies Buch geleſen, das auch noch aufgeſchlagen auf ihrem Tiſche gefunden worden ſey, iſt eine faktiſche Unrichtigkeit, da ſie vielmehr mit einer ganz demſelben entgegengeſezten Lektüre, nämlich mit der Schrift Leſſings über die Erziehung des Menſchengeſchlechts beſchäftigt war. Sollten ſich aber in Rahels Briefen Apologien des Selbſtmords finden (was ich hier unerörtert laſſen will), ſo iſt es den nähern Freunden bekannt, daß die Hingeſchiedene ihrerſeits, die ſich überhaupt bei einer merkwürdigen Selbſtſtändigkeit ihrer Natur nie unbedingt an fremde Anſichten hingab, in Geſprächen mehrfache Aeußerungen über den Selbſtmord gethan, wonach ſie denſelben in allen Fällen ſogar für eine Feigheit erklärt wiſſen wollte, und nur in einem einzigen Falle, wo er, nach ihrem Ausdruck, *für eine Idee* ſich vollbringe, als gerechtfertigt *leiſe* andeutete. Wer will den erſten Stein aufheben?

Die Korreſpondenzmittheilungen bemerken noch, daß die Freunde der Verſtorbenen damit beſchäftigt ſeyen, den ſchriftlichen und brieflichen Nachlaß derſelben herauszugeben. Obwohl darunter ungeahnte Geiſtesſchäze verborgen ſind, die den trefflichſten und merkwürdigſten Abdrücken eines tiefdurchbildeten Menſchengeiſtes gleichkommen würden, ſo muß doch von Seiten der Verwandten und Freunde, zur Steuer der Wahrheit, dem Gerücht widerſprochen werden, als ſey damit eine öffentliche Herausgabe beabſichtigt. Es bedurfte daher in keinem Sinne der Warnung des Korreſpondenten: „nicht ſchön zu thun mit einer Verirrung, für die man nicht mehr thun könne, als den Mantel der Liebe und der Vergeſſenheit darüber breiten." Die Hinterbliebenen einer edlen Todten haben es durch nichts verdient, daß man ihnen zu ihrem eigenen Schmerz noch die öffentliche Kränkung hinzufügt, ſie für ſo ethiſch verwahrloſt und verdorben zu bezeichnen, daß ſie bei einer Begebenheit, bei der jedem Fühlenden das Mark gefriert, ſich zu einer Schönthuerei in Worten und Werken hingeben könnten. Wenn aber jene Verſtändigen auf *die* Weiſe den Mantel der Liebe und *Vergeſſenheit* überbreiten, daß ſie den Vorgang durch Korreſpondenzberichte in die Oeffentlichkeit ziehen, ſo wird es von der andern Seite her faſt wieder Pflicht und Nothwendigkeit, in einer zuſammenhängenden und durch authentiſche Papiere motivirten Darſtellung, die *zwar niemals und unter keinen Umſtänden der Oeffentlichkeit zu überlaſſen*, aber doch dem nächſten Freundeskreiſe zum Troſt zuſammenzuſtellen wäre, eine Entwicklung und pſychologiſche Enträthſelung des ungeheuern Ereigniſſes zu geben. „Wir ſind keine Römer!" damit ſchließe auch ich dieſe Mittheilung, die ich ſo gerne ganz unterlaſſen hätte, wenn es irgend möglich geweſen wäre. Nein, *wir ſind Chriſten, und auf dieſem Standpunkt der Vermittelung und Verſöhnung gebührt es uns vor Allem, ein großes Unglück lieber nach ſeinen innern geiſtigen Zuſammenhängen verſtehen lernen zu wollen* — ſollte auch das Verſtändniß nicht gleich auf der Oberfläche liegen — *als es mit einem achſelzuckenden Phariſäismus abzufertigen.* Wir ſind nicht Römer! Lernen wir an dieſem Ereigniß, wie wir Chriſten ſeyn ſollen!

Beilage: Kunſtblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Februar 1835.

Gewährt jedem Menſchen von Bildung die Geſchichte menſchlicher Kultur Belehrung und Genuß, nimmt die der vaterländiſchen unſer Intereſſe noch in höherem Grade in Anſpruch, ſo werden wir, wollen wir anders erfahren, wie die frühern deutſchen Bewohner unſerer Länder zur Sittigung gekommen, bei keiner Spur gleichgültig vorübergehen dürfen, welche die Anweſenheit und Wirkſamkeit der mächtigen und gebildeten Römer bei uns beurkundet.

Creuzer.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

Erster Brief.

Die Niederlaſſungen der Römer an Rhein und Donau in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung ſind die intereſſanten Punkte, von denen durch die Bewegungen der germaniſchen V[illegible]ker gegen das römiſche Reich eine faſt gänzliche Umkehrung der Kulturpole ausgehen ſollte, und als zum erſtenmal die Legionen mit den Germanen zuſammentrafen, erſchien der Beherrſcherin der Welt in einem blonden, blauaugigen Rieſen ihr böſer Dämon. Erſt ſeit dieſem Zuſammentreffen, etwas über hundert Jahre vor Chriſtus, beginnt die Geſchichte unſers Volks aus der Nacht hervorzutreten, welche Jahrtauſende rückwärts auf der hyperboräiſchen Welt ruht. Ein paar römiſche Geſchichtſchreiber ſind es, denen wir die erſte und einzige ſchwankende Kunde von den Zuſtänden unſerer Voreltern verdanken, und ohne Cäſars Commentare und ohne des Tacitus unſchätzbares Buch über Deutſchland wäre die Verfaſſung jener zahlloſen Stämme der Germanen nur darum kein ſolches Chaos, weil wir dann ſo gut als nichts davon wüßten.

Als die Römer auf der Höhe ihres Glücks, kurz vor Chriſti Geburt, zum erſtenmal ernſtlich mit den Deutſchen handgemein wurden, hatte ihnen das Geſchick nur noch einen ſchönen Abend im Zeitalter der Antonine vorbehalten; aber wie die Sonne am glühendſten ſtrahlt, wenn ſie bereits wieder die Rückkehr in eine andere Hemiſphäre angetreten hat, ſo entwickelte das römiſche Reich ſeine höchſte Kraft, als es längſt den Keim des Todes in ſich trug. Mit eiſerner Fauſt ſchob es ſeine Grenzen an den Rhein und die Donau vor, und als die Cäſarn verzweifelten, auch das Binnenland zwiſchen beiden Flüſſen und dem nördlichen Meere in ihr Provinzialnetz zu ziehen, ahneten ſie nicht, daß in der ſeltſamen Verfaſſung jener ritterlichen Abenteurer mit ihrem Erbadel, ihren Dienſtgefolgen, Tagſatzungen und den mannichfachen Abſtufungen der Hörigkeit und Unfreiheit, bereits der Geſammtzuſtand eines ganz andern heiligen römiſchen Reichs vorgebildet war, und daß über den Grundmauern des Kaſtells, das ſie auf dem Grenzwall gegen die Barbaren erbauten, die Aſche der größten deutſchen Cäſarn ruhen ſollte.

Unter Auguſtus wurde Gallien förmlich als Provinz organiſirt und zugleich die Donau zur Nordgrenze des Reichs gemacht. Seine Feldherrn hatten vielfältig vom Mittel- und Niederrhein aus das rechte Ufer und das innere Land zu unterjochen geſucht; aber ein ernſtlicher Aufſtand erbitterter Völker, der mit der Vernichtung eines römiſchen Heeres durch Arminius endete (im J. 9 nach Ch.) mahnte ihn an die Unbeſtändigkeit des Glücks

und führte den klugen Mann, indem er ihm die Gefahr zeigte, der er durch Uebertreibung den Gott Terminus ausſezte, wohl am meiſten zu jenem Syſteme weiſer Mäßigung, das, ſeinen Nachfolgern dringend empfohlen und von ihnen meiſtens befolgt, die auseinanderſtrebenden Theile des zu ſchwindelnder Höhe aufgethürmten Gebäudes noch in's dritte Jahrhundert zuſammenhielt. Fortan beſchränkte ſich die römiſche Politik an Rhein und Donau auf die Vertheidigung der Flußgrenzen, und dieſe gründete ſich auf ein ausgedehntes Syſtem von befeſtigten Linien hinter und vor den Flüſſen, und auf den guten Willen verbündeter und durch die Künſte des Friedens gezähmter Völker. Leider nur zu ſparſame Winke römiſcher Schriftſteller, dafür aber zahlloſe materielle Spuren des weltherrſchenden Volkes beweiſen nun das Faktum, das uns hier zunächſt beſchäftigt, nämlich, daß ein bedeutender Theil des ſüdlichen Deutſchlands, das Rheinthal von Köln bis zur Lahn, das Naſſauiſche, der Odenwald, der Schwarzwald, die ſchwäbiſche Alp und das ganze Flußgebiet des Neckars, in den Complex jener Fortifikationen aufgenommen war, und daß hinter den Dämmen, welche die römiſche Taktik gegen die anſtürmende Fluth der Barbaren gezogen, ein Vorland des Reichs Jahrhunderte lang in römiſcher Kultur blühte.

Von der Periode an, welche man als die Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaft bezeichnet, haben die am rechten Ufer des Rheins und am linken der Donau an zahlreichen Stellen ſichtbaren Reſte römiſcher Gebäude, Kaſtelle und Straßen, die zufällig aufgefundenen Münzen, Altäre, Götterbilder, Inſchriften, Aſchenkrüge und Töpferſcherben Aufmerkſamkeit und Nachdenken erregt; allein es dauerte lange, bis in die durch Heidenköpfe, Heidenſchlöſſer und Teufelsmauern erzeugten Ideen einiger Zuſammenhang kam. Der Umſtand, daß keine deutſche Provinz zerriſſener war, als juſt der alte ſchwäbiſche und fränkiſche Kreis, der Schauplatz jener Epiſode der römiſchen Geſchichte, daß kaum irgendwo der Zehnten an mehr Dynaſten entrichtet wurde, als auf dem Gebiet der alten agri decumates, hielt die aufgefundenen Alterthümer zerſtreut, erſchwerte die Ueberſicht und erſchwert ſie zum Theil noch. In Philologie, Geſchichte und Kunſt hatte die Kritik noch nicht hinlängliche Fortſchritte gemacht, daß man bei antiquariſchen Forſchungen auf ſichere Grundlagen bauen konnte, das deutſche Geſpenſt der Gründlichkeit ſchreckte entweder die Gelehrten von Unterſuchungen ab, die ſich zu keinem Ganzen und zu keinem Buche geſtalten zu wollen ſchienen, oder lockte ſie in Labyrinthe, aus denen es keinen Rückzug gab; ſo lange man keinen einigermaßen vollſtändigen Ueberblick des Ganzen, oder wenigſtens einige feſte Anhaltspunkte gewonnen hatte, konnte eine einzige falſch ausgelegte Inſchrift zu einer Reihe irriger Schlüſſe führen, und ſo kam es, daß vor noch nicht ſo gar langer Zeit geachtete Gelehrte die Anſicht aufſtellen und vertheidigen konnten, die bleibende Niederlaſſung der Römer in unſern Gegenden ſey eine Chimäre und ihr Aufenthalt immer nur unſicher und vorübergehend geweſen. Allein die, ſeit dem Frieden beſonders, erwachte und ſich immer allgemeiner verbreitende Liebe zur Geſchichte und Alterthumskunde hat in der neueſten Zeit eine Menge von Forſchungen und Unterſuchungen hervorgerufen, welche zum Theil durch die ſchönſten Früchte belohnt worden ſind. Während man einerſeits die auf uns gekommenen Berichte römiſcher Schriftſteller auf's Neue einer ernſtlichen Prüfung unterwarf und ſie in Zuſammenhang zu bringen ſuchte, ſah man ſich anderſeits auch fleißiger, wenn auch nicht immer planmäßig, nach den Urkunden um, welche unſer Boden in überſchwenglicher Menge verſchließt; man bereiste die Trümmer jenes rieſenhaften Befeſtigungswerks, das Donau und Rhein verband, nahm die daran und dahinter angelegten Kaſtelle auf, öffnete Gräber, verfolgte Heerſtraßen, berichtigte und verglich mit allen jezt zu Gebot ſtehenden Hülfsmitteln der Kritik die Titel der neu aufgefundenen, oder ſchon länger hier in kleinen Sammlungen vereinigten, dort in Kirchen und Schlöſſern eingemauerten Inſchriften; man gewann endlich die Gewißheit von der ehemaligen Exiſtenz ganzer römiſchen Städte, und damit die Ueberzeugung, daß faſt ganz Schwaben und ein bedeutender Theil von Franken und der Länder am rechten Rheinufer, wo nicht förmlich römiſche Provinzialverfaſſung hatte, doch ein militäriſch beſeztes, durch feſte Werke geſchüztes, von Heerſtraßen durchzogenes, mit Städten, Flecken, Kaſtellen und Lagern gefülltes Land war, in dem eine gemiſchte Bevölkerung gegen hundertfünfzig Jahre lang einer wenig geſtörten Ruhe genoß und die Samen einer Kultur ausſtreute, welche der hereinbrechende Völkerſturm nicht ganz vernichten konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortſetzung.)

Chriſtian, der Olivien begleitet.

Chriſtian (bei Seite, auf den Grafen weiſend).

Was der nur hat? geſchäftig ſeh' ich ihn
Entlaufen, da ich komme, ohne Zweifel
Iſt was im Werke, das man mir verbirgt.
Mir völlig gleich! — Seht, liebe ſchöne Miß,
Hier iſt der Platz, wohin euch euer Oheim
Befahl zu führen, ein gar ſchöner Platz.

Digitized by Google

Olivie.

Ach!

Echo.

Ach!

Olivie.

Wer ſeufzte hier?

Chriſtian.

Das gute Kind,
So unbekannt mit der Naturgeſchichte,
Weiß noch vom Echo nichts.

Olivie.

Wer ſeufzte hier?
Antwortet mir!

Chriſtian.

Vielleicht Sir Eduard,
Der unten an dem Abhang promenirt.
Gleich wird er oben ſeyn.

Olivie.

Unmöglich, er!
Er ſeufzte, und um wem?

Chriſtian.

Um Miß Olivien.

Olivie.

Geh, Unverſchämter, laß mich hier allein.

Chriſtian.

Zu Danke macht man's Liebenden doch nie.
Nun muß ich noch den jungen Mann herführen,
Ausdrücklich hat es der Baron geboten,
Daß beide Liebende auf ſeine Weiſe
Ich hier zuſammenbringe.
(Geht ab und kommt bald darauf mit Edward wieder.)
Kommt nur, kommt!

Edward (der Olivien bemerkt und ſich ſträubt, einzutreten).

Was willſt du, Burſche, und was ſoll ich hier?

Chriſtian.

O, mit Erlaubniß, Herr, ihr fragt auch da,
Als kämt ihr eben erſt zur Welt; ſo ſeht
Ihr Miß Olivien nicht? — Da ſteht ſie ja,
Naht euch, gewiß wird ſie euch fragen wollen,
Wie ihr das Wetter findet, wie die Gegend,
Und ſchnell wird ſich da bilden, was gewöhnlich
Man ein Geſpräch zu nennen pflegt. Nun, ſeyd nicht bös;
Ich hab nach meiner Art recht klug gehandelt.
(Bei Seite.)
Nun Gott ſey Dank, beiſammen wären ſie!
Was weiter kommen ſoll, iſt ihre Sache.
Wir ſind doch Liebende im Leben wie
Im Luſtſpiel ſtets die langweil'ge Partie;
Ein kluger Mann umgeht dies böſe Fach. (Ab.)

Edward und Olivie ſtehen von einander abgewendet.

Edward.

Red' ich ſie an? ſoll ich den edlen Stolz
So weit erniedrigen, um ihr zu ſchmeicheln?

Olivie.

Dem herzlos Kalten, der ſein Selbſt nur liebt,
Was hätt' ich ihm zu ſagen, zu geſteh'n?

Edward.

Wie iſt mir doch ſo bang in ihrer Nähe;
Bezwinge dich, zeig' kalte Höflichkeit.

Olivie.

Gleichgült'ge Worte ſind dir beſten hier.

Edward.

Wie ſchön die Sonne dort im Weſten glüht!

Olivie.

Es ſcheint, als wenn ſie dort gern ruhen bliebe.

Echo.

Liebe!

Edward.

Was, wer ſprach von Liebe hier?

Olivie.

Ich wahrlich nicht.

Edward.

Ich auch nicht.

Olivie.

Sonderbar;
Doch hört' ich deutlich dieſes Wort erſchallen.
Vielleicht Erinnerung an ein entſchwunden Bild,
Bewußtlos ausgeſprochen von den Lippen?

Edward.

Nein,
Vielleicht bewahrt Olivie ſolches Bild?

Olivie.

Weßhalb es leugnen? Meiner Kindheit Land,
Des Vaterhauſes denk' ich ſtets mit Liebe
Hier in der Fremde.

Edward.

O der goldnen Zeit!

Olivie.

Was ſagten Sie?

Edward.

Ich theile Ihr Gefühl.

Olivie.

Sie theilen's?

Edward.

Wie? und das befremdet Sie?

Digitized by Google

Olivie.

Nicht glaubte ich, daß Edward fühlen könnte.

Edward.

Der Zweifel kränkt mich aus Oliviens Munde.

Olivie.

Man fühlt nur Kränkung, wo man Antheil nimmt.

Edward.

Man nimmt nur Antheil, wenn Erwid'rung lohnt.

Olivie.

O Edward, nie verbarg ich mein Gefühl.

Edward.

Es ſpricht für mich? — ſo darf ich es erwidern? —

(Bei ſich.)

Zu viel ſchon ſprach ich für dies kalte Herz;
Willkommne Störung, die ſich eilig naht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Louis Philippe als Stegreifredner. Das neue Verſailler Kunſtkabinet.

Der erſte Tag im Jahre muß für Niemand im Reiche läſtiger und beſchwerlicher ſeyn, als für den König, da er eine Menge langer Reden nicht allein anzuhören, ſondern auch der Reihe nach zu beantworten hat, und einige tauſend Menſchen in ſeinen Gemächern vor ſich vorüberziehen ſieht; es muß ihm ſchwindlig dabei werden. Schon der Offiziere der Garniſon und der Nationalgarde ſind an tauſend, und nun noch die vielen bürgerlichen Korporationen, die gelehrten Geſellſchaften, deren Reden alle auf eins hinauslaufen: wir wünſchen Euch Glück zum neuen Jahre, und denen doch in verſchiedenen Floskeln geantwortet werden muß, obſchon die Antwort im Grunde auch immer dieſelbe iſt: Ich danke Euch, und will Euch hold bleiben! Unter Ludwig XVIII. und Karl X. wurden dieſe Antworten vorher verfertigt, oder ſie beſtanden aus einem leeren Komplimente, das nur ſo oberflächlich hingeworfen und auch als unbedeutend aufgenommen wurde. Nicht ſo unter dem jezigen Könige, der im Reden aus dem Stegreif alle Regenten unſerer Zeit übertrifft, und auch gerne zu reden ſcheint. Die kleinen Journale machen ſich zuweilen über den Styl dieſer königlichen Reden luſtig, und ſpotten über die vielen Bindewörter, welche darin vorkommen. Man hat eine lithographirte Karrikatur, worauf Ludwig Philipp auf ſeinem Throne dargeſtellt iſt, wie er den vor ihm ſtehenden Behörden antwortet, und dabei ein ganzes Füllhorn quo, qui, parceque, quoique und andere Partikeln über die tief gebückten Herren ausſchüttet. Bei all dieſem Spott bleibt es dabei, daß der König die Fertigkeit, auf eine Amtsrede ſchnell zu antworten, in einem hohen Grade beſizt, wie vielleicht Keiner im Reiche, und obſchon er kaum Zeit hat, das zu Sagende zu überlegen, ſo ſind alle dieſe Antworten doch immer ſehr ſchicklich abgefaßt. Es iſt zu bemerken, daß er keine Gelegenheit haben konnte, dieſe Fähigkeit in ſeiner Jugend zu üben, und daß er dieſelbe entwickelt hat, ſobald er den Thron beſtieg. Der Stenograph, welcher am Neujahrstage im Saale ſizt und die Antworten aufſchreibt, muß ſich gewaltig tummeln, denn die Antworten ſind zuweilen lang und werden ſchnell ausgeſprochen. Die am lezten Neujahrstage gehaltenen Anreden und die darauf erfolgten Antworten ſtehen, wie gewöhnlich, im Moniteur, jedoch nicht ganz vollſtändig. So z. B. fehlt die Antwort des Königs auf die Rede des Vorſtandes der königlichen antiquariſchen Geſellſchaft. Da ſie ſich auf einen beſondern wiſſenſchaftlichen Gegenſtand bezog, ſo war ſie nicht ohne Bedeutung. Der Vorſtand beſagter Geſellſchaft hatte nämlich in ſeiner Rede nach den üblichen komplimentariſchen Floskeln einige Worte über den von Ludwig Philipp gefaßten Vorſaz, im Schloſſe zu Verſailles ein Muſeum für vaterländiſche Kunſt und Alterthümer anzulegen, einfließen laſſen, was ſich für den Redner einer antiquariſchen Geſellſchaft ſehr wohl ſchickte. Der König war ziemlich müde, als die antiquariſche Geſellſchaft, vielleicht die zwanzigſte Korporation an dieſem Morgen, vorgelaſſen wurde. Bei der Erwähnung ſeines Lieblingsplanes ſchien er ſich aber wieder zu beleben, und hörte aufmerkſam zu. Er dankte ſodann dem Vorſtande, daß er dieſen Gegenſtand erwähnt habe, und ſagte, es ſey in der That ſein Plan, im Schloſſe zu Verſailles eine hiſtoriſche Reihe von Kunſtgegenſtänden, welche ſich auf franzöſiſche Geſchichte oder auf merkwürdige Perſonen Frankreichs beziehen, aufſtellen zu laſſen. Dieſen Plan hoffe er bald in Ausführung zu bringen. „Jedoch,“ ſezte er lächelnd hinzu, „laßt uns noch nicht zu laut davon reden.“ Mit dieſen Worten entließ er die Geſellſchaft. Seine etwas geheimnißvoll ausgedrückte Beſorgniß deutet auf ſeine Scheu vor der Journalkritik. Einige Tageblätter haben nämlich etwas voreilig die Anordnung der Sammlung getadelt. Dem Könige, welcher auf dieſe ſeine Sammlung viel Gewicht legt, hat dieſer Tadel, vermuthlich, weil er ungerecht war, oder die Sache unter einem falſchen Geſichtspunkte darſtellte, ſehr mißfallen, und es iſt daher der Befehl ergangen, Niemand in die Säle zu laſſen, wo die Sammlung aufgeſtellt wird, ehe das Ganze vollendet und dem Publikum geöffnet iſt. Die miniſteriellen Blätter geben daher auch gar keinen Aufſchluß über die Einrichtung des Ganzen. So viel iſt gewiß, daß die Sammlung aus Bildhauerſtücken vom Mittelalter an bis auf unſere Zeiten, und dann aus hiſtoriſchen Gemälden beſtehen wird. Die großen Gemächer im Verſailler Schloſſe, welche durch die Memoiren aus den Zeiten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. berühmt geworden ſind, bleiben, wie ſie waren, und es wird an denſelben nichts geändert. Die Kunſtſammlung wird in dem Erdgeſchoſſe aufgeſtellt werden, wo es zuvor nichts zu ſehen gab, indem dieſer Theil in Entreſols abgetheilt war, in welchen eine Menge begünſtigter Familien wohnten. Unter den ältern Bourbonen war es nämlich Brauch, daß, wer bei Hofe gut angeſchrieben ſtand, um eine Wohnung im Verſailler Schloſſe anhielt und dieſelbe auch erhielt. So fand ſich denn dort eine bunte Geſellſchaft beiſammen, Hofleute, Gelehrte, beſonders ſolche, welche dem Hofe in ihren Schriften ſchmeichelten und als gute Royaliſten bekannt waren, Künſtler, Militärs, Beamte u. ſ. w. Alle dieſe Leute fanden es mit Recht ſehr angenehm, eine Sommerwohnung in einem königlichen Schloſſe zu beſizen, ohne daß es ſie etwas koſtete. Dieſer Gebrauch muß ſchon ziemlich alt ſeyn; denn man lieſt in Memoiren, daß Diderot, ſo furchtbar auch ſein Name bei Hofe klang, doch eine Wohnung im Schloſſe zu Meudon bekam, aber nie hinging, indem er ſagte, er finde es angenehmer, zu wiſſen, daß er hingehen könne.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 19. Februar 1835.

Narciſſus, kühn will ich die Feſſeln ſprengen,
Worin dich deiner Schönheit Zauber hält.

W. Menzel.

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortſetzung.)

Der Baron, die Vorigen.

Vergebt, nicht unterbrechen wollt' ich dies Geſpräch,
(Der Himmel weiß, wie es mir koſtbar iſt!)
Doch naht der Schwager, auch der alte Lord
Begibt in Eile ſich hierher, es ſcheint,
Man will ein ländlich Spiel uns zubereiten.
Ich kenn' des Schwagers Luſt an derlei Poſſen;
Nicht immer trifft er die gelegne Zeit,
Doch muß man ihm den Willen laſſen; hat
Den Kopf er drauf geſezt, iſt ganz vergeblich
Jedweder Widerſtand. Zudem iſt heut
Mylords Geburtstag, wie ihr wißt, da ſchickt
Sich manches, was ſich ſonſt nicht ſchickte; drum
Nehmt Plaz, ihr lieben Freunde; da
Kommt unſer Lord, nebſt ein'gen Muſikanten.
Nun wird das Schauſpiel ſeinen Anfang nehmen.

(Einige Muſikanten, die blaſend vorangehen, ihnen folgt der Lord und der Graf, die Vorigen. Sie nehmen Plaz auf den Bänken. Die Muſik ſchweigt. Chriſtian tritt in einer Verkleidung auf.)

Chriſtian.

Die Hörner, die ich auf dem Kopfe trage,
Sowie das Stückchen Ziegenfell am Arm
Nennt man, ihr Herrn und Damen, ein Koſtüm,
Auch Maske, Satyr-Maske, wie ihr wollt.
Mein Amt iſt hier, euch anzuſagen, daß
Der junge Burſch, der dort am Kübel liegt,
Narziſſus iſt; zwar ſollt' er eigentlich
An Baches Ufer ruh'n, doch gibt's hier oben
Nun grade keinen Bach, deßhalb der Kübel
An Baches Stelle ſteht. Das Mädchen dort,
Faſt auf ein Haar dem Kammermädchen ähnlich
Der Miß Olivie, iſt dennoch eine Nymphe,
Die den Narziſſus liebt. Was weiter ſich
Begeben wird, das ſagen ſie euch ſelbſt,
Ich aber weiß zu rechter Zeit zu ſchweigen.

(Er zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

Chor der Nymphen.

O Narziß, du ſchöner Knabe,
Wärſt du minder ſchön und hold!
Wozu blüht der Schönheit Gabe,
Blüht ſie nicht um Minneſold?

Narziß (im Waſſer ſein Bild betrachtend.)

Dieſer Lippen, dieſer Wangen
Wunderklarer Roſenſchein,
Freue dich, ihr ſüßes Prangen,
Ihre Schönheit, ſie iſt dein!

Digitized by Google

Von des Morgens frühen Strahlen
Bis zum ſpäten Abendſchein,
Wiedeehol's zu tauſendmalen,
Dieſe Schönheit, ſie iſt dein!

Satyr (aus dem Gebüſche lauſchend).

Ach, der dumme, dumme Knade,
Hat ſolche Naerheit man geſehn?
Ei, ſey häßlich wie ein Rade,
Nur mußt zu lieben du verſtehn.

Chor der Nymphen.

Lieb', Narziß, ſollſt du empfinden,
Horch, wie ringsum „Liede“ ſchallt!
Liede! tönt's in allen Winden,
Liebe! rauſcht es durch den Wald.

Echo.

Die Nymphen, die dich locken — wähle
Aus ihnen keine dir zu Luſt;
Denn ach, ihr Leid iſt ohne Seele,
Und ohne Seele fühlt die Bruſt.

Im Strudel ſinnlichen Genuſſes
Verſinket holde Schönheit dald,
Und in dee Feuerloh' des Kuſſes
Zerfällt die göttlichſte Geſtalt.

Drum meide, meide dieſe Lippen,
Die begehrlich nach den deinen
Streden, um doet wegzunippen
Holder Unſchuld erſtes Scheiuen.

Satyr.

Kinderchen, ich teet' dazwiſchen;
Wirklich iſt es nur Gewinſel,
Sie iſt liebekeank, ich wette,
Er iſt ein verliebter Pinſel.

Wollt ihr einen Praktikus
Höeen: laßt das kalte Häemen,
Kommt und gebt euch Kuß auf Kuß,
Das wird beſſer euch erwärmen.

Chor der Nymphen.

Hört ihn, eh' die Roſe welket,
Eh der holde Schein verblüdt,
Ach, bedenkt, daß ungenoſſen
Liebe ſich in Qual verglüht.

Denkt an ein verlornes Leben,
An die ſpäte Reue denkt,
Die in's Herz des Liebeloſen
Tödtend iheen Stachel ſenkt.

Narziſſus.

Wenn ich lieben könnte, wäre
Echo meines Herzens Wahl.

Echo.

Fühle dieſes Buſens Schwere,
Fühle meine Luſt und Qual.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Römer im ſüdwestlichen Deutschland.

(Fortſetzung.)

Ein eigenes Mißgeſchick hüllt die Geſchichte dieſes intereſſanten Landſtrichs in ein Dunkel, das ſich in der neueſten Zeit kaum hin und wieder aufzuhellen beginnt. Nur wenige Streiflichter fallen aus dem Alterthum auf dieſen Zeiteaum und dieſes Land; die eömiſchen Geſchichtsbücher ſind gerade in der Periode, wo an Neckar und Main Römer und Germanen Anfangs in friedlichem Verkehr ſtanden und ſpäter die Voehut der Völkerwanderung die befeſtigten Linien durchdrach, am äegſten verſtümmelt, und ihre vom gelehrten Fleiß durch und dnech geſichteten Reſte geben uns ſo düeſtige Kunde von den Schickſalen des Landes unter römiſcher Heeeſchaft, daß die zeeſteenten Uekunden, welche wie bisher dem Boden enteiſſen, vielmehe armſelige Beiträge zu Ausfüllung der Lücken der römiſchen Annalen, als ein Anfang der Geſchichte dieſes Voelands des Reichs zu nennen ſind. Es iſt ein ebenſo ſonderbares, als ſüe die antiquariſche Ungeduld peinigendes Faktum, daß wir von keinem der zahleeichen römiſchen Oete, etwa mit Ausnahme Badens, dee Waſſerſtadt, und des Flecken Murr bei Maedach am Neckar, auch nue den römiſchen Namen mit Beſtimmtheit anzugeden wiſſen. Wohl ſetzen die alten römiſchen Geogeaphen manche Städte in dieſes Gediet, wohl zieht auf der alten, auf uns gekommeuen Poſtkarte des römiſchen Reichs eine Straße mit zahlreichen Etappen wenigſteus zum Theil durch daſſelde; ader dis jezt hat es nicht geliugen wollen, einen dieſer Namen an iegend eine der Stätten, wo ſich uns in ausgedehnten Subſtruktionen bedeutende römiſche Wohnſitze kund thun, unwideeeuſlich zu dinden. Keine der Römerſtädte, über odee neden denen jezt Baden, Ladenburg, Pforzheim, Rottweil, Rothenbueg, Köngen, Cannſtadt, Heidenheim u. ſ. w. ſtehen, hat eine Geſchichte, die ſich weit über die Statiſtik der daſelbſt ſtationirten Kohorten erſtreckte; alle dieſe Teümmer ſind ſtumm, oder wenn ein Legionsſoldat hier dem Sonuengotte Mithras, dort der Königin Juno ſein Gelübde löst, oder ein Handelsmann ein plumpes Meekuriusbild

errichtet, ſo ſind dies abgeriſſene, unartikulirte Laute aus einer finſtern Tiefe, und wir haben bis jezt im Labyrinth noch kein Echo entdeckt, das mehr als ein paar Sylben nachſpräche.

Deſto gröſser iſt freilich die Begierde des Liebhabers, dieſen lockenden Stimmen nachzugehen, dieſe verworrenen Noten, als Elemente einer künſtigen Harmonie, zu ſammeln; aber die Richtung der Staatsregierungen in der gegenwärtigen Weltlage, in deren Folge ſie von dem, was man die materiellen Intereſſen nennt, ganz in Anſpruch genommen ſind, hängt, wie vageren Volkstrieben, ſo auch der ſich allgemeiner verbreitenden, ungeduldigen Liebe zu geſchichtlichen Forſchungen ein hemmendes Gewicht an. In einem ſo dicht bevölkerten Lande, wo Grund und Boden ſo koſtbar ſind, iſt der leichte Teppich der künſtlichen Vegetation ohnehin ein ſchwer zu beſiegendes Hinderniß für den antiquariſchen Minirer. Während dem, der die Spuren einer ganz andern Vorwelt verfolgt, dem Geologen, der menſchliche Fleiß an den Flanken der Gebirge und in den Eingeweiden derſelben gelegentlich in die Hände arbeitet, muß ſich der Blick des Alterthumsforſchers vorzugsweiſe auf die fruchtbaren Flußthäler richten, wo der Pflug über die Gräber einer frühern Kultur hinſtreiſt, ohne ſie zu öffnen, und im grünen Saatfelde ſich die vielverſprechenden Linien uralter Grundmauern lockend und neckend abzeichnen.

Das einzige, aber gewiß auch höchſt wirkſame Mittel, die Geſchichte des ſüdweſtlichen Deutſchlands unter den Römern bedeutend zu fördern, ausgedehnte Aufgrabungen, was wohl nur Sache des Staats ſeyn kann, überlaſſen wir einer mehr oder weniger fernen Zukunft; die Sorge iſt vorerſt beſonders dahin gerichtet, daß dasjenige, was die Pflugſchar oder anderer Zufall zu Tage fördert, nicht zerſtreut oder gar von der Unkunde vernichtet werde. Mehrere Privatvereine ſind hiezu in den betreffenden Provinzen thätig, und allen hat ein ſehr intereſſanter Fund zu Rottweil in der neueſten Zeit neuen Muth gegeben; der Zweck wird aber wohl in der Allgemeinheit nur unvollſtändig erreicht werden, ſo lange nicht allein der Bauer ſich Glück wünſcht, in einem Sarkophag einen ſchicklichen Schweinetrog gewonnen zu haben, ſondern auch die Unterrichtetern der verſchiedenſten Stände von dem hier in Frage ſtehenden Gegenſtand oft kaum die allgemeinſte Kunde haben. Es kommt vorzüglich darauf an, leztere zu überzeugen, daß es ſich bei dieſen Beſtrebungen nicht davon handelt, eine unfruchtbare antiquariſche Neugier zu befriedigen, ſondern die Quellen der Kultur- und Staatengeſchichte der geſegnetſten deutſchen Länder aufzudecken, und damit über die früheſten Zuſtände des ganzen Volks Licht zu verbreiten. Eine ohne gelehrte Pedanterie abgefaßte Schilderung jener Zeit, wo das ſinkende Geſtirn Roms und das in ſchreckhaftem Schimmer am Horizont aufſteigende des deutſchen Volks eine ſo intereſſante, bedeutungsvolle Conſtellation bilden, wäre daher gewiß höchſt erſprießlich. Die folgenden Briefe ſollen nur ein auf das ſüdweſtliche Deutſchland beſchränkter Verſuch hiezu ſeyn. Wir vereinigen in einer flüchtigen Skizze das Thatſächliche und Wahrſcheinliche über die Geſchichte des Zehntlands, wie wir im Allgemeinen das ſüdlich vom römiſchen Landhag gelegene Gebiet bloß deßhalb nennen, weil Niemand anzugeben weiß, welchen beſondern Landſtrich der einzige Gewährsmann, Tacitus, unter jener Benennung verſtanden hat, und ſtellen ſodann die merkwürdigſten Monumente mit den ſich daran knüpfenden Muthmaßungen zuſammen.

Wir hoffen, den Gegenſtand allgemein intereſſant zu machen; überdies lebt ja ein ſehr bedeutender Theil der Leſer dieſer Blätter auf altem Römerboden, denn das im Rhein- und Donauwinkel vorgeſchobene Hornwerk der befeſtigten Nordgrenze der römiſchen Provinzen, dieſer Winkel des Reichs, von dem wir gar nicht einmal wiſſen, wie ihn die alten Herrn deſſelben nannten, wenn ſie ja einen beſondern Namen dafür hatten, umſpannt ſo ziemlich ein ganzes Königreich und ein ganzes Großherzogthum und die meiſten Provinzen verſchiedener anderer Großherzogthümer und Herzogthümer.

(Schluß des erſten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Der indiſche Häuptling.

Die Sovereigns und die Monate fliegen in London mit ſo unglaublicher Schnelligkeit, jene aus der Taſche, dieſe aus dem Leben, daß ich nicht genau weiß, wie viele Monate verflogen ſind, ſeit der viel beſprochene und betrachtete miſiganiſche Häuptling Mak Coonſe hier ankam. Er kam, um von der engliſchen Regierung den Kaufpreis für ein Stück Land zu fordern, welches er ihr in Indien abgetreten. ſeine indianiſche Kleidung machte Aufſehen, die Schönheit ſeiner Favoritin erregte Bewunderung. Dabei war Mak Coonſe nichts weniger als fürſtlich-ſtolz. Obgleich mit verſchiedenen Pfunden Goldſtaub und einigen Kiſtchen voll guter Perlen verſehen, trug er doch kein Bedenken, auf dem Victoriatheater aufzutreten; — als was? als was er in ſeiner fürſtlichen Eigenſchaft ohne Degradation auftreten durfte, als kunſtfertiger Schütze. Aus ziemlicher Entfernung ſpaltete ſeine Flintenkugel einen kleinen Apfel, und da er nie fehlte, ſo erbot ſich vor Kurzem ein Mann aus dem Parterre, ihm den Apfel zu halten. In mancher Kontinentalſtadt würde die hochlöbliche Polizei verbietend eingeſchritten ſeyn. Das geſchieht hier nicht; man weiß hier nichts von ſolcher Intervention. Wenn in Deutſchland zwei Schuſterjungen ihre Pantoffeln anziehen, um ſie ſich gegenſeitig an den

Digitized by Google

Kopf zu werfen, ſo greifen Weiberhände und Männerfäuſte zu, um die Streitenden zu trennen. Wenn in London — und ſo iſt es auf der ganzen Inſel — ein Junge einen andern ſchief anſieht, der ſchief Angeſehene ſeine Jacke auszieht, die Hemdermel aufſtreift und die geballten Hände zum Angriff bereit hält, während der andere in keiner Hinſicht ſäumt, dem Beiſpiele zu folgen, ſo iſt in drei Minuten von Weibern und Männern, von Kindern und Greiſen, von Vornehmen und Geringen ein Kreis um die Jungen geſchloſſen, nicht um ihr Boxen zu ſtören, ſondern um die Beobachtung der Vorgeſetze zu beaufſichtigen. Die Polizeidiener wandeln, wenn ſie Jemand auf der Spur ſind, ruhig vorüber, ſind ſie müßig, vermehren ſie den Kreis der Gaffer. Und ſo fiel es Niemand ein, den verwegen vertrauenden Mann im Victoriaparterre von der Ausführung ſeines Erbietens abzuhalten; es waren ja ſeine Finger, ſeine Hand, ſein Arm, ſein Leben, was er auf's Spiel ſezte. Der Mann betrat die Bretter, ergriff das Aepfelchen und erbleichte. Wahrſcheinlich verglich er jezt den Umfang des Ziels mit der Mündung von des Indianers langer Flinte. Seine Hand wankte — da fiel der Schuß — mit ihm die Hand des zur Leiche Erblaßten. Aber nur der Apfel war getroffen, die Hand war unverſehrt, und der gute Mann ohne Zweifel herzlich froh, für ſeine ausgeſtandene Angſt bloß — ausgelacht zu werden. Die Geſchicklichkeit des indianiſchen Prinzen erwarb dem Victoriatheater großen Zulauf. Größern würde es ihm gebracht haben, wäre Mak Coonſe's reizende Squaw oder Frau die Schützin geweſen; allein während der gute Mann, nur um ſich zu zerſtreuen, à la Tell ſchoß, lag die ſchöne Ah-mik-waw-be-gum-o-je (auf deutſch: Biber oder die tauchende Maus) zum Tode krank. Sie fühlte, daß der Tod ihr die Hand reichte, und lehnte deßhalb jeden ärztlichen Beiſtand ab. „Ich bin mir nicht einer einzigen böſen That bewußt,“ ſagte ſie, „warum ſoll ich mich fürchten, dem Rufe des großen Geiſtes zu gehorchen?“ — Und ſie ſtarb am achtzehnten des vorigen Monats, wenige Stunden, nachdem ſie als Chriſtin getauft worden war. Sie ſtarb als ſolche weder gefaßter, noch mit größerer Hoffnung, noch mit beſſerm Rechte auf ewige Seligkeit; aber ſie ſtarb mit dem Anſpruche auf ein chriſtliches Begräbniß. Das war der Wunſch ihres Gatten geweſen, und ſelbſt dieſem Wunſche hatte das ſterbende Weib ſich gefügt. Die Taufe gab ihr den Namen Antoinette O Whow O Qua. Nachdem die Hand des Todes ihre Augen geſchloſſen und den Schlag ihres Herzens gehemmt hatte, überwältigte namenloſer Schmerz die ſtille Ergebung des armen Mak. Er umſchlang die Leiche des geliebten Weibes, und bat ſie mit der rührendſten Wehmuth ehelicher Liebe, ihn nicht allein zu laſſen in einer fremden Welt.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Das Verſailler Schloß. Eiſenbahnen.

Wer einmal ſich im Schloſſe zu Verſailles eingeniſtet hatte, betrachtete ſich wie einheimiſch, und hielt ſich für berechtigt, mit ſeiner Familie lebenslänglich darin zu bleiben, daher Einige ganz vergaßen, daß ſie von einem Könige beherberget wurden. Vor einigen Jahren ſoll einer dieſer begünſtigten Schloßbewohner an den Intendanten des königlichen Hauſes geſchrieben haben, es ſey doch ſehr unangenehm, daß er ſchon früh Morgens durch die Trommeln aus dem Schlafe geweckt werde, und er bitte den Herrn Intendanten, doch Vorkehrungen dagegen zu treffen. Seit der Julirevolution hat ſich das Ding wunderſam geändert. Alle dieſe Familien in den Entreſols haben das Schloß räumen müſſen, die Wände, welche dieſe Wohnungen trennten, ſind eingeſchlagen worden, und dadurch ſind dann die großen Säle entſtanden, die wahrſcheinlich Anfangs da waren, als Ludwig XIV. das Schloß für ſeinen Hof hatte einrichten laſſen. Statt alſo an Schönheit zu verlieren, muß das Schloß durch die neue Einrichtung bedeutend gewinnen. Unten wird man die große Kunſtſammlung bewundern, oben die prachtvollen Gemächer des ehemaligen Hofes. Die Stadt Verſailles, die ſich noch immer nicht tröſten kann, daß ſie nicht mehr der Aufenthalt des Hofes iſt und ſo viele große Hotels leer ſtehen hat, darf hoffen, von Fremden und Einheimiſchen ſtark beſucht zu werden, beſonders wenn einmal die ſchon lange in Vorſchlag gebrachte Eiſenbahn angelegt iſt, wo man dann in einem Stündchen von Paris nach Verſailles fahren kann. Zwar iſt ſchon ſo lange von dieſem Projekte die Rede, daß man fürchten könnte, es möchte nie zur Ausführung kommen. Indeſſen ſcheint es doch, daß man jezt ernſtlicher als je an die Eiſenbahnen denke. Bereits haben bei der parlamentariſchen Unterſuchung über den Zuſtand des Gewerbfleißes und des Handels mehrere angeſehene Fabrikanten den Mangel an leichter Zufuhr als einen Hauptgrund der Vertheurung mehrerer Waaren angegeben. Wenn die Regierung auch unthätig bleibt, ſo werden ſich doch die Spekulanten regen, und hält der Friede noch lange an, ſo werden wir gewiß Eiſenbahnen bekommen, und zwar früher noch, als Kanäle, obſchon es an dieſen in Frankreich ſchon jezt nicht fehlt. Für dieſes Land möchten auch Eiſenbahnen wohl beſſer ſeyn; denn was helfen die Kanäle, wenn kein Waſſer darin iſt? Nun verſchwindet aber in heißen Sommern, wie der lezte war, das Waſſer in den Kanälen und Flüſſen Frankreichs; ſogar dieſen Winter hat die Stadt Paris in Gefahr geſchwebt, keine Zufuhr von Kohlen und Holz zu bekommen, ſo niedrig ſtand die Seine; auch auf der Loire war die Schifffahrt großentheils gehemmt oder doch ſehr erſchwert. Nicht beſſer muß es auf den andern Flüſſen im Reiche ausgeſehen haben. Die Kanäle im Innern waren faſt gar nicht mehr zu beſchiffen. Wäre der Winter hart geweſen, und hätte Paris kein Holz und keine Kohlen aus Burgund und Nivernais mehr bekommen, ſo weiß ich wahrlich nicht, wie man es angefangen hätte, um die Kälte zu ertragen; aber glücklicherweiſe iſt das Wetter den Pariſern zu Hülfe gekommen, und der ſchon im vorigen Jahre von den Holz- und Kohlenhändlern angelegte Vorrath hat hingereicht. Indeſſen iſt der Seineſtand doch gar zu niedrig, und dieſer Fluß ſcheint immer kleiner zu werden. Den Leuten iſt ſchon ſo bange vor Waſſermangel, daß ſie Geſetze zur Verhütung des allzuſtarken Holzfällens in den Wäldern in Vorſchlag gebracht haben, weil dadurch die Quellen verſiegen. Hätte man nun große Eiſenbahnen, ſo brauchte man minder auf Flüſſe und Kanäle zu rechnen, und da ſie ſich bereits in der immer thätiger werdenden Fabrikgegend von St. Etienne als höchſt nützlich bewährt haben, ſo wird man wohl nicht lange anſtehen, ſie auch in andern Gegenden anzulegen. Zwiſchen Paris und Verſailles würde ſich die Sache leicht machen laſſen, und leztere Stadt müßte dadurch ſehr gewinnen, obſchon ſie nicht hoffen darf, jemals wieder die Höhe zu erreichen, auf der ſie ehemals als Reſidenz des Hofes ſtand.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Februar 1835.

> Cité des voleurs, hideuse verrue à la face de Paris; — un nouveau monde, inconnu, inoui, difforme, reptile, fourmillant, fantastique.
>
> Victor Hugo.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerinduſtrie in Paris.

Auf der Place du Caire, im Quartier St. Euſtache, iſt jezt Alles bürgerlich ordentlich und geſittet, ſtill und ruhig, reinlich und hell, inſoweit es in der Ville de bruit, de boue et de fumée, wie Jean Jacques das ſtolze Paris nennt, möglich iſt. Ueberall Laden an Laden, überall die nie raſtende Induſtrie, das rührige, nimmerſatte Scharren, welches dem armen Gewürzkrämer die ſtieren Augen aus dem Kopf treibt, ihn vor der Zeit kahl macht und ſeine Jugend zu einer Galeerenarbeit verdammt, damit er im hinfälligen Alter, vielleicht auf ſeinem Landgute, ſich wohl ſeyn laſſen und den unduldſamen Emporkömmling und in der niedern Kammer ſeines Königs den loyalen Abgeordneten ſpielen könne. Hier ſah ich mich nach einer der Stätten um, an welche ſich eine der merkwürdigſten geſchichtlichen Erinnerungen knüpft, die in der Chronik von Paris leben; ich fand nichts mehr vom Alten und das Neue wie eben gemeldet.

Hier befand ſich einſt eine der denkwürdigen Cours des Miracles, alſo genannt wegen der ſonderbaren und außerordentlichen Wunder, die an dieſen Orten tagtäglich vorfielen. Und was waren dieſe Wunderhöfe?

In irgend einem Quartier von Paris konnte man ſich einſt plötzlich von einer Schaar Mißgeſtalteter umgeben ſehen: Blinde, Lahme, Bucklichte, Hinkende, Stammelnde, Stumme, Preßhafte und Kranke jeder Art, ſo lang und wideig nur immer das Verzeichniß der menſchlichen Gebrechen iſt. Ein jämmerlicher, gräßlicher Anblick, von welchem nur der ſich ohngefähr einen Begriff machen kann, welcher in der jüngſten Apoſtelzeit das wandernde Lazareth vor der Wohnung des Wunderfürſten Hohenlohe in Würzburg geſehen hat. Dieſe Erinnerung tauchte lebhaft in mir auf, als ich die Beſchreibung der Cour des Miracles in Notre-Dame de Paris von Victor Hugo las. Ein Unterſchied bleibt aber immer: das Schauſpiel des franzöſiſchen Elends hatte etwas Groteskes, Komiſches und war reich an Poeſie; das Bild des Hohenlohe'ſchen Jammers war nur widrig und empörend. — Doch ſehen wir uns nach der Höhle um, welche alle jene Larven ausgeſpieen. Hinten in einer langen Sackgaſſe voll Unrath und ohne Pflaſter ſtehen verfallene, halb in Koth vergrabene Häuſer, die wenige Klafter im Gevierte halten, und wo gleichwohl mehr denn fünfzig Haushaltungen und eine Maſſe kleiner, ehelicher, unehelicher und geſtohlener Kinder wohnen. Ueber fünfhundert Familien, eine auf die andere gepfercht, hauſen in dieſem Hofe, in welchem man ſich nur vom Raube nähret und ſich in allen Laſtern wälzt. Fern bleibt jede

Sorge für die Zukunft; Jeder genießt in unbekümmerter Behaglichkeit der Gegenwart und verzehet Abends, was er am Tage mit vieler Mühe und oft mit harten Schlägen verdient hat; denn was man hier verdienen nennt, heißt anderswo ſtehlen, und es iſt eines der Geundgeſetze des Wundeehoſes, Nichts für den folgenden Tag aufzubewahren. Alles lebt in völliger Ungebundenheit; von Recht und Geſetz, von Veetrag und Wort iſt hier keine Rede; Taufe, Heirath und Ehe ſind unbekannte Dinge.

Meiſterhaft iſt das Bild, welches Hugo von einer dieſer privilegirten Höhlen des Laſters entwirft, deren es noch zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts zwölf in Paeis gab. Der Name dieſer Orte aber rührte von der wunderbaren Umwandlung her, welche mit den Umherziehenden vorging, ſobald der heimkehrende Schwarm die Grenze ſeines Reviers betrat. Kein Krummer, kein Lahmer, kein Blindee, kein Stammelnder, kein Fieberhafter, kein Bucklichter mehr, verſchwunden alles Leiden, verſchwunden alle Preßhaftigkeit, verſchwunden alle Klage, alles Winſeln und Jammern, und luſtig tummelt ſich der ausgelaſſenſte, tollſte Troß, den jemals Leichtſinn und Verderbniß zuſammengeführt. Hier war der Bettler geſicheet vor jeder Verfolgung, hier befand er ſich nur unter den Seinigen und konnte ohne Scheu die trügeriſche Maske ablegen, welche er wäheend des Tages getragen. Kaum eingetreten, ging der Hinkende gerad, der Gelähmte tanzte, der Blinde ward ſehend, der Taube hörend, die Greiſe ſelbſt wurden jung.

Dieſes Volk, ſo elend und ſo begünſtigt, ſo arm und ſo reich, ſo mächtig und ſo ſchwach, ſo furchtſam und ſo furchtbar, dieſes Volk, das man nach Tauſenden zählte, hatte einen König, dem es gehorchte, es hatte ſeine Geſetze, ſeine Juſtiz, ſeine Moral, ja ſeine blutigen Hinrichtungen. Und nun denke man ſich dieſen Schwarm, wie er aus der Räuberhöhle hervorbricht und ſich bei nächtlicher Weile über das unbewachte Paris ergießt; man denke ſich dieſes Bild in einer Zeit, wo die Straßen der Hauptſtadt noch unbeleuchtet und alle Anſtalten der Polizei eine ohnmächtige Waffe gegen dieſen gräßlichen Tyrannen und aufgedeungenen Lehnsherrn waren. Mehrere Jahrhunderte hatten dieſe Wundeehöfe in größerer oder geringerer Ausdehnung und Macht in Paris beſtanden. Zeit, Gewohnheit, Verjäheung und Furcht hatten allmählig ihrem Daſeyn einen Schein von Recht gegeben, mindeſtens wagte der Pariſer Bürger nicht, laut gegen ſie zu klagen, aus Beſorgniß, ſein Knecht, ſeine Magd, irgend einer ſeiner Angehörigen und Hausgenoſſen könnte zu dem großen und achtungswerthen Bunde gehören. In ſeinem devoten ſpießbüegerlichen Sinne, im angebornen Reſpekt vor jedee beſtehenden Gewalt, achtete er die Konſtitution der Wunderhöfe, und allerdings konnte nichts geregelter ſeyn, als ihre Verwaltung, nichts prompter, als ihre Juſtiz, und ſo war man gewöhnt, die gezwungenen Anlehen, welche das Heer der Wunderhöfe aufnahm, ſo gut zu den unvermeidlichen Ausgaben zu zählen, als die königlichen Steuern oder die Zehnten und Gülten des Feudalherrn.

Aber nichts wahrhaft poetiſch Schönes und Großes hat Beſtand in dieſer proſaiſchen Welt. Eines Tags, da er müde war ſeiner Schloßbauten in Veeſailles, müde ſeiner gezierten Gartenhäuſer und Laubengänge, müde ſeiner Maitreſſen und der niederteächtigen Schmeicheleien und der Racineſchen Tiraden; eines Tags, als das flüchtige Kriegsglück ſich gewendet hatte und die Langeweile des Alters eingetreten war; eines Tags, da er nichts Kurzweiligeres mehr zu erfinden wußte, fiel es dem „großen König" ein, an die Sicherheit und Wohlfahrt ſeiner guten Stadt Paris zu denken, und eine königliche Ordonnanz, der militäriſche Gewalt den gehörigen Nachdruck gab, machte dem Reiche des Wunderhofes ein Ende. Ein Theil der Bewohner wuede in das Zuchthaus, ein anderer auf den Rabenſtein geſchickt, dieſe in's Hoſpital, jene in's Ireenhaus geworfen, andere außerhalb des Weichbildes dee Stadt gejagt; und zerſtoben war fortan alle Pracht und Herrlichkeit.

Abee dieſer königliche Entſchluß hatte nur einen Nebenbuhler in der konſtituirenden Gewalt entfernt, nur eine Form zerſtöet, dem Weſen ſelbſt konnte er nicht an's Leben greifen. So lange Paris beſteht mit ſeinen ſchroffen Konteaſten von Reichthum und grenzenloſem Elend, wird es eine Unzahl von Leuten beherbergen, die in den frühern Wunderhöfen iheen angemeſſenen Platz gefunden hätten. Nur hat es die allmähliche Entwicklung der polizeilichen Gewalt und Aufſicht mit ſich gebracht, daß dieſer Zweig der Induſtrie mehr auf Schleichwegen, mehr im Geheimen, mit mehr Liſt und weniger Offenheit betrieben werden muß. Die Zahl der Peellereien iſt damit nicht geeinger geworden, und obgleich im Allgemeinen des poetiſchen Anſtrichs ermangelnd, bieten ſie doch zuweilen intereſſante Beiſpiele von Schaefſinn, durchtriebener Gewandtheit und liſtiger Erfindungsgabe.

Wenn der Fremde in Paris ſich plötzlich ſeines Taſchentuchs beraubt ſieht, in dem Augenblicke, wo er es am nöthigſten bedürfte, beim Herausgehen aus dem Theater, oder nachdem er ſich einige Stunden auf den Boulevards ergangen, ſo möge er bedenken, daß die Entwendung des Taſchentuchs einer der älteſten Zölle iſt, welche die Pariſer Induſtrie von den Fremden erhebt. Schon Sauval, in ſeinen Alterthümeen von Paris, erwähnt der Sache als einee althergebrachten Gewohnheit. Komiſch iſt beſonders der Kunſtausdeuck: ein Schnupftuch entwenden, heißt faire le mouchoir, und man muß den Bewohnern der Seine laſſen, daß ſie darin

eine ſeltene Fertigkeit beſitzen. Man hüte ſich, aus dem Theater des Palais-royal zu gehen, ohne die Rocktaſchen mit beiden Händen zu halten; dächte man auf der zweiten Treppe erſt daran, daß es nicht ganz gleichgültig iſt, ob man mit oder ohne Taſchentuch nach Hauſe kommt, ſo wäre es wahrſcheinlich zu ſpät.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Landhaus zu Simonetta.

(Beſchluß.)

Satyr.

Kinderchen, ich ſeh' nun ſchon,
Kräft'ges Handeln iſt das beſte,
Sonſt wohl führt ihr dieſen Ton,
Bis er uns das Herz abpreßte.
Kommt und laßt das ſüße Zieren,
Und gebt beide Hand zu Hande. —
Ihr nun könnet muſiziren,
Denn die Ehe kommt zu Stande.

Chor der Nymphen.

Narziſſus Stolz iſt überwunden,
Und Echo's Schüchternheit beſiegt,
Geheilt ſind ſeine Herzenswunden,
Ihr Gram in Schlummer eingewiegt.

Narziß und Echo umarmen ſich. Satyr tritt auf.

Dies kleine Luſtſpiel, Echo, zeigt nun dir,
Und wem noch ſonſt daran gelegen, klar
Und deutlich, wie ein Liebeshandel ſchnell
Und glücklich abzuſchließen ſey. Du haſt's
Nun ganz verfehlt, das ſiehſt du jezt wohl ein,
Ich aber wünſche allerſeitig Wohl! — (Ab.)

(Die Nymphen ſchließen Narziß und Echo ein, Tanz und Muſik. Das Echo im Gebirge wiederholt die Klänge in einzelnen Pauſen.)

Lord.

Habt Dank, Herr Graf, ihr ſeht, ich bin gerührt;
Zwar hab' ich nichts verſtanden, doch ich ſah,
Und dies genügt, zwei Liebende vereint.
O könnt' ich das von meinen Kindern ſagen!

Edward.

Mein Vater!

Lord.

Was?

Olivie.

Mein Oheim!

Lord.

Töchterchen!
Was ſagen eure Blicke mir?

(Baron und Graf in den Hintergrund tretend.)

Nur zu!

Edward.

Das Spiel iſt ohne Wahrheit nicht, es hat
Den Blick geöffnet mir, und wenn Olivie —

Olivie (reicht ihm ſtumm die Hand).

Edward.

O welche Thorheit hielt mich eng umſpannt!
Jezt athme ich frei, welch Unrecht hab'
Ich abzubitten dir, du Liebliche.

Lord.

O ſeht,
Welch überreich Geſchenk ihr mir da macht!
Ich alter Thor, vor Freude werd' ich kindiſch!
Nun nehmt das Schloß, bewohnt's gemeinſchaftlich,
Und mich laßt hier zu Gaſte kommen, wenn
Die Zeit der Nachtigallen iſt, ſie ſchlagen
Hier ganz beſonders laut. — Nun, liebe Leute,
Ich werde jezt Beſitzer dieſes Schloſſes, ſeyd,
Um mich zu ehren, nun einmal recht fröhlich. —
Sie, theurer Graf, und Sie, mein Herr Baron, ich ſehe
Sie ſchon als vielwillkommne Gäſte an.

Baron.

Mylord,
Ich wünſche Glück zu dem Beſitz.

(Bei Seite.)

Er iſt
Schon taub, drum kann er's hier nicht werden.
Glück zu! es ſinkt von meiner Bruſt ein Stein,
So fahre hin, du tückiſcher Beſitz!
Ich ſuch' die Fläche auf; nach Holland
Begeb' ich mich, wo ganz ich ſicher bin,
Daß meine Quälerin mich nicht erreicht,
Wo endlich ich in Frieden werde wohnen.

Chor der Landleute.

Der neuen Herrſchaft Heil, und Heil
Dem jungen Paare!

Graf.

Und auch Echo'n Heil!

Echo.

Heil!

(Die Muſik fällt ein, die Landleute ordnen ſich zum Tanze, Narziß und Echo knien vor Edward und Olivien nieder. Der Lord und die Uebrigen umgeben die Gruppe.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beſchluß.)

Ein indiſches Begräbniß. Die Oper. Hutmacheranzeige.

Am dritten Tage wurde der Leichnam in einen ſchwarzen, ſtattlich und reich verzierten Sarg gebettet, aber die

Digitized by Google

im Sarge ruhte, war in die Gewänder ihres Volkes gekleidet, überhangen mit einem kunſtreich gearbeiteten Leichentuche. Ein Streifen grünes Tuch, ſchmal mit Roth eingefaßt, hing zu beiden Seiten herab, ein Blumenſtrauß lag auf der Bruſt der Entſchlafenen, koſtbare Gehänge glänzten in ihren Ohren und ein zartes, künſtliches Roth bedeckte ihre Wangen. Ihr Juwelenſchmuck lag neben ihr, und ein prachtvoller indiſcher Shawl war die oberſte Hülle. So wurde die fürſtliche Frau nach ihrem lezten Ruheorte, dem St. Johnskirchhofe auf Waterlooſtraße, getragen. Die Zipfel des Bahrtuches hielten ſechs Freunde. Unter den Leidtragenden die Erſten gingen der Fürſt und die Schweſter der Verblichenen, nach ihnen drei Indianer und ſechs Herren vom Victoriatheater. Viele ſchloſſen ſich an Leztere an, vieles Volk umgab den Zug, und ſtill und feierlich bewegte ſich dieſer nach der Kirche. Nachdem hier die üblichen Gebräuche verrichtet waren, wurde der Leichnam ſeiner lezten Heimath übergeben, und wie tief auch bis dahin der Schmerz in die Bruſt des Fürſten geſchnitten, in dieſem entſcheidenden Augenblicke wußte er ihn männlich zu tragen. Er zeichnete auf den Stein am Fuße des Grabes einige indianiſche Charaktere, ein Gebet zu dem großen Geiſte, daß kein fremder Fuß die Stätte entweihen und die Worte Jedem aus dem befreundeten Stamme, der ihr ſich nahe, ein ſicheres Merkmal bleiben mögen, wer hier im lezten Schlummer ruhe. Darauf warf Mak Coonſe eine weiße Roſe in das Grab, und einer ſeiner Stammgenoſſen, Shaw Whaſch (das breite Schwert), hielt in indiſcher Sprache die Standrede. Der Tag des Begräbniſſes war derſelbe, an welchem der Häuptling dem Könige hatte vorgeſtellt werden ſollen.

Schon mehrere meiner Berichte haben der Gefahr erwähnt, mit welcher die vom Theater lebende und vom Theater ſprechende Welt ſich alles Ernſtes bedroht ſah. Es galt Rettung von der Gefahr, daß London eine Seaſon und keine italieniſche Oper haben werde. Nun, die Gefahr iſt vorüber, London ſoll eine italieniſche Oper haben, und tauſend Herzen ſchlagen ruhiger. Laporte hatte den Hauseigenthümern auf die geforderte Miethe von 11,000 Pf. St. — nahe an 80,000 preußiſche Thaler — das höchſte Gebot gethan, und die Beſorgniß, im Fall Laporte abſpringe, gar keinen Miether und folglich keinen Zins zu erhalten, hat ſie endlich vermocht, mit ihm auf Bedingungen abzuſchließen, wie noch kein Unternehmer ſie günſtiger — erzwungen hat. Laporte zahlt bloß 8000 Pfund Miethe und darf — was bis jezt immer verweigert wurde — das Lokal zu Bällen, Konzerten und ähnlichen Vergnügungen benutzen. Der kluge Laporte ſcheint ſeines Spiels ſicher geweſen zu ſeyn, denn kaum iſt der Vertrag abgeſchloſſen, und ſchon macht er die Namen derer bekannt, aus denen ſeine Geſellſchaft beſtehen ſoll. Es ſind gut und hell klingende Namen, Lablache, Tamburini, Rubini, Ivanhoff, Griſi, Taglioni, Duvernoy, die Elslers, Perrot, Albert als Balletmeiſter u. a. m. Möglich aber auch, daß Laporte mit den Inhabern und Inhaberinnen dieſer Namen nur eventuell kontrahirt hat, oder daß er ſich bloß mit der Hoffnung ſchmeichelt, die geldluſtigen Leute werden der Lockung der zu bietenden Guineen nicht widerſtehen, und daß er ſeine Hoffnung für Gewißheit ausgibt, um die Abonnentenliſte zu füllen. Kommt dann der Eine oder die Andere nicht, nun, welcher Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft wird das Brechen eines gegebenen Wortes weniger verargt, das Brechen eines ſchriftlichen Vertrags ſchneller verziehen, als den tanzenden, ſpielenden und ſingenden Mitgliedern derſelben? und wer erlaubt ſich öfter ungeſcheut und ungeſtraft, was viele Andere aus Scheu vor Strafe ſich nicht erlauben, als diejenigen, denen Hunderte für einen Pas und Tauſende für eine Arie bezahlt werden? An Ausflüchten wird es alſo Laporte nicht fehlen. Abonnenten aber muß er haben, um mit ihrem Gelde aus der erſten Verlegenheit zu kommen; denn da bis jezt der Schluß ſeiner Oper für ihn jedesmal ein Weg in die Kingsbench war, wo er die Schulden abgeſeſſen, die er nicht bezahlen konnte, ſo dürfte die Börſe des ehrlichen Mannes ſich zur Zeit nur im blühenden Zuſtande ſchöner Hoffnungen befinden. Wer aber aus der von mir mitgetheilten Zuſammenſtellung der Einnahme und Ausgabe in der lezten Seaſon ſich entſinnt, daß der Ausfall zu Laporte's Nachtheil nur fünfhundert und zehn Pfund betrug, wird leicht berechnen können, daß die am Miethzins jezt erſparten dreitauſend Pfund einen für Laporte ſehr günſtigen Ausſchlag verſprechen. Und das wäre ihm, ſeinen Gläubigern und dem Opernpublikum zu wünſchen; denn während der lezten Seaſon hat es ſich mehrere Male zugetragen, daß, während das Haus ſchon gefüllt war und Aller Blicke dem Aufrollen des Vorhangs entgegenſahen, ein Sänger zu ſingen, eine Tänzerin zu tanzen, das Orcheſter zu ſpielen ſich weigerten, wegen ermangelnder Bezahlung, und Laporte ſich genöthigt ſah, mit trauernder Miene und niedergeſchlagenen Augen das in der Ebbe ſeiner Börſe begründete Hinderniß den Damen und Herren demüthig kund zu thun. Auf deutſchen Provinzialbühnen mag Aehnliches geſchehen; in deutſchen Reſidenzen iſt es kaum denkbar, und die Berliner, welche erſt durch dieſe Zeilen von jenem Ereigniſſe unterrichtet werden, könnten leicht in Verſuchung kommen, die Naſen zu rümpfen. Aber Berlin hat ein Hoftheater und London hat keines; der König von Preußen zahlt für's Theater jährlich einige ſiebzig bis hunderttauſend Thaler, der König von England zahlt — nichts.

Als einen Beweis Londoner Handelsinduſtrie und zur Nachahmung für meine ſpekulativen Landsleute der handelnden Klaſſe jenſeits des Kanals gebe ich die Abſchrift eines Zettels, der mir heute auf der Straße in die Hand geſteckt worden iſt. Eine Ueberſezung mit denſelben Anfangs-, Mittel- und Endbuchſtaben dürfte kaum möglich ſeyn, keinesfalls aber die Mühe lohnen; ich theile daher das Original mit. Es iſt der Hutmacher Perring, der ſeine Waare in nachfolgender Weiſe zu empfehlen und an den Mann zu bringen ſucht:

Perring's light hats 'tis	Proved their beauty kee	P;
Ever in shape, thougn	E'en in constant us	E,
Rain as it may, wate	R will not impai	R.
Remarkable they are in p	Rice, as in their wea	R.
I've purchased, and	I've proved them, therefore	I
Never will change,	Nor buy elsewhere agai	N.
Go then, if you a	Guinea-hat seek, purchase of PerrinG,	

Hatmaker and Inventor of light hats in 100 different shapes to suit contour. 85, Strand, opposite Southampton Street.

Die Tage der Einfachheit, wo ein engliſcher Haarkräusler, um die Feſtigkeit einer Locke zu verbürgen, geſagt haben würde: Herr, die Locke hält, und wenn Sie ſolche in einen gefüllten Pferdeeimer ſtecken, während ein franzöſiſcher Haarkünſtler zu gleichem Zwecke ſagte: die Locke hält, und wenn Sie dieſelbe in den Ocean tauchen, die Tage der Einfachheit ſind in England vorüber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Februar 1835.

> — Ihm iſt was im Gemüth,
> Worüber ſeine Schwermuth brütend ſitzt,
> Und, wie ich ſorge, wird die Ausgeburt
> Gefährlich ſeyn.
>
> Shakeſpeare.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Die rothe Perle.

In einer ſehr unruhigen Zeit lebte ein ſehr ruhiger Mann. Wer in jener Periode, kurz vor dem Friedensſchluſſe des ſiebenjährigen Kriegs, wo die Welt noch von hartnäckigen Händeln träumte, wo die Gerüchte von Siegen und Niederlagen unruhig umherſchwärmten, wer damals in Hamburg auf dem Platze des bekannten Jungfernſtieges ſich befand, dem fiel es auf, dort einen Mann von mittlerer Größe, in einen kaffeebraunen Oberrock gekleidet, mit einer anſtändig gekräuſelten Stutzperrücke verſehen, den Stock in der Hand, ſo ruhig auf- und abſchreiten zu ſehen, als ſey der tiefſte Friede im Lande. Dieſer ruhige Mann war mein Großoheim, in ſeinem Hauſe lebte ich, er hatte mich lieb und zog mich in ſeine ſtille Weiſe hinein, ſo daß auch ich zu Zeiten nachdenklich und doch an nichts denkend auf- und abſchritt, gleichfalls mit dem Stock in der Hand und mit einem kaffeebraunen Rock bekleidet, ſo wie er. Aber das bedeutſame, kluge, blaſſe Antlitz, das ſtille, unergründliche Lächeln, das öfters über die Züge des Großoheims glitt, das, ſo bekannt und vertraut es mir auch war, konnte ich nicht nachahmen, und doch war es gerade dieſes, was ich mir ſo gerne angeeignet hätte, denn in ihm beſtand die wunderſame Liebenswürdigkeit des Alten, womit er die Herzen ſeiner Umgebung bezauberte, und die von uns Knaben die „Mährchenmiene“ des Oheims genannt wurde. In der That kam ſie auch nur zum Vorſchein, wenn ein Mährchen erzählt werden ſollte. Die guten Hamburger, die in der Welt, in den Kriegshändeln und in den Bilanzen der Börſe lebten, fanden den „guten Braunen,“ wie ſie ihn nannten, herzlich langweilig; ſie wußten von ihm zu erzählen, daß er einmal eine unglückliche Fahrt gemacht, dabei Schiffbruch gelitten, ſein Vermögen größtentheils eingebüßt habe und darauf ein unthätiger Träumer geworden ſey. Sie hätten auch noch hinzuſetzen können, daß er einmal Bräutigam geweſen, ſeine Braut ihn aber verlaſſen habe. Mochten ſie doch berichten, was ſie wollten, der gute Oheim war ja auch kein hiſtoriſcher Charakter, einer von jenen, die ſich praktiſch breit und weit ausgebildet haben, die der Wind gehärtet, die Sonne gebräunt, die Welle herumgeſtoßen und die unendliche Erbärmlichkeit der Menſchen klug gemacht haben, er lebte vielmehr in einer innern ſchüchternen Weichlichkeit, in einer Unerfahrenheit, trotz aller Erfahrungen; er war ein innerlicher Poet, es wußte aber Niemand darum, er ſelbſt nicht,

Digitized by Google

denn nie war es ihm in den Sinn gekommen, nach außenhin in Wort oder Schrift ſich als einen ſolchen zu zeigen; doch unbewußt blühte die geheimnißvolle Welt in ſeinem Innern und trennte ihn bei zunehmendem Alter immer mehr von der äußern ab.

In dieſer Welt des Großoheims mochte es nun aber wunderlich genug ausſehen; bisweilen, wenn die Thüre angelehnt blieb, that ich einen Blick hinein und ſah dann wohl, wie ſich gleichſam im hellen Schimmer köſtliche Geſtalten bewegten, mit fremden Mienen umſchauend. Merkte der Alte, daß ich ihm etwas der Art abgelauſcht hatte, ſo war er am Tage darauf deſto trockener und ſtiller, ſchaute ſo alltäglich und mit ſo mattem Blicke um ſich, der braune Rock nahm ein altkluges, ſpießbürgerliches Weſen an, die Tabaksdoſe ſchnalzte beſonders abgeſchmackt und das ſtille, geheimnißvolle Lächeln blieb auf lange aus dem Geſichte verbannt.

In ſolchen Zeiten drang er dann eifrig darauf, daß ich die Handlung erlerne, ſprach unermüdlich von Gewichten und Zahlen, ſchlug mit mir Karten und Bücher auf und ſchnarrte mit rauher Stimme unzählige Namen her von Meeren, Ländern und Städten. Ich lernte dann aus Verzweiflung in der That tüchtig und eifrig und belud mein Gedächtniß recht ſchwer mit dem gelehrten Gepäcke, damit nur das Weſen bald ein Ende habe. Zu meinem Troſte hielt es auch der Oheim ſelbſt nicht lange aus: ſein Herz brach gleichſam unter dem Gewichte der Ballen chineſiſchen Thees, oſtindiſcher Gewürze, und er ſagte dann plötzlich in ſeinem gewohnten Tone: „Dort aber, Wilhelm, in dem ſüdlichen Meere liegt eine Inſel, Palmen wehen im Hauch der Lüfte um ihre Scheitel; dort war es, wo wir, vom Schiffbruch gerettet, landeten, dort — doch ich erzähle Dir wohl nächſtens mehr hievon.“ Auf dieſe Weiſe pflegte der Oheim immer kurz abzubrechen; er erzählte nie, was ihm denn eigentlich auf jener Inſel im ſüdlichen Meere unter den Palmen begegnet ſey. Gewiß war es eine geheimnißvolle Geſchichte, und wir hätten ſie ſo gerne gehört.

Indeſſen gingen die Jahre dahin, ich trat aus dem Knabenalter heraus und machte gewaltige Schritte in's Leben hinein, während der gute Oheim immer ſtiller und blaſſer wurde, und deutlich Miene machte, ſich leiſe aus dem Leben hinauszuſtehlen. Keiner konnte es bei ſich verbergen, daß nun bald geſchieden ſeyn müſſe. Ich machte ſchon kleine Reiſen, blieb aber nach wie vor in dem Hauſe des Alten, ich war ſein Bibliothekar, ſein Vorleſer, ſein Haushofmeiſter, ja ſein Küchenjunge, denn eines der Aemter, das ich, und nur ich allein, zu verſehen hatte, war, wenn der Oheim eine Schüſſel mit Auſtern erhielt, die Schaalen zu öffnen und ſie ihm dann zu bringen. Er genoß gern Auſtern, liebte auch dazu ein beſonders gutes Glas Wein; doch auch dieſen Genuß wußte er mit einer beſondern Poeſie zu umkleiden. Wem iſt ein breitmauliger, ſchnalzender, aus feiſter Kehle ächzender Auſterneſſer nicht ein widriger Anblick? man ſieht in ihm nur die mühſam käuende Maſchine, die auf- und zuklappend ihr ekelhaftes Weſen treibt und keine Ahnung hat von dem geheimnißvollen Etwas, das in der Zuſammenſtellung einer Schüſſel mit Auſtern und einem Glaſe echten Rheinweins verborgen liegt. Wie ganz anders war es mit meinem Oheim beſchaffen! Er war ein Auſterneſſer, gleichwie auf niederländiſchen Gemälden man Leute findet, die in zierlicher Sonntagstracht das in hellen Lichtern ſpielende Glas Wein mit zwei Fingern der in einer Spitzenkrauſe ſteckenden Hand anfaſſend, auf einem ſilbernen, altmodigen reichen Teller die geöffneten Schaalen vor ſich habend, erſt den Duft des Weines in ſich ſaugen, dann den friſchen Meereshauch der prächtigen, aus ihren glänzenden Perlenmutterſchaalen hervorquellenden Seefrüchte einziehen, abwechſelnd die ganze Süßigkeit der Erdgeiſter im Weine, der Meergeiſter aus der Auſter in ſich aufnehmen und auf dieſe Weiſe das Bild eines Genuſſes geben, wo jede Taſte des feinern Geſchmackſinns angeſchlagen wird und im melodiſchen Nachhall das ganze Innere durchſtrömt. Ein ſolcher Auſterneſſer, wie mein Oheim einer war, kann auch von zarter Geſtalt, von den zarteſten Gefühlen ſeyn. Doch auch hier, wie bei Allem, was der Alte that, herrſchte etwas Seltſames vor, und dieſes that ſich in der Frage kund, die er nie verſäumte, an mich zu richten, wenn ich ihm die Schüſſel mit den geöffneten Auſtern brachte: „Haſt Du nichts gefunden, Wilhelm?“ Er begleitete dieſe Worte mit einem forſchenden, ängſtlichen Blicke, er wartete geſpannt auf meine Antwort, und erſt als dieſe mit der Verſicherung: „ich habe nichts gefunden, lieber Oheim,“ erfolgte, ging er zu ſeiner frühern unbefangenen Laune über.

(Die Fortſetzung folgt.)

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerinduſtrie in Paris.

(Fortſetzung.)

Ein unerſchöpfliches Feld bieten dieſer Induſtrie der Jardin des plantes und die Boulevards, und das gewöhnliche Opfer iſt der Rekrut oder der neu angekommene Handwerksburſche. Während er mit ſtarren Augen die Herrlichkeiten der Menagerie betrachtet und den Späßen des Bären Martin zuſieht, während er die Kunſtſtücke der fahrenden Wundermänner auf dem Boulevard du

temple angafft und vor Erſtaunen über das Verſchlingen der Schlangen, der Dolche, Schwerter und glühenden Kohlen den Mund aufreißt, wird ihm von ſeinem Nachbar zur Rechten oder zur Linken der Sparpfennig aus der Taſche wegpraktiçirt und von dem Diebe in Geſellſchaft ſeiner Helfershelfer in der nächſtgelegenen Weinſchenke verzehrt.

In der Straße St. Honoré erſucht ein wohlgekleideter Herr einen der erſten Uhrenhändler, nachdem er ſich mehrere der theuerſten Uhren hat zeigen laſſen, ihn zu ſeiner Wohnung zu begleiten, wo er Zahlung leiſten werde. Einſtweilen hat er die ausgeſuchten Uhren zu ſich genommen. Nach einem langen Marſche durch die volkreichſten Straßen von Paris langen Käufer und Verkäufer an dem verſchloſſenen Thore eines anſehnlichen Hotels an. Man klopft, und nun entſteht ein höflicher Streit, wer zuerſt eintreten ſoll. Der Fremde iſt gar zu artig, und es bleibt dem guten Pariſer nichts übrig, als nachzugeben; längerer Widerſtand könnte den vornehmen, reichen und dem Anſcheine nach ſo großmüthigen Käufer kränken. Kaum iſt der Uhrenhändler in dem Hauſe, ſo zieht der Fremde das Thor hinter ihm zu und geht ſeiner Wege. In dem Hotel kennt ihn natürlich Niemand, der Pförtner hört mit hergebrachter Stupidität die ungeſtümen Fragen des Eingetretenen verwundert an, und es iſt unmöglich, etwas anderes aus ihm herauszubringen, als daß er von dem Uhrenkäufer nichts weiß. Unterdeſſen hat dieſer reichlich Zeit, ſich in den Straßen zu verlieren oder in dem erſten beſten Wagen nach einer Barrière zu entkommen.

Man verlangt von einem bekannten Paſtetenbäcker auf den Boulevards, daß er eine Auswahl koſtbarer Leckerbiſſen zu einer beſtimmten Tageszeit in ein wohlbezeichnetes, nach Beſitzer und Nummer genau beſchriebenes Haus der Vorſtadt St. Denis ſchicke. Der Beſteller zeigt große Sachkenntniß und der Paſtetenkünſtler, der ſich geſchmeichelt fühlt, ſo gerechte Anerkennung zu finden, gibt ſich alle Mühe, ſeinen neuen Gönner beſtens zu bedienen. Um die beſtimmte Stunde ſendet er die begehrte Waare in zierlichem Korbe und ſeinem Weißzeuge ab. Die Freunde des Beſtellers müſſen ſehr ungeduldig ſeyn, denn ſie warten nicht einmal die Ankunft der Leckerbiſſen ab. Schon auf halbem Wege tritt der nämliche Herr, welcher Morgens bei dem Paſtetenbäcker war, zu dem Träger und fragt ihn: „kommen Sie nicht von Herrn N. N. und wollen Ihre Waare in die Vorſtadt St. Denis, Nummer ſo und ſo viel bringen?“ — Ja, iſt die Antwort. „In dieſem Falle, lieber Freund, geben Sie mir den Korb, kehren Sie ſchnell zu Ihrem Herrn zurück und laſſen Sie ſich eine gleiche Ladung geben, dieſe erſte reicht nicht hin. Um Ihnen den doppelten Weg zu erſparen, will ich ſelbſt den Korb in meine Wohnung bringen, Sie kommen um ſo ſchneller wieder.“ Bezeichnung der Wohnung, Angabe des Namens, Alles iſt ſo übereinſtimmend und genau, daß dem Jungen nicht der geringſte Zweifel kommt, er weiß dem Herrn Dank, daß er ihm einen Theil des läſtigen Wegs erſpart, und kehrt guter Dinge zu ſeinem Meiſter zurück. Zwei Stunden ſpäter bringt er einen zweiten Korb in die Vorſtadt St. Denis an den bezeichneten Ort, allein daſelbſt will Niemand etwas von dem Namen und Wohnort des Beſtellers wiſſen.

Dies ſind Uebungen der niedern Diebsinduſtrie, wie ſie jeden Tag von Neuem und immer wieder vorkommen, troz der gemachten tauſendfältigen Erfahrung, die hier, wie in allen Dingen, den Menſchen nichts nüzt. Man ſagt, der Pariſer Bürger iſt gar zu gutmüthig und vertrauensvoll; ſagen wir vielmehr, der Pariſer Bürger iſt im Allgemeinen etwas dickhäutig und begreift ſchwer. Er iſt ferner ſehr habſüchtig, ſo daß ihn der lockende Vortheil die nahe und gewiſſe Gefahr überſehen läßt. — Jedem nach ſeinem Werthe; dies gilt auch in der Gaunerei, und ſo ſind den Juwelenhändlern die Großthaten derſelben geweiht. Bei einem Juwelier wird ein koſtbarer und ſehr theurer Schmuck von einem Fremden ausgeſucht, welcher ſchon mehrmals Käufe gemacht und bezahlt hat, und daher das volle Zutrauen des Verkäufers beſizt. Der Schmuck iſt der reichſte, welchen der Juwelier beſizt, und ſehr theuer; der Käufer hat natürlich eine ſo bedeutende Summe Geldes nicht bei ſich, und erſucht den Verkäufer, ihn mit dem Schmucke in ſein Hotel zu begleiten und die Zahlung zu empfangen. In dem Hotel angekommen, wo der Fremde ein ſtattliches Gemach bewohnt, erfolgt die Auszahlung nicht ſogleich; begreiflicher Weiſe läßt der fremde Reiſende ſeine baaren Summen in den Händen ſeines Wechſelhauſes, bis er derſelben benöthigt iſt. Er muß alſo zu ſeinem Bankier gehen, um Geld zu holen. „Unterdeſſen,“ ſpricht er zu dem Juwelier, „laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden, und wenn Sie erlauben, ſo legen wir zu Ihrer und meiner größern Sicherheit den Schmuck, bis zu meiner Zurückkunft, in dieſes Schreibepult.“ Der Schmuck wird in das an der Wand ſtehende Schreibepult gelegt, daſſelbe wohl verſchloſſen, und der Fremde entfernt ſich. Das Alles findet der Juwelenhändler ſehr in der Ordnung, und bewundert die zarte Weiſe, wie der Käufer das Intereſſe der beiden Parteien zu ſichern weiß. Von einer Gefahr für ſein koſtbares Kleinod hat er keine Ahnung. Wie könnte ihm etwas widerfahren? bewacht er nicht ſelbſt das Pult, in welchem ſein Eigenthum verwahrt iſt?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, Februar.

Leiſtungen der Akademie. Der poetiſche Bäcker.

An meinen vor Kurzem gegebenen Bericht über unſere Unterrichtsanſtalten, wodurch ich wenigſtens einige der gröbſten Vorurtheile über unſern intellektuellen Zuſtand berichtigt zu haben hoffe, ſchließt ſich unmittelbar an, was ich über die Leiſtungen der hieſigen Akademie zu ſagen habe. Sie fährt fort, in Unterſuchungen und Abhandlungen über Landesgeſchichte, Landesalterthümer, Oekonomie und Naturwiſſenſchaften thätig zu ſeyn. Sie hat für 1835 zwei Preisaufgaben geſtellt, die beide in Savoyen wichtig und anziehend ſind. Achthundert Franken erhält der Verfaſſer der beſten Abhandlung über die Frage: welches iſt der Einfluß der jährlich ſtattfindenden Auswanderungen aus den ſavoyiſchen Thälern nach Frankreich auf die Sitten, die Erziehung, den Gewerbfleiß, kurz, auf alle Intereſſen des Herzogthums? Wer Frankreichs politiſchen, ſittlichen und religiöſen Zuſtand beſonders ſeit 1830 kennt, wird nicht zweifeln, daß die Tauſende armer Savoyarden, welche in dieſes Land, beſonders nach Paris auswandern und ſich da mit Kaminfegen und andern untergeordneten Arbeiten nähren, dort zwar ein Stückchen Brod und nicht ſelten auch noch beſſeres Unterkommen, ja ſogar manchmal durch ihre Thätigkeit, Sparſamkeit, Redlichkeit, durch ihren aufgeweckten, induſtriöſen Geiſt ſich Vermögen erwerben, womit ſie ihre armen Verwandten in der Heimath unterſtützen; er wird aber auch bedauern, daß dieſe Ausgewanderten nach Jahre langer Abweſenheit nicht lauter Gutes aus Frankreich in ihre ſtillen, armen, aber frommen und ſittlichen Thäler zurückbringen. Nun fragt ſich's: wiegen die Vortheile die Nachtheile auf? und können überhaupt Savoyens arme Thäler in der Tarentaiſe und der Maurienne ohne dieſe einträglichen Auswanderungen beſtehen? — Die zweite Preisaufgabe beſteht in einem topographiſchen, ſtatiſtiſchen und ſittlichen Gemälde Chambery's, beſonders in Vergleichung mit der Zeit vor 1792, während der franzöſiſchen Okkupation und ſeit der Reſtauration. — Ein poetiſcher Preis war voriges Jahr die Dämmung der Iſère von der Société académique gegeben worden, und es kamen mehrere ausgezeichnete Arbeiten ein, wovon eine mit der Deviſe: Huc usque venies, vom Dr. Med. Treſal in St. Maurice (Tarentaiſe) den Preis erhalten hat und auch wirklich durch große Schönheiten verdient. Weit ſchwieriger war der Gegenſtand einer andern poetiſchen Preisaufgabe, nämlich über die Errichtung der Bäder von Aix in Savoyen. Da der Gegenſtand in ſeiner ganzen Ausdehnung, nach Nutzen, Vergnügen, Ausgaben, Anſtalten u. ſ. w. betrachtet werden ſollte, ſo mußte Alles, was nicht poetiſche Farbe hat, was proſaiſch beſchreibend und erklärend am Gegenſtand iſt, in einen großen Anhang von Noten verwieſen werden. Es waren mehrere Bearbeitungen des Gegenſtandes eingegangen. Den Preis erhielt unſere glückliche Dichterin Jenny B., die nicht, wie ihre Mitbewerber, ein fortlaufendes Gedicht gab, ſondern eine Reihe anmuthiger Darſtellungen in abgeriſſenen Gedichten, von wechſelndem Versmaße.

Vor einigen Wochen hatten wir einen merkwürdigen Gaſt hier, deſſen ich erwähnen muß, da ich eben hier von Dichtkunſt rede, ich meine den Bäcker Reboul aus Nimes. Dort wohnt in der Straße Carreterie (von dem Lateiniſchen Carrus), nahe bei dem römiſchen Thore, dieſer merkwürdige Mann voll Dichtergeiſt, der in freundſchaftlichen Verhältniſſen und Ideentauſch mit Lamartine, Ch. Nodier, Victor Hugo und Andern ſteht. Der Schreiner von Nevers und der Schloſſer von Arbois haben zu ihrer Zeit mit ſchlechten Verſen Ruf erworben. Der Bäcker Reboul in Nimes ſteht viel höher als ſie. Er iſt ein Mann von achtunddreißig Jahren, mit ſchwarzen Augen und ſpaniſchem Kopf, der in ſeinem Geſichte etwas Mildes, Gutes und Gewinnendes, zugleich aber auch etwas Leidenſchaftliches hat. Man muß ihn mit ſeinem ſüdfranzöſiſchen Accent, mit ſeiner cadenzirten, wohlklingenden Sprache, mit ſeinem ſkandirenden Vortrag hören, womit er ſeine Gedichte oder die ſeiner Freunde herſagt. Vorzüglich intereſſant iſt ſein Gedicht Aiguesmortes, voll lebendiger, tiefer und ſüßer Melancholie, ferner ſeine anmuthigen und reizenden Stanzen; la Somnambule, und ſein Gedicht an einen jungen talentvollen Künſtler aus Nimes, den die franzöſiſche Regierung in die franzöſiſche Akademie nach Rom geſchickt hat. Jedermann in Frankreich kennt ſeine ſchöne Ode an Lamartine; als Beleg zu dem, was ich eben von Reboul ſagte, mögen daraus nur zwei Strophen hier ſtehen:

Mon nom qu'a prononcé ton généreux délire
Dans la tombe avec moi ne peut être emporté;
Car toute chose obscure, en passant par ta lyre,
Se revêt d'immortalité.

Tu t'abattis vers moi: des sphères immortelles
Tu me vantas l'éclat, les choeurs mystérieux;
Et soudain, comme toi, je secouai mes ailes,
Et nous partimes pour les cieux.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 39:
Das Meer.

Räthſel.

Ein Baum; in ungemeſſner Tiefe
Steht ſeine Wurzel weit und breit;
Wer von uns ihm zu Füßen ſchliefe,
Der fände dort ſein Grab bereit;
Kein Baum vergleicht ſich ihm an Höhe,
An Dauer keiner und an Kraft;
Auch haben Millionen Gnomen
Seit langen Jahren dran geſchafft.

Sie boben ſich auf ihre Schultern
Und ſezten neue Knoſpen an,
Und endlich iſt von Enkels-Enkeln
Die lange Arbeit wohl gethan;
Der Baum weiß neu ſich zu bedachen,
Hat bald ſich ſeine Kron' erſezt,
Wenn auch vom Sturm die Aeſte brachen,
Ob auch manch Thier den Zahn dran wezt.

Ein Mancher, der von ſeinen Reiſen
Viel Rühmens macht, erblickte kaum
Von dieſes Baumes kleinſten Brüdern
Ein Pröbchen, doch nicht ihn, den Baum.
Der Schiffer trägt zu ſeinem Lohne
Vom ihm nur kleine Zweige fort;
Doch wirft das Meer Land in die Krone,
So baut der Menſch ſein Neſt ſich dort.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Februar 1835.

Ob Gauner, ob Poet, Erfindung macht den Meiſter.

Beaumont und Fletcher.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerinduſtrie in Paris.

(Fortſetzung.)

Es vergeht eine Stunde, es vergehen zwei, drei, vier, fünf, der Fremde kehrt nicht wieder, und dem Juwelier iſt der Name des Bankiers, zu dem er gegangen, unbekannt. Selbſt nach ſo langem Harren iſt Verwunderung noch das überwiegende Gefühl des Wartenden, er hat kein Mißtrauen, ſein Schmuck iſt geſichert. Endlich aber, da er erfährt, daß der Käufer das Hotel, welches derſelbe mit einem andern Fremden bewohnt, am nämlichen Tage verlaſſen habe, bleibt ihm nichts anders übrig, als das Pult erbrechen zu laſſen, um den Schmuck zurückzunehmen. Nur ſehr ungern verzichtet er auf den vortheilhaften Verkauf. Das Pult wird geöffnet, und man findet es leer, der Schmuck iſt verſchwunden. Wohin und wie? Das Schreibpult ſtand an einer Wand, welche das Zimmer des Fremden von dem ſeines Spießgeſellen trennte. Hinter dem Rücken des Pultes war die Wand durchbrochen und an dem Hintertheile des Pultes ein beweglicher Schieber angebracht. So geſchah es, daß, während eine Hand den Schmuck vorne in das Pult hineinlegte, die andere ſchon bereit war, ihn hinten hinauszunehmen, und fünf Minuten darauf waren Käufer und Helfershelfer ſpurlos verſchwunden.

Man ſieht, dies iſt hohe Schule der Induſtrie. Folgende zwei Fälle ſind weniger ſtudirt.

Wir ſind in einem der Theater der Boulevards. In einem Sperrſitze des Orcheſters genießt ein runder, dicker, lächelnder Mann, deſſes ganzes Aeußere dem praktiſchen Pariſer Auge einen aus der Provinz verräth, die Thränenrührung des Melodrams, die Gerſtenzuckerſtengel, und was ihm ſonſt noch an äſthetiſchem Vergnügen geboten wird, als da ſind: Orangen, Limonade, Bier, warme Kuchen, gebratene Apfel, das Magazin pittoresque und die verſchiedenartigen Abendzeitungen; er genießt, man ſieht es ihm an, mit dem Heißhunger des Neulings. Alles ergözt ihn, das Parterre und die Logen, der Vorhang und die Bühne, und er läßt die vergnüglichen Blicke in allen Theilen des Schauſpielhauſes umherſchweifen. Da gewahrt er in einer der untern Logen zwei Herrn und ein Frauenzimmer, welche ihn ſehr freundlich begrüßen. Anfänglich glaubt er, es ſey Irrthum, denn er iſt fremd in Paris, er kennt Niemanden und erinnert ſich auch nicht, dieſe Geſichter jemals unter ſeinen ſonſtigen Bekannten geſehen zu haben. Gleichwohl bleibt ihm kein Zweifel, daß die Freundſchaftsbezeigungen und Grüße ihm gelten, denn ſo oft er dahin ſieht, wiederholen ſich die nämlichen Geberden. Er

dankt alſo höflich, denn der Mann aus der Provinz möchte um keinen Preis ungeſittet erſcheinen in der großen Welthauptſtadt, und überläßt ſich behaglich ſeinem Kunſtgenuſſe bis zum Ende, wobei es ſo ziemlich Mitternacht geworden; denn wohlfeiler thut es keines der Theater der Boulevards, namentlich ſeitdem ſie das Vaudeville im tragiſchen Cothurn ſingen. Die neuen Freunde hatten unſern Mann nicht vergeſſen. Während dieſer den Boulevards entlang ſeinem Hotel zuſchlendert, ſieht er ſich plötzlich von den drei Individuen angehalten, die ihn ſchon während des Schauſpiels mit den Zeichen ihrer Freundſchaft überraſcht hatten. „Wie glücklich ſind wir, Sie endlich zu treffen! während des Theaters war es uns nicht möglich, zu Ihnen zu gelangen, und an der Thüre haben wir Sie verfehlt.“ — „Aber, meine Herrn —“ — „Wie lange ſind Sie ſchon in Paris und warum haben Sie uns noch nicht beſucht? was macht Ihre werthe Familie? wo wohnen Sie?“ und nun erfolgt noch ein Strom von Fragen, wie ſie nur das herzliche Wiederſehen alter Freunde veranlaſſen kann. „Laſſen Sie ſich umarmen, Theuerſter!“ rufen alle drei aus Einem Munde und fallen ihm um den Hals. „Aber, meine Herrn,“ erwidert der Fremde, von den ſechs Armen beinahe erdrückt, „es iſt ſicher ein Irrthum, ich bin nicht der, den Sie meinen.“ — „In dieſem Falle müſſen wir ſehr um Entſchuldigung bitten, Sie ſo lange behelligt zu haben.“ — Verſchwunden ſind die neuen Freunde. Indem der Umarmte ihnen nachſehen will, kommt es ihm vor, als wenn ſein Blick ſehr trübe ſey, und er greift mechaniſch nach ſeinen Augengläſern, aber dieſe ſind fort; die Diebe haben ihm die Brille geſtohlen, deren Einfaſſung glänzend war und von Gold zu ſeyn ſchien. Der Beſtohlene tröſtet ſich damit, daß die Diebe angeführt ſind, denn die Brille war von Similor.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

Einſt, beſinne ich mich, wo ſich der Oheim bedenklich krank fühlte, wiederholte er ein paarmal die obige Frage beſonders angelegentlich; auf meine Verneinung rief er: „Du haſt doch die Schaalen ſelbſt geöffnet, mein Sohn?“ — „Gewiß,“ entgegnete ich, „es iſt mein Geſchäft, das ich mir von Niemanden werde nehmen laſſen.“ Er ſah mich an, ſein Auge glänzte, er fuhr ein paarmal liebkoſend an meiner Wange hin und ſagte dann: „Nun, es iſt ja gut, die Krankheit wird mich verlaſſen müſſen; wir werden vielleicht noch lange beiſammen ſeyn. Laſſe die Schaalen nur von keiner fremden Hand öffnen.“ Ich wollte hier fragen, doch ſein freundlicher, aber ernſter Blick legte mir Stillſchweigen auf. Seltſam! dachte ich bei mir ſelbſt, man kann in der Liebhaberei zum Wichtigthun doch auch zu weit gehen; offenbar hat ein Gericht Auſtern ſehr wenig zu ſchaffen mit den Geheimniſſen eines alten Mannes. Man ſieht, ich war in die Jahre getreten, wo es für unſere Eitelkeit kränkend iſt, wenn man unſerem Geiſte noch zu wenig Faſſungskraft zutraut, um gewiſſe Dinge in ihrem Zuſammenhange zu erfahren und zu durchſchauen; es ſind die Jahre, in denen uns daſſelbe unſchuldige, geheimnißvolle Mährchen herzlich zuwider iſt, das kurze Zeit vorher uns hinriß und entzückte. Das wirkliche, das tüchtige Leben nahm mich in Anſpruch, und da that es mir in der Seele weh, daß der ſtille, gute Oheim ſo weit hinter mir zurückblieb, daß er meine großartigen Plane nicht faſſen konnte oder wollte. Er erſchien mir öfters im Traume, wie, hinfällig, in dem braunen Röcklein, auf der Inſel im Südmeer zuſammengeſunken, ſchlummernd, über ſeinem Haupte wehten die Palmen, Blumen ſproßten um ihn her und küßten dem alten Mann wie fromme Kinder die Hände, die ſilbernen Wellen klangen wie ferne Wiegenlieder um das einſame Ufer; aber Alles erſchien vergelbt, ängſtlich in Duft gehüllt, ſo weit vom friſchen Leben entfernt, daß der Blick nur mit Trauer auf dem Bilde weilen mochte. Das einzige Band, das zwiſchen mir und dem Oheim ſo feſt blieb, als es ſtets geweſen war, beſtand in der Pflicht, ihm die Auſternſchaalen zu öffnen, denn von dieſem Geſchäfte, das hatte ich ihm gelobt, ſollte mich nur ſein oder mein Tod freiſprechen. Ich ſollte bald freigeſprochen werden.

Der Großoheim war heiterer als gewöhnlich, er hatte Plane entworfen, wieder einmal nach langer Zeit aus dem Bezirk der Stadt, ja ſogar des Lands ſich hinauszubegeben. Es ſollte eine kleine Reiſe zur See unternommen werden. In der That, ein kühner Gedanke für den alten, ſtillen Mann; gewiß trieb ihn hiezu kein Eigennutz, auch nicht Veränderungsſucht, ſondern lediglich Theilnahme, herzliches Wohlwollen für mich Undankbaren, der ich mich ſchon ſo weit über den lieben Alten erhaben dünkte. Er wollte mich auf meiner erſten Ausflucht in die Welt begleiten, mit dem Schatze ſeiner Erfahrung mir zu Hülfe kommen; in dieſer Ausſicht fühlte er ſich wohl und friſch. Nicht ſo ich, es quälte mich dieſer ſeltſame Lebensmuth, mich ängſtigte dieſe träumeriſche Geſchäftigkeit; doch die Freunde, denen wir uns anſchloſſen, drangen heiter und thätig in den Alten;

Digitized by Google

auf meine Gegenvorſtellungen wurde nicht geachtet, es ſollte der Tag der Abreiſe beſtimmt werden. Dazu war jedoch der Oheim nicht zu bewegen, er zögerte und zagte. Unterdeſſen wurden Anſtalten zu einem kleinen Feſtmahl getroffen, die ſchönſten friſcheſten Auſtern waren angelangt, ich brachte die Schüſſel nach alter Sitte herein, ſie vor den Oheim ſetzend. Er ergriff meine Hand, mit ängſtlich bewegter Stimme, was er den Gäſten zu verbergen ſtrebte, that er die gewohnte Frage; ich gab ihm, wie immer, die gewünſchte Verſicherung, da erhob er mit ſchneller freudiger Bewegung ſein Glas, indem er rief: „Nun, Freunde, wenn denn Alles ſchon fertig und gerüſtet iſt, ſo laßt uns morgen mit Gott unſere Reiſe antreten.“ Die Genoſſen freuten ſich nicht wenig, als ſie dieſe Worte vernahmen, ſie ſchlugen herzhaft in die dargebotene Rechte des Oheims, und Frohſinn und gute Laune wurden allgemein.

Nur ich konnte in die laute Heiterkeit nicht einſtimmen, mein Gewiſſen war beladen, ich hatte zum erſtenmal den guten Oheim belogen. Doch freilich, wer konnte wohl dem geringfügigen Umſtande ein beſonderes Gewicht zuſchreiben? Bei Oeffnung der verdammten Auſtern, die doch einmal in dieſer Geſchichte eine wichtige Rolle ſpielen, hatte ich allerdings etwas entdeckt, was nicht dahin zu gehören ſchien; nämlich in einer der Schaalen fand ſich, ſtatt der Auſter, eine glänzende dunkelrothe Perle, die ich als guten Fund zu mir ſteckte und weiter nicht viel mehr daran dachte. Jezt, da ich mich allein fand und mein Gewiſſen, wie geſagt, mir Vorwürfe machte, holte ich ſie wieder hervor, und der Himmel weiß weßhalb, ſie erſchien mir jezt bedeutungsvoll und äuſſerſt wichtig. Die Röthe war mir beſonders auffallend, ich hatte wohl von gefärbten Perlen gehört, doch von keiner, die eine ſo dunkle und entſchiedene Farbe zeigte; es mußte wohl gar ein koſtbares Stück ſeyn, und wer konnte mir über ihren Werth beſſere Auskunft geben als der Oheim? Mit der geheimnißvollen Muſchel in der Hand wollte ich wieder in das Zimmer treten, doch hielt mich ein unerklärliches Gefühl zurück; es waren die fröhlichen Blicke meines Oheims, ſein lautes und heiteres Geſpräch, was mich zurückbannte, und doch wußte ich nicht weßhalb.

Der Abend ging dahin, es war ſchon ziemlich tief in die Nacht hinein, als ich nach ängſtlichem Suchen endlich den Moment fand, meine Entdeckung mitzutheilen, und ich that es mit den plötzlich ausgeſtoßenen Worten: „Oheim, ich habe in der That etwas gefunden, was nicht zu den Auſtern gehörte.“ Er ſah mich an, ſichtlich erbleichten ſeine Züge, langſam und zitternd legte er die Doſe auf den Tiſch. „Was, mein Sohn, was haſt Du gefunden?“ Ich zeigte noch in der Schaale befindlich die geheimnißvolle Perle. Er wandte ſein Antlitz ſchnell ab, ſeltſam zuckte es um die hohe Stirn, ein Streiflicht fiel auf Wange und Mund, ſie waren krampfhaft verzogen, mit beiden Händen bedeckte er ſein Haupt, und ich hörte ihn tief und aus voller Bruſt ſeufzen; nach einer Pauſe winkte er mir, das Zimmer zu verlaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Theater. Bernets Abſchiedsfeſt.

Unſere Theater ſind nicht ſo glänzend, als man zu hoffen berechtigt war, da die Ankündigungen für den diesjährigen Karneval etwas Außerordentliches erwarten ließen. Im Theater Apollo gibt man abwechſelnd vier Drammi seri und vier Ballette, zwei seri und zwei comici; die Opern ſind: Parisina von Donizetti, worin unſere in ganz Italien gefeierte Landsmännin, Karolina Ungher, ſingt und ungetheilten Beifall erntet, Donna Caritea von Mercadante, veraltet; Semiramide von Roſſini und Uggero il Danese von Mercadante; leztere Oper iſt noch nicht aufgeführt. Von den vier Balletten hat außer Ezzelino sotto le mura di Bassano keine den Beifall des Publikums. Im Theater Valle ward bisher la Sonnambula von Bellini nicht ohne Beifall gegeben. Signora Spech aus Mailand iſt, wie voriges Jahr, wieder die gefeierte Primadonna. Die meiſten übrigen Mitglieder beider genannten Theater ſind ſo mittelmäßig, als möglich. Im Nobil Teatro di Torre Argentina gibt die Geſellſchaft Pelzet und Domeniconi Trauer- und Luſtſpiele mit vielem Beifall. Sonſt ſind noch die Theater Capranica, Pace und Pallacorda offen. In leztem wird Meo Patacca gegeben, welches Stück nach der Dichtung gleichen Namens bearbeitet iſt, wozu Pinelli die auch in Deutſchland bekannten Kompoſitionen in Kupfer geſtochen geliefert hat. Es iſt auffallend, daß die Regierung, die ſonſt ſo ſtrenge iſt und kein Wort auf der Bühne duldet, wodurch Aergerniß gegeben werden könnte, dieſes im Volksdialekt geſchriebene Stück duldet, worin häufig die Ausdrücke Accidenti, sia ammazzato etc. vorkommen. Das Meſſer ſpielt eine Hauptrolle, eine Sitte, welche dem römiſchen Volke nicht vom Theater herab gezeigt werden ſollte, und man behauptet wirklich, daß, ſeitdem Meo Patacca gegeben wird, mehrere Mordthaten in der Stadt vorgefallen ſind; aber das Haus iſt gedrückt voll, und dieſe Vorſtellung wurde jeden Abend den ganzen Januar hindurch gegeben; die armen Leute müſſen ja leben, und höhern Orts will man ſich duldſam zeigen. Das Puppentheater Burattini a Palazzo Fiano iſt, wie gewöhnlich, ſtark beſucht, die Puppen zeichnen ſich durch ihre Gelenkigkeit aus, und Signore Caſſandrino hat es in lezter Zeit darauf abgeſehen, die Fremden, hauptſächlich die Engländer, lächerlich zu machen. Das größte Theater, Aliberti, ſoll dieſer Tage auch geöffnet werden; aber wie gewöhnlich gibt man dort nur Spektakelſtücke zur Beluſtigung der niedern Volksklaſſe, bis der Karneval anfängt, wo dann die Maskenbälle, Festini, dieſe vertreiben.

Horace **Vernets** in einigen Tagen erfolgende Abreiſe gab den deutſchen Künſtlern Gelegenheit, dieſem ausgezeichneten Manne ihre Hochachtung durch ein glänzendes Abſchiedsfeſt zu beweiſen. Während ſeines mehrjährigen Aufenthalts als Direktor der franzöſiſchen Akademie in Rom hat er den Deutſchen viele Beweiſe von Wohlwollen und Zuvorkommenheit gegeben; ſeine Werkſtätte war für Alle offen, und im Kreiſe ſeiner liebenswürdigen Familie hatte jeder Gebildete Zutritt. Da der Deutſche nun immer das Verdienſt des Auslandes zu ſchätzen weiß, ſo wurde beſchloſſen, dem fremden Meiſter ein Feſt zu geben, wie es ſonſt nur für Deutſche bei ihrer Abreiſe veranſtaltet wird. Der würdige Reinhard, im Verein mit mehreren andern Künſtlern, wurde beauftragt, das Feſt zu ordnen und Vernet einzuladen. Kaum hatten die Franzoſen gehört, welche Auszeichnung die Deutſchen ihrem Landsmanne zugedacht, ſo baten ſie, Theil nehmen zu dürfen; ihnen folgten Künſtler aller europäiſchen Nationen mit demſelben Wunſch, dem auch entſprochen wurde. Am 31ſten Januar verſammelte man ſich in einem Saale des Pallaſtes Ruspoli, welcher ſehr geſchmackvoll verziert war. Die Büſte des gefeierten Künſtlers, von Thorwaldſen modellirt, ſtand erhöht, mit Lorbeeren geſchmückt, und darüber waren die Buchſtaben H. V., durch Blumen gebildet, angebracht. Eine ſchöne Verzierung von farbigen Stoffen bedeckte die hintere Wand und bildete einen Baldachin über der Büſte. Es war ein intereſſanter Anblick: an einer geſchmackvoll gezierten Tafel 160 Künſtler aus allen Zonen, und zu beiden Seiten Vernets Männer wie Thorwaldſen, Cornelius, Ingres, Reinhard, Wagner, Boguet und Catel. Gegen das Ende der Mahlzeit wurde ein vierſtimmiges Lied mit Chor, von Firmenich aus Köln zu dieſer Feier gedichtet, geſungen. Das Gedicht war, mit franzöſiſcher Ueberſetzung in poetiſcher Proſa, gedruckt an alle Anweſenden vertheilt. Sodann brachte Reinhard Vernet ein Lebehoch, welches die Geſellſchaft begeiſtert wiederholte, während Thorwaldſen mit einem Lorbeerkranze das Haupt des Meiſters krönte. Vernet wollte ſeinen Dank ausſprechen, aber dem ſonſt ſo lebhaften und redefertigen Manne fehlten die Worte vor Rührung, und nur der Schluß ſeiner Rede wurde von den Naheſtehenden vernommen: er galt der Kunſt und den deutſchen Künſtlern. Dieſem Toaſte folgten andere, den oben genannten Männern dargebracht. Nach einigen Anreden an Vernet ſangen nun deutſche Künſtler einige Nationallieder, welche in dem hochgewölbten Saale einen tiefen Eindruck auf die ganze Geſellſchaft machten und von den Fremden mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Zum Schluß gab Flor aus Hamburg in der Rolle eines Antiquars in franzöſiſcher Sprache eine ſcherzhafte Erklärung antiker Figuren in mannichfachen Stellungen, welche weiß gekleidete und drapirte Künſtler vorſtellten. Die Antiquare und Kunſtrichter wurden hiebei zur Beluſtigung der ganzen Verſammlung tüchtig durchgezogen. Spät trennte ſich die Geſellſchaft, in der, obgleich ſie aus allen Nationen beſtand, die größte Herzlichkeit geherrſcht hatte. Lange wird dieſer Abſchied in unſerm Gedächtniß leben, und der Bund, welchen die Künſtler an jenem Abend ſtifteten, wird gewiß wohlthätig auf die Kunſt ſelber einwirken. Der neue Direktor der franzöſiſchen Akademie, Ingres, wird Alles thun, was in ſeinen Kräften ſteht, um die Künſtler als eine große Landsmannſchaft zu vereinigen, da er deutſche Kunſt achtet und Cornelius und Overbeck hochſchätzt. Overbeck und Koch konnten wegen Unpäßlichkeit nicht Theil nehmen, aber man bemerkte mehrere ausgezeichnete Perſonen, welche nicht Künſtler ſind, ſich aber als bekannte Kunſtfreunde eingefunden hatten.

Chambery, Februar.

(Fortſetzung.)

Der poetiſche Bäcker. Abbé Paramelle.

Solche Verſe macht der Mann an ſeinem Trog und vor ſeinem Ofen, zwiſchen Sauerteig und Mehl. Man hat ihn oft aufgefordert, ſein Gewerbe niederzulegen, Nimes zu verlaſſen und nach Paris zu gehen, um da ſein Talent geltend zu machen. Dazu hat er aber zu viel Verſtand, und er will bleiben, wer er iſt, wohl wiſſend, daß dieſer Kontraſt ihn höher ſtellt, als die literariſche und dichteriſche Karriere in Paris, die er mit Hunderten theilen würde. Ueberdies hängt er ſehr an ſeiner Stadt, an Art, Leben, Sitten, Natur und Klima ſeines provençaliſchen Vaterlandes. Sein Laden iſt ganz einfach; zwiſchen großen Mehlkaſten und am Backofen weg gelangt man zu ſeinem kleinen Stübchen. Und wie ſieht es darin aus? Hier wohnt nicht der Bäcker, ſondern der Dichter Reboul. Zeichnungen, die ihm ausgezeichnete Pariſer Künſtler geſendet haben, hängen an den Wänden, auf den Tiſchen liegen Bücher, die ihm von ihren Verfaſſern geſchickt wurden, und an dem kleinen Spiegel ſieht man Viſitenkarten von allen vornehmen Perſonen der Departements Gard und Hérault: Biſchöfe, Generale, erſte Präſidenten u. ſ. w. Dieſem Bäcker war das Mehl zu ſeinen Broden ausgegangen, darum kam er hieher nach Chambery, um dergleichen zu kaufen. Durch den Sekretär unſerer Akademie wurde dies ruchbar, und nun erhielt der einfache Mann im „blauen Hecht,“ ſeiner kleinen Herberge, von Herren und Damen mehr Zuſpruch, als ihm lieb war, zumal wir keinen ihm ebenbürtigen Dichtergeiſt aufzuweiſen haben. Nie hat man ſeit Menſchengedenken in der kleinen Straße des Hechts ſo viele ſchöne Equipagen, beſternte Herren und Damen mit Federhüten geſehen.

Nicht weniger intereſſant, aber viel wichtiger für uns war ein anderer Beſuch aus Frankreich, der des Abbé Paramelle aus dem Departement Lot. Hätte dieſer Mann vor einigen Jahrhunderten gelebt, ſo hätte man ihn gewiß als Zauberer feſtgenommen und verbrannt, denn wohl Niemand hat die Kunſt, verborgene Quellen anzuzeigen, in unſern Gegenden in ſolcher Vollkommenheit beſeſſen. Dazu bedient er ſich nicht etwa der Wünſchelruthe, ſondern ein ganz flüchtiger Blick ohne alle Unterſuchung, ohne alles Nachfragen genügt ihm; und dahin hat er es gebracht durch lange und gründliche geologiſche Studien und durch Forſchungen über den Lauf fließender Waſſer. Seine Kenntniſſe ſind zu einem ſolchen Grad von Gewißheit und Genauigkeit gediehen, daß er ſich an den Abhang irgend einer Anhöhe oder eines Berges ſtellt, die er vorher nie geſehen, und ſogleich das Profil des Terrains auf der andern Seite und die Quellen angibt, die da verborgen ſind. Damit begnügt er ſich aber nicht, denn er erklärt nicht nur: hier iſt eine Quelle, ſondern er beſtimmt auch genau ihre Tiefe, ihre Stärke, ob das Waſſer gut oder ſchlecht ſey, und nach welcher Richtung es fließe. Dies hat er im Perigord häufig zum großen Nutzen und Dank, aber auch zum Erſtaunen der Einwohner dargethan.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 24. Februar 1835.

Die Wunder, wie ſie die Einbildungskraft ſchafft, ſind die zarteſte Nahrung der der Wirklichkeit entrückten Seele.

Baco.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

Am Morgen wußten es ſchon die Freunde, daß der Oheim nicht reiſen werde, daß er krank geworden ſey. Als er mich zu ſich beſcheiden ließ, fand ich ihn, wie ich ihn geſtern Abend verlaſſen hatte, die Nacht war ihm ſchlaflos dahingegangen, vor ihm auf dem Tiſche lag noch die Muſchel. Er winkte mich zu ſich auf einen Stuhl und blickte, ehe er ein Wort ſprach, mich lange an; ſeine Miene war, obwohl kummervoll und leidend, doch nicht abſchreckend wie geſtern. „Du wirſt wohl wiſſen wollen, Wilhelm,“ hob er endlich an, „weßhalb ich meinen Willen hinſichtlich der Abreiſe ſo plötzlich geändert habe, denn mein Unwohlſeyn leiht für jezt noch keinen hinreichenden Grund; doch wird es bald mit mir ſchlimmer werden. Ja, mein liebſter Sohn, erſchrick nicht, wenn Du erfährſt, daß wir uns bald auf immer trennen werden. Eine Stimme, die nicht täuſchen kann, ſpricht zu mir durch dieſe Perle, ſie verkündet mir meinen nahen Tod, und ich habe mich in Ergebung zu faſſen geſucht, obgleich mich Anfangs die Botſchaft der fernen Freundin, da Du mir ſie geſtern ſo unerwartet brachteſt, nicht wenig außer Faſſung brachte. Du warſt der Zeuge meiner Schwäche, ſey es jezt meines Muthes und meiner Entſchloſſenheit, mit der ich dem Unvermeidlichen entgegengehe.“

Mit dieſen Worten bat er mich, ein Buch, das er mir genau bezeichnete, aus der Bibliothek herüber zu bringen. Es befand ſich in einem für gewöhnlich ſorgfältig verſchloſſenen Schränkchen und enthielt, da der Alte es öffnete, den Titel: der Waſſergeiſter und Ondinen Weſen und unterſchiedliche Art, ſo wie über deren Wohnung, Zuſammenkünfte und beſondere Hanthierung, ſoweit ſolche zur Kenntniß gelangt. Daß der ſeltſame Großoheim dergleichen ſeltſame Bücher haben mußte, war ganz in der Ordnung, ich verwunderte mich auch hierüber durchaus nicht, nur begriff ich nicht, welche Beziehung die Schrift zu der jetzigen Stunde, zu der vereitelten Abreiſe und endlich zu der Muſchel mit der rothen Perle haben könne. Während dieſe Gedanken ſich bunt durcheinander in meinem Kopfe jagten, blätterte er in der alten Schrift, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ſeine Lippen, indem er die hie und da zerſtreuten ſeltſamen Abbildungen aufſchlug, wo Geſtalten, halb Fiſch-, halb Menſchenleib, zwiſchendurch wunderbare Mädchenkörper, gehüllt in den goldnen Schleier ihrer mährchenhaft üppigen Locken, ſich im Gemiſch von fabelhaften Meerblumen und Seekräutern zeigten. Der alte

Digitized by Google

Autor, der das Werk mit undenklichem Fleiße zuſammengeſtellt, war auf dem Titelblatte im Bilde zu ſchauen, und zwar in der Stellung, wie er auf einem einſamen Klippenriff knieend, umgeben von den überall auftauchenden Ungeheuern des Meeres, ſeine Hände im Gebet zu einer in den Wolken ſchwebenden heiligen Jungfrau emporhob.

„Wie haben ſich doch unſere Väter," begann der Oheim, „zwecklos abgemüht, jedwedes liebliche Wunder der Natur zu erklären, es in Form und Regeln zu bringen und zwar in ſolche, die ihnen für ihre gewöhnliche Lebensverhältniſſe paſſend und geläufig waren; täppiſch zugreifend, zerbrachen ſie dann die feinen Spiele, die zarten Dichtungen, mit denen ſich alles Lebendige ſchmückt, wie der Schmetterling mit dem duftigen Farbenſtaub, wie die reife Frucht mit dem zarten Schimmer. Hier iſt nun in klägliche Fächer eingetheilt das freieſte Geſchlecht, das vielleicht aus den Händen der Schöpfung hervorging; unförmliche, abenteuerliche Geſtalten ſollen klar vor's Auge bringen, was nur den entzückten und ſchwärmenden Sinnen in dem flüchtigſten Abbild erſcheint, allein dann auch ſtets über alle Vorſtellung hinaus ſeltſam und überraſchend. Dennoch iſt mir der alte Autor in ſeiner naiven Derbheit lieber, als die kalte lieb- und glaubenloſe Weiſe der Neuern. Mein eigenes Leben, theurer Sohn, iſt Dir ein Zeugniß, wie wir trotz unſerer Weisheit in böſen Krieg gerathen können mit dem Reiche des Wunders, und wie es uns öfters überwältigt und wir im Kampfe untergehen. Die Alten räumten in ihrer Kindlichkeit freundlich dem Mährchen einen Platz ein neben ihren gewohnten Gebräuchen und Verrichtungen; ſie wußten wohl, ſie konnten es nicht entbehren; dafür bewies ſich ihnen nun das belebte Element nach ſeiner Weiſe erkenntlich, es liebkoſete ihnen, und im Waſſer ſah ein Chor muthwilliger Zaubermädchen, aus den Wäldern kecke Faune dem einſamen Wandler entgegen. Bei uns iſt es um Vieles übler, wir können uns nicht ſo frei und unbefangen dem lieblichen Wunder ergeben; wie ſeltſam muß Einer ſich heutzutage geberden, der in's Wunderbare überzugehen ſich entſchloſſen hat! Mit einer wohlgekräuſelten Perrücke, in einem nach neuen Muſtern gemachten Rocke, mit Stock und Degen geht er ſeiner neuen Beſtimmung entgegen, ſein Herz klopft fieberhaft, er athmet ängſtlich, denn in ihm lebt die ganze ſüße Schönheit ſeiner Göttin; dann aber fällt ſein Blick auf Hut und Degen, auf Tabaksdoſe und begleitendes Möpschen, und er erſchrickt heftig, daß er in dieſem Anzuge erſcheinen müſſe. Es wird laut in ſeiner Seele und die zwei Naturen gerathen in Streit; der wohlangeſehene Bürger der freien Reichsſtadt, der nur an das glaubt, was Staat und Kirche verlangt, disputirt mit dem wunderlichen, kindlichen Mährchenmenſchen, der an alles glaubt, wovon Staat und Kirche ſich nicht träumen laſſen. Muß nicht der Arme, in dieſem Zwieſpalte begriffen, nothwendig eine wunderliche Figur machen? — Wie die grotesken Tänzer des Theaters auf der Rückſeite ebenfalls eine zweite Vorſeite zeigen, doch eine mit jugendlichem Antlitz in roſenfarbnem Kleide und ſüßer Miene, und abwechſelnd dann in plötzlichen Sprüngen bald den alten ſteifen, bald den jungen beweglichen Mann zeigen, ſo geberdet ſich derjenige, welcher heutzutage dem Wunder anheimfällt. Doch genug des Vorworts; höre nun meine Geſchichte ſelbſt."

(Die Fortſetzung folgt.)

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerinduſtrie in Paris.

(Fortſetzung.)

Es gibt eine Stelle in Paris, von wo aus ich das Panorama dieſes großen Chaos beſchreiben möchte: der Pont-neuf. Ein Sprichwort ſagt, man könne nicht über den Pont-neuf gehen, ohne einem Schimmel (die Kouriere der Stadtpoſt), einem Geiſtlichen und einem Soldaten zu begegnen. Dieſes Sprichwort iſt wahr, aber ſehr unvollſtändig. Auf daſſelbe Recht haben noch zwei Menſchenklaſſen Anſpruch, die Dirnen und die Bettler. Ohne ſie wäre der Pont-neuf ſo wenig, was er iſt, als ohne ſeinen Henri IV. Da es nichts in der Welt gibt, was auf dem Pont-neuf nicht zu ſehen wäre, ſo können wir ſicher ſeyn, die Ueberbleibſel des alten Wunderhofes hier zu finden. Ein neuerlich vorgefallener Auftritt hat die Erinnerung daran mit neuen Farben aufgefriſcht. Ich rede von einem einzigen Fall, wer wollte alle kennen?

Am Ecke der Brücke, auf der Seite zunächſt dem Louvre, da, wo ſich die Maſſe der Fußgänger auf die Straße drängt, lag ein armer Teufel, voll Beulen und Wunden, krank und matt, ächzend und klagend, außer Stande, ſich weiter fortzuſchleppen. Es war, als ob der Zorn des Himmels ihn mit allen körperlichen Leiden überhäuft, in ihm einen neuen Lazarus geſchaffen hätte. So ſehr das Publikum im Allgemeinen an das Elend in ſeinen grellſten Formen gewöhnt iſt und daher meiſtens gleichgültig bleibt, ſo konnten doch Viele bei dieſem Uebermaße von Jammer nicht ungerührt vorübergehen. Mancher Pfennig war bereits in den Hut des Kranken gefallen, als ſich durch den Kreis der Umſtehenden ein ältlicher Herr hinzudrängte. Er war ſchwarz gekleidet, hatte ein ſanftes, gutmüthiges Geſicht und ſchien ein Landgeiſtlicher aus der Gegend von Paris zu ſeyn. So viel Elend ergriff ſein chriſtliches Gemüth und er

erinnerte ſich der Gebote des Evangeliums. Allein in dem Augenblicke, wo er dem Kranken einige Sols ſchenken will, hält ihn einer der Umſtehenden, ein Mann aus der unterſten Volksklaſſe, zurück und ſagt: „Sie glauben hier einen wirklichen Kranken vor ſich zu haben, Sie halten, was Sie da auf ſeinem Körper ſehen, für wahre Wunden und Geſchwüre, Sie meinen, dieſer Menſch ſey matt und ſchwach und könne nicht gehen? Das iſt Alles Lug und Trug, eitel Verſtellung. Ich ſage Ihnen, dieſer Mann iſt ſo wenig krank als Sie und ich, und kann eben ſo gut gehen als Alle, die wir hier um ihn herumſtehen; zum Beweiſe will ich ihn bald auf die Beine bringen; erlauben Sie, ehrwürdiger Herr.“ Mit dieſen Worten greift der Sprechende nach dem ſpaniſchen Rohre des Pfarrers, welches dieſer ihm willfährig darbietet, und nun fängt er an, auf den Kranken derb loszuſchlagen, der plötzlich ſeine Kraft wieder findet und rüſtig davonläuft, der Schlagende hintendrein. Aber das ſpaniſche Rohr mit dem goldnen Knopfe, das ehrwürdige, von Urgroßvater auf den Urenkel überkommene Erbſtück einer achtungswerthen Familie? Man ſehe, wie in dem armen geiſtlichen Herrn eine ganze Reihe von Gefühlen einander ablöst: Mitleid und Erbarmen, Staunen, Entrüſtung, herzliches Lachen, Bedenklichkeit, Ungeduld, endlich laut klagende Verzweiflung, da er vergeblich der Rückkehr des improviſirten Rächerſtabes harrt, während Kranker und Arzt, ſobald ſie dem Geſichtskreiſe der Zuſchauer entſchwunden ſind, den gewöhnlichen Schritt einhalten und ſich zur Theilung ihres Raubes anſchicken.

Von den tauſend und aber tauſend Spielen, welche die niedere Pariſer Induſtrie treibt, um eine gleichmäßigere Vertheilung der Glücksgüter zu bewirken, hier noch eins.

Während der Julitage des verfloſſenen Jahrs war abermals große ſogenannte Volksbeluſtigung in den elyſäiſchen Feldern. Es iſt ein Jammer, anzuſehen, womit ſich das gute Volk beluſtigen muß, und manche dieſer Spiele ſind der Civiliſation des Mittelalters nicht unwürdig. Dasjenige, von dem ich ſprechen will, muß aber wohl eine Ausnahme machen, denn wir finden es in allen Kreiſen des Pariſer Lebens zu Hauſe. In einem weiten Kreiſe, der hauptſächlich von Landvolk, Soldaten und einer Menge junger Bauermädchen gebildet war, erblickte ich eine Frau, welche auf einem Stuhle ſtand und durch ein langes Rohr, von der Geſtalt eines Schweizer Kuhrohrs, mit trichterförmiger Mündung, einer hübſchen jungen Bäuerin in das Ohr wiſperte. Es war eine Wahrſagerin, die ſtatt des Dreifußes einen gewöhnlichen Schemel beſtiegen hatte, ſo daß die Bäurin, den Trichter am Ohr, die göttliche Kunſt immerhin von oben herab empfing. Ich ſah dem Dinge lange zu. Merkwürdig war mir die Unbefangenheit, mit der die ganze Verſammlung das Spiel betrachtete. Ich muſterte die Geſichter: keine Spur von lächelndem Spott, kein Zug von witzelndem Hohne, Alles voll Andacht und Aufmerkſamkeit. Um ſich davon zu überzeugen, brauchte man nur zu beobachten, mit welcher Ungeduld Alle dem Augenblick entgegenſehen, wo die Reihe, ihr Glück zu vernehmen, an ſie kommt, wie ſie ſodann mit frommer Miene den Hut abnehmen, wenn es Männer ſind, das Schnupftuch herausziehen, ſich den Schweiß von der Stirne wiſchen und ſodann mit offenem Ohr und Munde, ſtierem Auge und gehaltenem Athem den hohlen Tönen der Sybille lauſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Reiſeblätter von Karl Mayer.

Die fernen Thürme.

(Gundelfingen. Lauingen. Dillingen.)

Endloſe Eb'ne, düſter Blau
Den Fluß hin. Doch fern außen ſchau'
Mild ſchimmern aus dem Wetterhimmel
Ein ſonnenweißes Thurmgewimmel
In zauberiſchem Lichtvereine:
Drei deutſche Städte dort als Eine!

Wiederkunft.

Herzloſe Häuſer und du alter Dom,
Was grämt euch der verhaltne Thränenſtrom,
Womit ich ſuche im Gedränge
Zwei Todte, werth vor all der Menge!

Ihr ſteht, wie ehmals, unverwandelt,
Denkt Jener nicht, die euch umwandelt.
Mich übermannt Verlaſſenheit und Schmerz;
Des Sterbens Loos erſchüttert mir das Herz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Eliſa Mercoeur.

Mehrere Blätter haben mit inniger Theilnahme des Todes der jungen Dichterin Eliſa Mercoeur erwähnt, und einige Schriftſteller der ſogenannten romantiſchen Schule haben über dieſes Mädchen ſehr intereſſante Aufſätze in den Tagblättern geliefert, aber das Verdienſt deſſelben etwas übertrieben. Bei dieſer Gelegenheit iſt denn auch das ſchlimme Verhältniß eines Mädchen oder eines jungen Mannes zur Sprache gekommen, die ſich, auf ihren Dichterberuf bauend, in den Strudel der großen Hauptſtadt werfen, ſich in ihren Erwartungen getäuſcht ſehen und dann elendiglich verkümmern. Faſt jährlich hört man von einem ſolchen aus Kummer und Noth umkommenden Dichter ſprechen, dem die ihn umgebende

Welt nichts zu bieten hat, als Mitleid, und deſſen Schriften ſie nur mit ihrer gewöhnlichen Zerſtreuung geleſen hat. Man hat die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich ſey, für einen Dichter oder eine Dichterin zu ſorgen, wie man in der Menagerie für einen Löwen oder eine Hyäne ſorgt, und ob es nicht zweckmäßig wäre, Anſtalten zur Beherbergung unglücklicher Schriftſteller zu errichten. Eigentlich liegt der Fehler an der Beſchaffenheit unſers jezigen geſellſchaftlichen Zuſtandes, wobei die Menſchen in Städten zuſammengedrängt leben, und nur in einer der Geſellſchaft erſprießlichen Beſchäftigung ihre Nahrung finden, wenn ſie nicht ſonſt vom Schickſale hinlänglich begünſtigt ſind. In ſolch mißlicher Lage befand ſich Eliſa Mercoeur. Sie war in der Provinz Bretagne geboren, und lebte daſelbſt, als ſie, noch ſehr jung, durch Chateaubriands und Anderer Schriften befeuert, poetiſche Verſuche lieferte, welche Aufmerkſamkeit erregten und zu höhern Erwartungen berechtigten. Man zog unbedachtſamer Weiſe das Mädchen mit ihrer Mutter nach Paris. Sie fand auch anfänglich manche Bewunderer. Der einfach natürliche und melancholiſche Ton ihrer Dichtungen fand Anklang, und wer hätte auch kalt bleiben können bei den rührenden Klagen eines Mädchens, welches vergebens ſich nach dem Glücke ſehnt, und ihre getäuſchte Hoffnung in Verſen beſingt, wie folgende:

Quoi? tout un an de plus écoulé sans bonheur!
L'hiver est mon printems, la nuit est mon aurore,
Aucun rayon d'espoir sur moi ne brille encore:
Triste rose, au désert j'exhale mon odeur.
Ceux que j'aurais aimés, ne m'ont point accueillie;
Leur main jamais vers moi ne se tendit, hélas!
Et l'oubli, de son voile enveloppant ma vie,
Semble dire à leur coeur: ne le soulevez pas!
Ah puissent mes succès, réveillant leur mémoire,
Pour ma vengeance, un jour apporter mon nom,
Et puisse-je, oubliant ce funeste abandon,
Leur dire: un an de plus écoulé pour la gloire!

Ihre Gedichte erſchienen zuerſt zu Nantes im Jahr 1827. Zwei Jahre nachher wurden ſie zu Paris vermehrt wieder aufgelegt. Der Miniſter des Innern ſezte der 20- oder 21jährigen Dichterin einen Jahrgehalt aus, und ſie dichtete mit neuem Muthe fort, jedoch immer in dem ihr eigenen melancholiſchen Tone. Sie hatte leider nicht viel Studien gemacht, und beſaß auch kein ſo großes Talent, daß ſie ihre Gefühle auf neue und überraſchende Art hätte ausdrücken können; daher ſchienen ihre Dichtungen zu monoton, beſonders den Anhängern der klaſſiſchen Schule, denen ſie allzu romantiſch, eine allzu eifrige Nachahmerin der romantiſchen Muſter ſchien. Nach der Revolution im Jahr 1830 wurde ihr Jahrgehalt beſchränkt, und das arme Mädchen hatte noch ihre Mutter von ihren literariſchen Arbeiten zu ernähren. Um das Unglück voll zu machen, verfiel ſie in eine Schwindſucht, und zehrte langſam aus. Sie hatte ſtets ein höheres, ruhmvolleres Geſchick geahnt, allein es war ihr nicht vergönnt, es zu erreichen, und man hat in den Zeitungen das Mitleid ihrer Zeitgenoſſen anſprechen müſſen, um ihre Mutter vor dem Elende zu ſchützen.

(Die Fortſezung folgt.)

Chambery, Februar.

(Fortſezung.)

Abbé Paramelle. Kunſt.

Aus den vielen angeführten Fällen nehme ich nur einige wenige heraus. Als der Abbé Paramelle zum erſten Male nach Perigueux kam, empfing ihn der Maire bei ſich und führte ihn auf die Terraſſe ſeines Hauſes, von der man die nächſte Umgegend überſehen konnte. Man bittet den Hydroſcopen um Anzeige, ob in der Nähe nicht Waſſer vorhanden ſey? Auf der Stelle bezeichnet er den Ort ganz in der Nähe, wo eine ſehr ſchwache Quelle fließe. Der Eigenthümer des Gartens iſt gerade gegenwärtig und verſucht es auf alle mögliche Weiſe, den Irrthum der Angabe darzuthun; aber der Abbé bleibt dabei und fügt hinzu: „Wenn dieſe Quelle noch nicht bekannt iſt, ſo braucht man nur an der bezeichneten Stelle ein wenig nachzugraben, ſo wird man ſie finden.“ Der Verſuch wurde auf der Stelle gemacht, und ſchon nach wenigen Minuten kam die Quelle gerade an dem angegebenen Ort zum Vorſchein. Viel weiter hin, am Rand der Heerſtraße, gab der Abbé gleichfalls eine Quelle an, und ſie ward gefunden. Auf der Wieſe eines Eigenthümers war eine Quelle durch eingeſunkenes Mauerwerk und Erde verſchwunden, und alle bisherigen Verſuche, ſie wieder zu finden, waren vergeblich geweſen. Paramelle wurde um Rath angegangen, und um ihn auf die Spur der Quelle zu bringen, wollte man ihm ihre ehemalige Stelle zeigen; er aber hält dieſe Nachweiſung nicht für nöthig, ſondern gibt ſelbſt das ehemalige Quellbecken an, und bezeichnet hierauf die neue Richtung, die das Waſſer genommen hat, wo es ſich zuerſt in zwei Arme theilt und ſich dann wieder vereinigt. Bei der Nachſuchung wurde Alles auf's Genaueſte beſtätigt gefunden. Einmal aber glaubte man doch den Abbé im Irrthum zu finden. Am Abhang einer Anhöhe ſtehend, hatte er erklärt, daß durchaus keine Quelle auf der andern Seite der Anhöhe ſey; man lächelte und führte ihn dahin, wo er auf einen reichhaltig fließenden Brunnen aufmerkſam gemacht wurde. „Es iſt wahr,“ äußerte nun Paramelle, „hier iſt Waſſer, aber nicht in ſeinem Urſprung, ſondern von Menſchenhand hergeleitet; die Quelle iſt nicht hier, ſondern auf der andern Seite, gerade da, wo wir eben ſtanden.“ Man kehrte nun zurück, grub nach und fand wirklich die angegebene Quelle, die ein alter römiſcher Aquäduct um den Hügel herum auf die andere Seite führt. Ungeachtet dieſes merkwürdigen und für den Landbau höchſt koſtbaren Talents iſt Paramelle äußerſt einfach und ohne alle Anmaßung. In ſeinem Departement verlangt er nur fünfzehn Franken für die Angabe einer Quelle, und von dieſer geringen Summe überläßt er ſogleich zehn Franken den Armen. Sollte die angegebene Quelle nicht gefunden werden, ſo zahlt er die fünfzehn Franken zurück. Paramelle wurde von einem Verein von Grundeigenthümern hieher eingeladen, und ſeine merkwürdige Quellenfindungskraft hat ſich auch zwiſchen unſern Bergen, in unſerer von Grund aus geologiſch ſo ganz verſchieden geſtalteten Landſchaft auf das Genaueſte bewährt.

Unſer armes und kleines Savoyen bietet der bildenden Kunſt keine Hülfsquellen dar, und um dieſe zu finden, müſſen unſere Kunſtfreunde nach dem benachbarten Italien oder Frankreich gehen. Indeſſen ſahen wir doch vor Kurzem ein Gemälde Chabords aus Savoyen ausgeſtellt, eine hiſtoriſch-allegoriſche Darſtellung der vom Prinzen Eugen gewonnenen Schlacht von St. Quentin. Dieſes Bild iſt in die königliche Gemäldegallerie von Turin gekommen. Es hat allerdings Schönheiten in Zeichnung und Färbung, läßt aber durch ſeine gezwungene Allegorie kalt. Unſere Société académique hat einen Preis von vierhundert Franken auf irgend ein gutes Staffeleigemälde in Oel von einem ſavoyiſchen Künſtler ausgeſezt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Februar 1835.

Altmutter, euch belau'rten wir auf's Haar!
Wie, gnäd'ge Frau? Ihr hier? — Eu'r Spielzeug ſoll
Nun alles an den Tag.

Shakeſpeare.
Heinrich IV.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerinduſtrie in Paris.

(Beſchluß.)

Ich ſagte eben, die Spielenden können es kaum erwarten, ihr Glück zu vernehmen, denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich durch die Sehergabe der Wahrſagerin den Horchenden nur Glück und Segen offenbart. Nur das Mehr oder Minder kann in Frage kommen und hängt davon ab, welche Anſprüche ſich der Anfragende vor Beginn des Orakels baar erkauft hat. Das Alles ſieht und hört er ſo gut wie jeder fremde Zuſchauer, dennoch drängt er ſich ungeduldig zu und läßt ſich ſtundenlange das Warten gefallen, wie vor der Thüre des Theaters. Merkwürdig iſt ferner die edle Dreiſtigkeit, mit welcher dieſe ſichtbaren Prieſterinnen der geheimnißvollen Zukunft ihr unverſchleiertes Spiel treiben. Nur die noch größere Stupidität des Volkes macht den unverſchämten Hohn begreiflich. Wie viel der Wißbegierige ungefähr bezahlen könne oder wolle, demgemäß wie viel Glück er zu erwarten habe, ſieht ihm die Wahrſagerin mit geübtem Auge an, oder ſie entnimmt es aus einigen Fragen, die ſie an ihn ſtellt. Darnach werden die Farben des Schickſalsgemäldes gemiſcht; ſie ſind mehr oder minder bunt, der Bericht iſt ausführlicher oder kürzer, je nachdem der Lohn ausgefallen. Iſt einmal das Wahrſagerhorn an Ohr und Mund angeſezt und die Redemaſchine aufgedeckt, ſo geht die Sache ihren hergebrachten Gang, und die Neugierde, mit welcher die Wahrſagerin auf dem Stuhle ihre Blicke rings umherlaufen läßt, zeigt deutlich, daß ſie an etwas ganz anderes denkt, als an die verborgenen Schickſalsfäden deſſen, welcher in gläubiger Einfalt vermeint, für den Betrag von 10 Sous in die Zukunft ſchauen zu dürfen. Wahrlich, man muß geſehen haben, wie dumm das geiſtreichſte Volk der Welt iſt, um ſich einen Begriff davon zu machen. Es iſt aber unverbeſſerlich, denn es weicht auch dem Spotte, der ihm furchtbarſten Waffe, nicht; die eine Hälfte der Pariſer Welt macht ſich luſtig über die andere, und beide gehen ihren abergläubiſchen Schlendrian, nur die eine mit etwas mehr Form und in vornehmerer Weiſe als die andere.

Seit dem eben beſchriebenen Schauſpiele in den elyſäiſchen Feldern habe ich oft mit Vergnügen eine Karrikatur von Charlet betrachtet, die einem ähnlichen Auftritte ihre Entſtehung verdankt. Der Bauernjunge im Soldatenrocke, Rekrut genannt, iſt in Frankreich, wie allenthalben, das naivſte, leichtgläubigſte Geſchöpf unter der Sonne. Der vornehmſte Charakterzug deſſelben iſt eine unbegrenzte, unglaubliche Eitelkeit auf ſeinen Rock und ſeine Perſon, und das rieſenmäßig Fabelhafte iſt ihm genehm und glaubwürdig, ſobald es dieſe ſeine Eigenliebe

Digitized by Google

kitzelt. Im Frieden träumt er in Paris von vornehmen Weibern, Gräfinnen und Prinzeſſinnen, die ſich in ihn verlieben und die ihn zum Glücklichſten der Sterblichen machen. Einſtweilen und in Erwartung dieſer Glücksſonne knöpft er ſeine Kamaſchen und macht links und rechts, und um dem trägen Glücke nachzuhelfen, bringt er von Zeit zu Zeit ſein leztes 20 Solſtück zu der Wahrſagerin oder Kartenſchlägerin. Hier fehlt es natürlich an Prinzeſſinnen und Königinnen nicht, und er hat deren, ſo viel er will. Auf der Karrikatur von Charlet ſehen wir nun einen jungen Soldaten vor einem Wahrſager in buntem, geheimnißvollem Anzuge, der ihm mit hochwichtiger Miene ſein zukünftiges Schickſal mit folgenden Worten verkündet: „Eine vornehme, reiche, mächtige Prinzeſſin verliebt ſich ſterblich in einen jungen franzöſiſchen und blonden Korporal auf der Parade; ſie läßt ihn entführen und in ihre Staaten bringen, wo er freie Wohnung, freie Koſt und freie Wäſche hat, *wie die Regierung*, auf Koſten der Prinzeſſin.“ Und während der junge Korporal in bausbackiger Glorie ſeiner zukünftigen Größe horcht und ſich in der Erhebung über ſeine Kameraden gefällt, ſtielt ihm der Hanswurſt das Schnupftuch aus dem Czako, den er aus Ehrfurcht vor einer ſo wichtigen Perſon abgezogen hat, er, der ſonſt überall fürchtet, der Soldatenehre etwas zu vergeben, wenn er anders als mit bedecktem Haupte erſchiene.

Im Garten von Tivoli verſammelt ſich an den lieblichen Sommerabenden eine große, glänzende Geſellſchaft der Pariſer ſchönen Welt. Der ganze Pariſer Flor an hübſchen, ich will nicht gerade ſagen übermäßig tugendhaften Weibern iſt daſelbſt beiſammen. Man findet daſelbſt Spiele aller Art, Theater, Marionetten, Taſchenſpielerkünſte, Scheibenſchießen, Ringſtechen, Muſik und Tanz, für eines Jeden Geſchmack. In einem beſonders eingerichteten Winkel des Parks, in vornehmer Zurückgezogenheit ſizt ein Wahrſager in orientaliſchem Gewande, mit kabbaliſtiſchen Zeichen bedeckt und im Zaubergürtel. Seine Kunſt iſt auf dem Anſchlagzettel verkündet, und auf ein beſtimmtes Zeichen verfügt ſich das Publikum zu ihm, um zu ſehen und zu hören, wie es ſo eben vor dem Marionettentheater geſehen und gehört hat. In den elyſäiſchen Feldern, unter all dem gemeinen Volke, ſich vor den Stuhl eines plumpen Betrügers ſtellen, um ſich für einen Franken das Schickſal verkünden und ſein Geld ſtehlen zu laſſen, das iſt trivial, einfältig und pöbelhaft; im Garten von Tivoli, in anſtändiger Geſellſchaft, bei Muſik und Spiel und glänzender Beleuchtung, das iſt was anderes. Die Form ſchüzt ein wenig gegen die Lächerlichkeit, und am Ende kann man doch ſo eigentlich nicht wiſſen, ob der Mann nicht wirklich wahrſagt.

Steigen wir eine Stufe höher. In der Rue de Tournon, in der Vorſtadt St. Germain, kann man jeden Tag zu einer beſtimmten Stunde eine Menge Leute in ein gewiſſes Haus eingehen und Equipagen vor demſelben halten ſehen, wie vor einem Wechſelhauſe am Zahltage, oder einem Miniſterpallaſte zur Stunde der Audienz. In dieſem Hauſe wohnt die berüchtigte Kartenſchlägerin Lenormand, bekannt in ganz Paris, die ihr Weſen offen und frank treibt wie einen gewöhnlichen Handel. Sie nennt ſich Buchhändlerin und Verlegerin, iſt aber ihres wahren Gewerbes eine Kartenſchlägerin und bedient als ſolche Klein und Groß gegen und nach Gebühr. In den Vorzimmern ihrer geſchmackvoll und reich eingerichteten Wohnung werden die Eintretenden von der Dienerſchaft empfangen, welche ihnen anempfiehlt, die Schuhe zu reinigen, damit ſie die Fußteppiche der Herrin nicht beſchmutzen. Im Salon ſelbſt harrt die Wunderfrau in *gothiſchem* Anzuge, und ihre erſte Frage iſt: *Für wie viel* wollen Sie das Spiel gemacht haben? Je nachdem die Antwort ausfällt, für zehn, zwanzig, dreißig, fünfzig, hundert Franken, wird auch das Spiel einfach oder complicirt angelegt. Das findet das vornehme Publikum ſo gut in der Ordnung, wie der Rekrut die ganz analoge Frage der Wahrſagerin in den elyſäiſchen Feldern. Für zehn, fünfzehn Franken hat man begreiflicherweiſe nur ein ſehr gewöhnliches Glück, allein da die Hauptbeſucher der Lenormand reiche und vornehme Standesperſonen ſind, ſo thut auch hier die Eitelkeit das Ihrige, und man bezahlt gut und viel um die Wette, und, was noch viel merkwürdiger iſt, man glaubt an die Sprüche der Kartenſchlägerin. Kurze Notizen über Namen und Vaterland des Anfragenden, über ſeine Lieblingsneigungen, die Thiere und Farben, welche er beſonders liebt, ein Blick auf die Linien der hohlen Hand, mehr braucht es nicht, um die dunkle Zukunft zu enthüllen, und z. B. einem Kavalerieoffizier vorauszuſagen, daß er in kurzer Zeit einen ruhmvollen Feldzug machen und zum Oberſten vorrücken werde. Ich kenne Damen in Paris, welche vor jeder wichtigen Angelegenheit ihres Lebens — und was iſt nicht wichtig in dem Leben einer Dame? — ſich die Karten ſchlagen laſſen, und erſt vor Kurzem verſicherte mich ein ſonſt geiſtreicher Franzoſe, jeden Morgen beginne er ſein Tagewerk damit, die Karten um Aufſchluß zu fragen, und niemals, ſeit zehn Jahren, haben ſie ihm gelogen. Zugleich erzählte er mir, wie er die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß ihm ſchon lange ein Unglück zugeſtoßen, ſo oft er ein friſches Hemd angezogen. Ich fragte ihn, warum er ſeit dieſer merkwürdigen Wahrnehmung noch ein friſches Hemd anlege? Fürwahr, das geiſtreichſte Volk der Welt iſt ſehr abergläubiſch. Aber man richte nicht allzuſtreng den Rekruten in den elyſäiſchen Feldern, die kokette Schöne im Garten von Tivoli und die große Dame bei der Lenormand in der Rue de Tournon. Man vergeſſe nicht, daß die Chronik von Paris von einem

Digitized by Google

Beſuch ſpricht, welchen Pitt und Mirabeau zu Anfang der franzöſiſchen Revolution der damals im größten Rufe ſtehenden Kartenſchlägerin abgeſtattet, wobei die beiden Staatsmänner ſich unter dem nämlichen Dach, und zwar unter dem Dache einer alten Hexe, begegnet haben.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

„Erlaſſe mir die Beſchreibung unſers Schiffbruchs; es ging dabei ſo elend und entſetzlich her, wie Du es bei der Aufzählung von ein Dutzend andern Schiffbrüchen ſchon zur Genüge wirſt geleſen haben. Ein Theil der Mannſchaft rettete ſich kümmerlich auf Brettern, ein anderer ging mit dem überfüllten Boote unter, mich nahm ein mitleidiger Kamerad, ein tüchtiger Schwimmer, auf den Rücken, und es gelang uns, den Strand einer kleinen Inſel zu erreichen, die in ziemlicher Entfernung uns entgegenwinkte. Sie ſchien unbewohnt, doch hatte ſie ein freundliches, heiteres Anſehen. Wir gingen bald an's Geſchäft, Früchte zu ſammeln, verzehrten dieſe in gemeinſchaftlicher Mahlzeit und wählten uns dann ein Lager aus, das, ſo gut die wenigen Mittel, die uns zu Gebot ſtanden, es zuließen, unter Bäumen am Ufer aufgeſchlagen ward. Ein armer Schiffbrüchiger, der ſich in ſein Schickſal ergeben hat, der dem Himmel für das nackte Leben dankt, das die Wellen ihm gelaſſen, braucht ſich nicht vergebens nach Schlaf zu ſehnen; wir ſchlummerten bald in das Land glücklicher Träume hinüber. Es mochte in der Mitte der Nacht ſeyn, als ich plötzlich erwachte, in dem Bewußtſeyn, als riefe mir Jemand. Sogleich richtete ich mich auf, mein Blick ſuchte den Gegenſtand, den ich dicht vor meinem Lager wähnte; doch ich ſah kein lebendes Weſen — Alles um mich her war ſtill und im herrlichſten Mondglanze leuchtend. Nie hatte ich noch eine ſo wunderſam herrliche Nacht erlebt. Ein weißer Schimmer lag über dem Meere, das in ſeiner klaren Stille ſich endlos vor mir ausbreitete, vom Silberglanz überſchüttet, ſtanden die Blumen des Ufers, und leiſe wankten ihre Kelche zu der flüſternden Muſik der nahen Wellen, über meinem Haupte ſtanden die breiten Fächer der Palmen unbeweglich ſtill, nur hin und wieder ſchwankten ſie und die dunkeln Blätter glänzten im Monde.“

„Wie ich ſo ſaß und um mich ſchaute, überfiel mich eine unendliche Wehmuth; Gefühle, wie ich ſie noch nie gekannt, zogen durch mein Inneres; Furcht und Hoffnung, irdiſches Verlangen und ſterblicher Reiz verſchwanden aus meinem Herzen, und ein ſo ſeliger Friede nahm darin Platz, daß ich, auf meine Hand geſtützt, weinen mußte, ſo innig weinen, wie ich in meinen Kindertagen geweint hatte. Als ich mein Haupt wieder aufrichtete, befremdete es mich nicht, eine Frauengeſtalt nicht weit von mir auf einem Uferſteine ſitzen und den Blick ihrer dunkeln Augen auf mich richten zu ſehen. Als ſie merkte, daß ich ihre Geſtalt und ihr Weſen aufmerkſamer betrachtete, begann ſie mit ſüßer Stimme zu ſingen, und löſte ſo herrliche Klänge aus bewegter Bruſt, daß meine Wehmuth und mein Entzücken ſtieg, und ich in einen Zuſtand gerieth, wo ich mein ganzes früheres Leben, ja die Welt um mich her vergaß, und wo es mir dünkte, als zöge ich mit weichem, vollem Flügelſchlage über das Meer dahin und mein Auge erſchaute in Höhe und Tiefe alle lieblichen Wunder, die in der Welt verborgen waren. Dazu klangen immer die hellen Töne, die bezaubernden Weiſen meiner Gefährtin. Als ich von dem träumeriſchen Zuge heimkehrte, ruhte mein Haupt am Buſen des ſchönen Weibes, ihr Auge ſenkte ſich in das meine, wie ein helles Silbergewölk flog ihr Schleier und hüllte uns ein, ſo daß der Mond nur verſtohlen unſere Wangen küßte; um uns dufteten die Blumen und die Palmenblätter wehten. Ach! ich fühlte tief, ich war von allem Leid geneſen.“

Der Oheim hielt inne und fügte dann mit leiſer Stimme hinzu: „Dieſe war nun eine Meerfee, eine Undine, wie ſie der weitläufige und gelehrte Autor hier nennt, und ich hielt dieſe Meerfee umarmt, ich trank aus ihren Mondſcheinaugen das Gift einer träumeriſchen Liebe, die die Welt nicht begreift und achtet.“ Ich ſah den Oheim verwundert an; er erwiderte dieſen Blick mit einem wehmüthigen Lächeln. „Geſtehe es offen,“ rief er, „Du findeſt, daß ich krank und verwirrt ſpreche, Du ſiehſt einen alten Mann vor Dir, der mit gebrochenem Auge und ſtammelnder Zunge von einer wunderlichen Liebſchaft ſeiner Jugend berichtet; wer möchte ſie ihm glauben? und dennoch, mein Sohn, war es ſo; doch denke Dir, daß damals unter den Palmen am Strande der einſamen Inſel ein blühender Jüngling lag, nicht ein alter, ſchwacher Greis, daß in dem Herzen dieſes Jünglings heißes Blut pulſirte und in ſeinem Kopfe alle Träume einer überirdiſchen Liebe ſchwärmten. Iſt denn nun in dieſem Alter, wo uns das Wunder ſo naheſteht, eine Liebſchaft, wie die meine war, ſo unbegreiflich? — O gewiß nicht! Denke Dir eine ſchöne Fürſtin, die einen blonden Schäferknaben liebt, die ſeine ſüße Jugend zu ſich auf die Höhe des Throns zieht; iſt hier nicht auch unbegreifliches Wunder? und dennoch iſt es geſchehen, wie uns die Geſchichten der alten Welt beweiſen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

Eliſa Mercoeur und Mad. Desbordes-Valmore.

Lieſt man die Klagen, welche in den Zeitblättern über die Verlaſſenheit, worin ſich Eliſa Mercoeur in ihrer lezten Lebenszeit befand, laut geworden ſind, ſo muß man freilich geſtehen, daß Frankreich gegen eine junge, darbende, gefühlvolle Dichterin ſich nicht edelmüthig genug bewieſen hat; ſie hätte mehr Unterſtüzung verdient, und vielleicht hätte ſie mehr geleiſtet, wäre ihr größere Theilnahme geworden. Sie lebte hier unter Reichen und in glänzender Geſellſchaft, und war und blieb arm. Die Vergleichung ihres hülfloſen Zuſtandes mit dem ſo mancher gut verſorgten oder begüterten Schriftſteller war wohl geeignet, den Muth eines jungen, ohnehin ſchwächlichen Mädchens niederzuſchlagen. Sie wollte ſich, wie es ſcheint, im dramatiſchen Fache verſuchen; dort hätte ſie vielleicht neue Erfahrungen bitterer Art gemacht, wenn ſie nicht vorzügliche Anlage zum Dramatiſchen beſaß. Allerdings fehlte es ihr nicht an Freunden, oder was man in einer großen Stadt ſo nennt; ihr Herz aber ließen ſie kalt, und die Arme ſah ſich mitten in der großen Welt wie verlaſſen. Wäre ſie doch in ihrem Häuschen in Bretagne geblieben! Der Mutter kommt man jezt zu Hülfe, und daran thut man recht wohl; daß man aber alle diejenigen verſorgen müſſe, welche einige Anlage zur Dichtkunſt beweiſen, heißt doch wohl dem Staate zu viel zumuthen. Die Anſtalt, die man für ſie errichtet zu ſehen wünſcht, müßte außerordentlich groß ſeyn. Freilich gibt die Nation bedeutende Summen für wiſſenſchaftliche Zwecke her, und es würde ein Leichtes ſeyn, einige ſo intereſſante Perſonen, wie Eliſa Mercoeur war, zu unterſtüzen. Man brauchte ja nur den Jahrgehalt dieſes oder jenes, der wenig Anſpruch darauf hat, zu vermindern und das Erſparte ſolchen hülfloſen Perſonen zuzuwenden; aber dagegen ſollten auch diejenigen, welche eine Belohnung oder Aufmunterung verlangen, ihr Talent auf ſolche Weiſe beurkunden, daß die Welt von ihrem Verdienſte allgemein überzeugt würde. Uebrigens iſt es ein Uebel, daß nicht Jedermann, der ſich auf die Wiſſenſchaften legen will, vor Mangel geſchüzt iſt, und oft ſeinem Hange Gewalt anthun muß, um durch etwas ganz Anderes, als wozu ihn die Natur treibt, ein kümmerliches Einkommen zu erwerben. Die zum Leben nöthigen Güter ſind leider ſo ſchlecht und beſonders ſo ungleich vertheilt, daß natürlich Ueberfluß und Schwelgerei einerſeits, Mangel und Noth andererſeits entſtehen muß. In Frankreich kommt man ſeit der Revolution einer vernünftigern Theilung näher; aber dennoch, wie viel Ungleichheit, welcher grelle Abſtich zwiſchen dem reichen Praſſer in Paris und dem neben ihm wohnenden verdienſtvollen Armen! — Eine Dichterin, welche mit Eliſa Mercoeur manche Aehnlichkeit, aber dabei größeres poetiſches Verdienſt hat, iſt Madame Desbordes-Valmore, die Frau eines Komödianten, deren Gedichte ſchon mehrmals aufgelegt worden ſind, und von welcher man jährlich neue Geiſtesprodukte in den Muſenalmanachen findet. Eine ihrer lezten Dichtungen, la ſuite, enthält Klagen, wie man gewohnt war, ſie von Eliſa Mercoeur zu vernehmen:

. . . Trois fois adieu, ville inhospitalière!
Ville trois fois fermée à mes humbles malheurs;
Pour d'autres si riante et si pleine de fleurs,
Où ma vie arriva, blanche et pure écolière,
A quinze ans. Ville austère où j'appris à pleurer,
Où j'apportais un coeur si tendre à déchirer,
Où je sentis aux fleurs des épines profondes,
Où l'on voulut noyer mes ailes sous les ondes.

(Der Beſchluß folgt.)

Chambery, Februar.

(Beſchluß.)

De Boigne. Wiſſenſchaftliche Sammlungen.

Unſere Stadt, die ſich in neuerer Zeit durch verſchiedene Gebäude und Anlagen ſehr verſchönert hat, wird nächſtens eine neue Zierde erhalten. Es ſoll nämlich dem vor einigen Jahren verſtorbenen General de Boigne ein Denkmal geſezt werden. Boigne war, wie ich früher in dieſen Blättern erzählt habe, aus Chambery gebürtig, ging nach Indien, ward dort der Günſtling und Kriegsminiſter eines reichen Fürſten, erwarb ungeheure Reichthümer, kehrte endlich mit ihnen in ſeine Heimath zurück, machte dieſer für Verſchönerung, Unterricht und wohlthätige Anſtalten wahrhaft königliche Geſchenke und Stiftungen, und ſtarb hier, hochgeehrt von ſeinen Landsleuten. Ein geſchickter Künſtler, Namens Sayey, hat den Plan zu einem großartigen Monument gemacht, das auf dem Plaz St. Léger, oder auf dem Boulevard aufgeſtellt werden ſoll. Der Graf de Boigne iſt aber nicht der einzige Chamberier, der uns in Verbindung mit dem Orient geſezt hat. Nahe bei Antiochien (in Syrien), und nur eine Meile vom Meer, beſizt ein Engländer weitläufige Ländereien und Gärten, unter andern einen Weinberg von ſiebentauſend Stöcken. Schon ſeit mehreren Jahren bezieht er von unſerer weitbekannten Samen- und Pflanzenhandlung Ch. Martin-Burdin u. Comp ſeinen europäiſchen Bedarf für dieſe Anlagen. Kürzlich hat dieſes Haus einen ſieben Seiten langen Brief von dem Engländer erhalten, worin er nicht nur ſeine Zufriedenheit über alle bisherigen Sendungen und ihr Gedeihen auf dem aſiatiſchen Grund und Boden ausſpricht, ſondern auch viele neue Beſtellungen macht und ihm eine große Sendung von intereſſanten Pflanzen und von koſtbaren Obſtbäumen ankündigt. Auch dem Herbarium unſerer Bibliothek, das er von frühern Zeiten her kennt, verſpricht er eine Menge getrockneter Pflanzen. Seit zwanzig Jahren hat ſich dieſe Bibliothek bedeutend vermehrt, und iſt jezt einer Stadt vom zweiten Rang nicht unwürdig. Im Anfang hatte ſie nur ſechstauſend Bände, jezt ſind deren mehr als fünfzehntauſend, und unter ihnen ſeltene Werke, ſchöne Ausgaben und koſtbare Mannſcripte. Außerdem gehören noch andere Sammlungen zu ihr, z. B. von Gemälden, unter denen einige Originale von guten Meiſtern ſind, ein naturhiſtoriſches Muſeum, das beſonders an Vögeln und Mineralien des Landes reich iſt, eine ſchöne Sammlung von Inſekten, von Conchilien, ein großes Herbarium, ein Kabinet von achtzehnhundert römiſchen und einigen griechiſchen Münzen, ein anderes von Münzen und Medaillen aus der neuern Zeit. So ſind denn Materialien genug vorhanden, um auf der Bibliothek Vorleſungen über Mineralogie, Botanik, Ornithologie, Alterthümer und beſonders Numismatik zu halten; auch für junge Zeichner und Maler ſind genug gute Muſter vorhanden. Die Könige Karl-Felix und Karl-Albert, ſo wie jener große Wohlthäter Chambery's, der Graf de Boigne, haben weſentlich zum Anwachs der Bibliothek und ihrer Sammlungen beigetragen.

Was ſagen Sie zu folgender franzöſiſchen Charlatanerie, die ich ſo eben in unſerer Zeitung leſe: Nouvelle découverte. M. Kodet, peintre distingué, possède seul en Europe l'art de faire des vitraux gothiques. Dieſer Herr Rodet hat ſeine Handwerksſtätte in Lyon aufgeſchlagen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 26. Februar 1835.

Gegen Leute, welchen ungebundene Freiheit weit mehr am Herzen lag, als das Leben, bei welchen der Krieg von Jugend auf das einzige Handwerk war, konnte der Unterjochungsplan eines Fremden unmöglich gelingen, und dieſe Wahrheit fühlten Roms Beherrſcher mit jedem Tage deutlicher.

Mannert.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

Zweiter Brief.

Als die Römer, im Lauf ihrer Eroberungen, am Rhein mit den mannichfachen Völkerſchaften näher bekannt geworden waren, welche ſie, als ſichtbar Eines Stammes, unter dem ihnen von den Galliern überlieferten, von dieſen ſichtbar mißverſtandenen Namen Germanen zuſammenfaßten, wurden ſie bald gewahr, daß ſie einem ungeheuern, körper- und geiſteskräftigen, nach ihren Begriffen wilden und barbariſchen Volke gegenüberſtanden, das durch ewige innerliche Fehden in hohem Grade kriegsgeübt und durch ſeine eigenthümliche Verfaſſung vorzüglich geeignet und aufgelegt war, den Eroberer zu ſpielen. Dem heutigen Europäer, der im wahren Orbis terrarum ungefähr die Rolle ſpielt, wie einſt der Römer in dem ſeinigen, ſtanden und ſtehen zwei furchtbare und von ihm mißbrauchte Waffen zu Gebot, um Nationen, die ihm auf ſeinem Pfade läſtig ſind, unſchädlich zu machen, um ihre Blüthe auszurotten und den Reſt vollends ſittlich zu verderben: Schießpulver und Branntwein. Der Römer dagegen hatte jenem Geſchlechte wilder, kriegeriſcher Abenteurer gegenüber nichts voraus, als ſeine höhere allgemeine Kultur, beſſere Bewaffnung und Kriegskunſt; dieſer Unterſchied aber mußte ſich in der Reibung der beiden Völker bald ausgleichen, und wenn der Römer, zum Schutz ſeiner Grenzen, ſich germaniſche Stämme befreundete und ihre Haufen in Sold und Kriegsdienſt nahm, ein Verhältniß, das dieſen von ihren eigenen uralten Einrichtungen geläufig und ehrenvoll war, ſo erzog er nur die Heere, welche über ein Kleines den unbehülflichen Koloß des Reichs zertrümmern ſollten. Zur Zeit aber, da die erſten germaniſchen Rieſen, im Triumph aufgeführt, die Gaffer der Hauptſtadt beſchäftigten, und bald darauf die Blüthe ihrer Mannſchaft den Cäſarn das wurde, was die Schweizer ſo vielen Potentaten geweſen ſind, hatte Rom den Gipfel ſeiner Macht erſtiegen, und ſo gelang es unter Auguſtus (30 Jahre vor, bis 14 nach Chriſtus), in Gallien diejenigen germaniſchen Stämme, welche ſchon lange längs des linken Rheinufers Fuß gefaßt hatten, zu unterjochen oder zu vertreiben, und auf dieſer Seite den Rhein ſelbſt zur Grenze des Reichs zu machen, während anderſeits zu gleicher Zeit auch die Länder am rechten Ufer der Donau, nach Beſiegung der nicht germaniſchen Gebirgsvölker, römiſche Provinzen wurden.

So ſehen wir denn unter Auguſtus die Länder an Rhein und Donau in folgende Provinzen getheilt: am Niederrhein herauf, bis dem Einfluß des Mains gegenüber, Niedergermanien (Germania secunda), weiter aufwärts bis zur Südgrenze des ehemaligen Elſaßes

Obergermanien (G. prima), beide wohl durchaus von germaniſcher Bevölkerung bewohnt; um den Rheinwinkel bog ſich ſodann die Provinz Maxima Sequanorum, die heutige Schweiz und ein Theil der öſtlichen franzöſiſchen Departements, herum; an ſie ſchloß ſich Rhätien an, das alles Land von den Gipfeln der Alpen bis zur Donau längs derſelben bis an den Inn umfaßte; weiter Donau abwärts folgten Noricum und Pannonien. Die Grundlage der Verfaſſung aller dieſer Provinzen war Errichtung römiſcher Kolonien, die vorzugsweiſe aus Veteranen gebildet wurden. So erwuchſen im Lauf der Zeit den beiden Strömen entlang die Städte Cöln (Colonia Agrippina), Mainz (Moguntiacum), Worms (Borbetomagus), Speier ((Noviomagus), Straßburg (Argentoratum), Augſt (Augusta Rauracorum), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Regensburg (Reginum), nebſt einer Menge anderer Orte, deren römiſche Namen ſich vielfältig in den heutigen erhalten haben.

Die Unternehmungen der Römer zu Unterjochung des eigentlichen Deutſchlands, von ihnen Großgermanien genannt, waren vorzüglich vom Niederrhein gegen Weſer und Elbe gerichtet. Druſus und Tiberius kehrten mit entmuthigten Heeren unverrichteter Dinge zurück; ſie triumphirten über Völker, die ſie nicht beſiegen konnten, und ihre ſteinernen Bulletins ſind kürzere, aber noch pompöſere Lügen als die papiernen des Moniteurs. Die Niederlage des Varus gab die Ueberzeugung, daß der freie Deutſche ein kriegeriſcherer und gefährlicherer Feind des römiſchen Namens ſey, als Samniter, Karthager, Gallier, Hiſpanier und Parther, und jene Niederlage und die Züge des Germanicus, die letzten auf dem freien deutſchen Boden, erſcheinen als die erſten ſchwarzen Omina für Rom, indem gewaltige römiſche Heere mit allen Künſten der Taktik unterlagen oder kaum im Stande waren, da, wo ſie erobern wollten, ſich gegen wenige erbitterte und beuteluſtige Stämme vor dem Untergang zu ſchützen. Fortan erhielt die römiſche Politik eine ganz andere Geſtalt, man beſchloß, ſich auf die Defenſive zu beſchränken, den Rhein zu befeſtigen, und die gegen Deutſchland aufgeſtellten acht Legionen, welche die Eroberung hatten bewerkſtelligen ſollen, waren von nun an unentbehrlich, um nothdürftig noch ein paar Jahrhunderte lang den Andrang der Barbaren abzuhalten, welche Beuteluſt und ihr Geſchick unaufhaltſam weſt- und ſüdwärts trieb.

So wurden denn bald, indem man an der Donau daſſelbe Syſtem befolgte, beide Flüſſe gleichſam die mächtigen Waſſergraben des ungeheuern Walls, der am Rhein oſtwärts, an der Donau nordwärts gegen das freie Germanien Front machte. Aber der Umſtand, daß gegen den Winkel zu, welchen die noch jugendlichen Ströme bilden, dieſelben immer unbedeutender werden, und damit eine immer unzuverläſſigere Schutzwehr boten, mußte jenen Winkel zum ſchwächſten Fleck des gewaltigen Bollwerks machen. Die Gebirge, welche in dieſem Landſtrich längs des rechten Ufers des Rheins und des linken der Donau hinziehen, Odenwald, Schwarzwald und ſchwäbiſche Alp, weit entfernt, den Grenzen zum Schutz zu dienen, boten nur dem Feinde ſchwer zu ſäubernde Schlupfwinkel, und ſo mußte es denn dem Römer höchſt willkommen ſeyn, daß die Umſtände es erlaubten, auf friedlichem Wege jene Gebirge und einen Theil ihrer Flußgebiete in den Bereich der befeſtigten Linien zu ziehen, und dieſe erſt da an die beiden Hauptſtröme anzulehnen, wo ihr Rinnſal bereits breit und tief genug war, um für ſich vor Ueberrumpelung zu ſchützen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

Ich ſenkte den Blick zu Boden, ich erwiderte den warmen Druck der Hand des Oheims, und dieſer fuhr fort: „Meine holde Liebſchaft erzählte mir, während mehrerer Nächte, in welchen ſie zu mir kam und wir am Strande beim Mondglanze beiſammen ſaßen, Vieles und Mancherlei von dem wunderbaren Reiche, das ſie bewohnte; ich verſtand, was ſie ſprach, obgleich es nicht die gewohnten Worte waren, die wir mit einander zu wechſeln pflegen; ja, ich verſtand ſogar die geheimnißvollen Geſetze und Einrichtungen in dem Reiche meiner Geliebten, und ich fand ſie ganz zureichend und zweckmäßig. Damals, mein Sohn, wußte ich beſſer Beſcheid in dem Waſſerſtaate der Undinen, als bei den Wechſeltiſchen der Börſe; ja, mir erſchien öfters das gewöhnliche, ſchale Alltagsleben mährchenhaft und wunderbar, ſo ſehr hatte meine ſtille, ſüße Geliebte mich ſchon eingeweiht in die Angelegenheiten ihrer Erblande. „Ich ſah Dich ſchon lange kommen,“ ſezte ſie ihr zärtliches Geplauder fort, „Du ſtandſt am Bord des mächtigen Schiffes, das nun dort zertrümmert liegt; mein Auge, Dir unſichtbar unter der Waſſerfläche, ſuchte ängſtlich das Deinige; wie gerne hätte ich dieſe ſorgloſe Miene von Deinem Antlitz verwiſcht, denn ich wußte, daß die Gefahr Dir unabwendbar und nahe war. Um Deine Genoſſen bekümmerte ich mich nicht viel, ſie waren mir gleichgültig; Deine Geſtalt, Dein Blick hatten aber einen tiefen Eindruck auf meine ſonſt ſo bewegliche und kühle Waſſerſeele gemacht. Fürchtend und zagend ſchwamm ich euch nach und ſah endlich die Klippe deutlich vor mir

Digitized by Google

aus dem Grunde ragen, an der euer Schiff berſten ſollte; um die ſchwarze Felſenwand herum lagerten die neidiſchen Vettern und Muhmen, die mit boshaften Mienen den Todesſtoß abwarteten. Ich konnte nicht in ihre kalten, höhnenden Geſichter ſehen, noch weniger wollte ich dabei ſeyn, wenn das unglückliche Schiff ſtrandete; ängſtlich floh ich daher und barg mich, in meinen Schleier gehüllt, in einer einſamen Bucht dieſer Inſel. Das ſchreckbare Ereigniß ging vor ſich, und bald darauf ſah ich Dich, Geliebter, mit Deinem Gefährten an meine Inſel heranſchwimmen. Wer fühlte ſich jezt wohl glücklicher als ich! Kaum erlaubte mir meine Ungeduld, die Stunde des Mondaufgangs zu erwarten, um Dich auf meiner Inſel willkommen zu heiſſen. Du wirſt nun wiſſen wollen, weßhalb meine Verwandten zu eurem Untergange mit beitrugen; Du wirſt ſie darum boshaft und tückiſch ſchelten, und vielleicht fällt ein Theil dieſer Mißbilligung auch wohl auf mich, und das könnte mich bitter ſchmerzen, da ich ſie nicht verdiente; auch die Verwandten verdienen ſie nicht, weil ſie nichts Schlimmeres thaten, als ihr Haus und Hof ſchützen, was ihr auch gethan haben würdet, wenn übermächtige Feinde beides zu vernichten drohten."

„Eine meiner Muhmen beſizt nicht weit von dieſer Inſel eine äußerſt koſtbare Perlenbank, die ſie wie den Apfel ihres Auges hütet; dieſe koſtbare Bank ward nun gefährdet durch euer Schiff, das gerade ſeinen Lauf auf ſie zu nahm. Die Muhme eilte in der äußerſten Beſtürzung zu mehreren Vettern und Baſen; es gelang ihr, die Verwandtſchaft in Aufruhr zu bringen, und nun zog der ganze Schwarm eurem Schiffe entgegen, um es unvermerkt von der Perlenbank abzulenken. Doch es gelang nicht, euer Steuermann war zu gewiß ſeiner Sache und ſeinem Amte vollkommen gewachſen; unverwandt blickte er auf die Magnetnadel, ſteuerte immer gerade zu, und ſo ſchwamm das Schiff immer näher und näher an die Perlenbank heran. Die Muhme befand ſich in äußerſter Gefahr; ſie beſann ſich nicht lange und griff ſchnell zu einem verzweifelten Mittel. Schon ſeit geraumer Zeit hatte ihr ein mächtiger, aber tückiſcher und äußerſt übelgeſtalteter Nix den Hof gemacht; er war der Fürſt eines ungeheuern Auſternfelſen, und trachtete nach dem Beſitz der Muhme wohl nur aus eigennützigen Abſichten, um ihr Vermögen an ſich zu reißen und die Perlenbank mit ſeinem Auſternfelſen zu vereinigen. Wenn gleich dieſe Abſichten ziemlich klar am Tage lagen, ſo war doch jezt keine Zeit, darüber viel nachzudenken; zur Genüge war bekannt, wie mächtig der Auſternfürſt war; ſich ihm vertrauen, ſeine Hülfe anrufen, war alſo das einzige Mittel, die drohende Gefahr abzuwenden. Auf den leiſen Ruf meiner Muhme kam er auch ſogleich aus der Tiefe heraufgebraust, ein Heer häßlicher, ſchwarzer Dämonen folgte ihm, ſie legten alle Hand an's Werk, und alsbald war das Schiff aus ſeiner Bahn gebracht und lief nun gegen die Klippe an, wie es der tückiſche Wille des Nixen veranſtaltet hatte."

„Siehſt Du, mein Geliebter?" fuhr meine Freundin fort, „hat euch ein Unglück betroffen, ſeyd ihr um Hab und Gut gekommen, ſo ſind andere Leute eben auch nicht glücklich geweſen. Rechne vor allen Dingen dahin das Schickſal meiner armen Muhme, die ſich jezt dem Auſterfürſten vermählt hat und in der Gefangenſchaft dieſes Rohen ſchmachtet. Welche Freude kann ihr wohl in dieſer Ehe blühen? und dennoch, ſo weit ich ſie kenne, ſegnet ſie ihr Geſchick, weil es ihr doch nun gelungen iſt, ihre koſtbaren Perlen vor Untergang und Zertrümmerung zu retten. Freilich muß ſie ſich jezt ſtellen, als empfinde ſie Antheil und Freude an den Beſchäftigungen ihres Mannes, nothgedrungen muß ſie ſich bekannt machen mit dem Leben, Gedeihen und den Einrichtungen des Auſternſtaates, obgleich ihr dieſe harten, ſchmutzigen, widrigen Schaalen, mit ihrem noch widrigeren Inhalt, von jeher gehäſſig geweſen ſind. Und in der That, ich begreife auch durchaus nicht, welch ein ſeltſames Gelüſte euch Menſchen immer und immer wieder nach dem Beſitz dieſer Geſchöpfe treibt; ſie ermangeln ſo völlig aller Schönheit, und die Aehnlichkeit, die ſie ſich äußerlich mit der herrlichen Perlenmuſchel anzulegen wiſſen, macht ſie doppelt unleidlich. Im Grunde fühlt ihr auch wohl den Mangel, ohne es euch eingeſtehen zu wollen; denn ſucht ihr nicht, bevor ihr es genießt, dem elenden Weſen auf alle Weiſe nachzuhelfen, bald durch Zitronenſäure, bald durch beſonders gewürzigen Wein? Es muß alſo wohl mit der gerühmten Herrlichkeit doch nicht ſo weit her ſeyn."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Haag, Februar.

König Wilhelm im Schauſpiel.

In Holland, wie in allen proteſtantiſchen Ländern, wird nicht der Namenstag, ſondern der Geburtstag der Mitglieder des königlichen Hauſes gefeiert. Die Feierlichkeiten dabei ſind aber höchſt einfach: Tags zuvor werden die Kanonen gelöst, am Tage ſelbſt iſt ein Theil der Häuſer mit der orangefarbenen königlichen und der dreifarbigen Nationalflagge geſchmückt und die Garniſonstruppen werden gemuſtert. Bei Hofe iſt große Tafel und Abends Schauſpiel bei beleuchtetem Hauſe. Nur an lezterm nimmt das Publikum Theil; die Laden bleiben offen und Jedermann geht ſeinen Geſchäften nach. Ich wohnte neulich einer ſolchen außerordentlichen Vorſtellung bei. Das königliche Schauſpielhaus im Haag iſt, wie alle holländiſchen Theater, ſehr unſcheinbar; der Saal iſt klein und die drei Logenreihen ſind ſehr

niedrig. Vorne, zu beiden Seiten der Scene, befinden ſich zwei mit Draperie bekleidete Logen, die eine für den König, die andere für den Erbprinzen. Abwechſelnd ſpielt eine franzöſiſche und eine holländiſche Truppe. An jenem Abend gab die holländiſche ein auf die Feier bezügliches Vaudeville und ein neues, aus dem Franzöſiſchen überſeztes Luſtſpiel. Das Haus war feſtlich mit Wachskerzen beleuchtet und die Logen mit Draperien in den Nationalfarben behangen. König Wilhelm, der ſeit der belgiſchen Revolution ſehr ſelten das Schauſpiel beſucht, hatte ſich eingefunden. Ich war darauf gefaßt, ihn und ſeine Familie vom Publikum empfangen zu ſehen, wie es in der ganzen Welt bei derlei Gelegenheiten der Brauch iſt; aber der donnernde Vivatruf, der beim Erſcheinen des Hofes überall im Saale losbrach, klang herzlicher und ungeheuchelter, als ich es je gehört, und da ich im Laufe der Vorſtellung zu meiner Verwunderung bemerkte, wie der größte Theil des Publikums im Parterre und den obern Logen Hüte und Mützen aufbehielt, mußte ich mir geſtehen, daß der Jubel eines ſo unceremoniöſen Volkes doppelten Werth und doppelte Bedeutung habe. Dieſes Verhältniß zwiſchen Hof und Volk, jener ſteif und in Parade, dieſes völlig ungeniert, ſchien mir ächt holländiſch, eine wahre royauté entourée d'institutions républicaines. Das Orcheſter ſpielte das Nationallied, und der König und die ganze Familie, wie das Publikum, blieben während deſſelben ſtehen. Man begrüßte ſich beiderſeitig noch verſchiedene Male, und der Vorhang ging auf. Für den größten Theil der Zuſchauer, denen die Leute auf der Galerie die Hauptſache waren, war er ſchon lange aufgezogen. Neben dem Könige ſaß die Königin, die ungefähr in ſeinem Alter ſeyn mag; gewöhnlich kleidet ſie ſich ungemein einfach, heute aber hatte ſie ihre beſcheidene Haube à la Marie Stuart mit einer prächtigen, von Diamanten ſtrahlenden Toque vertauſcht. Hinter Ihren Majeſtäten ſtanden verſchiedene Offiziere des Hauſes und ſaßen mehrere Ehrendamen. In der Loge gegenüber befanden ſich die Prinzen. Ich hatte König Wilhelm lange nicht mehr geſehen; ich fand ſein Ausſehen bedeutend älter, ob er gleich ſtärker geworden iſt. Er trug eine blaue Uniform, roth ausgeſchlagen, mit einer matten Goldborte, dicke Epauletten, einen Stern, graue Beinkleider und gelbe Handſchuhe. Der Blick dieſes roi-stathouder, wie ihn die Franzoſen nennen, hat etwas Durchdringendes, Forſchendes, um ſeinen Mund ſpielt ein ſpöttiſcher Zug, aus ſeinem ernſten Geſicht ſpricht aber Herzensgüte. Es ſchien mir durch die Widerwärtigkeiten an Ausdruck und Charakter gewonnen zu haben. Während des Vaudevilles, von dem ich leider nichts verſtand, das aber, nach den Aeußerungen des Publikums zu ſchließen, ſehr luſtig geweſen ſeyn muß, heiterten ſich des Königs Züge zuweilen auf; meiſtens aber erſchien er niedergeſchlagen, in ſich gekehrt. Er fuhr oft mit der Hand über die Stirne und ſchlug den Blick aufwärts. Zwiſchen beiden Stücken ſpielte der Thee, der bekanntlich in Holland nirgends fehlen darf, ſeine obligate Rolle, und erſt damit begann eigentlich die Gala. Der Thee iſt der Nektar des Holländers, ein nothwendiges Element bei jeder Feierlichkeit; in Holland gibt es kein Vergnügen ohne Thee, eine öffentliche, wie eine Privatverſammlung ohne ihn iſt ein Unding, und ſo machte er denn auch hier gleich nach dem erſten Stück die Runde im Saal und füllte den ganzen Zwiſchenakt aus. Ein Lakai präſentirte dem König und der Königin die erſten Taſſen, und ſofort ward der ganze Hof bedient nach Standesgebühr. Als die Vorſtellung zu Ende war, erhob ſich Alles, das Nationallied wurde noch einmal geſpielt, der Zuruf des Publikums von den Herrſchaften gebührend erwiedert, und Jedermann ging nach Hauſe.

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Drouineau.

Auch Madame Desbordes-Valmore ſcheint nicht glücklich zu ſeyn; indeſſen herrſcht doch in ihren Dichtungen überhaupt kein ſo melancholiſcher Ton, wie in den Mercoeur'ſchen. Dieſe Frau ſcheint ſich mit dem Leben beſſer vertraut gemacht zu haben, als die jugendliche Eliſa, und von dem geſellſchaftlichen Zuſtande nicht mehr zu erwarten, als er zu geben pflegt. Zu den unglücklichen Dichtern gehörte auch der jüngſt geſtorbene Drouineau, ein ächt poetiſcher Kopf, der aber leider nicht zur völligen Reife gelangt iſt. Dieſer aufbrauſende Jüngling, der frühe ſeine Gattin verloren hatte, ſuchte ſich eine neue Bahn zu brechen, und da er mit dem jetzigen Zuſtande der Geſellſchaft in ſeinem Vaterlande höchſt unzufrieden war, ſo ward es ſeine Lieblingsidee, einen neuen religiöſen Sinn bei ſeinen Zeitgenoſſen zu wecken; auf dieſes Ziel wirkte er durch ſeine auch im Auslande bekannt gewordenen Romane hin. In ſeinen Dichtungen war er kühn und feurig, und ließ die ſogenannten klaſſiſchen Muſter ganz außer Acht. Die Alten ſchien er wenig ſtudirt zu haben; ſeine Dichtungen enthielten daher auch keine Nachahmungen, ſondern waren die Früchte ſeines eigenen Genies. Eben hatte er eine vollſtändige Sammlung ſeiner proſaiſchen und poetiſchen Schriften veranſtaltet, als ſein Verſtand in Verwirrung gerieth. Dies äußerte ſich durch auffallende Züge von Eitelkeit. Sonderbar iſt es, daß ſich bei vielen franzöſiſchen Dichtern die Eitelkeit auf widrige Art Andern aufdringt, auch wenn ſie ihrer Vernunft mächtig ſind und ſich im Uebrigen nicht ungebührlich betragen. Der Beifall, den ſie in Geſellſchaften und in Tagesblättern erhalten, bewirkt wohl eine Art von Rauſch bei ihnen und nimmt ihnen die Beſinnung. Drouineau's Gemüthszuſtand wurde im vorigen Jahre ſo bedenklich, daß ihn ſeine Familie nach la Rochelle abholte. Hier ſtellte ſich durch gute Pflege ſein Verſtand wieder her. Er hatte ein Trauerſpiel geſchrieben und beim Théâtre français eingereicht. Er erfuhr aber, daß Caſ. Delavigne denſelben Gegenſtand tragiſch behandelt habe und daß die Schauſpieler das Stück des Leztern vorzögen. Nun fiel Drouineau wieder in ſeine Gemüthskrankheit zurück, und war verloren. Vergebens betrieb Caſ. Delavigne die Aufführung des Drouineau'ſchen Trauerſpiels vor dem ſeinigen, und bewirkte auch den Beſchluß, daß man jenes zuerſt aufführen wolle. Es war zu ſpät für den jungen, gemüthskranken Dichter, und er ſtarb, ohne wieder zur Beſinnung zu kommen. In ſeinem Trauerſpiel Rienzi, das vor mehreren Jahren auf der Odeonsbühne aufgeführt wurde, hatte er bereits ſeinen Beruf zum tragiſchen Dichter bewährt, und gewiß würde er ſich höher geſchwungen haben, wäre er nicht ſo plötzlich, mitten in ſeiner glänzenden Laufbahn, durch den Verluſt ſeiner koſtbarſten Fähigkeit gehemmt worden. Sein Streben aber, in Frankreich ein gereinigtes Chriſtenthum einzuführen, wird nun wohl keine weitern Folgen haben. Ich glaube nicht, daß der Dichter eifrige Anhänger gefunden hat. Ein neues, bloß ſpekulatives Chriſtenthum wird ſchwerlich in Frankreich aufkommen; ſind doch die Plane zur materiellen Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes, wie ſie St. Simon und Fourier entworfen hatten, faſt gänzlich geſcheitert.

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Februar 1835.

> Tremble! je vois pâlir ton étoile éclipsée;
> La force est sans appui, du jour qu'elle est sans frein.
>
> Delavigne.

Aus Schiller's Nachlaſs. *

Mag die Welt in thörichtem Erſtaunen
Knechtiſch deiner Macht Verehrung weihn,
Immer wirſt du doch das Spiel der Launen
Einer blinden Zufallsgöttin ſeyn.
Wenn der Sklav im Staube dich bewundert,
Trau der feigen Schmeichelrede nicht;
Später hält ein künftiges Jahrhundert
Ueber dich das Strafgericht.

Wie du grauſam, was beſtand, zertrümmert,
Stürzet in Ruinen auch dein Reich,
Und die Krone, die dein Haupt umſchimmert,
Wird von Thränen der Verzweiflung bleich.

Wer mit Sicheln der Zerſtörung mähet,
Färbt den Purpur mit der Unſchuld Blut,
Ernten wird er, was er ausgeſäet,
Untergehn in blinder Wuth.

Einen Welttheil haſt du dir errungen,
Ferne Kronen auf dein Haupt vereint,
Millionen Knechte dir erzwungen,
Doch für deinen Kummer keinen Freund;
Biſt du einſt des Blutvergießens müde,
Reicht dir Liebe keinen Labetrunk,
Selbſt das Loſungswort der Tugend: Friede,
Wird durch dich zur Läſterung.

Einſam ſitzeſt du auf deinem Throne,
Wie die eiſerne Nothwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone,
Als die blut'ge Geißel ſeiner Zeit.
Was du wünſcheſt, wirſt du nie vollenden,
Von Begierden einſam aufgeſtört,
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirſt auch du von ihr zerſtört.

* Aus den von Schiller herrührenden ſehr reichen Papieren, welche im Beſitze der Erben des verſtorbenen Freiherrn von Cotta ſind, heben wir obiges Gedicht aus, deſſen Inhalt es begreiflich macht, warum daſſelbe den erſten Auflagen der Schiller'ſchen Werke nicht einverleibt worden iſt.

D. Red.

Digitized by Google

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortſezung.)

„Doch gleichviel,“ fuhr meine Freundin fort, „uns, die wir ganz andere, geiſtigere Dinge zu unſerer Nahrung wählen, ſteht kein Urtheil über dieſe Dinge zu; ja, es könnte leicht ſeyn, daß wir gerade dieſen gehäſſigen Schaalen eine beſondere Verpflichtung ſchuldig würden; denn die fortwährende Pflege und Hütung, deren ſie bedürfen, könnte leicht den Auſterfürſten dergeſtalt in Thätigkeit halten, daß er weder meiner Muhme noch der Verwandtſchaft viel zur Laſt fällt. Ich habe ein halbes Jahr ganz in der Nähe des Treibens gewohnt und weiß daher ziemlich umſtändlich, wie es dabei zugeht. Unaufhörlich ſind eine Menge Diener und Geſellen beſchäftigt, Tag und Nacht hindurch ſchwimmen ſie um den Felſen, und die überall hin vertheilten Aufſeher ſind unermüdlich, Ordnung und Thätigkeit ſtets wach zu erhalten. Eine ganze Abtheilung der Arbeiter hat das Geſchäft, die Zellen in den Felſen zu höhlen, andere pappen und leimen unaufhörlich, um die Unzahl von Schaalen zu Stande zu bringen, wieder andere bringen die jungen Auſtern Nachts an den Strahl des Mondes, daß ſie Kräfte ſammeln und gedeihen mögen; eine ganze Schaar kleiner Geiſter kriecht auf dem Boden des Meeres herum, um die zarteſten Meerthierchen aufzuleſen zur Speiſe für ihre Pflegebefohlenen; unterdeſſen nehmen andere fürchterliche Ungeſtalten an, um die gefräßigen Raubfiſche vom Felſen wegzuſcheuchen; die gutwilligſten und erfahrenſten Geiſter ſind jedoch dazu beſtimmt, mit den jungen Auſtern Reiſen zu unternehmen, daß auch die Kraft und Fülle fremder Meere in ihr Weſen übergehen und es bilden. In der That, ſollte man wohl meinen, daß ſo viele Anſtalten zur Bildung und Erziehung von Geſchöpfen nöthig wären, die doch nur eine höchſt niedrige Staffel auf der Leiter der Kreaturen einnehmen? Ich muß geſtehen, daß meine Muhme und ihre Dienerinnen auf die Pflege der Perlen kaum ſo viel Sorgfalt und Bemühungen anwenden, und dennoch, welch ein Unterſchied zwiſchen dem leuchtenden, holdſeligen Perlenauge, das in dem Diadem einer ſchönen Fürſtentochter glänzt, und der dumpfen Auſter, deren ganze Beſtimmung iſt, einen augenblicklichen Kitzel auf den Gaumen verächtlicher Leckermäuler auszuüben!“

Der Oheim hatte dieſe Worte mit dem ihm eigenthümlichen gutmüthigen Lächeln geſprochen. „Ich führe ſie Dir an,“ ſagte er nach einer kleinen Pauſe, „zum Beweiſe, wie ich mit meiner ſchönen, geheimnißvollen Freundin nicht nur wunderſame Liebesgeſpräche, bunte und phantaſtiſche Traumreden hielt, ſondern wie ihr lieblicher Mund auch nach menſchlicher Weiſe mit mir zu ſcherzen pflegte, und wie es ihr gefiel, die Wunder ihres herrlichen Reiches in die mir ſchon geläufigen Bilder und Vergleiche zu kleiden. Indeſſen leuchtet ſchon, ohne daß ich es anzudeuten brauche, der Irrthum hervor, in welchem meine zarte Geliebte in Hinſicht der Eigenſchaften der Auſter ſich befand; ſie theilte ihn mit mehreren vornehmen und weichlichen Damen unſerer Geſellſchaft, die auch nichts von dieſem köſtlichen Juwel einer gutbeſezten Tafel wiſſen wollen, ſondern in ſchnöder Uebertreibung es zum Geſchlechte der Spinnen, Käfer und ſonſtigem widrigen Geſchmeiße zählen und hiemit mit Abſcheu verwerfen. Unſer Streit über dieſen Gegenſtand war ſo kurzweilig und anmuthig, und erwuchs zu einer ſo lieblichen Wichtigkeit, wie jede Kleinigkeit anzunehmen pflegt, die unter zwei Liebenden zur Sprache kommt. Doch ich vergeſſe, daß während ich hier im Lande des Mährchens lebte, die Zeit darum in der Außenwelt nicht ſtille ſtand.“

„Es wurde mir und meinem Gefährten bange um’s Herz, da ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, und ſich immer kein Retter an dem Strande unſerer einſamen Inſel zeigen wollte; zwar fehlte uns nichts, als die Freiheit, doch dieſe iſt ein unentbehrlicher Schatz. Mein Gefährte, dem keine ſo holde Tröſterin wie mir allnächtlich erſchien, fühlte ſich beſonders unglücklich. Endlich gelang es der Wachſamkeit meiner Freundin, mir eine erfreuliche Botſchaft zu bringen; ſie hatte in weiter Ferne ein Schiff entdeckt und berichtete, daß es ſeinen Lauf auf unſere Inſel zu nehme. Als ſie mein freudiges Erſtaunen bei dieſer Nachricht ſah, verhüllte ſie ihr Antlitz und vergoß häufige Thränen. Ach! ich hatte nicht bedacht, daß unſere Trennungsſtunde jezt nothwendig ſchlagen müſſe; der Gedanke, ſo wie er plötzlich ſich meiner bemächtigte, drückte alle Freude nieder, mir erſchien jezt nichts wünſchenswerther, als mein ganzes Leben hindurch allein mit der Geliebten die ſchöne Inſel zu bewohnen, dereinſt unter den Palmen mein Grab zu finden und dergeſtalt nie Europa und die meiner dort wartenden, engherzigen und beſchränkten Freunde wiederzuſehen. Dann, dachte ich bei mir ſelbſt, endigt ſich dein Leben vollkommen wunderbar und heilig, es kommt kein poſſenhafter Schluß darauf, der Alles vernichtet; du haſt nicht nöthig, deine Seele zu zwingen, daß ſie vergeſſe, wie es ihr einſt vergönnt geweſen, aus dem lautern Quell der ſchönſten Dichtung zu ſchlürfen. Dieſe und ähnliche Gefühle beſtürmten mein Inneres in der Nacht vor meinem Scheiden, ich verbarg mich in das Dickicht der Gebüſche, ich wollte das rettende Schiff nicht ſehen, das immer näher an die Inſel herankam, mein Auge ſchwamm in Thränen,

mein Buſen war auf's Heftigſte bewegt. Doch war die Lenkung der Umſtände nicht mehr in meine Macht gegeben, mein Gefährte hatte bereits ſein Möglichſtes gethan, die fremden Schiffer anzulocken; es war ihm gelungen, ein Boot kam heran, man forſchte nach mir, und ich mußte nun aus meinem in der Verzweiflung gewählten Verſteck hervortreten. Damals, geliebter Sohn, in dem Schmerz der Trennung drohte mein Herz zu brechen; drei Tage hindurch kam keine Nahrung über meine Lippen, unaufhörlich ſtarrte ich, über den Bord gelehnt, in die klaren Wellen, ſo daß die Schiffsleute mich für geiſteskrank hielten; allein ich konnte nicht anders, denn nur mir ſichtbar zeigte ſich unter der Kryſtalldecke das Antlitz der Geliebten; ſie wollte mich nicht verlaſſen, und dennoch mußte ſie zurückbleiben, als das Schiff immer höher nach Norden ſteuerte."

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Römer im ſüdweſtlichen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Der Winkel zwiſchen Rhein, Main und Donau war zur Zeit Cäſars und der erſten Kaiſer nie der Kriegsſchauplatz geweſen. Nach den Berichten von Cäſar und Tacitus, unſern einzigen Quellen in dieſer Beziehung, hatten, geraume Zeit rückwärts, im Süden des großen hercyniſchen Waldes gar keine germaniſchen Völker gelebt, ſondern am linken und rechten Rheinufer nur die Gegenden abwärts vom Einfluß des Mains innegehabt; ſüdlich vom Main hatten ſeit mehreren Jahrhunderten celtiſch-galliſche Stämme, zunächſt am Rhein die Helvetier, weiter an der Donau abwärts die Bojer gehauſt, welche dem heutigen Böhmen den Namen gegeben. Aber ganz anders fand es ſchon Cäſar um die Mitte des erſten Jahrhunderts vor Chriſtus: nach ihm ſoll ein deutſcher Stamm, die Markomannen, jene Bojer aus ihren Wohnſitzen vertrieben haben, und er traf am obern Lauf des Rheins zu beiden Seiten deſſelben ſueviſche Stämme als herrſchend. Die Cimbern und Teutonen, durch welche 113 Jahre vor Chriſtus Rom zum erſten Male durch Germanen erſchreckt wurde, waren ohne Zweifel nur die Vorhut jener aus dem nordöſtlichen Germanien an Rhein und Donau vorgedrungenen ſueviſchen Heere, welche ſomit etwa fünfzig Jahre vor Cäſar die Eroberung der celtiſchen Länder am rechten Rheinufer vollendet hatten. Der Landſtrich zwiſchen Rhein, Main und Donau war alſo zur Zeit, da Auguſtus Rhätien und das rechte Donauufer eroberte und andernſeits den Rhein zur Grenze machte, vorzugsweiſe von deutſchen Völkern ſueviſchen Stammes bewohnt; denn ob und wie ſtarke Reſte der alten celtiſchen Bevölkerung ſitzen geblieben, wird nirgends geſagt. Das Hauptvolk im jetzigen Schwaben waren damals die Markomannen; dieſe, in ihrem gegen Weſten und Süden gerichteten Zuge durch die von beiden Seiten vorrückenden Römer gehemmt, wichen der feindlichen Berührung aus, und einige Jahre vor dem Anfang unſerer Zeitrechnung führte ihr Fürſt Marbod einen großen Theil ſeiner ſtreitbaren Mannſchaft zurück in die alten Wohnſitze der Bojer, Bojemum, wo er ein eigenes Reich ſtiftete und erſt ſpäter weiter abwärts an der Donau mit den Römern handgemein wurde. Die am Oberrhein zu beiden Seiten ſitzenden kleinen Völker, Vangionen, Nemeter, Triboker, waren Freunde und Schutzgenoſſen der Römer, der gegen Oſten nächſte ſueviſche Stamm, die Hermunduren, hielt ſich ruhig, und ſo lag Breisgau, die Pfalz, ganz Schwaben dem Eroberer offen, und er konnte ohne Schwertſtreich — denn nirgends verlautet etwas von ernſtlichem Widerſtand — in dieſe Länder einziehen und ſie, wie Tacitus es bezeichnend nennt, zu einer Ausbucht des Reichs machen.

Der Zeitpunkt, wo dieſe Bewegung begann, läßt ſich nicht ganz genau angeben; aber Tacitus, der unter Trajan am Schluſſe des erſten Jahrhunderts ſchrieb, berichtet uns, daß es vorzüglich *galliſche* Koloniſten aus den benachbarten Provinzen waren, welche ſich in dieſem geſegneten, wohl ſeit den älteſten Zeiten angebauten und, wie wir eben geſehen, in frühern Jahrhunderten mit celtiſch-galliſcher Bevölkerung gefüllten Landſtrich niederließen. Eine Menge in den römiſchen Geſchichtsbüchern verzeichneter Ortsnamen in dieſem Gebiet, welche entſchieden galliſches Gepräge tragen, wie Juliomagus, Neomagus, Lupodunum, Tarodunum, Brigobaune u. ſ. w., beſtätigen dies; nur möchte es ſchwer auszumachen ſeyn, wie viel von dieſen celtiſchen Sprachreſten auf Rechnung jener uralten galliſchen Bevölkerung zu ſchreiben, und wie viel mit den neuern galliſchen Ankömmlingen eingewandert iſt. Die Stelle des Tacitus in ſeiner Beſchreibung von Deutſchland, welche den eigentlichen Angelpunkt der Geſchichte unſers Zehntlandes bildet, und wirklich die einzige iſt, die daſſelbe mit Namen nennt, lautet nun aber folgendermaßen: „Zu Deutſchlands Völkern möchte ich diejenigen nicht rechnen, welche, obgleich ſie ſich jenſeits des Rheins und der Donau niedergelaſſen, die Zehntlande bebauen. Ein Haufen leichtſinniger Gallier, aus Armuth unternehmend, hat ſich auf dieſem Boden von ungewiſſem Beſitze angeſiedelt, und nun, nach gezogener Grenzmark und nachdem die Beſatzungen vorgerückt, gilt jener Landſtrich als eine Ausbucht des Reichs und als Theil einer Provinz."

Die Ländereien, dies geht daraus hervor, wurden nach dem Syſteme, das die Römer bei allen ihren

Digitized by Google

Eroberungen befolgten, den Koloniſten gegen Entrichtung des Zehnten in Erbpacht gegeben. Indeſſen muß man nicht glauben, als ob die Bevölkerung deshalb rein römiſch-galliſch geweſen wäre; ſchlugen auch dieſe Elemente Anfangs ſtark vor, was immer noch zweifelhaft iſt, weil nicht nur manche deutſche Stämme nicht weggezogen waren, ſondern auch die ausgewanderten ſicher ſtarke Reſte zurückgelaſſen hatten, ſo mußte ſich dies in der Folge jedenfalls bedeutend ändern; denn abgeſehen davon, daß die Legionen von den Germanen ergänzt wurden und ganze Schwärme von Deutſchen in geſonderten Haufen überall in den römiſchen Heeren dienten, brachte es, wie wir noch ſpäter ſehen werden, das Militärſyſtem bald mit ſich, daß ganze deutſche Völkerſchaften auf allen Grenzen, zu Sicherung derſelben, angeſiedelt wurden. Wie dem aber auch ſey, jene mit römiſcher Kultur vertrauten, an römiſche Einrichtungen gewöhnten Gallier bringen Wein- und Obſtbau und neue Arten des Ackerbaus in ihr neues Vaterland. Der Deutſche hatte von Uralters nur Gerſte und Hafer gebaut; jetzt wandern die von jeher in Italien heimiſchen Speltarten auch im ſüdlichen Deutſchland ein. Mit der römiſchen Provinzialeinrichtung ziehen ſich aber auch Handwerke und bürgerliche Gewerbe aller Art aus den ältern römiſchen Beſitzungen herüber, und Handelsleute, Landmeſſer, Schiffer, Flößer, Handwerker löſen auf den Denkmalen, die wir dem Boden entriſſen, den Göttern ihre Gelübde, oder erhalten das Andenken ihrer verblichenen Angehörigen, oder machen Cäſar Auguſtus Komplimente. Eine der zahlreichſten und fleißigſten Zünfte war ohne Zweifel die der Töpfer: unbegreiflich groß iſt die Zahl der Ziegel- und Topfſcherben, zum Theil von trefflicher Materie und Arbeit, häufig mit den Namen der Legionen oder des Töpfers bezeichnet, welche in Schwaben Spaten und Pflug an tauſend Stellen zu Tage fördern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Turin, Febenar.

Natureeeigniſſe.

Auch in Piemont war das vorige Jahr reich an unerwarteten und außerordentlichen Erſcheinungen, und die Ordnung der Natne ſchien eine bedeutende Verrückung erlitten zu haben, wogegen ſich in der Politie Alles noch feſter geſtaltete und kryſtalliſirte. Während in dem reizenden Aoſtathal, gerade wie eben jetzt wieder, herrliche Frühlingswärme die Mandel- und Kirſchbäume zur Blüthe brachte, und auch der innere Pflanzentrieb ſo mächtig war, daß ſich wieder Trauben bildeten, von denen einer der Merkwürdigkeit wegen hieher geſchickt wurde, wütheten in demſelben Augenblick an unſern genueſiſchen Küſten furchtbare Stürme und Orkane. Im Februar wurden in Genua zwei derbe Erdſtöße bemerkt, die in geringerm Grad auch hier verſpürt wurden, wie in ſüdlicher und öſtlicher Richtung zu Parma, Reggio, Modena und Lucca, und auch zu Mailand. Gerade eben ſo war es in den erſten Tagen des Julius. Während wir hier gegen das Ende des Junius an entſetzlicher Hitze litten, brach ein furchtbares Gewitter über unſerer Stadt aus; es fiel ein ſo dichter Hagel, daß unſere Hauptſtraßen und Plätze, beſonders Gran Doira, S. Carlo, die Strada nuova und der große Schloßplatz weiten ruſſiſchen Schneefeldern glichen, auf denen man einige Minuten hätte Schlitten fahren können. Nach einer kleinen Viertelſtunde war aber dieſe nordiſche Phantasmagorie ſchon zu Ende und es herrſchte wieder die vorige Hitze. Ende Auguſts geſchah Aehnliches in Genua, nur war hier wegen der abſchüſſigen Lage der Stadt an dem ſchnell und reißend anſchwellenden Biſagno mehr Gefahr. Dieſes eben ganz vertrocknete Waſſer ſchwoll durch einen furchtbaren Platzregen ſo ſchnell an, daß ein Mädchen von neunzehn Jahren, die hindurch zu ihrer Mutter eilen wollte, ergriffen und fortgeriſſen wurde. Etwas weiter unten ſahen ſie glücklicherweiſe Arbeiter, ſtürzten ſich in den Strom, wurden zwar auch eine Strecke fortgeriſſen, faßten aber doch das Mädchen und retteten ſie glücklich. Furchtbarer als alle dieſe Ereigniſſe waren am 27ſten und 28ſten Auguſt — gleichzeitig mit dem Gewitter in Genua — die entſetzlichen Regengüſſe und Ueberſchwemmungen im ganzen Val Seſia, der wilden Toſa entlang, und beſonders bei Domo d'Oſſola. Nicht bloß Wieſen, Felder, Weinberge und eine Menge Wohnungen wurden überſchüttet oder weggeriſſen, ſondern es kamen dabei leider auch manche Familien ganz um. Auch hier entgingen kleine hülfloſe Kinder dem Tod, indem die Fluth ſie in ihren Wiegen forttrug und an glücklicher Stelle auswarf. Die ausgetretenen Ströme riſſen ſtarke ſteinerne Brücken weg, durchbrachen Dämme, zerſtörten Straßen und überſchwemmten mit den Trümmern weit und breit die Felder. Bei dem Dorfe Crodo ſchwoll der an der Mauer des Kirchhofs hinfließende Strom ſo furchtbar durch hinzukommende Waſſer an, daß er in wenigen Augenblicken über dieſe hohe Mauer ging, ſie einriß, den Kirchhof überſchwemmte, Kreuze und Grabſteine wegriß, die friſchen Gräber aufwühlte und gewiß die Grundmauern der Kirche ſelbſt bedroht haben würde, wenn die Ueberſchwemmung länger gedauert hätte. Dieſer Strom riß auch in einem Augenblick zehn Häuſer um und begrub ihre Einwohner in den Wellen; nur einige Kühe und Hunde retteten ſich durch Schwimmen. Durch dieſen furchtbaren Naturparoxysmus litten mit dieſen Thälern zu gleicher Zeit auch die nachbarlichen Schweizerkantone Teſſin, Uri, Graubündten, deßgleichen das Genneſer Land, die Thäler von Aoſta, von Biella und Ivrea, Nizza, die Provinzen am Appenin, die Gegenden von Vercelli, Novara, Lumellina, Tortona und Voghera, die Lombardei und beſonders Padua. Ueberall wurden Dämme, Brücken und Heerſtraßen weggeriſſen. Kaum hörte der König von dieſen Unglücksfällen, als er für's Erſte, und ohne weitere Berichte abzuwarten, 200,000 Fr. zur Hülfe der Unglücklichen aus ſeiner Privatkaſſe beſtimmte, eine Summe, die er hernach noch verdreifacht hat. Auf ähnliche Weiſe ſteuerten die Königin und die Prinzen bei.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Februar 1835.

Und alſo war's: ſeit meiner Jugend
Schied von den Seelen Andrer ſich mein Geiſt,
Und ſah die Erde nicht mit Menſchenaugen.

Byron.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

Bis hieher war der Oheim in ſeiner Erzählung gelangt, und ich hatte noch immer keine Auskunft wegen der Perle erhalten, wußte noch immer nicht, weßhalb die Abreiſe hatte aufgegeben werden müſſen. Der gute Alte, verſenkt in ſo ſeltſame, liebliche Jugenderinnerungen, ſchien jede Forderung der Außenwelt vergeſſen zu haben; endlich ſah er meinen fragenden Blicken das Unbefriedigende ſeiner Erzählung an, er nahm daher wieder das Wort, indem er mit einer wehmüthigen Miene ſagte: „So gehörſt Du denn auch, lieber Sohn, zu den mir oft recht unbequemen Leuten, die auf Erklärungen und Nachweiſungen dringen, und die nicht eher ſich zufrieden geben, als bis ſie zu einer ſogenannten handgreiflichen Gewißheit gelangt ſind! Siehe, ich meinte, Du hätteſt ſchon mit mir Platz und Stimme im Reiche des Wunders genommen, ſo daß es Dich durchaus nicht befremdete, wenn ich nun das Allerſeltſamſte folgen ließe, oder wohl gar die Thüre ſich öffnete und ſie ſelbſt, die fremdartig ſchöne Geliebte meiner Jugend, gehüllt in ihren waſſerblauen Schleier, hereingerauſcht käme; allein ich ſehe, Du wirſt nicht in meine Fußſtapfen treten, und das iſt denn auch wohlgethan von Dir. Werde mit Leib und Seele ein tüchtiger Kaufmann, mache Dir, ſo viel Du vermagſt, die Erde unterthan, daß ſie Dir ihr verborgenes Gold und ihre Gewürze ausliefern muß; weiter jedoch bekümmere Dich nicht um ihr nächtliches Schaffen und Treiben, denke, wenn Du ein ſchmackhaftes Gericht Auſtern verzehrſt, weder an den hochmüthigen Auſterfürſten, noch an die Muhme mit der Perlenbank, ſondern iß und trink und grüble nicht, ſo wirſt Du lange leben und Dich wohl befinden auf Erden. Die Auſtern erinnern mich jedoch an den Schluß meiner Geſchichte.“

„Als ich auf der Inſel im Südmeer von meiner Geliebten Abſchied nahm, hatte ich ſie vergeblich zu bewegen geſucht, in mein Vaterland zu kommen. „Fordere nicht von mir,“ erwiderte ſie mit ſanfter Stimme, „daß ich meine Heimath verlaſſe; es würde Dir und mir nur Schmerz und Kummer bringen. Es iſt uns zwar nicht verboten, die nordiſchen Meere aufzuſuchen, doch bebt unſer Herz zurück vor einer ſo langen Reiſe, und unſere zarte Natur entſezt ſich, wenn ſie an die eiſigen Stürme denkt, die dort die Oberfläche des freundlichen Elements furchen und es wenig geſchickt zu einem behaglichen Aufenthalte machen. Die Schweſtern, die dort wohnen, ſind härterer Natur. Dennoch wird nicht jedes Band zwiſchen uns gelöſt ſeyn. Der Gemahl meiner Muhme ſchickt,

Digitized by Google

wie ich gewiß weiß, jährlich eine groſse Anzahl ſeiner Diener gen Norden, um ſich mit ſeinen dortigen Genoſſen in ſteter Verbindung zu erhalten; einem dieſer Geſellen, der noch dazu ein Verwandter und von gutmüthiger Geſinnung iſt, will ich mich vertrauen und ihm dann Aufträge mitgeben, die Dir mein Andenken und meine Liebe verbürgen ſollen. Er hat, wie ſeine Brüder, die Gabe, verſchiedene Geſtalten anzunehmen, und da er überdies ſchlau und erfahren iſt, ſo wird es ihm ohne Zweifel gelingen, ſeine Aufträge ſicher an den Mann zu bringen.“ Ich nahm dieſe Verſprechungen für wenig mehr als leere Tröſtungen, doch hat die Gute Wort gehalten; in meiner Nachlaſſenſchaft wirſt Du, lieber Sohn, eine Anzahl Perlen und Korallen von ſeltener Schönheit finden, die ich auf einem geheimnißvollen Wege erhalten habe; ſo iſt auch ihr letztes Geſchenk, die ſo gefürchtete rothe Perle nicht ausgeblieben. Durch dieſes Zeichen verſprach ſie mir kund zu thun, wenn der Augenblick meines Todes nahe ſey; ihrem Auge war er nicht verborgen. Wohl mir, ich darf dieſe bange Stunde mit Ruhe erwarten, mein Leben iſt nicht belaſtet mit finſtern Thaten, ich habe immerdar zu den unſchuldigen Weſen gehört, die nur verſtehen, ſich ſelbſt wehe zu thun; Schmerzen der Art habe ich reichlich zu dulden gehabt, nie aber habe ich Andern welche bereitet, noch ſie in den verſchloſſenen Schrein meines Buſens ſchauen laſſen; Dir allein, mein Sohn, ſind Blicke geſtattet worden, und ich wünſche, daß Du ſie nicht mißbrauchen mögeſt. Da ich einmal in meinem Leben ſo über alle Maßen herrlich und wunderſam geliebt habe, ſo iſt mir ſpäter das Gefühl, das wir Liebe und Schwärmerei nennen, nur kalt und dürftig erſchienen, ich habe nie meine Hand einem irdiſchen Mädchen reichen mögen, da ich unmöglich ihre Hoffnungen und Wünſche hätte befriedigen können; auch wäre mir ein ſolcher Bund als eine ſchwere Untreue gegen meine ſchöne Inſelkönigin erſchienen. Dieſes, mein Sohn, iſt nun die Geſchichte der rothen Perle und meines Lebens.“

Hiermit ſchloß der gute Groſsoheim die Erzählung der abenteuerlichen Epoche ſeiner Biographie. Wir ſaßen neben einander und eine lange Pauſe folgte. Es war wohl natürlich, daß ich dem ehrwürdigen Alten den Glauben an die üble Prophezeiung der rothen Perle auszureden ſuchte, doch all meine Mühe war vergeblich. Er blieb dabei, daß er jezt nothwendig ſterben müſſe, und er ſtarb auch wirklich. Keinem ſeiner Freunde erſchien ſein Tod beſonders unerwartet, ein ſtiller Mann war nur noch ſtiller geworden, weiter wußte man bei dieſem Vorfalle nichts zu ſagen; mir jedoch, der mehr als die andern wußte, mir ging die Geſchichte mit der Inſel im Südmeere, mit den Palmbäumen und der Meerfei lange Zeit im Kopfe umher, und noch länger blieb mir das Antlitz des Groſsoheims erinnerlich, wie er im Tode dalag und nun deutlicher als jemals die „Mährchenmiene“ aus den blaſſen Zügen hervorleuchtete. Was übrigens mich und mein Schickſal betrifft, ſo hatte der Alte es richtig vorhergeſagt. So oft ich auch Fahrten in ferne Meere gethan, auf dieſen manche ſchöne Inſel mit Palmbäumen erſchaut, ſo hat ſich mir doch keine Meerfei gezeigt, kein Elementargeiſt, weder aus Feuer, Luft noch Waſſer iſt mir nahe gekommen; dagegen aber hat ſich mir ein ſchöner irdiſcher Mädchenengel zu eigen gegeben, in deſſen ſüßer Zuneigung ich auch die Bekanntſchaft jener nicht vermißt habe. In unſern Geſprächen geht aber oft wie ein fernes Geiſtergrüßen die Sage von der rothen Perle vorüber, und dann tritt der gute Groſsoheim als Jüngling vor uns, an ſeiner Hand eine Geſtalt, die wir nicht zart, duftig und ſchön genug ausmalen können. Wohl dem, deſſen Bild ſeinen Nachkommen ſtets an der Hand einer holden Dichtung erſcheint!

(Beſchluß der rothen Perle.)

Die Römer im ſüdweſtlichen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Auch die Kunſt ſchloß ſich, ſchüchtern freilich, dem Zuge an; ſie, die ſelbſt zu Rom eine halb künſtliche Blüthe war, mußte in dieſem Winkel des Reichs, ſo fern von den Brennpunkten der Kultur, unter den Händen des Provinzialen, der den römiſchen Polytheismus auf den altväterlichen Aberglauben geimpft hatte, zum plumpen Handwerk werden: indeſſen kommt unter den Zerrbildern des Merkurs, des Herkules, des Apolls, und der vielgeſtaltigen Lokalgottheiten doch auch Manches zum Vorſchein, was wenigſtens Routine und einen kräftigen Meißel verräth, und wenn fürder auch nichts Bedeutenderes entdeckt würde, als die Bäder zu Badenweiler und das Moſaik zu Rottweil, ſo wären ſchon dieſe Beweis genug, daß der Römer auch hier auf den Vorpoſten ſich möglichſt mit Allem umgab, was das Leben verſchönert, und an was er in jener Zeit des Luxus gewöhnt war, und daß es wenigſtens Hände gab, welche die mitgebrachten Muſter trefflich auszuführen verſtanden. Die Römer hatten den Einfluß der Sprache auf die Nationalſitten längſt kennen gelernt, und ließen es ſich auf's Sorgfältigſte angelegen ſeyn, überall, ſoweit ſie ihre Waffen trugen, auch ihre Sprache zu verbreiten. Wie überhaupt in den öſtlichen römiſchen Provinzen, ſind auch im Zehntlande ſämmtliche entdeckte Steinſchriften, auch wenn ſie von Germanen oder Galliern

Digitized by Google

herrühren, lateiniſch, und vergeblich hat man ſich auf den Steinmonumenten nach galliſchen und deutſchen Sprachreſten umgeſehen; Librarii oder Bücherſchreiber ſehen wir der Minerva einen Altar widmen, und die lateiniſchen Schnitzer, welche die eingebornen Beiſaßen des römiſchen Reichs dem Stein und der Ewigkeit anvertraut haben, wie z. B. pro salutem et incolumitatem, wären noch weit naiver, wüßten wir nicht, daß auch der eigentliche Römer zu Hauſe häufig in Inſchriften ſeiner Sprache ſo arg Gewalt angethan hat, als mancher Deutſche, der in Zeitungsankündigungen zum Publikum ſpricht.

Auf dieſe Weiſe nun füllte ſich das Land mit Dörfern, Flecken, Straßen und Kaſtellen; am Ende, als die lange Waffenruhe an dieſem Strich der Grenze, während der Krieg nur an der mittlern Donau tobte, die römiſche Herrſchaft auf dieſem „Boden von zweifelhaftem Beſitz“ befeſtigt hatte, im herrlichen Nachſommer des Reichs, im Zeitalter der Antonine, blühten auch zahlreiche Städte auf, und dies iſt der Urſprung von Ladenburg, Rottweil, dem der Name Arae Flaviae geſichert ſcheint, Rothenburg, deſſen alten Namen uns das lakoniſche Alterthum in abgebrochenen Sylben, hier auf einem Scherben, dort auf einem Stein, bis jezt nicht ganz verſtändlich zuruft, von Cannſtatt, Köngen, Heilbronn, Marbach, Murr, Neuenſtadt am Kocher, Lauingen, und vieler anderer Orte.

Doch das Hauptaugenmerk der Römer bei Beſetzung dieſes Landes war das militäriſch-taktiſche. Der obere Lauf des Rheins und der Donau war bei ihrem Befeſtigungsſyſtem die von Natur ſchwächſte Stelle, und da, wie wir geſehen, ſich ihnen die Gelegenheit bot, den Beſitz des zwiſchen beiden Strömen liegenden Landſtrichs ohne Opfer zu erkaufen, ſo lag der Gedanke nahe, den ſpitzen einſpringenden Winkel mit einem mächtigen Bollwerk zu füllen. Sie befeſtigten alſo die Zugänge des Odenwalds, des Schwarzwalds, der ſchwäbiſchen Alp, legten Kaſtelle längs des ganzen Laufs des Neckars und eines Theils des Mains an, und machten endlich, nach demſelben Prinzip, das ſie die wilden Kaledonier mittelſt einer quer durch das obere Britannien gezogenen Mauer abſperren ließ, den ganzen Umfang ihrer Anlagen jenſeits der beiden Hauptflüſſe durch einen mit Thürmen und Kaſtellen beſpickten Wall vom freien Germanien ab. Unzählich ſind die mehr oder minder deutlichen Spuren von Kaſtellen und befeſtigten Lagern vor den Päſſen der Gebirge, auf ihrem Kamme ſelbſt und längs der Flußufer, welche zweite und dritte Linien hinter jener äußerſten Militärgrenze, dem limes transrhenanus und transdanubianus, bildeten. Dieſes außerordentliche Werk, von dem es ſchwer zu ſagen iſt, ob es für die Größe des weltherrſchenden Volks, oder für ſeine Furcht vor denjenigen, welche dadurch abgewieſen werden ſollten, ſtärkeres Zeugniß ablegt, nimmt nun zunächſt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Als im frühen Mittelalter die chriſtliche Bevölkerung dieſer Länder ſich mehrte und die weit umhergeſtreuten Trümmer der in unabſehbarer Linie hinlaufenden Grenzmauer den Ackerbau ſtörten, gab es keine Cyclopen mehr, die man ſich als Architekten denken konnte, und ſo mußte der, dem aus der Erbſchaft des alten Polytheismus alles Dämoniſche in der Natur zugefallen war, der Teufel, der Baumeiſter ſeyn. Neben der Bezeichnung als Teufelsmauer, für das öſtlichſte Stück von der Donau bis Lorch, haben ſich für das Ganze aus den älteſten Zeiten die Namen Pfahl, Pfahlrain, Pfahlhecke, Pfahlgraben erhalten, und zahlreiche, daran gelegene und zum Theil von den Trümmern erbaute Dörfer nennen ſich noch darnach. Erſt in neuerer Zeit, da ſich die Begriffe von der Römer Herrſchaft in Schwaben und am Rhein zu ordnen begannen, ſtellte ſich, durch die Bemühungen mehrerer Alterthumsforſcher, immer mehr auch der ununterbrochene Zuſammenhang der römiſchen Grenzbefeſtigungen zwiſchen Donau und Rhein heraus. In den fruchtbaren Thälern meiſt nur als niedriger Damm über die Fläche erhaben, an tauſend Stellen vom Ackerbau und der Bauluſt ganz geebnet und abgehoben, in Wäldern und Einöden immer deutlich, oft noch hoch gethürmt und mit halbtauſendjährigen Bäumen bewachſen, läuft der Wall, mehr als achtzig deutſche Meilen lang, über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf, ſtürzt in die tiefſten Klüfte nieder, erklimmt die ſteilſten Abhänge, immer geradeaus, ſo weit das Terrain es geſtattet. Bei ſeiner Anlage hat ſich der Römer ſichtbar von zwei Rückſichten leiten laſſen: im Einzelnen ſind alle Vortheile des Terrains ſorgfältig benuzt, im Großen läuft jedes Hauptſtück der Linie dem jedesmal zunächſt dahinter gelegenen, mehr oder weniger entfernten Fluſſe ungefähr parallel, und die ganze Fortifikation bricht ſich auf dieſe Weiſe in vier Linien, welche der Donau, dem Neckar, dem Main, dem Rhein entſprechen.

Drei Meilen oberhalb Regensburg, bei Kehlheim, benezt die Donau den Fuß der Mauer, und von hier läuft ſie in nordweſtlicher Richtung ſchnurgerade über die bayeriſchen Orte Altmanſtein und Weiſſenburg auf die Höhe des Dorfes Kleinlöllenfeld, wo ſie ſich etwa ſechs eine halbe Meile von der Donau entfernt hat. Hier beugt ſie um und erreicht, jezt ſüdweſtlich gewendet, parallel mit dem Stück der Donau zwiſchen Donauwörth und Ulm, Ellwangen und Dinkelsbühl etwas nördlich, Aalen ſüdlich laſſend, den Remsfluß bei Mögglingen und von da, gerade weſtwärts ſtreichend, Lorch. Bei dieſem Orte, der in der Verlängerung der Linie liegt, die vom Rheinwinkel bei Baſel über die Hauptbeugung des Neckars bei Köngen gezogen wird, endet das, was

wir die Donaulinie nennen, und hier wendet ſich der Wall plötzlich in einem rechten Winkel gegen Norden und ſtreicht, parallel mit dem Neckar zwiſchen Köngen und Eberbach, nur wenige Stunden von ihm entfernt, über die Flüſſe Kocher und Jaxt.

In Lorch aber, in dem beſcheidenen Kloſter, das ſich die Hohenſtaufen über römiſchen Grundmauern zu ihrer Ruheſtätte erbauten, und das jezt ſelbſt in Trümmern liegt, verweilen wir einen Augenblick. Links und hinter uns die römiſchen Linien, vor uns die Stammburg des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes, tauchen zwei große Bilder in unſerer Erinnerung auf. Im zweiten und dritten Jahrhundert ſtehen hier die Vorpoſten des mächtigen Volkes, das, zu weit über die Alpen gezogen, noch in ſeinem Verfalle groß, durch ſeine eigene Größe unterging; faſt ein Jahrtauſend ſpäter ſteht hier die Wiege derer, die, mit der römiſch-deutſchen Krone auf dem Haupt, den deutſchen Namen groß und herrlich machten, und jenſeits jener Alpen, vom Ehrgeiz zu weit geführt, den Untergang fanden.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Turin, Februar.

(Beſchluß.)

Neue Bauten und Anſtalten. Kunſt.

Wer unſer Turin ſeit zehn Jahren nicht geſehen hat, wird es jezt ſehr verändert und verſchönert finden. Die Bevölkerung hat auch ſo zugenommen, daß ſchon ſeit einiger Zeit eine neue Kirchſpieleintheilung nöthig gefunden wurde. Die Pfarrei St. Marc wurde in die neue, ſchöne Kirche der Mutter Gottes übergetragen, und überdies in der Stadt drei neue Pfarreien errichtet; auch außerhalb der Stadt ſind zwei neue Pfarreien entſtanden. Unter den neuen Gebäuden führen wir nur einige an. Es ſind keine Palläſte und leere Prachtgebäude, ſondern ſie dienen der leidenden Menſchheit und der Religion; wozu auch jene in Turin, das ſchon ſo reich an herrlichen Palläſten und pallaſtartigen Gebäuden iſt? Das Hoſpital St. Ludwig von Gonzaga zeichnet ſich durch ſein einfaches, impoſantes Aeußere und durch ſeine innere Eintheilung gleich ſehr aus. Der verſtorbene König Karl Felix ließ ſchon 1828 den Bau eines neuen Irrenhauſes beginnen, am 15ten Mai beſuchte es der regierende König und ſeine Familie, und noch an demſelben Tage hatte die Ueberſiedlung der Irren aus dem alten Gebäude in dieſes neue ſtatt. Zu gleicher Zeit kam der Dr. Esquirol, der berühmte erſte Arzt des Irrenhauſes von Charenton bei Paris, auf ſeiner Reiſe von Italien hier durch, wo er alle vorzüglichen Irrenanſtalten beſucht und genau geprüft hatte. Auch dieſes neue Inſtitut in Turin zog ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich; am Ende erklärte er, es könne dem in Reggio gleichgeſtellt werden, und dieſes halte er für das beſte in Italien. Dem König, dem er im neuen Hoſpital ſelbſt vorgeſtellt wurde, machte dieſe Aeußerung große Freude.

Die neue Karlskirche ſoll eine herrliche Façade erhalten, und zu dieſem Zwecke hat unſere Akademie der Künſte ein Programm ausgegeben, wodurch einheimiſche und ausländiſche Künſtler zur Theilnahme eingeladen werden. Eine intereſſante Verſchönerung ſollte Turin auch durch die koloſſale Marmorſtatue Karl Emanuels erhalten. Mit Mühe hatte der Bildhauer Marcheſi in Mailand einen ſo großen, reinen Block cariariſchen Marmors zu dieſer Statue finden können. Mit großem Eifer arbeitete er daran, und ſie näherte ſich ihrer Vollendung, als in der Nacht neben der Werkſtatt des Künſtlers im Pallaſt der öffentlichen Gärten Feuer auskam, einen Vorrath Stroh ergriff, in die Werkſtatt des Künſtlers drang, hier an den Maſchinen und dem vielen Holzwerk Nahrung fand, die Decke erreichte und ſie bald zum Einſturz brachte. Dies geſchah, noch ehe Marcheſi herbeikam. Er fand durch die eingeſtürzte Decke nicht nur alle ſeine mehr und weniger vollendeten Werke und Arbeiten, mehr als dreihundert Gipsabgüſſe, ſondern auch ſeine koloſſale Statue Karl Emanuels zerſchlagen, und außerdem den Block ſehr durch das Feuer beſchädigt, ſo daß er ganz unbrauchbar geworden iſt. Man braucht eben nicht Künſtler zu ſeyn, um das Uebermaaß von Schmerz zu faſſen, das den armen Marcheſi bei dieſem Anblick ergriff und ihn faſt zum Selbſtmord gebracht hätte. Recht erfreulich iſt es, daß Männer aus unſern angeſehenſten Familien ſich mit Eifer und Erfolg der Kunſt widmen. So waren in der lezten Pariſer Ausſtellung zwei Gemälde des Grafen Benevello und drei des Chevaliers Storello. Die Ausführung des Hochaltars der Magdalenenkirche zu Paris iſt dem Bildhauer Marochetti aus Turin übertragen worden. In der lezten Mailänder Gemäldeausſtellung waren auch Gemälde von Benevello und Storello, deßgleichen von den Rittern Migliara und Azeglio, von den Brüdern Biſi und den Damen Biſi und Guiscardi.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 45:

Der Korallenbaum.

Räthſel.

Ein Gleicher, künſtlich angelegt,
Umſchlinget, nach der Gleicher Sitte,
Des lieblichſten Planeten Mitte,
Der je ſich durch den Raum bewegt.

Den Blumenflor, der auf ihm ſteht,
Darf zitternd meine Hand berühren,
Wenn ſich, den Reigen anzuführen,
Der Himmelskörper mit mir dreht.

Was iſt es, das die Hand mir hält?
Das höchſte Glück könnt' ich genießen,
Die Zone mit dem Arm umſchließen!
Ach! er umſchlänge meine Welt!

W.

Beilage: Monatsregiſter Februar.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. März 1835.

Noch nie verſtummt' im Volke der Liedermund,
Und große Namen hat die Nachwelt
Ehrend auf Tafeln von Erz geſchrieben.

Neuffers Ode „Schwaben.“

Prolog.

Geſprochen von Aloys Dobler auf dem königl. Hoftheater zu Stuttgart, bei der am 27ſten Februar gegebenen Vorſtellung der „Verſchwörung des Fiesko“ zum Vortheile von Schiller's Denkmal.

Als Schiller ſchied in jenem trüben Mai
(Noch Manchem ſchwebt aus ferner Jugendzeit
Die Trauerkunde, gegenwärtig, vor),
Da rief der andre deutſche Sehermund
Am Felſenufer der bethränten Ilm,
Den Gram durchſänftigend: „beſinnet Euch!
Denn Er war unſer! mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!“
Und: Er war unſer! hallte Deutſchland nach,
Erweiternd jener milden Tröſtung Sinn,
Sie nicht beſchränkend auf die kleine Stadt,
Die herrlich doch durch Dichterpflege ward.
Denn was dem ganzen Vaterland gehört,
Das maße ſich kein enger Mauernring,
Kein einzelnes Gebiet als eigen an.

Wenn Würtemberg auch: „Er iſt unſer!“ ſpricht,
Und unter die Penaten zählt ſein Bild,
Hochaufgeſtellt es in der Heimath wünſcht,
So ſucht es darum ſelbſtiſch keinen Ruhm,
Und allen deutſchen Ländern ruft es zu:
„Er iſt auch euer! Weil er euer iſt,
So ſteht uns bei, nun wir bei allem Volk
Zu einem Stein, nicht für ſein würdig Grab,
(Er ſchläft mit Ehren in der Herzogsgruft),
Zu einem Denkſtein ſeiner Wiege ſammeln!“

Es ſteht in unſrer heitern Stadt ein Haus,
Verbrüdert iſt's mit unſrer Fürſten Schloß,
Bevölkert war's aus allem deutſchen Land,
Der Wiſſenſchaft geweiht von jenem Karl,
Den manches greiſe Haupt noch Vater nennt.
Dort ſproßt' in ſeines emſ'gen Gärtners Hut
Ein wuchernd Blumenbeet von Jünglingen;
Dort wuchs, zu anderem Beruf geſchult,
Zu andrem auserwählt, der Dichter auch
In ſtiller Kräfte Gährung auf, er wuchs
Dem Pflegenden zum Trotz — zulezt zur Freude.
Nach freieſter Vollendung ſehnt' er ſich,
Und ſuchte draußen, was er in ſich trug.
Denn als er ausging in die Fern', allein,
Auf ſich geſtellt: ſagt, wovon zehrt' er da,
Von welchem Reichthum ſpendet' er der Welt?
Von ſeines Volksſtamms geiſtiger Natur,
In ihm zum Dichtergenius verklärt,

Digitized by Google

Von dieſem ernſten Blick in's Menſchenthun,
Und heitern Aufblick zu des Himmels Licht,
Von dieſem ruheloſen Bildungstrieb
Und Wahrheitsdrang aus innerem Gemüth,
Der nach dem Höchſten ſtets, formſchaffend, ringt,
Von jenem ſtarken Sinn für Ehr' und Recht,
Von all den Gaben, die dies einzle Land
Zum edlen Glied an Deutſchlands Körper ſtempeln.

Und darum iſt er unſrem Stamm ſo lieb,
Daß von der Wurzel bis zur Krone ſich
Die ſtolze Freude regt, ſo oft ſein Lied
Durch unſrer heim'ſchen Eiche Wipfel ſchallt.

Dank unſrem **König**, der mit Huld und Gunſt
Vorleuchtend ſeines Volkes Neigung theilt,
Der dieſer Bühne Hallen heut' auf's Neu'
Sich öffnen heißt für jenes Ehrenmal,
Das, würdig Schiller's, endlich **werden** ſoll.
Dank ihm, daß er den Künſtlern, uns, erlaubt,
Dem, der uns oft gehoben und beſeelt,
Zu opfern heut mit unſrer beſten Kraft.
Wir hoffen von dem hohen Beiſpiel viel,
Denn ſo ruft es hinaus in's weite Land:

„Laßt länger unbezeichnet nicht den Ort,
Wo eines Deutſchen Geiſterherolds Aug'
Auf ſeiner Schöpfung Erſtlingsträumen ruhte!

Es ſchaue bald ſein ſinnend Bild herab
In em'gem Erze, von granit'nem Sitz,
Verehrt von Fremden wie von Heimiſchen,
Von einem Geiſterreigen ſtets umſchwebt,
Von jener leuchtenden Geſtalten Kranz,
Die dieſer hohen Stirn entſprungen ſind.
Vereinigt eure Kräfte, Fürſten, Volk!
Laßt uns ſolch Denkmal ſchaffen! Er iſt unſer!“

G. Schwab.

Soldatenſchickſale.

Novelle von A. T. Beer.

Es war ein ſchöner heller Sommermorgen. Die Lerchen ſchmetterten und achteten nicht auf die Menſchen, die ihre ſchöne Zeit in den weichen Betten verſchlafen; ſie ſchwirrten luſtig um ihre Wohnungen und ſtiegen dann ſenkrecht in die blaue Luft, während der dichteriſche Drang ihre kleinen Kehlen zitternd bewegte. Ein junger Mann in eleganter Morgenkleidung ſah einem der gefiederten Sänger nach, welche die einzigen Bewohner der Luft ſind, die keines Haltpunkts auf der Erde bedürfen, um zu ſingen; er ſagte zu ſich ſelbſt: „Ei! kann man doch auch im Königreiche Hannover poetiſche Sommermorgen erleben. Der ſüße Vogel, der jetzt klein wie ein Stecknadelkopf ſich im blauen Himmel verliert, hat mich ganz begeiſtert.“ Die Wahrheit dieſer Bemerkung zeigte ſich alsbald durch ein leiſes Liedchen, das er anſtimmte, als er ſich einem verhangenen Fenſter des naheliegenden hübſchen Landhauſes gegenüber befand. Er ſummte in gefälliger Melodie:

„Rise, Clara, rise!
Lieutenant Charles on tiptoe stands,
To view thy lovely face —“

Dann ging er langſam ſchlendernd weiter, ſcheinbar, ohne ſich um den Eindruck zu bekümmern, den ſein Geſang gemacht haben könne. Allem nach war er nicht gar weit, als eine Mädchengeſtalt in weißem Kleide aus dem Hauſe ſchlüpfte, den Kopf nur flüchtig nach ſeiner Seite kehrte und dann in einer andern Richtung weiter ging. Karl von Römmling aber wandte ſogleich um und folgte ihr behende. „So früh ſchon auf, Fräulein Clara?“ ſagte er ſchelmiſch. — „Habe ich doch daſſelbe Recht, als Sie, an dem ſchönen Morgen,“ erwiderte Clara und ſah ihn lächelnd an. — „Hat Sie mein Lied geweckt?“ fragte er und ergriff ihre Hand, die er nicht wieder losließ, während ſie weiter gingen. „Ich habe nichts gehört,“ antwortete ſie, aber ein kleines Erröthen ſagte das Gegentheil; er ſchwieg. Der Thau benetzte ihre niedlichen ſchwarzſaffianenen Stiefelchen, daß ſie wie Schmelz aus dem feuchten Graſe hervorguckten. Karl ſah die kleinen Füßchen an, während es ſchien, als ſenkte er die Augen beſcheiden zur Erde. — Plötzlich blieb er ſtehen, als ein Bosquet ſie vor jedem Späherauge aus dem Hauſe verbarg.

„Clara,“ ſagte er, „ſüße Clara, haben Sie mich denn lieb?“ — „Gewiß, Herr v. Römmling,“ erwiderte ſie mit etwas unſicherer Stimme, „wie —“ Er fiel ihr in's Wort: „Ich bitte Sie, kommen Sie mir nicht wieder mit — wie meinen Bruder; daran liegt mir gar nichts, lieber haſſen Sie mich ein wenig. Uebrigens iſt es nicht wahr, denn wäre es ſo, dann hätten Sie, als ich vorhin vor Ihrem Fenſter vorbeiſummte: rise, Clara, rise, hinausgerufen: warten Sie nur, ich komme gleich, und wären nicht wie ein kleines Wieſel behende zum Hinterthürchen hinausgeſchlüpft, hätten nicht das Köpfchen erſt nach mir gedreht und geſchwind wieder dort nach dem Buchenholz hin, und als ich fragte: hat Sie mein Lied geweckt? hätten Sie geantwortet: ja oder nein, aber nicht: ich habe nichts gehört. Clara! habe ich

Digitized by Google

recht?“ ſagte er zärtlich, während er den einen Arm um ihren Leib legte und mit der andern Hand ihre beiden feſthielt. Aber ſie entwand ſich geſchickt der beſcheidenen Umarmung und ſagte ſeufzend: „Wenn Sie auch Recht hätten, Römmling, käme denn viel Freude dabei heraus? Sie ſollen nach Spanien, wer weiß, wann Sie wiederkommen und ob Sie mich dort nicht vergeſſen!“ Ein paar Thränen zitterten in ihren großen, ſchönen Augen, und wie ſie über ihre Wangen hinabträufelten, ſah es aus, als falle der Thau über eine weiche, ſammtene Pfirſich. „Ach, Clara,“ erwiderte er traurig, „Spanien iſt es nicht allein, was uns für den Augenblick trennt; ich habe Ihnen nie verhehlt, daß ich nicht reich bin, daß ich Sie noch nicht in eine ſorgenfreie Lage ſetzen kann; aber der Dienſt, in dem ich bin, bietet mir gute Ausſichten, vorzüglich während eines Feldzugs. Bleibe ich, dann beweinen Sie mich gewiß und wiſſen es, daß das treuſte Herz aufgehört hat für Sie zu ſchlagen; komme ich aber zurück und bin avancirt, ſo ſtände unſerem Glücke nichts mehr im Wege als etwa der Umſtand, daß Sie ſich anders beſonnen hätten.“

Er war ihr wieder näher getreten und verſuchte es noch einmal, mit etwas beſſerm Glück, ſie an ſich zu ziehen. Der Gedanke an ſeine nahe Abreiſe, an die Gefahren, die er zu beſtehen habe, hatte ihre mädchenhafte Scheu beſiegt; ſie legte den Kopf, von dem er den Strohhut abſtreifte, an ſeine Bruſt, und ließ ruhig ihre fliegenden Locken von ihm küſſen. „Karl,“ ſagte ſie, und ſah ihm treu in die Augen, „ich werde mich nicht anders beſinnen; ich glaube gewiß nicht, daß ich je einen Andern lieben werde, als Sie; aber man hat mir gar viele Geſchichten von der Flatterhaftigkeit der Männer erzählt, und Sie — ein Offizier, und Spanien — ſo voll ſchöner Frauen.“ — Römmling ſah ſie wehmüthig an, indem er ſagte: „Ja, ich bin gewaltig ſchwach, auch habe ich ſchon manchem Mädchen in die Augen geſehen, aber keinem ſo wie Ihnen. Ich will Gott bitten, daß er mich warne, wenn ich auf Abwege gerathe, daß er mich ſtrafe, wenn ich ſeine Warnungen nicht beachte; denn ich fühle es tief im Herzen, daß ich berauſcht, bethört werden kann, aber eben ſo tief, daß mein Glück nur bei Ihnen wohnt. Ich meine auch, daß, wenn ich einmal in Gefahr wäre und nur des jetzigen Augenblicks gedenke, wo ich Ihre liebliche Geſtalt in meinen Armen halten darf, und wo mich die ſchönſten Augen unter der Sonne ſo fragend anſehen, daß dann nichts für mich zu befürchten wäre.“ — „Aber der Onkel und die Tante?“ nahm Clara das Wort. — „Die dürfen noch nichts erfahren,“ erwiderte Römmling; „ſie ſind mir nicht hold, ſie halten mich für einen leichten Vogel, der überall Genuß ſucht, und wahrlich, ſie thun mir Unrecht. Nur Ihr Bruder ſoll unſrer Vertrauter ſeyn.“ — Clara nahm ſeine beiden Hände, drückte ſie an ihr Herz und ſagte:

„through joy and through sorrow,
through glory and shame!“

Eine Umarmung endete die Scene, und die Beiden gingen auf verſchiedenen Wegen in das Haus zurück, wo noch wenig Gefahr vorhanden war, daß man das zärtliche Tete a Tete bemerkt haben könnte, denn Alles war noch in den Schlafzimmern. Clara wechſelte die Stiefeln und eilte in das Wohnzimmer, wo der Thee- und Kaffeetiſch ihrer harrte. Hieher folgte ihr zuerſt ihr Bruder, ein junger, intereſſant ausſehender Mann. Nachdem ſich die Geſchwiſter begrüßt hatten, brachte man Clara einen Brief von der Poſt. „Von Anna?“ rief Adolph lebhaft, als er die Schrift erblickte, und dann ſich beſinnend, fügte er hinzu: „ich meine wegen des Zeuges, das ſie Dir ſchicken ſollte.“ Clara ſah ihm ſchalkhaft in die Augen, dann wieder in den Brief und ſagte: „das Zeug iſt nicht zu haben.“ — „So!“ verſetzte Adolph, „das thut mir leid.“ Als aber die Schweſter fortwährend ſtumm blieb, mußte er ſich entſchließen, das Geſpräch wieder in Gang zu bringen. Er räuſperte ſich und fragte: „Alles wohl?“ — „Du möchteſt wohl hören, was ſie ſchreibt?“ entgegnete Clara; „nun ſo lies nur.“ Hiemit gab ſie ihm lächelnd das Briefchen. Er durchflog es haſtig, legte es mit einem Seufzer auf den Tiſch und bemerkte: „es iſt nicht viel Intereſſantes darin.“ — „Ich weiß nicht, was Du ſo nennſt,“ entgegnete die Schweſter, „mir iſt jede Zeile von Anna lieb.“ — „Ach ja, das glaube ich,“ verſetzte er, „Du biſt auch genauer bekannt mit ihr, als ich.“ Clara dachte, was ſie dachte, doch damit auch der Leſer etwas zu denken bekomme, will ich ihm alles mittheilen, was Adolphs eigene Familie von ihm wußte.

Adolph und Clara waren zwei Geſchwiſter, die nichts Lieberes hatten, als einander gegenſeitig. Ihre Eltern waren frühe geſtorben, und zwei Familien hatten ſich in die Erziehung der Kinder getheilt. Herr v. Brewitz, ein Vater-Bruder der beiden Waiſen, der in Osnabrück ein bedeutendes Amt bekleidete, nahm die Tochter in das Haus, die, obwohl damals erſt acht Jahre alt, die Eltern nie in den Verwandten wiederzufinden vermochte. Auch waren die Brüder ſehr verſchiedener Art; Clara's Vater war ein genialer Mann geweſen, hatte mit Nutzen ſtudirt und ſeine Begriffe auf alle Weiſe erweitert: der Bruder war ein redlicher, aber engherziger Mann, der nichts Höheres kannte, als das Corpus juris.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Zuſtand der faſhionablen Welt.

Den achtzehnten des laufenden Monats werden Seine Majeſtät der König, Ihre Majeſtät die Königin, die allerdurchlauchtigſten Prinzen und Prinzeſſinnen und der ganze durchlauchtigſte Hof, mit Einem Worte, die Herrſchaften, wie man in Dresden ſagt, von Brighton, wo Allerhöchſt-, Höchſt- und Hochdieſelben mehrere Monate im glänzendſten Wohlſeyn zugebracht, ſich nach London zu erheben und daſelbſt im ehrwürdigen St. Jamespallaſte ſich niederzulaſſen geruhen. Dies iſt die Urſache, warum die faſhionable und zugleich loyale Welt den Anfang der Seaſon in ſtillſchweigender, d. h. in ſich von ſelbſt verſtehender Uebereinkunft auf den achtzehnten des gegenwärtigen Monats Februar angeſezt hat. Etwas zeitig allerdings; indeſſen, was kann es helfen? Faſhion und Loyalität gebieten, und man gehorcht, auch wenn die Faſhion nicht für loyal, oder die Loyalität in gewiſſen Theilen der drei vereinigten Königreiche nicht für faſhionable erachtet werden ſollte. Und ſchon ſtrömen ſie herbei, ſie, welche die Seaſon bilden. Während der Shoppingſtunden kauft man — doch nein, kaufen kann man da nicht, ſchleicht man Gefahr, beim Kreuzen der Regent- und Bondſtraßen gerädert zu werden, und während der eleganten Spazierſtunden in Hyde- und Regentspark drängen ſich Wagen an Wagen in dreifachen Reihen und müſſen — es wäre viel vernünftiger, wenn ſie es in Regent- und Bondſtreet müßten — Schritt fahren. Doch die Shopping- und Spazierſtunden füllen nur einen kleinen Theil des Tages, greifen nicht in den Abend über, und der Londoner Abend iſt ſo lang, ſo lang! Was alſo thun, womit unterhalten ſich, wovon ſprechen die vorausgeeilten und bereits eingetroffenen Quartiermacher der vornehmen Welt, die regelmäßigen Schwalben der Seaſon, was thun ſie, wovon zwitſchern ſie jezt? Man ſagt, London iſt eine Stadt, in welcher die vornehmen Leute zuſammenkommen, um zu ſchwatzen, um zu liebäugeln, um zu tanzen, um das Vorfahren ihrer Wagen zu befehlen und um nach Hauſe zu raſſeln. Vielleicht kommen ſie zu gleichen Zwecken morgen wieder zuſammen, vielleicht auch nicht, denn es kann andere Vergnügungen und in ihnen Abhaltungen geben; doch ſind das Ausnahmen. Die Londoner Geſellſchaft bewegt ſich ziemlich regelmäßig in dem, was man herkömmlich und vielleicht richtig Clicks, Cliquen nennt. Kommen ſie aber zuſammen, ſo geſchieht es, angethan mit allem Firlefanz der Welt, ſtets auf dem qui viva der Freude und nie müde, ſich ſehen zu laſſen. In allen größern Cirkeln herrſcht nur Eine Neigung, nur Eine Unterhaltung: die Neigung, Jeden lächerlich zu machen, der nicht dem Sprechenden und nicht dem Hörenden in irgend einer Beziehung verwandt iſt. Die Unterhaltung iſt lebhaft, geiſtreich und witzig, und weil ſie bloß unterhalten ſoll, hat bloß der Verſtand, nicht das Herz daran Theil. Der allgemeine Charakter iſt Unruhe, Beweglichkeit, Neid und Eiferſucht, und da es ſich nur darum handelt, das Ohr zu kitzeln, ſo muß der Freund, der außer dem Bereich der Worte iſt, es ſich gefallen laſſen, auf dem Altar einer ſchönen Zuhörerin geopfert zu werden. Und warum ſollte er nicht? Iſt es doch ſo leicht, Revanche zu nehmen, und wird ſie doch auch faſt ſtets genommen. Und ſo geſchieht es, daß, wenn Alles, was in einer großen Geſellſchaft geſprochen wird, laut und Jedem verſtändlich geſprochen werden müßte, es nur die Frage ſeyn würde beim Anfange: wie befinden Sie ſich? und die Frage beim Schluſſe: wann werden wir uns wiederſehen?

Wer unter meinen gründlichen Landsleuten für mein deutſches Urtheil ein engliſches Zeugniß begehrt, findet es in Theodor Hooks zu drei dicken Bänden gedehntem „Maxwell,“ und wer noch mehr begehrt, gedulde ſich bis zum Erſcheinen von Eduard Lytton Bulwers nächſter Novelle, in welcher dieſer Dichter und Liebling der Frauen denſelben Gegenſtand weitläufig genug abgehandelt hat. Möglich, daß mein Vaterland ſich etwas lange gedulden muß; doch das iſt nicht meine, das iſt die Schuld der Frauen. Ginge ihre Liebe zu dem blondgelockten Dichter ſo weit, daß ſie ſich nicht begnügten, ſeine Werke aus Leſebibliotheken zu erlangen, ſondern daß ſie ſtatt vergänglichen Putzes ſeine unſterblichen Schriften kauften, ſo würde ſein Verleger ihm für das neueſte Manuſcript nicht noch weniger geboten haben, als für ſein leztes: die lezten Tage von Pompeji, und ein baldiges Erſcheinen wäre zu hoffen; aber ſo nicht. Die Wiedererwählung zum Parlamentsmitglied für Lincoln hat Bulwern Geld gekoſtet, und noch weniger Honorar — nein, das geht nicht. Daher Geduld, gründlicher Landsmann und ſchöne Frauen, Geduld oder — Subſcription!

Was nun aber auch die Beſchäftigung und der Geſprächsſtoff der vornehmen Seaſonleute vom achtzehnten des laufenden Monats an ſeyn mögen, was ſind ſie jezt? Buchſtäblich Null, da bis zu jenem Tage London keine andern Neuigkeiten als politiſche beſaß, da viele vornehme Damen ſich um Politik nicht kümmern, und unter der vornehmen männlichen Welt ſich viele Weiber befinden. Welches Glück daher, daß plötzlich eine Nachricht aufſprang, die alle Intereſſen und alle Parteien vereinigte, die den Politiker, wie den Stutzer, die Dame am Putztiſche, wie die Zoſe hinter ihrem Seſſel beſchäftigte. Hundert Eſterhazy's hätten an ihren Geſandtſchaftspoſten zurückkehren, hundert Pozzo di Porgo's ankommen, hundert Talleyrands wegbleiben und hundert Sebaſtiani's ihre Ankunft verzögern können, und dieſe vierhundert gewichtigen Männer würden nicht den hundertſten Theil von dem Intereſſe erregt haben, welches die einzige Nachricht erweckte, daß Königin Adelaide von England ſo ſey, „wie Frauen wünſchen zu ſeyn, die ihre Herren lieben.“ Die Kammerfrauen hatten zuvörderſt ihren Geliebten und dann den Hofdamen, die Hofdamen erſt ſich einander und dann Andern, und dieſe Andern noch Andern das große Geheimniß ſo ſchnell und ſo verſchwiegen zugeflüſtert, daß es wirklich in der Brighton-Gazette um einen Tag früher ſtand, als in den Londoner Times. Wiſſen Sie? hörte man überall fragen, und: ich weiß, überall antworten. Iſt es wahr? und wenn es wahr iſt, was wird Prinzeſſin Victoria dazu ſagen? hörte man weiter von allen Seiten rufen und von keiner Seite beantworten. Genug, ein Kirchengebet iſt zur Zeit nicht angeordnet. Diejenigen, welche das Gerücht für Wahrheit erklären, gründen ihren Glauben auf eine blaue Schleife, welche die Königin vor Kurzem bei einer Abendpartie im Pavillon (zu Brighton) auf der linken Schulter getragen hat; denn juſt eine ſolche Schleife, rufen ſie triumphirend, trug Königin Charlotte, wenn ſie war, wie jezt Königin Adelaide iſt! — O ihr Leichtgläubigen, verſetzen lächelnd die ungläubigen Gegner; und ihr Unwiſſenden! Wißt ihr denn nicht, daß es einen Orden des heiligen Georg gibt, ganz dem Hoſenbandorden ähnlich, doch ausſchließend für die weiblichen Sproſſen der königlichen Familie beſtimmt, deſſen Dekoration, weil es ſich für eine Dame ſchlecht ſchicken würde, ein breites blaues Band über dem Magen zu tragen, in einer blauen, geſchmackvollen, auf der Schulter zu befeſtigenden Roſette beſteht? Und eine ſolche Roſette ſchmückte neulich Königin Adelaidens Achſel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 3. März 1835.

Wer ermüdet, hinauf zu der Heerſchaar der Geſtirne
In die Höhen zu ſchau'n?

Klopſtock.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.*

Wir beginnen unſern diesmaligen Bericht mit den merkwürdigen und genauen Beobachtungen, welche der fleißige Deſſauer Aſtronom Schwabe ſchon ſeit längerer Zeit über die Flecken des Jupiter angeſtellt hat, und von deren Hauptreſultaten kürzlich namentlich in der Preußiſchen Staatszeitung auf eine allgemeine Aufmerkſamkeit erregende Weiſe die Rede geweſen iſt.

Jupiter nämlich, dieſer ſchöne und größte Planet unſeres Syſtems, und der die Erde an Oberfläche mehr als 120 Mal übertrifft, zeigt nach der Richtung ſeines Aequators mehrfache Streifen, die abwechſelnd hellere und dunklere Gürtel bilden. Schon im Jahre 1664 entdeckte der engliſche Aſtronom Hooke, troz der damals noch ſo großen Unvollkommenheit der Ferngläſer drei ſolche dunkle Gürtel und einen Fleck, welcher, indem man ſeine Rückkehr zur nämlichen Stellung beſtimmte, gegen das Auge des Beobachters die Rotationszeit des Jupiter (9 Stunden 56 Minuten) ergab. Dieſe Streifen gehen meiſtens vollkommen gleichförmig und durchaus ununterbrochen in einer, wie geſagt, dem Aequator parallelen Richtung um den ganzen Planeten; zuweilen aber ſind ſie auch ununterbrochen, ſo daß man das eine Ende in die ſcheinbare Scheibe des Jupiter gleichſam eintreten ſieht. Spätere Aſtronomen, Caſſini, Moraldi, ganz beſonders aber unſer wackerer Himmelstopograph Schröter, haben nachher die Beobachtung dieſer Streifen und Flecken auf dem Jupiter mit dem größten Fleiße fortgeſezt, und beſonders berichtet eben Schröter in ſeinen „Beiträgen zu den neueſten aſtronomiſchen Entdeckungen.“ Berlin. 1788. I. 52. ff. die merkwürdigſten Details darüber. So ſah er z. B. zwiſchen dem 12ten November 1785 und den 18ten Januar 1786 allmählig einen ſolchen neuen Streifen gleichſam unter ſeinen Augen entſtehen, von welchem zuerſt nur ein ganz kleines, wenige Tage darauf ein längeres, den ſchon vorhandenen Streifen wiederum paralleles Stück ſichtbar wird, und das ſich am Ende um die ganze Jupiterskugel zog. Schröter berechnete, daß ſich die Länge des ſo entſtandenen neuen Streifen in wenigen Tagen um mehr als 20,000 Meilen vermehrt habe. Einer der eifrigſten deutſchen Meteorologen, der leider zu früh verſtorbene Brandes, bemerkt, auf Veranlaſſung dieſer und unzählbarer ähnlicher Wahrnehmungen, deren Urſache er in atmoſphäriſchen Veränderungen des Jupiter ſucht, daß ſich auch auf der Erde Fälle, wo in einem

* ſ. den vorlezten dieſer Berichte in Nr. 311. 1834.

einzigen Nachmittage bald Europa mit Gewitterwolken umhüllt wurde, Fälle, wo die geſtern in Frankreich und am Rhein trübe gewordene Luft heute auch im öſtlichen Deutſchland trübe wird, vielfach nachweiſen laſſen und alſo nur noch fehlt, daß dieſe Niederſchläge ſchneller und regelmäßig um die **ganze** Erde fortſchreitend wären, um bei uns etwas, ganz dem am Jupiter beobachteten, Aehnliches zu zeigen; und denſelben Geſichtspunkt, den nämlich, aus welchem die Streifen des Jupiters als „Analogon unſerer Wolken“ betrachtet werden, ſtellt nun eben **Schwabe** in ſeinen hier in Rede ſtehenden neueſten Mittheilungen über dieſes Jupiterphänomen auf.

Nach ſeinen Beobachtungen haben die Jupitersſtreifen, gleich unſern Wolken, ſehr verſchiedene Schattirungen, die bald langſamere, bald ſchnellere Aenderungen erleiden, unterſcheiden ſich aber von den irdiſchen Wolken wiederum dadurch, daß ſie ſtets aus feinen dunkeln Parallellinien beſtehen, von denen ſelbſt die hellſten Zonen des Jupiter nie ganz frei ſind. Freilich aber laſſen ſich dieſe feinen Linien nur mit ſehr guten Inſtrumenten wahrnehmen; am auffallendſten ſieht man ſie in den beiden dunkelſten Mittelſtreifen, die dem Jupitersäquator nördlich und ſüdlich am nächſten liegen, und hier kann man ſich ganz beſonders überzeugen, daß das wolkenartige Anſehen der Streifen gerade von einer größeren Breite und dunklern Farbe der gedachten Parallellinien herrührt. Nur nach den Polen, beſonders nach dem Nordpole des Planeten zu, iſt das ſcheinbare Wolkengrau gleichmäßiger vertheilt. Außer dieſen wolkenartigen Verdichtungen aber, die ſtets auf allen Streifen ſichtbar ſind, ſtellen ſich auf der Jupitersfläche zuweilen auch noch dunklere und ſchärfer begrenzte Stellen dar, und auch in dieſen Beziehungen zeigten ſich unſerem Beobachter die erwähnten beiden grauen Aequatorsſtreifen beſonders merkwürdig, da die vorzugsweiſe Entſtehung ſolcher ſchärfer begrenzten Flecken auf ihnen ſchon von den älteren Aſtronomen wahrgenommen worden iſt.

Trotz der Häufigkeit ſolcher Flecken in der Aequatorialregion des Jupiter aber, ſind doch drei dergleichen, welche Schwabe ſchon ſeit fünf Jahren beobachtet, durch Größe und Dunkelheit ganz beſonders merkwürdig. Sie finden ſich ſämmtlich auf dem nördlichen Grenzſtreifen, welcher ſeit einigen Jahren ſo abgebleicht iſt, daß ſich ſeine Ränder in das helle Licht der Jupiterſcheibe verlaufen. Der öſtlichſte dieſer drei Flecken beſteht aus drei dunkeln Punkten, welche Anfangs mit einem grauen Nebel umgeben waren, deren Kerne aber ſpäter mehr zuſammenfloſſen. Der zweite Flecken liegt weſtlich von dem erſten, ziemlich dicht bei demſelben und zeigt ſich aus zwei großen, ſcharfbegrenzten, dicht neben einander ſtehenden Punkten zuſammengeſetzt; er erſcheint nicht immer gleich dunkel und erreicht nie ganz die tiefe Schwärze, welche der Schatten der Trabanten bei Jupiters-Sonnenfinſterniſſen auf der hellen Scheibe des Planeten hat. Der dritte Flecken endlich, der am weſtlichſten liegt, beſteht ebenfalls ſchon ſeit der angegebenen Zeit; und dieſe Dauer eben ſcheint, unter der kaum abzuweiſenden obigen Vorausſetzung der Analogie zwiſchen Jupitersflecken und irdiſchen Wolkengebilden, ſo ganz außerordentlich merkwürdig. Der nächſte Schluß, den man aus Schwabe's Beobachtungen zu ziehen berechtigt iſt, betrifft die Dichtigkeit der Jupiteratmoſphäre, worin ſie die irdiſche weit übertreffen muß, um eine ſolche Permanenz der Wolken zu geſtatten; und dieſe Folgerung iſt um ſo merkwürdiger, da mehrere andere Umſtände bereits früher auf ein ſolches Verhältniß ſchließen ließen. Wenn wir aber ferner die Urſache, warum die atmoſphäriſchen Verdichtungen auf dem Jupiter ſo ſehr geneigt ſind, ſich als Streifen des Aequator parallel niederzuſchlagen, noch nicht ganz genau anzugeben im Stande ſind, ſo verdient es doch als Vergleichung berückſichtigt zu werden, daß die tropiſchen Regen in einerlei Parallelkreiſe der Erde ziemlich gleichzeitig entſtehen und dem Beobachter der Erde auf einem andern Planeten, alſo auch als dunkle, dem Aequator parallele Streifen um die ganze Erde erſcheinen mögen, und daß es ſich mit den Nebeln der irdiſchen Polarzonen auch wohl ähnlich verhalten mag. Eine jede ſolche Erklärung der Erſcheinungen auf den übrigen Planeten unſeres Syſtems aus analogen Erſcheinungen auf der Erde, iſt aber für die Himmelstopographie ebenſo wichtig als für den Himmelsbeobachter unendlich intereſſant.

(Die Fortſetzung folgt.)

Soldatenſchickſale.

(Fortſetzung.)

Des ſechs Jahre älteren Adolphs fernere Verſorgung hatte Herr Weigand übernommen, ein weitläuftiger Verwandter der Kinder und ein Matador unter den Handelsherrn. Hier war dem Knaben ſeine Beſtimmung auf das Natürlichſte vorgezeichnet, und da er überdies einiges eigene Vermögen beſaß, das er durch Spekulationen leicht verzehnfachen konnte, wenn es glückte, ſo widmete er ſich dem Handelsſtande, begnügte ſich aber nicht, bloß die Kenntniſſe zu erwerben, die ſein Stand erforderte, ſondern ſtudirte auch fleißig alte und neue Sprachen und beſchäftigte ſich verſtändigen Sinnes mit den ernſten Wiſſenſchaften und der neueren Literatur. Da Weigand wünſchte, ihn künftig in ſeinem großen ſüdamerikaniſchen Geſchäfte zu gebrauchen, ſandte er ihn bald, als Clara und ſeine eigene Tochter noch Kinder waren, nach Spanien. Als er wieder heimkam, fand

Digitized by Google

er Clara gänzlich herangewachſen. Sie war ein anmuthiges Mädchen geworden, von Wuchs kräftig und zart zugleich, geſund an Gemüth und Herz, lebhaft und ſanft — kurz, eine Schweſter nach ſeinem Sinne, obgleich ſein geſezteres Weſen oft gegen ihre Lebendigkeit kontraſtirte. Aber auch Anna war kein Kind mehr, dem er Apfelmännchen ausſchnitt, oder Schiffe von Papier zurecht kniff, ſondern ein anmuthiges, wohlgezogenes Fräulein, ſtillerer Art als Clara, doch von eigenthümlicher Lieblichkeit. Sie und ſeine Schweſter hatten mehrere Sommer auf dem Landgute des Herrn Weigand zugebracht und waren innige Freundinnen geworden.

Es vereinigte ſich mancherlei, das Leben auf Nordburg — wie das Weigandſche Gut hieß — zu einem unverſieglichen Quell angenehmer Erinnerungen für Alle zu machen, die es genoſſen hatten. Der Gutsherr, weit entfernt vom Selbſtolz, hatte ſich ein kleines Athen eingerichtet, wo Jeder, der auf Geiſt und Bildung Anſpruch machen konnte, willkommen war. Anna machte mit Beſcheidenheit die Wirthin des Hauſes, ihre Mutter war vor einigen Jahren geſtorben, doch nicht früh genug, um den Mangel weiblicher Leitung an der Tochter fühlbar zu machen. Poeten und Beamte, Muſiker und adelige Herrn erfreuten ſich der Erlaubniß, Nordburg beſuchen zu dürfen. Wenn Clara gegenwärtig war, verbreitete ſich ein neuer Reiz über das Thun und Treiben dieſes kleinen nordiſchen Paradieſes; ſie ſpielte ſehr gut Klavier, ſang, wenn auch nicht vollendet, doch ſo, daß ſie die allgemeine Freude immer erhöhte, und nur durch ihr Beiſpiel und ihre Aufmunterung war die verzagte Anna zu bewegen, ſich auch hören zu laſſen, obgleich ihre engelreine Stimme weit mehr Anſpruch auf Bewunderung zu machen hatte, als die der Freundin. Clara erkannte ihre Superiorität in dieſem Talente auch freudig an und ſummte gerne die Begleitung. Die junge Königin dieſes kleinen Reiches war Anna, obgleich die jungen Herrn Clara ihre Huldigungen noch reichlicher darbrachten. Dieſe nahm ſie unbefangen und leichter auf als Anna, deren leiſe Fühlfäden, leicht verletzbar, ſich vor jeder Berührung zurückzogen; aber es lag etwas Schmachtendes in ihrem ſchönen Auge, das denjenigen, der ſie zu gewinnen hoffte, einen Himmel von Liebe ahnen ließ.

Aus der Stadt kamen junge Offiziere und ſonſtige Bekannte der Familie; unter Erſtern befand ſich Karl von Römmling, deſſen angenehme Tenorſtimme ſich gut gebrauchen ließ. Clara fand bald mehr Behagen an ſeinem Betragen, als an ſeinem Geſange, und ließ ſich ſeine Auszeichnung ihrer kleinen Perſon gerne gefallen; aber ſie wußte klug jede Neckerei abzuwenden und alle Menſchen in dem Glauben zu erhalten, ihr Herz ſey frei, wie die Luft auf dem Gebirge. In dieſe Elemente der geſelligen Unterhaltung trat Adolph, als er von Spanien zurückkehrte; aber er miſchte ſich wenig in den frohen Kreis; ſein Auge war umdüſtert und ruhte mit ſichtbarem Wohlgefallen nur auf Clara. Ihr folgte er in die Bibliothek, wenn ſie ſich mit Anna dorthin zurückzog, und mehr und mehr nahm ſein Intereſſe an dem Treiben der Mädchen zu. Er beſchäftigte ſich gleich viel mit Beiden, kritiſirte ihren Geſang, dirigirte die Wahl ihrer Lektüre, und ließ ſich ſogar herab, ihnen manchmal vorzuleſen. Die Art, wie die Freundinnen ſeine Aufmerkſamkeit aufnahmen, war ſehr verſchieden; Clara ruhte im Gefühl der Sicherheit, die das geſchwiſterliche Band ihr gab; ſie nahm ſeine kleinen Launen und Spöttereien mit gutmüthigem Scherze hin, denn ſie wußte, ſeine Liebe könne ihr doch nicht entgehen. Anna dagegen erröthete und erbleichte, je nachdem ſeine Züge heiter oder finſter waren, und faßte mit wundervoller Gelehrigkeit ſeine Andeutungen über ihren Vortrag auf. Wie viele Deutſche hatte auch ſie den Fehler, beim Geſange nicht deutlich auszuſprechen; demjenigen, der an eine ſüdliche Artikulation gewöhnt iſt, erſcheint dieſe Unart unerträglich, und ſo ging es auch Adolph, dem die ſcharfe ſpaniſche Ausſprache als Maßſtab der Beurtheilung galt. Er bat die beiden Mädchen oft, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt zu richten; aber es war doch keine Veränderung zu bemerken, bis ſie ſich Pergoleſe's Stabat mater einübten, welches, von zwei reinen Weiberſtimmen vorgetragen, einen Eindruck macht, dem unbegreiflich, der es nicht gehört hat. Adolph war entzückt und war es doppelt, da Anna die ſchönen lateiniſchen Worte ſo rein ausſprach, daß keine Sylbe ihm verloren ging. Er trat zum Schreibtiſche und ſchrieb folgende Zeilen auf, die er ihr ſtumm überreichte:

„Ich bin von Dank, o Anna, tief durchdrungen,
Denn Worte haſt du heut, nicht Klänge bloß geſungen.
Der liebe Gott ſogar, zu dem du ſangſt, empfand,
Sich freuend, daß er dich verſtand.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Opern- und Balladenmuſik.

Neulich gab die große Oper die 120ſte Vorſtellung von Robert le diable, und war doch noch ziemlich voll, ſo ungeheuer groß auch dieſer Saal iſt. Geſezt, jedesmal ſeyen nur 600 Menſchen im Saale geweſen, ſo folgt daraus, daß 72.000 Menſchen die Oper geſehen haben; gewiß aber hat ſie weit über 100.000 Zuſchauer gehabt. Die Schauſpieler müſſen jezt die Muſik dieſer Oper ganz auswendig wiſſen. Der Direktor hat die große Summe Geldes, die er an die ſceniſche Ausſtattung der Oper gewendet hat, nicht verloren.

denn gerade dieſe Ausſtattung hat zum Erfolge der Oper viel beigetragen, und ſo ergreifend die Oper auch iſt, ſo würde ſie doch vermuthlich von dem großen Publikum nicht verſtanden oder gewürdigt worden ſeyn, wenn nicht auch das Auge auf's Ueberraſchendſte unterhalten würde. Es iſt auf der Pariſer Bühne vielleicht nie etwas Prahleriſcheres dargeſtellt worden, als die Felſenſchlucht, der Kreuzgang im Nonnenkloſter und die ſtark beleuchtete Kirche im lezten Aufzuge von Robert le diable. Hier zeigt ſich wahres Künſtlertalent, und in der That hat Dr. Veron zur Darſtellung dieſer Scenen die ausgezeichnetſten Künſtler von Paris berufen; aber ſchwerlich wird er nun das Pariſer Publikum auf's Neue überraſchen können; hier iſt das non plus ultra der ſceniſchen Täuſchung. Der ſo lange anhaltende Beifall, den man dieſer Oper zollt, hat die Direktion im vorigen Jahre der Mühe überhoben, viel neue Stücke zu geben. Im ganzen Jahre hat ſie nur zwei Neuigkeiten auf die Bühne gebracht, und noch dazu waren es keine Opern, ſondern nur Ballette. Doch bald wird man Roberts des Teufels hinter und vor der Bühne müde werden, und dann wird es unumgänglich nöthig ſeyn, eine große neue Oper bei der Hand zu haben. Auch werden deren ſchon zwei vorbereitet, nämlich „die Jüdin," Text von Scribe, Muſik von Halevy, und eine neue Meyerbeerſche Oper, wozu ein neuer Baſſiſt aus Brüſſel, Namens Serda, verſchrieben worden iſt. An einem guten Baſſiſten fehlt es der großen Oper; Levaſſeur thut ſein Beſtes in der Rolle Bertrams, aber ſchwerlich genügt er dem Komponiſten. In Geſellſchaften hört man zuweilen einen guten Baſſiſten, Namens Géraldi, welcher unter andern ein Meyerbeerſches, jezt beliebtes Stück, „der Mönch," ſehr gut ſingt; aber er betritt nie die Bühne. Auch einige Schubertiſche Lieder fangen an, in Paris beliebt zu werden; ſo habe ich in mehreren Soirées muſicales ſeinen Goethe'ſchen „Erlkönig" von Nourrit, dem Opernſänger, recht gut ſingen hören. Dieſen Erlkönig hat ein gewiſſer Bélangé in's Franzöſiſche überſezt, aber ſo, daß Goethe ſchwerlich damit zufrieden geweſen wäre; denn er hat ihn ganz ſchwarz ausgemalt, wovon im Original keine Spur zu finden iſt. An ſolchen ſchwarzen, finſtern Stücken findet man aber jezt großes Behagen, und Dichter und Komponiſten unterlaſſen nicht, das Publikum nach ſeinem Geſchmacke zu bedienen. Natürlich ſchöpfen ſie fleißig in der deutſchen Litteratur, welche an tragiſchen und elegiſchen Stücken einen Ueberfluß beſizt, und erſt vor einigen Tagen gab ein gewiſſer Monpou, der ſich einbildet, ein großer Künſtler zu ſeyn, weil er ſich ſehr heftig geberdet, eine muſikaliſche Behandlung der Bürgerſchen Lenore; jedoch zeigte er bald, daß er dem Gegenſtande nicht gewachſen war. Beſſer gelingen ihm die Lieder, deren er eine Menge in Muſik geſezt hat; allein ſo manche andere Sänger in Paris haben ſich in dieſem Fache ausgezeichnet, daß ein Tonſezer ſich mit dieſem leichten Ruhme nicht mehr begnügen will. Sie wollen dramatiſche Scenen, tragiſche Auftritte, ernſthafte Balladen in Muſik ſezen, ohne ihre Kräfte abzumeſſen. Gelingt es doch kaum dem mit Shakespeare und Beethoven innig vertrauten Berlioz, ſich durch ſeine ſonderbaren muſikaliſchen Phantaſien beliebt zu machen.

(Die Fortſezung folgt.)

London, Februar.

(Fortſezung.)

Zuſtand der faſhionablen Welt.

Wider die angeführte Ordensdekoration läßt ſich nichts einwenden. Es iſt auch nicht zu läugnen, daß ſie es war, mit welcher Königin Adelaide erſchien. Es iſt jedoch ebenfalls wahr, daß dieſelbe, gleich Königin Charlotte, ſich bis jezt nur damit gezeigt hat, ſo oft ſie — ohne Erfolg — war, wie Königin Charlotte — mit Erfolg — geweſen iſt. Man hat daher die Frage aufgeworfen, ob vielleicht ein geheimer Ordensartikel den Königinnen das Tragen der blauen Schleife nur in einem gewiſſen Falle vorſchreibt? Eine genügende und authentiſche Löſung hat zur Zeit nicht verlautet. Sie ſoll mir und durch mich den Leſern nicht entgehen, wenn ſie gegeben wird. Inzwiſchen bedarf es keiner langen Beweisführung, daß nächſt denen, welche, an der Möglichkeit eines ſolchen Ereigniſſes gar nicht denkend, in Prinzeſſin Victoria die künftige Thronerbin geſehen und demgemäß ſich gegen ſie benommen haben, Niemand bei der Nachricht weſentlicher betheiligt war, als Prinzeſſin Victoria ſelbſt. Obgleich nur erſt im Uebertreten zur Jungfrau begriffen, hat ſie doch gewiß von Eliſabeth, der jungfräulichen Königin, und von dem Glanze und dem Ruhme ihrer Regierung gehört. Sollte, könnte ſie nicht eine ähnliche Zukunft ihrem jungen Auge vorgezeichnet haben? Und nun auf einmal das ſchöne Bild zerſtört, ihre Hoffnung durch die Hoffnung einer Andern vernichtet! — Es erſcheint daher beinahe wie das Kneipen mit glühenden Zangen vor der Enthauptung, daß eine Art Karrikatur des armen Mädchens an den Fenſtern aller Bilderhändler aushängt, ſie, getreu kopirt nach einem der vielen Kupferſtiche, welche jährlich von ihr erſchienen ſind und von denen die neueſten, wenn die Nachricht wahr iſt, eine ſtarke Preisverminderung erfahren dürften, nur ihre Naſe greulich und doch Lachen erregend verrenkt. Was heißt das? was hat das Verrenken der Naſe mit der vorausſezlich geſtorbenen Hoffnung einer engliſchen Thronerbin zu thun? — Wenn der Kinderreichthum einer deutſchen Familie durch abermaligen Segen vermehrt wird, ſo empfangen — mindeſtens nach der Sitte einiger deutſchen Länder — die ſchon vorhandenen Kinder große Zuckerdüten in gold- und ſilberfarbigem Papier; die größte und ſchönſte aber erhält das jüngſte Kind, gleichſam als Entſchädigung für die ihm nun verlornen Vorrechte des Neſthühnchens. Vorrechte ſolcher Art gibt es auch in engliſchen Familien, doch nicht ſolche ſüße Entſchädigung, wenn ſie durch einen neuen Segen des Herrn verloren gehen. Dann wird dem jüngſten Kinde geſagt, daß ſeine Naſe verrenkt ſey — that its nose is put out of joint — und ich kann verſichern, daß einmal bei Ueberbringung meines Glückwunſches wegen vermehrter Familienfreude ein dreijähriges Mädchen, bis jezt das Neſthühnchen, die Hand am Näschen, mich unter vielen Thränen fragte, ob es denn wahr, daß ſein Näschen verſchoben ſey? Ich wußte damals nicht, was es heiße: the child's nose is put out of joint, und obgleich ich die Redensart kannte: his rival as put his nose out of joint, ſein Nebenbuhler hat ihn ausgeſtochen, ſo dachte ich doch nicht daran, beide Phraſen mit einander in Verbindung zu bringen und jene durch dieſe zu erklären. Ich ſuchte daher das weinende Mädchen durch die wiederholte Betheuerung zu beruhigen, daß ſeine Naſe nichts weniger als verrenkt ſey, und wurde für die Sorgfalt, mit welcher ich in der Vorausſezung, das Kind habe ſich geſtoßen oder ſey gefallen, ſein Näschen unterſuchte, mit einem lauten Gelächter der Anweſenden belohnt und endlich belehrt. Vielleicht läßt ſich der Urſprung der anſcheinend ſonderbaren Redensart aus der menſchlichen Gewohnheit erklären, beim Empfange unangenehmer Nachrichten die Naſe zu rümpfen und das Geſicht zu verzerren.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. März 1835.

Nie war der Eigenſinn bei einem Menſchen größer.
Du denkſt, er liebe mich; o nein, ich kenn' ihn beſſer.

Goethe.

Soldatenſchickſale.

(Fortſezung.)

Während Anna das Zettelchen las und wieder las, hatte Adolph das Zimmer verlaſſen. „Was hat er Dir aufgeſchrieben?“ fragte Clara; „eine Deklaration?“ — „O nein,“ erwiderte Anna, „ein kaltes, halbſpöttiſches Lob. Wer ihn nur ergründen könnte!“ — „Nun,“ ſagte Clara, „in Bezug auf Dich iſt er eben nicht ſchwer zu ergründen, denn das haſt Du wie wir alle doch längſt bemerkt, daß er Dich anbetet.“ Anna erwiderte ſehr ernſt: „Ihr ſeyd in dieſem Falle eben alle im Irrthum, denn ich kenne keinen Mann, über den ich weniger Herrſchaft übte, als über Deinen Bruder. Er hat mir noch nie ein eigentlich verbindliches Wort geſagt, sein Lob iſt immer zweideutig, und das Intereſſe, das er an uns nimmt, gilt mir nicht, denn bei jeder Gelegenheit vermeidet er es, mich auf irgend eine Art auszuzeichnen. Als er neulich auf euch alle allerliebſte Gedichte machte, überreichte er mir allein einen nichtsſagenden Scherz, worin er zwölfmal auf Zwiebel reimte.“ Clara lachte, aber Anna hatte die Thränen in den Augen. — „Und warum,“ nahm erſtere das Wort, „säße er denn jeden Augenblick, den ſeine Geſchäfte ihm frei laſſen, hier bei uns und gäbe uns gute Lehren? warum ſuchte er Muſikalien für uns aus, wenn er in die Stadt geht? warum läſe er uns Abends aus der Iphigenie vor?“ — „Ich weiß es nicht,“ ſagte Anna, „aber ſicherlich nicht, um ſich mir angenehm zu machen, denn er ſezt mich offenbar zurück und hat es dahin gebracht, daß ich in einer ewigen Spannung bin und wie auf Nadeln ſitze, wenn er da iſt.“ Clara wußte zu gut, wie werth ihr Bruder der Freundin war, um ihr dieſen Erguß übel zu deuten. Sie küßte ſie zärtlich auf die Stirne und brach das Geſpräch ab.

Die Zeit der Trennung, da Claras Onkel und Tante das Weigandſche Landgut verlaſſen ſollten, kam heran. Es war eine ziemlich weite Entfernung bis Osnabrück, und die beiden Freundinnen konnten nicht hoffen, ſich vor dem nächſten Sommer wieder zu ſehen. Adolph begleitete die Verwandten, obgleich er anfänglich die Abſicht geäußert hatte, bis gegen Herbſt in Nordburg zu bleiben. Anna war im Stillen gekränkt darüber, und Claras Briefe, voll Neckereien über die ſtumme Liebe des Bruders und der Freundin, vermochten ſie nicht zu tröſten.

So ſchrieb unter Anderm Clara: „Du kannſt wohl denken, in welchem Kreiſe ſich unſer Geſpräch auf der Herreiſe drehte: jezt iſt Anna am Klavier, jezt lieſt ſie dem Vater die Zeitung vor, nun überſezt ſie, nun ſchreibt ſie an mich, nun ſingt ſie die Romanze von Rodrigo.

Digitized by Google

— Adolph ward bei dieſem Worte düſter, wie er leicht wird, wenn von Spanien die Rede iſt; er ſagte: „Anna iſt kein ſpaniſches Mädchen, und doch ſingt ſie ſo klangvoll und ſo ſüdlich, daß einem das Herz im Leibe zittert.“ So hat er zu Dir nie geſprochen, und auch mir ſagte er nichts mehr.“ — Ein andermal: „Adolph iſt traurig und macht mir Kummer, ich glaube, es iſt, weil er die Romanze von Radrigo ſo lange nicht gehört hat. Als wir neulich abgegeſſen hatten und er im Fenſter ſtand, ſchlich ich mich zu ihm, machte das Fenſterbrett zum Flügel, trommelte mit den Fingern darauf und ſang ihm leiſe zu: „Du klageſt, einzig verehrte Schöne.“ — Er ſah mich wehmüthig lächelnd an, ſeufzte und fuhr ſich mit der Hand über die Stirn.“

Als Adolph längſt wieder in Weigands Hauſe war, ſchrieb Anna: „Du thuſt mir weh mit Deinen Scherzen über Adolph; warum willſt Du Dir und mir etwas in den Kopf ſetzen, was doch nicht iſt? Er vermeidet mich, ſtatt mich zu ſuchen; wenn ich ſinge, nun ja, dann hört er zu; aber wer weiß, welche Erinnerungen ihn dabei beſchäftigen? Ich fürchte, Du wirſt mich ihm noch ganz fatal machen, indem Du ihn mit einer Neigung neckſt, die er durchaus nicht hat. Was hinderte ihn wohl, ſich auszuſprechen? Mein Vater achtet ihn hoch, er iſt ſein Aſſocié, ich bin ihm auch nicht gram — kurz, es gibt nur Ein Hinderniß, ſeine eigene Gleichgültigkeit. Ach, Clara, Dein leichtes Lerchenherz weiß nichts von dem Schmerze verſchmähter Liebe! — Verrathe mich nicht, das iſt meine inſtändigſte Bitte, es wäre mein Tod! Könnteſt Du ſehen, mit welcher eiſigen Kälte er mich behandelt!“

Zu Anfang des Winters wurde Karl von Römmling nach Osnabrück verſetzt, und er ward der Hausgenoſſe des Herrn von Brewitz. Auch Adolph kam und bald die Nachricht, daß Römmlings Regiment nach Spanien kommandirt ſey. Hier iſt nun der Leſer auf dem Punkte, wo dieſe kleine, auf wahre Thatſachen gegründete Erzählung begann.

Auf Brewitzens Gartenhauſe verſammelte ſich nach und nach die Familie zum Frühſtück und der Tag ging wie ein recht gewöhnlicher hin, obgleich in Claras Herzen alles anders geworden war. Sie lud am Abend den Bruder zu einem Spaziergange ein und vertraute ihm, was Vormittags zwiſchen ihr und Römmling vorgegangen war. Er erwiderte: „wenn Du ſicher biſt, daß Dich kein vorübergehender leichter Eindruck zu ihm hinzieht, ſo wüßte ich nicht, wen ich lieber als Schwager begrüßen möchte. Es iſt nichts glücklicher, als wenn zwei heitere Charaktere, wie ihr beiden, gemeinſchaftlich den Lebensweg betreten. Die heitern Menſchen ſind immer die beſten, und jeder, dem eine Wolke auf der Stirne liegt, iſt mir ſchon verdächtig. — Ihr ſeyd jung und friſch von Gemüth und Körper und werdet Euch leicht über alles Unangenehme hinwegfinden. Wohl Dir, wenn Deine erſte Liebe eine glückliche iſt; möge der Himmel es ſo fügen, daß Ihr zuſammen kommt.“ Clara ſah den Bruder befriedigt an. „Wie freut es mich,“ ſagte ſie, „daß meine Wahl Deinen Beifall hat. Karls heitern Sinn möchte ich nicht gegen eine Grafenkrone vertauſchen; aber Du ſollſt mir die ernſten Männer auch nicht ſchelten; biſt Du doch ſelten fröhlich und magſt ein ſo ſtrenges Urtheil über andere ausſprechen, die das Leben nicht roſenfarb ſehen?“ — „Liebe Clara,“ ſagte er, indem er ihr ſanft die Hand drückte, „Du haſt mich lieb und ich verdiene es um Dich; aber glaube mir, daß ich nicht unverſchuldet zu dem Kummer gekommen bin, der mich drückt.“

Sie ſah ihn fragend an; er aber ſchwieg und vergaß auch die eigene Angelegenheit bald über Römmling, der eben nahte. Adolph ging ihm herzlich entgegen und wiederholte ſeine volle Zuſtimmung zur Verbindung des Freundes mit ſeiner Schweſter, fand es jedoch jedenfalls gerathen, den Verwandten nichts von einem Bündniſſe zu ſagen, vor deſſen endlicher Erfüllung noch ſo Vieles ſich ereignen konnte. Auch war Clara die Rolle einer trauernden und bedauerten Braut gar zu fatal, obgleich ſie ſich wohl getraute, die Trennung mit Kraft zu tragen, wenn ſie ungeſtört ihren Gefühlen leben könnte. Der Abſchiedstag nahte heran. Adolph überraſchte Karl noch mit einem Geſchenke, das dieſen innig rührte; es war die Kopie eines Bildes, worauf Clara, einen vollen Roſenkranz im Haare, treffend dargeſtellt war; eine kleine Brieftaſche ſchirmte und verbarg das theure Andenken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Die große Aufmerkſamkeit, welche die Beer-Mädler'ſche Mondkarte (Mappa selenographica. Stuctoribus Guilielmo Beer et Joanne Henrico Maedler), von welcher in mehreren unſerer vorangegangenen Berichte mit ehrender Anerkennung die Rede geweſen iſt, durch ganz Europa erregt, veranlaßt mich, heute gleich wieder darauf zurück zu kommen. Daß bis jetzt zwei der vier Quadranten, aus denen ſie beſtehen wird, erſchienen ſind, haben wir angeführt; jeder derſelben koſtet bei Schropp in Berlin 1¼ Rthlr., ſo daß alſo die ganze, drei Fuß im Durchmeſſer haltende Karte den Subſcribenten nur auf 5 Thaler zu ſtehen kommt. Die beiden

Digitized by Google

lezten Sektionen werden mit Beſtimmtheit in dem laufenden und dem folgenden Jahre verſprochen. Mit meiner ſchwachen Stimme zum Lobe dieſes Unternehmens haben ſich unterdeß die gewichtigſten aſtronomiſchen Autoritäten vereinigt. Beſſel in Königsberg erklärt dieſe Karte für eine der erfreulichſten Erſcheinungen, ſelbſt in einer Zeit, in welcher der Sinn für gründliche und genügende aſtronomiſche Unterſuchungen die Forderungen bis zu einem hohen Grade geſteigert hat. Gleich günſtig urtheilt Littrow in Wien darüber, indem er zugleich die Hoffnung ausſpricht, daß nun auch Lohrmann zu Dresden ſeine ſo ſchön begonnene, von uns ebenfalls ſchon früher mit verdienter Auszeichnung erwähnte Arbeit über den Mond vollenden werde, eine Konkurrenz, von welcher ſich die Wiſſenſchaft die glänzendſten Reſultate verſprechen darf. Der König von Dänemark aber, bekanntlich einer der ausgezeichnetſten Dilettanten auf dem Gebiete der Aſtronomie, hat Beer und Mädler durch Profeſſor Schuhmacher zur Vollendung ihrer trefflichen Arbeit auffordern laſſen, und ein Gleiches iſt von dem königlichen Inſtitute von Frankreich durch den Akademiker Arago geſchehen.

Eine andere Begünſtigung des aſtronomiſchen Studiums darf von Vollendung der kaiſerlich ruſſiſchen Hauptſternwarte zu Petersburg gehofft werden, über welche unſere frühern Berichte auch ſchon mannichfaches Detail mittheilen. Seitdem hat aber das vom Architekten Brüllof entworfene Bauprojekt zur gedachten Sternwarte die kaiſerliche Beſtätigung erhalten, und der Bau hat auf dem Pulkowa'ſchen Berge unfern Petersburg begonnen; vom eigentlichen Obſervatorium ſind die Fundamente gelegt und die Mauern bis zu ebener Erde herausgeführt worden, ſo daß es in Zeit von einem Jahre unter Dach ſeyn dürfte. Rings umher darf, Behufs der Erhaltung eines möglichſt freien Horizonts, auf bedeutende Entfernung kein anderes Gebäude aufgeführt werden. Alle drei projektirten Thürme bekommen übrigens bewegliche Kuppeldächer von einer durch den wackern Akademiker Parrot angegebenen Konſtruktion, nach welcher er ein ſolches Dach mit glücklichem Erfolge ſchon in Dorpat für das ſo berühmte dortige Obſervatorium ausgeführt hat; mittelſt dieſer Beweglichkeit des Daches wird dem beobachtenden Aſtronomen die bequemere Verfolgung des ſcheinbaren Laufes der Geſtirne durch den Himmel bei ihrer täglichen Bewegung erhalten. Die geſammten Koſten des Bauanſchlags betragen 1½ Million Rubel; zur erſten Anſchaffung der Inſtrumente ſind 230,000 Rubel ausgeſezt; der Etat des Obſervatoriums ſteigt auf 50,000 Rubel, und die Hälfte davon iſt, bis zur Vollendung des Baues, zur Entſchädigung der deſignirten Aſtronomen ausgeſezt. Man muß geſtehen, daß, wenn die wiſſenſchaftlichen Reſultate dieſer wahrhaft kaiſerlichen Munificenz entſprechen, ganz Außerordentliches erwartet werden darf.

Wenn die Aſtronomie ſolchergeſtalt den glänzendſten Reſultaten entgegeneilt, ſo hat ſie andernſeits einen ſehr herben Verluſt durch den Tod des fleißigen Aſtronomen Tobias Bürg erlitten, welcher ſeine irdiſche Laufbahn am 25ſten November v. J. zu Wieſenau in Kärnthen geendet hat. Bürg war 1766 zu Wien geboren, und zeigte ſchon früh außerordentliche Anlagen für mathematiſche Studien. Van Swieten, damaliger Präſes der öſterreichiſchen Studien-Hofkommiſſion, wurde aufmerkſam auf ihn, begünſtigte ſein Streben und brachte ihn in Verbindung mit Triesnecker, Adjunkt der kaiſerlichen Sternwarte, unter dem er ſich im Obſerviren übte und deſſen Stelle er 1792 erhielt. Sein Hauptverdienſt beſteht in der Vervollkommnung der Theorie des Mondes, wodurch der verwickelte Lauf dieſes gleichzeitig den Anziehungen der Erde und der Sonne unterworfenen Himmelskörpers genauer beſtimmt, und die Vorausſagung ſeines allaugenblicklichen Ortes am Himmel möglich gemacht wurde. Hievon aber hängt bekanntlich die Findung der Länge zur See und ſomit das ganze Schickſal der Schifffahrt ab, zumal wenn man ſich nicht vollkommen auf die Genauigkeit der zu dem nämlichen Zwecke dienenden Längen- oder Seeuhren verlaſſen kann. Das Pariſer Nationalinſtitut gab, in Betracht der außerordentlichen Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes, im Jahre 1798 die Preisfrage auf: Aus einer großen Zahl von Mondsbeobachtungen, mindeſtens 500, den genauen Ort der Erdferne in der Mondsbahn * für eine beſtimmte Zeit, und eben ſo die Lage ſeines aufſteigenden Knotens, d. h. des Punktes anzugeben, wo er ſich über die Ekliptik zu erheben und nördliche Breite zu bekommen anfängt.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Der Mond beſchreibt eine elliptiſche Bahn um die Erde, in deren einem Brennpunkte leztere liegt. Der fernſte Bahnpunkt von dieſem Brennpunkte heißt die Erdferne (Apogäum); er iſt ſelbſt einer Fortrückung unterworfen.

R.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beſchluß.)

Zuſtand der faſhionablen Welt.

Das Lächerliche, welches manche Menſchen darin finden, wenn ſie Andere in Folge getäuſchter Erwartung Geſichter ſchneiden ſehen, und welches in vorliegendem Falle die

verſchobene Naſe der Prinzeſſin Victoria allerdings auch hat, muß jedoch bei einem Blicke auf die wegen Thronfolger-Streitigkeiten mit Blut geſchriebenen Blätter der Geſchichte, bei einem Blicke auf die gegenwärtige Lage des aus gleichem Grunde furchtbar zerfleiſchten Spaniens ſich ſchnell in ernſten Ernſt verwandeln. Wie, wenn König Wilhelm ſtirbt, während ein noch ungebornes Leben unter dem Herzen der Königin klopft? In England, wie in Frankreich und wie in allen monarchiſchen Staaten, gilt und muß der Grundſatz gelten: der König ſtirbt nicht — the King never dies. Daher in Frankreich der bekannte Ruf: le Roi est mort, vive le Roi! Kann ein ungebornes Kind, ein Geſchöpf, von dem es zweifelhaft iſt, ob es je zum Leben geboren werden wird, zweifelhaft, ob es ſelbſt in dem Augenblicke lebt, wo ihm der Ruf erſchallt: es lebe! kann ein ſolches Kind, ſobald nicht ein ausdrückliches Geſetz die Entſcheidung ſpricht, zum Nachfolger eines Throns erklärt werden, der nie erledigt ſeyn ſoll? Der Verſtand und das ſtrenge Recht — das Recht, das oft Unrecht iſt — beide ſagen meines Erachtens: nein, und nach ſolcher Anſicht würde, wenn König Wilhelm mit Hinterlaſſung eines ungebornen Kindes ſtürbe, Victoria Königin und das Kind bei ſeiner Geburt des väterlichen Erbes verluſtig ſeyn. Wäre es auch zu wünſchen, ſo wäre es doch nicht zu vermuthen, daß ſolchen Falls die junge Königin, um allen Zwiſt und Hader zu vermeiden, zu Gunſten des neugebornen Erben dem eigenen Kronrechte entſagte, und wenn es auch zu wünſchen, ſo wäre es doch nicht zu vermuthen, daß unter Englands Großen ſich Keiner fände, das Recht von ſeines Königs Kinde zu verfechten, oder daß dieſes Kind nicht ſelbſt einmal den Anſpruch auf ſeines Vaters Erbe geltend machte. Und dann flöſſe Bürgerblut. Ein hierüber entſcheidendes Geſetz beſizt England nicht. Es war die Rede davon, daß eines gegeben werden ſollte, als beim Anfange der gegenwärtigen Regierung die ſogenannte Regencybill durchging; allein es geſchah nicht, und daß es nicht geſchah, muß um ſo mehr auffallen, je ſchlagender die Nothwendigkeit einer ſolchen geſezlichen Beſtimmung ſich gerade aus der Verſchiedenheit der deßhalb herrſchenden Anſichten ergab. Lord Lyndhurſt, damals, wenn ich nicht irre, Lord-Kanzler, war der Meinung, daß, wenn der König ſtürbe mit Hinterlaſſung der Königin im anerkannten Zuſtande der Schwangerſchaft, die Rechte des ungebornen Kindes auf den Thron ungeſchmälert blieben. Zwei oder drei Rechtsgelehrte dagegen ſprachen ihre Ueberzeugung unbedingt dahin aus, daß der geſezliche Grundſaz: der König ſtirbt nicht, ſofort und ohne Rückſicht auf den Zuſtand der Königin das Recht des nächſten Erben in's Leben rufen würde. Ja, Lord Lyndhurſt ſelbſt war, nachdem er dieſen Grundſaz zugegeben hatte, nicht ohne Verlegenheit, wie er, in Uebereinſtimmung mit demſelben und in Uebereinſtimmung mit ſeiner Anſicht und mit der Unwiderrufbarkeit und Unverlezlichkeit eines wohl erworbenen Rechtes, die ihm vorgelegte Frage entſcheiden ſollte, ob, wenn die Königin-Wittwe erſt nach öffentlicher Anerkennung des Thronfolgers ihres Mutter-Zuſtandes ſich bewußt werde, dieſer ſofort, oder erſt nach erfolgter Geburt eines lebenden Kindes, oder gar nicht zur Niederlegung der Krone verpflichtet ſeyn ſolle? Man ſagt, daß die Nachricht von der neu erblühten Hoffnung einer unmittelbaren Thronfolge — ob Gerücht oder Wahrheit — die Miniſter veranlaßt habe oder noch veranlaſſen werde, den liegen gebliebenen Geſezesentwurf wieder aufzunehmen, und ſollte daher die Naſe der Prinzeſſin Victoria auch nur irrthümlich verrenkt worden ſeyn, die Verrenkung würde doch, wenn ſie Gelegenheit gäbe, jedem diesfalls möglichen Succeſſionszwiſte zu begegnen, eine höchſt heilſame genannt werden müſſen.

Paris, Februar.

(Fortſezung.)

Theater.

Die komiſche Oper hat ein altes Stück, „Zemir und Azor,“ wieder vorgenommen, und zwar wider Erwarten mit ziemlichem Beifalle; aber weislich läßt man die Darſtellung dieſer alten Operette mit der des Freiſchüzen abwechſeln. Von Zeit zu Zeit läßt ſich das Pariſer Publikum das Veraltete wohl wieder vor Augen und Gemüth bringen; jedoch muß dieſes mit großer Vorſicht geſchehen; es muß nur als zur Abwechſelung erſcheinen und keine Hauptſtelle einnehmen. Auch hat die Operette ſtets etwas Neues zur Hand. Leider hat ſie ſeit dem Pré aux clercs nichts finden können, das rauſchenden Beifall erhalten hätte. Uebrigens hat man die Bemerkung gemacht, daß im vorigen Jahre weit weniger neue Stücke auf den Pariſer Bühnen erſchienen ſind, als in dem vorhergehenden, obſchon kein einziges Theater, den Cirque olympique etwa abgerechnet, geſchloſſen geweſen iſt. Man hat daraus natürlich gefolgert, daß das Publikum mit den ältern Stücken zufrieden geweſen, und weniger Neues gefordert hat, als zuvor. Aber nun könnte man wieder fragen, ob die Theaterdichter im vorigen Jahre ſich mehr nach dem Geſchmacke des Publikums bequemt haben, oder ob das Publikum nachſichtiger geworden iſt; vielleicht Beides. Ich glaube überhaupt, daß ſeit Einführung der Theaterfreiheit und ſeit dem Umſturz der alten Dramaturgie in Frankreich das gutmüthige Publikum ſo ziemlich Alles durchgehen läßt, was ihm keine Langeweile macht; denn das Langweilige wird wohl nimmer in Paris mit Nachſicht aufgenommen werden. Voltaire hat dies wizig ausgedrückt: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux;“ dies ſieht man erſt jezt, nach Verlauf von fünfzig Jahren, hier völlig ein, und daher verſucht ſich Jeder in der Weiſe, die ihm am beſten anſteht. Einige Theaterkritiker klagen über gänzliche Gleichgültigkeit von Seiten des Publikums gegen alle neuen literariſchen Erſcheinungen, und ſehen dieſe Gleichgültigkeit als eine Folge von Ueberſättigung an. Man bedenke aber, daß ſich das zuſchauende Publikum jezt alle Abend in mehr als zwanzig Schauſpiel- und Muſikſäle vertheilt, daß folglich ein einzelnes Stück, ein Trauerſpiel, eine Oper, ein Vaudeville nicht mehr das allgemeine Aufſehen erregen kann, als da weit weniger Schauſpiele und kaum andere Beluſtigungen ihm zu Gebote ſtanden, z. B. zur Zeit Napoleons, der die Pariſer Schauſpiele auf acht reduzirt hatte. Und ſeitdem kühne Dichter ſich über die ſogenannten ariſtoteliſchen Theaterregeln oder die trois unités hinweggeſezt haben und vom Publikum beklatſcht worden ſind, hat lezteres keinen andern Maßſtab mehr, den es an die neuen Stücke legen könnte, als ſein Gefühl und die Unterhaltung, welche ihm die Neuigkeiten gewähren. Daß das Publikum nicht überdrüſſig ſey, beweist ja eben die Fülle der vielen Schauſpielſäle; wie hätte Robert le diable 120 Darſtellungen erleben können, wenn ſich das Publikum ſo gleichgültig erwieſe, als es einige mit ihrer Zeit unzufriedene Kritiker behaupten? wie hätte ſich Scribe bereichern können, wenn die Zuſchauer vom Gymnase dramatique weggeblieben? Auch ſehen die Dichter gar nicht ſo aus, als ob ſie an die Gleichgültigkeit des Publikums glaubten.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 5. März 1835.

Stets geforſcht und ſtets gegründet,
Nie geſchloſſen, oft geründet,
Aelteſtes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Bürg rang um dieſen ſchweren Preis, aber nicht etwa nach den geforderten 500, ſondern vielmehr nach 3000 Beobachtungen. Er hatte nur einen einzigen Mitbewerber, drn franzöſiſchen Aſtronomen Bouvard. Beider Arbeiten, geprüft von den erſten damaligen Geometern, Lagrange, Laplace, Legendre, Mechain, wurden ſo vortrefflich befunden, daß man den Preis zu theilen beſchloß, dergeſtalt jedoch, daß Bürg $^2/_3$, und Bouvard nur $^1/_3$ bekommen ſollte. Aber in drr feierlichen Sitzung drs Inſtituts beſchloß der erſte Konſul vielmehr eine Verdopplung des Preiſes, und ſo erhielt Jeder ein Kilogramm Gold (260 Dukaten), ein Fall einzig in ſeiner Art und eine Anerkennung deutſchen Verdienſtes durch franzöſiſche Municifenz, wozu wir umgekehrt keinen zweiten Fall zu citiren wiſſen. Bürg wurde ſeitdem den ausgezeichnetſten Aſtronomen beigezählt, und ſein Kaiſer gewährte ihm alle Muße zur Vollendung ſeiner ſchwierigen Mondtafeln, deren Herausgabe ſpäter ebenfalls das franzöſiſche Nationalinſtitut beſorgte.

Vom Gebiete der Aſtronomie hiernächſt auf das der Naturlehre übergehend, gedenken wir zuerſt einer Abhandlung eines engliſchen Geiſtlichen Fiſher über das Nordlicht, welche in der Sitzung der Royal Society vom 26ſten November v. J. vorgeleſen und mit großer Theilnahme aufgenommen worden iſt. Der Verfaſſer, welcher ſelbſt einen mehrjährigen Aufenthalt in hohen nordiſchen Breiten, dem Herde dieſer ſo ſchönen und ſo viel beſprochenen Lichterſcheinung, gemacht hat, folgert aus ſeinen eigenen ſorgfältigen Beobachtungen und den damit verglichenen Berichten mehrerer Seefahrer und Reiſenden, daß ſich das Nordlicht hauptſächlich an der Kante des gefrornen Meers, kurz überhaupt da entwickelt, wo die Ausdünſtungen großer Waſſermaſſen ſchnell gefrieren. Unter ſolchen Umſtänden bemerkt man es auch ſogleich, wenn es die obern Ränder der dunkeln Wolken beleuchtet, welche ſich in Folge der Waſſerverdunſtung bilden; und den Schiffern in den nordiſchen Meeren iſt dieſe Art von Phaſe des Nordlichtes, welche ſie mit dem Namen des „Seeſlimmerns“ belegen, wohl bekannt. Fiſher beweist aus dieſen Umſtänden, daß das Nordlicht eine elektriſche Erſcheinung ſey. Durch die ſchnelle Verdichtung der Dünſte, im Augenblicke des Gefrierens, wird das elektriſche Gleichgewicht der benachbarten Luftmaſſen beeinträchtigt, und das Nordltcht iſt der Wiederausgleichungsprozeß dieſes alſo geſtörten elektriſchen Gleichgewichts der Atmoſphäre. In gemäßigten Klimaten aber kommt dieſe Erſcheinung darum nicht vor, weil der Grund: das

Digitized by Google

plötzliche Gefrieren großer Maſſen von Waſſerdunſt, wegfällt; die Natur bewerkſtelligt den Wiederherſtellungsprozeß des elektriſchen Gleichgewichts hier durch Donner und Blitz, und man könnte das Nordlicht hiernach mit vollem Rechte das Gewitterſurrogat der hohen nördlichen Breiten nennen, in denen es bekanntlich keine Gewitter gibt. — Ich geſtehe, daß mich dieſe Art von Auffaſſung der Entſtehung der Nordlichter ſehr befriedigt hat, und man wird ihr auch wohl am Ende um ſo mehr Beifall ſchenken müſſen, als an der elektriſchen Natur des Phänomens überhaupt nicht wohl mehr gezweifelt werden kann. Der Gedanke aber, die Nordlichter unter dem Geſichtspunkte „nordiſcher Gewitter“ zu betrachten, iſt neu und ſinnreich.

Sehr ſchöne und erfinderiſch ausgedachte Verſuche über die Schnelligkeit, mit welcher ſich das elektriſche Fluidum durch Metalldrähte fortpflanzt, hat kürzlich der Profeſſor Wheatſtone am Kings College zu London angeſtellt. Er zog im Gebäude der Nationalgalerie Kupferdrähte von ½ engliſchen Meile Länge, welche mit einer Elektriſirmaſchine in Verbindung ſtanden und an einzelnen Stellen unterbrochen waren, ſo daß man das Ueberſpringen des elektriſchen Funkens von dem einen Ende zum andern in einem Drehſpiegel beobachten konnte; letzterer Spiegel war ſo eingerichtet, daß er mehrere hundert Drehungen in einer einzigen Sekunde machte, welche ſich zugleich angegeben fanden, ſo daß noch die Beſtimmung des kleinſten Zeitintervalls möglich blieb. Wheatſtone that auf dieſe Weiſe dar, daß die Schnelligkeit, mit welcher das elektriſche Fluidum einen Kupferdraht durcheilt, die Schnelligkeit des Lichtes im Weltenraume faſt um den dritten Theil übertrifft, d. h. alſo, einen Raum = 3 zurücklegt, während das Licht nur 2 macht. Nun legt das Licht, wie uns Beobachtungen über die Aberration der Fixſterne und die Verfinſterungen der Jupiterstrabanten lehren, in einer einzigen Zeitſekunde über 40,000 Meilen zurück, ſo daß es von der Sonne bis zu uns (etwa 20 Millionen Meilen) in 8 Minuten und einigen Sekunden gelangt. Das elektriſche Fluidum dagegen durchläuft nach dieſen Verſuchen in einer Sekunde 60,000 Meilen, und würde, wenn eine Kupferdrahtverbindung zwiſchen Sonne und Erde möglich wäre, von jener zu dieſer ſchon in etwa 5½ Minute gelangen. Ich ſtehe nicht an, dieſe Reſultate der Wheatſtoneſchen Verſuche zu dem Bedeutendſten zu zählen, was die Experimentalphyſik ſeit lange geleiſtet hat.

In den früheren Nummern unſerer Berichte iſt wiederholt von einem ſinnreich ausgedachten Apparate des berühmten Gauß zu Göttingen die Rede geweſen, um an einem ſchwebenden, den Einflüſſen alles Metalls und ſelbſt der Nähe des Beobachters entzogenen Magnetſtabe die kosmiſchen und telluriſchen Einflüſſe auf die magnetiſche Deklination und Inklination auf das Genaueſte zu beobachten. Einen ähnlichen Apparat hat jetzt der Profeſſor Marx, derſelbe, dem wir bei der Stuttgarter Naturforſcherverſammlung einen ſo lehrreichen Vortrag über dieſen wichtigen Gegenſtand verdanken, zu Braunſchweig aufgeſtellt. Das Ergebniß der beiderſeitigen Beobachtungen zu Göttingen und Braunſchweig iſt bis jetzt vollkommen übereinſtimmend gefunden worden. Am 1ſten November hatten ſich beide Magnetſtäbe wie gewöhnlich bewegt und waren in mehreren Stunden von der mittleren Richtung kaum um eine Bogenminute abgewichen. Am folgenden Tage (Sonntag, den 2ten November) dagegen zeigten ſich beide eben ſo übereinſtimmend höchſt unruhig, und wurden bald nach 9 Uhr Morgens wie durch einen gemeinſchaftlichen Stoß auf einmal um 22 Minuten von der urſprünglichen Richtung weggerückt. Welch ein eigenthümlicher Vorgang in der Natur hat dieſe ganz außerordentliche magnetiſche Anomalie erzeugt? Wir wiſſen es noch nicht, aber gleichwie die Kenntniß der Barometerveränderungen nach langjährigen Beobachtungen jetzt dergeſtalt ausgebildet iſt, daß man aus bloßen Veränderungen in der Höhe der Queckſilberſäule mit Gewißheit auf bevorſtehende Aenderung in der Witterung, Windrichtung u. ſ. w. ſchließt, eben ſo darf man hoffen, die Theorie der magnetiſchen Abweichungsänderung gleichermaßen bald zu einer ſolchen Vollkommenheit erhoben zu ſehen, daß daraus mit derſelben Sicherheit auf andere betreffende, unſerer Aufmerkſamkeit bis jetzt vielleicht ganz entgangene Naturprozeſſe, ja vielleicht wohl gar auf noch ungeahnte kosmiſche Ereigniſſe geſchloſſen werden kann. Ich kenne nichts Intereſſanteres, als dieſe Anregung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Anfangs Juli (1808) langte Römmling in England an und erhielt dort die ehrenvolle Stelle eines Adjutanten beim Obriſten St. — Die engliſche Armee war voller Muth und Enthuſiasmus; nach langer, gezwungener Ruhe leuchtete die Kampfluſt aus den Augen der Offiziere und Gemeinen, und der Befehlshaber, Sir John Moore, war der Mann, der ſeine Soldaten zu begeiſtern wußte. England hat keinen General gehabt, der allgemeiner als dieſer der Liebling ſeiner Untergebenen geweſen wäre; Bravour, Herzensgüte, Leutſeligkeit und Frohſinn waren in dieſem zu früh verſtorbenen Helden

Digitized by Google

vereinigt. Römmling fand ſchon im Augenblicke der Einſchiffung Gelegenheit, ſich durch ſeine Raſchheit und Intelligenz bemerkbar zu machen. Am lezten Juli blähete ein günſtiger Wind die Segel der engliſchen Flotte, welche majeſtätiſch die blauen Wogen des ſommerlichen Meeres durchſchnitt. Sir John Moore ſtand etwas entfernt von ſeinem Gefolge und ſah unverwandt auf das engliſche Geſtade zurück; die jüngern Offiziere blickten ehrfurchtsvoll auf ihn, in deſſen Zügen eine ungewöhnliche Rührung zu leſen war; Kapitän Blake, des Obriſten St. erſter Adjutant, ergriff Römmlings Hand, der neben ihm ſtand und ſagte ernſt: „Wer weiß, wer von uns dieſen Küſten wieder entgegenſegelt? Aber ſo lange unſer edler Anführer uns als Vorbild erhalten wird, wollen wir über den Verluſt Einzelner nicht klagen und ſelbſt mit feſtem Auge dem Tode entgegenſehen.“ Der junge Mann, der dieſe Worte ſprach, hatte ein von Lebensluſt ſtrahlendes Geſicht und gewährte das ſeltne, aber anziehende Bild eines fröhlichen Engländers, weßhalb auch Römmling ſich gleich Anfangs freute, zu ihm in ſo naher Beziehung zu ſtehen. Der erſte Tag der Fahrt war ſchöner als die folgenden, widrige Winde erhoben ſich, und erſt am 14ten Auguſt ward ihnen der erſehnte Anblick der Ufer von Portugal, wo ſie in der Bay von Mondego landeten. Römmlings Chef ward ſogleich von Sir John Moore in das Hauptquartier Sir Arthur Wellesleys, des nachmaligen Lord Wellingtons geſandt, um dieſen von ſeiner Ankunft zu benachrichtigen. Schon jezt begannen die Mühſeligkeiten einer höchſt beſchwerlichen Campagne; doch ein Fußmarſch in der Hundstagshitze, unter dem glücklichen 40ſten Breitengrade, ward ohne Unfall überwunden, und Obriſt St. erreichte das engliſche Hauptquartier zu Vimiero, wo ſie, troß den bedauernswerthen Folgen der langen Verzögerung ihrer Ankunft, dennoch mit Jubel empfangen wurden. In Wellesleys Armeekorps war eine lebhafte Bewegung; eben ſah man von weitem ein Detachement franzöſiſcher Kavallerie heranrücken und rings im Lager erſcholl der Ruf zu den Waffen; aber die Fahne eines Parlamentärs machte bald der Unruhe ein Ende. Mit einem glänzenden Gefolge nahte ſich der General Kellermann, um im Auftrage des Generals Junot einen Waffenſtillſtand auf einige Tage zu unterhandeln, der vielleicht das Vorſpiel einer friedlichen Vereinigung werden könnte. Und nicht lange, ſo erfuhr man wirklich, daß vor der Hand alle Feindſeligkeiten aufgehoben ſeyen. Die Franzoſen hatten durch die verſprochene Räumung Portugals einen ſo vortheilhaften Waffenſtillſtand erlangt, daß ein allgemeines Murren unter den Offizieren und Soldaten der engliſchen Armee ausbrach. Das Ausbleiben des Mooreſchen Korps, woran nur der unüberwindliche Einfluß der Elemente Schuld war, der Mangel an Energie unter den einheimiſchen Truppen, und endlich die bedenkliche Lage der Armee in dem fremden, ausgeſogenen Lande, hatten Sir Hew Dalrymple, den Höchſtkommandirenden, und Sir Arthur Wellesley beſtimmt, den Franzoſen freien Rückzug mit den Waffen in der Hand und ſichere Einſchiffung in Liſſabon zu geſtatten. Der Unwille der Portugieſen war grenzenlos, wie ihr Haß.

Obriſt St. ward beauftragt, bei der Einſchiffung der franzöſiſchen Truppen in Liſſabon gegenwärtig zu ſeyn. Römmling war froh, ihm folgen zu dürfen; ihm ward dadurch die Gelegenheit, die ſchöne Hauptſtadt im möglichſt vortheilhaften Augenblicke zu ſehen; denn das Korps des Sir John Hope, dem ſie ſich angeſchloſſen, ward mit einem Jubel ohne Gleichen empfangen. Alle Häuſer der maleriſch gelegenen Stadt waren mit bunten Teppichen und Fahnen behangen, und ein Regen von Blumen und Bonbons fiel aus den Händen ſchöner Frauen auf die Einziehenden herab. Römmling fing mit der Spitze ſeines Degens ein Kränzchen von Roſen und Levcoyen auf, und grüßte das erröthende Mädchen, deſſen Hand es geſpendet hatte, ritterlich und mit glänzenden Augen. Die ganze Scene war bezaubernd; das köſtlichſte Wetter begünſtigte die Feſtlichkeit, der Tajo war bedeckt mit Booten, auf welchen, ſo wie auf den flachen Dächern der Häuſer längs dem Ufer, unzählige Flaggen im Winde flatterten, von allen Kirchen und Kapellen ward geläutet, und in der hohen, azurblauen Luft miſchte ſich der Ton der Glocken mit dem Jubel des Volkes; die Portugieſen waren in dieſen Augenblicken innig verbrüdert mit den Engländern, die ihnen als Retter erſchienen.

Die Quartierbillette wurden vertheilt, und Römmling hatte die angenehme Ueberraſchung, zu ſehen, daß ihn das ſeinige zum Genoſſen des Hauſes machte, aus dem das Blumenkränzchen, das er noch immer am Griffe ſeines Degens trug, herabgeworfen worden war. Das Haus ward von einer etwas reichlich fetten Wittwe von etlichen und dreißig Jahren und ihrer jungen Tochter bewohnt. Im tiefen Alt der ſüdlichen Sprachſtimme riefen ihm die Frauen ein freudiges: „Willkommen!“ entgegen. Er ward in ſein Zimmer geführt, das mit blankem Marmor getäfelt war und einen Ausgang auf eine Terraſſe hatte, die mit vielen, dort heimiſchen, unſerm nördlichen Auge ſo feſtlich und zierlich erſcheinenden Stauden geſchmückt war. Als er in den Wohlgerüchen, welche die köſtliche Luft durchwürzten, ſchwelgte, ſuchten Mutter und Tochter in ſüdlicher Vertraulichkeit ihn dort auf. „O, mein Herr,“ redete ihn die Mutter an, „unſern Dank für den Theil, den Sie an der Befreiung unſeres Landes haben, müſſen Sie nicht verſchmähen; Sie müſſen der Sohn unſers Hauſes, Giacoma's Bruder ſeyn, ſo lange Sie unter uns weilen.“

Digitized by Google

— Römmling kam ihrem herzlichen Benehmen freundlich entgegen, und ward noch an demſelben Abend dem traulichen Kreiſe recht gut. Der Beichtvater der Damen, ein junger Pater mit klugem Geſicht, belebte Abends die Geſellſchaft. Römmling ſagte beſchämt, nachdem man ſich wieder in Dankſagungen gegen ihn erſchöpft hatte: „Wäre es mir doch nur möglich geweſen, Ihre Güte durch einen Tropfen Blutes, den ich für Ihre Sache vergoſſen hätte, zu verdienen; aber noch bin ich in keine feindliche Berührung mit irgend einem Franzoſen gekommen." — Giacoma ſah ihm keck in die Augen und ſagte: „Es liegt etwas in ihren Blicken, was Bürgſchaft dafür leiſtet, wie gerne Sie Ihr Blut für eine gute Sache verſpritzen würden." — Römmling lächelte ihr einen Dank für die gute Meinung zu. — Am andern Morgen ſollte ein rührendes Schauſpiel ſtattfinden. Viertauſend Spanier, welche die Franzoſen auf Schiffen gefangen gehalten hatten, ſollten auf die feierlichſte Weiſe wieder in Freiheit geſezt werden. Das Campo de Urica, ein Platz von ungeheurer Größe, war gewählt worden, um die Befreiten dort feſtlich zu vereinen. Römmling hatte keine Dienſtpflicht dabei zu verſehen; er bot alſo den Damen bei dieſer Ceremonie ſeine Begleitung an. Mit dem früheſten Morgen war ganz Liſſabon in Bewegung. Die Spanier ſtanden in Reihe und Glied auf dem Platze, und nachdem ſie ihre Uniformen und Waffen wieder erhalten hatten, formirten ſie ein Quarré um ihre Offiziere und Generale. Die bleichen, abgezehrten Geſichter ſtachen ſeltſam gegen die ſtolze Freude ab, die aus ihren Zügen ſprach; aber auf manchen Phyſiognomien war ein Gefühl tiefwurzelnden Grolls bemerkbar.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

La Tour de Nesle. Dlle. Duchesnois.

Alex. Dumas hat ſich vor nicht gar langer Zeit mit einem andern Dichter, Namens Gaillardet, geſchlagen, bloß wegen des Antheils, den Jeder am Schauſpiel la Tour de Nesle, das auch beinahe hundert Darſtellungen erlebt, zu haben behauptete. Sonderbar iſt es, daß eines Prozeſſes, mehrerer Briefe in den Tageblättern und eines Duells ungeachtet, das Publikum doch noch nicht recht weiß, wie es ſich mit dieſer Sache verhält. Alex. Dumas hat die Sache im Musée des familles luſtig erzählt, aber natürlich ganz zu ſeinem Vortheil. Er behauptet nämlich, kurz nach der Cholera im Jahr 1832 als das Theater der Porte St. Martin im ganzen Monat April nur 6000 Franken eingenommen hatte, ſey der Direktor Harel zu ihm, dem eben von der Cholera ſich erholenden Alex. Dumas, gekommen und habe ihn um ein neues Stück gebeten, worin Dlle. Georges eine Hauptrolle bekommen könnte, und das im Stande wäre, das Publikum wieder anzulocken. Da nun die Sache keinen Aufſchub gelitten, ſo habe Harel ihm vorgeſchlagen, den dramatiſchen Verſuch eines jungen Dichters aus der Provinz zu bearbeiten, der mit der Bühne noch wenig vertraut ſey, und ihm daher ſeinen Verſuch gänzlich überlaſſen habe; bereits habe Jules Janin den Styl verbeſſert, aber die Bearbeitung aufgegeben, weil keine dramatiſche Handlung im Stücke ſey. Harel habe ihm zu gleicher Zeit den Inhalt mitgetheilt, und verſprochen, ihm am folgenden Tage das Stück zu bringen; und als nun Harel wiedergekommen, habe ihm Alex. Dumas zugerufen, das Stück ſey ſchon halb fertig, indem er, der Dichter, in der Zwiſchenzeit einen Plan entworfen. Darauf habe er den Entwurf des jungen Dichters flüchtig durchgegangen, eine einzige Scene aus demſelben benuzt, nichtsdeſtoweniger aber verlangt, der junge Dichter ſolle den Gewinnſt mit ihm theilen und ſein eigener Name nicht genannt werden. Harel habe ſofort im Theaterzettel angekündigt: la Tour de Nesle, par ** et Gaillardet. Dieſer ſey ſogleich nach Paris gekommen, und obgleich er von ſeinem Stücke beinahe nichts wiedererkannt, habe er doch auf einer Aenderung in der Ankündigung beſtanden. Harel ſollte nämlich ſezen: par Gaillardet et **, was Alex. Dumas ſpaßhaft mit der Anmaßung des Mannes verglich, welcher in der Oper „die Karavane" die Hinterbeine des pappenen Kameels darſtellte, und verlangte, man ſolle ihn endlich auch einmal in der Darſtellung der Vorderbeine debütiren laſſen. Gaillardet begann einen Prozeß gegen Harel wegen der verlangten Verſezung der Sternchen, und gewann ihn. Auch verdiente er ſich durch die vielen Darſtellungen des Stückes ungefähr 12.000 Franken, und betrachtete ſich allmählich als den einzigen und wahren Verfaſſer des Schauſpiels Tour de Nesle. Deßhalb verſicherte er in demſelben Musée de familles, jenes Stück ſey ſein erſtes und beſtes Schauſpiel. Dieſe Verſicherung machte Alex. Dumas böſe; er ergriff die Feder, um zu beweiſen, daß dieſes Schauſpiel keineswegs Gaillardet zum Verfaſſer habe, ſondern daß es von ihm, Dumas, herrühre. Gaillardet wollte aber einmal der Verfaſſer des Stückes ſeyn, und nun kam es zu einem Duell, das den Streit wohl mag geſchlichtet haben, aber dem Publikum keinen Aufſchluß gab. Uebrigens hätten Beide wohl beſſer gethan, wenn ſie, ſtatt ſich mit einander zu ſchlagen und ihr Leben ſo leichtſinnig auf's Spiel zu ſezen, Jeder für ſich durch ein neues und gutes Drama bewieſen hätten, daß er es verdiene, für den einzigen Verfaſſer des Tour de Nesle angeſehen zu werden. — Das Théâtre français hat unlängſt eine Schauſpielerin verloren, welche lange Zeit hindurch für die beſte Tragikerin dieſer Bühne galt, nämlich die Dlle. Duchesnois, die aber ſchon ſeit einigen Jahren nicht mehr ſpielte, und wie die meiſten ihrer Schweſtern in der lezten Zeit ihres Lebens viel von ihrem ehemaligen dramatiſchen Talente verloren hatte. Zur Zeit des Kaiſerthums, als Napoleons Deſpotismus den Zeitungen die freie Erörterung der vaterländiſchen Angelegenheiten unterſagt hatte, und Schauſpiele und literariſche Novitäten beinahe das Einzige waren, worüber die Journaliſten ihre Meinung frei und auch parteiiſch ſagen durften, beſchäftigte die Nebenbuhlerſchaft zwiſchen den Dlles. Duchesnois und Georges lange die Tageblätter und den müßigen Theil des Pariſer Publikums. Dieſer Streit war gleichſam eine Erholung von den ſchrecklichen Schlachtgeſchichten, welche die Bülletins der großen Armee lieferten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. März 1835.

Ach dämpfe dieſes Feuer!
Uns trennet meine Pflicht.
Dem Freunde biſt du theuer,
Doch fordre Liebe nicht.

Winters
unterbrochenes Opferfeſt.

Soldatenſchickſale.

(Fortſetzung.)

Giacoma hatte ſchon während der ganzen Ceremonie, an der durchaus nichts Gemachtes war, Zeichen eines warmen Antheils gegeben; jezt zitterte ſie, ward roth und bleich, ohne daß Römmling den Gegenſtand ihrer lebhaften Bewegung hätte errathen können. Aber nach kurzer Friſt löste ſich das Räthſel durch das Herantreten eines ſpaniſchen Offiziers, den ſie wahrſcheinlich längſt hatte nahen ſehen. Mutter und Tochter empfingen ihn mit gleicher Wärme; er aber hatte nur Augen für das ſchöne Mädchen. Römmling ward durch dieſen Anblick lebhaft an ſeine Clara erinnert, und dachte des Wiederſehens, das für ihn — ach! noch ſo ferne lag. — Die Unterredung mit dem intereſſanten, blaſſen Fremden konnte nur kurz ſeyn, da er zu ſeiner Kompagnie zurück mußte, und dieſen Augenblick des Wiederſehens nur ſtehlen durfte. — Jezt fand ſich auch der Vater ein und bot Giacoma den Arm, während Römmling den ſeinigen der Mutter reichte. Giacoma war heute intereſſanter als geſtern: eine leichte Rührung ward durch ihre Fröhlichkeit bemerkbar, ſie hüpfte um Römmling herum und wäre ihm gewiß um den Hals gefallen, wenn er ſich nicht, aus Bekanntſchaft mit der Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, von ihr entfernt gehalten hätte.

Römmling benuzte die einſamen Sieſteſtunden, ſich in Claras Andenken zu verſenken; er rief ſich ihre lieblichen Züge vor die Seele zurück, ſo ganz von denen der hieſigen Mädchen verſchieden; er nahm Claras Bildniß öfter als ſonſt aus ſeinem Verſteck hervor, als ob er ſelbſt es für nöthig erachtet hätte, ihr Bild öfter als gewöhnlich in ſich zu erneuern. Es war wohl der kleine portugieſiſche Schmetterling, der ihn umſchwebte, mit dem er ſeine Phantaſie mehr als billig beſchäftigt fand, beſonders ſeit der Spanier im Hauſe aus- und einging und das junge Mädchen ihre kleinen Gunſtbezeugungen zwiſchen ihm und dieſem theilte. Er hatte gewünſcht, nicht länger in dem Hauſe bleiben zu dürfen, als bis zu Ridaldo's Abreiſe, die bald erfolgen mußte, da die befreiten Spanier den Befehl erhielten, nach Catalonien zu marſchiren; aber ſein Wünſchen half nichts. Wie das ganze Korps, ſo war auch er verurtheilt, vorläufig ſeinen Aerger über die abgeſchloſſene Convention zu verbeißen, ſich nach einem Wirkungskreiſe, der wenigſtens die Möglichkeit einer Auszeichnung gewährte, vergebens zu ſehnen und ſich zum Erſatz einſtweilen in Liſſabon ſo gut wie möglich zu amüſiren, wozu die herrliche Gegend, das Theater, die Geſellſchaft der Kameraden und manche angenehme Bekanntſchaft mit den Portugieſen Stoff

Digitized by Google

genug darboten. Es konnte ihm nicht entgehen, daß ſeine Gegenwart die kleine Giacoma gar ſehr über die nun erfolgte Abreiſe des früheren Geliebten zu tröſten ſchien; ſie war faſt überall anzutreffen, wo er ſich eben befand, auf der Terraſſe, im Zimmer, im Garten, und doch war ſtets eine ſo unſchuldige Unbefangenheit in ihrem Betragen, daß er ihr nicht zürnen konnte. Als ſie ihn eines Tages trübe in einer kühlen Grotte des Gartens ſitzen ſah, und es ihm auch bei ihrem freundlichen Gruße unmöglich war, den düſtern Ernſt ſogleich aus ſeinem Geſichte zu verſcheuchen, ſagte ſie theilnehmend: „Was iſt Ihnen, Lord Karlos?“ (wie ſie ihn ſcherzend zu nennen pflegte). „Fehlt es Ihnen an etwas bei uns, daß Sie ſo trübe in die Wolken ſehen?“ — „Ach ja,“ ſagte Römmling, „an mancherlei fehlt mir's, aber an nichts, das Sie mir geben könnten, denn Sie ſind viel freundlicher gegen mich, als ich es je vergelten kann.“ — „Vergelten,“ wiederholte Giacoma und ſezte ſich ſchmeichelnd neben ihn, „vergelten können Sie Alles, wenn Sie uns ein wenig lieb behalten und uns nimmer vergeſſen wollen.“ — „Ich müßte ja ein Undankbarer ſeyn,“ erwiderte er und ſtreichelte ihr die Wangen. — „Ach nein, ſo meine ich es nicht; aus Dankbarkeit ſollen Sie meiner nicht gedenken, aus Neigung, aus freier Herzensneigung.“ — „Gute Giacoma,“ flüſterte Römmling und hob ihr Köpfchen in die Höhe, „Du hätteſt mir ja doch kein Herz wiederzugeben, Deines gehörte ja ſchon, ehe ich kam, Ribaldo.“ — „Ja, es gehörte,“ ſagte ſie gedehnt. „Und gehört noch,“ fuhr er fort. „Du denkſt wohl manchmal, daß ich Dir allzuwohl gefalle, aber es iſt nicht ſo. Und ſieh,“ ſagte er ſchmeichelnd und zog Claras Bildniß hervor, „ſieh, hier will ich Dir auch das Bild eines holden Mädchens zeigen, das ich im fernen Vaterlande lieb habe und das ich Deiner Freundſchaft auch empfehlen will.“ Seine Stimme zitterte unwillkührlich, als er ſprach. Sie ſah ihn an, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und ſie verbarg den Kopf an ſeine Bruſt. „Haſt Du ſie ſehr lieb?“ fragte ſie, an ihm hinaufblickend. „Wie mein Leben,“ erwiderte er; „wie Du Ribaldo auch wieder haben wirſt, wenn es erſt Friede iſt und er Dich als Frau heimführt.“ — „Ich will ſie auch lieben!“ rief Giacoma und warf ſich an ſeine Bruſt, „und Du willſt mein Bruder bleiben, nicht wahr? — Ich habe keinen.“

— Von nun an war die Ruhe in Römmlings Herz zurückgekehrt; es war ihm ſo ſehr Bedürfniß, mit ungetheilter Treue ſeiner Clara zu gedenken, daß dies Bewußtſeyn ihn allein beglücken konnte. — Jezt trat aber eine Aenderung in den Ausſichten der Armee ein. Sir Hew Dalrymple ward nach England zurück berufen, wo man vielleicht ſein Verfahren in Betreff der Konvention nicht billigte. Sir Arthur Wellesley glaubte ebenfalls dieſen Augenblick keinen Wirkungskreis nach ſeinem Geſchmack vor ſich zu ſehen und folgte Sir Hews Beiſpiel, indem es ihm gelang, ſich einen Urlaub zu verſchaffen. So fiel der Oberbefehl der Armee an Sir John Moore, und die erſte Wirkung dieſer Veränderung war der Befehl an die Truppen, ſich zum Abmarſch nach Spanien zu rüſten. Die Armee war ohngefähr 40,000 Mann ſtark und die Beſorgniß, ſie nicht auf einer und derſelben Marſchroute mit Fourage und Lebensmitteln verſehen zu können, bewog den General, ſie in drei Abtheilungen nach Salamanka zu beordern. Obriſt St. und Römmling ward ihre Marſchroute über Villa viciosa, Badajos und Talavera la real nach Madrid angewieſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Im Gebiete der Optik haben wir einer ſehr artigen und unterhaltenden Erfindung des königl. preußiſchen Hofmechanikus und akademiſchen Künſtlers Petitpierre zu erwähnen, welche jezt in Berlin viel Intereſſe erregt. Dieſelbe beſteht in einer ſolchen Anordnung und Verbindung der Camera obscura mit einem weiteren Apparate, daß dieſelbe als Camera clara benuzt werden kann. Es darf zur leichtern Ueberſicht dieſer Konſtruktion zuvörderſt daran erinnert werden, daß man in den optiſchen Wiſſenſchaften den Namen einer Camera obscura jedem eingeſchloſſenen Raume, z. B. einem bloßen Kaſten beilegt, in welchen kein Licht von außen anders, als durch eine einzige ſehr enge Oeffnung eindringen kann. Die Wirkung einer ſolchen Veranſtaltung beſteht darin, daß ſich die äußern Gegenſtände, wenn ſie ſtark genug erleuchtet ſind, auf der der Oeffnung gegenüberſtehenden Wand mit ihren natürlichen Farben in umgekehrter Stellung abbilden. Durch Mitanwendung eines zweckmäßig aufgeſtellten Spiegels läßt ſich lezterem Uebelſtande abhelfen, gleichwie die Bilder eine ſehr große Lebhaftigkeit erhalten, wenn man in die oben erwähnte Oeffnung ein erhaben geſchliffenes Glas einſezt. Camera clara dagegen heißt eine ähnliche Vorrichtung, bei welcher aber das Bild nicht, wie oben, erſt mit einer Wand aufgefangen, ſondern, gleichwie im Fernrohre, unmittelbar durch ein ſeitwärts eingeſeztes zweites erhabenes Glas betrachtet wird. Nach Petitpierres neuer Anordnung wird nun in der Mauer eines Zimmers eine Röhre angebracht, welche, wie oben, mit einem bloßen Kaſten in Verbindung ſteht, der durch ein großes weißes Prisma

und ein Objektivglas alle, in der Landſchaft oder Gegend, nach welcher die Röhre gerichtet iſt, vorkommenden Gegenſtände aufrecht und in den natürlichen Farben auf einer dazu eingerichteten Glasſcheibe abbildet. Dieſe Scheibe kann man in einen zierlichen Rahmen faſſen laſſen, und erhält ſomit ein Tableau mouvant, welches, zweckmäßig angebracht, aus allen Punkten des Zimmers geſehen werden kann und das lebendigſte und abwechſelndſte Schauſpiel liefert, wie keine andere Art von Vorrichtung zu gewähren im Stande iſt. So z. B. wandelt in der Gegend, nach welcher die Röhre eben gerichtet iſt, kein Bekannter vorüber, den man nicht augenblicklich und unverkennbar auf dem Bilde wahrnähme. Dieſer äußerſt niedliche und ſinnreiche Apparat iſt in Berlin ſchon in mehreren vornehmen Häuſern aufgeſtellt, und wird, bei der großen Unterhaltung und Bequemlichkeit, welche er gewährt, wohl bald eine ſehr weite Verbreitung finden.

Ich führe die Leſer aus Petitpierre's Camera clara zu einer andern Seite der Natur, indem ich der ſchwierigen und lehrreichen Verſuche erwähne, welche der Profeſſor Meyer zu Königsberg in Preußen über das Wachsthum der Pflanzen angeſtellt hat und deren Reſultat jezt bekannt wird. Aus dieſen, namentlich an jungen Getreidepflanzen gemachten Beobachtungen geht hervor, daß das Wachsthum überhaupt Nachts etwas geringer iſt, als bei Tage. (Sollten warme, feuchte Mainächte, nach welchen man die Pflanzen oft augenſcheinlich gewachſen findet, dabei nicht eine Ausnahme machen? Oder erſtrecken ſich die Beobachtungen des wackern Pflanzenphyſiologen auch auf dieſen Monat, was ſich in der mir vorliegenden Notiz nicht angegeben findet?) Bei Tage insbeſondere iſt das Wachsthum von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags ſtärker, als von Mittag bis Abend; auch wird es abwechſelnd beſchleunigt und verzögert, ſo daß nach einem ſtärkeren Wachſen von 8 bis 10 Uhr Vormittags, ein langſameres von 10 bis 12 Uhr folgt, worauf wieder ein ſtärkeres von 12 bis 2 Uhr und dann abermals ein ſchwächeres eintritt. Dieſe Erſcheinungen an den Pflanzen zeigen eine auffallende, vom Experimentator ſelbſt aber vielleicht überſehene Analogie mit dem magnetiſchen Prozeſſe. Auch die Bewegungen (Aenderungen in der Deklination) der Magnetnadel ſind im Ganzen im Sommer beträchtlicher als im Winter und, genau wie das Wachsthum der Pflanzen, bei Tage ſtärker als bei Nacht; ja, wie die Pflanze, nach jenen Beobachtungen, von Morgen bis Mittag ſtärker wächſt, als von Mittag bis Abend, ſo hat die Magnetnadel ihrerſeits von Morgen bis Mittag eine ſchnellere Bewegung, als von Mittag bis Abend. Ich verberge meine Freude über die von mir gemachte Bemerkung dieſer ſo höchſt auffallenden Analogie nicht, ſie wird vielleicht einſt noch dazu dienen, den Zuſammenhang zwiſchen den Geſetzen, welche die geheimſten Naturagenten befolgen, näher aufzuklären und das Emportreiben der Pflanzen aus dem Schooße der Erde durch die Lebenskraft der leztern, gleichwie die Einwirkung dieſer nämlichen Lebenskraft auf die Bewegung der Magnetnadel, in ihrer gemeinſchaftlichen Abhängigkeit vom nämlichen Grundprinzip darzuthun. Wir werden hierauf zurückkommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 28ſten Februar.

Vorſtellung im Hoftheater zum Schiller-Denkmal.

Wir leben in der Zeit dankbarer Rückerinnerungen. Der Wechſel ergözt; auf kühne Thaten kühnere Wünſche und Hoffnungen, und am Ende fromme Werke. Laßt uns die Todten begraben! — Mainz ſammelt für Guttenberg, Stuttgart für Schiller. Mit Guttenbergs Denkmal ſteht es noch ſchlimm; die Summe iſt ſehr winzig ausgefallen. Der Direktor des Königsſtädtiſchen Theaters in Berlin hat inzwiſchen durch Mad. Birch-Pfeiffer dem guten Gänsfleiſch zwiſchen ſeinen Kouliſſen ein Denkmal ſetzen laſſen, doch es iſt ihm nicht eingefallen, dadurch für das Denkmal in Mainz kontribuiren zu wollen. Die Theater ſtehen aber auch in keiner Beziehung zur Buchdruckerkunſt, wenn man die Komödienzettel ausnimmt. Es ließe ſich ſogar beweiſen, daß die Erfindung Guttenbergs den Zuſtand der Theater herabzog. Ohne Buchdruckerkunſt, müßten da nicht die Direktionen Mannſcripte kaufen, ſtatt daß ſie jezt deren Druck nur abwarten dürfen, um das Honorar zu erſparen? Die Schauſpieldichter, müßten ſie nicht ihre Stoffe weiter herholen, als aus den „vergriffenen Büchelchen“ der Leihbibliotheken? und endlich die vielen ſchlechten Recenſionen, werden Kunſt und Künſtler nicht durch ſie verwirrt, geärgert, beeinträchtigt, niedergedrückt? Und daran iſt nur die Erfindung der Buchdruckerkunſt Schuld. Aber mit Schiller iſt es ein Anderes. Dem verdanken die Theater ſo Viel; bei ſeinem Denkmal ſollen ſie nicht ruhig zuſehen, ſie ſollen ſich rühren, und ihn nicht ſo lange auf das Denkmal warten laſſen, als Guttenberg, der ſchon Jahrhunderte todt iſt. Wollte man die Idee nun auch ſo alt werden laſſen, und dann die Mittel zur Ausführung wiederum ſo langſam eintreiben, ſo könnte indeſſen der Komet erſcheinen, der alle dieſe ſchönen Vorhaben vernichtet.

Die Franzoſen ſind mit ſolchen Dingen, wie mit vielem Andern, ſchneller zur Hand; aber wie flatterhaft und leicht ſind ſie auch; wir ſind bedächtiger, beſonnener. Gut Ding will Weil'! Eine Stadt wie Rouen brauchte vier Wochen zur Sammlung von Beiträgen, und noch einmal ſo viel Zeit zur Errichtung der Denkmäler für Corneille und Boieldieu. Wozu dieſe Eile? der Todte geduldet ſich ja, und die großen Männer ſorgen bei Lebzeiten ſchon dafür, daß ſie auch ohne unſere Denkmäler bei der Folgezeit fortleben. Die Naſeweisheit der Franzoſen wollen wir uns nie zum Muſter nehmen. Fragte nicht erſt in dieſen Tagen einer, bei Gelegenheit der Wiederaufführung des Freiſchützen in der Opéra comique, in öffentlichen Blättern: wie es denn um

Webers Wittwe ſtände? „On se rappelle qu'une représentation à son bénéfice fut donnée à l'Odéon, il y a onze ans; mais depuis, quel est le sort de Madame Weber? Und am Ende ſetzen ſie ihm wohl gar ein Denkmal, nennen eine Straße oder Brücke nach ihm, ehe wir daran nur gedacht haben, zu fragen: „quel est le sort de Madame Weber?“ jedoch auf deutſch, wie ſich von ſelbſt verſteht. —

Schillers Tod fiel in eine Zeit, die einem nationellen Aufſchwunge nicht günſtig war. Der Krieg in Preußen folgte bald darauf mit der ganzen Kette unglücklicher Ereigniſſe für Deutſchland. Nur die Theater äußerten damals ihre Trauer laut, wie es ihnen zukam, denn ſie waren von der prophetiſchen Ahnung ergriffen, was ihnen mit dieſem Todesfall entriſſen worden war. Die Nation beruhigte ſich vorläufig damit; man wußte Schillers Reſte ehrenvoll beſtattet, wenn es gleich ein wenig „nadoweſſiſch“ ließ, ſeinen Schädel außerhalb des Grabes an einem dritten Orte aufzuheben und vorzuzeigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Die Dlles. Georges und Duchesnois. Dlle. Dejazet.

Der Abbé Geoffroy, welcher damals den Scepter oder die Ruthe der Theaterkritik im Feuilleton des Journal de l'empire führte, ließ es ſich außerordentlich angelegen ſeyn, die Dlle. Georges, welche bei Weitem die Schönere von beiden Schauſpielerinnen war, oben an zu ſtellen und ihr auf Koſten der etwas häßlichen, aber gefühlvollern und tragiſchern Duchesnois Weihrauch zu ſtreuen, wobei er ſich jedoch ſo plump benahm, daß die Anhänger der Duchesnois wüthend auf ihn wurden und Karrikaturen und Spottverſe dichteten. Es entſtanden zwei Lager in Paris, das Duchesnoisſche und das Georgesſche; lezteres hatte den Vortheil, daß es von dem rüſtigſten und dreiſteſten Abbé in dem angeſehenſten der Pariſer Tagblätter vertheidigt wurde. Napoleon mochte es wohl nicht ungern ſehen, daß ſich die Müßigen, deren Gerede in den Salons ihn ſtets unruhig machte, um die Vorzüge zweier Schauſpielerinnen ſtritten, indeß er ſeine großartigen Plane in Ausführung brachte. Je wüthender der Abbé Geoffroy auf die Gegnerin der ſchönen Georges loszog, und je eifriger ſeine und ihre Gegner die Ausfälle des Abbé parirten, deſto beſſer war es für die Politik des mächtigen Herrſchers. Erſt durch das Abtreten der Dlle. Georges, welche ſich nach Rußland begab, vermuthlich, weil ſie ſelbſt des Streites müde wurde, entſtand Ruhe. Dlle. Duchesnois blieb im Beſitze der Hauptrollen des tragiſchen Faches. Der Abbé ließ nicht nach, ſie zu kritiſiren, aber ihn ereilte bald der Tod, und ſeitdem hatte Dlle. Duchesnois keinen Feind mehr; aber ſeitdem wurde ſie auch weit weniger beachtet. Das Anfeinden des Abbé im Feuilleton hatte das Gute für ſie, daß ihre Freunde ihr dramatiſches Spiel über Gebühr lobten; mit dem übermäßigen Tadel hörte auch das übermäßige Herausſtreichen auf. Vielleicht hat ſie ſich zuweilen nach der guten Zeit zurückgeſehnt, wo ein geharniſchter Abbé gegen ſie, und ihre Freunde für ſie eine Lanze brachen. Dann kamen noch die großen politiſchen Begebenheiten hinzu, welche dem Theater überhaupt ſeine Wichtigkeit benahmen und den Schauſpielerruhm außerordentlich verdunkelten. So ſank Dlle. Duchesnois allmählich in eine Art von Vergeſſenheit; wenigſtens erregte ihr Auftreten bei Weitem nicht mehr das Aufſehen, wie ſonſt, da ſie noch der Dlle. Georges den Scepter einer tragiſchen Königin ſtreitig machte, und zulezt war kaum noch die Rede von ihr. Ihre alten Bewunderer waren ihrem wüthenden Gegner Geoffroy in's Grab gefolgt, und die jüngern Habitués des Parterre im Théâtre français begriffen nicht recht, warum man ſich ſo entſezlich um ſie geſtritten habe. Die ſo Manches ausgleichende Zeit hatte auch die Nebenbuhlerſchaft der beiden Tragikerinnen gütlich beigelegt. Man ſah ſie in der Folge zuſammen wieder auf derſelben Bühne auftreten, ohne daß es Jemand einfiel, für oder wider ſie eine Lanze zu brechen. Dlle. Georges verließ zum zweiten Male das Théâtre français und Dlle. Duchesnois zog ſich ganz zurück. Sie ſoll in ihrem Alter in beſchränkten Umſtänden gelebt und einen Jahrgehalt der Regierung als einzige Unterſtützung beſeſſen haben. Dlle. Georges ſpielt noch an der Porte St. Martin; ſie iſt das ſchöne, hehre Weib nicht mehr, das ſonſt einen Abbé zu ihrem Ritter machte; allein ihre Schönheit iſt doch noch nicht ganz verblüht, und in den Alex. Dumasſchen Schauſpielen, worin ihr die Hauptrollen vorbehalten werden, macht ſie noch einigen Effekt; Niemand aber unterſteht ſich noch, ſie als die erſte Tragikerin auszupoſaunen. Ueberhaupt hat ſchon lange keine Schauſpielerin in Paris mehr als Tragikerin den Ruf, den ſonſt die beiden Nebenbuhlerinnen hatten. Ihr Thron iſt unbeſezt geblieben und erwartet eine Königin ihres Gleichen. Eine Madame Valmonſey, welche in ihre Fußſtapfen getreten war, aber ihren Ruf bei Weitem nicht erreicht hatte, iſt kurz nach der Dlle. Duchesnois geſtorben. Will man jezt berühmte oder beliebte Schauſpielerinnen in Paris ſehen, ſo muß man ſie in den kleinern Theatern ſuchen; dort gibt es noch einige Celebritäten, wiewohl von ſehr untergeordnetem Range, z. B. die Dlle. Dejazet im kleinen Palais-royal-Theater, welche beſonders die Studenten, Kaufmannsdiener und Clercs in wahres Entzücken verſezt durch die natürliche Weiſe, wie ſie die Griſettenrollen durchführt, wie z. B. in dem Vaudeville Fretillon, welches ſeit ſechs Wochen jeden Abend gegeben werden muß. Eine Schule der guten Sitten iſt dieſes Stück eben nicht; allein ſehr gut ſchildert es ſchlechte Sitten, wie man ſie in großen Hauptſtädten leider häufig antrifft. Zwar kein äſthetiſch ſchönes, aber ein nur allzu treffendes Gemälde iſt dieſes Vaudeville, das Lieblingsſtück der jungen Leute, wie die Hauptheldin der darin geſchilderten Abenteuer ihre Lieblingsſchauſpielerin iſt. Man hält ſie für witzig, und ſchon ſchreibt man ihr allerlei Bonmots zu, wie man lange Zeit Brünet die kurſirenden Bonmots und Wortſpiele in Paris zuſchrieb. Auch hat ſich 24 Stunden lang der müßige Theil des Pariſer Publikums an dem Zorne ergözt, den ſie geäußert haben ſoll, als der Kronprinz, Herzog von Orleans, einem beliebten Reitpferde ihren Namen Dejazet beigelegt hatte. Es wurde ſogar in den kleinern Tagblättern ein Schreiben von ihr mitgetheilt, worin ſie ſich über den vergeblich ihr angethanen Schimpf beklagte; aber dieſes Schreiben war unächt, und es folgte ein wahres, welches das erſte verläugnete; die Schauſpielerin verſicherte darin, daß ſie nur Beweiſe von Güte von Seiten des Herzogs erhalten habe, und gelehrte Journaliſten bemerkten dabei, daß die Engländer ihre Wettrennpferde nur nach berühmten Perſonen benennen; ſo höre man von einem Wellington, einer Taglioni, einem Peel, welche zu Newmarket den Preis als erſte Läufer gewonnen oder nicht gewonnen. Der Dlle. Dejazet ſey alſo durch jene Benennung kein Schimpf, ſondern vielmehr eine Ehre erwieſen, wenigſtens beweiſe der Herzog dadurch, daß er ſie zu den berühmten Perſonen jetziger Zeit rechne.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. März 1835.

Du blaue Tiefe der Waſſer,
Wo die Wog' ſich nicht hebet,
Wo man den Sturm nicht kennt,
Wo die Seeſchlange lebet,
Wo die Nixe mit Muſcheln ziert
Ihr Haar, ſo glänzend grün, ſo lang.

Byron.

An das Meer.

O Meer, verliehſt du nicht den brennendrothen Saft,
Den heil'gen Purpur, draus man Kön'gen Mäntel ſchafft,
Den Männern von Beryt und Tyrus?
O finſteres Meer, lag nicht in deiner grauen Fluth
Die dunkle Röthe, die mit königlicher Gluth
Umfloß den Heldenleib des Cyrus?

O du, des ſchwärzlichen Meergottes farb'ger Sohn,
Purpur, bedeckteſt du nicht Alexanders Thron
Im Land der Inder und der Scythen? —
O Meer, dein dunkler Schooß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern; — iſt nicht auch die Perl', o Meer, dein Kind?
Gebarſt du nicht ſelbſt Aphrodite'n?

Ja, du biſt reich! ich ſah bis auf den Grund dich, Meer!
Wie dem von Sidon du die Muſchel gabſt, daß er
Den Purpur auf die Wolle drücke:
So haſt du meinem Blick dein Inn'res aufgethan,
So ließeſt du im Geiſt mich deine Pracht empfah'n,
Auf daß ſie meine Lieder ſchmücke.

Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruhn,
Die Horte, die man einſt in dich verſenkt, die Truh'n,
Die durch das blaue Waſſer blitzen;
Die Drachen, deren Mund blutrothe Flammen ſpeit,
Die, Scepter in den Klau'n, im Scharlachſchuppenkleid
Das anvertraute Gut beſchützen;

Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umſpannt, die Keines Augen ſahn,
Als meine, die mit ſieben Zungen
Das Eis des Nordpols leckt (— es ſchmilzt von ihrem Hauch,
Die Gleicherſonne ſengt durch's Waſſer ihren Bauch,
Den Südpol hält ihr Schweif umſchlungen);

Die Städte, die dein Mund in ſeine Tiefe riß —
(Als Wächter ſtehn am Thor, und fletſchen das Gebiß
Meermänner mit blutgier'gen Blicken —)
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt,
Den Leviathan, der den Mond dereinſt verſchluckt,
Wenn er vom Himmel fällt in Stücken;

Das Grab Neptuns — in das, als er geſtorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als Jeder ſich an Heil'ge wandte,
An Fiſchfänger auf dem See Genezareth,
Und nicht an ihn mehr, dem der Aethiop das Fett
Von hundert Stieren einſt verbrannte —

Digitized by Google

Sein Grab, in welches ihn ertrunkne Römer und
Hellenen — ſie auch, die der rothgefärbte Sund
Von Salamis verſchlang — begruben,
Sich brüder legten, und — o, welch ein Leichenſtein! —
Aus ihrem eigenen verwitterten Gebein
Dem todten Gott ein Mal erhaben;

Die Flaſchen, die der Ring des Salomo verſchloß,
Die ſeit Jahrtauſenden dein Waſſer ſchon umfloß;
Die Krüge, gläſern oder irden,
In denen Geiſter ſind, entſetzlich von Geſtalt,
Die losgelaſſen dich, o Weltmeer, wie Asphalt
In lichte Flammen ſetzen würden: —

All' hab' ich es geſehn! — du haſt dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Sterben.
Du reichſt den Purpur mir: mein Lied iſt das Gewand,
Auf dem er glühen ſoll, ich tauche mit der Hand
In deine Fluth, mein Lied zu färben.

Sieh', wie es funkelt! ſieh', ſchon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China ſchmückt vor Surabaya!
Schon geht es, buntgeſchuppt, in ſeiner Pracht einher;
Dem Goldfiſch iſt es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich ſonnt im Buſen von Biscaya.

Amſterdam. **F. Freiligrath.**

Soldatenſchickſale.

(Fortſetzung.)

Es war am 18ten Oktober des Jahrs 1808, als Römmling ſich von Menſchen trennte, die ihm in kurzer Zeit ſehr lieb geworden waren und die er nun vielleicht im Leben nicht mehr wieder ſehen ſollte. Das Mädchen, das ihm leicht zu theuer hätte werden können, ſah mit thränenſchweren Augen aus dem Fenſter, als er vorbeiritt und warf ihm wehmüthig ein Kränzchen von Rosmarin herab, das er, wie jenen vollen Blumenkranz, auffing und vor ihren Augen an ſeine Lippen drückte. Nichts trug aber mehr dazu bei, ihm die Trennung leichter zu machen, als Blakes luſtige, langentbehrte Geſellſchaft.

Die Gegend war öde und ohne Hülfsquellen; die Häuſer leer, die Felder unbebaut. Die Luft allein war von Vögeln belebt, die kein Feind zu verſcheuchen vermocht hatte. Die wenigen Landleute, die man antraf, brachten indeß freudig, was ſie auftreiben konnten. Ein junges Mädchen reichte Römmling ein Huhn und ſagte: „Es iſt mein eigenes Lieblingsthier, aber Euch geb' ich's freudig hin.“ Er nahm es und ſprach: „Ich danke Dir, mein Kind, für Dein Geſchenk, und bitte Dich nun, eines von mir anzunehmen. Hier haſt Du dein Huhn wieder und einen Piaſter dazu, damit Dich ſeine Erhaltung in dieſer ſchweren Zeit nichts koſtet; das Hühnchen mußt Du aber nie ſchlachten, ſondern als Geſchenk von einem Engländer zum Andenken bewahren.“ Das Huhn gackerte vor Angſt bei den vielen Manipulationen, und das Mädchen drückte freudig den Mund in das bunte Gefieder. In Villa viciosa brach eine Ruhr aus, die glücklicherweiſe nicht weit um ſich griff, aber doch manchen Britten bettete, „wo ihm die Erde zu heiß.“ Trotz der ſpärlichen Bevölkerung, der Armuth des Landes und der damaligen Erſchlaffung der Einwohner, war Portugal den Engländern doch lieb geworden; ſo zutraulich kam ihnen das Volk entgegen, ſo ſehr erkannten die Portugieſen der Fremden Verdienſte um ihr Vaterland an. In Elvas zeigte ſich das Land noch einmal von ſeiner vortheilhaften Seite; ein helles Abendroth beleuchtete am 6ten November mit aller ſommerlichen Pracht den (wie man dort verſichert) tauſend Fuß hohen Aquädukt, der dieſe Stadt mit Waſſer verſorgt. Bogen thürmt ſich auf Bogen, und zwiſchen jedem ſah man die ſonnige Landſchaft durchſcheinen, gleich eingerahmt, in maleriſcher Darſtellung. Von dem Feſtungsberge ſtarrte die ſtarke Befeſtigung in die Luft, wie eine Sphinx, die auf hohem Poſtamente den Eingang bewacht. Dieſes Fort war vor Kurzem noch ein Stein des Anſtoßes zwiſchen den engliſchen und portugieſiſchen Truppen geweſen, da letztere ſich weigerten, den Franzoſen den von den Engländern in Folge der Konvention garantirten freien Abzug zu gewähren. Eine ernſte Vorſtellung Sir Arthur Wellesley's hatte indeſſen die Zwiſtigkeiten geſchlichtet.

Noch ein kurzer Marſch, und die blaue Guadiana lag prächtig, aber nicht, wie der Tajo und manche Flüſſe des Nordens, durch zahlreiche Schiffe belebt, zu den Füßen der Armee. Nirgends trennt wohl ein Fluß, den die Natur zum Verbindungsmittel beſtimmt zu haben ſcheint, zwei Landſtriche ſo ſchroff, wie hier. Die Aehnlichkeit der Sprache abgerechnet, hat der Spanier gar wenig mit dem Portugieſen gemein; ſogar die Nächſtenliebe ſcheint hier eine Grenze zu haben, denn die Nachbarvölker haſſen ſich mit der größten Bitterkeit. Gleich am erſten Tage zeigte ſich der Unterſchied der beiden Nationen auf ſehr bemerkliche Weiſe. So lange man in Portugal war, hallte die Luft von dem Vivatrufe der Einwohner wieder; ſie überhäuften die hülfebringenden Fremden mit Verſicherungen und Verſprechungen, die ſie nicht zu erfüllen im Stande waren. Sie ſuchten ihr Unvermögen durch Zuvorkommenheit und Gefälligkeit vergeſſen zu machen. Die Spanier hingegen fühlten ihre Würde und ihre Kraft; ſie wußten, daß ſie an Beharrlichkeit und Muth Niemanden zu weichen brauchten, und dieſes Bewußtſeyn malte ſich

Digitized by Google

auf ihrer Stirn. Sie ſahen daher die Engländer nicht als Weſen einer höheren Ordnung an, ſondern als Brüder, die ihre Kräfte mit den ihrigen zu vereinen kamen, die ſie deßhalb mit Gaſtfreundſchaft, ja ſelbſt mit Großmuth aufnahmen, aber denen ſie ſich völlig gleichgeſtellt glaubten, und denen ſie gar wohl einſt ihre Dienſte erwidern könnten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Da wir uns einmal beim Kapitel des Magnetismus befinden, ſo wird es angemeſſen ſeyn, hier der Anwendungen zu erwähnen, welche man jetzt in Berlin von der Kraft des Mineralmagnets zur Heilung vieler Krankheiten macht, und welche den Gegenſtand der lebhafteſten Unterhaltung, nicht bloß zwiſchen den Kunſtgenoſſen, ſondern, und viel mehr noch, an den Theetiſchen abgeben. Wir erinnern zuerſt daran, daß ſchon der berühmte oder berüchtigte Mesmer um 1770 Kuren mit dem Mineralmagnete verſuchte, bald aber gerathener fand, die eintretenden Wirkungen vielmehr einer aus ſeiner Hand ausſtrömenden Heilkraft beizulegen, welcher letzterer hypothetiſchen Kraft man, im Gegenſatze jenes Mineralmagnetismus, den Namen des animaliſchen Magnetismus beilegte. Jetzt iſt nun dieſe Sache von einem der älteſten, berühmteſten und würdigſten deutſchen Ärzte, unſerem verehrten Hufeland, wieder aufgenommen worden, welcher öffentlich erklärt *, „ſchon vor langen Jahren von Mesmer ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht worden zu ſeyn, nach neueren wiederholten Verſuchen aber die feſte Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß durch Anwendung von Magneten, welche eine Zugkraft von hundert Pfund und darüber beſitzen, ganz außerordentliche Wirkungen auf den menſchlichen Organismus hervorgebracht, und mehrfache Leiden, beſonders Krämpfe, Lähmungen ꝛc. ſiegreich bekämpft werden können.“ Ein anderer praktiſcher Berliner Arzt, mit Namen Baeth, erbietet ſich, auf den Grund dieſer und mehrfacher ſelbſt gemachter Beobachtungen über die Heilkräfte des Magnets, ganz beſonders zu ſolchen magnetiſchen Kuren, und verkauft auch kleinere, zum Tragen auf der Bruſt geeignete Magnete, wodurch bei Magen- und Bruſtleiden heilſame Erfolge bewirkt worden ſeyn ſollen. Allerdings läßt ſich dieſes aber auch ſchon a priori annehmen, und die geheime, bewunderungswürdige Kraft des Magneten könnte ſich, außer der Anziehung des Eiſens, gewiß auch noch in Beziehungen äußern, wo ſie bereits von ältern Aerzten, und nimmermehr ohne allen Grund, geſucht worden iſt. — Uebergangen aber durfte der Gegenſtand, bei der Bedeutſamkeit, die er jetzt für die Konverſation gewonnen hat, in einem der Belehrung und Unterhaltung gleichzeitig gewidmeten Blatte nimmermehr werden.

* Journal der praktiſchen Heilkunde für 1834. N.

Dieſe Betrachtungen über den thieriſchen Organismus führen uns auf einen größern Organismus, den unſerer Erde ſelbſt, rückſichtlich welcher man kürzlich, und zwar mit ſiegenden Gründen, behauptet hat, daß ſie ein elaſtiſcher Körper ſey. Von dieſer Behauptung bin ich wieder deſto mehr angezogen worden, je nachdrücklicher ich mir ſelbſt ſtets die Nothwendigkeit einer ſolchen oder ähnlichen Naturvorſicht bei urſprünglicher Ausrüſtung des Erdkörpers vorgeſtellt habe. Offenbar muß derſelbe, zur Erhaltung ſeines eigenen Lebens, den unzähligen Prozeſſen, durch welche die Form ſeiner Oberfläche bedroht und letztere namentlich erniedrigt wird, eine gewiſſe Widerſtandskraft entgegenſetzen, und wir finden dieſe merkwürdige Kraft in der partiellen Erhebung der Erdoberfläche angedeutet, worüber wir lehrreiche Bemerkungen eines langjährigen und aufmerkſamen Beobachters * vor uns liegen haben. „Durch die ſtete Thätigkeit der Natur ſowohl als der Menſchen,“ heißt es in dieſen Bemerkungen, „erleidet die Erdoberfläche vielfache Veränderungen. Zuweilen wird ſie von der unberechenbaren Gewalt der im Innern der Erde thätigen Naturkräfte plötzlich durchbrochen, und dergeſtalt zertrümmert, daß ſie einer Ruine gleicht; manche dieſer Veränderungen dagegen, und wahrſcheinlich eben die, welche aus dem normalen Lebensprozeſſe des Erdkörpers hervorgehen, erfolgen ſo allmählig, daß ſie erſt nach dem Verlaufe von Jahrhunderten bemerkbar werden. Dahin gehört z. B. die, jetzt durch die ſprechendſten Beweiſe klar gewordene, langſame Erhebung des Bodens in Finnland und Schweden, die ſich aber wahrſcheinlich noch viel weiter hinab nach Süden, durch Preußen und Polen, gegen den Dnieper und das ſchwarze Meer hin erſtreckt. Denn es iſt hinſichtlich dieſer letztern Ausdehnung durch unzweifelhafte Beobachtungen entſchieden, daß in Preußen und Polen die Anzahl ſowohl, als der Umfang der Seen beſtändig abnimmt; es iſt ferner gewiß, daß die Gegend um Bromberg und Nekel ehemals unter Waſſer geſtanden hat, wie denn dort in einer Tiefe von 20 Fuß, im Torf, ein Schiff mit zwei Ankern gefunden worden iſt, und es ſteht endlich eben ſo feſt, daß vor Alters die ungeheuern Sümpfe von Pinsk (im ruſſiſchen Gouvernement Minsk, an der Mündung der Pina in den Pripez) befahren wurden, und daß die Tiefe in den Häfen der Oſtſee eben ſo

* Des engliſchen Naturforſchers Lyell, der ſeinen Bericht über dieſe Beobachtungen in der Verſammlung der Royal Society vom 8ten Januar d. J. erſtattete. N.

allmählig abnimmt.“ Die Erhebung der feſten Rinde auf dieſen Punkten der Erdoberfläche iſt alſo keinem Zweifel unterworfen, und unſere oben ausgeſprochene Anſicht von einer ſolchen allgemeinen Neigung der Erdrinde, was wir eben unter Elaſticität des Erdkörpers verſtehen und wodurch andere entgegenwirkende Kräfte im Gleichgewichte erhalten werden, verdient nach dieſen und vielen andern ähnlichen Thatſachen alle mögliche Aufmerkſamkeit.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 28ſten Februar.

(Fortſetzung.)

Vorſtellung im Hoftheater zum Schiller-Denkmal.

Nur im Herzen des kleinen Landes, das im engern Sinne ſich Schillers Vaterland nennt, verbanden ſich Männer, die ihn zu ihrem Patrone wählten und mit Pietät ſein Gedächtniß feierten. Troz allen ſchlechten Zeiten und Stimmungen fuhren ſie mit edler Beharrlichkeit fort, zu ehren, zu lieben und zu ſammeln, bis ſie in neueſter Zeit öffentlich auftraten, ihren Plan mittheilten und zum Beitritte ermunterten. Aufloderner Enthuſiasmus kam ihnen zwar nicht entgegen, aber förderlichen Anklang fanden ſie überall. Sie hatten, die Zeichen der Zeit wohl erkennend und erfaſſend, zu einer Art von Pfennigbehelf, wie ſie jezt Mode ſind, ihre Zuflucht genommen, nämlich die Frauenſammlungen zu 24 Kreuzern vorgeſchlagen. Dieſe wurden ergiebig; eine andere Idee mit dem Dichteralbum war eben ſo wohl berechnet, und ſomit ſcheint es denn nun wirklich Ernſt zu werden, daß Schiller dreißig Jahre nach ſeinem Tode ein Denkmal erhalten werde, das ihm die Generation, mit der er lebte, noch vor ihrem völligen Erlöſchen errichtet. Es konnte zwar bei deutſcher Gründlichkeit nicht fehlen, daß ſich auch Stimmen erhoben, die ſehr weitläufig darthun wollten, warum auch jezt noch das Denkmal unterbleiben müſſe. So etwas tritt bei uns an die Stelle des Enthuſiasmus. Einer behauptete, daß der Impuls von außen gerade in dieſem Momente fehle, ein Anderer, man dürfe Schiller das Denkmal nicht errichten, da ja Goethe nur eben erſt geſtorben ſey, ein Dritter ging weiter und wies nach, daß Schiller ein Geſchichtsverdreher ſey und gar nicht ein ſo groſſer Dichter, wie man aus ihm machen wolle. Dies Raboliren half aber nichts; die Tauſende, die jezt ſchon eingegangen, ſind ein unläugbares Faktum, und Menzel, der jüngſt eine Luſtreiſe nach Neapel angetreten, hat ſchon ganz beſtimmte Aufträge für Thorwaldſen von dem Schillerverein mitgenommen.

Großer, edler Schiller! welch ein Weg aus deinem kleinen Häuschen in Marbach bis zu dieſer Apotheoſe! wie rührend ſind deine erſten zaghaften Briefe an den Reichsfreiherrn von Dalberg, die du noch mit: Dr. Schiller, Regimentsarzt, unterzeichneteſt; dann dein kurzes Leben, voll ernſten Strebens, voll Sorge und Krankheit, und nun, während ſie dir das Denkmal vorbereiten, ſtellt ein geſchmackloſer, ſeichter Patron in einer waſſerſüchtigen Zeitſchrift deinen Patientenſchlafrock und deine Nachtmüze zur Schau, und ein Anderer hat ſogar die Prätenſion, deinen ewigen Dichterlorbeer anzutaſten, den ſelbſt die Fremden heilig achten!

An den Theatern iſt es nun, ihr Werk der frömmſten Dankbarkeit zu üben. Das hieſige Hoftheater iſt bereits mit dem ſchönen Beiſpiele vorangegangen. Geſtern wurde „Fiesko“ aufgeführt, dem ein Prolog von Guſtav Schwab voranging. Dieſer Prolog war von dem Dichter auf beſondere Einladung verfaßt worden. Er hatte ſich Seydelmann als Sprecher gedacht, deſſen weiches, eindringliches, jeden Wechſels fähiges Organ, ſeine beſonnene Auseinanderſetzung, ſein tiefes Gefühl, ſeinen feurigen Schwung, kurz, den Vortrag des herrlichſten Redners; aber der Sänger Herr Dobler ſprach dieſen Prolog. Dobler hat große Verdienſte als Sänger, doch ſind Sänger und Redner himmelweit verſchieden, wie Jedermann weiß. Der Prolog, wie er war, war eben nicht ein Schuh, den Jeder nur anzuziehen brauchte, um darin auch gleich tanzen zu können. Herr Dobler ſelbſt muß das gefühlt haben, denn er ſchien verlegen und las den Prolog ab. Das Publikum iſt nun aber daran gewöhnt, ſich vor der Bühne der Täuſchung zu überlaſſen, die Sprechenden erfänden Alles ſelbſt und folgten einer innern Begeiſterung, einer höhern Stimmung. Daß Seydelmann, in den erſten Scenen des Stücks beſchäftigt, nicht ſo ſchnell vom Prolog in das Koſtüm der Rolle ſich hätte werfen können, als es dem Publikum angenehm geweſen wäre, iſt ein unzureichender Grund; aber Niemand wäre unzufrieden geweſen, wenn ihn jener Künſtler mit der ſchönen Stimme uns in die Herzen **geſungen** hätte. Warum daher nicht gleich einen muſikaliſchen Prolog gewählt? Der Liederdichter Schwab wäre damit eben ſo leicht fertig geworden, und unſer nicht minder geübte, melodienreiche Lindpaintner hätte auch bald die Weiſen dazu gefunden. Man würde ſo vollkommener erreicht haben, was durch die Wahl ausgezeichneter Ouvertüren doch nur angedeutet werden konnte. Es iſt wahrlich ſchade, daß Schillers Andenken an dieſem Abend die Weihe der Tonkunſt, das Publikum den Genuß und Dobler die Anerkennung ſeines ſchönen Talents entbehren mußte. Die Scene des Prologs war gut gewählt; ſie ſtellte den freundlichen Gartenpavillon des königlichen Reſidenzſchloſſes dar, durch eine mit Kränzen und Attributen der Dichtkunſt und des Ruhmes geſchmückte Halle geſehen, in deren Mitte ſich, von Opferfeuern umgeben, Danneckers koloſſale Büſte, mit dem Lorbeerkranze, auf einem gleichfalls bekränzten Piedeſtal befand. In dieſem Gehege verlebte Schiller ſeine Jugend; hier liegt das ſogenannte Akademiegebäude, wo er ſeine Bildung erhielt.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 51:

Der Gürtel.

Räthſel.

Ein groß Geſchenk, das ſchon dein eigen war,
Eh' deine Mutter dich gebar;
Der älteſte, der höchſte von den Orden,
Durch welche Würde je geworden,
Doch Meſſer in der Hand des Kindes
Und Windmühl iſt's im Hauch des Windes;
Ein Meſſer, das für Speiſe ſorgt,
Und dir manch ſchönes Spielzeug ſchafft,
Ein Mühlwerk, das vom Geiſte borgt
Sein Thun und ſeine beſte Kraft,
Das allzu ſtarker Wind zerbricht;
Iſt er zu ſchwach, ſo geht es nicht.
Ein Mancher wirft es weg, nicht immer ohne Ruhm;
Doch wer es recht verſteht, dem iſt's ein Heiligthum.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. März 1835.

Liebe iſt ein Kobold: ſo wurde Simſon verſucht, und er hatte eine vorzügliche Stärke, ſo wurde Salomo verführt, und er hatte doch einen vortrefflichen Verſtand.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Soldatenſchickſale.

(Fortſetzung.)

Zwiſchen Talavera la real und Merida dehnt ſich eine weite Ebene aus, mit Heerden der herrlichſten Schafe bedeckt, die ihr edles Blut an alle Schäfereien des nördlichen Europa ſpenden müſſen, und im klaſſiſchen Schmutz ihrer vor Fett und Staub dunkelbraunen Wolle des Landmanns Reichthum ausmachen. Rinder gibt es hier nicht, übelriechende Ziegenmilch iſt den Bewohnern ein Leckerbiſſen, und der Landmann ſpannt einen gutmüthigen Eſel vor ſeinen Pflug, der die lockere Erde leicht aufwühlt und für das Korn bereitet, das eigentlich wenig mehr als die Erlaubniß zu wachſen begehrt. — Es war für die engliſchen Befehlshaber ſehr ſchwierig, ſich genaue Kunde über die Anzahl und Beſchaffenheit der Hülfe, die ſie von den ſpaniſchen Truppen zu erwarten hatten, zu verſchaffen; daher wurden häufig Offiziere auf Recognoscirung ausgeſchickt.

Römmling führte einſt ein ſolcher Auftrag in ein Frauenkloſter bei Merida, von wo aus er Gelegenheit zu finden glaubte, ſich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Als er dort in einem für Fremde beſtimmten Saal des Kloſters ſaß, bemerkte er, daß mehrere neugierige Nonnen verſtohlen durch ein Schiebfenſter guckten, welches die Ausſicht in den Saal erlaubte. Dies Fenſterchen befand ſich oberhalb eines Drehkorbes, in welchem Proviſionen oder ſonſtige Gegenſtände für das Kloſter durch eine einfache Maſchinerie in das Innere deſſelben transportirt wurden. Römmling ſah neugierig nach dieſer Richtung und ward aufmerkſam auf ein ſchönes Mädchengeſicht, das mit dem Ausdrucke unendlichen Grams nach ihm hinblickte. Sie erhaſchte einen Augenblick, wo ſie ſich von den Schweſtern unbeachtet ſah, und erhob die Hände mit einer bittenden Bewegung nach ihm. Bald darauf ward das Fenſter leer, und Römmling wußte nicht, was er aus der Sache machen ſollte. Er ſchritt nachdenklich im Saale auf und ab, da ſah er ein Stück Papier dicht vor dem Fenſter auf der Erde liegen. Es enthielt die Worte: „Wenn Sie, wie Ihr gutes Geſicht es verſpricht, einer Unglücklichen zu helfen bereit ſind, ſo legen Sie ſich bei Tagesanbruch in den Drehkorb. Ich kenne nur dies eine Mittel, Sie in das Innere des Kloſters zu bringen, wovon vielleicht mein zeitliches und ewiges Heil abhängt. Thereſa.“

Römmling war über die Zumuthung höchlich verwundert und im erſten Augenblicke völlig entſchloſſen, ſich nicht darauf einzulaſſen. Je mehr die Nacht vorrückte, je unmöglicher ward es ihm aber, einzuſchlafen und an etwas anderes als an die bewußte Maſchine zu denken. Er verließ ſein Lager und ſchlich leiſe in den

Digitized by Google

Saal zurück, den der Mond hell erleuchtete; hier verſuchte er, die Winde umzudrehen, aber ſie war von der andern Seite befeſtigt. Er ſagte zu ſich ſelbſt: „Billig wäre es doch, zu erfahren, was für ein Ding es iſt, dem ich mich anvertrauen ſoll; ich laſſ' es lieber bleiben.“ Aber dann fielen ihm die traurigen Kloſtergeſchichten von glühenden Herzen, die man in kalte Mauern vergräbt, von gezwungenen Gelübden und dergleichen ein; er war erweicht und entſchloſſen, wenigſtens zu erfahren, welche Art von Anliegen Donna Thereſa an ihn haben könne. — „Es wird doch kein Liebesabenteuer ſeyn?“ fuhr er im Laufe ſeiner Gedanken fort, und ſein Herz pochte unruhiger bei dem Gedanken. „Immerhin,“ beruhigte er ſich; „reizender als Giacoma wird ſie nicht ſeyn; es war ein allerliebſtes Mädchen.“ Er gähnte, als er dieſe Worte leiſe vor ſich hin ſprach, ſezte ſich auf einen Stuhl, und da der Mond untergegangen und dichte Finſterniß durch den Saal verbreitet war, ſchlief er ruhig ein. Aber als er ſeine Augen ſchloß, ſah er nicht Giacoma, nicht die Nonne im Traum, ſondern Clara, wie ſie vor ihm ſtand und ein heiliges Lied ſang. Das Lied tönte fort, als ein leiſes Kniſtern am Drehkorbe ihn erweckte. Er merkte jezt, daß die Nonnen ihre Hora ſangen, und faltete die Hände in unwillkührlicher Andacht. Nun bewegte ſich die Maſchine augenſcheinlich und ſtand zu ſeiner Aufnahme bereit. Entſchloſſen ging er darauf los, ſchwang ſich über den Rand des Korbes und zwängte, jung und ſchlank, wie er war, die Glieder in den möglichſt kleinen Raum zuſammen. Vorſichtig ward darauf der Behälter in ſeinen Angeln gedreht und er ſah ſich, einer jugendlichen Nonne gegenüber, im Innern des Kloſters. Sie war als Novize in einen weißen Schleier gehüllt, legte den Finger ängſtlich auf den Mund, ergriff Römmlings Hand und zog ihn raſch und leiſe mit ſich fort, bis ſie, durch winkliche Gänge, durch einen Hofraum und über eine Treppe in einen kellerartigen Raum, das Ziel ihrer Wanderung, gelangten; es war, ſchauerlich genug, ein Gewölbe, worin Todtengebeine lagen, vom bleichen Morgenlicht beſchienen.

„Was wollen Sie von mir, Fräulein?“ fragte Römmling, als die Dame ſeine Hand losließ und in athemloſer Angſt vor ihm ſtand. „Hülfe!“ rief ſie, ihm mit Thränen zu Füßen fallend; „Hülfe von einem Fremden, da die eigenen Verwandten mich lebendig an dieſem Orte vergraben wollen.“ Römmling ſtand unſchlüſſig da. „Was ſoll ich für Sie thun?“ ſagte er, ſie aufhebend. Sie konnte nicht allein ſtehen, ſo hatte ſie der gefährliche Schritt, den ſie eben wagte, angegriffen. Er hielt ſie in ſeinen Armen aufrecht, während ſie, mit dem Kopfe auf ſeiner Schulter geſtüzt, mehr lag, als ſtand. Er bat ſie, ſich zu faſſen, und führte ſie zu einem ſteinernen Vorſprung, der ihnen beiden zum Siz dienen mußte. Nun erzählte ſie, wie die unerhörteſte Härte eines Oheims ſie zum Kloſterleben verurtheilt habe; daß die Zeit ihrer Einkleidung herannahe, ſie aber dieſelbe auf keinen Fall überleben wolle. Geſtern ſey ſie noch hoffnungslos geweſen, aber als ſie ihn geſehen, ſey er ihr wie ein vom Himmel geſendeter Retter erſchienen. Er möchte ſie mit ſich nehmen, und das Gefühl, ſie vor Verzweiflung bewahrt zu haben, als die einzige Belohnung für ſeine edle That betrachten; ſie habe ihm ſonſt keine zu bieten.

(Die Fortſezung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

In die Kategorie dieſer Forſchungen über die innerſte Natur des Erdkörpers gehören denn auch die Verſuche über die Zunahme der Temperatur bei zunehmender Tiefe, von welcher in unſern Berichten ſchon mehrfach die Rede geweſen iſt, und welche kürzlich der Profeſſor Phillyps in der Pemberton-Kohlengrube bei Sunderland mit vieler Umſicht wiederholt hat. Im Allgemeinen dürfen wir rückſichtlich dieſes Gegenſtandes zunächſt daran erinnern, daß, da der Halbmeſſer der Erdkugel faſt 860 geographiſche Meilen beträgt, und bis jezt noch Niemanden gelungen iſt, auch nur eine halbe Meile tief in das Innere derſelben einzudringen, über ihren Kern und deſſen Beſchaffenheit natürlich auch nur muthmaßlich geurtheilt werden kann. Indeſſen forderten die Erſcheinungen der Vulkane, der heißen Quellen u. ſ. f. zu einer Erklärung auf; und ohne zu entſcheiden, wie weit die Entſtehungsurſachen jener Erſcheinungen vom eigentlichen Erdmittelpunkte entfernt ſeyn könnten, ſah man ſich doch zur Annahme einer irdiſchen Grundwärme genöthigt, welche die ältere Phyſik als Reſultat eines Centralfeuers, die neuere Naturphiloſophie dagegen als Produkt einer innerirdiſchen beſondern Lebensthätigkeit darſtellt, indem ſie dabei der Analogie des lebenden thieriſchen Körpers folgt, bei welchem die Temperatur, nach Verhältniß des Eindringens in das Innerſte, auch zunimmt. Wenn man die älteren, nicht hinlänglich genauen Beobachtungen ausſchließt, ſo iſt Sauſſüre der erſte, welcher eine Zunahme der Temperatur bei zunehmendem tieferem Eindringen in den Körper der Erde nachwies. Er fand in den Salinen von Bex (Kanton Waadt) in einer Tiefe von 332 Fuß 14,4 Grad, von 564 Fuß 15,6 Grad, und von 677 Fuß 17,1 Grad des hunderttheiligen Thermometers, wobei zu bemerken iſt, daß dort keine metalliſchen Subſtanzen, deren Oxydation auf die Temperatur hätte einwirken können, vorhanden ſind, und daß ſeit drei Monaten Niemand in dieſe

Tiefen gekommen war. Eine Menge ſpäterer ähnlicher Verſuche ergab, im Ganzen genommen, immer das nämliche Reſultat zunehmender Temperatur bei zunehmender Tiefe, und die hier in Rede ſtehenden Beobachtungen von Philipps endlich beſtätigen daſſelbe ebenfalls. Die ganze Tiefe der Grube, in welcher er experimentirte, beträgt von der Oberfläche bis zum Kohlenlager 1524 Fuß. Die Temperatur an der Oberfläche war 53 Grad (Fahrenheit), nahe am Ende des 60 Fuß langen Stollens 63°, dicht über den Kohlen aber 68°, und in einem tiefen Loche im Boden der Grube 71°. Auch hier iſt alſo die wachſende Temperatur augenfällig, und die Vorausſetzung einer Grundwärme der Erde erhält ſomit eine neue Beſtätigung.

In den Gewerbswiſſenſchaften, auf welche wir, das praktiſch Wichtige dem bloß ſcientifiſch Inſtruktiven niemals nachſetzend, nunmehr übergehen, verdient in vielfacher Rückſicht die kürzlich vorgeſchlagene und jezt auch ſchon in Ausführung gebrachte Anwendung des Spiritus als Leuchtmaterial eine beſondere Auszeichnung.

Da die Produktion des Spiritus für den Oekonomen, als ſicherſtes und einträglichſtes Abſatzmittel ſeiner Erzeugniſſe, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit iſt, ſich bis jezt aber eine andere Anwendung deſſelben im Großen, als zum Branntwein, deſſen übermäßiger Genuß ohnedies die traurigſten Folgen hat, nicht darbot, ſo iſt freilich jeder ausführbare Vorſchlag zum anderweiten Gebrauch des Spiritus als eine wahre Wohlthat in dieſer doppelten Hinſicht zu betrachten. Die Idee alſo, den Spiritus als Beleuchtungsmaterial anzuwenden, kann nur vortrefflich genannt werden; aber die praktiſche Ausführung bot große Schwierigkeiten dar. Der Spiritus, wie er iſt, leuchtet nämlich bekanntlich nicht; er wird erſt leuchtend durch den Zuſatz eines ätheriſchen Oels. Dazu eignet ſich aber, ſeiner Wohlfeilheit wegen, wiederum nur das Kienöl, welches anderſeits ſehr ſchwer auflöslich im Spiritus iſt, und vielfache Verſuche zeigten die praktiſche Unausführbarkeit unmittelbarer Anwendung des ſolchergeſtalt geölten Spiritus als Leuchtmaterial. Da verfiel man endlich, und zwar, ſo viel mir bekannt iſt, zuerſt, oder doch wenigſtens unabhängig von anderswo gehegten ähnlichen Ideen, in Berlin auf den Gedanken, jenes Gemiſch nicht in der unmittelbaren tropfbar flüſſigen Form, ſondern vielmehr mittelbar in Dampfgeſtalt als Leuchtflüſſigkeit anzuwenden, indem man es in einem ſonſt verſchloſſenen Gefäße bis zum Kochen erhizte und die aus einer engen Oeffnung entweichenden Dämpfe hier anzündete, welche nun ſogleich und zwar mit höchſt leuchtender Flamme verbrannten.* Jezt iſt man nun von mehreren Seiten her nur noch damit beſchäftigt, dem Apparat zu dieſer neuen Erleuchtung mit ſeiner unumgänglichen Vorrichtung, um das Leuchtgemiſch von Spiritus und Kienöl auch in dem erforderlichen beſtändig gleichmäßigen Kochen zu erhalten, die zweckmäßigſte und eleganteſte Form zu geben, und wir werden, nach dem, was man uns darüber meldet, wahrſcheinlich ſchon in unſerm nächſten Berichte vollkommen Befriedigendes in dieſer Beziehung mittheilen können.

Schließlich machen wir darauf aufmerkſam, daß von der in unſerm vorlezten Berichte rühmlich erwähnten merkwürdigen meteorologiſchen Schrift des Herrn von Brandenburg: Victoria, bereits eine zweite Auflage (Berlin, Oehmike) erſchienen iſt, und daß dieſe Schrift von dem berühmten Aſtronomen Struve der Aufmerkſamkeit aller Naturforſcher empfohlen wird. Es bedarf alſo der Wiederholung meiner Empfehlung derſelben nicht mehr; indeß iſt es mir doch angenehm, anführen zu können, daß die Witterungsvorherſagungen, welche ich, in Uebereinſtimmung mit den dort entwickelten Anſichten, gewagt habe, bis jezt vollkommen eingetroffen ſind. Eine große Witterungsveränderung ſcheint der nördlichen gemäßigten Zone darnach allerdings bevorzuſtehen.

* Allerdings hat der Nordamerikaner Moray einen ähnlichen Gedanken gehabt, indem er, auf den Grund der von uns in einer frühern Nummer dieſer Berichte erläuterten Rutterſchen Waſſerverbrennungsmethode, ein Gemiſch von Waſſer und Kienöl ebenfalls in ein Gefäß einſchloß, zum Kochen brachte, und die durch eine Oeffnung ausſtrömenden Dämpfe anzündete. Allein es iſt anzunehmen, daß ſich der Spiritus praktiſch beſſer bewähren wird, und wir ſtellen den deutſchen Erfinder daher höher als den Nordamerikaner. Jener Deutſche heißt aber, wie ich eben finde, Lüdersdorf und lebt in Berlin. — Suum cuique!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Stägemann.

Man backt eben Kuchen, windet Kränze und dichtet Reden zu Ehren eines Mannes, deſſen fünfzigjähriges Jubiläum daran erinnert, daß er noch lebt. Viele ſind nicht gerne an die Zeit erinnert, wo der ausgezeichnete Mann mit den großen Geiſtern der Zeit zur Wiedergeburt des Vaterlandes wirkte. Stägemann iſt eine der lezten, ich möchte nicht gerne Ruinen ſagen, aber ich finde keinen andern Ausdruck, aus jener Bewegungs- und Regenerationsperiode des preußiſchen Staates und Volkes. Noch lebendigen Geiſtes, rüſtig in Dienſt und Amt, wollte ich ihn einen Pfeiler aus jener Zeit nennen, aber ich weiß nicht, was er trägt. Er ſteht iſolirt da, einer der lezten jener Geiſter, die, aus ſich ſelbſt herausgeboren, wie eine Tafelrunde den Regenerator Hardenberg umgaben, und unter ihm das Unmöglichſcheinende zur Wirklichkeit machten. Die Meiſten ſind geſtorben, oder alt geworden und fügſam untergekrochen unter das Gebäude von ehedem, das ſich nach jenes größten Staatsmannes Tode wieder langſam aus dem Schutt erhoben hat.

Stägemanns Verdienſte ſind zu deutlich, ſeine Geſinnung zu rein, ſein Wiz zu treffend und ſeine Kräftigkeit zu anerkannt, als daß man ihn hätte ganz bei Seite ſchieben können, darum hat man ihn nur iſolirt; und die unbequeme Zeit, welche ſelbſt durch den unſchädlichen Kalender ſich laut macht, zwingt zu einer Anerkennung, die mit ſo manchen unangenehmen Erinnerungen verknüpft iſt. Stägemann iſt auch als Dichter bedeutend, freilich ein Dichter aus einer alten Dichterzeit; er ſchrieb Oden, und Oden ſchweben nicht wie Heineſche Verſe auf frivolen Zungen, dafür aber viele ſeiner Sarkasmen, deren Quell noch jezt nicht verſiegt iſt. In dem Greiſe erkennt man noch den liebenswürdigen Welt- und Lebemann, den heitern Geſellſchafter. Zu den Vielen, welche ſeine Thätigkeit als Staatsmann gern vergäßen, gehört ſein König nicht, vor deſſen klarem Gemüthe Alles, was Stägemann ihm und dem Staate geleiſtet, deutlicher ſteht, als es ihm aus den Regiſtraturen vorgetragen werden könnte, und in der Art, wie die königliche Huld dem Veteranen dankbar iſt, ſpricht ſich auf's Neue der menſchlich ſchöne Sinn unſers Monarchen aus. Stägemann iſt bekanntlich nicht der Sproß einer großen Familie, aus dunkelm Urſprung ſtieg er empor, und verdankt, was er iſt, Niemanden als ſeinem Geiſte, bis Hardenberg, im Suchen nach Geiſtern, die ihn verſtanden, auch ihn fand. Was er in dieſer Karriere geleiſtet, iſt bekannt; aber auf einen unſers Erachtens ſehr ehrenwerthen Umſtand darf ſchon hier aufmerkſam gemacht werden. Jene geniale Zeit entbehrte einer Tugend, der Oekonomie; mit vollen Händen theilten jene Männer aus und ließen ſich austheilen, und Stägemann, der, an Hardenbergs Seite, ſelbſt aus dem Vollen greifen konnte, der den einflußreichſten Aemtern vorſtand — er war einſt auch Bankdirektor — iſt arm geblieben, und mehr als arm. Es gibt eine Armuth, die der ſchönſte Orden für einen Staatsbeamten iſt.

(Die Fortſezung folgt.)

Stuttgart, 28ſten Februar.

(Beſchluß.)

Vorſtellung im Hoftheater zum Schiller-Denkmal.

Das nun folgende Trauerſpiel war von Herrn Seydelmann für dieſe Darſtellung eingerichtet worden. Das Sceniſche war zum Theil genügend, eben ſo einige Koſtüme mit Geſchmack neu verfertigt worden, und das Ganze zeugte von dem Eifer aller Mitwirkenden für den ungewöhnlichen Anlaß. Herr Moriz, der ſeit Kurzem in einer Reihe von eminenten Darſtellungen das Streben nach Ernſt, Wahrheit und Charakteriſtik ſeinen übrigen Eigenſchaften zu verſchwiſtern geſucht hat, nimmt immer mehr unſern vollen Beifall in Anſpruch. Er gab den Fiesko. Man war im Voraus geſpannt auf ſeine Löſung dieſer ſchwierigen Aufgabe, worauf er einen bedeutenden Fleiß verwendet haben ſoll. In einigen Scenen übertraf er jedoch jede Erwartung. Der Auftritt mit den Handwerkern und die Fabel, die er ihnen erzählt, gelangen meiſterhaft, eben ſo das Wegwerfen der Verſtellung in der Scene mit der Imperiali, in Gegenwart ſeiner Gattin und der Gäſte. Durchweg war der Darſteller bemüht, alle jene Züge feſtzuhalten, welche der Dichter für ſeinen Fiesko ſelbſt angegeben hat, und weder in der Libertinage, noch im Stolze, weder in der verſtellten Liebelei zur Gräfin, noch in der wahren Herzensneigung zu Leonoren zu weit zu gehen, und in dieſe mit Dichtereigenſinn und Dichtervorliebe geſchaffene Miſchung Einheit zu bringen. Der Mohr wurde von Herrn Seydelmann gegeben. Ochſenheimer in Wien war zu ſeiner Zeit berühmt in dieſer Rolle; man konnte nicht denken, daß man ſie anders und doch richtig zu geben im Stande ſeyn ſollte. Seydelmann zeigte dies. Seine Leiſtung war neu und originell. Dieſe Beweglichkeit und Leichtigkeit, dieſe wilden, übertriebenen Geſten, dieſe afrikaniſche Glut: das war nicht mehr das Feuer des Südländers, des Italieners oder Spaniers; es war der gelenke Saz des Tigers, der glühend liſtige Blick der Schlange, das Geberdenſpiel des Affen, kurz, das eigenthümlichſte Leben der Wüſte unter dem Aequator. Wir empfanden Schauer bald, bald lachten wir; die bunte Erſcheinung ergözte und riß mit ſich fort. War er auf der Scene, ſo gehörte ſie ganz ihm; dieſer „konfiszirte Mohrenkopf,“ wie ihn Schiller ſelbſt nannte, ward zum wilden Dämon, der das Stück beherrſchte; es war der Golim der alten Rabbinen, der Beſen des Zauberlehrlings; es liegt etwas Gewaltiges darin, wenn eine ſolche Rolle, von Seydelmann dargeſtellt, in's Leben tritt und nun Geſtalt annimmt und vor uns wandelt. Dem. Stubenrauch gab die ſanfte, ſchwärmeriſche Leonore ſehr ausgezeichnet. Sie iſt der rührendſte Charakter im Stück, und dabei ſo unwahr und wahr zugleich, ſo gelungen und verfehlt. Die Schauſpielerin, die es dem Dichter hierin zuvorthun will, bringt ſich um den Dank. Dem. Stubenrauch ließ die Italienerin ganz aus dem Spiele und hob die Deutſche, die Leonore eigentlich nach Schiller iſt, ſchön hervor. Ihr Schmachten, ihre Entſagung, ihre Liebe, ſelbſt ihr Zorn, Alles iſt deutſch; ſo fühlt, ſo handelt keine Italienerin. Die Darſtellerin wußte in dieſer Auffaſſung zu wirken und zu rühren. Herr Maurer als Verrina war ganz der kräftige, ſtolze, tieffühlende Mann, aber auch ein Deutſcher durch und durch. Wer jemals einen Italiener ſah, im Zorn, in Wuth, einen Fluch ausſprechend, in dem Augenblicke, wo er einen Mord begehen könnte, wie er ſich entfärbt, wie alles Blut in's Herz zurückflieht und ihn zu erſticken droht, wie die Lippen beben, die Fäuſte ſich ballen, die Zähne knirſchen, die Augen rollen und dann die Worte ſich wie dumpfer Donner aus dem Vulkane der Bruſt entladen, der wird die Grenzen kennen, in denen ſich Verrina bewegen darf. Verrina iſt finſter, vornehm, ſtolz, verſchloſſen, entſezlich, ein Held des Republikanismus. Mad. Maurer als Imperiali, Herr Wallbach als Gianettino verdienen noch erwähnt zu werden; alle übrigen Rollen wurden mit Fleiß dargeſtellt, und von allen Seiten ward geſtrebt, zum Gelingen der Vorſtellung beizutragen. Im lezten Akte ließ die Dekoration: das Portal des Pallaſtes Doria, der Hafen mit den Galeeren u. ſ. w., der Phantaſie des Zuſchauers den weiteſten Spielraum; das Ballfeſt hingegen war gut geordnet und machte einen angenehmen Effekt. Das Haus war gefüllt und das Publikum nahm den lebhafteſten Antheil. — Von dieſem Abend an hoffen wir nun eine Reihe Schillerſcher Stücke zu gleichem Zwecke auf allen deutſchen Bühnen erſcheinen zu ſehen, und verſprechen der Sammlung für das Denkmal eine reiche Ausbeute davon. Auch Wien wird hoffentlich nicht zurückbleiben, obgleich es ſich bis jezt noch ganz ruhig verhalten hat. Die größte Stadt in Deutſchland wird in dieſer Hinſicht gewiß nicht hinter Petersburg zurückbleiben wollen.

Unſer Seydelmann aber wird, wie einſt Garrick nach Stratford, mit den Mitgliedern des Hoftheaters und der Kapelle nach Marbach ziehen, um dort, wo Schillers Wiege ſtand, demſelben einen neuen Triumph zu bereiten. Alle Gutgeſinnten und Wohldenkenden wünſchen ihm den ergiebigſten Erfolg.

August Lewald.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 10. März 1835.

Da ſah man über'n Erdenkreis,
Mit ſeinen welken Kränzen,
Hinaus nach einem höhern Preis,
Den man ſah droben glänzen;
Und überall entzündete,
Wo Chriſtum man verkündete,
Ein Ringen ſich, ein Kämpfen,
Das nicht mehr war zu dämpfen.

Rückert.

Das kaiſerliche Mahl.

1.

Zur Tafel ſchreitet Roma's Kaiſer ein;
Die Tiſche feuchtet ſchon der Opferwein,
Gelagert ruhn der Gäſte frohe Schaaren,
Von Myrrhe duftend, Blüthen in den Haaren.

Die Goldpokale ſchäumen und es droht
Des heitern Tafelkönigs Trinkgebot,
Raſch eilen durch den Saal in weißen Schürzen
Die Sklaven aus und ein mit ſeltnen Würzen.

Den Duft der Blumen und der Spezerein
In vollen Zügen ſchlürft der Athem ein,
Das Auge ſucht ſich lüſtern ſeine Weide
Am blanken Schmuck und flimmernden Geſchmeide.

So ruhen ſie, auf Betten hingeſchmiegt,
Von weichen Flötenklängen eingewiegt,
Und alle Sinne trunken ſich entzücken
An leichten Tänzen und an Poſſenſtücken.

Durchkoſtet hat die Schüſſeln all' der Gaum,
Vom Eye bis zum friſchen Apfelſchaum;
Im Rauſche ſind die Augen matt zerfloſſen
Und haben wolluſtmüde ſich geſchloſſen.

Aufſpringt der Kaiſer, ſchlummertrunken ganz,
Vom Haupte reißt er den verdorrten Kranz,
Und eilt nach ſeinem Schlafgemach von hinnen
Mit dürſtender Begier und welken Sinnen.

2.

Bei dieſem üppigreichen Fürſtenmahl,
Wo blieb des Kaiſers edles Ehgemahl?
Wo iſt ſie heut, bei dieſem Feſtesprangen,
Mit ihrem Töchterlein zu Gaſt gegangen? —

Im öden Felde drauß, in tiefer Nacht,
Da drängt ſich's in den dunkeln Felſenſchacht,
Es flüchtet dort geheimnißvoll die Menge
Sich zwiſchen Särgen hin durch lange Gänge.

In einem Saal, von Kerzenlicht erfüllt,
Vor einem Grab Jungfrauen ſtehn verhüllt,
Und plötzlich lüften ſie die weißen Flöre,
Geſang erſchallt wie ferne Geiſterchöre.

Und auf den Knieen liegt das Volk umher,
All' müheſelig und beladen ſchwer:
Erlahmte, Sklaven, Arme voll Beſchwerden,
Sie beugen ihr geächtet Haupt zur Erden.

Digitized by Google

Und auf dem Grab, von Blumen überdeckt,
Hält Brod und Wein der Prieſter ausgeſtreckt,
Den Dürſtenden mit ſegensmilden Händen
Das Gottesbrod, den Himmelstrank zu ſpenden.

Sie küſſen ſich die Stirn und drücken ſich
Die Hände ſtill, verſtändnißinniglich.
Vollendet iſt das Mahl, und „Amen, Amen!“
Eeſchallt es rund, „in Jeſu Chriſti Namen!“

Dem Sklaven ſchiägt das Herz in Freiheitsmuth,
Den Lahmen trägt wohl eine Stütze gut,
Dem Blinden, der am Quell des Lichts getrunken,
Iſt Weg und Steg eehellt von Sternenfunken.

Und aus der Halle drängt ſich allzumal
Der Gäſte Schaar, erquickt vom heil'gen Mahl,
Und duech den Hauf der Sklaven kommt inmitten
Die Kaiſeein mit ihrem Kind geſchritten.

Des Brodes Kraft durch ihre Glieder ſprüht,
Vom Gottesweine roth die Wange glüht;
Raſch eilt ſie nach dem Kaiſeehaus von hinnen
Feiedhellen Auges und mit friſchen Sinnen.

Adolph Stöber.

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Römmling hätte, anfrichtig geſagt, viel darum ge- geben, wenn die Schöne ihn mit ihrem Veetrauen ver- ſchont hätte, denn daſſelbe machte ſeine Lage in keiner Hinſicht angenehm. Ein engliſcher Offiziee, der ſich in ein Kloſter einſchleicht, hatte ohnedies auf keine Beloh- nung für dies Heldenſtück zu rechnen, wenn es ruchbae werden ſollte, da ſtrenge Mannszucht an der Tagesord- nung wae. Und die Entführung einer Nonne war noch eine ganze andere Sache! Dies waren jedoch nur ent- feentere Bedenklichkeiten; für den Augenblick quälte ihn der Gedanke an ſeine zweideutige Lage dem Mädchen gegenüber noch mehe, weil ihn die Angſt vor ſeiner eigenen Schwäche nie verließ. Sie war ein reizendes Weſen, mit üppigen Formen und einem Buſen, deſſen ungeſtümes Wallen wirklich auch wenig zu dem Kloſtee- leben geſtimmt haben wüede; ein ſüdliches Gewächs voll Süßigkeit und Feuer hing ſie an ſeiner Seite, daß ihm ſchwül und ſonderbar zu Muthe waed. Es war ihm nun einmal nicht gegeben, ohne Heezpochen einem schö- nen Mädchen zu nahe kommen zu können. Er dachte an Clara, es half nichts; er ſah von Thereſa weg auf die unheimlichen Todtenknochen, ihr volles Leben blühte nur deſto feiſcher daneben. Endlich ſtand er auf, lehnte ſie ſanft an die Wand und trat an das niedeee Fenſter des Gewölbes; er ſah in die blaue Luft hinein und hoffte, der friſche Morgenhauch ſolle ſein Blut kühlen; aber der Moegenhauch thut nicht immer, was man eben davon hofft. — Da ſtieg eine Leeche ſchmetternd in die Luft — und voe ſeinem Sinn ſtand der Moegen, an dem er Claea zueeſt ſeine reine Liebe bekannt hatte und an dem deſſelben Vogels Lied die Eingangsſymphonie zu den ſchönſten Augenblicken ſeines Lebens geweſen war. Und ſiehe, der Friede kehrte in ſeine Beuſt zurück, und zu- gleich der Entſchluß, der Bedrängten zu helfen. Dieſe lag, in Thränen aufgelöst, auf dee Bank, da ſie ſein Abwenden für ein Zeichen anſah, daß ihre lezte Hoffnung geſcheiteet ſey. Mit dem Ausbruch der leidenſchaftlich- ſten Dankbaekeit küßte ſie ſeine Knie, ſeine Hände, ſein Gewand, als ee ſie des Gegentheils verſicherte. — Er war veelegen und wußte nicht, wie er ſie beruhigen ſollte. Die Bemerkung, daß die Zeit vereinne, that endlich ihre Wirkung. Er ſagte ihr nun, er müſſe den folgenden Tag zue Armee zuerück; es ward daher verab- redet, er ſolle ſie um Mitteenacht auf dieſelbe Art aus dem Kloſter beingen, auf welche ſie ihn heeeingebracht hatte; er werde für Knabenkleidee und ein Pferd ſorgen, und ihr liege dagegen nichts ob, als zu rechter Zeit den Schieder zu öffuen, ihn abee jezt auf einem andern Wege wiedee in's Feeie zu verſetzen. Die Mauer, welche den Raum, woein ſie ſich befanden, umſchloß, war von Innen nicht ſchwer zu eekletteen, da die Eede hoch daran aufgehäuft lag, und Römmling ſchwang ſich ohne Schwie- rigkeit daeüber weg. Er ließ ſogleich ſein Pferd ſatteln und ritt in das Land hinein; doch war ihm nicht gar wohl zu Muthe, wie der Leſer ſich leicht wird denken können. Unſichee wae es immer, wie das Abenteuer ablaufen und ob es übeehaupt zu etwas Gutem führen würde. Aber der Gedanke, daß er das Rechte und Gute wolle und die Verantwoetung der Folgen daher nicht auf ſeinem Gewiſſen laſten könne, ſo wie die Abneigung, die ihm ſeine früheſte Erziehung gegen Kloſterzwang ein- geflößt hatte, blieben entſcheidend.

Seine Geſchäfte eiefen ihn tiefer in das Land hin- ein, wo eine ſpaniſche Teuppenabtheilung, deren Zuſtand er unterſuchen ſollte, kantonirt war. Er fand die Equi- pirung und Mannszucht dee Leute unter aller Erwae- tung, ärgerte ſich über die niederteächtigen Ehrenbezeu- gungen und Schmeicheleien, die ſich die Offiziere nicht entblödeten, ihm zu ſpenden, und ritt mißveegnügt in der Richtung des weit entfernten Kloſters zurück; eine

einzige Oedonnanz folgte ihm. Er zog ruhig ſeines Weges, als ein donnerndes „qui vive!“ ihm hinter einer hervorſpringenden Mauer entgegenſchallte, und er mit Schrecken ſah, daß er in die Nähe eines franzöſiſchen Fouragirungsgeſchwaders gerathen war, das wegen Mangel an Nahenngsmitteln ſeine Runde weiter als gewöhnlich hatte ausdehnen müſſen. — Römmlings Schreck bei der großen Uebermacht der Feinde war nicht gering, und eine ſchnelle Flucht das einzige Mittel, um einer Geſängenſchaft zu entgehen, die ſeine Hoffnungen für die Zukunft auf lange vereitelt hätte. Die Feanzoſen waren abgeſeſſen und verzehrten ihre leichte Mahlzeit; dieſer Umſtand verſchaffte ihm und ſeinem Bedienten einen Vorſpeung, den, wie ſie mit Grund hofften, die Schnelligkeit ihrer Pferde bald vergeößern mußte. Mit Windeseile jagten ſie voebei; eine Hecke ward übeeſprungen und eine Maulbeerpflauzung brachte ſie bald auf einen Augenblick aus den Augen der Franzoſen. In der Entfernung von einer halben Stunde lag ein Dorf; auf dieſes ſprengte Römmling zu, entſchloſſen, in das eeſte beſte Haus einzulenken und Schutz bei deſſen Bewohnern zu ſuchen. Bei einem der erſten Häuſer, dicht an der Straße, ſtand die Pforte nach dem Hoſeaume offen. Römmling ſprengte hinein, ſchwang ſich vom Pferde und befahl dem Diener, die beiden Thiere raſch in den offenen Stall zu ziehen und die Thüre hinter ſich zu ſchließen. Er ſelbſt eilte in die Hütte und ſtörte durch ſeinen Ueberfall eine ehrbare Wittwe, die in einem Breviere las, und iheen, eben dem Knabenalter entwachſenen Sohn, der eine Jagdflinte puzte, aus der Ruhe. Ein Wort reichte hin, um Muttee und Sohn von ſeiner Lage zu unteerichten; lezterer teat ſogleich beſonnen vor die Hausthüre; nach wenigen Minuten ſprengte das Piket von etwa zwanzig Jägeen heran und fragte den jungen Mann, dee ſich gefliſſentlich in ihren Weg ſtellte, ob er einen engliſchen Offizier und einen gemeinen Deagoner hier habe vorbeireiten ſehen. „Ja,“ erwiderte der Jüngling, „vor fünf Minuten; aber wir achteten nicht darauf, da wir glaubten, ſie wollten ſich nur mit der Schwadron ihres Regiments, die eine Viertelſtunde weit drüben ſteht, veeeinigen.“ Dieſer Beſcheid machte die Reiter ſtutzig. „Stehen hier Engländer?“ fragte der eine. „Wie ſtaek iſt die Schwadron?“ — „Seit geſtern — etwa zweihundert Mann, denk' ich,“ erwiderte der junge Spanier. — Die Feanzoſen beredeten ſich einen Augenblick und wandten dann ihre Pferde, um zurückzueeiten, woher ſie gekommen waeen.

„So dank' ich Euch denn, ehewürdige Feau, und Eueem Sohne, meine Feeiheit,“ ſagte Römmling, indem er dem wiedee eintretenden Jüngling die Hand reichte. „Wie ſoll ich's Euch veegelten?“ — „Von Vergeltung kann hier nicht die Rede ſeyn, erwiderte die Matrone, „denn welche Gefahren Ihr hier auch zu beſtehen habt, Ihe beſteht ſie um unſertwillen. O, mein Herr! in welche Lage iſt Spanien gekommen, daß es fremde Hülfe anrufen muß, daß ſeine eigene Keaſt nicht mehr auseeicht!“ Sie wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen, und es lag etwas Edles in den ſtreugen Zügen und der geraden Haltung der alternden Frau, was das ſchwaeze Wittwenkleid noch mehe heraushob. „Mutter,“ ſagte Juan, „Mutter, wir würden uns endlich wohl ſelbſt zu helfen wiſſen. Seht,“ hiebei waeſ er einen Bündel auf den Tiſch, „hier iſt meine Studentenkleidung, ich brauche ſie nicht mehr. Ich will mit der kuezen Jacke und der Flinte auf der Schulter zu la Romana gehen und mich von den ſchwachen Söhnen des Hauſes losſagen und meine Bande abſteeifen.“ — „Du haſt meinen Segen längſt,“ eewideete die Mutter, „und möge es Gott und der h. Ignatius ſo fügen, daß Dein Blut nicht von Nöthen ſey zum Siege der großen Sache. Denn Du biſt das Scheeflein der Wittwe; doch lege ich Dich freudig in Gottes Hand.“

(Die Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Engländer, eine ſpeiſende Nation.

Lord Normanby nennt die Engländer eine ewig wandernde Nation, und er hat recht. Sollte noch ein ſechster Welttheil entdeckt werden, es würde Wunder nehmen müſſen, wenn man nicht auch dort bereits ſeit Jahren anſäßige Engländer träſe. Miſtreß Jameſon nennt die Engländer eine heirathſtiftende Nation, und ſie hat ebenfalls recht. Der ungemeine Kinderſegen, welcher den engliſchen Familien eigen iſt, zwingt Mütter und Väter, ſich nach Schwiegerſöhnen umzuſehen, und da wird mancher Hokus Pokus geſpielt. Wo aber geſchieht dies nicht? wo nicht vorzugsweiſe in Haushaltungen, die eben ſo reich an Mädchen, als arm an Staatspapieren und ähnlichen guten Dokumenten ſind? Doch Niemand hat den Charakter der Engländer treffender bezeichnet, als der ſelige oder unſelige Voltaire. Er nennt England ein dinirendes Land und die Engländer eine dinirende Nation. Kann man wohl eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne auf eine bald längere, bald kürzere Beſchreibung eines bald mehr, bald weniger intereſſanten Diners zu ſtoßen? Und das iſt nicht jezt bloß der Fall, wo die unglücklichen wie die glücklichen Parlamentskandidaten von ihren Freunden und Anhängern mit öffentlichen Gaſtmählern überhäuft werden, jene, um darin Troſt für die geſunkene Hoffnung ihres Ehrgeizes und Balſam für die vergeblich geſchlagenen Geldwunden, dieſe, um darin eine Aufforderung, ſich des Vertrauens werth zu zeigen, und Stärkung für den beginnenden Kampf zu finden. Was kann in England gethan und verhandelt werden ohne Diner? Wie

Digitized by Google

Einem Worte: nichts, der Gegenſtand ſey ein leeres Schaugepränge oder eine ernſte Feierlichkeit, Bildung einer Geſellſchaft, Aeußerung der Mildthätigkeit, Vergnügen oder Trauer, Gaſtfreundſchaft oder Geſchäft. Die Krönung ſelbſt ſchließt mit einem glänzenden Mittagsmahle, und wann wird die Thronrede den Mitgliedern beider Häuſer bekannt? nach Tiſche. Können die in England ſo vielfachen und wichtigen Kirchſpielsangelegenheiten ohne Schmaus abgethan werden? keineswegs. Die „Vestries“ kommen zuſammen und — ſpeiſen. Und ſo iſt bei Hoch und Gering, bei Groß und Klein das liebe Eſſen die Seele der engliſchen Zuſammenkünfte. Vielleicht wäre Niemand im Stande, in den Tavernmeetings die oft ſo ſchönen und gewichtigen Reden zu halten, wenn er nicht zuvor ein gutes Mahl genoſſen und hinlänglich Wein getrunken hätte, das gute Mahl zu verdauen. Wer kennt nicht den Namen des leidenſchaftlich für Freiheit glühenden Sir George Saville? Nun, nachdem dieſer jahrelang mit ſeinen Freunden und Anhängern zu Förderung ihres großen Zwecks in der Kron- und Anker-Taverne gegeſſen und getrunken hatte, ekelte die ungetheilte Aufmerkſamkeit, welche ſeine Freunde und Anhänger ihren regelmäßig wiederkehrenden Banketts zollten, den edeln Saville dergeſtalt an, daß er endlich laut erklärte, ſie möchten, ſtatt Freunde der großen Charte, ſich lieber Freunde der Speiſekarte nennen. Was wäre aller Glanz und alle Herrlichkeit des Lord Mayor ohne das glänzende, herrliche Lord-Mayorseſſen in Guildhall mit ſeinen jährlichen Laſten von Schildkrötenſuppe und andern enormen Leckerbiſſen? Ihm iſt, gleich vielen Andern, die es ſich Geld, und viel Geld koſten laſſen, um Stellen zu erhalten, die eine Menge Sorgen und kein Geld eintragen, das Diner der ſüße Zucker nach der bittern Arznei. Ja, die Luſt am Eſſen beſchränkt ſich nicht etwa auf die Bewohner der Hauptſtadt; ſie iſt den Provinzialen nicht minder eigen, und die Eigenthümlichkeit des engliſchen Charakters beſteht keineswegs bloß in der Luſt, ſelbſt zu eſſen: ein wahrer Britte muß faſt eben ſo viel Freude darin finden, Andere eſſen zu ſehen. Wäre das nicht, was würde die Galerien der Speiſeſäle ſo gedrückt mit Zuſchauern füllen, und warum müßte man in Pidcocks Menagerie ein Extra-Viergroſchenſtück zahlen, um die Löwen füttern zu ſehen? Das gaſtronomiſche Intereſſe erſtreckt ſich noch weiter, es erſtreckt ſich auch auf die Plätze, wo, und auf die Gefäße, in welchen gekocht, um nicht der Orte zu gedenken, wo das Speiſematerial gekauft wird. Nichts netter, als eine engliſche Küche. Iſt es daher zu verwundern, daß es jezt zur Mode gehört, den Kochapparat, oder vielmehr das Modell eines Kochapparats in Augenſchein zu nehmen, welcher in einem hieſigen Muſeum — Nummer 28, Leiceſter-Square — ſeit Kurzem ausgeſtellt iſt? Ich würde meine Korreſpondentenpflicht gröblich verletzen, wollte ich nicht von dieſem angeſtaunten Wunderwerke ſprechen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Dankfeſt der Freiwilligen. Streckfuß und Raupach.

Dicht an dieſes Erinnerungsfeſt ſchließt ſich diesmal das alljährlich gefeierte des königlichen Aufrufs an die Freiwilligen von 1813 an. Idee, ſinnreiche Ausführung und die mit jedem Jahre reger werdende Theilnahme, eine ſeltene Erſcheinung, erheben dieſes Feſt, weit über ſeinen erſten Plan, zu einem bedeutſamen Volksfeſte, durch welches die namhafteſten Männer des Staates feierlich bekunden, daß ſie ſich gern jener großen Zeit erinnern, und des erhabenen königlichen Wortes, welches die mächtige Aufregung hervorrief. Es iſt dies ein feierlicher Proteſt, den die Mitfeiernden gegen zwei Seiten einlegen, gegen die, welche jene große Zeit, weil ſie nicht alle Früchte trug, die ſie erwarteten, verkleinern, und gegen die, welche die Erinnerung daran, weil ſie gefährlich werden könnte, in Vergeſſenheit einlullen möchten. Jedesmal beginnt das Feſt mit der Vorleſung des königlichen Aufrufs, der bei den friedlich Verſammelten noch einen ähnlichen Eindruck hervorzubringen ſcheint, wie dazumal in den Tagen der Kriſis. Der erſte Toaſt auf den König und das königliche Haus und der ſtille Nachruf an die Abgeſchiedenen werden mit den nämlichen Empfindungen der Theilnahme aufgenommen. Diesmal rief die Erinnerung an die Leztern eine beſonders ernſte Stimmung hervor durch das Andenken an den erſt vor Kurzem und ſo plötzlich geſchiedenen Lützow. Körners Lied, das ihn verherrlicht, wurde geſungen. Stägemann, deſſen glänzendſte Thätigkeit ſich an jene Zeit der Freiwilligen knüpft, war diesmal als Ehrengaſt von der Verſammlung geladen.

Bei dem Ordensfeſte, welches um eine Woche früher begangen wurde, hielt wie immer Dr. Eylert die Weihrede. Er deutete an, daß es vielleicht das lezte Mal ſey, und dem würdigen Greiſe iſt in der That Ruhe zu gönnen, wenn man die Schwierigkeit bedenkt, immer neue Wendungen für die Verſicherungen ſeiner Loyalität ausfindig zu machen. Wiewohl Niemand an der eigenen des würdigen Geiſtlichen im Geringſten zweifelt, ſo pflegen unter den Zuhörern doch auch Männer zu ſeyn, die, von dem kritiſchen Geiſte der Zeit angeſteckt, für etwas, das ſie gewiß nicht minder ſchätzen als er, ſtatt hergebrachter Bilder und ſüßer Verſicherungen Beweiſe verlangen, und Anwendungen, welche den Begriffen und der hohen Bildung der Angeredeten entſprechen. Unter der großen Zahl der diesmal durch die königliche Huld Ausgezeichneten befinden ſich auch zwei Dichter, **Streckfuß** und **Raupach**. Erſterer erhielt die Schleife zum rothen Adlerorden dritter Klaſſe, Lezterer dieſen ſelbſt, vorläufig ohne Schleiſe, was aber an ſich ſchon eine beſondere Auszeichnung umſchließt, da, den Statuten gemäß, der dritten Klaſſe die vierte vorangehen mußte. Bei Streckfuß hat die Sache kein Bedenken, indem er nicht für die neue Ausgabe ſeines Dante, ſondern als geheimer Oberregierungsrath dieſe Auszeichnung wohl erwarb; dagegen wollen in der Ertheilung an Raupach Einige eine Veränderung des Prinzips erblicken, und meinen, er habe als Dichter dieſe Ehre erhalten. Dies wäre eine gefährliche Annahme, welche uns in die ſchwierige Materie, ob der Staat Genie und Talent anerkennen dürfe, verwickelt. Die Sache löst ſich viel einfacher und analoger, wenn wir wiſſen, daß Raupach jüngſt eine Art Theaterdichteranſtellung und Penſion bei der Hofbühne angenommen hat. Da er ſich durch dieſen Akt in den hergebrachten Gang gefügt, iſt es auch eben ſo in der Ordnung, daß er mit der Zeit Anſpruch auf Dekorirung ſich erwarb. Mag ſie nun auch etwas beſchleunigt ſeyn, ſo findet auch dies ſeinen natürlichen Grund in dem Umſtande, daß Raupachs Stücke vorzugsweiſe zur Unterhaltung der hohen Herrſchaften aus dem Norden beitragen mußten, und ihm dafür eine Anerkennung hergebrachtermaßen gebührte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. März 1835.

Les revenues des citoyens ne s'y afferment point: ils ne consistent qu'en esprit et en industrie, chacun a la sienne, qu'il fait valoir de son mieux. Toutes les boutiques sont tendues de filets invisibles, où se vont prendre tous les acheteurs.

Montesquieu,
Lettres persanes.

Die Pariſer Kaufladen.

Wer in ſeinem Leben niemals veranlaßt worden, nach Paris zu reiſen, kann ſich ſchwerlich eine genügende Vorſtellung von der Menge und Pracht der hieſigen Kaufladen machen, und Keiner, welcher dieſe ſchöne und merkwürdige Stadt beſucht, wird ſo leicht wieder den Eindruck vergeſſen, welchen das eigenthümliche und glänzende Aeußere dieſer Gewölbe auf ihn hervorgebracht. Man kann die Zahl derſelben auf 30,000 anſchlagen, denn ich kenne in den bevölkerten Stadttheilen nicht ein einziges Haus, deſſen Erdgeſchoß nicht wenigſtens einen oder mehrere Laden enthielte. Ehemals waren die Buden des Palais-royal faſt ausſchließlich wegen ihres Glanzes und Reichthums berühmt; heutiges Tags trifft man jedoch in den wohlhabenden Stadtvierteln, wie in dem Quartier der Chauſſé d'Antin, der Tuilerien, und beſonders in den zahlreichen Durchgängen eine Menge Laden, welche denen des Palais-royal hinſichtlich ihrer innern und äußern Ausſtattung durchaus in nichts nachſtehen und Alles bieten, was der ungemeſſenſte Luxus nur fordern mag.

Die innere Einrichtung dieſer Waarenbuden iſt im Allgemeinen äußerſt geſchmackvoll und prächtig. Die zum Verkauf ausgelegten Waaren ſind meiſtens mit ſolchem Kunſtſinn geordnet, daß man glauben ſollte, die Pariſer Kaufleute haben alle Aeſthetik gehört, und zwar mit beſſerem Erfolg, als die franzöſiſchen Gelehrten, welche jene Wiſſenſchaft ſo wenig zu handhaben verſtehen. Diejenigen, welche behaupten, es ſey nichts als Eitelkeit und Gefallſucht, was dieſe kunſtreichen Dinge hervorbringt, mögen in vieler Hinſicht Recht haben; ſoviel iſt aber gewiß, daß die Pariſer ihre Buden mit wohlgefälliger Pracht ausſchmücken und deßhalb alles Lob verdienen. Es gibt kein Produkt, ſo koſtbar und ſchön, oder ſo unbedeutend und häßlich es immer ſeyn mag, das ſie nicht durch eine ſchickliche Umgebung zu verſchönern, oder ihm durch eine paſſende Anordnung Glanz zu geben wüßten. Es ſcheint auch ſehr begreiflich, warum die Pariſer Kaufleute, vom erſten Großhändler bis auf den lezten Kleinkrämer herab, ein eigenes Studium daraus machen, ihren Laden durch geſchmackvolles Aeußere und ſtets neu erſonnene Formen in der Ausſtattung ihrer Waaren einen neuen Reiz und neue Anziehungskraft zu verleihen.

Gleichwie es in Paris für den Einzelnen ſo ſchwer hält, in dem Wogen und Treiben ſo vieler Tauſende, von denen Jeder Etwas ſeyn oder vorſtellen möchte, ſich auszuzeichnen und hervorzuthun, ſo iſt es eine nicht minder ſchwierige Aufgabe für den Kaufmann, Krämer und Handwerker, das, was er feil hat, den kaufluſtigen Sinnen der Hauptſtadt bemerklich zu machen. Daher

Digitized by Google

beſteht hier zu Lande, wie es ſcheint, gleichſam eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, daß man, unbeſchadet ſeiner Ehre, allerlei Mittel aufbieten darf, um ſeinen Zweck zu erreichen, Mittel, die man an jedem andern Ort mit dem Namen Charlatanerie brandmarkt. Da man ja im Uebrigen ein ganz ehrlicher Mann ſeyn kann, ſo haben alle Stände der Geſellſchaft hier mehr oder weniger marktſchreieriſches Kolorit. Ohne dieſe Schminke gelingt es weder der Beſcheidenheit, noch der Gelehrſamkeit, die gewünſchte Anerkennung zu finden; ohne dieſe Färbung gibt es kein Mittel, in Paris die Blicke auf ſich zu ziehen und in's Gerede oder in die Kundſchaft der Leute zu kommen. Der Profeſſor, welcher eine vornehme Haltung auf dem Katheder anzunehmen verſteht, ein Glas Zuckerwaſſer mit einſtudirter Grazie ausleert oder ſich mit Anſtand räuſpert, beſizt die erſten unentbehrlichen Eigenſchaften, welche ſeinen Ruf und ſein Glück bei den Damen, und in Folge deſſen auch bei dem Publikum begründen. Im Handwerksſtande haben dieſe kleinen Kunſtgriffe, die Enterhaken der öffentlichen Gunſt, einen andern Schnitt. Der Kaufmann will ſeine Waare zwar auch gerühmt, aber, da er nicht, wie ein Gelehrter, ſich mit luſtiger Eitelkeit zufrieden gibt, ſie zugleich auch auf's Vortheilhafteſte verkauft wiſſen. Nun gibt es aber in dem Zweige ſeines Geſchäfts ſo zahlreiche Konkurrenten, welche ſich alle gleichmäßig außer der Gunſt auch um das Geld des Publikums bewerben, daß es darauf ankommt, die ſinnreichſte Art ausfindig zu machen, wie die Vorübergehenden gefeſſelt und fremde und einheimiſche Kaufluſtige angelockt werden.

Jeder Kaufmann ſchreibt mit großen Buchſtaben ſeinen Namen und den Namen ſeiner Waaren zu verſchiedenen Malen und an verſchiedenen Stellen ſeines Hauſes an die Mauer, an die Fenſter, an die Thüren, auf die Schilder. Oft auch begnügt er ſich nicht damit, ſein eigenes Gewölbe überall zu beſchreiben, ſondern er läßt noch in verſchiedenen entfernteren Stadttheilen ſich und ſeine Waaren an andere Häuſer ſchreiben. In der Rue de Rivoli, Rue de la Paix und Rue Caſtiglione ſind dieſe Aufſchriften an den Laden meiſtens in engliſcher Sprache, weil in dieſen und den benachbarten Stadtgegenden die meiſten vornehmen und reichen Fremden, beſonders Engländer und Nordamerikaner wohnen. Höchſt ſelten liest man an einem der großen Glasfenſter die beſcheidenen Worte: „Hier ſpricht man deutſch.“ Außerdem haben aber die hieſigen Verkäufer noch eine auffallendere Art, die Augen anzuziehen. Vor vielen Kaufläden ſind nämlich große, wahrhaftige Gemälde ausgehängt, welche die Art des Verkehrs oder einen launigen, witzigen Einfall des Verkäufers ſinnbildlich darſtellen. Dieſe Gemälde ſind oft ſo neckiſch, daß man unwillkührlich davor ſtehen bleibt. Am wunderlichſten ſind diejenigen, welche nach der Angabe von Weibern komponirt zu ſeyn ſcheinen. In der Rue Coquillière hängt ein Oelgemälde mit lebensgroßen Figuren; es hat die Ueberſchrift: A la Déesse de l'amour. Ein knieendes Mädchen empfängt aus den Händen einer Frau den Amor, nach dem ſie flehend die Hände ausſtreckt. Unten an der Hausthüre liest man die Anzeige, daß in dieſem Hauſe ein Nachweiſungsbüreau für Heirathsluſtige etablirt ſey. In einer andern Straße ſah ich einmal über dem Eingang eines Hauſes ein Bild, auf dem eine ältliche Dame gemalt war, welche den kleinen Liebesgott bei den Flügeln hat und an's Herz drückt, was anzeigen ſollte, daß dort eine Dame wohne, welche verunglückten Mädchen aus der Noth helfe. Auf einem Gemälde vor der Wohnung einer Hebamme iſt eine zierliche Frau abgebildet, welche die Schürze aufhebt, um ein aus den Wolken fallendes, neugeborenes Kind aufzufangen. Dieſe Anſchauung iſt fürwahr poetiſcher, als diejenige, welche man uns in der Jugend einzuprägen pflegt, nach welcher nämlich die unſchuldigen Kleinen aus einem tiefen, tiefen Brunnen an's Tageslicht gezogen werden. — Das Schild eines Marchand de vin auf dem Quai de Bethune führt die Aufſchrift: Au pauvre diable. Ein Geiſtlicher ſizt an einem Tiſche mitten unter Lumpenſammlern, Platzbedienten und Cabrioletkutſchern; er hat mit der chriſtlichen Demuth auch den Anſtand abgelegt; ſein Geſicht iſt hochroth und er reicht gerade einem von den um ihn herumſitzenden Burſchen die Hand, während ein ſchwarzer Kerl aus dem unterſten Pöbel, der hinter ihm ſteht, ſich halb krank lacht, weil er dem geiſtlichen Herrn ſeinen Hut abgezogen und ſein kahles Haupt entblößt hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Römmling ſah dieſem Auftritte mit wohlthuender Rührung zu, und da die Mutter hinausging, um ihre fließenden Thränen zu trocknen, bat er Juan, ſeine Pferde aus dem Stalle ziehen zu laſſen. Als er ſich allein im Zimmer ſah, ergriff er das Kleiderbündel und warf es zum Fenſter hinaus in den Garten, legte aber an deſſen Stelle den dreifachen Werth auf den Tiſch und verließ das Zimmer. Die Pferde ſtanden bereit; er hob draußen das Päckchen unbemerkt auf und gab es ſeinem Diener, ſagte dann den Bewohnern des Hauſes ein herzliches Lebewohl, drückte dem Jüngling noch ein

Digitized by Google

Goldſtück in die Hand und ritt davon, hoffend, die Wittwe werde ihm ſeinen Diebſtahl verzeihen. Er kam ſpät Abends in das Kloſter zurück, und ſah nun erſt mit Befriedigung, daß er eine vollſtändige ſchwarze Kleidung, wie ſie die Schüler, die ſich der Theologie widmen, zu tragen pflegen, erbeutet hatte, die, wenn gleich etwas weit für Thereſa, doch aus aller Verlegenheit half.

Eines der Bagagepferde ward ſeiner Laſt entledigt, die man auf die übrigen vertheilte, und als die mitternächtige Glocke vom Thurme erſchallte, ging Römmling, nicht ohne Herzklopfen, in den Saal, ſeinen Mantel um die Schultern geſchlagen. Der Riegel des verhängnißvollen Drehkorbes ward leiſe weggeſchoben, und er nahte ſich der Winde, die er, beſorgt, den Inhalt zu verletzen, vorſichtig drehte. Die allerlieblichſte Novize lag zuſammengekauert, wie ein Vogel im Neſt, vor ihm. Haſtig hob er ſie heraus, nahm ſie wie ein Kind auf den Arm, ſchlug ſeinen Mantel um ſie und trug ſie in ſein Zimmer, wo die Kleider bereit lagen. Als Thereſa den Schritt unwiderruflich gethan ſah, brach ſie in ein heftiges Schluchzen aus. Römmling ermahnte ſie, ſich ſchnell umzukleiden; aber ſie konnte nicht allein mit der ungewohnten Toilette fertig werden; er mußte ihr helfen, was zu einer Scene Anlaß gab, die in jedem andern Augenblicke Stoff zum Lachen gegeben haben würde. Jezt war er faſt verlegener, als die Schöne; nichts deſtoweniger machte er ſeine Sachen ſo gut er konnte. Mit einem muthigen Schnitt löſte er ihre langen Haare von dem Scheitel, knöpfte den Rock zu, hing das Mäntelchen darüber und zog ſie ſchnell mit ſich in den Hof, wo die Pferde raſch beſtiegen wurden, und nun ging's im Galopp in die Nacht hinein, nachdem der Nonnenſchleier in einen nahen Kanal geworfen worden waren, was im Kloſter auf den Gedanken an einen Selbſtmord führen mußte. Thereſa konnte ſich kaum auf dem Pferde halten, aus Furcht und Mangel an Gewohnheit, und ihre Aengſtlichkeit wäre höchſt luſtig geweſen, wenn die ganze Sache nicht einen zu ernſten Charakter gehabt hätte. — Römmling ſchalt ſich jezt einen Raſenden, der in der Trunkenheit gehandelt habe; er verhehlte ſich nicht den Verdacht, den die höchſtwahrſcheinliche Entdeckung von Thereſa's Geſchlecht gegen ihn erregen mußte. Aber alle dieſe Bedenklichkeiten kamen zu ſpät. Gegen Mittag erreichte er das Hauptquartier und war herzlich froh darüber, denn ſeine Begleiterin drohte vor Müdigkeit vom Pferde zu ſinken. Die Soldaten warfen manchen mitleidigen Blick auf den armen Knaben, den Römmling ihnen, wie ſpäter den Offizieren, als einen verlaſſenen Jüngling vorſtellte, den er aus Barmherzigkeit mitgenommen habe, da die Franzoſen ihn von Valladolid mit ſich fortgeſchleppt und nach der Schlacht von Obidos ſeinem Schickſale überlaſſen, der aber jezt im Begriff geweſen ſey, ſich nach ſeiner Vaterſtadt zurückzubetteln.

Römmling hatte unterwegs Zeit gehabt, zu überlegen, was er zu thun habe, um den übeln Folgen ſeines Schrittes vorzubeugen. Er ließ ſich daher, ſobald er ſich nach dem nächtlichen Ritte umgekleidet hatte, bei Sir John Moore melden, um ſeinen Rapport abzuſtatten. Der General ſaß in einem Lehnſtuhle vor ſeinem Schreibtiſche, den er jedoch bei Römmlings Eintritt verließ, um mit ihm auf- und abzugehen. „Gute Nachrichten?“ rief er ihm entgegen. — „Was die Stimmung des Volkes anlangt,“ erwiderte Römmling, „vortreffliche; aber was mir von organiſirten Truppen aufgeſtoſſen iſt, bleibt hinter den beſcheidenſten Erwartungen zurück.“ — „Ich weiß nicht, wie wir uns halten ſollen,“ verſezte Sir John, die Hände auf dem Rücken übereinanderſchlagend und haſtiger ſchreitend, „dem Rieſen gegenüber, der Europa unterjocht hat, und von allen Hülfsquellen entblößt, auf dieſer ausgemergelten Halbinſel, wo nicht einmal ein grüner Baum ſteht, der einem engliſchen Haupte Schatten gibt. Wollte Gott, ich hätte eine Macht unter meinem Kommando, die mich in den Stand ſezte, dieſem armen Volke zu helfen; aber der Horizont umwölkt ſich täglich mehr.“ — „Excellenz,“ ſagte Römmling ſchüchtern, und ſchlug die Augen nieder, „ein Jeder thut auf ſeinem Wege, was er kann, und ſo habe ich dieſe Nacht einem ganz kleinen Theile dieſer armen Nation zur Freiheit verholfen, und ich wollte, ich hätte meine Beichte, die ich mir vorgenommen habe, vor dem Tribunal Ew. Excellenz abzulegen, erſt vom Herzen.“ — „Nun, was gibt's?“ rief der General. — „Ich wünſchte, ehe ich ſpreche,“ erwiderte Römmling, „daß mir erlaubt wäre, zu fragen, ob ich mir dieſe Audienz ausſchließlich bei Sir John Moore, dem Vater ſeiner Armee, erbitten dürfte, und ob der ſtrenge General wohl geneigt wäre, zu ignoriren, was ich jenem ſage?“ — „Der Vater iſt immer zu Hauſe,“ ſagte Sir John, „und will verſchwiegen gegen ſeinen Kollegen ſeyn. Nur zu!“ — „Ich habe,“ nahm Römmling wieder das Wort, indem ſeine Stimme ein wenig unſicher wurde, „eine Novize aus dem Kloſter San .... entführt.“ — Der General ſtieß einen Ruf aus, der unſerm Deutſchen „Ei ſo hole Sie der Teufel!“ als freie Ueberſetzung dienen könnte. — Römmling ſtand ſtumm, auf weitere Befehle harrend. „Nun, wie kam es denn?“ fragte der General endlich barſch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Speners Gedächtniß. Die Berliner Zeitungen.

Der berühmte Theologe und Polyhiſtor Spener, aus dem Elſaß gebürtig, lange Zeit in Dresden von ausgebreiteter Wirkſamkeit, verbrachte bekanntlich den Reſt ſeines Lebens in Berlin, und ſtarb hier als Probſt der Marienkirche. Seine Familie hat ſich nicht, wie die ſo mancher großen Männer, in's Dunkel verloren, ſondern exiſtirt noch in verſchiedenen Branchen. Ihr iſt freilich von dem theologiſchen Luſtre ihres Ahnen wenig verblieben, indem die Durchgangsepoche durch die Friedericianiſche Zeit den großväterlichen Felſenglauben nicht allein erſchütterte, ſondern einem ganz andern Glauben Platz machte, aber namhaft und mit Glücksgütern ausgeſtattet iſt die Familie noch heute, und hat erſt vor Kurzem in dem Beſitzer der Haude- und Speneriſchen Zeitung ein ſehr angeſehenes Glied und einen originellen Mann zur Erde beſtattet. Dennoch wäre es zweifelhaft, ob die Familie oder die Marienkirche des zweihundertjährigen Geburtstages des großen Spener gedacht hätte, wäre nicht aus dem heutigen Frankreich an den großen Theologen erinnert worden. Aus ſeinem Geburtsort im Elſaß ſchrieb man nämlich hieher und forderte zu einer Sammlung auf, um ihm ein Ehrendenkmal zu ſtiften. Die Mahnung zündete; aber man fand es zweckmäßiger, hier eine Separatſammlung zu bewerkſtelligen, die für Berlin verbleiben ſoll. Es ſind ſchon bedeutende Beiträge eingegangen, die zu einer dauernden Stiftung verwandt werden ſollen, und um einigermaßen im Sinne des großen Mannes, der den Konfirmandenunterricht in der evangeliſchen Kirche ſo beſonders förderte, zu handeln, will man die Intereſſen zur Unterſtützung und Kleidung dürftiger Kinder bei ihrer Einſegnung verwenden. Außerdem wird ſein Bildniß in der Marienkirche aufgeſtellt werden. Zu dem ſeiner Erinnerung geweihten Gottesdienſte waren alle Nachkommen Speners eingeladen, und die Anweſenheit der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen, ſo wie der höchſten Behörden trug zur würdigen Feier des Gedächtniſſes eines großen Mannes bei. Spener gilt als Stifter der pietiſtiſchen Sekte, und doch möchte ſich ſchwerlich eine größere Verſchiedenheit denken laſſen, als zwiſchen dem beſchränkten Sinn eines heutigen Pietiſten und der lebensfrohen, umfaſſenden Thätigkeit des frommen Mannes aus jener alten Zeit.

Die Zeitung, welche ſein Nachkomme in Verbindung mit dem Buchdrucker Haude in den erſten Regierungsjahren Friedrichs des Großen gründete, ging, bekanntlich ſeit dem Tode des ſogenannten alten Spener — oder ſchon einige Zeit vor demſelben — durch eine Art Kauf in die Hände des Bibliothekars Dr. Spiker über. Von den Berliner Zeitungen war nie viel zu ſagen, und in dieſer Eigenſchaft machen ſie noch immer Progreſſen, indem ihre kritiſche Stellung ſie zu einer größtmöglichen Meinungsloſigkeit nöthigt. Um ſo kurioſer erſcheint es, wenn unſer Publikum ſich doch noch Mühe gibt, nicht allein nach Meinungen, ſondern ſogar nach Nüancen darin zu ſuchen, als ob die Welt ſo arm an Gegenſätzen wäre, daß man ſie ſelbſt da chemiſch extrahirt, wo keine ſind. Ja, es gibt unter unſern Pfahlbürgern ordentlich heftige Anhänger von Voß und Spener, den beiden Aushängeſchildern dieſer Zeitungen. Dieſe ſuchen bei Spener die ſicherſten Nachrichten von den neuen Schafzüchtereien auf Van Diemens Land, die beſten Privatnachrichten aus England und authentiſche Berichte über die königlichen Hofſchauſpieler. Jene leſen die Voſſiſche Zeitung wegen der muſikaliſchen Kritiken von Rellſtab, und weil auf eine unbegreiflich ſeelmüthige Weiſe über die Naturerſcheinungen und den Gang der Kometen darin geſprochen wird.

(Der Beſchluß folgt.)

London, März.

(Fortſetzung.)

Der Sonnenofen.

Der erfinderiſche Künſtler hat ſein Geſchöpf the solar stove, den Sonnenofen, getauft; warum, wird ſich vielleicht ſpäter erklären. Die Maſchine iſt aus meſſingenen Platten zuſammengefügt und ungefähr zwei Fuß hoch, einen Fuß breit und einen Fuß tief. Sie enthält vier Schubladen, deren eine in verhältnißmäßig großen Buchſtaben die ſtolze Aufſchrift trägt: die Küche. In zwei andern befindet ſich laut der haarſträubenden Phraſeologie des Erfinders „die ewige und untrügliche Bindung und Trennung der Elemente.“ Worin dieſe beſteht, wird den Zuſchauern nicht vertraut; dagegen empfangen ſie die liebenswürdige Verſicherung, daß der Koſtenaufwand ſich ziemlich auf Null reduzirt. Die Elemente ſollen ſeyn: Luft, Erde und Waſſer, Feuer, ohne deſſen Beihülfe, wie eine mir naheſtehende Dame wiſſen wollte, der ich als einer vornehmen Engländerin nicht die Hälfte der hiemit entwickelten Kochkenntniß zugemuthet hätte, die Kunſtfertigkeit aller europäiſchen Köche und Köchinnen nur Flickwerk und eitles Weſen ſeyn würde, Feuer hat mit dieſem Apparate der Gutſchmeckerei ſchlechterdings nichts zu ſchaffen. Sobald nun alle Vorbereitungen zum Beginnen des feuerloſen Kochens getroffen ſind, werden in ein Loch, in eine Art Schornſtein oder Rauchfang auf der Spitze der Maſchine, zwei oder drei Dutzend Tropfen Waſſer geträufelt. Sofort fängt die bis jezt eiskalte Maſchine an, warm, heiß zu werden. Der Erfinder öffnet die ſogenannte Küche, legt ein Beefſteak hinein und ſchließt ſie wieder. Und heißer und heißer, unleidlich heiß wird die Maſchine; aber kein Dampf ſteigt auf, kein Rauch wirbelt empor. Wie gar und trefflich nun auch, troz aller Unbegreiflichkeit, das Beefſteak in der Vorſtellung der Zuſchauer ſchmore, ſie empfinden doch bereits bei dieſer unbegreiflichen Neckerei einen für Gutſchmecker unerſezlichen Verluſt. Da iſt nichts zu hören von jenen ſanften, dann immer ſtärkern kreiſchenden Tönen, welche ein Zeichen ſind von der beginnenden Wirkung des Feuers, von der Saftigkeit des Beefſteak, und damit eine Wolluſt für die Ohren des lauſchenden Gutſchmeckers. Da iſt auch nichts zu riechen von jenem köſtlichen, mundwäſſernden Dunſte, der die Vorübergehenden an Dollys Speiſehauſe zum Stilleſtehen, zum Eintreten, zum Eſſen verführt, und den der Gourmand mit weit geöffnetem Munde in langen, tiefen Zügen eine geraume Zeit einſaugt, ehe er zu dem ſubſtantiellern Genuſſe vorſchreitet. In der Nähe der unbegreiflichen Kochmaſchine iſt Alles ſtill und geruchlos. Nur wenige Minuten — und die Küche öffnet ſich. Aller Erwartung iſt geſpannt, Aller Augen ſind auf die Erſcheinung gerichtet, und das Beefſteak erſcheint. Der Erfinder langt es hervor, zerſchneidet es und reicht den Zuſchauern die Stücke zum Koſten. Und bald haſtig, bald zögernd führen die Zuſchauer die genommenen Biſſen zum Munde, kauen ſo langſam, wie der Weinkenner den Wein, den er prüfen will, ſehen ſich gegenſeitig an, und Aller Neugier iſt befriedigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 12. März 1835.

— O Ihr,
Gewalt'ger Helfer aus der Noth! ſo helft
Euch ſelbſt nun aus der ſelbſtgeſchaffnen Klemme.

Beaumont und Fletcher.

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Römmling erzählte den ganzen Hergang vollkommen der Wahrheit gemäß; nur die kleine Lerchengeſchichte bei der Verſuchungsſcene als gänzliche Privatſache übergehend. — Der General erheiterte ſich nach und nach; endlich ſprach er: „Alſo Sie haben keinen tadelnswerthen Beweggrund bei Ihrem höchſt unbeſonnenen Streiche gehabt? Das frage ich Sie als Mann von Ehre.“ — „Keinen!“ erwiderte Römmling, die Hand auf die Bruſt legend. „Wie würde ich's auch ſonſt gewagt haben, Ew. Excellenz zum Vertrauten zu machen?“ — „Ich glaub's, ich glaub's,“ ſagte Sir John. „Aber, junger Freund, ich verbiete Ihnen auf's Strengſte, irgend Jemanden zu ſagen, daß Sie dies gethan haben. Vor der Hand weiß ich Ihnen übrigens keinen Rath zu geben, als die Heldin Ihres Romans ohne Liebe ſobald als möglich wieder los zu werden.“ — „Wenn ich nur irgend wüßte,“ verſetzte Römmling, „wie ich über ſie disponiren ſollte, lieber heute als morgen.“ — „Nein, nein, nicht heute, nicht morgen,“ ſagte Sir John, „ſondern bei der erſten guten Gelegenheit, wo Sie das Mädchen unter ehrenvolle Obhut ſtellen können. Vor der Hand bleibt ſie der Schüler von Valadolid. Ihnen ſage ich, bringen Sie ihr nur keine Wiſſenſchaften bei, die man dort auf dem Katheder nicht lehrt — und drücke ein Auge zu.“

Römmling beurlaubte ſich bedeutend leichter um's Herz, als er gekommen war, und mehr als je für ſeinen General begeiſtert. In ſeinem Quartier fand er Blake. „Ei!“ ſagte dieſer, „was für einen Knappen haſt Du aufgeladen? Die ganze Armee ſpricht davon, Du habeſt heute mit einem Schüler im ſchwarzen Talar, der wie ein Mehlſack auf dem Pferde hing, Deinen Einzug gehalten. Laß doch einmal ſehen.“ — „Mein armer Emeterio ſchläft,“ ſagte Römmling und wiederholte die tragiſche Geſchichte von der unglücklichen Lage des Burſchen mit einem Eifer, der Blake vielleicht an ihrer Wahrheit zweifeln ließ, denn er fragte, wo er liege, und äußerte den Wunſch, ihn zu ſehen. Römmling ſagte mit einiger Befangenheit: „auf meinem Bette;“ und ehe er's hindern konnte, war Blake in der anſtoßenden Kammer und ſtand vor Thereſa. Der Schlaf, der ſie umfing, hatte jede Spur der Ermüdung verwiſcht; wie ein Bild der Geſundheit und Jugend lag ſie mit gerötheten Wangen da und athmete in tiefem Schlummer. Blake betrachtete ſie bewundernd. „Das iſt ja ein wahrer Amor,“ ſagte er und ſah Römmling forſchend und ſchelmiſch an. „Findeſt Du?“ erwiderte dieſer gleichgültig, „ich habe ihn noch nicht ſo genau angeſehen.“ — „O Du Spitzbube!“ rief Blake, „Du Heuchler! Wenn Du den ſchlafenden

Digitized by Google

Engel da noch nicht genan angeſehen haſt, und wenn er nicht ein Engel weiblichen Geſchlechts iſt, ſo bin ich nicht Henry Blake im zehnten Dragonerregiment.“ Römmling zog ihn haſtig in die andere Stube. „Biſt Du toll?“ rief er. „Quäle mich nicht, ich bitte Dich; Du machſt mich raſend.“ Aber Blake ließ ſich nicht ſtören; er neckte ihn unbarmherzig, ohne ihm jedoch ein Geſtändniß entlocken zu können. — Endlich ging er, ohne Thereſa's Erwachen abzuwarten, was Römmling ſehr erfreute, ſeinen Geſchäften nach.

Römmling machte mit ſeiner Wirthin eine Einrichtung, der zufolge Emeteeio eine Kammer für ſich beziehen konnte, und überließ ſich der Unruhe, die Blakes Scharfblick in ihm erregt hatte. Seine Hauptbeſorgniß war, was Claea ſagen wüede, wenn ſie durch irgend einen der boshaften Zufälle, die immer eintreten, wenn man ſie am wenigſten wünſcht, erführe, daß er ein verkleidetes Mädchen bei ſich habe. Unter dieſen Betrachtungen trat Thereſa herein; ſie ſchritt munter und frei auf ihn zu und ſagte luſtig und gefühlvoll: „Den Heiligen ſey gedankt, daß ich wieder einmal auf Gottes freier Erde erwache; und wem danke ich mein Glück, als Euch, Herr Offizier? Ihr habt mich von dem fürchterlichſten Schickſale ereettet, und mein ganzes Leben ſoll ein Dankgebet für Euch ſeyn; aber nun verkennt mich auch nicht, wenn ich Euch frage, was nun aus mir werden ſoll? Ich weiß in der ganzen Welt keinen Oet und keinen Menſchen, wo ich mich hinwenden könnte; meine Verwandten ſind nicht weit von hier, in Madrid; ſie aber düeſen am wenigſten erfaheen, daß ich die Hanptſtimme in der Entſcheidung meines eigenen Schickſals wieder erlangt habe. — Nicht wahr, Ihr vergönnt mir, übrr die Begebenheiten meines frühern Lebens zu ſchweigen? Ich mag nicht ſchmerzliche Erinnerungen wecken. Ein unglückliches Verhängniß hat die Meinigen bewogen, mich in ein Kloſter zu ſtecken; aber es laſtet keine Schuld auf meinem Gewiſſen, das glaubt Ihr mir, nicht wahr?“ Römmilug glaubte, was ſie wollte, er wünſchte ihr Verteauen nicht und ſah ſie nicht einmal mit Aufmeekſamkeit an, um ſich ja in keine Verſuchung zu begeben. Guten Rath wußte er zwar nicht, aber er verſprach ihr, ſie auf keinen Fall zu verlaſſen. Sie möge ſich vor der Hand hier einrichten, ſich viel auf ihrem Zimmer halten, in keine Veebindung mit Offizieren treten, ſich einen längern und feſtern Schritt angewöhnen und ein Päckchen Wäſche und Kleidungsſtücke von ihm annehmen, das er ihr gleich überreichte. — Thereſa ſchien verlezt duech die Kälte ſeines Benehmens und nahm ſein Geſchenk ſtillſchweigend an, indem ſie ſich nach ihrem Zimmer erkundigte, das ſie alsbald in Beſitz nahm.

Am andern Morgen ſchon waed der Befehl eetheilt zum Aufbruch nach Salamanca. Nach einem langen und beſchwerlichen, aber an intereſſanten Begebenheiten armen Marſch, langten die Truppen dort an, und nun hatte Römmling die Freude, zum unmittelbaren Dienſt um Sir John Moores Perſon beordert zu weeden, und jezt traten auch Begebenheiten ein, die ſein ganzes Intereſſe für die allgemeinen Angelegenheiten des Krieges in Anſpruch nahmen. Napoleon hatte ſich endlich mit Alerander in Erfurt ſatt conferirt, und ehe man ſich's verſah, war er in Vittoria. Mit Windesſchnelle ſandte er den Marſchall Soult gegen die ſpaniſchen Inſurgenten, und mit Windesſchnelle wueden die Aemeen des Generals Blake in Villarcajo, des Generals Beloldere in Eſtremadura und des Generals Caſtannos in Andaluſien vernichtet. Doch dem Leſer ſoll hier keine Geſchichte des ſpaniſchen Feldzugs voegetragen werden; ihm wird die Bemerkung genügen, daß die perſönliche Gegenwart Napoleons, die Eutblößung von allen Hülfsmitteln, welche die Spanier durch Mitwiekung ihrer Armee verſprochen hatten, und die traurige Gewißheit, auf keine Veeſtärkung irgend einer Art hoffen zu können, den General Moore zu der Ueberzeugnng brachten, daß in Spanien kein Heil mehr für ihn und die Seinen zu ſuchen ſey, daß ihm daher nichts mehr übrig bleibe, als ein ehrenvoller Rückzug nach Gallizien, wie es hieß nach Vigo, wo die engliſche Flotte zur Einſchiffung der Truppen bereit ſeyn ſollte. Er beſchloß alſo, einen Rückzug zu beginnen, der zwar, wie die Folge zeigte, den Ruhm der engliſchen Krieger vermehet hat, der aber dennoch Trauer und Veedruß in manchem Herzen erregte. Römmling namentlich war tief betrübt bei dem Gedanken, Spanien verlaſſen zu müſſen, ohne den Feind anders als in freundſchaftlichem Verkehr oder hinter einer Mauer erblickt zu haben. Was war aus ſeinen Träumen von Ruhm und Auszeichnung geworden? Er war Lieutenant, und blieb Lieutenant, und wußte nicht einmal, wie ihm dem feindlichen Feuer gegenüber zu Muthe ſeyn würde. Und wenn die Stimme des Egoismus ſchwieg, erwachte in ſeinem Innern um ſo lebhafter das Mitgefühl für die aemen Spanier, deren lezte Hoffnung mit dem Rückzuge der Engländer zu ſinken begann, mit ihrer Einſchiffung gänzlich zu verſchwinden drohte. — Aehnliche Gefühle regten ſich faſt in jedem Herzen und keiner behielt ſeine gute Laune, als Kapitän Blake, der in Salamanca wie in Merida den armen Römmling mit ſeinem treuen Knappen neckte, ohne je ein Geſtändniß über deſſen Geſchlecht erlangen zu können.

(Die Foetſetzung folgt.)

Die Pariser Kaufladen.

(Fortſetzung.)

Außer dieſen ſinnreichen, ſinnlichen und ſinnreizenden Mitteln entwickeln die Pariſer Kaufleute ihren

Digitized by Google

angebornen Kunſtſinn noch in der Anordnung der Waaren ſelbſt auf die mannichfaltigſte Weiſe. So hängen die Tuchhändler die Wollen- und andere Zeuge nicht, wie es bei uns zu geſchehen pflegt, in Muſterkarten an den Fenſterladen auf, ſondern ſie breiten ihre Waaren gleich in ganzen Stücken vor Thür und Fenſtern aus. Die Stücke ſind aufgerollt und oft ſo groß, daß ſie vom zweiten, dritten Stock bis auf das Straßenpflaſter herabreichen. Die Außenwände mancher Magazine ſind gleichſam mit farbigen Teppichen und Shawls tapezirt. Die Seidewaaren ſind hinter großen, durchſichtigen Glasſcheiben aufgehängt; königliche Caſchemirſhawls ſchlingen ſich zierlich durch einander, und nicht ſelten ſieht man ganze weibliche Figuren, welche höchſt maleriſch drapirt und mit den feinſten Blonden und Spitzen auf das Verführeriſchſte herausgepuzt ſind.

In der Rue Vivienne trifft man die meiſten und ſchönſten Putzladen. Die neueſten Modehüte, die herrlichſten Gürtelmuſter, die kunſtreichſten Blumen, die ſtolzeſten Hutfedern, die züchtigſten Damenſchleier ſind hier in hellen gläſernen Gewölben der Neugierde und den Kennerblicken Aller zur Schau ausgeſtellt. Hier hat die Mode ihr Hauptquartier aufgeſchlagen; der Häßlichkeit bietet man hier Alles, was ſie braucht, um ſich zu verbergen, und die Schönheit nimmt ſich hier nach Auswahl und Belieben Alles, was ſie noch ſchöner macht. Im Winter iſt dieſe Straße eine der belebteſten in Paris; kurz vor und nach Neujahr iſt ſie den ganzen Tag über von reichen Equipagen geſperrt, und auf ihren Trottoirs drängt ſich unaufhörlich eine ſolche Menge von Spaziergängern, daß man die meiſte Zeit unaufhaltſam vorwärts getrieben wird. Manches unſchuldige Mädchen, manche tugendhafte Frau geht nicht ohne Erſtaunen, oder richtiger, nicht ohne Qual an allen dieſen Herrlichkeiten vorüber.

Aus den Bijouterieläden blinken uns die Diamanten und Juwelen, die Geſchmeide von Gold und Edelſteinen durch kryſtallhelle Fenſter entgegen, Alles in ſo reichem, koſtbarem Vorrath, daß jedes Pariſer Gewölbe ein Dresdner grünes Gewölbe in verkleinertem Maßſtabe erſcheint. Und wenn gar erſt Abends ein ſolcher Laden wie in einem Feuermeere glüht, wenn die hellen Gasflammen in den ſpiegelblanken Fenſtern widerſtrahlen und unſere Blicke auf eine ſchöne Frau im Innern fallen, um die Alles ſchimmert und flimmert, da denken wir wohl zurück an die blaue Bibliothek und das Mährchen von Schönchen Goldhaar und der bezauberten Prinzeſſin, wenn anders der Vergleich nicht unſtatthaft iſt, da die Pariſer Prinzeſſinnen aller Stände mehr bezaubern, als bezaubert ſind, wie es meiſtens den Prinzeſſinnen der Feenmährchen begegnet. — Die Waffenſchmiede und Schwertfeger ſtellen die ſchönſten Damascenerklingen und ihre kunſtreichſten Waffen aller Gattungen in Glaskaſten vor den Laden aus; die Büchſenmacher zeigen dem Jagdliebhaber die zierlichſten, leichteſten Gewehre hinter ſchönen Glasſcheiben, und die Sattlermeiſter hängen die reichſten Pferdegeſchirre vor ihrer Thüre auf. Die Schneider haben ſtets einen unermeßlichen Vorrath von Kleidungsſtücken und man findet in ihren Buden Kleider vom feinſten Stoffe ſtreng nach der Mode des Tags fix und fertig. Hinter den acht bis zehn Fuß hohen Glasſcheiben, welche ihre Laden ſchließen, breiten ſie ihre Weſten von Caſchemir und den reichſten Lyoner Seidenzeugen in maleriſchen Gruppen aus; dazwiſchen ſchlingt ſich hier und dort ein Pantalon mit der feinſten Grazie, und der Schlafrock ſelbſt erhält eine äſthetiſche Bedeutung. Die Apotheken ſind zierlich und einladend. Vor den Fenſtern der Geldwechsler liegen die Goldſtücke und Bankzettel der verſchiedenſten Nationen haufenweiſe und friedlich neben einander; eine übrigens nicht ſehr lobenswerthe Sitte, welche wohl nicht wenig dazu beiträgt, das verderbliche Talent eines Beutelſchneiders aus dem Schlummer zu wecken.

Die Schuh- und Hutmacher haben eine ſeltſame Manier, die Augen anzuziehen und ihr Gewerbe anzudeuten. Sie laſſen nämlich die ganze Außenſeite ihrer Werkſtätten mit Schuhen, Stiefeln, Hüten und Kappen bemalen, welche paarweiſe und zu Dutzenden neben und über einander gereiht ſind. Die Fenſterladen der Strumpfhändler ſind mit koloſſalen weißen Strümpfen und Unterhöſen bemalt, die einem Furchtſamen bei Nachtzeit Grauen und Angſt erregen können. Die Handſchuhmacher haben über ihrer Thüre zwei große, hölzerne, in der Regel roth angeſtrichene Handſchuhe ausgehängt, und vor den Fenſtern der Optiker iſt ein Tubus von Mannslänge befeſtigt, welcher jedem Herkules füglich als Keule dienen kann.

Die Eßwaarenhändler ſind beſonders erfinderiſch, die Pforten unſerer Sinnlichkeit aufzuſchließen. In buntem Gemiſch laſſen ſie Trüffeln, Schildkröten, die herrlichſten Südfrüchte und die feinſten Weine in unſere Sinne einziehen. Ein angenehmer Duft aus den Garküchen, welche immer mit ſolchen Laden verbunden ſind, kündigt uns ſchon von Weitem das Daſeyn derſelben an, und wenn man ſie in der Nähe betrachtet, liegt dort Alles, was die Erde und das Meer an ſchmackhaften und leckern Schätzen aufzuweiſen hat, vor den Blicken ausgebreitet; Alles, was nur den Gaumen eines Wohlſchmeckers kitzeln, was nur die Laune eines Eſſers wünſchen und vergnügen mag, umgaukelt die Sinne. Bemerkenswerth iſt, daß vor dem Jahr 1830 der Laden des Herrn Chevet im Palais-royal der einzige dieſer Art in Paris war; gegenwärtig findet man faſt in allen Paſſagen Marchands de comestibles, deren Boutiquen mit einem gleichen Ueberfluß der feinſten, ſeltenſten und koſtbarſten Leckerbiſſen verſehen ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortſetzung.)

Der Sonnenofen. Eiſenbahnen.

Wie mannichfaltig und verſchieden ſich auch die Anſichten und Urtheile der Koſtenden geſtalten und äußern mögen, darin ſind Alle einverſtanden, daß das Beefſteak in der Zwiſchenzeit des Einlegens und Herausnehmens *einige* Veränderung erfahren hat. Die Verſchiedenheit der Anſichten betrifft daher nur die Verſchiedenheit der *Grade* des ſtattgefundenen Wechſels, und das iſt nicht Sache des Erfinders, das iſt Sache des Geſchmacks. Ueber jeden Zweifel erhaben ſteht feſt, daß das Beefſteak zubereitet iſt, und mehr hat der Tauſendkünſtler nicht verſprochen. Daß es nicht nach Vorſchrift des Dr. Kitchiner oder Meg-Dodds ausſieht, die der allerdings nur eben erweichten Maſſe ein dunkleres Braun und eine reichere Färbung gegeben haben würden, iſt das dem Erfinder als ein Fehler ſeiner Maſchine anzurechnen, ihm, der wiederholt erklärt, daß er das Beefſteak gerade ſo am liebſten eſſe? Der Erfinder verſichert, daß „weder Feuer, noch Flamme, weder Rauch, noch Dampf, weder Gas, noch Oel, weder Weingeiſt, noch irgend ein chemiſches Präparat“ die Wirkung erzeuge. Was iſt es alſo? Für mich und für Alle, die zugleich mit mir der Kocherei zuſahen, ein Geheimniß. Uebrigens vermuthe ich, daß der Künſtler eben wegen dieſes myſteriöſen Umſtandes ſeiner Maſchine den Namen Sonnenofen beigelegt hat. Und da er ſelbſt zugeſteht, daß ſie noch einiger Verbeſſerung fähig iſt, ſo will ich gerne glauben, daß über kurz oder lang einmal die Zeit ihres effektiven Nutzens kommen kann, wenn es kein Brennmaterial mehr gibt, und die Liebhaber von Beefſteaks nicht hungrig genug ſind, ſie *ganz* roh zu verzehren.

Nächſt dieſer unbegreiflichen Kochmaſchine erregen gegenwärtig zwei Eiſenbahnen, die bereits im Baue begriffen ſind, nebſt einer dritten, erſt noch in Bau zu nehmenden, die Aufmerkſamkeit der guten Londoner. Es muß wirklich verwundern, daß zur Zeit nicht eine einzige Eiſenbahn von London ausläuft, und daß diejenigen, welche auch einmal verſuchen wollen, wie es ſich mit Schwalbenſchnelligkeit fährt, zuvörderſt hundert und mehr Meilen nach Mancheſter reiſen müſſen, um von da nach Liverpool zu fliegen. Dieſem Uebelſtande ſoll daher jezt nach drei verſchiedenen Richtungen abgeholfen werden, und ganz natürlich erregt dies große Theilnahme. Die eine und die am Weiteſten vorgerückte, jedoch noch keineswegs fahrbare Bahn wird London um mehrere Stunden näher an Birmingham bringen. Für vergnügungsluſtige Londoner iſt das allerdings kein ſonderlicher Gewinn, denn das räucherige, ewig qualmende und ewig ſchmutzige Birmingham bietet mit ſeltenen Ausnahmen, wie bei Gelegenheit des Muſikfeſtes im lezten Oktober, dem Fremden, der nicht Kaufmann oder Maſchinenbauer iſt, herzlich ſchlechte Unterhaltung. Deſto mehr Gewinn wird der Handel davon haben, und das iſt der Zweck. Selbſt auf einer engliſchen Stage-coach braucht man jezt zwölf bis vierzehn Stunden, um von der einen Stadt zu der andern zu gelangen. Mittelſt der Eiſenbahn wird man um ſechs Uhr früh London oder Birmingham verlaſſen, zwiſchen acht und neun Uhr in London oder Birmingham frühſtücken, bis um fünf Uhr ſeine Geſchäfte beſorgen und zwiſchen ſieben und acht Uhr, als ſey man den ganzen Tag über zu Hauſe geweſen, mit ſeiner Familie zu Mittag ſpeiſen. Ich denke, das iſt ganz hübſch; wiewohl indeſſen der Bau mit größter Thätigkeit — ſogar Sonntags, man höre! in dem den Sabbath mit entſchiedenſtem Müßiggange feiernden England ſogar Sonntags und an mehreren Orten zugleich betrieben wird, ſind doch laut vorläufiger Berechnung vier ganze Jahre zur gänzlichen Beendigung erforderlich.

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin, Februar.

(Beſchluß.)

Zeitungsreformen.

Es läßt ſich in der That nicht leugnen, daß der Verfaſſer der naturhiſtoriſchen Artikel in der Voſſiſchen Zeitung — man nennt den Direktor Klöden — ſo frei darin ſpricht, als man im Jahre 1835 nicht gewohnt iſt, ſprechen zu hören, und noch viel kecker urtheilt, wo es ihm erlaubt iſt. Herr Rellſtab (er muß ſogar wegen injuriöſer Ausfälle gegen Spontini, freilich nicht in dieſer Zeitung, ſondern auswärts, einige Wochen in unſer St. Pelagie, die Hausvogtei); aber das Prädikat der Liberalität ſchien doch deßhalb die ehrwürdige Voſſiſche Zeitung — ſie beſteht weit über ein Jahrhundert, und wurde einſt von Leſſing redigirt, während jezt noch ein Seitendeſcendent deſſelben ihr vorſteht — nicht zu verdienen. Im Gegentheil zeichnete ſich die Spenerſche auch noch unter Dr. Spiker durch eine gewiſſe kühne Freiſinnigkeit bis vor einigen Jahren aus; aber allerdings ſind ſeitdem bedeutende Umſchläge vorgekommen, deren Wichtigkeit freilich nur wir hier am Orte ganz empfinden können, und ein leztes Ereigniß hat die Thatſache, daß die Voſſiſche Zeitung ſich zum liberalen Prinzip der Bewegung neigt, in's hellſte Licht geſezt. Seit Uralters exiſtirt nämlich für beide Zeitungen ein geographiſches Prinzip, vermöge deſſen Deutſchland eingetheilt wird in die „Niederelbe,“ „Mainſtrom,“ „Wien und Dresden“ und „Vermiſchte Nachrichten.“ Unter dieſe Rubriken rangiren ſeit einem Jahrhundert alle politiſchen Nachrichten aus Deutſchland, und die ehrwürdige Eintheilung hat ſich troz dem ſiebenjährigen Kriege, der Auflöſung des deutſchen Reichs, dem Tilſiter Frieden und dem Wiener Kongreß erhalten. Neuerdings hatte in einem hieſigen Blatte ein Aufklärer ſich dagegen movirt und mit den Scheingründen, welche dem Liberalismus überall zu Gebote ſtehen, dargethan, daß die Eintheilung nicht mehr paſſe, dem geſunden Menſchenverſtand entgegen, ja ſogar in ihrer Anwendung abſurd ſey, indem z. B. unter der Rubrik Niederelbe die feingebildeten Hannoveraner und die ſchmuzigen Lappländer zuſammen, wie Nachbarn und Stammgenoſſen, rangirten. Dies hat allerdings etwas für ſich; aber ſoll deßhalb eine uralte geographiſche Eintheilung, die ſich über dem Strom der Zeit ſo lange erhielt, verworfen werden, und einer ungewiſſen, neuen, die mit jedem Kriege und Frieden ſich ändern kann, weichen? Nichtsdeſtoweniger hat die Voſſiſche Zeitung ſeit dem erſten Januar ihre uralte Verfaſſung umgeſtoßen und mit einem Federſtrich die neue Geographie eingeführt, wonach Dresden und Leipzig unter Sachſen, Wien unter Oeſterreich und die Nachrichten aus der preußiſchen Monarchie, die bisher als vermiſchte Nachrichten kamen, unter der Rubrik Inland erſcheinen, alle dieſe Rubriken zuſammen aber unter dem Generalrubrum Deutſchland. Möchte dieſe ſo ehrenwerthe Zeitung dieſen raſchen Schritt nie bereuen, und wenn ſie ſich dem Prinzip der Bewegung hingeben will, dies wenigſtens mit mehr Mäßigung thun. — Die Spenerſche Zeitung iſt ihrem ſeit drei Jahren übernommenen conſervativen Charakter auch darin getreu geblieben. Sie verficht die altbritiſchen Toryintereſſen und hat bei uns noch ihre Niederelbe, ihren Mainſtrom und ihre vermiſchten Nachrichten. Ihr Redakteur hat ſeinen Lohn gefunden, nicht in der wandelbaren Volksgunſt, ſondern, was dem Rechtlichen mehr iſt, in ſeiner Bruſt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. März 1835.

— Tout marchands que nous sommes,
Messieurs, nous observons les hommes:
D'un bout du monde à l'autre bout
L'habit fait tout.

Béranger.

Die Pariser Kaufladen.

(Beſchluß.)

Millelots Magazin im Passage des Panoramas funkelt von Kryſtalltafeln, von Vergoldungen und Verzierungen aller Art; wenn Abends das Gaslicht ſeine weißen Lichtſtröme durch die zahlloſen gläſernen Leuchtkugeln über alle die ſüßen Herrlichkeiten ausgießt, über die Zuckerblumen und Zuckerfrüchte und die feinen liqueurs des îles in ſchlanken blauen, grünen, rothen und weißen Flaſchen, dann koſtet's den Neuangekommenen in der That keine geringe Ueberwindung, ſich nicht von der Verſuchung hinreißen zu laſſen und von dieſen Herrlichkeiten zu koſten. Der Charcutier ſezt Blumenvaſen zwiſchen ſeine Würſte und ſeine Fromages de cochon; der Fleiſcher ſchlägt die Wände mit weißen Tüchern aus, ſeine Gigots ſind häufig mit Blumen geziert, auf den größeren Fleiſchſtücken ſieht man wohl das Bild des Kaiſers oder des Père Enfantin ausgeſchnitten. An den Fenſterladen der Coiffeurs ſind die transparenten Seifenkugeln, die Bürſten vom feinſten Holze, die Parfümerien aller Art gar nett und lockend aufgeſchichtet; Wachsbüſten in voller Parure prunken dazwiſchen: ſchöne Jünglingsköpfe mit griechiſcher Geſichtsbildung, mit einer Coiffure à la Perinet le clerc und um die Wangen ein Haarkollier à la jeune France; allerliebſte Frauengeſichtchen mit der etwas herriſchen Haltung und dem dreiſten Blicke, der hier das ſchöne Geſchlecht charakteriſirt, friſirt à la Ferronnière, oder wie ſonſt die neueſten Coiffuren heißen. Hier und da ſtoßt man wohl auch auf originelle Inſchriften: im pays latin befinden ſich deren nicht weniger als vier in vier verſchiedenen Sprachen an einer Friſeurbude für Studenten; die lateiniſche klingt folgendermaßen:

Hic fingit solers hodierno more capillos
Dextera, naturaeque novos ars addit honores.

Hinter dem Palais-royal wohnt ein Genie, das hat ſeine Zuflucht zu einer Affiche genommen, des Inhalts: aux hommes sensibles. An einem ſolchen Zuruf geht nicht leicht Jemand vorüber. Der Mann empfiehlt denen, die ein empfindliches Kinn haben, ſeinen Savon onctueux pour la barbe. Es gibt auch Coiffeurs, welche ſich Profeſſoren nennen und Vorleſungen ankündigen; ſie erſtatten Berichte in den Modejournalen, ſie freuen ſich der Fortſchritte ihrer Kunſt, die ſich à la hauteur du siècle befinde. Ein Schneider hat kürzlich einen traité encyclopédique de l'art du tailleur herausgegeben: der Verfaſſer habe Alles geſchaffen, Ausdrücke, Prinzipien u. ſ. w., es ſey eine épopéa didactique sur l'art de s'habiller. Voltaire's Ausſpruch, die Franzoſen haben keinen epiſchen Geiſt, hat demnach ein Schneider widerlegt; der Mann heißt Barde, ein ominöſer Name; er

Digitized by Google

ſoll ſich mit einer Sammlung vermiſchter Gedichte beſchäftigen, unter denen ſich eine Ode auf die Caleçons beſonders auszeichne.

In der eigentlichen Literatur finden wir einen noch thätigern, keckern Charlatanismus. Zuerſt kommen hier die Leſekabinette, gegenwärtig die wichtigſten literariſchen Inſtitute, denn es ſind die einzigen, welche zahlen. Sie werden meiſt von alten Jungfern gehalten, die den Ton in der Literatur angeben; ſie entſcheiden über das Schickſal der Autoren; ihr Urtheil iſt gültiger als das der geiſtreichſten Recenſenten: ihnen verdanken Mortonval, Dinocourt, Ricard und ſo viele andere ſchlechte Romanfabrikanten ihren Ruf, während Alfred de Muſſet, eine der originellſten Dichternaturen, ohne die Revue des deux Mondes nicht aufkommen könnte. Die Cabinets de lecture kleben an Thüre und Fenſter die Titel aller Zeitſchriften, aller neuen Romane, die da zu finden, die pikanteſten Blätter des Charivari und der Karrikature; da ſieht man gegenwärtig Louis Philippe als Jongleur gekleidet, wie er die Freiheitskugel mittelſt eines Strohhalms auf der Naſe balancirt. Die Recenſionen der meiſten Werke rühren von den Verfaſſern ſelbſt her. Der Buchhändler, der eine Annonce ſeines Verlagsartikels in ein Journal einrücken läßt, hat nämlich das Recht, zugleich einen lobenden Artikel abdrucken zu laſſen, der von mehr oder minder beträchtlichem Umfange ſeyn darf, je nachdem die Annonce mehr oder weniger Zeilen umfaßt. Dieſe Annoncen bilden einen großen Theil der Revenüen des Journals. Die Theater verſäumen auch nichts, um den Erfolg ihrer Unternehmungen zu ſichern; iſt ein Stück angenommen, ſo wird alsbald eine Annonce in die geleſenſten Blätter eingerückt: „man ſpricht in der literariſchen Welt von einem neuen Vaudeville, das zu den pikanteſten dramatiſchen Erſcheinungen gehören ſoll,“ oder auch: „das Comité de lecture hat das Drama * * * mit einſtimmiger Akklamation angenommen; der rühmlichſt bekannte Verfaſſer wünſcht ungenannt zu bleiben.“ Prozeſſe zwiſchen den Autoren oder Schauſpielern und den Theateradminiſtrationen ſind mitunter auch recht energiſche Mittel, die Menge der Schauluſtigen herbeizuziehen; ſo habe ich den Direktor der Porte St. Martin ſtark im Verdacht, daß ſeine gerichtlichen Händel mit dem Schauſpieler Bolage, die nonne sanglante betreffend, nur fingirt waren. Man ſieht, bei dieſer kleinen Abſchweifung auf das Gebiet der Literatur haben wir uns von unſerem Gegenſtand durchaus nicht entfernt.

So ſucht in Paris jeder Verkäufer die Sinne zu beſtechen und ſich die Kaufluſt geneigt zu machen, was man hier meiſterhaft verſteht. Man ſieht hier täglich tauſend und aber tauſend Dinge, die auffallen, weil ſie glänzen, die glänzen, weil ſie ſchön ſind, die Neid erregen, weil man ſie täglich brauchen könnte, die man liebt, weil man ſie gerne ſelbſt haben oder im Beſitz geliebter Freunde und Freundinnen wiſſen möchte, wenn man Geld genug hätte, ſie zu kaufen. Aber Alles iſt hier ſehr theuer, und obſchon die gewöhnliche Schwindſucht hier eine häufig vorkommende Krankheit iſt, ſo darf doch wohl die Geldſchwindſucht noch mehr zu den hier angeſiedelten Epidemien gezählt werden. Was aber noch das Schlimmſte von Allem iſt, man wird in den Pariſer Laden ſein Geld auf eine Art los, über die man nicht böſe werden und gegen die man im Grunde nichts einwenden kann. Läßt man ſich nämlich verlocken, in eine Bude zu treten, um Einkäufe zu machen, ſo iſt die erſte erfreuliche Erſcheinung ein hübſches Mädchen oder eine ſchöne Frau am Zahltiſch, welche den Eintretenden freundlich und verbindlich empfängt. Wenn nun der Käufer ſeine Waaren auch mit dem Doppelten über den gewöhnlichen Kaufpreis einhandelt, kann er da in Zorn gerathen, vorausgeſezt, daß er ein artiger Menſch und kein griesgrämiger Engländer iſt? Von einem niedlichen Geſichte läßt man ſich überall gerne eine Schelmerei gefallen und Schönheit iſt immer ein Talisman gegen aufwallenden Zorn, ſelbſt wenn man geprellt wird. Das wiſſen auch die Franzoſen ſehr gut; denn hier beſorgen die Weiber Alles. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klaſſen ſitzen den ganzen Tag über am Bureau, nehmen Geld ein, führen die Rechnung über's Hausweſen, beſchäftigen ſich dabei mit Nähen oder ſonſt etwas Nützlichem, oft jedoch auch mit etwas Unnützem, mit Romanleſen und Liebäugeln. So ſieht man die Weiber in den Kaffeehäuſern, Reſtaurationen, Apotheken, Buchhandlungen, Zucker-, Bilder- und Kramläden. Wenn ich noch hinzufüge, daß ſie den ganzen Tag über mit Papilloten und im Negligé daſitzen und erſt nach Sonnenuntergang und mit der Gasbeleuchtung ſich zu putzen und geſprächig zu werden anfangen, ſo iſt das reine, lautere Wahrheit.

Schließlich will ich noch des neuen Bäckerladen des Herrn Dufaure in der Rue Feydeau erwähnen. Drei bis vier Fuß hohe Glasſcheiben öffnen die Ausſicht in das Innere deſſelben, welches mit einem hier noch nie geſehenen Luxus, nämlich außer mit großen Wandſpiegeln, noch mit Stuckarbeiten und Arabesken ausgeziert iſt. Wenn Paris einſt wie Herkulanum und Pompeji plötzlich unter die Erde verſenkt wird und ſpätere Nachgrabungen auf die Entdeckung dieſes Hauſes führen, werden ſich die Alterthumsforſcher nach tauſend Jahren den Kopf zerbrechen, welcher reiche, kunſtliebende Große hier gewohnt haben mag, und Niemand wird auf den Einfall kommen, daß das Erdgeſchoß dieſes Hauſes einſt zu einem Bäckerladen gedient habe. In derſelben Straße findet man noch einen prächtigen Mezgerladen, deſſen Wände zwar nicht mit allegoriſchen Darſtellungen, aber doch mit

Digitized by Google

ſchönfarbigem Marmor bedeckt ſind, und deſſen Decke von drei korinthiſchen Marmorſäulen mit zierlichen Kapitälern getragen wird, vor denen große Stücke Ochſenfleiſch, ganze Kälber und Hämmel herumhängen, welche ſich in den im Hintergrunde angebrachten Wandſpiegeln wiederholen. Man ſieht, wie ſehr ich Recht hatte, im Anfang zu behaupten, daß es kein Produkt gibt, es ſey noch ſo unbedeutend und häßlich — was iſt proſaiſcher, als eine gebackene Semmel, was garſtiger, als ein geſchlachteter Hammel? — welchem der Pariſer nicht durch eine geſchmackvolle Anordnung und Umgebung einen poetiſchen Anſtrich und einen gewiſſen Adel zu geben wüßte.

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Eines Tags trat Kapitän Blake zu Römmling in's Zimmer, wo Thereſa eben im Begriff war, ſich über ihr künftiges Schickſal mit Römmling zu bereden, welcher keinen Rath wußte, als ſie nach England zu nehmen. „Schöner Emeterio,“ ſagte Blake, „Du könnteſt mir einen Gefallen thun, ja mehr als das, Du könnteſt mir durch eine kleine Gefälligkeit einen außerordentlich großen Dienſt leiſten. Sieh,“ fuhr er fort, da Thereſa ihre Bereitwilligkeit an den Tag legte, „ich habe hier die Bekanntſchaft eines allerliebſten Mädchens gemacht, das im Kloſter in der Koſt iſt und kein Mittel hat, daraus zu entkommen, obgleich es im Uebrigen wohl entſchloſſen wäre, mir nach Vigo, oder Corunna, oder ſonſt wohin ich wollte, zu folgen.“ Thereſa und Römmling waren beide wie mit Blut übergoſſen. „Nun,“ ſagte Blake, „ich habe nichts im Sinne, was Euch erröthen machen könnte; ich will ſie heirathen.“ — „Heirathen!“ rief Römmling, „Du?“ — „Ich!“ erwiderte Blake in komiſcher Entrüſtung. „Seh' ich nicht aus, als wenn ich heirathen könnte? Alſo, es kommt Alles darauf an, daß ſie dieſen Zettel hier erhält. Du, Emeterio, ſiehſt ſo zart und mädchenhaft aus, daß jeder, der nicht, wie ich, das Gegentheil weiß, Dich für ein Mädchen halten muß. Nun, thue mir den Gefallen, nimm dieſe Kleider, hülle Deine zarten Glieder darein, und Jeder — ich ſtehe Dir dafür — hält Dich für das ſchönſte Mädchen in Salamanca.“ Blake wußte ſo beredt zu bitten, daß Emeterio bald einwilligte und mit dem Bündel in ſein Zimmer ging. — Römmling ſtand wie auf Nadeln; endlich ſagte er: „Blake, Du biſt ohne Zweifel der verrückteſte Menſch, den ich kenne; welche Tollheiten treibſt Du!“ — „Ja, Römmling,“ antwortete Blake, und ſah ihm ſchelmiſch in's Geſicht, „diesmal haſt Du Recht; einen tolleren Streich kann es nicht geben, als mitten in Spanien ein Mädchen aus dem Kloſter zu entführen, und Du kannſt mir auch glauben, daß ich noch nie in meinem Leben etwas ſo Unſinniges vorgenommen habe. Aber, ſage mir ſelbſt, was ſoll ich anders thun?“ — Römmling hatte nicht viel zu ſagen, als daß es doch in allen Fällen das Beſte ſey, der Vernunft treu zu bleiben, daß er ihn, als Freund, vor der Ausführung ſeines Vorhabens warne, da es noch Zeit ſey, davon abzuſtehen, und daß am Ende doch nichts als Fatalitäten bei ſolchen Abenteuern herauskämen. „Meinſt Du?“ fragte Blake. „Nun, am Ende weißt Du's beſſer, als ich.“ — Indem trat Thereſa herein. Blake ſah ſie einen Augenblick forſchend an, dann ſprang er auf ſie zu, ſchloß ſie ohne Umſtände in die Arme und küßte ſie, trotz alles Sträubens, auf den Mund. Thereſa riß ſich los und warf ſich Römmling zu Füßen. „Schüzt mich!“ rief ſie, und brach in Thränen aus. — „Junge, biſt Du toll?“ rief Blake, und kniff ſie in die Wangen. — „O Gott, Gott!“ ſchluchzte ſie, „warum habe ich mich einer ſolchen Behandlung ausgeſezt! Ihr Heiligen, ſchüzt mich vor dieſem Zudringlichen!“ — Römmling trat nun erſt zwiſchen ſie und Blake. „Du mißbrauchſt meine Freundſchaft,“ ſagte er, „indem Du dieſes Mädchen beſchimpfſt, das meinem Schutze anvertraut iſt.“ — „Ah ſo?“ ſagte Blake, und zog ſich unverzüglich zurück. „Mehr wollte ich ja gar nicht wiſſen; aber da es Dir als ein ſo gar toller Streich erſchien, eine Jungfrau aus dem Kloſter zu entführen, konnte ich unmöglich denken, daß dieſe Dame denſelben gefährlichen Weg gegangen ſey. Römmling, gib mir doch die Hand; biſt mir doch unmöglich ernſtlich böſe wegen meines Scherzes? Es iſt nämlich nichts mit meiner Entführung, ich wollte nur die kleine Dame in Frauenkleider locken, um endlich einmal aller Zweifel los zu werden. Jezt will ich Dich aber ruhig im Beſitze Deines Juwels laſſen; ich bin nicht der Mann, der anderer Leute Freuden ſtört.“ — Römmling entgegnete freundlich, aber mit Würde: „Du irrſt Dich dennoch. Es findet zwiſchen mir und dieſer Dame kein anderes Verhältniß, als das der Menſchenliebe ſtatt.“ — Thereſa ſeufzte bei dieſen Worten tief und ſchüttelte beſtätigend mit dem Kopfe. — „Jezt aber vertraue ich Deiner Verſchwiegenheit.“ — „Das kannſt Du,“ verſezte Blake, und ſchüttelte ihm treuherzig die Hand.

Es war Römmling jezt lieb, daß Blake ſtatt ſeines Quälers ſein Vertrauter geworden war; denn nun ſuchte er mit Zartgefühl Allem vorzubeugen, was Thereſa und ſeinen Freund in Verlegenheit ſetzen konnte, und ſorgte auf alle Weiſe für des Mädchens Bequemlichkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Dupuytren.

Daß Dupuytren todt iſt, weiß jezt ganz Europa; daß er einer der geſchickteſten und reichſten Wundärzte unſeres Zeitalters ſey, wußte man auch ſchon lange; daß er aber ſieben Millionen Franken nachlaſſen würde, hatte man wohl nicht vermuthet. Wenn man bedenkt, daß er arm und hülflos aus ſeiner kleinen Vaterſtadt in der Jugend nach Paris gekommen war, hier erſt lernen mußte, ehe er etwas gewinnen konnte, und daß er nur durch ſeine wundärztlichen Operationen dieſes bedeutende Vermögen hat erwerben können, ſo muß man geſtehen, daß der Mann außerordentlich viel operirt haben muß, um ſo reich zu werden, zumal er nicht ſehr alt geworden iſt. Freilich operirte Niemand leichter, ja man könnte ſagen zierlicher und eleganter, als Dupuytren; der Mann war zum Operiren gleichſam geſchaffen; daher wandten ſich auch Arme und Reiche, Einheimiſche und Fremde, Fürſten und Unterthanen an ihn. Er hatte wenig Ruhe, wenig Erholung, und man kann behaupten, daß er die Annehmlichkeiten des Lebens wenig hat genießen können, wofern die größte Annehmlichkeit nicht darin beſteht, daß man ſeinen angebornen Neigungen folgt, und ſich auf das legt, was einem Luſt macht. Die Leute warfen ihm vor, er ſey hart und unempfindlich; aber wo hätte er all das Mitleid hernehmen ſollen, das ihm die Tauſende von Patienten, die ſich an ihn wandten, hätten einflößen können? Wenn er bei Jedem in Thränen zerfloſſen wäre, ſo hätte er keine 500 Menſchen operiren können, und er hat deren gewiß 20,000, vielleicht gar doppelt oder dreimal ſo viel operirt. Eben weil ihn keine zarte Empfindung ſtörte, konnte er mit ſo ſicherer Hand ſeine Inſtrumente führen und handhaben. Er operirte ſchnell und glücklich, und dies war die Hauptſache. Es wäre doch zu viel geweſen, wenn man von ihm verlangt hätte, er ſolle jeden Morgen die Schmerzen der hundert Kranken mitfühlen, die bloß im Hôtel-Dieu auf ihn warteten. Eine Empfindſamkeit, wie man ſie von ihm forderte, wäre eine ſonderbare Erſcheinung geweſen. Das Mitgefühl iſt eine Gabe des Himmels, die man froh iſt, an ſeinem Mitmenſchen anzutreffen; allein von einem Wundarzte erwartet man vor Allem eine geſchickte Hand, welche dem Uebel ſchnell abhilft; ein zärtlicher Stümper muß den Leidenden weit härter vorkommen, als ein geſchickter Operateur, wenn auch ſein Herz ein wenig mit Erz beſchlagen iſt. Ein anderer Vorwurf, den man Dupuytren machte, war, daß er ſich gegen die Unbemittelten nicht gefällig genug zeigte. Man erzählt von Leuten, welche ihre kleine Habe verkaufen mußten, um das Honorar aufzubringen, das er für eine Operation forderte. Vielleicht iſt etwas Wahres an der Sache; allein um dieſelbe richtig zu beurtheilen, muß man ſich in die Lage eines ſo berühmten Wundarztes in einer großen Hauptſtadt hineindenken. Dupuytren hatte ſo viel zu thun, daß ſeine Zeit kaum hinreichte. Die ganz Armen kamen im Hôtel-Dieu unter ſeine Obhut; dort konnten ſie aus ſeiner Geſchicklichkeit Nutzen ziehen, ſo gut wie die Reichen in ihren Häuſern, welche ihm für eine Operation einige tauſend Franken zahlten. Hätte der Mann nun auch noch die vielen unbemittelten Patienten, die ſeine Hülfe unentgeldlich oder für eine Kleinigkeit verlangten, pflegen wollen, ſo würden ſich ſeine Kräfte bald erſchöpft haben, und es wäre ihm weder Zeit, noch Kraft geblieben, um auch Andere zu pflegen. Vielleicht fordert man, er hätte ſich, wenn er ein wahrer Menſchenfreund geweſen wäre, ganz dem Dienſte der Nothleidenden widmen ſollen. Das wäre freilich ein Muſter von Heldentugend; warum verlangt man aber ſo etwas nicht von allen Leuten, vom Fürſten an bis zum unterſten Beamten?

(Der Beſchluß folgt.)

London, März.

(Beſchluß.)

Eiſenbahnen.

Bis zur Vollendung der Eiſenbahnen amüſirt es die Londoner, die Unbeſchäftigten in der Woche, die arbeitende Klaſſe des Sonntags, nach der Gegend zu wallfahrten, wo Tauſende von Händen ſich rühren, Hunderte von Karren auf interimiſtiſch gelegten Eiſenſchienen Berge von Schutt und Erde ab- und zuführen, und dann und wann zur Abwechslung ein Arbeiter verſchüttet und ein Zuſchauer überfahren wird. Die Bahn geht nicht über, ſondern durch Primroſe-Hügel, denn der Hügel wird wirklich durchbrochen. Auf Primroſe-Hill werden bekanntlich die meiſten Zweikämpfe gefochten. Primroſe-Hill iſt aber auch wegen der Fernſicht über London, was der gefeierte Kirchhof Père la Chaise aus gleichem Grunde für Paris iſt; wer ihn daher nicht beſucht, um ſich den Hals brechen zu laſſen oder im Blute eines Andern ſeine beſchmuzte Ehre rein zu waſchen, der erklimmt ihn um des herrlichen Panoramas willen; für wen dieſes kein Intereſſe hat, der wünſcht die Eiſenbahn zu ſehen, und wen auch das nicht lockt, den lockt die bunte, wandernde Menge, und ſo ſind es vier gewichtige Beweggründe, welche jezt Primroſe-Hill, in der Woche wie Sonntags, zu einem der beliebteſten und in der That lieblichſten Spaziergänge machen. Die andere Eiſenbahn ſoll London mit Greenwich verbinden. Die während der Tagszeit faſt zu jeder Minute von hier nach dort und von dort nach hier rollenden öffentlichen Wagen legen die drittehalb Wegſtunden in weniger als einer halben zurück. Viel zu langſam. Die Dampfwagen ſollen nur vier bis fünf Minuten brauchen. Die Greenwicher Eiſenbahn beginnt faſt unmittelbar an der neuen Londonbrücke, und der Bau ſchreitet troz aller Hinderniſſe des Terrains ſo rüſtig vorwärts, daß der nächſte Sommer oder Herbſt die Vollendung ſehen wird. Die dritte, noch im Anſchlag begriffene Eiſenbahn ſoll zwiſchen hier und Brighton gelegt werden. Da die Kleinigkeit des Koſtenbetrags von 700,000 Pfund Sterling in Aktien zu 50 Pfund bereits unterzeichnet iſt, ſo leidet der Fortgang keinen Zweifel, und bei der immerwährenden Verbindung, welche zwiſchen hier und Brighton ſtattfindet, iſt auch ein Fehlſchlagen des Unternehmens kaum denkbar. Jezt fährt man die faſt ſiebzig Meilen in etwa ſechs Stunden; auf einer Eiſenbahn und mit Dampf wird die Reiſe in Einer Stunde beendigt; das iſt ein Unterſchied; und um alles das bekümmert die Regierung ſich nur, inſofern ſie die Erlaubniß zur Anlegung ertheilt, deren es zur Erlangung des Grund und Bodens — gegen gute Bezahlung — allerdings bedarf. Fehlt es in Deutſchland an Geld, oder woran fehlt es ſonſt, daß Unternehmungen, die hier mit Blitzesſchnelle in's Leben treten, dort jahrelang erwogen, beſprochen und endlich in den großen Schrank ſchöner Hoffnungen und frommer Wünſche ſtill bei Seite gelegt werden? W. S.*

* Von demſelben Korreſpondenten ſind im Jahrgange 1834 die Artikel aus London Nr. 227 — 230. 238 — 239. 243 — 245. 268 — 273. 276 — 278. 281 — 282. 302 — 304 und 309 — 311, ſo wie in gegenwärtigem Jahrgange 14 — 22. 43 u. 44. D. Red.

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 63.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. März 1835.

Das ſizt beim Herd und prahlt mit Wiſſenſchaft
Vom Capitol: wer ſeinen Aufſchwung nimmt,
Wer blüht, wer fällt; da ſtiften ſie Partei'n,
Und treten unter die geflickten Schuhe,
Wer ihnen nicht gefällt.

Shakespeare.
Coriolanus.

Eröffnung des engliſchen Parlaments im Februar 1835.

Man kann die phyſiſche und moraliſche Aufregung, in welche der erſte Zuſammentritt des neu berufenen Unterhauſes am 19ten Februar die gute Stadt London verſezte, ſich nicht lebhaft genug vorſtellen. Unter zehn Menſchen, denen man auf der Straße begegnete, hörte man gewiß acht die Frage verhandeln, ob Sir Charles Manners Sutton, ſeit achtzehn Jahren Sprecher im Hauſe der Gemeinen, oder der für dieſen Poſten neu in Vorſchlag gebrachte Maſter Abercromby, der ehrenwerthe Deputirte von Edinburg, den Sieg der Stimmenmehrheit davon tragen würde. In Geſellſchaften konnte an jenem Tage dieſer Zweifel nicht Geſprächsſtoff ſeyn, da die Frage entſchieden war, ehe in London die Geſellſchaften ſich vereinigen, d. h. etwas vor Mitternacht. Aber in dem Frühkonzerte, welches Miß Chambers gab, die kindliche Tochter des unglücklichen Bankier Chambers, hörte Mancher für ſeine ſieben Schillinge Eintrittsgeld weniger von der unintereſſanten Muſik, als von der lauten und intereſſanten Unterhaltung ſeiner Nachbaren in Betreff der Sprecherfrage. An der Börſe in der City, wo muntere Leute mit Bleifedern und Schreibtafeln in den Händen zu jeder Minute Hunderttauſende umſetzen, hingen die Bleifedern und Schreibtafeln unbeſchäftigt und eigentlich nur aus Gewohnheit zwiſchen den Fingern, während ihre Inhaber bald mehr, bald weniger lebhaft die Chancen des Tags und deren muthmaßlichen Einfluß auf die dreiprocentigen Conſols beſprachen. Kam man nun vollends nach Weſtminſter, in die Nähe der Parlamentshäuſer — welches Gedränge! Alle Wagen mußten Schritt fahren; ſelbſt die Fleiſcherburſchen, die, mit ihrem Korbe an der Seite und mit den unbedeckten, meiſt ſtark behaarten Häuptern, ein beſonderes Vorrecht zu beſitzen ſcheinen, ihre plumpen Gäule ſtets im Galopp durch die Straßen zu jagen, ſelbſt ſie mußten langſam reiten, denn alle nach den Parlamentshäuſern laufenden Gaſſen und Gäßchen waren mit ſtehenden und wandelnden Menſchenhaufen bedeckt und zum Theil verſperret. Die Zungen waren hier ebenſo geſchäftig, wie die Augen. Mit demſelben Rechte, mit welchem die erſtern die Geſinnungen der Parlamentsglieder beſprachen, verlangten die leztern, ihre Geſichter zu ſehen, und wohin man daher auch horchen mochte, ſobald ein ſchwarzgekleideter Herr aus dem Wagen ſtieg, oder ein anderer ſich aus dem Sattel ſchwang, oder ein dritter, weil er der Volksgunſt ſich gewiß wußte, in ſtolzer Beſcheidenheit ſeinen Weg zu Fuße fürbaß ging, überall hörte man nur fragen: wer iſt das? und antworten: das iſt der und der, oder, ich weiß es nicht.

Digitized by Google

Der hohe, ſelbſt im ſtets politiſirenden und jezt nur politiſirenden London ungewöhnlich hohe Grad von Theilnahme an der Wahl des Sprechees war nicht Folge der aus dem Monat Januar nachzuckenden, damals durch das Auftreten dee Parlamentskandidaten veeanlaßten Bewegnng, noch Foige des in den öffentlichen Blättern ſeit Wochen ſtattgeſundenen Durchſprechens dieſes Gegenſtandes, noch natürliche Folge von der Wichtigkeit und dem politiſchen Einfluſſe des Speechers. Das Pariament iſt ſo oft aufgelöst und wieder zuſammenberuſen worden, daß die daraus entſtehenden Reibungen ſelten das Abbrechen der Hustings überdauern; die Zeitungen ſind das Organ, und zwar das freie, ungebemmte Organ der verſchiedenartigiſten Anſichten und Meinungen, und wenn auch der Einfluß derſelben auf die Volksſtimmung nicht geleugnet weeden kann, ſo iſt doch der Engländer an dieſe papiernen Kämpfe gewöhnt; an die Stellung des Speechers aber knüpſt ſich ihrer eigenthümlichen Natur nach ein politiſches Gewicht durchaus gar nicht. Was iſt denn der Speecher? Nichts andeees, als was ein ſogenanntee Richter, heiße er Amtmann, Stadtrichter odee Gerichtsverwalter in den deutſchen Ländern iſt, wo der Richtee nicht richtet, ſondern die geſchloſſenen Akten einem Andeen zum Fällen des Richterſpruchs vorlegt. Da iſt der Richter der Handlanger der Parteien, ſieht auf die Beobachtung der vorgeſchriedenen Formen, beaufſichtigt die geſetzlichen Friſten, und darf inneelich, ſo viel er will, äußerlich aber nicht um ein Jota eine Partei vor der andern degünſtigen. Alles das iſt beim Sprecher des Unteehauſes der Fall. Obgleich ſein Rang ihn zu den oberſten Beamten der vereinigten Königreiche zählt, ſo darf er ſich doch ebenſowenig ſchämen, Diener und Handlanger des Hauſes der Gemelnen genannt zu weeden, wie der König nicht böſe ſeyn kann, der erſte Diener der Nation zu heißen. Denn gerade in den Dienſtleiſtungen, zu welchen der Sprecher dem Hauſe der Gemeinen verpflichtet iſt, liegt der Umfang ſeiner Pflichten, der Inhalt und die Bedeutung ſeiner Stellung. Wer von den Mitgliedern des Hauſes das Wort nehmen will, ſucht zuvördeeſt das Auge des Sprechers zu fangen; er muß es gefangen haden, ehe er auftreten und die Lippen öffnen darf; wer es zuerſt fängt, hat das erſte Recht des Wortes. In dieſem Sinne iſt der Sprecher für das Unterdaus, was Mekka für den Mahometaner iſt. Mahomet feſſelte das Auge und die Gedanken ſeiner Anhänger an einen ſichtdaeen Punkt des Horizonts, damit Auge und Gedanken des Betenden nicht unſtät und ohne Halt umherirren ſollten, und nannte dieſen Punkt Mekka. Das Geſetz des Unterbauſes feſſelt den Blick ſeiner Mitglieder und die Reihenfolge ihres Auftretens, damit nicht ein regelloſes Gewiere entſtehe, an das Auge eines Mannes, und nennt dieſen Mann den Sprecher. An ihn, nicht an die Verſammlung, odee vielmehr durch ihn an die Verſammlung richtet dee Redner ſeine Rede, und weil des Sprechers Auge Allen gedöet, ſo muß es auch Allen gleichmäßig zugewendet, muß ein unparteiiſches Auge ſeyn.

Wenn nun in politiſcher Beziehung im Allgemeinen gar nichts darauf anzukommen ſcheint, ob dieſer oder jenee auf dem Sprecherſtuhle ſizt, ſo war es diesmal etwas ganz Anderes; diesmal war die Wahl Parteiſache, der Ausgang mußte entſcheiden, od die Whigs odee die Tories die Mehrheit des Hauſes dildeten, und in dieſer Entſcheidung war, wenn auch nicht die ſofortige Löſung, doch ein faſt unteügliches Merkzeichen für die Löſung der Frage enthalten, ob das Peel'ſche Miniſterium fallen oder ſtehen werde! Sir Chaeles Name lag in der Schale der Miniſter, Abercromby's Name in der Schale der Oppoſition; die Perſönlichkeit dee Männee blied dabei ganz aus dem Spiel. Das Publikum war hievon vollſtändig untereichtet; dahee die Spannung, die am 19ten Februar duech ganz London heerſchte; daher die Begier, dem Orte der Entſcheidung möglichſt nahe zu ſeyn; daher eine Menge dee bedeutendſten Wetten, da nun einmal in England nichts geſchehen kann vor der lezten Entſcheidung ohne Wetten, nach ihe ohne Gaſtmähler. Mancher ging nach Weſtminſter, einen alten Hut auf dem Kopfe, aber die freudige Hoffnung im Herzen, die Wahl nach ſeinem Wunſche ausfallen und demgemäß mit einem neuen Hute ſich heimkehren zu ſehen; denn wenn irgendwo, iſt es doch wohl nirgends ſo ſehr, wie in London, Sitte, um einen neuen Hut zu wetten. Viele gingen den Weg, berechnend, was ſie mit den gewetteten und natürlich zu gewinnenden hundert Guineen anfangen ſollten — und Manchee kehrte mit dem alten Hute und einer Rechnung füe ſeines Feeundes neuen Hut, und Viele kehrten, zwae um eine Erfahrung reicher, aber um hundert Guineen effektiv ärmer, von Weſtminſter heim.

(Dir Fortſezung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortſezung.)

Zu Anfang Decembers hatte General Moore den Befehl zum erwähnten Rückzuge gegeben; aber wer malt den Jubel der Armee, als auf einmal widerrufende Befehle anliefen! Nachrichten aus Madrid, deſſen Bevölkerung ſich bereit erklärte, ſich unter den Ruinen der Stadt zu begraben, ehe ſie dieſelbe dem Feinde auslieferte, und vielleicht auch die allgemeine Unzufriedenheit der engliſchen Soldaten hatten dieſe Veränderung

bewirkt. Die franzöſiſche Armee zog ſich indeſſen drohender zuſammen, von Ney und Moncey kommandirt. Am 20ſten December war das engliſche Hauptquartier über Toro, Villapudo, Valderoſa bis Majorga vorgerückt. Jezt endlich nahte ſich die Ausſicht auf eine Schlacht. Das Korps des Sir David Baird hatte ſich in Majorga mit dem Hauptkorps vereinigt und Alles prophezeite eine baldige Bewegung. Es war ein fieberartiger Zuſtand in der engliſchen Armee eingetreten; Alles lechzte nach einer entſcheidenden Schlacht und glaubte, jede Stunde müßte ſie bringen; aber alle dieſe Wünſche, alle dieſe Hoffnungen wurden durch die Nachricht zu Boden geſchlagen, daß Napoleon ſelbſt heranrücke an der Spitze einer Macht, die General Moore der engliſchen ſo weit überlegen glaubte, daß er jeden Gedanken an eine Schlacht wenigſtens für den Augenblick fallen ließ. Der 24ſte December brachte den erneuten Befehl zum Rückzuge nach Gallizien, wo die Nähe des Meeres noch immer eine Einſchiffung erlaubte, im Fall die Provinz nicht behauptet werden konnte. Napoleon nahte ſich indeſſen mit Rieſenſchritten, es fielen häufige Kavaleriegefechte vor, die im wechſelnden Kriegsglück oft glorreich für die Engländer, oft traurig endeten, und hier endlich ward Römmling das Glück, vielfältig in's Feuer zu kommen.

Welch einen unermeßlichen Abſtand bot die jetzige Lage der Armee gegen die Hoffnungen dar, mit denen ſie Spanien betreten hatte! Die Furcht bei der perſönlichen Annäherung Napoleons hatte die Spanier entmannt, ſie verließen ihre Wohnungen, verſteckten ihre Lebensmittel vor den Engländern, beſorgt, ihre Bereitwilligkeit gegen dieſe büßen zu müſſen. Dies Benehmen hatte eine traurige Rückwirkung; auch jene fingen nun an, die Spanier als Feinde zu betrachten, machten Exzeſſe und gaben ſich vielen Unordnungen hin. Die franzöſiſchen Streifkorps erſchwerten überdies ihren Rückzug auf jede Art und neckten ſie, wie ſie konnten. Es fehlte den Soldaten an Schuhen und allem Nothwendigen; ſelbſt die Offiziere, welche Vorräthe an Kleidungsſtücken aller Art aus England mitgebracht hatten, waren von allen Hülfsmitteln entblößt, da die Laſtthiere, matt vor Hunger, in den erbärmlichen Wegen ſtecken blieben, und auch die edlen Pferde der engliſchen Kavalerie konnten die Laſt ihrer Reiter nicht mehr tragen. — Die Hoffnung auf eine Schlacht ward immer wieder vernichtet und man war genöthigt, die ſteilen Gebirge, die auf dem Wege nach Villa franca lagen, zu erſteigen. Hier fielen die Pferde in Maſſen, und ihre Reiter ſahen ſich gezwungen, die Begleiter ihrer Mühſeligkeiten zu tödten, um ſie den Feinden nicht in die Hände fallen zu laſſen. Auch die Bagagewagen mußten zerſtört werden, und die Noth erreichte den höchſten Grad. In Villa franca, wo man Anfang Januars 1809 anlangte, war es Römmling zuerſt wieder möglich, ſich nach Thereſa zu erkundigen; ſie war verſchwunden, und es war zu befürchten, daß ſie in einer der ſchrecklichen Scenen, die faſt in jedem Wirthshauſe oder Dorfe vorfielen, weil ſich die Soldaten mit Gewalt Lebensmittel verſchaffen mußten, ein Opfer der entfeſſelten Leidenſchaften gefallen war. Er erſchrak heftig über ihren Verluſt; aber der Urſachen der Betrübniß waren zu viele, als daß er dieſer einen ausſchließlich hätte nachhängen können. Denn der Marſch der engliſchen Armee war eine Folgereihe von Greueln und Unglücksfällen; doch fanden jezt viele Treffen mit dem Feinde ſtatt, die Römmling in dem Rufe eines tapfern Offiziers befeſtigten. Das Schrecklichſte für ein fühlendes Herz war in dieſer Zeit der Noth der Zuſtand der armen Frauen und Kinder, die der Armee in großer Anzahl gefolgt waren, und manchmal, wenn Römmling unglückliche Weiber, von Mutterwehen befallen, mitten auf dem Wege antraf, oder Kinder verſchmachten ſah, ſchwellte eine Thräne ſein Auge. Die Kälte, auf die Niemand vorbereitet war, raffte viele Menſchen dahin, mehrere noch die Muthloſigkeit und manche verfehlte Maßregel. Endlich verließ man das Königreich Leon und langte in Gallizien in Lugo an, wo General Moore entſchloſſen war, ſeine Armee in Schlachtordnung zu ſammeln. Ein paar Tage vergingen, ehe ſie vereinigt war; den 6ten Januar fielen kleine Plänkeleien vor, und erſt am 7ten Abends ſchien ein ernſter Kampf beginnen zu wollen. Die Armee jubelte bei dieſer Ausſicht, und ihr Befehlshaber fühlte, daß nur ein Sieg ſo vielen Jammer heilen könne, indem er ihm die Mittel verſchaffen würde, ſich ungeſtört in Corunna, wie er es jezt beſchloſſen hatte, einzuſchiffen. Aber der 8te verging in aufgeſtellter Schlachtordnung und peinlicher Erwartung, und Abends kam abermals der Befehl, den Rückzug fortzuſetzen. Am 11ten endlich, Nachmittags, erblickte die Avantgarde das Meer, das hülfeverheißend ſeinen Lieblingskindern die Arme öffnete; doch, was man ſo gewiß gehofft hatte, ſollte wieder eine Täuſchung ſeyn — keine heimiſche Flotte war zum Empfange bereit. Neue Urſache zu trauriger Ahnung! — Es dauerte mehrere Tage, bis die Franzoſen die Engländer einholten, die ſie dann, kriegsgerecht in Schlachtordnung gereiht, erwarteten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Dupuytren.

Geld muß Dupuytren ſehr geliebt haben; denn wie hätte er ſonſt ſieben Millionen Franken zuſammengebracht?

Er mag auch wohl in ſeinem Leben nicht ſehr freigebig geweſen ſeyn; aber auf ſeinem Todtenbette war er es gewiß in hohem Grade; denn die halbe Million Franken, die er zur Stiftung wundärztlicher Anſtalten ausgeſezt hat, ſind eine großartige Wohlthat. Beſonders werden die zwölf armen Aerzte, für welche er ein Penſionat geſtiftet hat, ſein Andenken bis in die ſpäteſten Zeiten ſegnen. Von denjenigen, die bezahlen konnten, ließ er ſich ſeine Mühe und Geſchicklichkeit reichlich belohnen. Er wußte, daß er zu den geſchickteſten Wundärzten gehörte, und daß diejenigen, welche ſich vielmehr an ihn, als an einen andern unter den vielen Wundärzten wandten, mit der Ueberzeugung kamen, ſie werden von Niemand beſſer behandelt werden, als von ihm. Sie mußten ihn nach Maßgabe ihrer Erwartung und ſeiner Leiſtung bezahlen. Berühmte Männer ſind derſelben Unannehmlichkeit ausgeſezt, wie Fürſten, daß man nämlich ein Auge auf ihre häuslichen Verhältniſſe hat, und ſich darum bekümmert, ob ſie mit ihren Ehehälften in gutem Einverſtändniſſe leben oder nicht. Dieſe Neugierde war denn auch in Betreff des Dupuytrenſchen Hauſes ſchon vor langer Zeit rege geworden, und da hatte man denn allgemein erfahren, mit dem ehrlichen Einverſtändniſſe ſehe es daſelbſt ſchlecht aus; zulezt wußte ganz Paris, daß die Frau ſich von dem Manne getrennt habe, und daß dieſer ſein Haus von ſeiner einzigen, an den jungen Grafen von Beaumont verheiratheten Tochter verſorgen laſſe. Natürlich warfen Einige die Schuld auf den Mann, Andere auf die Frau; vielleicht hatten Beide Schuld. Für die Frau hatte dies die tragiſche Folge, daß einmal während ihrer Abweſenheit Abends ihre Wohnung von einem ehemaligen Bedienten geplündert und ihre Kammerfrau ermordet wurde. In dem lezten Willen Dupuytrens ſcheint ſeiner Frau gar nicht erwähnt zu werden, und die ſieben Millionen fallen ſeiner Tochter anheim. Er hatte ſich bei ihrer Trennung gegen eine jährliche Rente von ſechstauſend Franken mit ihr abgefunden. Wahrſcheinlich wird ſie dieſelbe auch von ihrer Tochter erhalten. Sein Begräbniß war prachtvoll, und es hat an ſeinem Grabe nicht an ehrenvollen Reden gefehlt, ſo wenig als in den Tagblättern; einige ſezten hinzu, häuslicher Kummer habe wahrſcheinlich ſein Leben abgekürzt, was auch wohl wahr ſeyn mag; nur bleibt immer noch zu wiſſen, ob und inwiefern er dieſen [illegible] Durch ſein Vermächtniß werden die wiſſenſchaftlichen Anſtalten an der medizinischen Fakultät eine bedeutende Erweiterung erhalten. Erſt kürzlich hat dieſe Fakultät, für welche Orfila in ſeiner Eigenſchaft als Doyen ſehr thätig ſorgt, ihr neu eingerichtetes Gebäude zum praktiſchen Unterrichte ganz vollendet; es ſteht der ſogenannten Ecole de médecine gegenüber, und hat eine geſchmackvolle Façade bekommen, an der Stelle eines öffentlichen Springbrunnens, welcher das Beſondere hatte, daß unter einem Säulenportale das Waſſer von oben herunterfiel, wie von einem Felſen in Gebirgsgegenden. War viel Waſſer vorhanden, ſo nahm ſich dieſer Sturz recht ſchön aus; allein die Hälfte des Jahres fehlte es leider an dem Nöthigſten, an Waſſer, und alsdann ſah der Katarakt erbärmlich aus. Indeſſen iſt es doch ſchade, daß dieſer Waſſerſturz nicht mehr vorhanden iſt; er war doch zu gewiſſen Jahreszeiten überraſchend. Das Waſſer und der Felſen ſind verſchwunden, und das Säulenportal dient nun zum Haupteingange der kliniſchen Anſtalt, zu welcher Dupuytren eben einen neuen Lehrſtuhl geſtiftet hat. Ob das anatomiſche Muſeum, welches ebenfalls mit den von ihm dazu angewieſenen Geldern errichtet werden ſoll, hier oder in der Ecole de médecine, wo ſich die Bibliothek und eine Sammlung von Präparaten bereits befinden, angelegt werden wird, iſt mir nicht bekannt; wahrſcheinlich in der leztern Anſtalt. Es ſah in der anatomiſchen Sammlung der medizinischen Fakultät etwas dürftig aus, und dieſe Mangelhaftigkeit bildete mit dem reichhaltigen und prächtigen Naturalienkabinet (bald wird man Naturalienpallaſt ſagen müſſen) einen etwas grellen Kontraſt. Das Dupuytrenſche Vermächtniß wird die längſt gefühlte Lücke wo nicht ganz ausfüllen, doch beträchtlich vermindern, und Paris wird eine Sehenswürdigkeit mehr bekommen. Seine beträchtliche Büchersammlung hat Dupuytren bekanntlich einem Neffen vermacht. An Büchern fehlt es den öffentlichen Sammlungen nicht, und die medizinische Fakultät beſizt eine bedeutende Bibliothek. Jezt kommt es darauf an, den berühmten Wundarzt am königlichen Inſtitute, an der medizinischen Akademie und beſonders am Hôtel Dieu zu erſetzen. Dem Publikum wird er ſchwerlich ſobald erſezt werden, obſchon es hier an geſchickten Wundärzten keineswegs fehlt. Sein Nachfolger müßte nicht allein ſeine außerordentliche Geſchicklichkeit, ſondern auch noch ſeine raſtloſe Thätigkeit, und was wohl die Triebfeder dieſer Thätigkeit geweſen ſeyn mag, ſeine Luſt am Gewinne beſizen, obſchon man es ihm eben nicht übel nehmen würde, wenn er etwas weniger als Dupuytren auf Geld erpicht wäre.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 57;

Das Leben.

Räthſel.

Es iſt ein Geiſt; mit ſeinem Finger weist er
Nach einem wohlbekannten Ziele hin;
Den rechten Weg die Menſchen ſuchen heißt er,
Doch gilt's ihm gleich, wenn falſchen Weg ſie zieh'n;
Er ſelber ziehet fort in mächt'gem Strom
Nach ſeinem Ziele mit dem Flug der Geiſter.

Der Geiſt wirkt ſchon ſeit alten Zeiten Wunder,
Nimmt oft im Leib des Menſchen ſeinen Siz;
Er macht den Körper, drin er weilt, geſunder,
Lockt in die Seele fremden Geiſt und Wiz;
Oft webt er zwiſchen Zweien hin und her,
Und alſo wird er ſtiller Liebe Zunder.

Verſendet wird er auf geheimen Wegen,
Der Geiſter Einer vor des Ew'gen Thron,
Ihr Neſtchen Wiz den Thoren auszuſegen;
Dem ſtillen Forſcher bringt er ſichern Lohn;
Dem Teufel ſelber dient er auch zum Spiel:
Fluch hält ſein linker Arm, ſein rechter Segen.

Er waffnet ſich, dann hebt er ſchwere Laſten,
Die keine Menſchenhand aufklüpfen mag;
Doch braucht er Nahrung, muß er lange faſten,
So ſchwindet ſeine Kraft mit jedem Tag;
Pracht liebt und Sturm ſein Weib: doch ſoll noch heut'
Auf ſolcher Eve tief Geheimniß laſten.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. März 1835.

Dies wär' für mich ein paſſend Grab geweſen!

Byron.
Manfred.

Schiffbruch.

Fragment.

Wohl wünſch' ich Vieles mir; doch wär' ich ein Matroſe,
Dann wünſcht' ich einen Sturm und eine Waſſerhoſe
Im fernſten Südmeer mir; dann wünſcht' ich, daß mein Schiff
Der zürnenden Gewalt des Trombengeiſts verfiele,
Daß, maſt- und ſegellos, es ſäße mit dem Kiele
Geſpießt auf ein blutroth, thurmhoch Korallenriff.

Des Meeres Arme ſind die zackigen Korallen;
Aus ſeiner Tiefe ſtreckt es ſie, wie blut'ge Krallen,
Nach den belaſteten Oſtindienfahrern aus;
Und hat es ſie gefaßt, dann hält es ſie den Schlägen
Der Stürzfluth und dem Zorn des Tropenſturms entgegen,
Und reißt ſie jauchzend in ſein wunderbares Haus.

Die Wände ſeines Saals — Eisberge! glänzend ſtehen
An beiden Polen ſie! — bedeckt es mit Trophäen:
Der Schiffe Flaggen und zeriſſ'ne Segel ſind's.
Ha! wär' ein Schiffer ich, dann wollt' ich, ſo verſänke
Mein Schiff, geſchleudert auf die ſcharlachrothen Bänke
Des unbekannteſten und fernſten Labyrinths

Von Südſeeinſeln, die, wie unbewegt das flache,
Saftgrüne Lotosblatt auf einem ſtillen Bache
Schwimmt, auf dem Meere ruhn; ſie ſchlummern auf der Fluth,
Schilfgürtel tragen ſie und Kokospalmenkronen,
Die prächt'gen Vögel, die hoch auf den Kronen wohnen,
Sind das Geſtein daran, goldgelb und roth, wie Blut.

Wie Kinder ruhn ſie an der Bruſt des Oceanes,
Sie lächeln durch den Sturm, die Stimme des Orkanes
Stört ihren Schlummer nicht; des Meeres ſchäumend Naß,
Das ſie mit Untergang bedroht, macht ſie nicht zittern:
So lächelnd ſchlummerte, inmitten von Gewittern,
Der Sohn des Menſchen einſt auf dem Tiberias. —

F. Freiligrath.

Digitized by Google

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Den 14ten ſtanden ſich beide Armeen kampffertig gegenüber, als eine fürchterliche Erſchütterung den Boden meilenweit erzittern machte. Ein Pulvermagazin, in welchem 4000 Tonnen aufbewahrt lagen, ward in die Luft geſprengt, und die ungeheure Feuersbrunſt, die einen Augenblick den Himmel zu entflammen drohte, dann aber dröhnend in ſich ſelbſt zuſammenſtürzte, erfüllte alle Gegenwärtigen mit Staunen und Entſetzen. Am 18ten ertönte ein Jubelruf in den engliſchen Reihen; die Flotte ſchwamm majeſtätiſch der Küſte zu, und noch an demſelben Abend griffen die Franzoſen an. Für Römmling begann ein ſaurer Tag; er hatte in des Generals Gefolge über die Einſchiffung der Frauen und Kinder, der Kranken und Gefangenen zu wachen. Mit welchem Entzücken dieſe Unglücklichen, vielleicht mit Ausnahme der leztern, die Schiffe betraten, läßt ſich nicht beſchreiben. Um Mitternacht waren dieſe Geſchäfte beſeitigt, und Sir John Moore war eben zu Pferde geſtiegen, um eine Runde zu halten, als von allen Seiten Alarm geblaſen wurde.

„Iſt der Augenblick endlich da!“ rief der General. „England wird von Euch hören, folgt mir, brave Jungen!“ Er ſprengte vor, von ſeinen Adjutanten begleitet, und es begann ein heißer, blutiger Kampf, bei dem Alle ihre Pflicht treulich erfüllt haben, und welcher in Jedem, der ihn mitfocht, ein Gemiſch von glorreichen und traurigen Erinnerungen zurückgelaſſen hat. Die Morgenſonne beſchien ihn, und je höher ſie ſtieg, deſto hitziger ward das Gefecht. Um die Mittagszeit ſtand der General auf einem Hügel; Römmling hielt an ſeiner Seite, er ſprengte mit einem Befehl von dannen, und als er wieder kam, lag Sir John Moore todt auf dem Flecke, wo er ihn verlaſſen hatte. Römmling ſah ihn verſtört an, merkte ſich den Ort und ritt hin, wo die Pflicht ihn rief.

Die Schlacht ward gewonnen, der Feind zurückgeſchlagen, und die Nacht breitete ihren Schleier über ſo viel Greuel. Der Mond ging auf, und die, welche hoffen durften, ihr Vaterland wieder zu ſehen, arbeiteten emſig an der Einſchiffung, die nun nach gewonnener Ruhe mit doppeltem Eifer betrieben ward. Aber von den emſig Arbeitenden trennte ſich ein Häuflein von zwölf Soldaten und zwei Offizieren. Ernſten Schrittes nahmen ſie ihren Weg quer über das nun verödete Schlachtfeld; Laternen, die ſie auf langen Stöcken trugen, beleuchteten, ſoweit ihre Strahlen reichten, den Weg der Vierzehn noch heller als der Mond, der mit vorüberziehenden Wolken kämpfte und ſchwankend ſeine ſilbernen Strahlen über das Leichenfeld goß. Manche traurige Gruppe ward für einen Augenblick durch die grellen Lichter aus der Finſterniß hervorgezogen und fiel dann wieder in Nacht oder Dämmerung zurück. Dort lag ein blondlockiger Jüngling, die Bruſt, die geſtern noch dem Leben und dem Ruhme ſo heiß entgegen geſchlagen hatte, von einer klaffenden Wunde geöffnet; dort ballte ſich noch im Tode eine Fauſt, die einem kühnen Krieger angehört hatte, doch ſein bärtiges Geſicht zürnte nicht mehr, es lag kalt und ernſt dem Himmel zugewandt; hier rührte ein Unglücklicher im Sterben noch ein Glied, aber ehe einer der vorüberziehenden Brüdee zu Hülfe eilen konnte, war er für immer ſtill geworden. Viele Tapfere mußten hier auf ſpaniſcher Erde vermodern, deren Angehörige Summen Goldes für die theuren Ueberreſte gegeben hätten. — Jezt war das Häuflein ſtill an dem Orte angekommen, den es ſich zum Ziel ſeiner Wallfahrt geſezt zu haben ſchien. „Hier verließ ich ihn,“ ſprach Römmling. „Sezt die Bahre nieder, Kameraden, und laßt uns das ernſte Werk beginnen.“ — Es geſchah, wie er ſagte, und das helle Licht der Laternen fiel auf den lang geſtreckten Leichnam eines Helden, der, in ſeinen Mantel gehüllt, keinen Sarg entbehrte. Die Soldaten gruben mit ihren Bajonetten ein Grab, deſſen Länge und Breite Blake mit dem Schwerte abgezeichnet hatte. Es war eine feierliche Handlung, die kein Laut ſtörte, als das leiſe Geräuſch, welches das ernſte Geſchäft mit ſich brachte. Römmling und Blake gaben ſich ſtumm die Hand. Als das Grab fertig war, entſtand eine Pauſe. „Wir müſſen daran,“ ſagte Römmling endlich, denn einzelne Flintenſchüſſe tönten von dem feindlichen Lager durch die Nacht herübee. Die Soldaten ſtellten ſich in einen Kreis um ihren General, ſahen ihm feſt in das bleiche Angeſicht, auf dem kein menſchliches Auge mehr ruhen ſollte, und hoben die Laſt von der Bahre. Ein lautes Schluchzen unterbrach jezt das Schweigen; doch ward der Held behende und vorſichtig in die enge Grube gelegt und die Erde mit den mangelhaften Inſtrumenten auf ihn geworfen. Noch war der Grabhügel nicht vollendet, als die engliſchen Signale riefen und die Schüſſe dem Orte näher kamen. Römmling ſtellte ſich mit ſchwellendem Herzen an das Haupt des Begrabenen und ſagte: „Dich umſchließt kein Sarg und kein Leichentuch. Der Feind wird über dein niedriges Bette hinwegſchreiten, während uns die Wellen heimwärts tragen. Aber liege ruhig, edler Held, in dem Grabe, das brittiſche Krieger dir gegraben haben. Wir errichten dir keinen Stein, wir ſetzen dir keine Inſchrift — wir laſſen dich allein mit deinem Ruhme.“ Vielleicht haben dieſe Worte, die Römmling an ſeines Generals Grabe ſprach, Veranlaſſung zu der Sage gegeben, daß Lord Byrons unübertreffliche Verſe: „on Sir John Mores burial,“ nicht von ihm, ſondern von einem jungen Offiziere gedichtet ſeyen, der ſie ihm zur Benutzung gegeben habe. Dem iſt aber nicht ſo.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Eröffnung des engliſchen Parlaments im Februar 1835.

(Fortſetzung.)

Nächſt dieſen ſpeziellen Intereſſen war allerdings auch die gebotene Gelegenheit, die Parlamentsmitglieder, und unter ihnen Männer europäiſchen Rufs, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, eine ſtarke Lockung. Man konnte gewiß ſeyn, daß keiner, der ſich in London aufhielt, wegbleiben, und man wußte, daß nur Wenige gezögert haben würden, ſich einzufinden. Bei früheren Parlaments-Zuſammentritten pflegten die gewählten Deputirten nur langſam und einzeln anzukommen. Die Wahl des Speakers war ihnen gleichgültig; alſo beeilten ſie ſich nicht, am erſten Tage anweſend zu ſeyn. Diesmal war das anders, auch hatten ſowohl die Führer der Parteien, als die öffentlichen Blätter, jene durch Rundſchreiben, dieſe durch täglich wiederholte Aufſätze ihren Anhängern die Nothwendigkeit vorgeſtellt, dem erſten Kampfe beizuwohnen, und ſo waren denn von den 658 Mitgliedern des Unterhauſes 622 in der erſten Sitzung anweſend, ein in der engliſchen Parlamentsgeſchichte unerhörtes Beiſpiel parlamentariſchen Eifers. Das Reſultat war abermals ein in der engliſchen Parlamentsgeſchichte einziges Beiſpiel von einem am erſten Tage über die Miniſter erfochtenen Siege. Mit Blitzesſchnelle lief die Nachricht von Haus zu Haus, von Mund zu Mund, und da die gute und große Stadt London nur Gegner der Miniſter zu ihren Vertretern gewählt hat, ſo kann man ſich leicht denken, daß die öffentlichen Ausrufe, Ausfälle und Freudenbezeugungen auch nur in dieſem Sinne ſich äußerten. Der große Haufe in London weiß ſeinen Empfindungen auf keine andere Art Bahn in's Leben zu brechen, als daß er ſeine Lieblinge jubelnd begrüßt und die, die ihm fatal ſind, ausziſcht und mit Koth bewirft. Beides wurde vorzugsweiſe den Herzogen von Cambridge und von Wellington zu Theil, obgleich beide im Unterhauſe weder Sitz, noch Stimme haben. Was fragt der Londoner Haufe darnach, ob die, die er nicht leiden kann, bei ſo eben ſtattgefundenen Verhandlungen Mitſprechende geweſen ſind oder nicht? Er denkt, wenn ſie nicht mitgeſprochen haben, ſo haben ſie wenigſtens mitgedacht, und das iſt Alles Eins. Auch gilt ja das Ziſchen und das Kothwerfen in der Regel mehr der Partei als der Perſon und iſt bloß eine Redefigur. Der Haufe haßt die Miniſter, der Herzog von Wellington iſt einer derſelben, was daher der Haufe ihm thut, meint er durch ihn Allen zu thun.

Die Tories haben bei der lezten Parlamentswahl es ſich zu viel Zeit, zu viel Mühe und zu viel baares Geld koſten laſſen, um ihnen günſtig Geſinnte in's Unterhaus zu bringen, als daß der Verluſt des erſten Gefechts im Stande geweſen wäre, ſie muthlos aus den Schranken zu treiben. Sie würden gejauchzt haben, wären ſie die Sieger geweſen; die Geſchlagenen tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß nur eine kleine Mehrheit ihnen die Palme entriſſen, mit der Hoffnung, daß die nun vorzunehmende Vereidung des Hauſes Viele an ihre wahren Pflichten erinnern werde, mit der Thatſache, daß die Wahl des Sprechers, wie ſehr ſie auch gegen den Wunſch der Miniſter ausgefallen, dieſe doch nicht veranlaſſen könne, von der Bühne abzutreten, kurz, mit demſelben Troſte, welcher in Marryat's neueſter Novelle: Jacob Faithful, dem Helden ſowohl als deſſen Vater über alle Bedenklichkeiten und Unfälle des Lebens ſchnell und leicht hinweghilft, dem Troſte: „'t is of no use crying, better luck next time," — „was da, Weinen und Klagen! das nächſte Mal wird's beſſer gehen." Die nächſte Gelegenheit aber, ihr beſſeres Glück zu verſuchen, war die Verhandlung der Adreſſe an den König in Antwort auf die Thronrede. Sind die Stellvertreter des Landes mit dem Inhalte der Rede, was ſoviel heißt, als mit den Miniſtern, welche die Rede gefertigt haben, und folglich mit deren Anſichten und Grundſätzen zufrieden, ſo iſt bekanntlich die Adreſſe ein faſt wörtlicher Widerhall der Thronrede. Findet aber das Gegentheil ſtatt, ſo wird zu dieſem Widerhalle ein Amendement votirt, eine Nachſchrift zu der Hauptſchrift, ein ächt weibliches Poſtſcript, in welchem die ſchönen Briefſtellerinnen gewöhnlich das Wichtigſte des ganzen Briefs mittheilen, und daher eigentlich nichts Anderes, als eine loyale Bitte, daß Seine Majeſtät der König geruhen möge, ſeine dermaligen Miniſter zu entlaſſen und an deren Statt ſich Männer zu Rathgebern zu wählen, welche das Vertrauen des Volks in deſſen derzeitigen Vertretern genießen. Es liegt demnach auf der Hand, daß dieſe Debatte in der Regel die erſte Probe iſt, welche das Miniſterium zu beſtehen hat, und mehr als Einmal haben die Miniſter in Folge eines ſolchen Amendements ihre Entlaſſung genommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Februar.

Spindlers Waldmann.

Sie haben ſicherlich, lange bevor dieſe Zeilen zu Ihnen gelangten, in irgend einer Zeitung geleſen: „in Zürich iſt ein neues Schauſpiel, Hans Waldmann, von Spindler, mit ungeheurem Beifall dargeſtellt worden," und ich bin faſt gewiß, daß Sie mit flüchtiger Eile über dieſe Zeilen wegſahen, und allenfalls dabei dachten, Spindlers Name ſey einmal wieder, wie das ſo oft geſchieht, mißbraucht worden, um das Publikum zu einer Darſtellung zu locken, deren Titel, ſelbſt mit dem Zuſatz: „vaterländiſches Schauſpiel," noch nicht anziehend genug ſchien. Nun mögen Sie aber erfahren, daß in der That Niemand ſonſt, als Spindler

ſelbſt, das mit ſo großer Begeiſterung von den Zürichern aufgenommene Schauſpiel gedichtet hat, und ſo wird es Ihnen gewiß intereſſant ſeyn, einiges Nähere über ein Werk zu vernehmen, in welchem der Dichter eine Sphäre betritt, von der ein großer Theil der Leſewelt im Voraus urtheilen wird, ſie ſey ihm fremd, obwohl ſie ihm eigentlich nicht einmal neu iſt.

Schon längſt wußte man, daß Keiner, wie Spindler, die Kunſt inne hat, Charaktere und Situationen mit jener draſtiſchen Wirkung uns vorzuführen, welche vergeſſen macht, daß die dargeſtellten Bilder unter dem Bann des typiſchen Zodiakus liegen. Im Waldmann hat er nun bewieſen, in welch hohem Grade er auch die ſeltene Fähigkeit beſizt, den ſceniſchen Effekt zu berechnen und ſich dienſtbar zu machen, ohne ihm etwas von ſeinem eigenen Geiſt und ſeiner eigenthümlichen Phantaſie zu opfern; denn das Schauſpiel iſt zugleich ein Meiſterſtück ſceniſcher Wirkung und dichteriſcher Begeiſterung, und hat überdies noch das Verdienſt, daß es, in ſeiner klaren Anordnung und ſeiner einfachen, kräftigen und ungebundenen Sprache, ſich geſund und kernhaft den ſiechen Erzeugniſſen der modiſchen Schule gegenüberſtellt, die durch glatte Verſe und überſchwängliche Bilder ihre weſentlichen Mängel zu übertünchen ſuchen. Ich will es verſuchen, Ihnen in flüchtigen Umriſſen den Irrgang des Dichters anzudeuten. — Das Stück wird durch ein Vorſpiel eingeleitet, in welchem der jugendliche Hans Waldmann, ſeines Zeichens ein Gerber, von einem eiferſüchtigen Ehemann, dem Patrizier Lazarus Göldli, in ſpäter Nacht bei einem zärtlichen Stelldichein im Gartenhaus überraſcht und mit mörderiſcher Waffe angegriffen, ſeine drei Freunde, den Junker Meiß, den Schreiber Amman und den Handwerker Oeheim trifft, und ihnen ſeinen Entſchluß verkündet, Zürich zu verlaſſen; denn ſein Gewerbe liegt danieder, Schulden drängen ihn, und ſeine ungetreue Geliebte hat einem Andern, dem Krämer Theiling von Luzern, ihre Hand gegeben; dafür hatte Waldmann den Luzerner verwundet, und war von dem Rath in den Wellenberg gelegt worden. (Der Wellenberg iſt ein Thurm, der mitten im Waſſer ſteht, wo der See in die Limath mündet.) In dieſer Expoſition entwickelt ſich ganz der wilde, hochfahrende und dabei genußſüchtige Sinn des Helden, ſo wie die Charaktere ſeiner drei Freunde, des Junkers, des Schreibers und des Handwerkers, die weſentliche Beſtandtheile des Schauſpiels bleiben. Die Freunde wollen noch einen Abſchiedstrunk nehmen, und da ſie ein kleines Haus im Hintergrund wahrnehmen, deſſen Fenſter erleuchtet ſind und aus dem Muſik ſchallt, ſo halten ſie es für eine jener Kneipen, deren in Zürichs Umgebung ſo viele beſtehen; ſie klopfen an mit dem Weſen trunkener Nachtſchwärmer, und lärmen immer mehr, da man ihnen den Einlaß weigert, bis endlich der Hausherr erſcheint, ihnen eröffnet, daß er eine Kindtaufe feiere, und mit höhniſcher Gelaſſenheit ſagt, er habe die jungen Herren noch nicht erwartet, obſchon ſie ihm alle gewiß ſeyen. Der Mann aber iſt Meiſter Peter, der Scharfrichter, und die lärmenden Gäſte weichen ſcheu zurück. Da zieht, bei anbrechender Morgenröthe, eine Schaar kriegeriſcher Jugend vorüber; Waldmann wirbt ſich an, wird von den Leuten zum Führer erkoren, und eilt mit ihnen fort. Das Vorſpiel ſchließt nun Lazarus, der ſein Weib, dicht verſchleiert, dem Knecht übergibt, um ſie in's Kloſter zu führen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berichtigung.

Wir beeilen uns, die uns ſo eben zugekommene Berichtigung der Irrthümer zu geben, welche einer unſerer Londoner Korreſpondenten uns hat begehen laſſen. Der Charakter des Leztern bürgt uns übrigens dafür, daß er die perſönlichen Verhältniſſe der ehrenwerthen Frau nicht abſichtlich entſtellt hat, und daß dieſelben in London ſelbſt nicht überall gehörig bekannt ſind. D. Red.

•

Im Juliheft des Morgenblatts von 1834 Nr. 180 kommen unter der Rubrik London in Betreff des Autors der „Beſuche und Skizzen aus der Heimath und Fremde“ einige Unrichtigkeiten vor, die, bereits in andere Zeitſchriften übergegangen, um ſo mehr Berichtigung verdienen.

Miſtreß Jameſon hat ihre Landsmänninnen keineswegs im Allgemeinen des Branntweintrinkens beſchuldigt. Die Stelle, auf welche angeſpielt wird, befindet ſich im erſten Theil Seite 172 ihres Buches, und will nur ſo viel ſagen: „durch das Ausdehnen der geſelligen Kreiſe bis in die ſpäte Nacht, durch die ermüdenden und aufregenden Lebensgewöhnungen vieler unſerer höhern Stände wird die Geſundheit und die Lebenskraft erſchöpft, und Reizmittel, unter der Form von Medizin oder auf andere Weiſe, ſind daher gewiß allgemeiner, als in Deutſchland. Die niedrigſten Klaſſen unſerer Frauen in London und in den Fabrikſtädten trinken im Uebermaß eine in Deutſchland, ſogar unter den Verworfenſten ihres Geſchlechts, beinahe unbekannte Sache.“ Als die Verfaſſerin aus Wohlmeinen für ihre Landsmänninnen dieſe Parallele zog, hatte ſie keineswegs die Abſicht, jene unter die deutſchen Frauen herunter zu ſetzen.

Der Vater von Miſtreß Jameſon war der jüngere Sohn einer alten irländiſchen Familie, und ordentlicher Maler der Prinzeſſinnen Charlotte, Auguſte und Sophie von England, nie aber Kupferſtecher. Er malte für die Prinzeſſin Charlotte eine Sammlung der berühmten Windſor-Schönheiten nach den ſich zu Windſor befindenden Originalien. Auf Veranſtaltung ſeiner Tochter geſchah es, daß dieſe Gemälde geſtochen wurden, um ihn zu entſchädigen, als die Prinzeſſin ſtarb, ohne ſie bezahlt zu haben, und in der nämlichen Abſicht ſchrieb Miſtreß Jameſon die „Denkwürdigkeiten,“ welche jezt dieſen Kupferſtichen beigefügt ſind.

Ihr Gatte iſt der honourable Robert Sympſon Jameſon, Generalfiskal von Kanada, Mitglied des daſigen Regierungsrathes und der geſetzgebenden Verſammlung. Er war der Zögling und Freund von Baſil Montagu, einem der berühmteſten unſerer engliſchen Rechtsgelehrten und Anwalt bei der Court of Chancery. Herr Jameſon war aber nie, was man einen Schreiber nennt. Nachdem er ſeine regelrechten Studien beendigt, wurde er gleichfalls Advokat bei jenem Gerichtshofe. Im Jahr 1829 wurde er durch den Herzog von Wellington zum Oberrichter von Dominika ernannt; allein da das Klima und der verworrene Zuſtand Weſtindiens einen ſehr ungünſtigen Aufenthalt für ſeine Gattin darboten, ſo kehrte er 1832 nach England zurück, nachdem er öffentliche Beweiſe der Zufriedenheit der Regierung erhalten. Im Jahr 1833 wurde er zum Generalfiskal von Kanada ernannt, und zu gleicher Zeit benachrichtigt, daß ſeine augenblickliche Gegenwart in Kanada nothwendig ſey. Schon nach vierzehn Tagen ſchiffte er ſich ein; ſeine Gattin blieb zurück, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und mit dem Vorſaz, ihm gleich im nächſten Jahre zu folgen. Literariſche Verhältniſſe jedoch veranlaßten dieſe, eine Reiſe auf den Kontinent zu machen, ehe ſie ihren endlichen Aufenthalt in Amerika nahm. Dies geſchah mit ausdrücklicher Erlaubniß, ja ſogar nach dem Wunſche ihres Mannes, und die oben erwähnte Darſtellung der fraglichen Verhältniſſe im Morgenblatt iſt daher um ſo verletzender, je unrichtiger ſie iſt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 17. März 1835.

Nichts kann den Unſtern dieſes Tages wenden;
Er hebt das Weh an. —

Shakeſpeare.

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Nicht ſo leichten Herzens, wie er es betreten hatte, verließ Römmling das ſchöne Spanien. Er hatte viel Ernſtes in der lezten Zeit ſeines Aufenthaltes dort erlebt. Thereſa's Verluſt und Sir John Moore's Tod hatten eine Laſt auf ſeine Seele gewälzt, von der ihn die Bewegung der Reiſe nicht zu befreien vermochte. Ein günſtiger Wind brachte die Flotte nach England, wo Römmling ſogleich Schritte that, um eine Stelle in der Armee, die unter Lord Wellington im Frühjahr nach der Halbinſel zurückkehren ſollte, zu erlangen. Seine anerkannte Geſchicklichkeit und Bravour ebnete alle Schwierigkeiten; er ward zum Kapitän im regulären Dienſt ernannt, da er nicht mehr wünſchte, die Stelle eines Abjutanten bei einem Generale zu bekleiden. Aber dieſe Angelegenheiten füllten den kurzen Aufenthalt in England völlig aus, und bei der großen Schwierigkeit aller Kommunikation mit dem Kontinent mußte er ſogar auf die Freude verzichten, eine Antwort auf einen Brief an Adolph zu erhalten, ſo daß er ohne alle Nachrichten von einem Orte blieb, wo ſein Liebſtes wohnte, und nicht einmal wußte, ob einer der von ihm geſchriebenen Briefe den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht habe.

Ich muß nun einen bedeutenden Zeitraum überſpringen, da mir von den Begebenheiten dieſes zweiten Feldzugs bis zu einer gewiſſen Epoche wenig bekannt iſt. Erfände ich dieſe Geſchichte, ſo könnte ich leicht eine bedeutende Anzahl von Abenteuern in dieſe Zwiſchenzeit drängen; aber der Leſer wird ſich ſpäter von der Wahrheit derſelben genugſam überzeugen, um mit mir das Unthunliche einer ſolchen Behandlungsweiſe des Stoffes einzuſehen. Das Wenige, was mir bekannt geworden, läßt ſich in folgende Worte zuſammenfaſſen: daß ſich unſer Held bei jeder Gelegenheit wie ein braver Soldat benahm, und von ſeinen Kameraden, obgleich er kein geborner Engländer war, genannt ward, ſo oft von den Tapferſten die Rede war. — In Liſſabon hatte er Giacoma als Ribaldos glückliche Frau wiedergefunden; der Geliebte war durch ſeine Wunden zum Dienſte unfähig und ſomit zum ruhigen Hausvater geworden.

Am 6ten Juli 1811 endlich, alſo nach drittehalb Jahren eines raſtloſen Kriegerlebens, finden wir Römmling vor Badajoz wieder. Es war der Tag vor einem Verſuche, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Eine Breſche war nach langen Anſtrengungen geſchoſſen worden, und der Ingenieurlieutenant Foſter marſchirte mit fünf-und-zwanzig Mann in der Mitternachtsſtunde

Digitized by Google

darauf los. Um 1 Uhr folgte ihm Römmling an der Spitze von zweihundert Mann, die mit Leitern und allen nöthigen Inſtrumenten verſehen waren. Blake, ſein alter Freund und Waffenbruder, ſchritt ihm bei dieſer Expedition als Freiwilliger zur Seite und heiterte den ernſten Gang durch Scherz und muntere Laune auf. Es ging jedoch anders, als man gehofft hatte. Der Feind war benachrichtigt von dem, was vorgehen ſollte, und ein wüthendes Feuer empfing die Angreifenden an der Breſche; die Leitern waren angelegt, aber faſt Alle, die ſie zu erſteigen trachteten, wurden von den Kugeln oder Säbeln der Feinde getroffen; auch den tapfern Blake traf dieſes Loos. Dieſer Anblick erfüllte Römmling mit Wuth; ohne ſich durch das Schickſal des Freundes abſchrecken zu laſſen, ſtand er im nächſten Augenblick auf dem Platze, den Blake eben verlaſſen hatte. Immer kühner ſtrebte Römmling hinan, endlich, dicht an der Breſche, traf ihn ein Lanzenſtoß an den Kopf; er fühlte ſich ſtürzen, glaubte ſtundenlang immer tiefer und tiefer zu fallen, und fühlte dann nichts mehr.

Er erwachte auf einem ſorgſam bereiteten Lager, das in einem ſchönen Gartenſaale ſtand, nach langer, vielleicht wochenlanger Betäubung. Die ſommerliche Abendluft durchwehte das Gemach; Büſchel von Catalpablumen ſchwankten, von leiſem Winde bewegt, vor der Gartenthüre, duftende Daturen ſenkten ihre ſüßlangen Kelche, von der Hitze des Tages ermüdet, noch tiefer; eine ſpäte Nachtigall verkürzte mit langen Tönen die Langeweile des brütenden Weibchens, und ein Springbrunnen plätſcherte ſo hörbar, daß er die Stille des Abends durch ſein Geräuſch erſt recht bemerkbar machte. Römmling rief bei wiederkehrendem Bewußtſeyn zuerſt unwillkührlich Blakes Namen, weil der Freund ſein letzter Gedanke geweſen war. Eine alte Frau nahte ſich ſeinem Bette und ſagte auf Spaniſch: „Ruhig, ruhig, Herr Engländer.“ Römmling gehorchte, denn ſeine Sinne hüllten ſich wieder in einen durchſichtigen Schleier. Er fühlte, wie die Blumen um ihn immer lieblicher dufteten und die Nachtigall zärtlicher und klagender ſchlug, ſo wie der Abend ſich kühler herabſenkte. „Warum klagt ſie?“ ſagte er ſich im wachen Traum; „ſie hat ja ihr Weibchen neben ſich; aber ich ſollte klagen, denn ich liege hier einſam im fremden Lande und ſterbe hülflos. Und doch iſt mir ſo wohl, ſo zauberhaft wohl.“ — Wer die Wonne eines Geneſenden gekoſtet hat, wird Römmlings Gefühl verſtehen. Ein erquickender Schlummer umfing ihn bald und am andern Morgen erwachte er wunderbar geſtärkt; ja er fühlte ſich zu ſeiner Verwunderung kräftig genug, mit dem Beiſtand ſeiner alten Wärterin das Bett zu verlaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eröffnung des engliſchen Parlaments im Februar 1835.

(Fortſetzung.)

Der König beſtimmte den 24ſten Februar zur Eröffnung des Parlaments in eigener Perſon. Heftig daher, wie die Aufregung am 19ten durch alle Adern der Hauptſtadt pulſirt hatte, und ohne Zweifel noch heftiger als an jenem Tage, vibrirte ſie an dieſem von einem zum andern Ende der Stadt. Die Auffahrt des Königs iſt ein Schauſpiel; wen alſo das politiſche Gewicht des Tags nicht zog, den zog die Pracht und der Glanz des Schaugepränges. Dabei munkelte man von Aufläufen, welche beim Erſcheinen des Königs entſtehen würden, von Stein- und andern Würfen, die ſeinen Wagen treffen dürften, und von all den unſchuldigen Ereigniſſen, die nothwendig damit verbunden ſind — Geſchrei und Rauferei, prügelnde und geprügelte Polizei, einhauende und zurückgetriebene Reiterei — lauter Dinge, unter denen Keiner leiden, die aber Jeder gern mit anſehen will. In natürlicher Folge waren Tauſende, ja Hunderttauſende an jenem Vormittage auf den Beinen, und die bunteſten Haufen drängten ſich und wogten durch die Straßen und über die freien Plätze, welche des Königs Auffahrt berührte. Es iſt für den Berichterſtatter von dergleichen Aufzügen eine ſo unerläßliche Pflicht geworden, der Witterung zu erwähnen, daß, wie ungern ich auch das Wetter zum Geſprächsſtoff nehme, ich doch nicht umhin kann, mich dem Brauche zu fügen. Leider bringt mich die Wahrheit um die ſtolze Freude, ſagen zu können: der Himmel war mit Wolken bedeckt, Regen drohte, einzelne fallende Tropfen verſcheuchten die ſchönen Zuſchauerinnen, und ein durchdringend kalter Wind trieb ſelbſt die männliche Menge nach Hauſe — ſiehe! da öffnete ſich die große Pforte des ehrwürdigen Pallaſtes von St. James, der König trat heraus, ſtieg in ſeinen Wagen, und durch die Wolken blitzte die Sonne, die Wolken flohen, die Wolken regneten nicht, eine warme Luft thaute mild auf den Herrſcher nieder, die Männer kehrten zurück und die Frauen, des Schauſpiels Zierde, ſtrömten herbei, und ein Jauchzen durchwogte die Menge. Ach nein! die Wahrheit iſt, daß das Wetter, im höchſten Grade unaufmerkſam, ganz daſſelbe war, das es in den letzten acht oder zehn Tagen geweſen: vom früheſten Morgen bis zur zweiten oder dritten Nachmittagsſtunde der Himmel blau, die Sonne warm, die Luft Frühlingshauch, dann Wolken auf Wolken, Regen auf Regen und eiſigkalter Wind. Demnach war es gleich der erſten Hälfte bis zu dem Augenblicke, wo der König ſich Weſtminſter näherte, und gleich der zweiten Hälfte für den Reſt des Tages.

Digitized by Google

Der Anfzng war in allen ſeinen Theilen der gewöhnliche: eine Abtheilung der prächtigen Leibgarde zu Pferde, drei Staatswagen, jeder mit ſechs Roſſen, des Königs Theonwagen mit achten und eine zweite Abtheilung der Leidwache; dazwiſchen gingen Viele, die zum Hofſtaate gehöeen; der König in Admiraisuniform mit dreieckigem Hute; ihm gegenüber zwei Herren in bloßen Häuptern, und ſein ausgezeichnet dicker Kutſcher mit einer ſchwarzſammtnen Mütze über der flächſenen Perrücke und einem Blumenſtrauße auf der von Gold ſtarrenden Beuſt. Ich erwähne die ſchwarzſammtne Mütze und die gelbflächſene Perrücke abſichtlich. Er war der einzige Kutſcher mit einer Mütze; alle übrigen Kutſcher hatten dreieckige Hüte. Wahrſcheinlich wird es wider den Reſpekt geachtet, daß des Kutſchers Kopf ſo bedeckt ſey, wie des Königs Haupt. Flächſene Perrücken trägt die ganze königlichr Dienerſchaft. Einer der vier George hat den Gebrauch eingeführt; man ſagt, nachdem er zufällig auf ſeinem Teller über Tafel etwas gefunden, was nach der alten Regel deutſcher Wirthſchaftlichkeit nicht gut genug iſt, in's Haus getragen zu werden. Dem königlichen Aufzuge voraus rollten eine Menge Wagen mit ſchönem und häßlichem, mit jungem und altem Inhalte dem Paelamentshauſe zu. Unter den Geſandten zeichnet ſich regelmäßig der Vertreter Oeſtereeichs, Fürſt Eſterhazy, durch große und geſchmackvolle Pracht aus. Man behauptet, der eitle vierte Georg habe es ſehr unangenehm empfunden, bei ſeiner Krönung von dem ungariſchen Fürſten überſtralt zu werden. Unter den geſandtſchaftlichen Karoſſen machten ſich ferner die des franzöſiſchen und preußiſchen Geſandten bemerklich, jene durch Eleganz und Reichthum, dieſe durch ſehr große Einfachheit.

Sobald der König das Oberhaus betrat, donnerten die Kanonen. Da aller innere Schmuck des Hauſes neu und wirklich in edlem Geſchmacke iſt, ſo bildete das Ganze einen maleriſch-ſchönen Anblick, doch den ſchönſten boten die Seitengalerien und einige der vorderſten Bänke. Hier wie dort ſaßen die Gemahlinnen der Pairs, in reichen Farben, in blitzenden Juwelen, mit wogenden Federn und in blühender Schönheit. Wäre es nicht ſchon geſagt worden, ich möchte der Erſte ſeyn, es zu ſagen, daß weibliche Schönheit, aus allen Ländern in Eine Form vereinigt, eine engliſche Schönheit iſt. Wenn ich aber, da ich des Lieblichſten in der Verſammlung zuerſt gedacht habe, alles Uebrige mit Schweigen übergehe, wer mag mir das verargen? Wer es thut, hat auf Champagner nie Porter getrunken. Nachdem der König dem Hauſe der Lords und einem, unter Vortritt des Sprechers erſchienenen, ziemlich ſtarken Theile der Gemeinen vom Theone herab die Eröffnungsrede vorgeleſen und hierauf, unter abermaligem Donner der Kanonen, ſich entfernt hatte, begann das Wichtigſte und Intereſſanteſte des Tags: die Debatte im Unteehauſe über die Lebensfrage der Miniſter. Dieſe Blätter ſind nicht der Oet zu Mittheilung der parlamentariſchen Reden; politiſche Leſer haben ſie längſt anderswo gefunden, und bloß ſchöngeiſtige — unter denen ich mir vorzugsweiſe Leſerinnen denke — verlangen nur Eins zu wiſſen, nur das Eine: ob, und wie, und was ihr Liebling, der Deputirte von Lincoln, Eduard Lytton Bulwer, geredet hat? Demnach antworte ich: E. L. Bulwer hat zur allgemeinen Freude ſeiner Freunde nicht geſprochen; aber ein Tory iſt er nicht, er hat für Abeecromby und für das Amendement geſtimmt; zweifelhaft dürfte es dagegen ſeyn, ob er der Whigpartei noch lange angehören wird. Sie hat ihn in den lezten Verhandlungen ſchwer gekränkt. Die Tories gaben, artig genug, ihren Gegnern zu bedenken, daß, wenn die gegenwärtigen Miniſter auf den Grund der Annahme des Amendements ſich bewogen finden ſollten, ihre Entlaſſung zu nehmen, in den Reihen der Whigs keine Männer wären, geeignet und geſchickt, Miniſter zu werden. Die Whigs widerſprachen und nannten ſolche Männer, und nannten unter ihnen — Bulwern nicht. Er ſoll das ſehr übel genommen haben. Dazu kommt, daß die Tories nicht ſäumen, der Welt zu beweiſen, wie ſie diejenigen entſchädigen, die im Kampfe für ihre Sache fallen. Man eewartet in wenigen Tagen die Ernennung des entſtuhlten Sir Charles Manners Sutton zum Pair des Reichs. Solche Warnungen gehen nicht verloren.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Faſchingsbälle.

Nun ſind wir mitten in einem Strudel von Bällen, oder wie es auf den Einladungsbilletten beſcheidener heißt, von Soirées dansantes; zuweilen wird auch verrätheriſcherweiſe eine bloße Soirée angekündigt, mit dem ſchlichten Beiſatze: il y aura un violon, und ſtatt der einfachen Soirée erblickt man zwanzig Kutſchen vor dem Hotel, große Säle mit vielen Luſtres, hundert Damen im größten Putze, und eine ſo zahlreiche Geſellſchaft, daß man ſich kaum durchdrängen kann. Ueberhaupt ſcheint es jezt Mode zu werden, weit mehr Leute einzuladen, als die Säle faſſen können. Nur mit vieler Mühe können Damen und junge Leute zum Tanzen kommen, und ſich Arme und Beine frei machen. Das ſind aber gerade die luſtigſten Bälle. So gab neulich ein reicher Holzhändler auf dem Voltaire-Kay einen Ball, zu welchem 500 Perſonen eingeladen waren, obſchon ſeine Wohnung nur etwa die Hälfte faſſen konnte. Da war ein Gedränge, ein Verzweifeln der Damen, welche mit ihrem aufgebauſchten Putze nicht ohne Schaden durchdringen konnten, ein Wirrwarr wegen des Aufſuchens der engagirten

Digitized by Google

Tänzerinnen u. ſ. w.; aber gerade dies gab dem Balle einen beſondern Charakter; denn ſonſt gleichen ſich die hundert Bälle, die hier auf einander folgen, wie ein Ey dem andern. Einen ſehr glänzenden Ball gab ein bloßer Privatmann, Namens Moreau, in dem Marais, wo es noch große Häuſer mit weitläufigen Gemächern aus der alten Zeit gibt. Dieſer Moreau war zum Mitgliede des Pariſer Munizipalrathes gewählt worden, und zur Feier dieſer Wahl hatte er das prächtige Feſt veranſtaltet, wobei ſich beinahe tauſend Perſonen eingefunden haben ſollen. Diamanten und Perlen waren hier zum Schmucke der Damen verſchwendet, und die Beleuchtung war ganz dazu geeignet, den Schmuck in's glänzendſte Licht zu ſetzen; denn in jedem Saale hing in der Mitte ein großer Kronleuchter mit vier kleinern umher, und außerdem waren noch halbe Kronleuchter, welche hier bei Bällen allgemein gebraucht werden, an den Wänden angebracht. Die Treppe war mit fremden Geſträuchen auf beiden Seiten beſezt, und in der Mitte mit einem grünen Teppiche bedeckt. Vor dem Eingange der geräumigen Zimmer hatte man ein ſchönes Zelt aufgeſtellt, oder vielmehr das Obere der Treppe in Geſtalt eines Zeltes verziert. Die Pariſer Tapezierer ſind Meiſter in der Kunſt, jeden Raum, ſo häßlich er ſeyn mag, zu verſchönern und wie mit einem Zauberſchlage in einen prächtigen Saal umzuſchaffen. Gewöhnlich ſucht man zu den großen Bällen eine gute Muſiktruppe von fünf bis ſechs Mann zu bekommen, die, wenn ſie von einem berühmten Meiſter geliefert werden, ſich theuer bezahlen laſſen, beſonders gegen Ende des Karnevals, wo ſie kaum zu bekommen ſind. Bei Herrn Comte, dem Direktor der Poſtverwaltung, hatte man neulich die ſonderbare Anordnung getroffen, daß ein Trupp von Sängern und Sängerinnen bloß mit Begleitung eines Flügels die Tänze ſang; ich zweifle aber ſehr, ob dieſe Neuerung viele Nachahmung finden wird. Bei den diesjährigen Bällen bemerkt man ſchon einen ziemlich häufigen Gebrauch der Trompète à piston, die auch bei den Regimentsorcheſtern zum Theil die Klarinette erſezt und ſich in den Solo's vortrefflich ausnimmt. Für die ſchönen vornehmen Damen in Paris iſt der diesjährige lange Faſching eine harte, aber auch entzückende Jahrszeit; denn von einer Soirée wandeln ſie zur andern, kaum haben ſie Zeit, zuweilen eine ganze Nacht auszuruhen. Es iſt wirklich eine ſchwere Aufgabe für eine ſchöne Frau in Paris, Alles mitzumachen und nirgends zu fehlen, wo ſich die große Welt oder doch ein anſehnlicher Theil derſelben verſammelt. Natürlich ſind alle dieſe Luſtbarkeiten mit vielen Koſten verbunden; allein wenn in Paris kein Geld zu Beluſtigungen vorräthig wäre, wo anders ſollte man es finden? Die vielen und großen Hofbälle treten zwiſchen dieſe Privatluſtbarkeiten als Hauptepiſoden, und geben den Putzmacherinnen, den Miethkutſchern, Lohnlakaien u. ſ. w. gewaltig viel zu thun.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zürich, Februar.

(Fortſetzung.)

Spindlers Waldmann.

Wenn ſich in dem engen Rahmen des Vorſpiels das bewegte Bild einer wilden, zügelloſen Jugend darſtellte und entwickelte; wenn in raſchen, kräftigen Zügen die Verirrung eines großen Charakters da gezeichnet ward, wo er, ſich losringend, den Pfad zum Ruhm betritt, und in dieſem Losringen ſelbſt die Bürgſchaft künftiger Erfolge bietet; wenn die prophetiſche Ahnung einſtiger Größe durch Meiſter Peters Erſcheinung wie von einem Blitzſtrahl ihre ſtolzen Schwingen verſengt fühlte, und ſo ein Mißton banger Erwartung die muthige Kriegsmuſik der abziehenden Streiter durchſchrillte: ſo beginnt mit dem erſten Akte ein von größern Intereſſen belebtes Bild, in welchem der ruhmgekrönte Held und Diplomat (um mich eines Modeausdrucks zu bedienen), der Ritter Hans Waldmann von Dübelſtein, die Hauptfigur vorſtellt, umgeben von Freund und Feind, und dem Treiben einer Republik, in welcher der uralte Kampf zwiſchen Patriziern und Plebejern nimmer ruht und raſtet. Die Handlung beginnt mit dem Hin- und Herwogen der Maſſen, das die Wahl eines Bürgermeiſters herbeiführt. Geſchäftig erſcheinen die Freunde Waldmanns, vor Allen ſein Stiefſohn, der Junker Edlibach, der in kunſtloſer Rede auf Waldmanns Siege und Verdienſte hinweist; geſchäftig erſcheinen die Feinde des Helden, und vor Allen, im Gegenſatz zu Edlibach, mit geifernder Zunge der Prior der Predigermönche, und Theiling von Luzern, derſelbe, welcher einſt dem Jüngling Waldmann die Braut abſpenſtig machte, und dem Feldherrn Waldmann durch den Tag von Giornico ſich als Nebenbuhler geſellte; und während Edlibach, der milde und muthige Freund des Stiefvaters, der ernſte Forſcher vergangener Zeit, Waldmanns Ruhm preist, ſprechen die Feinde von der Schmach jenes Tages, da die Eidgenoſſen unter Waldmann den Theiling und ſeine halbnackte Hirtenſchaar im Stich ließen, und dieſe Verlaſſenen in ihrer Verzweiflung den Feind niederwarfen. Waldmann ſiegt, und in ihm die Partei der Plebejer, denn der ſtolze Adel der freien Stadt rechnete auch den Ritter Waldmann nicht zu den Seinen. Der durchgefallene Alt-Bürgermeiſter, Ritter Heinrich Göldli, ſucht nun mit ſeiner Liſt den neuen Konſul für die Ariſtokratie zu gewinnen, aber vergeblich, denn der hochfahrende Waldmann ſtrebt nach unumſchränkter Macht, um die kühnen Entwürfe ſeines Ehrgeizes auszuführen; dabei iſt er zu redlich, um zum Nachtheil des Gemeinweſens die Vornehmen zu begünſtigen, zu unbändig, um ſich den Rückſichten auf irgend wen zu fügen. So verbannt er ſeinen alten Feind Lazarus Göldli, Heinrichs Neffen, aus der Stadt, und wirft den Theiling, der nicht aufhört, ihn zu ſchmähen, in den Thurm. Um dieſe Gewaltthätigkeit dreht ſich zunächſt der Fortgang der Handlung; Edlibach, aus dem der gute Engel des wilden Mannes ſpricht, räth umſonſt zur Milde gegen Theiling, der vor das Gericht Luzerns gehöre, und Edlibach iſt es, der Margarethen, Waldmanns Jugendliebe und des Theiling Weib, einführt. Durch die Bitten der geängſteten Frau wird der ſtrenge Richter gerührt und faſt erweicht; da ertönt eine Glocke, und Waldmann athmet hoch auf, denn ſein Entſchluß ward zur Ausführung, die den Spruch unwiderruflich macht, und das Eine Wort: „zu ſpät!“ ſchneidet alle weitern Bitten ab. Dieſe Ungerechtigkeit gegen den Luzerner iſt der Roſtfleck auf Waldmanns Namen. Seine Feinde aber wiſſen ihn auch zu andern falſchen Schritten zu verleiten, oder vielmehr zu zwingen, und ſeiner Volksthümlichkeit gibt der Befehl gegen Kleiderpracht und übermäßigen Aufwand einen harten Stoß. Der Uebermuth ſeiner Freunde bewegt ihn zu dem Gebot, den Unterthanen der Stadt, den Seebauern, die Hunde todtzuſchlagen, und dieſe Anordnung gibt den „armen Leuten“ Anlaß zur offenen Empörung.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. März 1835.

Buckingham. — Ich ſprach: wer ſeinem Lande wohl will, rufe:
„Gott ſchütze Richard, Englands großen König!“
Gloſter. — Und thaten ſie's?
Buckingham. — Nein, helf mir Gott, ſie ſagten nicht ein Wort.
Shakespeare.

Eröffnung des engliſchen Parlaments im Februar 1835.

(Beſchluß.)

Die Aufläuſe und Ungebührniſſe, welche, wie Viele voeherſagten und Viele wünſchten, die ſich dabei in Sicherheit wußten, während der Auffahrt des Königs ſtattfinden ſollten, hatten das Schickſal der Reoolutionen, welche vor einigen Jaheen in oerſchiedenen deutſchen Hauptſtädten von Zeit zu Zeit regelmäßig angeſagt wurden; es wurde nichts daeaus. Doch nein, etwas geſchah doch. Zwei Schneideegeſellen, von denen der Eine in St. James Park, der Andere in dee Nähe dee Weſtminſterabtei Poſto gefaßt hatte, ließen es ſich einfallen, ihre Unzufriedenheit mit dem Könige in einem halben Dutzend anſtößiger Worte zu äußeen. Lezteree ſoll die Verwegenheit ſogar bis zu dem Entſchluſſe getrieben haben, im Fall ſeine Aeußerungen Anklang fänden, an ein Weiteees denken zu wollen. Beide wurden oon der Polizei feſtgenommen, in Verwahrung gebracht, noch deſſelben Tags veehöet — des Hochvereaths ſchuldig erkannt und gehängt? Nichts weniger, jeder um fünf Schillinge geſteaft und dann laufen gelaſſen. Man wied auf dem Kontinente dieſes Verfahren für zu mild erkennen. Auch in England würden die beiden Störer der öffentlichen Ordnung härter gezüchtigt worden ſeyn, wäeen ſie nicht — Schneider geweſen. Dies läßt ſich wenigſtens aus dem Eingange der richterlichen Entſcheidung folgern: „in Betracht, daß James Packer ein Schneideegeſelle iſt“ u. ſ. w. Ungeachtet der eefahrenen Milde, hat der Vorfall eine ſolche Angſt und Beſtürzung unter der wohllöblichen Schneiderinnung von Weſtminſter oerbreitet, daß in einer ſofort berufenen Verſammlung einmüthig der Beſchluß gefaßt wuede, Sir Robert Peel zum Eheenmitgliede aufzunehmen, und duech die zu Ueberbringung des Diploms erwählte Deputation ihm den Wunſch und die Bitte auszuſpeechen, er möchte das innigſte Leidweſen der Innung über den momentanen Wahnſinn zweier ihr Angehörigen, ſo wie die Verſicherung unwandelbaeer Treue und Loyalität am Fuße des Thrones niederlegen. Sir Robeet hat in einem ſehr verbindlichen Schreiben ſeinen tief gefühlten Dank für die ihm angethane Ehee und ſeine Bereitwilligkeit ausgedeückt, dem Könige die treuen und loyalen Geſinnungen der Schneider von Weſtminſter ohne Verzug zu überliefern. Aus dieſem Schneidervoefalle ergibt ſich, einmal, daß auch andere Staatsbüeger als Advokaten aufrühreriſche Gedanken hegen und hochveerätheriſche Handlungen begehen können, und zweitens, daß zwar jener große Pſycholog und Kriminaliſt in Beelin nicht Unrecht hat, der die Schneider wegen ihrer, duech die

Art ihres Sitzens erzeugten Vorliebe zu tumultuariſchen Bewegnngen für die ſtaatsgefährlichſten Menſchen erklärte, daß jedoch die Schneider von Weſtminſter dabei auszunehmen ſind.

Obgleich indeſſen laut der in's Publikum gekommenen Nachricht nur zwei Individuen ſich ſo weit oergeſſen haben, ihre Unzufriedenheit mit dem Könige in unanſtändigen Worten zu äußern, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß viele Tauſende ihr Mißfallen über den lezten Miniſterwechſel dem Könige bei dieſer Gelegenheit ſehr deutlich zu erkennen gegeben haben. Die wenigen Beifallsrufe, die ſeine Ankunft begrüßten, wurden faſt allgemein, ſobald ſie ſich eehoden, durch Ziſchen und Pfeifen übertäubt. Wo weiße Tücher aus den Fenſtern und oon Balkons dem Ankommenden entgegenwehten, fehlte es nicht an ſtaeken Stimmen, welche die Inhaber und Inhaberinnen der Tücher erſuchten, ſie gefälligſt einzuziehen, und mit wenigen Ausnahmen fanden die Stimmen Gehör und Beachtung. Es hat aber auch nicht oeelautet, daß einer jener wenigen Ausnahmefälle irgend eine Rohheit zur Folge gehabt habe. Man kann daher wohl behaupten, daß die Volksſtimmung ſich an jenem Tage mehr ſchweigend als handelnd ausgedrückt. Wo der Beifall ſchwieg. ſchwieg auch das Mißfallen, und der königliche Wagen fuhr zu zehn und zwanzig Schritten, ohne daß ein Laut der einen oder der andern Art ihn bewillkommte. Volksgunſt, wie Volkshaß, iſt eine Rauchſäule, die jeder Luftzug nach einer andern Richtung führt. Dennoch buhlen Viele um jene, und füechten ſich Viele vor dieſem, und ſelten wird Einer hoch ſtehen im Staate, dem es gleich gälte, ob dee Jubel oder das Geziſch der Menge ihn empfängt. Hieraus erklärt ſich, ohne daß man nach einem verborgenen Geunde zu forſchen braucht, warum kein Frohſinn auf den Zügen des Königs ruhte, ſondern er ſteif und ernſt und finſter durch die Menge nach dem Parlamentshauſe und von da zurück nach St. James fuhr. Es würde aber auch auf der andern Seite eine falſche Meinung ſeyn, als ob das Volk an thätlicher Bezeigung ſeiner Unzufeiedenheit durch Bajonette und Säbel verhindert worden wäre. Nur eine kleine Abtheilung Fußgarde war am Parlamentshauſe aufgeſtellt; in den Straßen und auf den offenen Plätzen, über welche der Zug ſich bewegte, blinkte neben den gewöhnlichen Schildwachen — und dieſe ſind ſehr dünn geſät — kein Extrabajonett. Allerdings wuede die königliche Auffahrt von der Leibgarde zu Pferde eröffnet und von ihr geſchloſſen, allein die Abtheilungen waren im Verhältniß zur Volkszahl ſo unbeträchtlich und ritten ſo weit vor dem erſten und ſo weit hinter des Königs Wagen, daß ſie nur als Schmuck, nicht als Schutz dienen konnten. Die Polizei war durch beſonders vereidete Konſtables verſtärkt und längs der Straßen und Plätze aufgeſtellt. Ihr kurzer Stab iſt bei anſcheinender Unbedeutendheit eine furchtbar wirkſame Waffe. Doch würde der höchſte Anſchlag kaum zwei Polizeldiener auf fünfhundert Zuſchauer rechnen dürfen. Man beaucht den engliſchen Pödel nicht zu kennen, die breiten Schultern und die rieſigen Fäuſte der arbeitenden Klaſſe nie geſehen zu haben, um vollkommen zu begreifen, daß es dee Polizei unmöglich geweſen wäre, die Ausführung beſchloſſener Ungebührniſſe duech phyſiſche Kraft zu verhindern. Es iſt daher weniger als zweifelhaft, daß die diesfalls ausgebreiteten Gerüchte leere Erfindung waren.

London würde nicht London ſeyn, hätten die fingerfertigen Gauner am Tage des erſten Zuſammenteitts und am Tage der Eröffnung des Parlaments die Gelegenheit zu reichlicher Ernte ſich entgehen laſſen. Sie haben auch, laut der öffentlichen Beeichte, das Mögliche darans zu machen gewußt, und manche Uhr und manche Börſe hatte am Abende jener beiden Tage ihee Herren gewechſelt. Es wird indeſſen den engliſchen Taſchendieben oft unrecht gethan. Weil die Verſicherung, pick-pocketted zu ſeyn, ſtets unbedingt Glauben findet, ſo müſſen die guten Taſchendiebe viele Uhren ſtehlen, die ehrlich oerſezt worden ſind, und viele Beutel abſchneiden, deren Inhalt an Orten verloren ging, wo es nur anſtändige Diebe und keine gemeinen Beutelſchneider gibt. Ueberhaupt ſcheint das Stehlen in und um London im Abnehmen zu ſeyn, ob aus verbeſſeeter Moralität oder in Folge oerbeſſerter Polizei, wer möchte das entſcheiden? Als Colquhoon im Jahre 1800 ſein Werk über London herausgab, ſchlug er den Betrag der jährlichen Diebſtähle aller Art in und um London, jedoch mit Ausnahme deſſen, was als unüberſehbar auf der Themſe, auf den Kais und in den Schiffswerften abhanden kommt, zu der artigen Durchſchnittſumme von 99,010 Pfund Sterling an. In einer ſpätern Auflage bemeekte er, daß er zwar Grund habe, einige Anſätze zu eemäßigen, aber eben ſo oielen Grund, andere zu erhöhen, und daß er daher, da das Facit das frühere bleibe, es auch bei der frühern Summe bewenden laſſen müſſe. Seit dem Schluſſe des Jahres 1834 hat die hieſige Polizeibehörde einen ſehr ausführlichen Bericht ihrer Wirkſamkeit bekannt gemacht, in welchem der, oon den Beſtohlenen ſelbſt angegebene Weethbetrag ſämmtlicher im Laufe des Jahres zur Kenntniß der Polizei gekommenen Diebſtähle innerhalb des von Colquhoon bezeichneten Diſteiktumfanges die runde Summe oon 24,000 Pfund Sterling ausgemacht. Zu bedauern iſt, daß in dieſer Angabe der Betrag des in der City geſtohlenen Gutes fehlt. Den zu ermitteln, liegt außer der Macht der Polizei, denn dort regiert der Lord Major.

Digitized by Google

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Kaum hatte Römmling ſich etwas umgekleidet und auf ein Ruhebett niedergelaſſen, ſo trat ein ältlicher Herr mit gemeinen Zügen, aber nicht ohne eine gewiſſe Grandezza in's Zimmer und ſagte, als Römmling aufſtehen wollte, mit gnädiger Miene: „Bleiben Sie ſitzen, ich will Sie nicht in Ihrer Bequemlichkeit ſtören; denn ich weiß ſehr wohl, daß von einem Kranken die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen nicht zu verlangen ſind.“ Darauf ſezte er ſich neben Römmling auf das Sopha. „Ohne Zweifel,“ nahm dieſer das Wort, „ſehe ich den Herrn dieſes Hauſes und vermuthlich den Erhalter meines Lebens vor mir.“ — „Das Haus iſt allerdings mein,“ erwiderte der Fremde, „und es freut mich, einem Verwundeten die Bequemlichkeiten, die es bietet, angedeihen laſſen zu können.“ Er warf bei dieſen Worten einen wohlgefälligen Blick um ſich. — „Was Ihr Leben anbelangt, ſo haben meine Leute Sie den Tag nach Ihrem verunglückten Sturme im Stadtgraben gefunden und mit einigen Ballen Waaren unbemerkt in dieſes Haus transportirt, da ſie wußten, daß Fabrique Fonſeca nicht nur ein reicher, ſondern auch ein patriotiſcher Mann iſt, der den Engländern immer zugethan war.“ — „Wie ſoll ich Ihnen, werthester Don Fabrique,“ ſagte Römmling, „für alle Ihre Güte danken? Wie viel Menſchenliebe haben Sie an mir bewieſen, und ich habe Ihnen nichts als Ungelegenheit dafür gemacht.“ — „Was das anbetrifft,“ erwiderte Fabrique, behaglich lächelnd, „ſo macht es in einem Hauſe, wo ſo viele Dienſtleute ſind, wenig Unterſchied, ob ein Mann mehr oder weniger darin zu verſorgen iſt. Es mangelt uns, Gott ſey gedankt, an nichts.“ — „Das iſt mehr, als man von den meiſten belagerten Feſtungen ſagen kann,“ verſezte Römmling. „Ja, während der Belagerung war das etwas anderes,“ ſagte Fabrique; „aber jezt ſind wir Gott ſey Dank wieder auf freiem Fuß. Lord Wellington iſt abgezogen.“ — „Mein Gott!“ rief Römmling erſchrocken, „ſo bin ich gefangen?“ — „Nein, nein,“ beruhigte ihn Fabrique, „ich bin im Herzen ein guter Engländer, obgleich ich es auch mit den Franzoſen nicht verderben mag. Sehen Sie, ein reicher Mann iſt der Natur der Sache nach eigentlich mehr ein Weltbürger, als irgend etwas anderes; die Sprache, die er ſpricht, verſtehen alle Nationen. Nein, Niemand weiß etwas davon, daß Sie hier ſind, und ich habe ſchon meiner Frau verſprechen müſſen, Sie gelegentlich wieder zu den Ihrigen zu ſchaffen. Auch auf die Verſchwiegenheit meiner Leute kann ich rechnen, denn wer gut bezahlt, wird gut bedient. Jezt nehmen Sie nur Ihre Geduld zuſammen; man muß die Gelegenheit abwarten, die man übrigens, wie einen Vogel mit der Leimruthe, gar oft mit einer geſpickten Börſe fangen kann.“ — Er ſchlug ſich dabei auf die gefüllte Weſtentaſche. — „Meine Dankbarkeit iſt groß, werthester Herr,“ rief Römmling, dem es leicht ward, über ſeines Wirthes wahrhaft großmüthiger Handlungsweiſe deſſen Eitelkeit zu überſehen; „aber wie ſoll ich's Ihnen je beweiſen?“ — „Ei,“ ſagte Fabrique, „indem Sie ſich's in meinem Hausweſen wohl gefallen laſſen, bis wir Sie wieder in Freiheit ſetzen können. Es ſoll Ihnen an nichts fehlen. Sie ſehen heute ſo wohl aus; kommen Sie doch an unſern Familientiſch, der freilich nur aus meiner Frau und mir ſelbſt beſteht, an dem Sie ſich aber deſto zwangloſer fühlen werden.“

Römmling nahm dieſes Anerbieten zwar nicht für heute, aber, wenn er wohl genug ſey, doch für den folgenden Tag an. Die Perſpektive, anſtatt im Dienſte thätig ſeyn zu können, vielleicht lange Zeit in dieſem ſpaniſchen Ehebündniß der Dritte ſeyn zu müſſen, deſſen zweite Hälfte er ſich der erſten ziemlich analog dachte, ſchlug ihn etwas nieder. Aber er fand dennoch Urſache genug, Gott zu danken, daß er ſein Schickſal ſo gnädig gelenkt hatte. „Es wird eine fette Spanierin ſeyn, der ich nun einige Wochen den Hof machen muß,“ dachte er ſich, als er am folgenden Tage einen ſeidenen Schlafrock um die Glieder geſchlagen hatte und ſich anſchickte, der Wärterin zu folgen, die ihm den Weg in die Zimmer ihrer Herrſchaft zeigte. Eine Dame ſaß allein im Fenſter, den Rücken gegen ihn gewendet, und den Kopf nicht einmal umdrehend, als ob ſie ihn nicht hörte. „Ach Gott, taub noch obendrein!“ dachte ſich Römmling. Indem ging die Wärterin hinaus und er befand ſich mit der Dame allein.

„Römmling!“ rief eine bekannte Stimme, die ihn durchbebte, „Römmling, erſchrecken Sie nicht; ich lebe und ſehe Sie wieder.“ — Raſch trat er vor und ſtand — Thereſa gegenüber. Beinahe hätte er ſie in die Arme geſchloſſen, ſo überraſchte und erfreute ihn das Wiederſehen, und bei jedem Augenblick näheren Nachdenkens begriff er ihr Schickſal weniger. Sie gab ihm die Hand und ſagte eilig: „Kein Wort von einer frühern Bekanntſchaft! mein Mann iſt eiferſüchtig wie ein Tiger. Seyn Sie eher barſch, als zu höflich gegen mich.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Februar.

(Beſchluß.)

Spindlers Waldmann.

Inmitten dieſes Treibens ſehen wir eine freundliche Geſtalt auftauchen: Regina, Waldmanns Pflegetochter, die er.

Digitized by Google

ein Kind, einſt aus einer brennenden Hütte in Burgund rettete, und die er heimlich bei ſeinem Freunde Amman, dem Stadtſchreiber, hegt. Sehr zart und dennoch deutlich genug zeichnet der Dichter des Helden Gefühl für dieſes Mädchen, das ihn kindlich verehrt, aber ſeine Liebe einem Jüngling (Frauenfeld, Rathsheer und des Bürgermeiſters Freund) zuwendet. Zunächſt erblicken wir den Lenker des Staates beim freundſchaftlichen Abendtrunk mit ſeinen Vertrauten „auf der Zunft zum Schnecken,“ wo es verboten iſt, von öffentlichen Angelegenheiten zu reden; dennoch aber wendet ſich das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand, und weil Alle in die Strafe verfallen, begehrt Waldmann auch ſein Theil zu bezahlen, und dafür ein Wort zu ſagen; und er ſagt es, ungeſchminkt, treu und wahr, ſo daß der Hörer ſelbſt die Irrthümer des Mannes liebgewinnt; endlich fragt er, welch höhern Lohn ihm nun noch das beglückte Vaterland aufſpare? Da tritt Meiſter Peter ein, und legt des Theiling Nachlaß auf den Tiſch.

Unter den Bewegungen, welche der Aufſtand des Landvolks hervorruft, und den die Verſchwörungen der Feinde Waldmanns, welche ſich um den Prior der Predigermönche ſchaaren, unterſtützen, erſcheint des Helden böſe Ehe mit Anna Landolt, der Begründerin ſeines Reichthums. Anna entdeckt Regina's verborgenen Aufenthalt, und überhäuft das arme Kind, das in ihr eine Mutter zu finden begehrt, mit grauſamen Warnungen. Noch einmal erſcheint die Zunft zum Schnecken, in der ein luſtiges Bankett ſich bewegt, als deſſen Königin die ſchöne Marie von Baſel erſcheint, welche Waldmann, einem jungen Liebesritter gleich, umflattert. Mitten in der Luſt des Feſtes unterſchreibt der Bürgermeiſter das unſelige, auf ſeinen Befehl verfälſchte Protokoll, in welchem der Vertrag mit den Seebauern dargeſtellt wird, als ob dieſen nicht Zugeſtändniſſe gemacht, ſondern Verzeihung und Huld erwieſen worden wären. Dieſe Faſtnachtsluſt — welche, nebenbei bemerkt, uns ganz in den Geiſt jener Zeit verſezt, ſo eigenthümlich iſt ſie mit wenigen kräftigen Strichen gezeichnet — erregt in Waldmann ſolchen Taumel, daß er beſchließt, ſie in Baden fortzuſetzen, wozu die ſchöne Marie ſich alsbald bereit zeigt, und vergeblich ſind nun Edlibachs warnende Vorſtellungen. Nur einen Augenblick wankt Waldmann, als Regina, blaß und verſtört, erſcheint, vor Anna gleichſam Schutz ſuchend; aber er ſendet das Mädchen unter Frauenfelds Obhut in das Nonnenkloſter zu ſeiner Freundin Klara, der ehemaligen Frau des Lazarus Göldli, und unternimmt die Badenfahrt, die ihn verderbt, weil er dabei die Zeit vertändelt, in der er ſich vielleicht gerettet hätte. Die Feinde ſind wachſam und thätig, die Freunde ohne das leitende Haupt. Nur noch einmal ſenkt ſich die Wage zu Waldmanns Gunſten, als er ſelbſt erſcheint; aber im entſcheidenden Augenblick hebt ſich ſeine Schale, und er unterliegt den Ränken ſeiner Gegner, der Empörung des Landvolkes und dem Haſſe des Pöbels. Ergreifend iſt der Schluß; des Helden Verſöhnung mit ſich ſelbſt, ſein edler Wille, der ſein Herz zum Tode läutert, und die Reue, die im Augenblick ſelbſt, wo ſein Haupt fällt, die erbittertſten Feinde ergreift. Die Scenen mit Klara, mit Regina und Frauenfeld, mit Meiſter Peter und andere reihen ſich effektvoll aneinander.

Es war mir unmöglich, in dieſer kurzen Andeutung auf alle Schönheiten des Kunſtwerks hinzudeuten; aber ſie dient vielleicht, Ihrem Publikum einen Vorſchmack von dem zu geben, was es von einem Schauſpiel zu erwarten hat, das ohne Zweifel in kurzer Zeit über Deutſchlands erſte Bühnen gehen wird, und dieſen Weg jedenfalls betreten würde, wenn auch unſer armes deutſches Theater nicht ſo verwaist wäre, als es in der That iſt, und wenn auch unſere vorzüglichſten Künſtler nicht ihre Kräfte an leere bombaſtiſche Rollen verſchwenden müßten, wie ihnen in der That die neuere Zeit ſie aufdrängt, während in dem fernen Zürich ein namenloſer Komödiant, von den Schwingen der Dichtung getragen, ſich den ungetheilteſten Beifall erwarb.

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

Bälle.

Die Theater müſſen Alles aufbieten, um gegen die Tanzluſt bei Hofe, bei Miniſtern, Geſandten und Privatperſonen anzukämpfen. Das Théâtre nautique hat den Einfall, in der künftigen Woche ein chineſiſches Ballfeſt zu geben; eine ſinnreiche Art, wie es ſcheint, um aus dem zu ſeinem chineſiſchen Ballette angeſchafften Zubehör einigen Nutzen zu ziehen, da ſeine dramatiſchen Darſtellungen bereits in's Stocken gerathen ſind. Sein Waſſerbecken, das noch immer beſteht, aber wahrſcheinlich eheſtens ausgetrocknet werden wird, ſoll den großen Kanal in China vorſtellen (vielleicht wird man es durch ein Vergrößerungsglas zeigen). Ueber dieſen Kanal ſoll eine Brücke geſchlagen werden, was eben keine mühſame Arbeit ſeyn wird; wahrſcheinlich wird die Umgebung auch in chineſiſchem Geſchmacke ausſtaffirt werden. Dann wird das Publikum noch eingeladen, um die Täuſchung zu vollenden, bloß in chineſiſcher Tracht zu erſcheinen, die es ſich bei einem gewiſſen Koſtümier verſchaffen könne, der wahrſcheinlich die jezt unbrauchbaren Koſtüme aus dem weiland chineſiſchen Ballette unter den Händen hat. Ein anderes Theater, dem es, wie es ſcheint, nicht ſo ſehr um die Qualität, als um die Quantität des Zuſpruchs zu thun war, hatte es ſich einfallen laſſen, unter der Hand eine Menge von Billetten zu einem Franken austheilen zu laſſen. Dadurch war denn der Odeonſaal am vorlezten Sonntag zwar ganz voll geworden, aber von Leuten, die man ſonſt nicht auf den theuern Theaterbällen zu erblicken pflegt. Obſchon ſich nun der ſogenannte Pöbel in Paris geſittet zu betragen pflegt, beſonders da, wo er nicht die Mehrzahl ausmacht, ſo war er diesmal doch ſo ausgelaſſen luſtig und auf ſeine Weiſe ſpaßhaft, daß der Saal dadurch ſehr übel zugerichtet wurde, und der Theaterdirektion die Luſt vergangen iſt, einen zweiten populären Ball zu geben. Ihr ganzer Profit iſt durch die Koſten der Reinigung und Wiederherſtellung des Theaters daraufgegangen. Eine andere Gattung von Bällen ſind die Wohlthätigkeitsbälle, welche in mehreren Stadtarrondiſſements oder Revieren zum Beſten der darin wohnenden Armen gegeben werden. Da der Eintritt zehn Franken zu koſten pflegt, und es auf denſelben ſehr ſtattlich hergeht, ſo werden ſie auch nur von den Reichen beſucht. Jedes Arrondiſſement ſucht es dem andern dabei zuvorzuthun, und nach engliſcher Art wird bei jedem Ball eine Anzahl von Dames patronesses angeworben, die dann nicht umhin können, eine ſolche Ehre mit Gold zu belohnen, und ihr Protektorat nicht allein beim Balle, ſondern auch bei der Kaſſe zu bethätigen. Obſchon ſolche Wohlthätigkeitsbälle ihr Gutes haben und in den Zeitungen hoch geprieſen werden, mit Aufzählung der Namen der vielen Patroneſſes, ſo hat ſich doch ſo eben ein ſtrenges moraliſches Blatt, la Semeur, welches von Mitgliedern der hier noch wenig ausgebreiteten Methodiſtenſekte verfaßt werden ſoll, gegen dieſelben aus einem moraliſch-philanthropiſchen Geſichtspunkte erhoben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 19. März 1835.

Garganum mugire putes nemus aut mare Tuscum:
Tanto cum strepitu ludi spectantur et artes.

Horaz

Theatraliſche Miszellen.

(Aus dem Engliſchen.)

Das Applandiren.

Gleichmäßiges Klatſchen, ewige Bravo's ſchienen mir immer unzulänglich, um die verſchiedenſten Eindrücke, von tauſend Gegenſtänden in unſern Schauſpielen erzeugt, auf gehörige Weiſe auszudrücken. Ich dachte mir, die Alten, von denen wir ſo viel gelernt haben, müßten auch hiefür vielfältigere Zeichen gehabt haben; und wirklich beobachteten ſie bei ihren Beifallsbezeugungen gewiſſe Nüancen, eine bezeichnende Stufenfolge, wie ſie der Werth der dargeſtellten Werke oder der Darſteller erforderte; mit einem Worte, ſie verſtanden es, dieſe Beweiſe ihrer Zufriedenheit zu klaſſifiziren, ſtatt ſie ſo unverſtändig zu verſchwenden, wie wir es zu thun gewohnt ſind. Folgendes theilen uns Sueton, Seneka, Tacitus u. A. hierüber mit.

In den erſten Zeiten nach Roms Erbauung applaudirte man ohne Ordnung und ohne Takt, ungefähr wie wir es heutzutage machen. Später wurde die Kunſt zu applaudiren unwiderruflichen Geſetzen unterworfen. Bald mußte der Mittelfinger an das lezte Glied des Daumens geſchnellt werden, was ungefähr einen Effekt wie unſere Caſtagnetten machte; dies war die ſchwächſte und mindeſt ſchmeichelhafte Art des Beifalls. Wurde mit allen Fingern der rechten Hande in die flache linke geſchlagen, ſo war es ſchon eine größere Auszeichnung. Dies mochte ohngefähr dem Geräuſche gleichkommen, als wenn man irdene Töpfe mit Stöcken zerſchlägt, daher kam auch der Beiname dieſer Art zu applaudiren: testae. Wurde mit beiden Händen zuſammengeſchlagen, ſo geſchah es entweder mit flachen, oder mit hohlen. Jene Art wurde mit imbrices bezeichnet, und machte ein Geräuſch wie der Hagel auf einem Ziegeldach; die andere hieß bombus, und kam dem Summen der Bienen gleich. Die Römer benuzten auch ihre Togen, mit deren Zipfel ſie den Schauſpielern Beifall zuwehten. Kaiſer Aurelian ließ unter dem Volke Streifen Zeuges austheilen, deren es ſich ſtatt der Toga bedienen konnte.

Soviel vom ſtummen Beifall. Der Zuruf, oder laute Beifall war aber auch gewöhnlich und bildete eine Art von Melodie. Properz beklagt ſich über die Unkenntniß der Landleute, welche durch Geſchrei die allgemeine Harmonie des Beifallrufes ſtörten. Auch Tacitus erwähnt dieſer ungeſchickten Beifallſpender. Hieraus ergibt ſich, daß bei den Alten zwiſchen der Urſache und der Wirkung ſtets ein richtiges Maaß waltete, ein Verhältniß zwiſchen dem Werthe der Stücke oder der Schauſpieler, und dem Danke der Zuſchauer. Aber das iſt es

Digitized by Google

eben, was uns jezt gänzlich fehlt, und zwar liegt dieſes nicht an unſerm Geſchmack, ſondern am Mangel der gehörigen Zeichen; daher nun dieſer wilde Lärm, dieſes Klatſchen, Stampfen und Schreien, die unſere Schauſpielhäuſer erfüllen, und bald dem Verfaſſer einer Bagatelle, bald dem Dichter eines Meiſterwerkes, dem Liede wie der Arie, dem Poſſenreißer wie dem großen Schauſpieler zu Theil werden. Es wäre zu wünſchen, daß ſich eine Stufenleiter in dieſen Beifallsbezeugungen bildete, daß man bemüht wäre, die Arten zu beſtimmen, und die Senſation, welche ſie ausdrücken ſollen. Die Schauſpieler würden auf dieſe Weiſe durch das Publikum ſelbſt ſtreng klaſſifizirt; nach und nach würde der Eine und der Andere ſich auf ſchmeichelhafte Weiſe erhöht ſehen und ſo den deutlichſten Beweis ſeines Fortſchreitens erhalten. So lange man die höchſten Zeichen des Beifalls Anfängern zu Theil werden läßt, wie man ſie nur bedeutenden Künſtlern ertheilen ſollte, welche lange Gewohnheit der Scene und tiefes Studium dieſer Ehre würdig macht, ſo lange hat die Mittelmäßigkeit das Recht, ſich über Alles erhaben zu wähnen, und ſich in der That für das non plus ultra zu halten. — So arbeiten wir ſelbſt immerwährend daran, das wahre Talent zu untergraben und das Theater herabzuwürdigen. *

Schon Juvenal geißelt in ſeinen Satiren die Leidenſchaft des gemeinen Mannes in Rom für die Schauſpiele. Was würde er erſt jezt dazu ſagen, daß die lezten Klaſſen der Geſellſchaft ſich's an der Nahrung abbrechen, um dieſen zur Epidemie gewordenen allgemeinen Geſchmack zu befriedigen? Nach dieſen Betrachtungen halte ich es für unerläßlich, gewiſſe Geſetze zu erfinden, denen jene Klaſſe von Zuſchauern unterworfen werden müßte, welche kein durch Erziehung gebildetes Urtheil beſizt, und dieſe Geſetze müßten in den Eingangshallen unſerer Schauſpielhäuſer angeſchlagen werden.

Es gibt keinen Rang im Theater; jeder Zuſchauer iſt für ſein Geld dort und zu ſeinem Vergnügen; aber Erziehung und Kenntniſſe bilden die natürliche Grundlage eines unantaſtbaren Rechts, des Rechts, die Stücke und die Künſtler zu beurtheilen. Die Logen geben jedoch nirgends mehr den Ton hierin an; aber als das Parterre ſich dieſes Privilegiums bemächtigte, war es eben gebildeter als jezt.

Sollte man nicht gegen den Mißbrauch, den Schauſpieler in dem ſchönſten Momente der Scene, auf dem höchſten Gipfel ſeiner Kunſt, durch unbeſcheidenes Geſchrei zu unterbrechen, und ſo das allgemeine Vergnügen zu ſtören, die ernſthafteſten Maßregeln ergreifen? Doch ich glaube, bündig genug die Nothwendigkeit einer Reform in dieſer Angelegenheit dargethan zu haben, und wie wünſchenswerth es ſey, neue Zeichen des Beifalls zu erſinnen, welche, von progreſſivem Werthe, bei den verſchiedenen ſich darbietenden Gelegenheiten, ſelbſt im Laufe einer und derſelben Vorſtellung ſich anwenden ließen.

* Dies iſt auch ſehr wahr in Bezug auf unſer Theater. Mit dem „das junge Talent muß man aufmuntern," wird in unſern ſogenannten groſſen Städten ein gar arger Mißbrauch getrieben, beſonders wenn das junge Talent einem Mädchen inwohnt.

Soldatenschicksale.

(Fortſezung.)

Don Fadriques Eintreten ließ Thereſa verſtummen. Sie ging ihm feierlich entgegen und ſagte: „Mein lieber Fonſeca, Dein ſpätes Erſcheinen ſezt mich in die unangenehme Lage, mich einem Fremden gegenüber zu ſehen, der mir nicht einmal vorgeſtellt iſt." — „Liebe Thereſa," erwiderte Fadrique, „ich habe ſo eben erſt nach unſerm Gaſte geſchickt und begreife nicht, warum derſelbe ſo früh hergeführt worden iſt. Indeſſen vorſtellen kann ich ihn Dir nicht, da mir ſelbſt ſein Name noch unbekannt iſt." Römmling verbeugte ſich verbindlich und ſagte: „Kapitän Römmling, zu Ihren Dienſten." — „Rumely?" fragte Thereſa. „Römmling, mein Kind," lachte Fadrique. „Sie hat gar ein ſchlechtes Ohr für ausländiſche Namen, meine Thereſa, aber ein gutes engliſches Herz, nicht wahr, Täubchen?" Thereſa nickte vornehm, und man ſezte ſich zu Tiſch. — Nur ein Diener wartete auf an der mit Pracht ſervirten Tafel, die jedoch für Römmling auch mit Krankenſpeiſen verſehen war, von denen er nur mäßig genoß, weil ſeine leicht erhizte Kopfwunde ihn an ſeine Schwäche erinnerte. — Nach Tiſch trennte man ſich, um die Sieſta zu halten; Römmling begab ſich in den reizenden Garten, wo für den dunkeln Schatten, der ein Bedürfniß des Südens iſt, hinlänglich geſorgt war. Er legte ſich auf eine Gartenbank und verlor ſich in Vermuthungen über Thereſas Schickſal und ihr ſonderbares Betragen. Auch mit ihrer Geſtalt war ſeine Einbildungskraft beſchäftigt. Sie war jezt über die erſten Jahre der jungfräulichen Blüthe hinweg, etwa zwei-und-zwanzig Jahre alt und eine verheirathete Frau. Dieſer Umſtand hatte ihrer Schönheit nicht geſchadet; es gibt Geſtalten und Phyſiognomien, die das Feuer der Erfahrung beſſer kleidet, als das Eis der Jungfräulichkeit; zu dieſen gehörte ſie. „Was iſt wohl anders an ihr geworden?" ſagte er ſich; „jeder Zug iſt derſelbe geblieben, das Bischen mehr Fülle kann's nicht allein ſeyn. Und doch iſt der Eindruck, den ſie jezt auf mich macht, himmelweit verſchieden von dem früheren." Da ſtand ſie vor ihm, als wolle ſie ſeine Zweifel löſen. Er wollte aufſpringen, ſie aber ſagte, ihn ſanft auf den Siz zurückdrängend: „Schonen

Sie ſich! — Nur unter der Bedingung kann ich bleiben; und ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen und bliebe ſo gern.“

Sie ſezte ſich neben ihn, hielt den Mund zu, den er zum Reden öffnen wollte, und fuhr fort: „Hören Sie mich. Unſer Zuſammentreffen iſt zu außerordentlich, als daß ich es durch unnützes Zögern noch abkürzen ſollte. Es drängt mich, Ihnen mein Vertrauen zu ſchenken; Sie ſollen meine ganze Geſchichte wiſſen. Ich bin die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Madrid, und war noch jung, als ich die Mutter verlor, und mir ſelbſt und der Leitung eines ſehr beſchäftigten Vaters früh, zu früh überlaſſen. Ich war ſechzehn Jahr alt, als ein junger Deutſcher in unſer Haus kam und bald mein Herz zu gewinnen wußte. Mein Vater durfte nichts von unſerer Liebe wiſſen, denn er war Proteſtant, und es gehörte die Stärke meiner Leidenſchaft dazu, ſollte ich ſelbſt dieſen Punkt überſehen; aber ich dachte oft, daß ich durch meine heißen Gebete ſeine Seele vor der ewigen Verdammniß bewahren könne. Römmling! verachten Sie mich nicht, wenn ich Ihnen ſage, wir liebten uns zu heiß, zu unvorſichtig; wir wußten uns nicht vor uns ſelbſt zu ſchützen, und jezt noch muß ich die Stunden unſerer, wenn auch zu heißen, doch reinen Liebe zu den glücklichſten meines Lebens zählen. Ihr Nordländer urtheilt anders über die Liebe, Ihr ſeht ſie als eine Macht der Hölle an, uns iſt ſie bloß Nothwendigkeit.“

Bei dieſen Worten ſah ſie Römmling mit ſo glühenden Augen an, daß er die ſeinen davor niederſchlug und daher zu ſeinem Unglück keine Lerche in der Luft erblikken konnte. — Sie fuhr fort: „Mein Freund mußte nach Deutſchland zurück, aber er verſprach mir auf das Heiligſte, in Jahresfriſt zurückzukehren und mich zur Frau zu nehmen, mit oder troz dem Willen meines Vaters. Er war nur wenige Wochen fort, als ich mich Mutter fühlte. Ich war nahe daran, mich in's Waſſer zu ſtürzen; aber mir fehlte doch der Muth dazu. — Bald darauf brach der Krieg aus und ich blieb ohne alle Nachrichten von dem Vater meines Kindes, was meinen Kummer noch unendlich vermehrte. Ich wußte mir keinen Rath, als meiner alten Amme, die noch in unſerm Hauſe wohnte, mein grenzenloſes Elend zu entdecken. Die Verrätherin! ſie machte meinen Vater zum Mitwiſſer dieſes traurigen Geheimniſſes. Seine Wuth war unbeſchreiblich; er ſchleuderte mich zu Boden, ohne Rückſicht auf meinen Zuſtand, und ſtieß mich von ſich, wie einen Hund, als ich flehend zu ſeinen Füßen kroch. Nach Anbruch der Nacht brachte man mich in einen Wagen und ſteckte mich in das Kloſter San . . . , wo meine Tante Aebtiſſin war. Dort blieb ich gefangen in meiner Zelle, bis ich endlich ein todtes Mädchen gebar. Die übrigen Tage meines Lebens in dieſen Mauern zubringen zu müſſen, war mir als mein unwiderrufliches Schickſal angekündigt worden, und in ſtummer Verzweiflung ergab ich mich in das Unvermeidliche. Endlich gewährte man mir die Freiheit, mich im Innern des Kloſters, wie die übrigen Nonnen, zu ergehen. Da ſah ich Sie, und für eine lange Zeit war meine Geſchichte die Ihrige, bis in Benivedro, einem Dorfe nahe bei Villa franca, ein Trupp Franzoſen unſern Wagen erbeutete, und mein jetziger Mann, der als Lieferant der Armee folgte, mich vor den ſchrecklichſten Mißhandlungen ſchüzte. Von ſeiner Liebe und meinen Kämpfen will ich lieber ſchweigen; genug, ich ward ſeine Frau, es blieb mir ja kein anderer Schutz auf der weiten Erde. Er iſt unermeßlich reich, und ich bin durch ihn eine der angeſehenſten Frauen in Badajoz; aber mein Herz iſt unbefriedigt; was Sie von ihm geſehen haben, wird Ihnen ſagen, ob er es befriedigen kann.“ — Hier ſeufzte ſie tief und fuhr dann fort: „Ueberdies plagt er mich mit der lächerlichſten Eiferſucht, und nur die gemeſſenſte Kälte in meinem Betragen gegen Sie kann ſeinen Argwohn einlullen. Verrathen Sie mich nicht, Römmling, wenn Ihnen meine Ruhe lieb iſt; ſprechen Sie kein Wort von unſerer frühern Bekanntſchaft; ach! ich wollte, daß ich ſie ſelbſt vergeſſen könnte! Behalten Sie auch die Binde um den Kopf, ſo lange Sie bei uns ſind, damit er nicht ahne, welch ſchöne Stirn und welche Locken darunter verborgen ſind.“ — Mit einer ſchnellen Bewegung ſchnellte ſie das Tuch weg, küßte mit feuchten Lippen die friſchverharſchte Wunde und verſchwand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Der Winter. Karneval.

Der jezige Winter iſt ganz geeignet, die ſchon lange in Mißkredit gekommene Kunſt der Weiſſagung um ihre lezten Anhänger zu bringen. Schon mitten in der Sommerhize ſtiegen ihnen die Haare zu Berge vor der Unzahl erfrorner Naſen und Ohren, die ihre Phantaſie bereits in dem damals noch bevorſtehenden Winter ſchauerlich zuſammenklappern hörte, und nun, da er ſchon ſeit drei Monaten alle Holzhöfe und Steinkohlenniederlagen aufgefreſſen haben könnte, behandelt er uns noch immer ſo mild, als ob er ſeinen Ruhm darein ſezte, einen ſchlechten Sommer vorzuſtellen. Da hängen und liegen nun die eleganteſten Winterpelze, Pelerinen und Boa's, womit der heilige Chriſt unſere Grazien verſorgte, in ihrem dumpfen Gefängniſſe, und kommen, ſtatt in die Luft, aus der Mode. Sogar die koſtbaren Mäntel müſſen häufig dieſes grauſame Geſchick mit ihnen theilen, weil ihre Pracht allerdings den ewigen Stürmen und Regenſchauern nicht gewachſen ſeyn möchte. Die Spaziergänge in der Mittagsſtunde entbehren ihren wandelnden bunten Blumenflor. Weder Schlittenfahrten, noch Schlittſchuhlauf findet aus dem, allerdings hinreichenden Grunde des fehlenden Schnees und Eiſes ſtatt. Daß aber geſtern (den 15ten)

endlich der Himmel blau geworden und der Elbſtrom heute noch eine ziemliche Partie Eisſchollen dahertreibt, beides Umſtände, die unmittelbar zuvor recht ſehnſuchtsvoll herbeigeſeufzt wurden, verhindert ſogar dieſe Sehnſüchtigen nicht an der Klage, daß es doch wirklich ein Winter zum Erbarmen ſey. So beſtätigt ſich denn die uralte Wahrheit immer auf's Neue, daß es Niemand den Leuten weniger recht machen kann, als der liebe Gott. Wahr iſt es übrigens, daß der häufige Wechſel von Kalt und Warm mit weder Kalt noch Warm eine Menge kleiner ärztlicher Nahrungszweige, wie Rheumatismen, Gichtanfälle und andere Körperleiden herbeiführt, welche hartnäckiger als gewöhnlich ſich behaupten.

Das Zeichen des begonnenen Karnevals, die Geſichtsmasken, welche ſeit dem Anfang des verfloſſenen Monats fortdauernd aus den Fenſtern und Glasthüren einer Menge Verkaufsläden die Vorübergehenden anſchielen und angrinſen, lockt nicht vergebens. Der öffentlichen wirklichen Maskenluſt iſt ſchon, hauptſächlich im Hotel de Pologne, Thür und Thor geöffnet worden. Es hat, dem Vernehmen nach, ſogar an Theilnehmern nicht gefehlt. Gleichwohl erſcheinen, zufolge einſtimmiger Nachrichten, dieſe Inſtitute immer mehr als die entſeelten Reſte einer verſchwundenen bequemern, und daher für ſolche Scherze aufgelegter geweſenen Zeit. Gerade der gebildetere Theil der Jugend iſt durch die wichtigen geſellſchaftlichen Fragen, welche gegenwärtig zur Entſcheidung vorliegen, viel zu ernſt geworden, um jenen, aus der wirklichen Welt verſchwundenen Charaktermasken auch nur ein vorübergehendes komiſches Leben mit Erfolg einzuhauchen. Und ſage man, was man wolle, ohne dieſe alten Masken in ihrer ganzen muntern Gewandtheit kein Redentenheil! Jedem luſtigen Maskenballe werden allezeit jene ſchnarrenden, ſchwirrenden, ziſchenden, pfeifenden, tanzenden, tänzelnden Doktoren, Pantalons, Pierrots und Harlekins, und wie dieſe lebendigen Puppen alle heißen mögen, zur Grundlage dienen müſſen. Obgleich die neuere und neueſte Zeit dem Witze manche köſtliche Figur für ähnliche Zwecke darbietet, ſo ſind jene gewohnten, ſchon durch glückliche Kontraſte die laute Freude allgemein befördernden Charaktere, wie ihren ſtereotypiſchen, aber durch die Eigenthümlichkeiten der Darſteller mitunter eine recht geiſtvolle Varietät zulaſſenden Späſſen, gleichwohl nicht zu entbehren, wenn der üppige Strom der Luſt nicht bald erſchöpft werden ſoll. Sogar bei Aufzügen, die neuerlich allerdings mit ungewohnter Pracht ſtattfinden und dergleichen ſo eben wieder ſich in Köln vorbereiten, gehört ein eigenthümlicher Volkstroß dazu, aus ſolchen komiſchen Masken beſtehend. Die unglückſeligen Domino's, welche ſich ſchaarenweiſe hin und herſchieben, ſind wahrlich eher geeignet, alle Luſt zu erſticken, als ſie zu erhalten und anzufachen.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

Wohlthätigkeitsbälle. Herr v. Luberſac.

„Die wahre Barmherzigkeit," ſagt der Semeur, „äußert ſich nicht im Tanzen, ſondern im Hülfeleiſten. Sie prunkt nicht auf den Bällen, ſondern findet ſich in den Dachſtübchen der Nothleidenden ein, tritt an's Krankenbett, tröſtet die Betrübten und hilft dem Mangel ab. Mancher Reiche glaubt vielleicht, er habe für die Armen alles Mögliche gethan, wenn er ſich in vollem Putze auf einem glänzenden Balle zeigt und ſich dort eine Nacht hindurch beluſtigt. Iſt dies nicht in der That ein recht verdienſtliches Werk? Wer weiß aber, wie viel von dieſen glänzenden Bällen noch übrig bleibt, um die Noth der Unglücklichen zu mildern!" Darin hat der Semeur recht, daß dieſe Bälle gerade dazu beitragen können, die Aufmerkſamkeit von dem freilich nicht reizenden Anblicke des Elends abzuziehen und unter dem Schimmer einer großen Aſſemblee zu verbergen. Auch mögen ſolche Bälle, die zuweilen ſehr koſtſpielig ſind, im Grunde den Armen oft wenig einbringen; allein man könnte fragen: geſchähe mehr für die Armen, wenn ſolche Vereine nicht ſtatt hätten? Dann muß man auch in Erwägung ziehen, daß, je glänzender ſolche Bälle ſind, deſto größer der Aufwand der Reichen iſt, mithin deſto beträchtlicher der Erwerb der Handwerker, Kaufleute, Dienſtleute und aller derer, die von ihnen leben, deſto größer der Umlauf des Geldes, und dies iſt ja eben eines der zweckmäßigſten Mittel zur Verminderung der Noth. So lange die Reichen den Aermern mit ihren Aufträgen Beſchäftigung geben, iſt von Noth wenig die Rede. Auch verlangen die meiſten Armen ja nur Arbeit, und die keine verlangen, verdienen auch keine Unterſtützung, wofern ſie noch arbeiten können. Keiner von ihnen iſt ſo unklug, ſich, wie Herr de Luberſac, um's Leben zu bringen, weil ihm nur noch 25 bis 30,000 Franken jährlichen Einkommens übrig bleiben. Ich erwähne dieſes Herrn de Luberſac, weil in dieſen Tagen ſein Vermächtniß vor Gericht gekommen, und da, der Erwähnung in den Tageblättern ungeachtet, ſeine Geſchichte vielleicht nicht allgemein bekannt geworden iſt, ſo muß ich Einiges darüber ſagen. Luberſac war ein alter, ſteinreicher Mann von einer vornehmen Familie. Weil man aber im Alter leider nicht immer klug wird, ſondern noch Jugendſtreiche begeht, ſo hatte er einen beträchtlichen Theil ſeines ungeheuren Vermögens mit gefälligen Weibern durchgebracht, die ſich über den alten Gecken luſtig machten und auf ſeine Koſten bereicherten. An liſtigen Frauen, welche einen alten Vogel geſchickt zu rupfen verſtehen, fehlt es in Paris nicht; ſie ſind hier ſogar noch weit liebenswürdiger und weit geſchickter, als anderswo. Eine derſelben hatte ſich von ihm einige hunderttauſend Franken verſchreiben laſſen, und wiewohl der alte Mann unter dem Joche, das ſie ihm aufgelegt hatte, hart ſeufzte, ſo war er doch nicht im Stande, es abzuſchütteln, und zuletzt ſetzte er dieſe Frau zu ſeiner Univerſalerbin ein. Als dies geſchehen, überrechnete er den Zuſtand ſeines Vermögens, und fand, daß ihm nur noch 25 bis 30,000 Franken jährlichen Einkommens übrig blieben, ihm, der ſonſt über 60,000 Franken jährlich zu verzehren hatte! Nun überfiel ihn plötzlich der tiefſte Kummer, und er machte am 25ſten September 1834 ſeinem Leben ein Ende. Da mochte die Favoritin glauben, ihre Glanzperiode beginne und ſie brauche ſich nur in den Beſitz des ganzen Vermögens des alten Mannes zu ſetzen. Das Vermächtniß wurde vorgezeigt; es war regelrecht abgefaßt, aber ganz am Ende fand ſich ein kleiner bedenklicher Umſtand; der Mann war am 25ſten September, wie geſagt, geſtorben, und dennoch war der letzte Wille vom 1ſten Oktober datirt. Nun iſt aber Mangel an Datum, oder, was beinahe eben ſo ſchlimm iſt, ein falſches Datum ein Beweggrund zum Umſtoßen eines letzten Willens. Auch waren die Vettern und Muhmen des Verſtorbenen (nähere Verwandte hatte er nicht) bald bei der Hand und thaten ihr Möglichſtes, um das Teſtament für ungültig erklären zu laſſen. Sie behaupteten, der Mann ſey ſeiner Beſinnung nicht mächtig geweſen, folglich könne auch ſein letzter Wille nichts gelten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. März 1835.

Der Urſtoff iſt von Anfang derſelbe, die Form Zeiten und Lagen gemäß;
unter keiner Hülle mißkenne den Bruder im Menſchen.

Joh. v. Müller.
Vorrede zu Herders Vorwelt.

Mexikaniſche Alterthümer.

Mitgetheilt von Alexander v. Humboldt.

Die Archäologie eines Kontinents, den wir den neuen zu nennen pflegen, die Spuren der Civiliſation amerikaniſcher Urvölker ſind erſt wieder ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts ein Gegenſtand gründlicher Unterſuchung geworden. Sie hatten, eilf Jahre nach Columbus Tode, als, an der Küſte von Yucatan, Hernandez de Cordova die erſten großen Bauwerke von Stein (Tempel, mit Skulptur geziert) erblickte, ein lebhaftes Intereſſe in Spanien und Italien erregt. Dies Intereſſe ward geſteigert, als die Conquiſtadores in Südamerika bis zu dem Hochlande von Tiabuanaco, Couzco und Quito vordrangen, wo ſie dem Nationalkultus geweihte Denkmäler, Wohnungen der Incas (Heliaden), öffentliche Bäder und ſteinerne Caravanſerais, durch Kunſtſtraßen verbunden, fanden, die, in einer Länge von faſt 300 geographiſchen Meilen, auf Bergrücken von zehn bis vierzehn tauſend Fuß Höhe fortliefen. Da die erſten Geſchichtſchreiber der blutigen Eroberung und ſpätern friedlichen Anſiedlung der Europäer Mönche und rohe Kriegsleute waren, ſo haben Hyperkritik und die ſogenannte philoſophiſche Strenge des achtzehnten Jahrhunderts, aus vornehmem Dünkel, Alles abgeleugnet, was die Reiſenden ſelbſt geſehen und mit naiver Einfachheit erzählt hatten. Das oberflächliche Werk eines gelehrten und geiſtreichen Mannes, Robertſon's Geſchichte von Amerika, trug beſonders dazu bei, dieſer Methode des bequemeren Ableugnens Eingang zu verſchaffen, und erſt ſeit den lezten drei Jahrzehnten, in denen der neue Kontinent zugänglicher geworden, glückte es einigen Reiſenden, welche die Reſte jener Denkmäler unterſucht, jene Kunſtſtraßen gemeſſen, jene Skulpturen in ſpröden, widerſtrebenden Maſſen von Porphyr und Diorit abzuzeichnen begonnen haben, allmählich wieder das Intereſſe für die ſich entwickelnde Kunſt der Urvölker Amerika's (eines vom übrigen Menſchengeſchlechte lange getrennten Stammes) zu erwecken und an das zu erinnern, was man nie hätte vergeſſen ſollen, da es ſchon in dem klaſſiſchen Zeitalter des Pomponius Laetus, des Bembo und Angbiera, die Einbildungskraft vieler, mit römiſcher und griechiſcher Kunſt vertrauten Männer lebhaft beſchäftigt hatte.

Unter den lehrreichen Notizen, welche dieſe Blätter häufig enthalten, ſind einige bereits den Forſchungen über alte amerikaniſche Monumente gewidmet geweſen. Wenn ich heute die Aufmerkſamkeit der Leſer darauf zurückführe, ſo iſt es, um ein Unternehmen bekannter zu machen und zu empfehlen, welches den architektoniſchen und plaſtiſchen Werken der Eingebornen von Anahuac

Digitized by Google

(dem Hochlande von Merikó) gewidmet iſt, und Alles verhelft, was man in archäologiſcher und pittoresker Hinſicht von einem ausgezeichneten Künſtler erwarten darf. Der Architekt, Herr **Nebel**, aus Hamburg gebürtig, hat, nachdem er ſeine Studien in Italien vollendet, mit lobenswerthem Eifer, unter den mannichfaltigſten Beſchwerden, fünf Jahre lang die Reſte merikaniſcher Bauwerke und Skulpturen aufgeſucht, von denen einige, z. B. die Treppenpyramiden von Papantla, in dem Staate von Veracruz, und von Xochicalco (zwiſchen Cuernavaca und Miacatlan, auf dem weſtlichen Abhange der Cordillere), faſt ganz unbekannt waren. Das erſte dieſer merkwürdigen Denkmäler (ein **Gotteshaus, teocalli**) liegt weſtlich vom Rio Tecolutla, gleichſam in dem Dickicht eines Waldes der heißen und ewig feuchten Zone, am Fuß der öſtlichen Cordillere, verborgen. Den Indianern der Küſtengegend allein bekannt, wurde die Pyramide von Papantla von Jägern ſpaniſcher Abkunft um das Jahr 1775 zufällig entdeckt. Herr Nebel mußte ſich mehrere Tage damit beſchäftigen, die Stufen der Pyramide von den baumartigen Tropengewächſen reinigen zu laſſen, welche ſie verdeckten und die Meſſungen hinderten. Demſelben Reiſenden verdanken wir den Grundriß der ſonderbaren, von Säulen unterſtützten Bauwerke, welche auf einem Hügel, ſüdöſtlich von Zacatecas, zuſammengedrängt ſind, und für eine ſchon weit entwickelte, viel bedürftige Civiliſation zeugen.

Die bildende Kunſt der Völker, die wir Barbaren nennen, kann nicht Anmuth und Schönheit darbieten. Ihr Studium wird nicht empfohlen, weil ſie ein inneres, höheres Leben in äußern Formen wiedergibt. Die bildende Kunſt, ſelbſt bei den roheſten Nationen, gewährt ein Intereſſe anderer Art, ein hiſtoriſches, das mit der Geſchichte des Menſchengeſchlechts, ſeinen Verzweigungen, der allmählichen Entwicklung des Sinns für Verhältniß und geometriſche Formen, für wirkliche oder ſymboliſirende Nachbildung des Organiſchen, für Auffaſſung des Bedeutungsvollen und Edeln in der menſchlichen Geſtalt innigſt zuſammenhängt. Der Zweck eines ſolchen Studiums mag daher immer ein äußerer genannt werden, er umfaßt nicht minder, was in ewigem, befruchtendem Wechſelverkehr mit einander ſteht, den Kultus (das religiöſe Leben der Völker) und das mehr oder minder glückliche Schaffen eigenthümlicher Kunſtformen; die traditionelle Symbolik und das endliche Erwachen einer freien, aus der innern Empfindungsweiſe hervorgerufenen, plaſtiſchen Thätigkeit. In den Bildwerken der Azteken ſuchen wir nicht das Heitere und Erfreuliche, ſo wenig als in der Skulptur der ſüd- und oſtaſiatiſchen Völker, die an Civiliſation den amerikaniſchen weit überlegen ſind. Klein erſchien von jeher der Erdraum, in dem das Erfreuliche, Edle, Ideale der Form herrſchend war. Wie ſchwindet es raſch öſtlich vom Halys gegen die Semitiſchen Stämme hin, in den Sitzen alter Menſchenkultur, unter den Babyloniern und Phöniciern, dann in den Hochebenen und ſüdlichen Thälern von Iran, oder jenſeits der Pentapotamide, wo indiſche Geiſtesbildung durch den Buddhismus bis in die ferne aſiatiſche Inſelwelt gedrungen iſt. Das **vergleichende Sprachſtudium**, eine der herrlichſten Beſtrebungen unſeres Zeitalters, bietet, wie das allgemeine Studium der Kunſt, ein zweifaches Intereſſe dar, ein inneres, das den organiſchen Bau der Sprache umfaßt, und ein äußeres hiſtoriſches, welches die Abſtammung und früheren Wanderungen der Volksſtämme berührt. Die Zeiten ſind vorüber, wo man die Idiome roher Völker ohne Schrift und Literatur (**inculti sermonis horrorem**), und die Bildwerke ungriechiſcher Stämme einer gleichen Verachtung Preis gab.

(Der Beſchluß folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Es war Römmling wunderbar zu Muthe; ſein erſter Gedanke war: „wäre es doch lieber eine fette, ältliche Spanierin geweſen.“ Denn war auch nichts in Thereſa's Geſchichte und Betragen, was ſeine Achtung für ſie in Anſpruch genommen hätte, ſo war doch in ihrem ganzen Weſen, in ihrem feurigen, durch Waſſer ſchimmernden Blick nur allzuviel, was ſeinen irdiſchen Theil beſtach. Auch konnte er nicht umhin, mit der Nachſicht, die alle Männer für diejenigen Frauen haben, die ihnen, und denen ſie gefallen, ſie mehr unglücklich als ſchuldig zu finden. Er war indeß viel zu ſehr ein Mann von Ehre, um ſich nicht vorzunehmen, das Gaſtrecht an ſeinem Wirthe auf keine Weiſe zu verletzen.

Don Fadrique war viel in Geſchäften außer dem Hauſe, ſeine Frau viel im Garten, und der Garten der einzige Ort, wo Römmling die Hitze nicht unerträglich erſchien. Dennoch hielt er ſich tapfer und wich allen offenbaren Gelegenheiten vorſichtig aus. Sollte es einer der Leſer vielleicht einmal erlebt haben, daß er wochenlang faſt allein mit einer ſchönen Frau eingeſperrt war, die ihm offenbar ſehr wohl wollte, deren Tugend nicht unüberwindlich ſchien, ſollte er dabei — ſelbſt feurigen Temperamentes — allen Anfechtungen widerſtanden haben, ſo lache er unſern armen Helden aus, wenn dieſer Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte, wenn er ſich keinen Rath wußte, bald nach dem Augenblicke der Befreiung ſeufzte, und bald wünſchte, ſie möchte ſich noch

Digitized by Google

eine Weile verzögern. — Oft wollte er ſich Clara's Andenken zurückrufen, aber dann machte er ſich Vorwürfe, ihrer in ſolchen Umgebungen und unter ſolchen Umſtänden auch nur zu gedenken. Er machte ſich's zum Geſetz, die Kapſel ihres Bildniſſes nicht zu öffnen. — Als er Thereſa ſeine Verbindung mit ihr vertraute, erwiderte dieſe: „Ich weiß es, ich habe oft ihr Bild neidiſch betrachtet, als ich noch Emeterio war. O Römmling! Karl! theurer Freund!" rief ſie plötzlich aus und zerfloß in Thränen; „haben Sie es damals nie geahnet, wie ich Sie liebte, wie bei Ihrem Anblick das Andenken an den Verräther, der mich elend machte, verwiſcht war? Die Liebe zu ihm war nur das Erwachen des erſten Gefühls, das ſich an den erſten beſten Gegenſtand anſchloß; die zu Ihnen war unwiderſtehlich, bei Ihrem Anblick entzündet, durch Ihren Edelmuth, Ihre ſanfte Männlichkeit genährt und durch Ihre Gleichgültigkeit zur Leidenſchaft angefacht. Ach, Karl! wie oft hat mich Ihre Kälte gequält, wie hab' ich geweint in meiner einſamen Kammer! Aber Ihre dauernde Unempfindlichkeit weckte meinen Stolz; ich ſchwieg, und mußte ſchweigen. Die gewaltſame Trennung wiegte meine Gefühle nach und nach ſoweit ein, daß ich meinem Leben hoffnungslos, aber ohne Verzweiflung entgegen ſah, daß ich ſogar — heirathete. Und als es geſchehen, als ich unwiderruflich von Ihnen getrennt war, bringt man mir Ihren halbtodten Körper in's Haus! Was ich von Kraft, von Ueberwindung beſeſſen habe, ward in dem Augenblick verſchwendet, wo ich an Ihrem Bette ſtand und Ihr theures, blutbedecktes Haupt wiederſah, ohne ein Zeichen des Erkennens geben zu dürfen. Ich habe keine mehr. Zürnen Sie mir, verachten Sie mich, daß ich es Ihnen ſage: ich liebe Sie, ich liebe Sie noch mit doppelter, verzehrender Leidenſchaft!"

„Liebe, theure Thereſa," erwiderte Römmling mit nichts weniger als feſter Stimme, „Sie laſſen ſich von Ihren zu warmen Gefühlen hinreißen." — Hier faßte er ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. — „Die Ehre, die Tugend, Alles zwingt uns, ſolche Geſpräche, ſolche Augenblicke zu fliehen." — „Ja, Karl," rief ſie, und warf ſich weinend an ſeine Bruſt, „Sie waren immer beſſer, als ich; leiten Sie mich auch diesmal auf dem Wege der Tugend. Ach! ich verachte mich bitterlich; thun Sie es auch?" — „O Thereſa!" rief er, und drückte ſie feurig an ſein Herz; „wäre es an mir, Ihr Richter zu ſeyn? an mir, dem Sie in Ihrer ſüßen Schwäche nur zu liebenswürdig erſcheinen? Aber wir wollen zuſammen die Verſuchung beſiegen, der wir einzeln nicht gewachſen ſind. Wir wollen uns trennen!" — „Das iſt das einzige Mittel," ſagte ſie ſchluchzend, „uns ein reines Bewußtſeyn zu bewahren. Ich habe es erfahren, daß mir Ihre Nähe nur zu gefährlich iſt." — Bei dieſen Worten drückte er ſie feſter an ſich. — „Dieſer eine, lezte Kuß noch, Thereſa!" verſezte er endlich, und feſt umſchlungen ſaßen die beiden Tugendhaften in der ſchattigen Grotte, und gelobten ſich, der Pflicht treu zu bleiben. — Es läßt ſich daraus die Moral ziehen, daß man unter ſolchen Umſtänden beſſer thun möchte, den Weg der Tugend allein, als vereint zu wandeln. Doch glaubten Beide, als ſie wieder in ihren einſamen Gemächern waren, daß ſie einer ſchweren Verſuchung wacker widerſtanden hätten, und wie jener Trunkenbold, der zur Belohnung dafür, daß er an einer Schnapsbude vorbeigegangen war, umdreht und ſich ein Gläschen vom Beſten geben läßt, belohnten ſie ſich am nächſten Tage durch eine lange Umarmung.

In der Hälfte des Juli trat Don Fadrique Fonſeca eines Tages triumphirend zu Römmling in's Zimmer und ſagte: „Herr Kapitän, es iſt mir gelungen, einen ſichern Plan für Ihre Befreiung ausfindig zu machen. Ihre Wunden ſind geheilt und ich fühle, daß Ihnen der Aufenthalt hier nicht länger angenehm ſeyn kann, zumal, da meine Thereſa in ihrem Benehmen gegen Sie meinen Wünſchen nicht entgegengekommen iſt. Tragen Sie ihr ihre unverbindliche Art nicht nach, obgleich ſie Ihnen die Hausgenoſſenſchaft mit ihr verbittern mußte. Für perſönliche Abneigungen kann man nichts, und glauben Sie mir, daß ſie es doch im Ganzen gut mit Ihnen meint. Ich habe mir nun vorgenommen, durch dieſe Art der Befreiung eine kleine Rache an meiner Frau zu nehmen. Es iſt mir gelungen, für Thereſa und mich Päſſe zu einer Ausflucht nach Toledo zu erlangen, aber ſtatt meiner Frau, nehme ich Sie mit; jene muß ſo lange das Haus hüten. Uebermorgen iſt Alles in Bereitſchaft; es könnte ſchon morgen ſeyn, aber Sie begreifen, daß ein Mann, auf dem ſo viel ruht, wie auf mir, wenn er ſein Haus ordnen will, leicht einen Tag mehr braucht, als andere Leute."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Beſchluß.)

Hôtel de Saxe. Schauſpielhaus. Schröder-Devrient.

Ein Haupterforderniß nicht nur zu einem zweckmäßigen Etabliſſement von öffentlichen Maskenbällen, ſondern auch zu andern allgemeinen, glänzenden Tanz- und Muſikvereinen, nämlich ein paſſender großer und wohldekorirter Saal, wurde ſeit längerer Zeit ſchon in Dresden ſehr vermißt. Auch dieſem wirklichen Mangel abzuhelfen, iſt bereits Anſtalt getroffen. Der jezige Wirth des in den lezten

Digitized by Google

Jahren ungemein beſuchten Hôtel de Saxe, angemuntert durch den außerordentlichen Beifall, den ſein Gaſthof ſich erworben, hat noch zwei rechts und links an ihn ſtoßende, anſehnliche Häuſer dazu gekauft, um ſowohl ſeiner Anſtalt überhaupt mehr Größe und Glanz zu verſchaffen, als auch beſonders einen durch überwiegende Eleganz empfohlenen Saal zu erbauen und einzurichten. Die Vorbereitungen ſind bereits begonnen und das Werk ſcheint mit großem Feuer angegriffen zu werden. Ferner, ſagt man, ſoll die längſt erſehnte Befriedigung eines gewiß nicht minder dringenden Bedürfniſſes endlich an die Reihe kommen. Dies iſt die Erbauung eines neuen Schauſpielhauſes. Das jetzige, urſprünglich ſehr kleine und durch nach und nach erfolgte Anbaue und Verbeſſerungen im Aeußern zur Phyſiognomie eines eigentlichen Ungeheuers erwachſene Theater leidet im Innern an wenigſtens eben ſo großen Gebrechen. Beſonders faßt es ganz notoriſch viel zu wenig Zuſchauer. Nur eine Menge gewiß nicht unwichtiger Rückſichten und Hinderniſſe waren ſeither Urſache, daß dem längſt gefaßten Projekt, ein paſſenderes Gebäude für dieſen Zweck herzuſtellen, die Ausführung noch vorenthalten werden mußte. Doch ſchmeichelt man ſich allgemein, es werde im jetzigen Sommer gewiß dazu kommen. Der lebendigen Bühne ſteht übrigens mit dem Frühlinge ſchon ein unangenehmes Ereigniß bevor. Der höchſte Schmuck der hieſigen Oper, die Grazie Schröder-Devrient, hat, auf ihre Gage für ein Jahr freiwillig Verzicht leiſtend, ſich Urlaub für dieſe Zeit erbeten. So empfindlich auch der lange Verluſt einer ſolchen Künſtlerin jedem Kunſtfreunde ſeyn muß, ſo ſehr gönnt doch gewiß die Mehrheit derſelben ihrem Lieblinge den freien Ausflug in die heitern Räume Italiens. Möge ſie, mit den neuen Siegeskränzen geſchmückt, die ihrer dort harren, gern zurückkehren. In ihrer Abweſenheit beabſichtigt, dem Vernehmen nach, die Bühnendirektion, das Publikum durch eine Auswahl von beſonders beliebten Sängern und Sängerinnen des Auslandes nach und nach zu erfreuen. Unter ihnen nennt man das vor einigen Jahren hier angeſtellt geweſene Fräulein Schebert. Man ſah ſie damals ſo ungern ſcheiden, daß ſie gewiß auf ein recht einſtimmiges Willkommen rechnen darf. Die neue Oper: „Turandot,“ von dem, nebſt dem Kapellmeiſter Morlacchi um die hieſige Oper ſehr verdienten Kapellmeiſter Reißiger, hat drei Mal (nur ſo viel Mal wurde ſie bis jezt aufgeführt) ein überfülltes Haus bewirkt. Ohr und Auge müſſen alſo wohl ihre Rechnung bei ihr finden; denn auch das Auge macht bekanntlich in neuerer Zeit an die Oper bedeutendere Anſprüche, als jemals. Auf dem deutſchen Theater war unſtreitig Raupachs „Konradin“ die bedeutendſte neue Erſcheinung.

Der zum Tode verurtheilte Mörder, deſſen Flucht aus der Frohnfeſte mein lezter Brief meldete, iſt bis jezt nicht wieder ergriffen worden. Minder gut glückte ſeitdem ſeinem ebenfalls bereits unter dem Schwerte des Nachrichters ſtehenden Mitſchuldigen Gäbler der Verſuch, ſich der nahen Hinrichtung zu entziehen. Wohl einſehend, daß nach der entdeckten Flucht Rietſchels die Vorſicht ſich verdoppeln und an das Entkommen weniger als je zu denken ſeyn würde, faßte er den Entſchluß, ſich durch einen heimlichen Weg dem öffentlichen nach dem Blutgerüſte zu entziehen. Es gelang ihm auch, eines Werkzeugs habhaft zu werden, wodurch er die Oeffnung der Pulsader zu bewirken hoffte. Obſchon aber ſeine Mordoperation die rechte Ader verfehlte, ſo würde er ſich doch unſtreitig verblutet haben, wenn nicht der Gefängnißaufſeher zu ungewohnter Zeit ſein Behältniß beſucht und ihn ſo gerettet hätte.

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

Der Prozeßſüchtige.

Der Anwalt der Univerſalerbin behauptete, Luberſac ſey bis zu ſeinem lezten Augenblicke recht verſtändig geweſen; zum Beweiſe könne ja das vernünftig geſchriebene Teſtament dienen; daß er ſich um einige Tage verrechnet habe, ſey eine bloße Zerſtreuung, der man wohl unterworfen ſey, wenn man ſeinen lezten Willen niederſchreibe. Das Gericht meinte auch, von einer Verrücktheit ſey keine Spur im Teſtament; allein die Abweſenheit eines richtigen Datums ſey hinreichend, daſſelbe umzuſtoßen. Somit wurde die Favoritin abgewieſen. Da aber zwei ältere Vermächtniſſe vorhanden waren, mit gültigem Datum, und ſie in dieſen als Erbin eines Vermögens von 480,000 Franken eingeſezt war, ſo wurde die Familie angehalten, ihr dieſe Summe auszuzahlen. Die Begünſtigte könnte ſich alſo wohl darüber tröſten, daß ſie nicht Univerſalerbin des lebensſatten de Luberſacs geworden iſt; dennoch verſicherte die Gazette des Tribunaux, keine von beiden Parteien ſey mit dem Urtheilsſpruche des Gerichts zufrieden; wahrſcheinlich werden ſie alſo beide an ein höheres Gericht appelliren; dann kann ſich die Sache noch eine Zeitlang ſo hinziehen, bis die Leute endlich müde werden und ſich vergleichen, oder ſich in den Urtheilsſpruch fügen. Da ich einmal am Erzählen bin, ſo muß ich auch noch eines Prozeſſes aus der reichen Welt erwähnen, der zur ſelben Zeit, wie der Luberſacſche, vor Gericht kam. Dieſer betraf ebenfalls einen ſehr reich geweſenen, aber herabgekommenen Mann, der ſein Geld nicht mit Liebſchaften, ſondern mit Prozeſſen vergeudet hatte. Es gibt hier, wie überall, Leute, welche zum Prozeßführen gleichſam wie geboren ſind, und denen nichts erwünſchter ſcheint, als ein neuer Prozeß; dieſe Leute ſind niemals beſſerer Laune, als wenn ſie recht viele Händel haben, und ſie werden melancholiſch, wenn man ihnen die Mittel benimmt, ihrer Lieblingsneigung zu Aktenſtößen und Gerichtsverhandlungen zu fröhnen. Solch ein Mann war denn auch und iſt vermuthlich noch derjenige, deſſen Sache in dieſen Tagen vor Gericht kam, und welcher diesmal gegen ſeine drei Töchter Prozeß führte. Die Sache war dieſe. Der Mann hatte ungefähr 40,000 Franken jährlichen Einkommens gehabt. In dieſer glänzenden Zeit hatte er ſeine drei Töchter verheirathet, und als er nichts mehr zu thun gehabt, ſich auf's Prozeſſiren gelegt, was für ihn die angenehmſte aller Beſchäftigungen war. Er reiste mit ſeinem Wagen in Frankreich umher, hielt ſich an den Orten auf, wo er Prozeſſe hatte, und war ſeine Anweſenheit irgendwo nöthig, ſo begab er ſich hin und prozeſſirte. Advokaten und Prokuratoren ſahen ihn recht gern, und er war auch ihr Freund und zahlte ſie gut. Dadurch gingen aber alle ſeine Einkünfte darauf. Da nun nach den franzöſiſchen Geſetzen die Kinder, wenn ſie zu leben haben, genöthigt ſind, für den Unterhalt ihrer darbenden Eltern zu ſorgen, ſo hatte der prozeßſüchtige Vater zum Geſetze ſeine Zuflucht genommen und ſeine Töchter um einen Jahrgehalt angeſprochen. Dieſer war zu 2400 Franken feſtgeſezt worden. Der arme Mann verſuchte damit zu leben, es war aber nicht möglich. Wie viel Prozeſſe kann man mit 100 Louisd'or führen, wenn man noch dazu dies Geld zu ſeinem Unterhalte braucht!

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. März 1835.

— Wie nun? Hab' ich, hat ſie die Schuld?
Verſucher und Verſuchter — wer fehlt mehr?

Shakespeare.
Maaß für Maaß.

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Die engliſche Armee war theils in Alentejo, theils längs des Tajo aufgeſtellt, und das Hauptquartier in Portalegre. Dorthin mußte alſo eigentlich die Reiſe, ſtatt nach Toledo gehen. Der Gedanke der Trennung erſchütterte Römmling mehr, als er geglaubt hätte, und die Vorwürfe, die er ſich darüber machte, halfen nichts. Thereſa behielt in Gegenwart Fabriques ihre ſtolze Haltung; aber kaum war ſie allein mit Römmling, als ſie ihm weinend zu Füßen ſtürzte und ſeine Hände an ihre Lippen drückte. „Uebermorgen iſt mein Todestag!“ rief ſie weinend. „Karl! verlaſſen Sie mich nicht, nehmen Sie mich mit ſich!“ — „Thereſa,“ ſagte er, „wie wäre das möglich? Ich würde Sie auf immer elend machen. Ich beſchwöre Sie, faſſen Sie ſich; denken Sie an Ihren Mann.“ — „O! an meinen Mann!“ rief ſie verzweifelnd, „warum erinnern Sie mich an den? Sie könnten es nicht, wenn Ihre Liebe im geringſten der meinigen gleich wäre. Ach! das Leben liegt kahl und freudlos vor mir; ich Elendeſte, warum mußte ich Sie je ſehen! warum blieben Sie kalt für meine Liebe, als uns noch nichts trennte, als wir beide frei waren und uns ohne Vorwurf angehören durften!“

Römmling war froh, daß die Nachhauſekunft Fabriques dieſe peinliche Scene unterbrach; er zog ſich zeitig in ſein Zimmer zurück und hörte ſchwermüthig zu, als nach und nach das Geräuſch im Hauſe und in der Stadt abnahm. Sein Herz war ſchwer, die Eindrücke der Gegenwart und der nächſten Vergangenheit hatten in dieſen Augenblicken die Oberhand. Thereſa's Bild ſchwebte in glühenden Farben vor ſeiner Einbildungskraft; er verſuchte umſonſt, ſich zur Ruhe zu legen, immer jagte es ihn wieder auf in den kühleren Garten, aber die betäubenden Düfte der Blumen beruhigten ihn nicht, er trug dieſelbe Erregung auf ſein Lager zurück, und auch im Schlummer verließ ſie ihn nicht. — Plötzlich weckte ihn ein leiſes Geräuſch — Thereſa ſtand, mit einer Lampe in der Hand, an ſeinem Lager. Leſer, rufe Dir Alles in's Gedächtniß zurück, was Du von dem Einfluß ſüdlicher Lüfte, von dem „dunkelſüßen“ Leuchten ſpaniſcher Augen, von dem Drange der Umſtände, vom verrätheriſchen Mondſchein und von der allgemeinen Schwäche des menſchlichen Herzens weißt. Dies Alles ſtürmte auf Römmling ein und er vergaß in den nächſten Stunden ſeine ferne Liebe und ſeine Grundſätze. Und Clara! was thateſt Du in dieſem Augenblick? Du lagſt, von lieblichen Träumen umfangen, an den Einziggeliebten deiner Seele denkend.

Der Tag vor der Trennung war ein Tag voll berauſchender, entzückender, zerſtörender Gefühle für die

Digitized by Google

beiden ſchuldigen Weſen, die Fadrique mit ſchwerfälligen, aber gutmüthigen Scherzen verfolgte. Er freute ſich, daß ſeine Frau nun doch endlich einige Theilnahme an ſeinem Gaſtfreunde zu äußern ſchien. Denn, zu Thereſa's Ehre ſey es geſagt, ihre Gefühle ſpotteten heute aller Verſtellungskunſt. „Iſt ſie nicht ein himmliſches Weſen?“ ſagte Fadrique heimlich zu Römmling; „denn heute haben Sie ſie erſt ganz kennen gelernt.“ — „Sie ſind ein glücklicher Mann,“ ſagte Römmling im Laufe des Tages. „Weil ich ſo reich bin?“ fragte Fadrique. „Auch darum,“ erwiderte Römmling; „aber mehr noch, weil die ſchönſte Frau in Spanien die Ihre iſt.“ Fadrique war entzückt über dieſes Lob; denn nach Art der meiſten Eiferſüchtigen war er es nur da, wo er keinen Grund dazu hatte, und ging am rechten Punkte vorbei, wie einer, der Blindekuh ſpielt.

Mit Tagesanbruch ſtand die ſchwere Staatskaroſſe des reichen Kaufmanns bereit; Fadrique trat mit ſeiner Frau Mantel und Schleier in Römmlings Zimmer und hüllte ihn darein, herzlich über ſeine Liſt lachend. Thereſa blieb unſichtbar, ſie traute ihrem Schmerze nicht. — Erhitzt, ermattet und ſich ſelbſt tief verachtend, ſtieg Römmling in den Wagen und nahm neben ſeinem gutmüthigen Retter Platz. Nach kurzem Aufenthalt am Thore erreichte man das Freie, bald auch den Ort, wo es möglich war, ohne Verdacht zu erregen, eine andere Richtung zu nehmen, und endlich die engliſchen Vorpoſten.

Hier war es Römmlings erſte Sorge, ſeine Uniform anzuziehen. — Gleich nach ſeiner Umwandlung eilte er aber zu ſeinem großmüthigen, mit Undank belohnten Befreier zurück. Dieſer ſtaunte, als er ihn zum erſtenmale ohne entſtellende Umhüllung in kriegeriſcher Kleidung eintreten ſah. „Ei, Herr Kapitän,“ ſagte er lächelnd, „Sie haben ja eine Figur, wie ich ſie mir mit all meinem Reichthum nimmermehr verſchaffen kann. Ich bin beinahe froh, daß meine Thereſa Sie nur als Invalide geſehen hat, ſonſt könnte ihre Abneigung nur zu bald verſchwunden ſeyn.“ Römmling hatte die Thränen in den Augen, als er ihm für ſeine Güte dankte. „Verſichern Sie Ihre Frau Gemahlin noch einmal,“ ſagte er beim Abſchiede, „wie tief ich mich Ihnen beiden verpflichtet fühle, Don Fadrique, und verzeihen Sie mir, wenn ich ſtörend in Ihr Hausweſen eingegriffen habe.“ Er beugte ſein Haupt tief herab, als er dies ſagte, und eine Thräne entrollte ſeinen Augen. Fadrique's waren augenblicklich überſchwemmt. „Ei, Sie ſind ja ein wahrer Ausbund von Dankbarkeit!“ rief er ſchluchzend, und ſchloß, alle ſpaniſche Grandezza im Feuer des Augenblicks vergeſſend, den gepeinigten Römmling an ſeine Bruſt. Beim letzten Abſchied rief er ihm zu: „So möge der Himmel Ihnen Ihr Glück ſo reichlich zumeſſen, als Sie mir Ihren Dank!“ Dieſer Segenswunſch klang dem Schuldbewußten wie ein Fluch; als wollte er ihm entfliehen, warf er ſich raſch auf ſein Pferd und eilte Portalegre zu. Hier wurde er mit um ſo größerem Jubel empfangen, da man ihn natürlich todt geglaubt hatte. Aber dieſe Freude rührte ihn nicht; er gedachte Clara's, er gedachte faſt mehr noch Don Fadrique's und ſeines ſchwarzen Verraths an beiden.

Im engliſchen Lager war eine Zeit der Erholung und des Wohllebens. Der Feldherr geſtattete ſeinen Offizieren und Soldaten, ſo oft kein activer Dienſt ſie beſchäftigte, erlaubte Freuden zu ſuchen. Man hielt ſich Meuten der ſchönſten Jagdhunde und pflegte überhaupt der Jagdluſt mit Leidenſchaft, wozu die ununterbrochenen, an Füchſen und Haſen reichen Ebenen der Umgegend von Portalegre die ſchönſte Gelegenheit darboten. Wer kein Freund dieſes Vergnügens war, ging anderem nach, dem Spiel, dem Tanz; Römmling aber nahm an nichts Theil, er war nicht mehr derſelbe, ſein Frohſinn war gebrochen. Er durfte nicht mehr auf einen freudigen Empfang in Deutſchland hoffen, und es war ihm überhaupt, als hätte er ſich jede Ausſicht auf eine glückliche Zukunft für immer verſperrt. Manche ſchoben ſeine düſtere Laune auf die Nachwirkung ſeiner gefährlichen Kopfwunde, manche auf die Trauer über den Verluſt ſeines Freundes Blake, deſſen Andenken er nun, da er von dem Rauſche, der ihn in Badajoz umfing, erwacht war, manche ernſte Stunde weihte. Viele aber hatten etwas Beſſeres zu thun, als ſich um das trübſelige Geſicht eines mißgelaunten Kameraden zu bekümmern. Doch ihn erfüllte nicht allein das böſe Gewiſſen mit Gram, auch an Thereſa's Schickſal dachte er mit Unruhe; er konnte nicht hoffen, bald etwas von ihr zu erfahren, und er glaubte oft, daß die Heftigkeit ihrer Leidenſchaft unheilbringend für ſie werden könnte. — Doch ich will mir hier einen Anachronismus in meiner Erzählung erlauben und den Leſer ein= für allemal über dieſe Dame beruhigen. Sie ſtarb nicht vor Gram, ſondern wählte ſich einen franzöſiſchen Offizier zum Nachfolger des engliſchen, ein Sieg der Feinde über das verbündete Heer, von dem der Herzog von Wellington vermuthlich nie etwas erfahren hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mexikanische Alterthümer.

(Beſchluß.)

In der neuen Welt hat ſich der Strom der Völker von Nordweſt gegen Süden bewegt. Man verfolgt dieſen Strom von dem See Timpanogos und von den Caſas Grandes am Rio Gila bis zur Laguna de Nicaragua

hin. Die Tolteken erſcheinen im ſiebenten, die Azteken im eilften Jahrhunderte in Anahuac. Ob ein Nebenzweig des Toltekiſchen Hauptſtammes gegen Oſten zog und dort in der obern Luiſiana, zwiſchen dem Ohio und den großen canadiſchen Seen (Breite 39° bis 41°) jene polygoniſchen Umwallungen und coniſchen Grabhügel aufführte, die noch jezt um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen, als ſie Skelette einer ſehr kleinen Menſchenrace enthalten, bleibt überaus zweifelhaft. Die gegenſeitige Abhängigkeit mehrerer Centralpunkte aufkeimender Civiliſation iſt in Amerika wie in Innerasien ſchwer zu beſtimmen. Dieſe dämmernden Lichtpunkte waren: Cibora und Quivira bei Neumexiko, ein nördliches Dorado, in dem noch im ſechzehnten Jahrhundert der Mönch Marcus von Nizza einen bärtigen, das Kreuz anbetenden König Tatarax (eine Art Prieſter Johannes) ſuchte; Anahuac, oder das tropiſche Gebirgsland der Tolteken und Azteken; das cochenillereiche Oaxaca, wo ſich der Trauerpallaſt von Mitla (Miguitlan) erhebt; Teochiapan, Guatimala und Nicaragua, wo die berühmten Ruinen von Copan, Peten, Utatlan und Santo Domingo Palenque (einſt Culhuacan der Tzendalen) liegen; ſüdlich von der Landenge von Panama das Reich des Muyscas (Cundinamarca oder Neugranada), wo ein geiſtliches und ein weltliches Oberhaupt waren; die Hochebenen von Quito, Couzco und Titicaca. Ackerbauende Völker, von Prieſtergewalt und politiſchen Inſtitutionen bedrückt, die der Ausbildung des Einzelnen, nicht dem materiellen Wohlſtande und einer Kultur der Maſſe, wie wir ſie in Egypten, bei den Raſenern (Etruskern) und in Tübet ſehen, hinderlich waren, bewohnten nur den gebirgigten Theil des neuen Kontinents, der Aſien gegenüber liegt. In dem öſtlichen, ebenern Theile ſchwärmten Jägervölker von roher Geſittung umher. Der Uebergang vom Jagdleben zur feſten Anſiedlung war um ſo ſchwerer, als der Mangel milchgebender Hausthiere in Amerika das Hirtenleben unmöglich machte. Der hier bezeichnete Kontraſt, einer der wichtigſten Grundzüge der Geſchichte jenes Welttheils, übt noch gegenwärtig einen mächtigen Einfluß auf die Schickſale der amerikaniſchen Staaten aus. Im Weſten bilden die ackerbauenden Ureinwohner einen wichtigen Theil der Bevölkerung. Die europäiſchen Anſiedler ſind nur der alten Civiliſation gefolgt; ſie haben alten mexikaniſchen und peruaniſchen Städten neue Namen gegeben. Im Oſten ſind dagegen die wilden Jägervölker zurückgedrängt und dem gänzlichen Untergange nahe gebracht worden. Die weiße und afrikaniſche Race und ihre Gemiſche bilden allein die Bevölkerung in Nordamerika und Braſilien. Die Staaten, gegen welche Cortez und Pizarro gekämpft, exiſtirten aber nicht, als ſcandinaviſche Seefahrer im Anfange des eilften Jahrhunderts Winland entdeckten. Die Kultur und Verbreitung ackerbauender Völker, welche die Spanier im weſtlichen Alpenlande fanden, war kaum 300 Jahre alt. Hätte die ſcandinaviſche Entdeckung des nördlichen Amerika's dauernde Folgen gehabt, ſo würde der Zuſtand der europäiſchen Anſiedelungen ganz von dem verſchieden ſeyn, der jezt die öſtlichen und weſtlichen Theile jenes Kontinents charakteriſirt.

Von den großen Bauwerken, die Herr Nebel gezeichnet, ſind einige, die Pyramiden von Cholula (Chollollan) und Papantla, wahrſcheinlich toltekiſchen und alſo ältern Urſprungs, als die Entdeckungs-Fahrten von Biarn und Leif Erikſon. Die erſtere dieſer Pyramiden, welche 1350 Fuß lang und 178 Fuß hoch iſt, war nach dem Muſter des wohl orientirten Teocallis von Teotihuacan, unfern des Sees von Tezcuco, erbaut. Die Zeichnungen des Architekten Nebel, den wir die Freude gehabt haben, vor wenigen Wochen in unſern Mauern zu beſitzen, ſind aber nicht bloß von geometriſcher Genauigkeit und charakteriſtiſch treu in Auffaſſung des eigenthümlichen Styls der Basreliefs und anderer Skulpturen, ſie haben auch einen großen künſtleriſchen Werth in landſchaftlicher Hinſicht. Die üppige Fülle und der wilde Reichthum der Vegetation, die Phyſiognomik der Tropengewächſe, das ganze Naturleben des Erdraumes, wo jene Völker ihre ſonderbaren Bauwerke aufgeführt, ſind mit bewundernswürdigem Talente dargeſtellt. Anſichten neuer, von den Spaniern gegründeter Städte, Koſtüme und Scenen des häuslichen Lebens ſind den archäologiſchen Gegenſtänden beigeſellt, und nach den Proben kolorirter Lithographien zu urtheilen, welche Herr Nebel hier vorgezeigt, werden ſeine ſorgfältig ausgeführten Zeichnungen, wie ſeine geiſtreichen Skizzen befriedigend auf Stein übertragen werden. Das Werk ſelbſt wird in Paris in zehn Heften, jedes Heft zu fünf Lithographien, unter dem Titel: Voyage archéologique et pittoresque dans la partie la plus intéressante du Mexique, erſcheinen. Ich benutze um ſo freudiger dieſe Gelegenheit, die verdienſtvolle Arbeit eines deutſchen Architekten anzuzeigen, als ich ſelbſt in meinem Werke: Anſichten der Cordilleren und Monumente der Urvölker des neuen Kontinents (70 Kupfertafeln, Folio), längſt ſchon den lebhaften Wunſch geäußert habe, meine eigenen unvollkommenen Darſtellungen durch genauere, von einem ausgebildeten Künſtler im Angeſicht der Monumente entworfene Zeichnungen erſezt zu ſehen.

Der Text, welcher Herrn Nebels graphiſche Arbeit begleitet, hat, neben ſeiner Kürze, noch ein anderes Verdienſt, das ich nicht verſchweigen darf. Herr Nebel hat mit richtigem Sinne gefühlt, der Zweck ſeines Buches ſey, zu zeigen, was die aus dem alten, unbekannten Huehuetlapallan und Aztlan ausgewanderten Volksſtämme an Bauwerken und Idolen ihres gemeinſamen Kultus hervorgebracht; er hat in Mexiko nur

Mexikaniſches (Toltekiſches und Aztekiſches) geſehen, und wird die Leſer nicht mit Diskuſſionen über den Urſprung des amerikaniſchen Menſchengeſchlechts, über phöniziſche, galiſche und chineſiſche Kolonien (aus Fouſang), über die Atlantis des Plato (in deren Poſeidoniſcher Burg neuerlichſt ein ſcharfſinniger Literator den Plan zu der erſt 1325 erbauten aztekiſchen Stadt Mexiko erkannt hat) langweilen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Regſamkeit des Spekulationsgeiſtes. Kunſt und Künſtler.

Der Mann grämte ſich ab, alle Lebensluſt verging ihm; jedoch war er nicht ſo raſend, wie Luberſac; er blieb hübſch beim Leben, brachte aber eine Klage gegen ſeine Töchter ein, wobei er das Vergnügen hatte, doch einmal wieder einen Prozeß zu haben. Er klagte nämlich, es ſey ihm gar nicht möglich, mit den 100 Louisd'or auszukommen, ihm, der an ein üppiges Leben gewöhnt ſey und ſeinen Töchtern eine ſo reichliche Ausſteuer gegeben habe. Den Töchtern konnte er jedoch das Herz nicht erweichen. Ihr Anwalt behauptete, wäre der Herr Vater nicht ein ſo arger Prozeßdilettant, ſo würde er noch jezt vollauf zu leben haben. Wie könne er verlangen, daß ſich ſeine Töchter das Nöthige abgehen laſſen ſollten, bloß damit er Advokaten und Prokuratoren reichlich beſolden könne? Und was ihre Ausſteuer betreffe, ſo komme dieſe großentheils von ihrem mütterlichen Erbtheile her. Die Richter urtheilten, mit 100 Louisd'or könne Jemand zwar nicht viele Prozeſſe führen, aber doch anſtändig leben; mithin wurde der Kläger angewieſen, ſich damit zu begnügen. Zuweilen ſind die Richter geſcheite Leute in ihren Urtheilen; ſo auch diesmal; denn war es nicht höchſt vernünftig, daß ſie den Mann mit ſeiner Prozeßſuche und ſeinen 100 Louisd'or abfertigten, und es ihm überließen, wie er die beiden Dinge vereinigen könne, wenn auch ſeine Töchter in Ueberfluß leben, und neben ihrem zu Fuße nach dem Gerichtshofe gehenden Vater vorbei, zur Oper oder zu Aſſembleen fahren ſollten? — Ich kann dieſen Bericht nicht ſchließen, ohne noch Verſchiedenes zu melden, was für die reiche Klaſſe in Paris gethan wird; denn ſie iſt beſonders das Ziel alles Spekulirens der nicht Reichen, oder derjenigen, die ſich nicht für reich genug halten und noch gerne reicher werden möchten. Für ſie ſind kürzlich mehrere Clubs, oder, wie es hier heißt, Cercles in verſchiedenen Stadtrevieren eröffnet worden; für ſie untermengt man die vielen Schauſpiele und Bälle mit Konzerten, bei denen der Eintritt ſich auch bereits, wie bei den Opernbällen, zu zehn Franken geſteigert hat. Für ſie ſtattet man die Journale und die neuen Prachtausgaben claſſiſcher Werke mit Vignetten aus, an denen die Künſtler, wenigſtens die in beſonderem Rufe ſtehenden, genug zu arbeiten haben. Für ſie haben die Maler den ganzen Winter gearbeitet, um im künftigen Frühjahr mit einer, wo nicht gehalt-, doch zahlreichen Gemäldegalerie vor dem Publikum erſcheinen zu können, und die Gemäldezahl in Paris mit einem Tauſend neuer Kunſtwerke zu vermehren; der Bildhauer und Zeichner nicht zu erwähnen, die auch nicht ermangelt haben, eine ganze Galerie voll neuer Stücke zu verfertigen. Bereits wird Anſtalt zum Ausſtellen all dieſer neuen und ſchönen Sachen getroffen; dies gibt dem Geſpräche wieder eine neue Richtung; man verläßt Wellington und Peel mitten in ihren Anſtrengungen, ſich im Gleichgewicht zu halten; ſogar Guizot und Thiers laufen Gefahr, einige Tage lang nicht beſprochen, belacht oder verſpottet zu werden. Die Künſtler triumphiren; ihre heroiſchen Schilderungen, ihre Landſchaften, Träumereien, Einfälle, niedliche und läppiſche, und ihre Legion von Porträts nehmen eine Weile die Aufmerkſamkeit des Publikums in Anſpruch, und die hohen Spalten der großen Tageblätter öffnen ſich zur Kritik, zum Lobe oder zum Tadel ihrer Leiſtungen; ſie werden zum Tagesgeſpräch, man drängt ſich zu der Ausſtellung, man merkt ſich die auffallenden Stücke, man empfiehlt ſie einander; an den Freitagen kommt die reiche Welt in Equipagen herbeigefahren, und die ſchönen Damen wandeln im höchſten Puz unter den ſchönen Gemälden einher und laſſen von holden Lippen Worte des Beifalls und der Aufmunterung fallen. Der Künſtler genießt ſeines Triumphs, und mancher bekommt neue Beſtellungen oder ſezt ſein Werk auf eine vortheilhafte Art ab. Aber bald wird die große Welt wieder vom Strudel anderer Zerſtreuungen ergriffen, läßt die Ausſtellung und die Künſtler ſtehen und eilt andern Vergnügungen oder Beluſtigungen nach, und der Künſtler kann ſich glücklich ſchäzen, wenn die beſcheidenere Welt, welche zu Fuße ſich zum Louvre begibt und keine privilegirten Tage hat, ſeine Werke beachtet, an denſelben ihr Vergnügen findet und ihm auch ein wenig Beſchäftigung gibt. Zuweilen belohnt ihn dieſe zahlreiche Klaſſe beſſer als die andere, welche nicht viel Zeit zum Bewundern hat, nicht immer den Werth und die Bedürfniſſe eines Künſtlers kennt, und auch das ganze Jahr hindurch Gelegenheit hat, Kunſtwerke zu ſehen. Die Girouxſchen Salons enthalten deren eine Menge zum Verkauf, und in andern Laden hängen die Wände voll von neuen Gemälden und Skizzen, für welche die Kunſthändler dem armen, noch unbekannten Künſtler eine Kleinigkeit bezahlt haben, und die ſie den Reichen als unſchäzbare Kunſtwerke zu hohen Preiſen wieder verkaufen. Erſt wenn er berühmt geworden iſt, kann er ſelbſt die reichen Kunſtliebhaber in Kontribution ſezen.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 61:

Magnetismus.

Charade.

Das Erſte wechſelt wie der Wind,
Iſt neckiſch, launenhaft, voll Tücke;
Wenn noch ſo gut die Zeichen ſind,
Schlägt es oft um im Augenblicke.

Wie ſchnell und leicht das Zweite bricht,
Iſt ſchon des alten Spruches Sagen.
Oft, wenn das Ganze: „ſchön,“ verſpricht,
Läßt dich das Erſte bitter klagen.

Wenn raſch es in die Höhe ging,
Droht naher Fall — „dem Wetterglaſe!“ —
Nein! es iſt kein ſo ſchuldlos Ding,
Lockt oft auf des Verderbens Straße.

B.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. März 1835.

Marotte en main, dans le char qu'il promène,
Momus au bal conduit sages et fous.

Béranger.

Der Faſching-Dienstag in Paris.

Seit zwei Monaten wird zu Paris getanzt, und die Stockengländer, welche ſich einen Franzoſen nicht anders als tanzend und Fröſche eſſend vorſtellen, müſſen jezt völlig überzeugt ſeyn, daß ein Franzoſe das ganze Jahr hindurch tanzt und an nichts anderes denkt, als an Bälle. Die drei lezten Faſchingstage hindurch war es beſonders arg, und am Faſtendienſtage war beinahe halb Paris auf den Boulevards, um zu ſehen und geſehen zu werden. Zwei Reihen von Kutſchen, und an einigen Orten gar vier, fuhren hin und her, großentheils offen und mit ſchön maskirten Perſonen gefüllt. Bei manchen waren auch Kutſcher und Bedienten charakteriſtiſch verkleidet und die Pferde ſchön mit Bändern geſchmückt, ſo daß ſich eine ſolche Equipage vortrefflich ausnahm. Eine dichte Reihe von Zuſchauern bildete auf jeder Seite der großen Boulevardsallee einen breiten Saum, und in den beiden Seitenalleen ſpazierten noch eine Menge Masken zu Fuße; aber die ſchönſten ſaßen oder ſtanden in den Wagen. In einem dieſer Wagen ſaßen drei Kinder; der Knabe in einem blauſeidnen geſtickten Hofkleide alter Mode, mit hochfriſirten Haaren, und die beiden Mädchen ebenſo im alten Koſtüm als Marquiſinnen; auch die Bedienten waren maskirt, und es war nicht wohl möglich, zu entdecken, von wem dieſer halbſatiriſche Aufzug herrühre. Das Koſtüm des alten Marquis und der Marquiſin iſt eine Lieblingsverkleidung auch auf Bällen, weil ſie den Reichen Gelegenheit gibt, große Pracht zu entwickeln. Aus einem unbekannten Wagen wurden Bonbons unter das Volk und Blumenſträuße in die vorüberziehenden offenen Wagen geworfen, eine Galanterie oder Freigebigkeit, die, wie ein Tagesblatt verſichert, von Manchen übel aufgenommen worden iſt, ſo daß die Blumenſträuße aus vielen Wagen, ſo wie ſie hineinflogen, auch wieder herausgeworfen wurden. Man will daraus ſchließen, daß die Pariſer ſich noch nicht daran gewöhnen können, dem Faſching auch einen galanten Anſtrich zu geben, ſondern die Hauptbeluſtigung nur in dem Verkleiden und im Anſchauen der vorüberziehenden Masken ſuchen. Es läßt ſich aber doch begreifen, daß Familien, welche in ihrer Equipage dahin fahren, keine Geſchenke von einem Unbekannten annehmen und einen Blumenſtrauß nicht aufheben mögen, ohne zu wiſſen, von wem er kommt. Man behauptet ſogar, an einigen Orten ſey der freigebige Unbekannte zum Lohne mit Koth beworfen worden. Dies wäre denn freilich ein großer Undank für eine Freigebigkeit, die allerdings wohl unnütz ſeyn mag, aber doch aus guter Geſinnung kam. Ein andermal wird der Unbekannte mit ſeinen Bonbons und Blumenſträußen nicht ſo freigebig um ſich werfen.

Digitized by Google

Dem alten Brauche, den fetten Ochſen in feierlichem Aufzuge mit Reiterei, Muſik, Gensdarmen u. ſ. w. in der Stadt herumzuführen, und auch in den Tuilerien ſehen zu laſſen, blieben die Mezger auch dieſes Jahr treu. Der fette Faſchingsochſe iſt mancherlei Regenten in Paris ſeit vierzig Jahren vorgeſtellt worden, den Konſuln der Republik, dem Kaiſer, den ältern Bourbonen und der Orleanſchen Linie. Die kleinern Tagesblätter unterlaſſen nicht, ihre Scherze darüber preiszugeben. Eines will wiſſen, der Ochſe, als er aus dem Tuilerienhofe getreten, habe eine ernſthafte, zerſtreute Miene gehabt; wahrſcheinlich habe man ihm ein Miniſterportefeuille angeboten. Das Volk iſt auf dieſen allerdings glänzenden Aufzug ſehr erpicht, kauft auf den Gaſſen den Zettel, worauf das Itinerarium des fetten Ochſen gedruckt iſt, und läuft, um ihn wo möglich mehr als einmal vorüberziehen zu ſehen. Hinter dem Ochſen folgt ein eigens dazu verfertigter, ſchön geſchmückter Triumphwagen, auf welchem ein prächtig gekleidetes Kind ſizt. Das Volk liebt beſonders ſchöne Kinder, und ein ſolches bieten ſeiner Schauluſt die Mezger jedes Jahr pünktlich dar, wie denn überhaupt die Pariſer Mezger ſich durch ſchöne Züge und eine blühende Geſichtsfarbe auszeichnen. Dies ſcheint die neulich in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften gemachte Bemerkung zu beſtätigen, daß in dem Fleiſche, der gewöhnlichen Nahrung der Mezger, weit mehr und erſprießlicherer Nahrungsſtoff ſteckt, als in Gemüſen und überhaupt in vegetabiliſchen Speiſen. Natürlich iſt der Ochſe, den die Fleiſcher am Faſching herumführen, das ungeheuerſte Schlachtvieh, das ſich nur hat auffinden laſſen; zuweilen haben ſie auch zwei, da für einen das lange Herumſpazieren in der großen Stadt zu ermüdend ſeyn würde. Man nennt in den Zeitungen die Gegend Frankreichs, wo er oder ſie hergekommen, und auch wohl den Mann, der ihn oder ſie fett gemacht, und für welchen ſolch ein ungeheures Produkt eine große Empfehlung iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Am erſten Auguſt verließ die Armee ihre Quartiere, um das große Werk zu unternehmen, Ciudad-Rodrigo aus den Händen der Franzoſen zu befreien. Den 10ten ſchlug Lord Wellington in Fuente-Guenaldo, nicht weit von der zu belagernden Feſtung, ſein Hauptquartier auf, wo Römmling mit der dritten Diviſion blieb, während die übrige Armee ſo vertheilt ward, daß man hoffen konnte, die Feſtung durch Hunger zur Kapitulation zu zwingen. Allein die Umſtände vereitelten dieſen Plan, und ſchon am 29ſten September ward die Campagne für beendigt angeſehen und die Truppen wurden in die Winterquartiere vertheilt.

Nichts zerſtreute Römmlings Schwermuth in dieſer unintereſſanten Epoche. Das ſchlechte Wetter machte den auch hier beliebten Jagdpartien ein ſchnelles Ende, und die Langeweile zog in das engliſche Lager ein. Ein einziger Umſtand erheiterte Römmling. Don Julian Sanchez war der Held unter den ſpaniſchen Guerillas, den manche Romanze beſang und der im Munde des ſpaniſchen Volks fortleben wird, wie unſere Lützow'ſche Jagd im Munde der Deutſchen. Dieſer Guerillachef beſuchte die Engländer oft, wenn er von ſeinen Streifereien zurückkam, und Römmling hatte das Vergnügen, den jungen Juan, dem er einſt ſeine Studentenkleider für Thereſa entwendet hatte, unter des Generals kühnſten Männern wiederzufinden. Juan's Freude war außerordentlich. Er ſtimmte ein Lied in freien Verſen an, worin er beſang, wie Don Julian den franzöſiſchen General Régnauld gefangen nahm, als er vor Ciudad-Rodrigo ſpazieren ritt, während er, Juan, das in der Nähe weidende Vieh der Beſatzung erbeutete. Die muntere Laune, mit welcher der Sänger die Begebenheit, die damals der neueſten Vergangenheit angehörte, vortrug, verſezte Römmling in eine heiterere Laune, als er ſie ſeit langer Zeit gekannt hatte.

Die Vorbereitung zur Belagerung ging indeſſen ihren regelmäßigen Gang, den zu verfolgen nicht in das Gebiet einer Erzählung dieſer Art gehört. Am 11ten Januar 1812 wurden die Kanonen auf den Batterien der erſten Angriffslinie, dem Hügel, auf dem Ciudad-Rodrigo liegt, gegenüber, aufgeführt. — Es war ein Tag von ſeltener Schönheit; keine Wolke unterbrach das blaue Zeltdach des frohen Himmels, der ohne Bewußtſeyn der Scene, die ſich unter ihm vorbereitete, in ungetrübter Klarheit glänzte. Ein Augenzeuge ſagt: „Um vier Uhr Nachmittags begann das Feuer; es iſt unmöglich, ſich ein erhabeneres Schauſpiel zu denken. Der Abend war prächtig und vollkommen ſtille, nicht die kleinſte Bewegung durchzitterte die Luft, als plötzlich der Donner der Kanonen dieſen Schlummer der Natur ſtörte und Rauchſäulen die Atmoſphäre verfinſterten. Dieſe Säulen ſchlichen der Stadt zu und hüllten den Fuß der Hügel, die Wälle und die Baſteien ein, während die Spitzen der Thürme ſich in dunkeln Maſſen über den weißlichten, ſchweflichten Dünſten heraushoben und ſich wie die phantaſtiſchen Schlöſſer, die man oft an ſchwülen Sommertagen in den Wolken zu ſehen wähnt, darſtellten. Die Blitze, welche die engliſchen Batterien verſandten, kreuzten ſich mit denen der Feinde, und das Rollen des Kanonendonners tönte von Echo zu Echo

Digitized by Google

wieder, bis es ſich in der fernen Sierra de Francisca verlor. Das Pfeifen der Kugeln, das Geraſſel, mit denen ſie von den Mauern abprallten, vollendete den grauenvollen Eindruck, der alle Gegenwärtigen in eine Spannung verſezte, wie ſie ſie ſeitdem kaum mehr empfunden haben werden." Drei Tage heißen Kampfes folgten, in denen der ermüdeten Natur nur wenig Ruhe gegönnt wurde. Es war gelungen, zwei Breſchen zu ſchießen, und da der Gouverneur erklärte, ſich bis zum lezten Athemzuge vertheidigen zu wollen, beſchloß Lord Wellington den Sturm. Am 19ten Morgens erhielten Alle, die thätig an dem großen Unternehmen mitwirken ſollten, den Tagesbefehl. Er ſchloß mit den inhaltſchweren Worten: „Dieſen Abend um ſieben Uhr ſoll Ciudad-Rodrigo mit Sturm genommen werden."

Römmling gehörte, wie ſchon geſagt, zur dritten Diviſion, die General Mac Kinnon befehligte. Das Schickſal führte ſein Regiment an eine der gefährlichſten Stellen; es hatte die Ordre erhalten, die Spitze der zweiten Kolonne zu bilden, die ſich auf die Breſche werfen ſollte. Der lange, helle, wolkenloſe Tag war den Vorbereitungen und dem Nachdenken gewidmet. Römmling ging in der Ruhe des Mittags vor ſeinem Zelte auf und ab, in ſeine Gedanken verſunken, die ſich auf die Vergangenheit und die vielleicht zu kurze Zukunft richteten. Nur eins war in ſeinem bisherigen Leben, was ihn bitter reute, ſein Verhältniß zu Thereſa, ſein Undank gegen Fadrique. Heute fielen ihm des guten Mannes Worte: „möge der Himmel Ihnen das Glück ſo reichlich zumeſſen, als Sie mir Ihren Dank," centnerſchwer auf die Seele. „O mein Gott!" betete er, „wenn dieſe nichtswürdige Handlung mich des Erdenglücks, das ich mir ſeit Jahren als das höchſte gedacht habe, unwürdig gemacht hat, ſo laß ſie mich in dieſer Nacht durch einen ſchnellen Tod büßen, und komme ich glücklich aus dieſer Gefahr, ſo laß mich's als ein Zeichen anſehen, daß mir vergeben iſt." — „Clara," ſagte er weiter, und wendete das Geſicht unwillkührlich gegen Norden, „Clara, bete heute für mich, und vergieb mir, was ich an Dir verſchuldet habe."

Als der Abend ſich herunterſenkte, dauerte die Stille des Tages fort; der Mond ſchwamm als ſilberne Sichel im blauen Meere, und erleuchtete die Gegend ſo matt, daß nur die Umriſſe der Gegenſtände ſichtbar waren. Kein Schuß dröhnte aus Ciudad-Rodrigo herüber, ſie lag da wie eine Stadt der Todten, in den Schlaf der Ewigkeit gehüllt. In den Verſchanzungen der Belagerer herrſchte ein ähnliches, feierliches Schweigen, der Stille vor dem Ausbruche des Aetna zu vergleichen. Endlich tönte vom Hauptthurme der Stadt der ſiebente Glockenſchlag, und zehn Thürme wiederholten mit bewußtloſer Zunge die ernſte Stunde, für ſo Viele die lezte des Daſeyns in dieſem Leben. Die engliſchen Truppen ſtanden gereiht in Schlachtordnung, nicht mit jenem Flitterſtaat der Uniformen prangend, wie er manchen Nationen eigen und wohlkleidend iſt, aber ſo edel, feſt und drohend, daß jeder Offizier ſtolz war, ſolche Männer in den Kampf zu führen. Das Signal ertönte, und wie das Räderwerk einer Maſchine ſezte ſich die Maſſe in Bewegung. Mac Kinnons Brigade eröffnete den Zug, und ohne ſich durch den Regen der Kartätſchen und Kugeln irre machen zu laſſen, rückte ſie vor bis an den Fuß der gähnenden Maueröffnung. Hier war erſt ein kleineres Außenwerk einzunehmen, das die Franzoſen mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigten; doch es ward genommen. Römmling ſtürzte mit ſeiner Kompagnie an den Graben, er befahl, die Baumwollenballen, die zu dem Zwecke mitgenommen waren, hineinzuwerfen, und mit Eifer ward ſein Befehl vollzogen. Unterdeſſen nahte ſich ſein General dem Flecke, wo er, von Staub und Schweiß bedeckt, in der Hitze des Kampfes ſtand, und rief ihm zu: „Braver Freund, nach der Schlacht ſprechen wir uns wieder!" Indem wankte die Erde unter ihnen, drehte ſich in ungeheuren Wirbeln und ſchleuderte plötzlich alle, die ſich in einem weiten Umkreiſe befanden, wie Spreu in die Höhe; ſie hatten auf einer Mine geſtanden; viele, viele tapfere Krieger hatten ausgekämpft und General Mac Kinnon führte auch die Reihen derer, die in eine andere Welt gingen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, März.

Phyſiognomie des Münchner Lebens.

Eine trefflichere Hausordnung iſt wohl in keinem groß- und reſidenzſtädtiſchen Leben mit ſo glücklichem Erfolge eingeführt, als in unſerm München. Wir leben hier ganz und gar nach der Schnur. Mit einem mäßigen Gedächtniſſe, das nur ein Jahr reicht, können wir von dem vorjährigen Tage wiſſen, was uns der diesjährige bringen wird. Wie hier in ſoliden Haushaltungen noch der bayeriſch-bürgerliche Küchenkalender vorſchreibt, welche Gerichte Tag für Tag auf dem Familientiſche erſcheinen ſollen, und man ſich nur zu erkundigen braucht, ob es heute Sauerkraut oder Dampfnudeln gibt, um zu wiſſen, ob wir einen Dienſtag oder einen Freitag haben, eben ſo beſtimmte Normen haben wir auch für das Leben im Großen. Der Münchner weiß auf ein Haar, wann er mit der Werktagsjacke auch den Werktagsgeiſt und mit dem Feſttagsrocke auch die Feſttagslaune anzuziehen hat; jeder Tag winkt ihm mit dem alten, wohlbekannten Geſichte zu, jeder Tag iſt ihm eine gangbare Münze mit gutem, altem Gepräge, deren Gehalt zu bekannt iſt, um ſie beim Ausgeben zu überſchätzen oder unter ihrem Werthe loszuſchlagen. Nur die Natur, die ſich hier, wie überall, in allen Verwandlungen des nicht zu feſſelnden

Digitized by Google

Proteus zeigt, wirft hier dieſem oder jenem bekannten Tage ein anderes als das gewohnte Koſtüm um, und läßt über unſer bürgerliches Stillleben wechſelnde Lichter und Schatten ſtreifen. Und doch iſt das hieſige Leben und Treiben bewegt genug, um nicht langweilig zu werden, es fehlt ihm nicht an bunten, ſchillernden Farben, nur zeigen dieſe ſich nicht in kaleidoskopiſchen Bildern, die nur einer kleinen Erſchütterung bedürfen, um unzählige neue und wechſelnde Formen anzunehmen, ſondern ſtets in unveränderter Ordnung, als wären ſie wie der Regenbogen und das Prisma nach einer unumſtößlichen Theorie der Lichtſtrahlenbrechung geregelt. Dieſe Kalenderordnung oder, wie man will, Kalenderdiätetik macht gerade das Leben in München ſo heimlich, ſo deutſch gemüthlich; ein geſundes, wohlthätiges Philiſterthum, ohne den Glanz, aber auch ohne die Nachtheile der Leidenſchaft. Wo die Erwartungen nicht überſpannt ſind, haben wir auch wenig ſchmerzliche Täuſchungen zu beklagen; man wendet hier für den Tag nicht mehr auf, als er überhaupt verdient; man weiß hier recht gut, warum man nüchtern geblieben, und wem zu Liebe man ſich eine Indigeſtion geholt hat. Kurz, nirgends iſt wohl das Sprüchwort: „Alles zu ſeiner Zeit,“ beſſer verſtanden und beſſer angewandt, als bei uns. Um Sie daher nicht mit Pleonasmen aus unſerm Leben zu unterhalten, war ich genöthigt, eine ſo lange Pauſe zwiſchen meiner lezten Mittheilung von hier und dem gegenwärtigen Berichte zu machen. Das diesjährige Oktoberfeſt wurde gefeiert, wie immer. Brüllendes und grunzendes Maſtvieh, mit Blumen und Bändern feſtlich aufgeputzt, wiehernde Zuchthengſte, ein zehnminutiges Pferderennen, Preisvertheilung, aufmarſchirende Bürgergarden, Bier und Würſtel, elegante Welt und Volk, ein Feuerwerk, bei welchem der Chorus jede ſteigende Rakete mit einem langgedehnten oh! und ah! begleitete, Harfeniſtinnen, Kellnerinnen, Gensdarmen und Kolbenſtöße, Oktoberliteratur und Lithographien für drei Kreuzer u. ſ. w. Der Schauplaz war, wie gewöhnlich, die Thereſienwieſe, das Wetter im Ganzen recht ſchön. Ich darf Sie nur mit einem „vide ut ſupra“ auf die Schilderung des Oktoberfeſtes in Ihrem Journal vom Jahre 1833 verweiſen, und Sie haben zugleich auch das treue Gemälde des lezten. Eben ſo können Sie dort über die hieſige Weihnachtsfeier, die mitternächtige Mette, den Beginn des Karnevals u. ſ. w. nachleſen; es war gegenwärtig nichts weiter daran geändert, als daß das ganze theilnehmende Publikum während der Zeit um ein Jahr älter geworden war. — Der erſte Maskenball im Hoftheater hat bereits ſtattgefunden. War's doch, als wären wir aus einem jahrelangen Traume erwacht und ſähen uns beim erſten Aufſchlagen der Augen wieder, wo wir geblieben ſind. Noch brennen die Tauſende von Kerzen an den Lüſtern und Girandolen, faſt dieſelben wohlbekannten Masken und Domino's ſchwärmen im Saale umher und reden uns mit einem witzigen: „Grüß di Gott, biſt ah do?“ durch die Fiſtel an, wahrſcheinlich, um uns durch die verſtellte Stimme von der Spur abzuleiten, auf welche die geiſtreiche Anrede uns führen könnte. Die Logen ſind glänzend garnirt, wie immer, Strauſſiſche Walzer ertönen, ein naſſer, an einer langen Stange befeſtigter Wolllappen fährt uns unverſehens zwiſchen die Beine, und das „prenez garde à vous!“ welches gleich lakoniſch genug in ein deutſches: „Aufg'ſchaut!“ überſezt wird, kommt als Warnung etwas zu ſpät. Im Hintergrunde ſteigt unter duftenden Blumen die kühlende, plätſchernde Fontaine, die Wände des Speiſeſaals ſind wieder mit weichem Moos bekleidet, und das Boeuf à la mode aus Havards Küche ſchmeckt noch eben ſo, wie voriges Jahr. Nur der zweite nächſte Maskenball wird ſich durch den Glanz und die Pracht eines fürſtlichen Maskenzugs vor allen ſeit Jahren hier ſtattgefundenen auszeichnen, und ich behalte mir vor, Ihnen über dieſen ausführlich zu berichten.

(Die Fortſezung folgt.)

Mainz, März.

Vereine.

Die hieſige Winterſaiſon iſt in Beziehung auf geſellſchaftliches Leben und Kunſtgenüſſe höchſt reichhaltig, und Mainz wird darin wohl von keiner Stadt ähnlicher Größe überboten. Ausgezeichnete Theilnahme finden in dieſem Winter die regelmäßigen Sizungen unſers „Vereins für Literatur und Kunſt,“ eine nun ſchon zwölf Jahre in erſprießlicher Wirkſamkeit beſtehende, für gründliches Wiſſen und ächte Kunſt ſehr eifrige Geſellſchaft, die dem unermüdeten Eifer und der ſeltenen Liebe eines Mannes (des Profeſſors Braun) für alles Schöne, Große und Edle ihre Entſtehung und Entwicklung verdankt, und deſſen Tod wir vor einigen Monaten tief und ſchmerzlich betrauert haben. Alles, was Mainz an Werken der Malerei, der Plaſtik, der Mechanik, an Erzeugniſſen des Gewerbfleißes und der Fabrikation Treffliches hervorbringt, findet in dieſen Vereinsausſtellungen ſeine Würdigung, ſeine Beurtheilung und nicht ſelten auch ſeine guten Käufer, zumal in den jährlichen größern Kunſtausſtellungen, die für ein ausgebreiteteres Publikum berechnet ſind, während die Ausſtellungen in den Vereinsſizungen nur den Vereinsmitgliedern gelten. Neben dieſer Kunſttendenz hat der Verein auch noch eine wiſſenſchaftliche. Wir ſind gewohnt, in jeder wöchentlichen Verſammlung wenigſtens Einen Vortrag von rein wiſſenſchaftlicher Bedeutung zu hören. Die Fachwiſſenſchaften im engern Sinne ſind zwar den Leiſtungen des Vereins im Ganzen fremd, doch iſt allgemein Intereſſantes aus ſolchen Fächern gerade nicht ausgeſchloſſen. Außer dieſem Kunſtverein iſt dieſen Winter auch eine rheiniſch-naturforſchende Geſellſchaft hier in's Leben getreten. Der Hauptzweck derſelben iſt, eine Sammlung und geordnete Aufbewahrung von Naturprodukten aller Art, beſonders jener des rheiniſchen Vaterlandes, zu gründen, und durch periodiſche Zuſammenkünfte, der Belehrung und der gegenſeitigen Unterhaltung gewidmet, das Studium der Naturkunde, mit Inbegriff der Heilkunde, nach Kräften zu fördern und zu beleben. Dieſes Unternehmen findet vielen Anklang, zumal man überzeugt iſt, daß die ausgezeichneten Aerzte und Naturforſcher, die demſelben ihre Kräfte widmen, das Inſtitut wohl ſicherlich auf eine Höhe bringen werden, die dem gegenwärtigen Entwicklungsgrade gedachter Wiſſenſchaften entſpricht. Ein großartiges Inſtitut der Art ſteht uns als Muſter vor Augen, ich meine die Senkenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft unſerer Nachbarſtadt Frankfurt. Wenn uns auch ſolche Kräfte und ſolche Mittel vorerſt noch fehlen, ſo iſt doch das Streben löblich. Ein drittes Kunſtinſtitut, das hier beſteht und namentlich auch dieſen Winter ſehr lebendige Zeichen ſeiner Wirkſamkeit gibt, iſt das Inſtitut der Liedertafel, eine Geſellſchaft von mehr als ſechzig Muſik- und Geſangsdilettanten, in deren Mitte ſich auch mancher bedeutende Meiſter des Faches befindet. Der Zweck der Geſellſchaft iſt: Aufrechthaltung und Belebung des Sinnes für Tonkunſt. Die Abendverſammlungen dieſes Vereins, dem auch Viele beiwohnen, die nicht gerade thätig mitwirken, ſind reich an den ſchönſten Kunſtgenüſſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 24. März 1835.

S. — Gut geſagt!

A. — Und ſehr feldſcheerermäßig.

Shakespeare.

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Römmling dachte in dem Augenblicke der Exploſion an Clara, dann verlor er die Beſinnung. Er erwachte auf einem Felde voll Leichen, der Siegesjubel der Engländer tönte aus der Stadt, wie aus weiter Ferne in ſein Ohr; obgleich noch halb ohnmächtig, quälte ihn dennoch eine ſchneidende Kälte an beiden Beinen, er wollte darnach greifen, aber er konnte kein Glied rühren. Als der ſpäte Wintermorgen graute, fühlte er ſich auf einen Wagen gehoben, doch gleich darauf verließen ihn von Neuem die Sinne, und lange lag er im bewußtloſen Zuſtande da; endlich hörte er Menſchenſtimmen, bemühte ſich, die Augen zu öffnen, und glaubte wirklich zwei Geſichter zu erblicken, das eine über ihn gelehnt und rieſenmäßig, das andere wie in weiter Ferne ſich zurückziehend.

„Es iſt eben ſo gut, wir laſſen ihn ungeſchoren ſterben,“ ſagte der Mann, dem dieſes angehörte, im ruhigen Geſprächston, „er iſt doch beinahe todt.“ Der Andere, noch immer über ihn hingebeugt, verſezte heftig: „Er hat eben die Augen geöffnet; ich verſichere Sie, er iſt nicht todt, nicht einmal ſterbend, ich fühle ſeinen Hauch.“ — „Kommen Sie, kommen Sie, Mr. Frank, wir haben mehr zu thun; dies iſt ein todter Mann, ſag' ich Ihnen, er hat ja nicht einmal geblutet.“ — „Die eiſerne Kugel hat das Blut zurückgehalten,“ verſezte Frank; „ſehen Sie, die äußern Theile ſind wie verbrannt, ſonſt hätte er ſich längſt verblutet.“ — „Sie kommen mir vor wie Smollets Matroſe,“ ſagte Mr. Job, wie der Andere ſich nannte. „Wie ſo?“ fragte Frank. Job fing gemächlich an zu erzählen: „Smollet war Schiffswundarzt und hatte bei irgend einer Schlacht alle Hände voll zu thun; auf einmal bringt ihm ein Matroſe einen Menſchen und legt ihn auf den Tiſch mit den Worten: „„Hier, Herr Doktor, verbinden Sie um Gottes Willen, ehe es zu ſpät iſt.““ — „„Kerl, biſt Du ein Narr?““ rief der Doktor, „„der Menſch hat ja keinen Kopf.““ — „„Herr Gott!““ ſchrie der Matroſe, „„ſo hat, als ich ihn auf den Schultern herſchleppte, eine Kugel ihm hinter meinem Rücken den Kopf abgeriſſen; als ich ihn aufnahm, fehlte nur das Bein.““ — „Ihre Geſchichte iſt ſehr witzig,“ ſagte Frank ungeduldig, „aber der hier hat noch einen Kopf; helfen Sie mir, ich bitte Sie, um eines Menſchenlebens willen; beide Beine müſſen ſchnell herunter, eine Stunde ſpäter iſt der Brand darin.“ Job erwiderte nun auch ungeduldig: „Herr Frank, Sie ſind zwar ein geſchickter Mann, aber doch noch ein Anfänger; wenn man erſt meine Praxis hat, ſo weiß man zu unterſcheiden, was

Digitized by Google

todt und lebendig iſt, und ich will jezt wahrhaftig nicht meine Zeit damit verlieren, todte Menſchen zu operiren. Kommen Sie, ich befehle es Ihnen als Ihr Vorgeſezter.“ Frank ſah Römmling noch einmal ſeufzend an und wandte ſich, um zu gehen. Da fühlte Römmling, daß Tod oder Leben an einem Augenblicke hing. Nie hatte er größere Lebensluſt empfunden, er nahm ſeine ganze Willenskraft zuſammen, und mit einer ungeheuren Anſtrengung gelang es ihm, die Worte hervorzuſtöhnen: „Mr. Jod, hol Sie der Teufel! ich bin nicht todt.“ Mr. Job drehte ſich um; „ei,“ ſagte er ſchmunzelnd, „ein Mann, der flucht, iſt allerdings nicht todt; geben Sie mir die Inſtrumente, Mr. Frank, Wärter, binde ihn!“

Er begann die ſchreckliche Operation. Das eine Bein mußte unter dem Knie, das andere darüber abgenommen werden. Es war eine halbe Stunde voll Höllenpein, ſie ging glücklich vorüber, doch welch troſtloſe Stunden folgten ihr für den armen Römmling: körperliche Schmerzen, die ſich faſt bis zur Unerträglichkeit ſteigerten, und die Gewißheit, ein bemitleidenswerther Krüppel zu bleiben, der allen Anſprüchen auf Glück entſagen mußte. „O! warum habe ich den Arzt gerufen, als ich auf einen ſchnellen Tod hoffen durfte!“ ſagte er oft; „was liegt nun an mir?“ Maſter Frank ſprach ihm manchmal Muth ein und erzählte ihm, welche vortreffliche, delikate Beine man in London zu machen verſtehe. — Auch Maſter Job war nun, da er wußte, daß er's mit einem Lebenden zu thun hatte, die Sorgfalt und die Gutmüthigkeit ſelbſt. „Es war ein verdammter Einfall,“ ſagte er lachend und rieb ſich die Hände, „daß Sie ſich ſo mauſeſtill hinlegten; es hätte wahrhaftig nicht viel gefehlt, ſo wären Sie des Glückes verluſtig gegangen, dieſe vortreffliche Operation zu beſtehen. Excellente Säfte haben Sie, Kapitän; dies macht Ihrer Jugendkraft, Ihrer Lebensweiſe alle Ehre. Da —“ fuhr er fort, indem er den Verband lüpfte, „iſt es nicht eine Freude? Vernarbt, als wären's zehn Jahre her, daß Sie operirt wurden. Das hölzerne Bein wird ſich vortrefflich befeſtigen laſſen.“

Noch auf dem Krankenbette erhielt Römmling ein Majorspatent, mit einem Schreiben, das in Ausdrücken abgefaßt war, die ihm allerdings einigen Troſt gewährten. Maſter Frank ſagte: „Major Römmling, Sie ſind ein reicher Mann; Ihre Gliedmaßen werden Ihnen mit Gold aufgewogen werden. Sie können noch eine liebenswürdige Frau glücklich machen.“ Römmling ſeufzte tief. „Wird ſie mich noch nehmen?“ dieſer Gedanke war das Thema, um das ſich alle Phantaſien ſeines Krankenlagers drehten. Doch fühlte er ſich in anderer Beziehung leichter; es war ihm, als hätte er ſeine Untreue an Clara durch ſein Unglück abgebüßt, als hätte er ſeine Strafe empfangen, zwar an den Gliedern ſeines eigenen Leibes, aber nicht durch ſie, die ihm theurer war, als Leben und Geſundheit. Dann ſchalt er ſich wieder einen Thoren, daß er überhaupt noch an eine Verbindung mit ihr denke. „Wie kann ich auf eine Treue hoffen,“ ſagte er, „die ſie mir nicht einmal gelobt hat? und wie wird die blühende Clara, wenn ſie auch wirklich noch frei wäre, einen Krüppel zum Manne nehmen?“ Er beklagte bitter, daß er nicht einmal etwas von ihr wiſſe; denn der Krieg mit Frankreich hatte alle Korreſpondenz über England ſchwierig, faſt unmöglich gemacht, und Briefe aus dem engliſchen Lager auf andern Wegen zu befördern, war ganz unthunlich. Dennoch hatte er es mehrmals verſucht, aber nur einmal einige Zeilen von Adolph erhalten, die ihn freilich verſicherten, daß die Gefühle ſeiner Geliebten dieſelben ſeyen, die aber zwei Jahre alt waren. So blieb ihm denn kein anderer Troſt, als die Hoffnung, Clara werde durch die Zeitungen erfahren haben, daß er noch lebe; denn er wußte, daß ſein Name bei mehreren Gelegenheiten rühmlich darin genannt worden war.

Im Mai 1812 ward Römmling für geneſen erklärt und ſchiffte ſich nach England ein. Hier vergingen anderthalb Jahre, ohne daß es ihm möglich geweſen wäre, zu ihr zu gelangen, die ſeine Gedanken immerwährend beſchäftigte. Die Kontinentalſperre war ſtrenger als je; die Franzoſen regierten in ſeiner Heimath, und ſogar der Briefwechſel war auch von hier aus faſt ganz unmöglich. Der große Eisgang des Jahres 1813 öffnete endlich auch dieſen Weg; aber Römmlings Ungeduld ſollte auf das Höchſte geſpannt werden. Ein Fieber warf ihn darnieder und die Aerzte machten es ihm zur Gewiſſensſache, in der rauhen Jahreszeit nicht zu reiſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Faſching-Dienstag in Paris.

(Beſchluß.)

Als nun der Abend des Faſching-Dienſtages den Luſtbarkeiten auf der Gaſſe ein Ende gemacht hatte, zerſtreute ſich die zahlloſe Menge in die Theater, Bälle, Schenken und Kneipen, jeder nach ſeinem Vermögen oder ſeiner Neigung. Das kleine Palais-royaltheater, das dem vormals durch ſeine burlesken Stücke berühmten Variétéstheater jezt den Rang abläuft, gab eine Poſſe zum Beſten, Fich-ton-kan (fiche ton camp, ein Volksausdruck für: packe dich weg) oder der chineſiſche Mandarin, der ſeinen Kaiſer Ka-ka-o von einer Fliege befreit, welche Se. M. ſtets auf ſeiner Naſe ſitzend wähnen; einige Scharfſichtige wollen dieſer Poſſe einen politiſchen Sinn unterlegen. An den Orten, wo

Digitized by Google

ſich das ſogenannte Volk, oder auch Studenten mit Tanzen beluſtigen, bemerkt man ſeit einigen Jahren eine eben nicht erfreuliche Erſcheinung, die ich mir nicht anders zu erklären weiß, als durch den vermehrten Verkehr mit dem Morgenlande und mit Afrika, nämlich die Neigung zu unzüchtigen Tänzen, wovon man ſonſt in Paris nichts wußte, und welche die Polizei jezt nur noch mit Mühe an öffentlichen Orten, beſonders in den Schenken um Paris herum verhindert. Häufig werden junge Leute wegen eines ſolchen unter dem Namen Chahue berüchtigten Tanzes vor Gericht belangt, und dieſe Chahue ſoll noch nicht einmal der ärgſte Tanz jener Art ſeyn. Wahrſcheinlich haben Leute, welche in Algier geweſen, dergleichen in Afrika geſehen und den Arabern und Mauren abgelernt; denn ich glaube nicht, daß der Geſchmack an jenen mimiſchen Tänzen älter in Frankreich iſt, als die Eroberung Algiers. Eine Eroberung hat immer einiges Nachtheilige, und nicht Alles, was man aus dem eroberten Lande mit ſich nach Hauſe ſchleppt, thut dem Mutterlande gut.

Nun iſt glücklicherweiſe der Faſching vorüber. Es müſſen dadurch bedeutende Summen in Umlauf gekommen ſeyn; freilich befindet ſich unter dieſem Gelde auch der mühſam erſparte und ſo unnütz vergeudete Sparpfennig des Handwerkers und Taglöhners. Hört man Kaufleute und Handwerker über Mangel an Abſatz und Arbeit klagen, ſo ſollte man meinen, es herrſche großes Elend unter dem Volke. Sieht man dann aber, wie das Geld im Faſching verſchwendet wird, ſo muß man wieder einen großen Ueberfluß vorausſetzen. In der That ſcheint der immer blühender werdende Zuſtand der Sparkaſſen anzudeuten, daß die arbeitende Klaſſe ihren Zuſtand verbeſſert, indem ſie das Erſparte auf Zinſen legt. Es wäre intereſſant, zu erfahren, ob und wie viel um die Faſchingszeit aus den Sparkaſſen wieder zurückgenommen wird. Auch läßt ſich nicht leugnen, daß der lange Friede und die lezten guten Ernten dem Volke in Frankreich ſehr erſprießlich geweſen ſind. Allerdings hat eine Revolution wie die von 1830 den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand ſtark erſchüttert und eine große Stockung in den Geſchäften und im gewöhnlichen Verkehr verurſacht. Indeſſen haben die folgenden ruhigen Jahre den Schaden zum Theil erſezt, und die Familien, welche länger die Folgen der Revolution empfinden, gehören großentheils zu dem begüterten alten Adel; wenn ihm ſeine Würden, Aemter, Gnadengehalte, ſein Anſehen und ſein Einfluß genommen ſind, ſo bleiben ihm doch ſeine bedeutenden Güter, von denen er gemächlich leben kann. Am ſchlimmſten ſind diejenigen daran, die vom vorigen Hofe und von der Hofgunſt lebten, und denen jezt nichts übrig bleibt, als ihre Anhänglichkeit an die vorige Regierung und ihr Mißvergnügen mit der jetzigen. Indeſſen hat dieſe Partei ihre Zeitungen, ihre Verſammlungen, ihre Subſcriptionen und auch Abonnementsbälle zur Unterſtützung der zu ihr gehörigen Nothleidenden. Von Zeit zu Zeit theilen ihr die legitimiſtiſchen Zeitungen erfreuliche Nachrichten vom kleinen Hofe zu Prag mit, worauf ſie beſtändig ihr Auge richtet, und es bleibt ihr die Hoffnung, das Glücksrad, das ſchon ſo Manches anders in Frankreich geſtaltet, werde ſich einmal wieder wenden und Alles nach ihrem Wunſche fügen. Einige tröſtet es auch, daß es jezt bei Weitem nicht ſo vornehm hergeht, wie ſonſt; ſo z. B. hat der Vicomte Walſh neulich einen Aufſatz geſchrieben, bloß um zu zeigen, daß die Bälle des Herrn Dupin, des Präſidenten der Deputirtenkammer, nur eine ſklaviſche Nachahmung desjenigen ſeyen, was er ſonſt bei Hofe und in vornehmen Häuſern geſehen. Es gibt kleine legitimiſtiſche Tageblätter, welche beſtändig dergleichen herabſetzende Vergleiche anſtellen. Da nun jezt Alles wieder in gehörigem Geleiſe iſt, ſo wird der Spekulationsgeiſt den Hang zu Luſtbarkeiten wohl ſchnell verdrängen; denn man bemerkt allgemein, daß ſich ein außerordentlicher Drang, ſich zu bereichern, der Pariſer bemächtigt hat. Einige wollen ſich ſchnell durch Spekuliren auf Staatspapiere an der Börſe, Andere durch Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen, noch Andere durch Herausgabe von Pfennigmagazinen, deren Zahl ſich in's Unendliche vermehrt, noch Andere durch Bauten bereichern. Sogar die Künſtler werden von dieſer Gewinnſucht ergriffen, und arbeiten nur, wie man aus der eben eröffneten Kunſtausſtellung erſehen will, nach dem herrſchenden Modegeſchmacke, um bald reich zu werden. Gewinnſucht iſt eben nichts Neues unter der Sonne; es wäre aber möglich, daß dieſelbe während der ruhigen Zeiten einen beſondern Schwung nähme, und da es mit dem auswärtigen Handel nirgends mehr recht fort will, der Spekulationsgeiſt vorzugsweiſe über einheimiſche Dinge herfiele, die einen ſicherern und ſchnellern Gewinn verſprechen, aber auch wegen der vielen Konkurrenz zu plötzlichem Falle führen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortſetzung.)

Kunſtleben.

So wenig ich bisher im Stande war, Ihnen über die bürgerliche und großſtädtiſche, oder, wenn man will, die ſinnliche Seite des hieſigen Lebens viel Neues und Intereſſantes mitzutheilen, ſo hat mich, was die ideale Seite deſſelben oder das hieſige Kunſtleben betrifft, gerade die Ueberfülle von faſt täglichen neuen und herrlichen Erſcheinungen beinahe abgehalten, Ihnen bisher einen treuen Bericht über

die Kunſtſchöpfungen abzuſtatten, die hier wie durch Zauberſchlag in's Leben treten. Unſern Kunſtkritikern und Kunſtſchreibern ſtehen die Haare zu Berge. Man baut, malt, modellirt und meißelt bei uns faſt eben ſo ſchnell, als man ſchreibt; die Kunſt wächst hier, ſo zu ſagen, dem armen Kritiker oder Berichterſtatter über den Kopf, er weiß nicht, wo anfangen, wo aufhören. Hier leben wir ganz in der Kunſt, und träumen nur von der Politik; in der Camera obscura, welche Journale und Zeitungen uns vorhalten, ſehen wir das Drängen und den Kampf politiſcher Principien in verjüngtem Maßſtabe ſich abſpiegeln; und wem das wirre, ungewohnte Treiben dieſer Spiegelbilder Kopfweh verurſacht, der fliehet bald zu ſeiner heimlichern Wirklichkeit, zur Kunſt zurück. Während in vollblütigern Ländern mit der großen Sturmglocke die fieberhaften Pulsſchläge unſerer Zeit ſignaliſirt werden, meſſen wir hier unſere Zeit nach den Schlägen des Meißels und der Maurerkelle und nach Pinſelſtrichen ab. Seit die Kunſt hier zu wirken und zu ſchaffen anfing, hat ſie wohl noch nie ein reuiges „diem perdidi“ zu beſeufzen gehabt. Der eiſerne deutſche Fleiß, der Jahrhunderte lang in dumpfigen Bibliotheken und Studirzimmern heckte und brütete, der aus dem Moder und dem Staub alter Pergamente und Folianten die Unſterblichkeit herauszuſcharren ſuchte, ſtatt an die Vergänglichkeit des eigenen Standes erinnert zu werden, ha ſich hier in luſtige Ateliers geflüchtet, die blöde Ausdauer der Stubengelehrſamkeit hat ſich in kecken Künſtlerfleiß umgewandelt, die graue Theorie iſt zu Grabe getragen und der grüne, goldene Maienbaum der Kunſt aufgepflanzt; rüſtige, kräftige Meiſter und Jünger drängen ſich um ihn herum, um wetteifernd das Ziel zu erreichen, an welchem Lorbeerkränze und Gold als Preis für die kühnen Kämpfer ausgeſezt ſind. Die Kunſt iſt toleranter, als das Leben, ſie hat ſich von Jeder Religion befreit, oder ſie bekennt ſich zu allen Religionen, in welchen ſich Begeiſterung zur Schönheit verklärt. Sie betet zu der dem Meeresſchaume entſtiegenen Aphrodite wie zu der Mater dolorosa; ſie duldet Titians üppig glühende Sinnlichkeit neben der lieblichen Myſtik Raphaeliſcher Madonnen, Michel Angelo's kühne Majeſtät neben der derben Laune eines Murillo, Tenier und Oſtade. Je liebevoller, je duldſamer nun ihre Kunſt, um ſo liebloſer, ſo unduldſamer ſind viele unſerer Künſtler. Statt in wetteifernde Schulen, theilen ſie ſich in Sekten und Koterien, und in dieſen ſucht ſich Jeder ſelbſt wieder der Nächſte zu ſeyn. Michel Angelo rief, als er das erſte Mal Brunelleschis kühn gewölbte Kuppel auf dem von Arnolfo di Combia erbauten Dome Santa Maria del Fiore in Florenz ſah, mit ſtolzer Beſcheidenheit aus: „Come te non voglio, meglio di te non posso!“ Viele unſerer Künſtler haben faſt für jedes noch ſo ausgezeichnete Meiſterwerk eines Bruders in der Kunſt ein ſolches „come te non voglio!“ indeß will man das „meglio di te non posso!“ ſelten hier aus einem Künſtlermunde gehört haben. Auch Künſtler ſind Menſchen; ſie gehen mit Fichte vom Ich aus, wenn auch nicht vom transcendentalen.

(Die Fortſezung folgt.)

Mainz, März.

(Fortſezung.)

Hellermanns Methode zur Heilung des Stotterns.

Hellermanns Erfindung, Stammelnde und Stotterer auf eine einfache und leichte Art ſchnell und ſicher zu heilen, dürfte Ihnen aus den öffentlichen Anerkenntniſſen, die die Wohlthat dieſer Erfindung im Auslande, beſonders aber in Rußland fand, hinlänglich bekannt ſeyn. Was ich Ihnen hier von dieſer Sache berichten will, betrifft die am 15ten Februar zum erſten Male vom Erfinder in ſeiner Vaterſtadt Mainz unternommene Probekur, die, in Gegenwart einer Geſellſchaft von Aerzten und Menſchenfreunden, welche dazu eingeladen waren, vollbracht, ſolch günſtige Reſultate gab, daß ſie uns Alle, die wir zugegen waren, in Erſtaunen ſezte. Dieſer um die Menſchheit verdiente Mann iſt geſonnen, hier in Mainz, dieſem geographiſch ſo gut gelegenen Plaze, gewiſſermaßen eine Centralanſtalt für Deutſchland, Frankreich, Holland, England ꝛc. zur Heilung der Stammelnden zu gründen, ein Unternehmen, das wohl ähnlichen Taubſtummen- und Blindeninſtituten an die Seite geſezt zu werden verdient. Hellermann ſtellte der zahlreichen Verſammlung einen Stammler aus dem Orte Oeſtrich im Rheingau vor, einen robuſten Mann von etwa 52 Jahren, der bei den ihm vorgelegten Fragen eine ſolch furchtbare Entartung und Vernachläſſigung ſeiner Sprachorgane von Seiten der Natur darthat, daß faſt eine Minute hinging, bis der Unglückliche unter Zerren und Krämpfen aller Muskeln nur eine Sylbe hervorzubringen im Stande war. Troz dieſer Anſtrengung konnte man den Inhalt ſeiner Worte nicht verſtehen. Hellermann (wie wir wiſſen, früher ſelbſt ein Stammler; zu ſeiner Selbſtheilung machte er ſeine Erfindung) unterrichtete nun den Kranken, wie er ihn aufmerkſam anhören und ihm ſtreng folgſam in Allem ſeyn müſſe, was er ihn zu thun heiße, wobei feſtgeſtellt wurde, daß er jedem mit ihm Sprechenden feſt in's Auge ſehen, daß er in geregelten Intervallen die einzelnen Sylben und Säze von drei bis fünf Worten ſo hervorbringen müſſe, daß er dazu mit Hand und Fuß, oder mit beiden zugleich den rhythmiſchen Takt angebe, daß er ferner vor der Ausſprache von Sylben und Säzen jedesmal tief Athem hole, und ſo gleichſam die Kraft des erſten Aushauches auf die Artikulation des erſten Lautes wende. Nun wurde Hellermanns Zungenheber, ein kleines, an den Unterkiefer angepaßtes, mit einer leicht reſſortirenden Federkraft verſehenes ſilbernes Blättchen, unter die Zunge befeſtigt, und es war einem Wunder gleich, wie klar und deutlich der Kranke auf oben vorgeſchriebene Weiſe zu leſen und zu ſprechen im Stande war. Dieſer Zungenheber bleibt nun, genau nach der Vorſchrift, drei Tage in dem Munde des Stammlers, und derſelbe kann dann ohne Hülfe des Inſtruments ſprechen. Dieſen lezten Theil der Vorausſagung fanden wir, als wir uns nach drei Tagen abermals bei Hellermann verſammelten, auf eine überraſchende Weiſe beſtätigt; denn der Kranke befindet ſich nach dieſer kurzen Friſt ſchon im glücklichſten Gebrauche ſeiner Sprachorgane. Ehe ich dieſe Notiz ſchließe, muß ich noch darauf aufmerkſam machen, daß die Stotternden, ſelbſt die vernachläſſigtſten, gewöhnlich ziemlich ungehindert ſingen können, eine Erſcheinung, die ſich auch bei dem erwähnten Manne beſtätigte; denn er ſang das bekannte Kirchenlied: „Herr Gott, dich loben wir!“ ziemlich deutlich und taktfeſt, während er nicht eine Sylbe ſprechen konnte. Gewiß iſt auch, daß außer dem Mechanismus des Inſtruments noch eine gewiſſe Dynamie hier wirkt, und daß Hellermann das auffallend gute und ſchnelle Reſultat theilweiſe wenigſtens durch eine magnetiſche Einwirkung (eine Art magnetiſch-ſympathetiſchen Augenrapports) erzielt, was ſich im angeführten Falle daraus ergab, daß, wenn der Patient es verſäumte, bei der Wortübung Hellermann feſt in's Angeſicht zu ſehen, auch das Reſultat der Ausſprache nicht ſo befriedigend ausfiel, wie im entgegengeſezten Fall.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. März 1835.

— Laß ihr Geſicht ſie waſchen
Und ſäubern ihr Gebiß!

Shakeſpeare.
Coriolanus.

Zur Geschichte des englischen Parlaments.

Vor Kurzem habe ich die Phyſiognomie Londons bei Eröffnung des gegenwärtigen Parlaments geſchildert; der Vollſtändigkeit wegen kann ich nicht umhin, auch das Nachſpiel jener Feierlichkeit, die Ueberreichung der Adreſſe, den Leſern mit mehr Details vorzuführen, als den politiſchen Blättern der Raum geſtattet. Nirgends prägt ſich der Charakter des engliſchen Volks reiner und ſchärfer aus als in ſeinen öffentlichen Angelegenheiten, und wer ſeine Sitten ſchildern will, darf ſich in Zeiten politiſcher Gährung faſt ganz auf das Protokolliren der Tagesbegebenheiten beſchränken.

Die Art und Weiſe, in welcher die ſogenannte Adreſſe, die Antwort des Hauſes der Gemeinen auf die königliche Thronrede bei Eröffnung des Parlaments, von einem Theile dieſes Hauſes am lezten Tage des Februars den Händen des vierten Wilhelm übergeben worden iſt, hat vielſeitig Tadel und Billigung erfahren, der faſhionablen Welt für mehrere Soireen Geſprächsſtoff geliefert, John Bull viel zu lachen gegeben und manchem vornehmen Witzlinge bald zu einem guten, bald zu einem ſchlechten Einfall verholfen. Das Geſetz ſchreibt vor, daß, nachdem die Adreſſe votirt iſt und der König Tag und Stunde beſtimmt hat, an welchem und in welcher er ſie entgegen nehmen will, der Sprecher, das Organ des Unterhauſes, mit einer freiwilligen Zahl Deputirter ſich nach dem Pallaſte begibt und das Dokument der königlichen Majeſtät überreicht. Unter den Deputirten pflegen regelmäßig ſowohl diejenigen ſich zu befinden, welche die Adreſſe vorgeſchlagen und zunächſt unterſtüzt, als diejenigen, welche das, die wahren Geſinnungen der Mehrheit ausdrückende Amendement in Antrag geſtellt und zunächſt vertheidigt haben. Der Sprecher würde kaum Maſter Speaker heißen können, wenn er anders erſchiene, als in ſeiner Amtstracht. In welcher Kleidung die übrigen Deputirten ſich den Augen des Königs zu zeigen haben, darüber ſchweigt das Geſetz und muß füglich ſchweigen. Es iſt weder der Major, noch der Bankier, weder der Kaufmann, noch der Gutsbeſitzer, weder der Doktor, noch der Herr ſchlechtweg, es iſt das Volk der drei vereinigten Königreiche, das durch ſeine Vertreter vor dem Antlitze des Herrſchers erſcheint. In welchem Gewande, das muß da gleich ſeyn, wo es keine geſetzliche Kleiderordnung gibt, wo die Dirne, wenn ſie die Mittel dazu beſizt, ſich mit dem Hermelin der Königin behängen, und der Schneidergeſelle, wenn er hinreichendes Geld und hinreichende Courage hat, ſich in eine Admiralsuniform kleiden darf, wie der König ſie bei Eröffnung des Parlaments trug, beide ohne Gefahr, deßhalb vor einem Gerichtshofe ſchuldig befunden, obgleich der Schneider nicht ohne Gefahr, von

Digitized by Google

einigen handfeſten Seeleuten für ſeinen Hochmuth um den ferneren Gebrauch einiger Zähne, Rippen oder Arme gebracht zu werden; wobei es ſich jedoch von ſelbſt verſteht, daß die Seeleute vor dem Geſetze unrecht haben, und nächſt angemeſſener Strafe dem Schneider angemeſſenen Erſatz leiſten müſſen. Was ausdrückliche Geſetze nicht entſcheiden, das findet ziemlich allgemein, im geſellſchaftlichen wie im Rechtsverkehr, eine Richtſchnur oder wenigſtens einen Anhaltspunkt im Herkommen, und oft iſt das eingebildete Gebot des Herkommens ein größerer Tyrann, als die eiſerne Schraube des Geſetzes. Es iſt alſo auch Herkommen, daß die den Sprecher begleitenden Mitglieder des Unterhauſes ihre Sonntags- und Staatsröcke anziehen, der kriegeriſche Major ſeine Uniform, der friedliche Bürger ſein Hofkleid, und daß ſie ſämmtlich, gleichviel, ob in eigenen oder fremden, jedoch in möglichſt eleganten Caroſſen von ihrem Verſammlungsorte, dem Parlamentshauſe, nach des Königs Wohnung, meiſt dem ehrwürdigen St. James Pallaſte, ſich begeben. Aber was geſchah in der Nachmittagsſtunde des 28ſten Februars 1835? Da ſah man zwar ſtolze Equipagen und in ihnen uniformirte und hofmäßig gekleidete Männer von St. Stephens nach St. James rollen, aber gleichzeitig auch Männer in gewöhnlichen Fracks und Ueberröcken auf den breiten Trottoirs Arm in Arm von St. Stephens nach St. James beſcheiden zu Fuß gehen, dieſe wie jene in der Abſicht, die votirte Adreſſe nebſt der Nachſchrift des Amendements am Throne des Monarchen niederzulegen. Wenig Jubel erſchallte den raſch Vorüberrollenden; laute, ſtürmiſche Zeichen des Beifalls begrüßten die langſam Dahingehenden, von der Maſſe des Volks, wohlverſtanden, denn unter den Zuſchauern gab es auch Manche, die gern das Gegentheil gethan hätten, wenn ſie nicht durch Bedenklichkeiten davon abgehalten worden wären. Schweigend ankerten ſie ihren Troſt und eine wohlthuende Schadenfreude auf dem Grunde der Hoffnung, daß die königlichen Wachen, Thürhüter und Ceremonienmeiſter die Wanderer zurückweiſen und nur den Inhalt der Caroſſen in die goldenen Gemächer des Monarchen einlaſſen würden. Aber die Wachen und Thürhüter ſahen in den zu Fuß Ankommenden wie in den Vorfahrenden die Stellvertreter der Nation und öffneten dieſen wie jenen die königlichen Pforten.

Schrecklich, ſchauderhaft, unerhört! — iſt es ſo weit gekommen? — was ſoll daraus werden?

Das war ungefähr der hundertſte Theil der Laute, in welchen über das große Ereigniß jenes Tags an demſelben Abende und während der folgenden Nächte in den ariſtokratiſchen, miniſteriellen und faſhionablen Salons geſeufzt wurde. Dem erſten Schrecken folgte der Witz, und als man ſah, daß diejenigen, die in Stiefeln, ſtatt in Schuhen, in Ueberröcken, ſtatt in Hofkleidern vor der königlichen Majeſtät erſchienen waren, ihre Berathungen fortſetzten, anſtatt die Fahne des Aufruhrs zu erheben, da wurden Spötter laut, die außerdem wahrſcheinlich erſt jenſeits des Kanals laut geworden ſeyn würden. Die Zeitungen blieben nicht ſtumm, die Karrikaturiſten ſetzten ihre Pinſel, die lithographiſchen Inſtitute ihre Steine in Bewegung, und bald konnten die betreffenden Mitglieder des Unterhauſes ihre Wanderung von St. Stephens nach St. James, auf mannichfache Weiſe verſinnlicht, an den Bilderläden ausgehangen und von mörderiſch ſchreienden Colporteurs auf allen Straßen feilgeboten ſehen. Einer der ausgearbeitetſten Witze war nachſtehende Bekanntmachung: „In einer ſehr zahlreichen und ehrbaren Verſammlung der Waſchweiber von Kenſington und Umgegend, welche unter Vorſitz von Miſtreß Euphemia Figgins untengenannten Tages in der Kron- und Sceptertaverne ſtattgefunden hat, iſt einſtimmig beſchloſſen worden, wie folgt: Die Verſammlung hat mit den Gefühlen des innigſten Bedauerns und der regſten Theilnahme den ſchmerzlichen Bericht von dem geringen Vorrathe an weißer Wäſche vernommen, mit welchem ſo viele irländiſche und andere Oppoſitionsmitglieder verſehen zu ſeyn ſcheinen, und nicht weniger von dem großen Mangel an Seife, welcher ſo Viele zwang, am 28ſten Februar vor Se. Majeſtät dem Könige in höchſt ſchmutzigem und unſchicklichem Aufzuge zu erſcheinen. — Jede Waſchanſtalt hat ſofort ein Pfund Seife zu unterzeichnen, um hiedurch den augenblicklichen Bedürfniſſen jener Unglücklichen abzuhelfen, eine Pfennigſubſcription ſoll ohne Verzug eröffnet werden, um aus dem Ertrage derſelben Trockenzeug, Schwämme, Nagelbürſten und andere nothwendige Reinlichkeitsartikel anzuſchaffen; — jede Waſchfrau hat für diejenigen Mitglieder, welche es verlangen und bedürfen, ein Hemd und ein paar Strümpfe gratis zu waſchen; — ein Komité von Sechſen, mit Vollmacht, die Zahl beliebig zu vermehren, ſoll ohne Weiteres ernannt werden; — die Mitglieder beſagten Komités ſollen abwechſelnd im Unterhauſe anweſend und zu richtiger Anwendung der Seife, ſowie zu Anſchaffung reiner Wäſche für die dringend Benöthigten ſtets bereit und dienſtfertig ſeyn; — eine Deputation ſoll ehemöglichſt zu den Herren O'Connell, Hume und Warburton ſich begeben und ihnen nebſt einer Abſchrift gegenwärtiger Beſchlüſſe eine Quantität der eingeſammelten Seife zu eigenem Gebrauche und zur Vertheilung überbringen. So geſchehen am 3. März 1835. Euphemia Figgins, Präſidentin. — Auf Antrag von Miß Wilhelmine Wipe vereinigte man ſich ſpäter noch dahin, daß Sie Robert Peel erſucht werden ſolle, das Trockenzeug zu liefern.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Soldatenſchickſale.

(Fortſetzung.)

Es war im Frühling des Jahres 1814, als ich Major Römmling in Harrich kennen lernte. Mehrere Reiſende waren dort verſammelt, um mit dem Paketboote King George, Kapitän George King, nach Curhaven überzugehen; aber der Wind hielt uns mehrere Tage auf. Ich trat ziemlich früh am Morgen in das Kaffeehaus des wackern, ächtengliſchen Herrn Bull, wenn er auch, ſtatt John, William getauft worden war. Es war leer, bis auf einen Mann, dem Anſcheine nach acht bis neun und zwanzig Jahre alt, in eleganter Morgenkleidung, mit enganliegenden Nankingbeinkleidern, die ein außerordentlich ſchön geformtes Bein erkennen ließen, das ſich in einen äußerſt zierlichen Fuß endete. Der junge Mann hatte eine jener glücklichen Phyſiognomien, die der liebe Gott manchen Menſchen als Paß mit in dieſe Welt gegeben hat, und die einnehmen müſſen, wenn ſie auch nicht durch ſo ſchöne Züge durchblicken, wie es bei dieſem Fremden der Fall war. Er hatte eine königliche Geſtalt, breite herkuliſche Schultern, denen die Zierlichkeit und Schlankheit ſeiner Taille Alles Schwerfällige benahm. Die eine der feinen weißen Hände hielt ein Zeitungsblatt, die andere trommelte auf dem Tiſch; ich ſetzte mich in einer kleinen Entfernung von ihm in ein Fenſter und fing an, mein Frühſtück zu verzehren.

„Sind Sie ein Engländer,“ rief er mir heiter auf Deutſch zu, „daß Sie ſich ſo einſam in Ihren Winkel ſetzen und mit einem künftigen Reiſegefährten nichts zu thun haben wollen?“ — „Nein, mein Herr,“ erwiderte ich, „aber ich wundere mich, Sie ſo fertig Deutſch reden zu hören, denn ich glaubte, das brittiſche Gepräge in Ihrer Geſtalt zu erkennen.“ Ich nahm meinen Kaffee und ſchob einen Stuhl an ſeinen Tiſch. „Meiner Geſtalt mag allerdings etwas Brittiſches aufgeprägt ſeyn,“ verſetzte er, „denn die lange Gewohnheit, mit Engländern zu leben, hat mich faſt zum Engländer gemacht. Doch bin ich im Herzen ein ächter Deutſcher geblieben, nur meine Beine ſind national engliſch, denn ſie ſind in London geboren und erzogen.“ Ich ſah ihn verwundert an; er lächelte halb ſchmerzlich, halb luſtig und ſagte: „Sie ſind von Holz.“ — „O mein Gott!“ rief ich aus. „Wie ſind Sie zu dem Unglück gekommen?“ — „Durch einen allzuhohen Sprung in die Luft bei Ciudad-Rodrigo,“ erwiderte er wieder ganz heiter. Ich legte ihm mein Bedauern an den Tag und fühlte noch mehr, als ich ausdrücken konnte; denn dieſe Lebensluſt in den herrlichen braunen Augen, dieſe Raſchheit in jeder Bewegung, dieſe ſtolze Haltung des Kopfes auf ein paar Stelzfüßen! — Ich hätte weinen mögen, und wäre ich ein Frauenzimmer geweſen, ich hätte mich flugs in ihn verliebt. — So wurden wir bekannt; er erzählte mir freimüthig und ohne die geringſte Ruhmredigkeit von ſeinen Abenteuern, und ich hörte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Später trat auch Kapitän George King in das Kaffeehaus und ſagte, heute ſey an keine Abfahrt zu denken, da der Wind zu ſcharf aus Oſt-Nord-Oſt blaſe und ſtetig ſey, wie eine Magnetnadel. Wir hätten daher den Tag zu unſerer Dispoſition. — „Ei, ſo laſſen Sie uns zu Pferd eine Tour über Land machen,“ rief Römmling; „denn wenn ihr Andern auch Geduld zum Warten habt, ich habe keine; ich warte ſchon ſeit anderthalb Jahren,“ — „Reiten?“ fragte ich. „Lieber Major, wie können Sie an's Reiten denken?“ — „Nun,“ erwiderte er, „wenn Sie mir nur beim Hinaufkommen behülflich ſeyn wollen, da will ich ſchon zeigen, wie ich reiten kann.“ — Es wurden gute Miethpferde herbeigeſchafft, und wir konnten Alle unſer Erſtaunen nicht bergen über die Sicherheit, mit welcher Römmling im Sattel ſaß, was um ſo mehr auffiel, da er ſich mit zwei Krücken nur langſam bis zum Pferde bewegen konnte. Kaum ſaß er darauf, als er ausrief: „Nun bin ich wieder ein ganzer Mann!“ und luſtig davonſprengte. In einem lieblich gelegenen Wirthshauſe, zwiſchen grünen Hügeln, das Meer im Hintergrunde, ſtiegen wir ab und beſchloſſen, ſtatt des Mittageſſens hier ein Déjeuner dinatoire zu nehmen. Zum letzten Male erlabten wir uns am vortrefflichen Beefſteake und den engliſchen Kartoffeln, wie man ſie ſonſt nirgends findet. An Portwein fehlte es auch nicht, aber Römmlings liebenswürdige Heiterkeit und die Gutmüthigkeit, die aus jeder Rede ſeines Mundes, aus jedem Strahle ſeiner Augen leuchtete, war die beſte Würze dieſes Frühſtücks. Gegen Abend begaben wir uns auf den Rückweg, Alle ein wenig begeiſtert von den Dünſten des Weins.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortſetzung.)

Neue Kunſtwerke.

Die Münchner Kunſt hat bisher noch keinen Vaſari oder Giotto gefunden, der den beflügelten Kunſtgenius bei ſeinem rechten Namen zu rufen wußte, daß er ihm Rede ſtehe und ſich von kritiſcher Feder in die Regiſter der Kunſtgeſchichte eintragen laſſe. Es iſt bisher Vieles über Münchner Kunſt geſchrieben worden; aber es waren größtentheils Monographien oder enthuſiaſtiſche Aphorismen, wie ſie jede aufblühende Kunſt überall wohl gefunden hat; das organiſche

Moment oder die Totalität derſelben iſt bisher auf literariſchem Wege noch nicht gewürdigt worden. Die Münchner Kunſt erſcheint uns in ihrer Bewegung noch immer peripheriſch; erſt wenn ſie ſich geſezt hat, wenn die erhabene plaſtiſche Ruhe, die lezte Verklärung aller bildenden Kunſt, über ſie ausgegoſſen ſeyn wird, dann wird man ſie auch in ihrem Centralpunkte erfaſſen, in ihrem Ganzen verſtehen können. Auch die Kunſt muß ihren Sabbath haben, an welchem der menſchliche Geiſt ſtolz fühlt, was er geſchaffen, und ſieht, „daß es gut ſey.“

Es iſt wirklich erſtaunlich, was hier im verfloſſenen Jahre neu entſtanden iſt, oder ſich mehr oder minder ſeiner Vollendung genähert hat. Schon vor mehreren Monaten war der prachtvolle Säulenvorbau des neuen Reſidenzflügels, welcher dem Hofgarten zugekehrt iſt, mit Blumen- und Laubgehängen, in deren Mitte der goldene Namenszug des königlichen Erbauers prangte, als Zeichen der äußeren Vollendung von den Arbeitern feſtlich geſchmückt worden. Die impoſante Fronte der neuen Bibliothek ſteht bis auf Fenſter- und Thorflügel und die einfachen architektoniſchen Ornamente vollendet da; ihr gegenüber hat ſich wie durch Zauberſchlag in unglaublich kurzer Zeit das Blindeninſtitut mit ſeinen zwei maſſiven Steinportalen erhoben. Zwiſchen den Lücken des bretternen Wetterhauſes, welches noch die neue Ludwigskirche bedeckt, ſehen wir die mit Blumen und Laub verzierten Säulenkapitäler, Marmorbogen und Geſimſe hervorblicken; die Kirche St. Maria-Hilf in der Vorſtadt Au ſteht jezt da in der zierlich naiven und doch großartigen Architektur des deutſchen Kirchenſtyls, und auch der Thurm derſelben iſt bereits zu einer bedeutenden Höhe herangewachſen. Auch an dem Monopteros im engliſchen Garten iſt fleißig gearbeitet worden; mächtige Granit- und Marmorſäulen haben wir auf die Bauſtelle der Glyptothek gegenüber hinführen ſehen, wo ſich die prachtvolle Baſilika erheben wird. Auf der Sendlinger Anhöhe iſt der Plaz zu einem Tempel des Ruhmes bereits abgeſtochen. Das große Freskobild, vorſtellend den Siegeseinzug des Kaiſers Ludwig nach der Schlacht von Mühldorf, welches das 8′ hohe und 75′ lange Fries des faſt in ſeiner urſprünglichen Form wieder hergeſtellten Iſarthors ausfüllen wird, iſt in dem verfloſſenen Sommer zur Hälfte gediehen. Die Räume des neuen Königsbaues gewinnen unter ſchöpferiſcher Künſtlerhand täglich an impoſanter Pracht. Die Säle und Gemächer ſchimmern von Gold und Marmor, und aus Decken und Wänden quellen uns im ſchönſten Farbenſchmuck die Welten entgegen, welche dereinſt helleniſcher Mythos bildete und verklärte. Noch einmal ſehen wir den grauſen Spruch des Schickſals oder der Götter blutig und vernichtend in Erfüllung gehen, wie Aeſchylos, Sophokles und Euripides es uns ſangen. Wir lächeln wieder über den dreiſten, muthwilligen Spott des Ariſtophanes, über ſeine tollen Perſiflagen und Burlesken; Theokrit ſcherzt vor unſern Augen mit Schäferinnen und Waldnymphen, und in glühenden Farbendithyramben ſingt uns anakreontiſche Begeiſterung die Liebe und den Wein.

(Der Beſchluß folgt.)

Mainz, März.

(Beſchluß.)

Guttenbergs Denkmal.

Dem deutſchen Manne Johannes Guttenberg wird endlich der Ehrenſold dargebracht, den ihm die Welt ſchuldig iſt, den ihm aber nur ſeine Vaterſtadt Mainz bringt. Die Idee zur Errichtung eines Monuments für dieſen unſern Landsmann, deſſen Erfindung ein ſo mächtiger Hebel für Civiliſation und Weltkultur war, ging ſchon öfters von hieſiger Stadt aus, als der Wiege des Mannes, der das in den Klöſtern gefangen gehaltene Wiſſen zum Gemeingut der Menſchheit machte, und dem flüchtigen Gedanken eine flüchtige Verbreitung verſchaffte. Indeſſen ſcheiterte dieſe Idee eben ſo oft an Verhältniſſen, die nicht vorauszuſehen und nicht abzuwenden waren. Nachdem man nun dieſe ſchöne Idee vor einigen Jahren noch ein Mal wiederaufgenommen, hatte man die Freude, durch den immer mehr und mehr erſtarkten patriotiſchen Sinn des hieſigen Stadtvorſtandes und einzelner ehrenwerther Männer dieſelbe ihrer Erfüllung näher gebracht zu ſehen. Es wurde ein Guttenbergscomité errichtet, beſtehend aus Männern, die mit Leib und Seele dieſem Unternehmen ergeben ſind, und zu gleicher Zeit wurde ein Aufruf an die humane Welt erlaſſen, um endliche Abtragung der Ehrenſchuld an Johann Guttenberg, an welche Schuld uns jede Druckſchrift ſchon mit lauten Worten mahnt. Um dem Denkmal die würdigſte Ausſtattung zu geben, wandte ſich die Kommiſſion wegen des Entwurfs und der Verfertigung des Modells an den erſten Plaſtiker der Zeit, an den Dänen Thorwaldſen in Rom. Mit Liebe, Bereitwilligkeit und Stolz übernahm der Künſtler den ehrenden Auftrag, und nachdem ſein Entwurf den Beifall des Comités erhalten, überraſchte uns Thorwaldſen ſchon im Juli v. J. mit der erfreulichen Nachricht, daß das Modell des Monuments beendigt ſey. Sehr ſchön ſagte der Künſtler in ſeinem Schreiben an die Kommiſſion unter andern: „er habe nun eine Arbeit geendet, die für ihn ſo hohes Intereſſe gewährt; wenn anders wahre Liebe zum Gegenſtande vortheilhaft auf die Vollendung deſſelben einwirke, ſo müſſe das Denkmal ſeiner edeln Beſtimmung nicht unwürdig ſeyn.“ — Sollte indeß das Monument wirklich, nach dem Wunſche der Kommiſſion, mit dem Säkularfeſt 1836 in ſeiner Vollendung als Zierde der Stadt daſtehen, ſo mußten noch bedeutende Schritte gethan werden; denn, auffallend genug, jener Aufruf an die gebildete Menſchheit um faktiſche Theilnahme an dieſem Werk fand nicht den Anklang, welchen man bei der Wichtigkeit der Sache hätte vermuthen können. Nach mehr als zwei Jahren ſind bis jezt der Kommiſſion erſt 10,000 fl. zur Verfügung geſtellt; davon floß mehr als die Hälfte aus Mainz ſelbſt; 1036 fl. ſpendete das übrige Großherzogthum, und der Reſt kam vom Auslande, worunter aus Frankreich 650 fl., aus England, dem reichen, hochſinnigen Albion — 50 fl., und das von einem dort wohnenden Deutſchen. Das Unternehmen aber bis zu ſeiner völligen Realiſirung fordert einen Koſtenaufwand von beinahe 20,000 fl. Wir müſſen daher den dieſer Tage, auf Antrag des Herrn Petſchaft, Präſidenten der Kommiſſion, vom hieſigen Gemeinderath gefaßten patriotiſchen Beſchluß, daß die noch fehlende Summe durch Aktien, welche die Stadt garantirt, herbeigeſchafft werden ſoll, mit Dankbarkeit anerkennen. Da nun dem Werke kein Hinderniß mehr in dem Wege ſteht, ſo wurde ferner beſchloſſen, daß der Erzguß der Statue von dem erſten jezt lebenden Meiſter in Paris beſorgt werden, und der freie Plaz vor unſerm neuen Theater das koloſſale Monument Guttenbergs aufnehmen ſolle. Alſo werden die beiden größten Zierden hieſiger Stadt, ihr ſchöner Tempel Melpomenes und das Denkmal ihres unſterblichen Landsmanns, auf einem und demſelben Raume prangen, und in ſpäten Zeiten noch unſern Enkeln Zeugniß geben von dem hohen patriotiſchen Sinne der gegenwärtigen Generation zu Mainz.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 26. März 1835.

> Da bin ich nun durch viele Gefahr
> Zurückgekehrt im dritten Jahr.
> Bin nur jezt von Sorgen getrieben,
> Wie es drinne ſteht mit meiner Lieben.
>
> Goethe.

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Auf dem Rückweg verlor Römmling ſeine Reitpeitſche, und vergaß, durch den Wein aufgeregt, auf einen Augenblick ſeinen Zuſtand ſo gänzlich, daß er abſprang, um ſie wieder aufzunehmen; er fiel und blieb hülflos liegen. Erſchrocken ſprengten wir herbei, um ihm wieder aufzuhelfen, doch er ſagte, den Schmerz unterdrückend: „Meine Herren, als es dem Zicklein zu wohl war, ging es auf's Eis und brach ein Bein.“ Das Pferd war neugierig herangekommen, und bald ſaß er wieder im Sattel und galoppirte davon, als ob nichts vorgefallen wäre.

Am folgenden Morgen ſchifften wir uns ein; Römmling war außerordentlich ungeduldig, er ſchien keine Minute verlieren zu wollen. Endlich blies der Wind in unſere Segel und der ſcharfe Kiel durchſchnitt die grüne Nordſee. Die meiſten unſerer Reiſegefährten waren ſeekrank, nur Römmling und ich befanden uns außerordentlich wohl und ſangen manches Lied miteinander. Aber je weiter wir vorrückten, deſto mehr neigte ſich ſeine Melodie zum Adagio und deſto ſchwermüthiger ſah er in die Wellen. Am Ende des zweiten Tages waren wir ungefähr auf der Höhe von Helgoland, als der Wind ungleich ward, die Segel ungehorſam hin und her flaggten und endlich ſchlaff an den Maſten herabfielen. Es trat eine völlige Windſtille ein, die zwar einen unnöthigen Verzug, ſonſt aber einen ganz behaglichen Zuſtand am Bord des King George hervorbrachte. Bei dem wunderſchönen Maiwetter krochen die Paſſagiere einer nach dem andern aus der Kajüte hervor, dehnten ſich und ſchüttelten die unbehagliche Seekrankheit ab. Römmling hatte, um ſich's bequem zu machen, ſeine hölzernen Beine abgeſchnallt und rutſchte mit unglaublicher Behendigkeit in ſitzender Stellung auf den Händen über das Verdeck, um ſich Bewegung zu machen. Wollte er auf einem Stuhle Platz nehmen, ſo ſtemmte er die Hände auf den Boden und ſchwang ſich kräftig rücklings hinauf, was ihm nie fehlſchlug. Die außerordentliche Gewandtheit, die ihm noch geblieben war, ließ auf das ſchließen, was er früher mit geſunden Gliedern geleiſtet hatte. Es war Abend und der Leuchtthurm von Helgoland, der wie ein ferner Stern am Horizonte ſichtbar ward, belehrte uns genau über den Ort, wo wir uns befanden. Römmling ſah ſtumm nach dem Scheine, und je tiefer die Nacht hereinbrach, je wehmüthiger ſchien er zu werden. Ich ſagte theilnehmend zu ihm: „Was fehlt Ihnen, lieber Major? kann ich Ihnen vielleicht Troſt geben?“ — „Warum ſollte ich es Ihnen nicht ſagen?“ erwiderte er, „ſcheinen Sie mir doch jedes ehrenvollen Vertrauens werth zu ſeyn.“ Und nun erzählte er

mir ohne Rückhalt das Verhältniß, in dem er mit Clara ſtand. Als er geendet hatte, ſagte ich: „Wie Sie mir das Mädchen beſchreiben, möchte ich für ihre Treue bürgen; die Mädchen voll ſchöner Worte und Schwüre ſind wahrlich nicht die beſten; die geſunden, ungezwungenen, die beim Tanze nicht die Augen niederſchlagen und nicht vor jedem Männerblicke erſchrecken, denen traue ich am meiſten.“

Zwei ſchöne Abende zeigten uns noch zweimal den fernen Stern des Helgolander Leuchtfeuers; aber mir war der Aufenthalt nicht langweilig, denn Römmling machte mich in dieſer Zeit zum Vertrauten aller ſeiner Schickſale, wie ſie der Leſer hier aufgezeichnet findet, freilich nach Jahren aus der Erinnerung und aus einem damals flüchtig geführten Tagebuche genommen. Am fünften Tage unſerer Fahrt erhob ſich endlich der Wind wieder, und noch denſelben Abend langten wir in Curhaven an, von wo Römmling mit Extrapoſt weiter fuhr, während ich nach Hamburg eilte, doch nicht ohne ihm beim Abſchiede das Verſprechen abzunehmen, mich von der Entwicklung ſeines Schickſals zu benachrichtigen. Es vergingen zwei Jahre, ohne daß ich etwas von ihm hörte, und ſchon fürchtete ich, daß er ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht geſehen habe; doch endlich im Jahre 1817 brachte mir die Poſt ein Paket, deſſen Inhalt ich dem Leſer mittheilen will, um dann für diesmal Abſchied von ihm zu nehmen.

*** den 19ten Auguſt 1817.

„Denken Sie noch des Fremden, deſſen herzliche Zuneigung für Sie auf ſo ſchwachen Grundlagen, als ein Paar hölzerne Beine abgeben können, baſirt iſt? Ich ſetze es voraus, hoffe ſogar, daß Sie oft über meine Wortbrüchigkeit geſcholten haben, denn ich habe Ihnen damals Nachrichten über mich verſprochen, die ich erſt jezt, nach mehr als zwei Jahren ertheile; aber Sie ſollen nun auch in beſter Form Alles wiſſen, was ſich ſeit meiner Heimkunſt mit mir zugetragen hat.

„Nachdem ich Hannover verlaſſen hatte, trieb es mich, einen Abſtecher nach Nordburg (Herrn Weigands Gut, wovon ich Ihnen ſo oft erzählt habe) zu machen, um vielleicht von der Geliebten meines Herzens etwas zu hören. Ich ließ mich melden und ward von dem alten Herrn, der ſich meiner freundlich erinnerte, auf's Beſte empfangen. Aber das Haus ſchien mir nicht mehr daſſelbe, keine Gäſte belebten es, und ſelbſt die Zimmer hatten viel von ihrem freundlichen, wohnlichen Anſehen verloren. Nach einigen unerheblichen Geſprächen, die ſich meiſt um meine engliſchen Beine drehten, erkundigte ich mich nach Fräulein Anna. Der alte Herr ſah mich wehmüthig an. „Anna iſt krank,“ ſagte er, „ſie leidet an einem zehrenden, langwührigen Uebel, das mich unausſprechlich ängſtigt.“ — „Sieht ſie Niemanden?“ fragte ich. „O ja,“ erwiderte er, „und wenn Sie es wünſchen, will ich ihr melden laſſen, daß Sie hier ſind. Mir iſt jede Zerſtreuung für ſie wünſchenswerth.“ Nach wenigen Minuten trat Anna ein; ſie ging mit großer Herzlichkeit auf mich zu, was mir ein gutes Wahrzeichen ſchien, da ich wußte, wie innig ſie mit Clara verbunden war. Ich wagte es endlich, zu fragen, ob dieſe verheirathet ſey. „O nein,“ ſagte ſie, „aber —“ Sie wußte nichts von unſerer Liebe, ſoviel ward mir aus der Art ihrer Antwort klar, doch was ich aus dem „aber“ machen ſollte, war mir räthſelhaft. Jezt erſt bemerkte ich Annas kränkliche Bläſſe, die Magerkeit ihrer Geſtalt, das Unbefriedigte in ihrem Ausdruck und die große Veränderung, die ſechs Jahre an dem damals eben aufblühenden Mädchen hervorgebracht hatten. Sie ſah aus wie eine alte Jungfer, obgleich ſie erſt drei-und-zwanzig Jahre zählen konnte. „Wo iſt Adolph von Brewitz?“ fragte ich den alten Weigand. „In Geſchäften nach Schweden,“ erwiderte er und brach kurz ab, und eine dunkle Glut übergoß Anna's Wangen. Ich kürzte meinen Beſuch ab, weil er mir wenig Befriedigung gewährte, und hoffte um ſo mehr Freude von der Ankunft in Osnabrück.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Geſchichte des engliſchen Parlaments.

(Fortſetzung.)

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß der Fabrikant dieſes, über ganz London verbreiteten Anſchlags mit den drei genannten Männern Drei von denen bezeichnete, die nicht in Hofkleidern erſchienen waren. Den Vorwurf der Unreinlichkeit aber verdienten ſie keinen Falls; denn wie dieſer überhaupt dem reichſten und ärmſten, dem gemeinſten und vornehmſten Engländer nur ſelten mit Recht gemacht werden kann, ſo zeichnen ſich gerade jene Männer durch ihr ſchmuckes Aeußere vor Vielen, ja ſogar vor manchem Herzoge aus. Wo die Parteien ſo ſchroff, wie gegenwärtig in England, ſich entgegenſtehen, da kann es nicht an ſolchen fehlen, die, weit entfernt, die Verletzung der herkömmlichen Sitte zu tadeln, ſie für einen Beweis des freien, rückſichtloſen männlichen Sinns erklären, und während ſie ſelbſt Bedenken tragen würden, irgend eine Auſtandsviſite im great-coat abzuſtatten, vom Parteieifer verblendet, keinen Verſtoß darin finden, daß die Vertreter eines großen Volks in ſolcher Kleidung vor ihrem Monarchen erſchienen ſind. Das iſt, wie geſagt, wofür der ruhige Deutſche es erkennen muß — Verblendung; denn ich meine, daß der Mann im Hofkleide mit freier Sprache ein ſelbſtſtändigerer Mann iſt, als der in Stiefeln und Ueberrock um den Thron kriecht, oder ſeine Unabhängigkeit

Digitized by Google

durch nichts anderes zu beweiſen ſucht, als daß er die Regeln einer unſchuldigen und gehaltloſen Etikette verlezt. Das iſt es nicht, wodurch „Männerſtolz vor Königsthronen“ ſich bewährt! Wenn indeſſen die großen Herren, welche im Oberhauſe ſitzen, ſich berechtigt geglaubt haben, über jenen Eindruch in das Reich des Anſtandes Zeter zu rufen, ſo ſollte man glauben, daß ſie auch verpflichtet wären, die Regeln eines konventionellen ſowohl als ſich von ſelbſt verſtehenden Anſtandes gewiſſenhafter zu befolgen. Die Wahrheit bleibt jedoch hinter der Vorausſetzung zurück. Wenigſtens bedarf es wohl nicht des Zeugniſſes gebildeter Engländer, um es ſeltſam zu finden, daß in den Sitzungen des Oberhauſes, während der Lordkanzler in ſeiner Allongeperrücke, unter welcher dem jetzigen Lord Lyndhurſt oft warm genug werden mag, den Wollſack reitet, und während die edlen Pairs rechts und links Anträge ſtellen, Reden halten und Bittſchriften überreichen, die Herzoge von Wellington und Cumberland die Einzigen ſind, welche dem verſammelten Hauſe — der Zuſchauer nicht zu gedenken — ihre Achtung dadurch beweiſen, daß ſie — bedeckten Hauptes ſind. Das aber iſt eine Thatſache, deren Wahrheit ich mit der Güte meines Opernglaſes verbürgen kann.

Ich ſage bei dieſer Gelegenheit etwas über die proviſoriſchen Sitzungsräume des Parlaments. Sobald die Flammen gelöſcht waren, die ſich frevelnd an die ehrwürdigen Häuſer gewagt hatten, und der Augenſchein jeden überzeugte, daß die nächſte Parlamentsſitzung hier kein Obdach fände, wurde es Gegenſtand lebhafter Erörterung, ob es beſſer ſey, die Ruinen interimiſtiſch aufzuputzen oder ſie gänzlich niederzureißen, von Grund aus einen neuen Bau zu beginnen und bis zu deſſen Vollendung die Sitzungen des Parlaments in andere geeignete Räume zu verlegen. An ſolchen Räumen fehlte es nicht: ein halbes Dutzend Palläſte und öffentliche Orte kamen in Vorſchlag, und in der Empfehlung des einen oder des andern redeten ſich die Zungen wund, ſchrieben ſich die Federn ſtumpf und ſezten ſich die Setzer müde. Es fehlte aber auch nicht an Einwänden und Bedenklichkeiten, und die Regierung, von der man wenigſtens annehmen muß, daß ſie das Ding am beſten verſtand, da es allerdings einer Einweihung in ihre Geheimniſſe bedarf, um ihr recht zu geben, entſchied, im Widerſpruche mit der faſt allgemeinen Anſicht, daß die Ruinen für die nächſten Parlamentsſitzungen zurecht gemacht und einigermaßen aufgeſtuzt werden ſollten. Demgemäß wurde der gemalte Saal — the painted chamber — für die Lords, und was das Feuer vom Hauſe der Lords übrig gelaſſen, für die Gemeinen ausgeflickt und übertüncht. Alles iſt ſo allerliebſt gerathen, daß man nicht begreift, wie es für die Lumperei von 40 — 50,000 Pfund Sterling hat geliefert werden können, denn in England, wie in andern kultivirten Ländern, baut der Staat den Architekten öffentlicher Gebäude gleichzeitig bequeme Privatwohnungen. Alles ſieht ſo nett und zierlich aus, als wäre es direkt von Nürnberg verſchrieben oder fix und fertig in den eleganten Bazars auf der Oxfordſtraße und auf Soho-Square gekauft worden, zwei Plätze, die eine unglaubliche Fülle von echtem Nürnberger Spielzeuge beſitzen, in deſſen Fabrikation die Engländer den Deutſchen den Vorrang zugeſtehen. Der Niedlichkeit geht indeſſen auch die gewöhnlich damit verbundene Eigenſchaft enger Unbequemlichkeit keineswegs ab. Durch beſchränkte hölzerne Verſchläge gelangt man in die Häuſer, und über Treppen, die für einen halben Falſtaff um die Hälfte zu ſchmal und viel geeigneter für Menſchen ſind, die von Hühnern, als für ſolche, die von Rindsbraten und Roſinenklöſen leben, über effektive Hühnerſteigen gelangt man auf die Galerien. Dieſe ſind ſo lange geräumig, als ſie leer ſind; ſie verwandeln ſich in das Gegentheil, ſobald einigen fünfzig Menſchen einfällt, den Verhandlungen beizuwohnen, und da es in London zu keiner Stunde, an keinem Orte und bei keiner Gelegenheit, etwas zu ſehen oder zu hören, an fünfzig neugierigen Menſchen fehlt, ſo ſind die Galerien ſtets voll und heiß und unangenehm. Nächſt dieſem, ſchon an ſich zur Abſchreckung hinreichenden Umſtande gibt es noch zwei andere, mit dem Beſuche verbundene Verdrießlichkeiten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, März.

Der unterbrochene Faſching.

Durch den Tod des geliebten Kaiſers iſt die laute und luſtige Kaiſerſtadt plözlich in ein großes Trauerhaus umgewandelt worden. Die, mitten in ihrem Verlaufe durch deſſen Krankheit unterbrochenen Faſchingsluſtbarkeiten warteten nur auf ein Zeichen der Beſſerung, um mit erneuerter Kraft loszubrechen, ja ſie glimmten zum Theil fort, wie ein Feuer unter der Aſche, bis die erſte Stunde des zweiten März allen Hoffnungen und aller Luſt ein Ende machte. Kein Zweifel, daß eine große Zahl von Bewohnern der großen Stadt in ihren Berechnungen, zum Theil des Vergnügens, zum Theil des Gewinnes, nicht unbeträchtlich geſtört, ja ſogar mancherlei Verluſt und Schaden herbeigeführt worden iſt, da die wichtigſten Zubereitungen, Entwürfe und Ausgaben immer bis zu den lezten Tagen des Faſchings aufgeſpart bleiben. Da ſind denn in der That Fortuna-, Flora-, Iris-, Aurorabälle, und wie ſie weiter heißen, da ſind Fiakeraufzüge von Lerchenfeld nach Hütteldorf, die im Elyſium vorgeſtellt wurden, Souvenir-Unterhaltungen beim Strauß, große Tanzfeſte im Augarten, beim Sperl, im Kaſino und bei Dommaier in Hietzing, dem vornehmſten Sommeraufenthalt der Wiener ſchönen Welt nächſt Schönbrunn, vor allen aber die beiden lezten Maskenbälle in den k. k. Redoutenſälen am Donnerſtag oder alten Weiberfaſching und am fetten Dienſtag — dies Alles und noch weit mehr iſt durch den unerbittlichen Tod zu Nichts worden. Was aber

die Schönen Wiens wohl am tiefſten ſchmerzte, inſofern der eigenen getäuſchten Hoffnung ſich noch das Mitgefühl für ihren getäuſchten Liebling Johann Strauß zugeſellte, das war, daß eine außerordentliche Ballſoirée, unter der Benennung: das Feſt der Iſis, bloße Ankündigung bleiben mußte. Wir können uns nicht enthalten, der Merkwürdigkeit wegen die Originalanzeige mitzutheilen, weil ſie beſſer als hundert Beſchreibungen die Welt mit Wieneriſcher Erfindungskraft, Zierlichkeit und Galanterie bekannt macht, ja ſelbſt eine Probe wahrhaft ſublimer Styliſtik liefert, worin die Gaſt- und Kaffeewirthe der Kaiſerſtadt alle ihre europäiſchen Standesgenoſſen gewiß weit hinter ſich laſſen. Wir müſſen die Anzeige ihres typographiſchen Luxus entkleiden, kopiren ſie aber im Uebrigen mit diplomatiſcher Genauigkeit.

„Montag den 2ten März wird eine außerordentliche Ballſoirée in den Sälen zum Sperl veranſtaltet, unter der Benennung: das Feſt der Iſis beim Sperl, ein Ballräthſel, den Schönen Wiens zur Löſung dargeboten vom ſcheidenden Karneval 1835. — Die Unterzeichneten, bemüht, das Lebewohl des Karnevals in ihren Lokalitäten zum freundlichen Genuß für die Zukunft zu geſtalten, bieten hier dem geehrten Publikum Wiens ein Feſt, das an Originalität der Idee, wie Eleganz der Ausführung Alles übertreffen ſoll, was die flüchtige Karnevalsmuſe diesmal in ihrem blumengeſchmückten Gefolge mit ſich gebracht. Die Schönen Wiens empfangen von dem ſcheidenden Faſching ein Räthſel, deſſen Auflöſung der höchſte Preis des heutigen Feſtes ſeyn ſoll. Worin jenes Feſt der Iſis beſtand, haben ſelbſt nur die Eingeweihten bei den Egyptern erfahren, wir können alſo hier dem profanen Zettel die Schale, keineswegs aber den Kern anvertrauen. Worin jener höchſte Preis, der dem glücklichen Räthſellöſer zu Theil wird, beſteht, ſoll die Mitternachtsſtunde lehren, welche in der Pyramide der Iſis auch jenen Damen, die das Räthſel nicht entziffern, kleine freundliche, dem Augenblick geweihte Andenken als Miniatur des höchſten Preiſes überreichen wird. Da der Raum dieſes Blattes die Inhaltsanzeige des Ballräthſels nicht faßt, erhalten die Damen Abends bis zehn Uhr ein Programm des Räthſels, der Tanzordnung, ſammt allen beſondern Arrangements, die wir den Ahnungen des hochgeehrten Publikums überlaſſen. Schließlich erwähnen wir die herrlich dekorirte Pyramide der Iſis, die magiſche Beleuchtung, welche den Zuſchauer unter den Himmel einer andern Zone zu verſetzen ſcheint, des Iſis-Cotillons, welcher zum Schluſſe der Räthſellöſung die lebensfrohen Wiener in die Labyrinthe des Tanzes führen ſoll. So iſt alſo kein Zweifel zu erübrigen, daß die ſchönen Tanzfreundinnen auch dieſes Feſt unter ihre Aegide nehmen, und durch ihre bezaubernde Nähe zum brillanten Abſchied des Karnevals erheben werden. — Herr Johann Strauß wird die Muſik dirigiren, und nebſt den Erinnerungen an Berlin auch ſeine neueſten Tänze unter dem Titel: Gedankenſtriche, zu executiren die Ehre haben. Eintrittspreis 48 kr. C.M., an der Kaſſe 1 fl. C.M. Anfang um 8 Uhr. Ende um 5 Uhr. — Gebr. Scherzer."

(Der Beſchluß folgt.)

München, März.

(Beſchluß.)

Neue Kunſtwerke.

Auch unſer deutſcher Dichterfrühling iſt uns durch den regen, ſchaffenden Genius der Kunſt hier wieder zurückgerufen. Wie uns die großartigen Fresken des Meiſters Cornelius in der Glyptothek die Helden der Ilias, ihre Kämpfe und Schickſale vorführen, ſo ſind uns hier die Recken und Mannen des Nibelungenliedes, unſerer deutſchen Ilias, dargeſtellt; ein Bildercyklus ſchildert uns Siegfrieds Leben, ſeinen Tod durch den infernalen Hagen und Chrimhildens Rache. — Die Weiſen, welche dereinſt aus dem reichen, innigen Gemüthe Walthers von der Vogelweide und Wolframs von Eſchenbach gefloſſen, ſind durch eine ſinnige Farbenlyrik wieder in's friſche Leben gerufen; und zu einem ſchönen, bunten Kranze ſind die duftenden Blüthen gewunden, welche der belebende Götterhauch der Poeſie in neuerer Zeit Deutſchlands Boden entlockt. Die Kunſt hat die verhallenden Akkorde, welche der Leyer unſers Wieland, Klopſtock, Bürger, Schiller, Goethe und Tieck entklangen, mit lieblichem Zauber gebannt und an's warme Leben gefeſſelt. Es iſt die Incarnation der Poeſie. — Bereits ſind die Freskobilder der 25 Loggien unſerer Pinakothek unter Meiſterleitung und von Meiſterhand nach Cornelius Entwürfen zur Hälfte vollendet; die Plafonds und Frieſe der großen Bilderſäle ſind gegenwärtig ſämmtlich mit ſinniger Pracht geſchmückt. Aus dem glänzenden Goldgrunde treten in Relief die freien, phantaſtiſchen Arabesken hervor und ſchlingen ſich zierlich um die Stukkaturbilder, welche das Leben oder die Bildniſſe der berühmteſten Maler darſtellen.

Was iſt nicht noch Alles in München oder für München vollendet worden! woran wird nicht noch täglich gearbeitet! Das koloſſale Denkmal Maximilian Joſephs, für den Max-Joſephsplatz beſtimmt, iſt bereits zur Aufſtellung fertig. Schon iſt das alte Gräflich Törringſche Palais, dem neuen Königsbau gegenüber, gänzlich demolirt, und in Jahr und Tag wird ſich hier das neue Poſthotel mit einer prächtigen Kolonnade erheben. — Meiſter Cornelius ſchafft in Rom, wo ihn der verwandte Geiſt Michel Angelos umweht, neue, herrliche Gebilde für die Ludwigskirche. Thorwaldſen hat das Roß für die Equeſterſtatue auf dem Wittelsbacherplatz vollendet, es ſoll ſchöner als ſein berühmtes Pferd des Poniatowski ſeyn; der geniale Rottmann durchſtreift den klaſſiſchen Boden von Hellas, um mit gewandtem Zeichenſtift einer ſchönern, üppigern Natur ihre Geheimniſſe abzuſtehlen. Unter dem raſtloſen, ſchöpferiſchen Meißel unſers Schwanthaler gehen, man kommt beinahe in Verſuchung, zu ſagen, täglich neue, herrliche Geſtalten und Gruppen hervor. Wer Schwanthalers Atelier beſucht, muß erſtaunen über die außerordentliche Menge koloſſaler plaſtiſcher Werke, welche theils in Marmor bereits ausgeführt, theils in Modellen noch daſtehen. Schwanthaler ſcheint ein zweiter Deukalion zu ſeyn, der die Steine bloß hinter ſich zu werfen braucht, um die edelſten Gebilde daraus zu formen. — Auf unſerm Kunſtvereine können wir jede Woche viel Neues und viel Ausgezeichnetes ausgeſtellt ſehen; und wie viel Vorzügliches hier im Fache der Lithographie erſcheint, iſt auch im Auslande genügend bekannt und gewürdigt. Wollte ich Ihnen gegenwärtig Alles, was im Gebiete der Kunſt hier geleiſtet worden iſt, ſo ausführlich, als es verdiente, zu ſchildern verſuchen, ſo müßte ich Sie und die Leſer nöthigen, mir mit arabiſcher Geduld wohl tauſend und einen Morgen zuzuhören. Kunſtenthuſiaſten wie Verliebten geht nimmer der Stoff und die Luſt aus, von ihrem theuern Gegenſtande zu ſprechen und zu ſchreiben, indeß den minder Betheiligten ſehr leicht die Geduld, ihnen zuzuhören oder ſie zu leſen. Für heute muß ich ohnehin ſchließen; indeſſen behalte ich mir vor, Ihnen in meinem nächſten Briefe wenigſtens über die 28 landſchaftlichen Fresken, mit welchen der geniale Rottmann die Hallen des Bazars oder des Hofgartens ſo heiter und zauberiſch belebte, ausführlicher zu berichten.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. März 1835.

— Laßt mich euch ſagen, daß ihr ſehr
Verſchrie'n ſeyd, weil ihr hohle Hände macht.

Shakespeare.
Julius Cäſar.

Zur Geſchichte des engliſchen Parlaments.

(Beſchluß.)

Die Sitzungen beider Häuſer ſind öffentlich; das heißt alſo, jeder Menſch hat Zutritt. Man darf jedoch dieſe Redensart ebenſowenig im ſtrengen Wortſinne nehmen, wie die einen Dank begleitende oder ausdrückende Wiener Phraſe: ich küſſe die Hand. Man ſagt in Wien ſo, ohne es zu thun, und man nennt in London die Galerien öffentlich, ohne ſie Jedem zu öffnen. Um im Oberhauſe Zutritt zu eehalten, muß man mit der Ordre eines Pairs verſehen ſeyn, und um den Weehandlungen der Gemeinen beizuwohnen, muß man dem Thürſteher entweder die Oedre eines Deputirten vorzeigen oder eine blanke halbe Krone in die Hand ſchieben. Die Thürſteher im Oberhauſe dürfen kein Geld annehmen; es iſt unverzeihlich und in der That entwürdigend, daß die Gemeinen ihren Portiees nicht eine gleiche Verpflichtung auflegen; denn was iſt die Folge? Sir Eduard Lytton Bulwee, der ehrenwerthe und fortdaueend ſchweigſame Deputiete von Lincoln, hat einem Wähler eine Oedre verſprochen, ſo oft er nach London kommen und begierig ſeyn werde, das Schweigen ſeines Deputirten mit anzuhören, um bei ſeiner Nachhauſekunft auch etwas vom Parlamente erzählen zu können. Sir Eduard iſt zu ſehr Gentleman, um ſein Veeſprechen unerfüllt zu laſſen. Er gibt dem armen Mann das Billet und dieſer ſtammelt dem Manne, den er gewählt hat, ſeinen verbindlichſten Dank. „Gehen Sie hübſch zeitig, mindeſtens eine Stunde, ehe der Sprechee den Stuhl nimmt, Sie laufen außerdem Gefahr, keinen Platz zu erhalten," hat Herr Bulwer dem Beſchenkten als wohlmeinenden Rath nachgerufen, und da der Wähler wußte, daß der Sprecher um vier Uhr Nachmittags den Stuhl nehmen weede, ſo nahm er, um ganz ſicher zu gehen, ein gediegenes rump-steak zu ſich und eilte, im Beſitze dieſes Nachhalts, ſchon um zwei Uhr nach dem Orte ſeiner Beſtimmung. Er iſt vollkommen überzeugt, daß der Thürſtehee beim Erblicken von Sir Eduard Bulwees Namen ihn voezugsweiſe artig empfangen und ihm einen der beſten Plätze anweiſen weede. Nicht ohne Stolz und mit feeudiger Spannung den Eindruck bewachend, den er auf dem peegamentenen Geſichte des ſteifen Thüeſtehers voeausſieht, überreicht er die Karte. Der Portier nimmt ſie, hält ſie gegen das Licht, erkennt ſie für richtig, ſteckt ſie ein und ſagt ſehr gleichgültig: „bedaure, mein Herr, die Galerie iſt voll." — „Schon voll?" ruft der doppelt getäuſchte Mann von Lincoln; „ſo zeitig, und die Galerie ſchon voll!" — „Ganz voll," wiederholt der Portier und dreht ſich um, das mit ſeinem Kollegen angeſponnene Geſpräch fortzuſetzen. „Das iſt

Digitized by Google

ſehr fatal!“ ſeufzt der Wähler und ſchleicht gebrochenen Herzens zu der Thüre hinaus, durch welche er vor wenigen Minuten mit ſiegender Bruſt eingetreten war. Einige Schritte iſt er gegangen, da begegnet er einem Bekannten. Es iſt der Großhändler, von welchem der Lincolner Kleinhändler ſeinen Bedarf an Zucker, Kaffee und Gewürz bezieht. „Wollen Sie in’s Unterhaus?“ redet ihn der alte Kundmann an. „Ei freilich,“ antwortet der andere; „es iſt zwar zeitig, aber die Malztaxe iſt an der Tagesordnung; da wird’s eine warme Debatte und eine volle Galerie geben.“ — „Kehren Sie nur um,“ verſezt der bereits Umgekehrte; „die Galerie iſt ſchon ſo dick voll, daß nicht einmal die Karte unſers Deputirten mir einen Platz verſchaffen konnte.“ — „So kommen Sie mit mir,“ lächelt der Großhändler; „meine Karte wird gewiß reſpektirt.“ — Vorläufig in Verwunderung über die ungeahnte Macht des Großhändlers, folgt der Kleinhändler. „Noch Platz?“ fragt Erſterer denſelben Thürſteher, der Leztern abgewieſen, und „Platz genug,“ iſt die Antwort; aber der Kleinhändler wundert ſich nicht länger, denn er hat eine ganze Krone aus der Hand ſeines Freundes in die hohle Pfote des Portiers fallen ſehen.

Eine andere Verdrießlichkeit beim Beſuch des Parlaments beſteht darin, daß man in beiden Häuſern, um nicht vergebens zu gehen, das für beſchäftigte Männer unerſetzliche Opfer von zwei oder mehr Stunden bringen muß, während deren man nichts Bemerkenswerthes ſieht, nichts Bemerkenswerthes hört, heiße Luft einathmet, furchtbar gedrängt und doppelt und dreifach daran erinnert wird, wie viel beſſer und nützlicher man dieſe rein verlorene Zeit zu Hauſe verwenden könnte. Die Nachtheile, welche aus dem Zuſammenleimen der Haustrümmer ſowohl für die Geſchäftsbequemlichkeit der Deputirten und Lords, als für das zuſchauende Publikum entſtanden ſind und nothwendig entſtehen mußten, lagen zu deutlich vor, um nicht von den Organen der öffentlichen Meinung, und diesmal faſt einſtimmig, der die Reparatur anordnenden Regierung unter die Augen gerückt zu werden. Wie es kam, daß die Regierung darüber hinweggeſehen und ihren Entſchluß eigenſinnig ausgeführt hat, das wird erſt zur Sprache kommen, wenn John Bull den Koſtenaufwand der beiläufigen 40 — 50,000 Pfund Sterling aus ſeiner großen Taſche bezahlen ſoll. Daß die jetzige Miſere nur eine Nummer ausfüllt in der langen Liſte der proviſoriſchen Zuſtände, welche auf Europa laſten, bezeugt die bereits von beiden Häuſern vorgenommene Wahl eines Ausſchuſſes zum Behuf eines zu errichtenden neuen, der Nation und ihrer Repräſentanten würdigen Tempels. Pläne ſind eingefordert worden und liegen in Maſſe vor; welcher den Beifall der entſcheidenden Stimmenmehrheit beider Häuſer erlangen dürfte — wer vermöchte das im Voraus zu verkündigen? Selbſt darüber herrſcht noch Ungewißheit, ob der Neubau auf der Brandſtätte oder auf einem andern geeigneten Platze ſich erheben ſoll; gewiß aber wird die Stelle der alten Häuſer für die beſte und würdigſte erklärt werden, für die beſte, denn ſie befindet ſich im Mittelpunkte von London, inſofern das zum ſtädtiſchen Ungethüm aufgewachſene London überhaupt einen Mittelpunkt haben kann, und für die würdigſte, denn an Weſtminſter knüpfen ſich Englands ſchönſte und heiligſte Erinnerungen. Sollte dieſe Vermuthung nicht trügen, ſo wird es kaum denkbar ſeyn, daß die Parlamentsſitzungen in ihren jetzigen Lokalen fortdauern können, während in ihrer nächſten Nähe Steine zugefahren, Stämme behauen, Gerüſte gebaut und alle mögliche Arten von Lärm gemacht werden. Die Nothwendigkeit einer Verlegung würde dann gebieteriſch hervortreten, und das dürfte nicht dazu dienen, den hartnäckig durchgeführten Entſchluß der Regierung zu rechtfertigen.

Soldatenschicksale.

(Fortſetzung.)

Unterwegs hatte ich viel Aerger durch ſchlechte Poſteinrichtung. In einem elenden Dorfe auf der Heide ward mir der traurige Beſcheid, daß in zwei Stunden an keine Beförderung zu denken ſey, da die Truppenmärſche alle Pferde in Beſchlag genommen hätten. Ich klapperte vor Ungeduld mit den Stelzen auf den Wagen. Mein hartnäckiges Sitzenbleiben ſchien den Wagenmeiſter ſehr zu wundern; endlich nahte er ſich mir und ſagte in breitem, hannöveriſchem Plattdeutſch: „Wölt Se ſick nich en klein Pleſäcken maken und en Pott Kegel ſchuben?“ — „Heer!“ ſagte ich in der Ungeduld, „wenn ich vorwärts kommen ſoll, muß ich ſelbſt geſchoben werden, denn ich habe keine Beine!“ Das ſchien den guten Mann zu rühren; er bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er, ich ſolle ſeine eigenen Gäule haben, einen armen Invaliden möge er nicht ohne dringende Noth warten laſſen. Daraus können Sie ſehen, daß man ohne Beine mitunter ſchneller vorwärts kommt, als mit Beinen. So kam ich denn endlich in Osnabrück an, doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, in Perſon zu Beewitz zu gehen. Es war mir Bedürfniß, mich erſt vom Zuſtand der Dinge zu unterrichten, und außerdem ſchien es mir nöthig, Clara auf meine Ankunft vorzubereiten. Ich ſchickte daher zu dem alten Herrn und ließ ihn bitten, einem Kranken, der im Hotel ** wohne und ihn

Digitized by Google

in Geſchäften zu ſprechen wünſche, eine Stunde zu ſchenken. Das Wort „Geſchäfte“ hatte einen magiſchen Klang für Herrn von Brewitz; er war in kurzer Friſt bei mir. Als er mich ſah, ſtuzte er. „Herr von Römmling!“ rief er mit nicht zu verbergendem Entſetzen, „wir hielten Sie für todt!“ — Meines Lebens brauchte ich ihn nicht zu verſichern, daher begnügte ich mich mit der Bitte, mich zu entſchuldigen, wenn ich ihm nicht entgegenginge, und zeigte auf meine Beine. Er ſah mich mitleidig an. „Warum hielten Sie mich aber für todt?“ fragte ich. — „Es iſt eine ſonderbare Begebenheit,“ erwiderte er, „die mich dazu veranlaßt. Sie kennen ja meine Clara und wiſſen, daß ſie weder ein ſchwärmeriſches, noch ein abergläubiſches Mädchen iſt. Vielleicht wiſſen Sie auch, daß Sie Ihnen immer gut war, und Ihrer öfter gedachte; wenn Sie aber davon etwas wiſſen, ſo waren Sie klüger als ich, denn ſie war über dieſen Punkt immer ſehr verſchwiegen. Nun, Clara iſt nicht häßlich und auch ein gutes Kind; es fanden ſich mancherlei Bewerber ein, aber ſie ſchlug alle aus, und hat ſich wohl dadurch hin und wieder eine bittere Stunde bei mir zugezogen, denn ich hätte ſie gern verheirathet geſehen. Ach Gott!“ ſchaltete er ſeufzend ein, „nun iſt doch alle Hoffnung verloren!“ — Ich ſah ihn ängſtlich an. — „Und doppelt gern,“ fuhr er fort, „weil Adolph auch ein Hageſtolz werden zu wollen ſcheint, obgleich die hübſche, ſteinreiche Anna Weigand ſich um ihn zu Tode grämt. Nun, es war am Abend des 19ten Januar 1812, als wir Alle zuſammen am runden Tiſch im Stadthauſe, der Ihnen wohl noch erinnerlich ſeyn wird, beiſammenſaßen. Plötzlich ſtarrt Clara auf einen Fleck hin, ſchreit laut auf und fällt ohnmächtig zu Boden. Als ſie erwachte, behauptete ſie ſteif und feſt, ſie habe Sie, den Herrn Karl von Römmling, leibhaftig, von Pulver geſchwärzt, vor ſich ſtehen ſehen, Sie haben ihr zugewinkt und ſeyen verſchwunden.“

Sagen Sie mir, mein Lieber, iſt das nicht eine ſonderbare Geſchichte? und doch eine, für deren Wahrheit ich mich verbürgen kann. Ich ward am 19ten Januar Abends vor Ciudad-Rodrigo in die Luft geſprengt, dachte im lezten Augenblick meines Bewußtſeyns an Clara und ſank dann in einen todtenähnlichen Zuſtand. Was iſt dies? — Ich wage es nicht, zu entſcheiden.

„Einige Zeit,“ fuhr Herr von Brewitz fort, „war Clara ſehr angegriffen; dann ward ſie wieder heiterer, aber doch nicht die Alte, und jezt — ach mein Gott!“ — „Ich bitte Sie inſtändigſt,“ rief ich aus, mich nicht mit dieſen unbeſtimmten Aeußerungen über Clara zu quälen! was iſt es mit ihr?“ Er ſagte: „Ihre veränderte Geſtalt und ſie ſelbſt mögen es Ihnen erklären.“ — „Sie ahnen, Herr von Brewitz,“ ſagte ich, meinen Zorn mühſam unterdrückend, „weßwegen ich Sie zu ſprechen wünſche. Ich liebe Ihre Nichte ſeit ſechs Jahren, und mein Glück liegt in Ihrer Hand. Aber wie darf ich es wagen, als ein Krüppel um ein Mädchen, wie ſie, zu werben! Nur Eines könnte dieſe Schwierigkeit überwinden, Claras Liebe; glauben Sie, daß ich dieſe beſitze?“ — „Ich glaube es gewiß,“ ſagte Herr von Brewitz; „überdies ſind Sie jezt eine ganz andere Parthie, als vor ſechs Jahren; Sie ſind?“ — „Major,“ erwiderte ich, „mit vollem Gehalte.“ — „Das iſt ſchön,“ ſagte der Alte, „und die Beine müſſen Ihnen auch wenigſtens zweihundert Pfund Sterling einbringen. Laſſen Sie ſehen: ein Lieutenant bekommt ſiebzig Pfund per Glied —“ — „Sie haben's errathen!“ rief ich ungeduldig, „ungefähr zweihundert Pfund bringen ſie mir ein; Clara wird weniger genau rechnen.“ — „Ach Gott!“ verſezte Brewitz, „Clara muß jezt vorlieb nehmen, und wenn Sie wirklich noch geneigt wären“ — „Ich fahre aus der Haut, Herr von Brewitz!“ rief ich, „was iſt vorgefallen?“ — „Kommen Sie und ſehen Sie ſelbſt,“ erwiderte er und eilte aus dem Zimmer.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Theaterbrand.

Während alle Theater emſig damit beſchäftigt waren, das Publikum dieſen Faſching durch anziehende Neuigkeiten zu ergözen, mußte eines derſelben, das Gaietétheater, ein Opfer ſeines Beſtrebens werden. Schon lange war das Gaietétheater kein fröhliches mehr, ſondern hatte meiſtens nur grauſende Melodramen ſeinem gewöhnlichen, auf dergleichen erpichten Publikum aufzutiſchen. Diesmal wollte es ein Feenſtück auf die Bühne bringen; eine Feuersbrunſt ſollte die Hauptbegebenheit in dieſem Zauberſtücke werden, und leider ward ſie es auch, aber auf die nachtheiligſte Art; denn gleich nach der lezten Probevorſtellung brach das Feuer auf der Bühne aus, und da der Saal klein war, ſo war er bald ganz vom Feuer ergriffen und brannte lichterloh, ſo daß einige noch nicht ausgekleidete Schauſpieler ſich nur mit großer Noth retten konnten; einige mußten aus den Fenſtern ſpringen oder mittelſt angelegter Leitern herausſteigen. Es ſoll ein ſonderbarer Anblick geweſen ſeyn, dieſe noch vermummten Leute oben aus dem dicken Rauche hervorkommen zu ſehen, indeß ihre verſtörte Miene mit ihrer phantaſtiſchen oder ſpaßhaften Kleidung einen grellen Kontraſt bildete. Das Schauſpielhaus brannte ſo ſchnell ab, daß in Zeit von einer Stunde ſchon Alles in Schutt lag, und nichts mehr zu retten war, als die Umgebung. Ueberhaupt habe ich noch nie von einem halb abgebrannten Schauſpielhauſe reden hören; alle brennen vollſtändig ab, und höchſtens das Aeußere wird zuweilen gerettet, wenn es feſt von Stein aufgebaut iſt, wie es vor ungefähr ſechzehn Jahren mit dem hieſigen Odeon der Fall war, deſſen Inneres ein Schutthaufen wurde,

Digitized by Google

indeſſen das mit Bogengängen verſehene Aeußere unverſehrt blieb. Seit dieſem Odeonbrande ſind in Paris noch vier oder fünf Schauſpielhäuſer abgebrannt, und leider ſcheint dies Loos allen viel gebrauchten Theatern vorbehalten zu ſeyn. Man wendet in Paris viele Vorſichtsmaßregeln an. Es ſind beſtändig Sprizenleute bei den Vorſtellungen, auf dem Speicher ſind Röhren angebracht, die mit Waſſerbehältern in Verbindung ſtehen, auch unterſucht ein Polizeikommiſſär fleißig den Zuſtand der Häuſer; aber alles dieſes hat bis jezt gar nichts, oder doch ſehr wenig geholfen, und zwar aus begreiflichen Urſachen. Die Bühne iſt voll von bemalter Leinwand, beſteht aus Holz, ſo wie die geſammte Einrichtung des Saals, die runde Geſtalt trägt noch dazu bei, das Feuer ſchnell weiter zu verbreiten, ſo daß in wenigen Minuten die Gluth den ganzen Raum umfaßt; wie iſt da Rettung möglich? welche Waſſermaſſe wäre erforderlich, um die Brunſt eines Theaterſaales zu löſchen! und gelänge dies auch, was würde von dem Innern wohl noch zu gebrauchen ſeyn? Das Uebel liegt alſo in der nothwendigen Beſchaffenheit der Säle. Höchſtens könnte das Gerippe des innern Baues von Eiſen ſeyn; dabei müßte aber alles Uebrige doch von Holz gemacht werden, und man würde bei einer Feuersbrunſt wenig gewinnen. Die größte Gefahr iſt immer auf der Bühne, beſonders bei den vielen Schauſtücken der Boulevardstheater, wo Feuersbrünſte, Feuerregen, Verklärungen und dergleichen gefährliche Dinge die Melodramen häufig beſchließen. Man behauptet, in den Kouliſſen der großen Oper breche ſehr häufig Feuer aus, es werde aber gelöſcht, ohne daß die Zuſchauer im Saale das Geringſte davon gewahr werden. Ich zweifle aber an der Wahrheit dieſer Ausſage; der Feuergeruch würde ſich bald bemerklich machen und die Zuſchauer in Schrecken ſezen.

(Die Fortſezung folgt.)

Wien, März.

(Beſchluß.)

Franz und Ferdinand.

Geſtern, den 7ten März, Nachmittags iſt der kaiſerliche Leichnam, nachdem derſelbe drei Tage lang in der Hofburgkapelle, unter ungeheurem Zudrange von Schauluſtigen und Leidtragenden, auf dem Paradebett ausgeſtellt geweſen, mit ſehr mäßigem Gepränge zur Gruft beſtattet worden. Der Zug, von einer kleinen Abtheilung Huſaren eröffnet und bloß aus drei oder vier Hofequipagen nebſt dem Leichenwagen beſtehend, welcher von Abtheilungen der deutſchen und ungariſchen Garde, theils zu Fuß, theils zu Pferde, begleitet war, denen zum Schluß wieder Huſaren und einige Rotten Infanterie folgten, ging aus der Burg über den Michaels-, Josephs- und Lobkowizplaz nach der Kapuzinerkirche, woſelbſt die Großbeamten, Großwürdenträger und Deputationen zum Empfange des Verewigten verſammelt waren, für welchen, dem Herkommen gemäß, durch dreimaliges Klopfen an die verſchloſſene Kirchthür Einlaß und die ewige Ruhe begehrt, und der Sarg ſodann, nachdem, auf geſchehene Eröffnung des Thors, der Inhalt von dem Guardian des Kloſters als die Ueberreſte des kaiſerlichen Ankömmlings anerkannt worden, in die Gruft verſenkt ward. Herz und Eingeweide waren bereits in den Vormittagsſtunden mit noch minderem Gepränge, jenes zu den Auguſtinern, dieſe nach der Kathedrale zu St. Stephan geführt worden. Alles, wie die altherkömmliche Form es vorſchreibt. Heute und die folgenden Tage werden nur noch bei den Auguſtinern Vormittags feierliche Seelenmeſſen und Nachmittags Vigilien abgehalten, denen der Kaiſer, tief in Trauer gehüllt, mit langem, ſchwarzem Mantel, Pilgerhut und Bart von Flor, der ganze Hof und die Mitglieder der verſchiedenen Staatskörperſchaften in großer Gala beiwohnen, womit denn, bis auf die ſtillern Meſſen und Gebete in den übrigen Kirchen, die Todtenfeier ein Ende hat. Betrübend iſt es übrigens, ſagen zu müſſen, daß viele Menſchenleben derſelben zum Opfer gefallen ſind, indem gegen fünfzehn Perſonen theils erdrückt, gequetſcht, überfahren oder ſonſt umgekommen, theils verwundet in's Krankenhaus gebracht wurden.

Was nun die demnächſt bevorſtehenden Freudenfeſte betrifft, ſo iſt darüber noch nichts Genaueres feſtgeſezt und im Publikum bekannt worden, wiewohl, einigen Gerüchten zufolge, die öffentliche Huldigung während der Oſtertage vorzunehmen ſeyn würde, nachdem eine ſolche von Seiten der erſten Hof- und Staatsbeamten in den kaiſerlichen Zimmern gleich am Tage nach dem Ableben bereits ſtatlgefunden. Hier aber fiel, nach dem Bericht von Augenzeugen, zwiſchen dem jungen Kaiſer und der Kaiſerin Wittwe eine höchſt rührende Scene vor, indem der Monarch, als Leztere erſchien, um ihm nunmehr als Unterthanin die Hand zu küſſen, dieſelbe ſchnell hinwegzog, die Hand der Kaiſerin ergriff und ſelbſt küßte, dann aber ſie umarmte und lange weinend an ihrem Halſe hing, mit Beweiſen der Ehrfurcht und Dankbarkeit für die dem Vater geleiſtete treue Pflege ſie überſchüttend. Auch begab er ſich gleich darauf in ihre Zimmer, um ihr im Namen der Familie die Bitte vorzutragen, in ihrer Mitte zu weilen und die Hauptſtadt nicht zu verlaſſen, ein Verfahren, das, wie Alles, was man bis jezt von ihm weiß, dem neuen Beherrſcher in hohem Grade die Herzen gewinnt. In der That zeugen auch die bisher bekannt gewordenen Verfügungen von eben ſo viel Einſicht und Feſtigkeit, als Mäßigung und gutem Willen. Schon ſoll der Befehl zu Errichtung eines Denkmals für den Verewigten gegeben ſeyn, wie denn auch die Wahl des neuen Generaladjudanten, Grafen Clam Martiniz, eines anerkannt fähigen und geſcheiten, jugendkräftigen Mannes, die Bahn zu bezeichnen ſcheint, welche zu verfolgen beabſichtigt wird. Kurz, die leicht zu gewinnende Menge fängt ſchon an, den Glauben zu äußern, daß, wie man ſich unter Franzl wohlgefühlt, ſo auch mit Ferdinandl wohl durchzukommen ſeyn werde, daher man denn das große Ereigniß in den unaufhaltſamen Strom des Lebens bald wird untertauchen ſehen, um andern Begebenheiten und Intereſſen Plaz zu machen. Selbſt der gegenwärtige traurige Anblick Wiens, wo keine Theaterzettel und Ballanzeigen, keine Einladungen zu Konzerten und Mittageſſen an den Ecken zu leſen, keine Geſellſchaften, ſelbſt nicht in Privathäuſern, zu beſuchen ſind, ſelbſt dieſer wird bald wieder neues Leben gewinnen, ſobald nur die Vorſtadttheater, was bis zum 24ſten d. M. geſchehen ſoll, erſt wieder eröffnet ſind, ſo daß dann nur die diesjährigen Praterfahrten, eine Haupt- und Staatsangelegenheit der Wiener, durch die vielen ſchwarzen Livreen, Pferdegeſchirre und Kutſchen, mit deren eben ſo ſchwarzem Inhalt, vielleicht minder heiter erſcheinen werden, als ſonſt. Hievon aber und von dem, was in Leben und Kunſt ſonſt Bemerkenswerthes ſich zeigt, in unſerm nächſten Bericht, den wir mit leichterm Herzen zu entwerfen und mit erfreulichern Dingen anzufüllen nicht ohne Grund hoffen dürfen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. März 1835.

Für uns iſt das Hauptergebniß dieſer Entdeckungen dieſes, daß man nun nicht mehr, wie bisher oft geſchehen, von römiſchen Zehntlanden nördlich vom Main und von vorübergehenden römiſchen Anſiedlungen im Süden dieſes Fluſſes wird reden können, ſondern daß von jezt an eine Jahrhunderte hindurch beſtandene, durch Heerſtraßen verbundene und durch Vertheidigungslinien geſicherte römiſch-galliſche Coloniſation wird anerkannt werden müſſen.

Creuzer.

Die Römer im ſüdweſtlichen Deutſchland.

Dritter Brief.

Wir ſind in der Beſchreibung der römiſchen Linien zwiſchen Donau und Rhein am einſpringenden Winkel derſelben ſtehen geblieben, der durch das heutige Lorch bezeichnet wird, und fahren fort, ſie in der bisherigen Weiſe zu verfolgen.

Die Richtung des Stücks der Befeſtigung, welches dem Neckar und dem Raum zwiſchen dieſem Fluſſe und dem Main entſpricht, wird nordwärts durch die Orte Murrhardt, Mainhardt, Oeringen, Jarthauſen, Bucken, Hauſen, Mudau bezeichnet, wo ſie den Odenwald betritt, denſelben in eigenthümlicher Geſtalt durchſtreicht und ſich bei Obernburg an den Main anſchließt. Eine kleine Strecke weit bildet hier der Main ſelbſt die Grenze, aber gleich etwas oſtwärts von Aſchaffenburg wird die Linie wieder ſichtbar, ſchwingt ſich im Norden des Mains durch die Wetterau und über den Taunus, und erreicht die Lahn, Ems gegenüber. Hier endet die dritte, dem Main zugehörige Abtheilung, und von hier läuft die befeſtigte Grenze längs des Rheins über die Orte Kemmenau, Cattenbach, Simmern, Grenzenhauſen, Rengsdorf, Waldbreitbach, Rheinbreitbach, nur einen ſchmalen Streifen Landes vor dem Fluſſe deckend und gleichſam den bedeckten Weg vor ſeinem Waſſergraben bildend, hinab bis hinter das Siebengebirge, wo wir ihre Spur verlieren, ohne zu wiſſen, ob wir ihr Ende erreicht haben.

Dieſes erſtaunliche Werk, gegen welches die von den Engländern viel beſungene, beſchriebene und abgebildete ſchottiſche Mauer wirklich unbedeutend erſcheint, zeigt in ſeinen einzelnen Abſchnitten verſchiedene Anlage und Bauart. Die Trümmer des vor der Provinz Rhätien ausgebreiteten, von der Donau bis Lorch ſich erſtreckenden Stücks, die ſogannte Teufelsmauer, weiſen auf eine eigentliche, ſehr ſtarke, mit Thürmen beſezte Mauer hin; dem Neckar gegenüber ſind die Spuren verſchiedener Natur, bald wirkliche Mauer, bald gemauerter Wall, bald bloßer Erdwall mit einem Graben. Wo die Linie in den Odenwald tritt, verändert ſie völlig ihre Phyſiognomie: ſie wird hier nur, in der Richtung von Südoſt nach Nordweſt, durch eine Reihe iſolirter Kaſtelle bezeichnet, welche mit weiſer Benutzung des Terrains angelegt ſind; die Natur des Bodens ſcheint hier einen eigentlichen ununterbrochenen Wall, von dem ſich keine Spur findet, entbehrlich gemacht zu haben, und allem nach waren die Kaſtelle nur durch ein Pfahl- oder Palliſadenwerk mit einander verbunden, das natürlich die Zeit völlig zerſtört hat. Daſſelbe ſcheint von dem Strich im Hanauſchen, Yſenburgſchen und Darmſtädtſchen zu gelten; aber unweit Nidda erſcheint die Grenze wieder

ſehr deutlich, unter dem Namen Pohl- oder Pfahlgraben, als ein auf ſteinerner Baſis ruhender, mit ſtarken Pfählen verbundener Raſendamm mit einem Graben an der Oſtſeite, und dieſe Geſtalt behält ſie dem ganzen Ufer des Rheins entlang bei.

Der Zeitpunkt, in welchem dieſe Linien angelegt wurden, läßt ſich nicht genau angeben; Allem nach aber wurde damit der Anfang gemacht, ſobald die Römer die Unternehmungen gegen das freie Deutſchland definitiv aufgegeben hatten, alſo bald nach dem Beginn unſerer Zeitrechnung; der älteſte Theil iſt ſomit ohne Zweifel, da damals nur am Niederrhein unmittelbare Gefahr von den Eingebornen drohte, das Stück am Rhein herauf bis an den Main, deſſen Grundlage wohl die bereits unter Auguſt und Tiberius, namentlich auf dem Taunus angelegten Befeſtigungen bildeten. Aus den, freilich ſehr ſparſamen Winken der Geſchichtſchreiber geht aber hervor, daß das Ganze ſchon unter Trajan, gewiß aber unter Hadrian, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, vollendet ſeyn mußte. Von den Antoninen, d. h. vom Jahr 138 an bis in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts iſt auf den längs der Grenze und im innern Lande gefundenen Monumenten die ganze Reihe der Imperatoren vielfältig repräſentirt; bei weitem die Mehrzahl gehört indeſſen den Kaiſern Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Commodus, Septimius Severus, Caracalla und Alexander Severus an. Von welchen aber den verſchiedenen Stücken des Grenzwalls die Geſtalt gegeben worden, in welchen er zu Ende des dritten Jahrhunderts allmählich von den Römern ganz verlaſſen und das Land den Alemannen preisgegeben werden mußte, dieſe Frage läßt ſich weder aus der Geſchichte, noch aus den bis jezt entdeckten Denkmälern genügend beantworten.

Das Völkergemälde Deutſchlands, wie es uns die Römer entworfen haben, iſt in hohem Grade ſchwankend und verworren. Die Römer verhielten ſich zu den vielgetheilten Germanen in dieſer Hinſicht wie die europäiſchen Eroberer zu den Ureinwohnern Amerikas: hier wie dort in einer wilden, übermächtigen Natur wimmelnde Völker, deren barbariſche Laute das feinere Ohr und der gebildetere Mund des Eroberers nach ſeiner Sprache formt und modelt, ein Gewirre entſtellter, mißverſtandener Namen, welche hier verſchwinden, dort wieder auftauchen, wo man ſelten weiß, was die Hauptnamen der Völker ſind, was nur Bezeichnungen einzelner Stämme, oder gar ſelbſtgeſchaffene Ehrentitel. Indeſſen hat der ſpäte Deutſche, ſtandhaft in gelehrter Forſchung, wie ſein Urahn in Freiheitsliebe, in der früheſten Geſchichte ſeines Volks Manches glücklich aufgeklärt, und noch mehr darüber gemuthmaßt; eine der wichtigſten und fruchtbarſten Entdeckungen iſt nun aber eben die in der neueſten Zeit gewonnene Kenntniß von dem ununterbrochenen Zuſammenhang der römiſchen Landmark zwiſchen Rhein und Donau. Man hat damit nicht nur eine Baſis zu richtigerer Beurtheilung der Verhältniſſe der Römer in Schwaben, Franken und am Rhein gewonnen, ſondern auch einen Geſichtspunkt, von welchem aus ſich auch im freien Germanien Vieles beſſer als früher gruppirt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Beſchluß.)

Meine Gemüthsſtimmung war nicht die ruhigſte; was ſollte ich denken? hatten ſich alle Leute das Wort gegeben, mich von Sinnen zu bringen? Ich ließ einen Wagen kommen und begab mich zagenden Herzens nach dem erſehnten Gartenhauſe. Ach! ich mußte langſam auf Krücken dem Augenblick entgegenſchleichen, der mich der Geliebten zuführen ſollte. — „Wo iſt Clara?“ rief ich erhizt, als ich in das Wohnzimmer trat und ſie nicht ſah. „Sie iſt drinnen im Nebenzimmer,“ ſagte die Tante ruhig, „ſie läßt ſich nicht gerne ſehen.“ Athemlos trat ich in ein halbdunkles Kabinet, wo ich ſie am andern Ende des Gemaches auf einem Sopha mit verbundenem Auge ſitzen ſah. Sie ſtreckte mir die Arme entgegen, ein Thränenſtrom bedeckte ihr liebes, unvergeßliches Geſicht; und ich — ach! ich hinkte in ihre Arme, die ſie zärtlich um mich ſchloß! — „Clara!“ rief ich nach den erſten heiligen Ausbrüchen des Entzückens, „was iſt Ihnen, geliebtes, theures Mädchen?“ — „O,“ ſagte ſie ſchluchzend, „etwas Schlimmes, ſehr Schlimmes! Ich habe ein Augenübel, das vor einigen Tagen operirt werden mußte und mich vielleicht um das Geſicht bringt.“ — „Gott ſey Dank!“ rief ich aus, und ſchloß ſie in meine Arme. „Gott ſey gedankt! Ich will Sie pflegen helfen, meine Clara, dazu taugt ich noch — ſonſt, ach!“ Ich ſah auf meine Krücken. Sie ſchloß mir den Mund mit einem Kuß und ſagte mit bewegter Stimme: „through joy and through sorrow.“ Mein Lieber, haben Sie auch einmal einen ſolchen Augenblick erlebt? — Ich fragte ſpäter den Arzt, ob Clara's Uebel ſo bedeutend und ein Hinderniß unſerer baldigen Hochzeit ſey. „Keineswegs,“ war ſeine Antwort; „es iſt Folge einer Verletzung und Alles wird gut gehen; aber die beiden Alten ſind wie verrückt dabei und haben das Mädchen ſelbſt auch bald toll gemacht.“

Der Arzt hatte Recht. Drei Monate ſpäter ließ ich mich — ſitzend — trauen, doch die liebe Braut reichte mir die Hand ſo fröhlich, als ſtünde ich wie ein kecker Held an ihrer Seite. Am Tage nach der Hochzeit ſagte ſie: „Wäre meine arme Anna doch auch ſo glücklich, wie ich! Es

Digitized by Google

wird mir ſo ſchwer, über den Bruder zu klagen, aber er benimmt ſich unverantwortlich gegen ſie. Seit ſechs Jahren denke ich und muß Jeder denken, daß er ſie liebt, nnd dennoch erklärt er ſich nicht, naht ſich ihr, um ſie wieder zu fliehen, und hat das liebenswürdigſte Mädchen durch ſein unerklärliches Betragen in der ſchönſten Blüthe geknickt; ſie iſt nicht mehr dieſelbe.“ — „Das iſt ſie in der That nicht,“ fiel ich ein. „Aber Du, Clara, wie haſt Du es angefangen, in den ſechs Jahren auch nicht um eines älter zu werden?“ Sie ſah mir liebevoll in die Augen und ſprach: „Du wirſt noch Deine alte Clara in mir ſehen, wenn ich ein Mütterchen bin.“

Ich nahm mir vor, dem Herrn Bruder Vorwürfe zu machen und ihn wo möglich zu bewegen, ſein bisheriges Benehmen gegen Anna Weigand, die ihre 200,000 Thaler im Vermögen hat nnd wahrlich überhaupt nicht zu verwerfen iſt, durch eine chriſtliche Ehe wieder gut zu machen. Ein paar Monate nach meiner Verheirathung kam er an; auch er war gar ſehr verändert, er hatte das Weſen der vornehmen Kaufleute angenommen, das vom diplomatiſchen wenig verſchieden iſt und ihn gar wohl kleidet, da ein gebildeter Geiſt nnd eine außerordentliche Weisheit damit verbunden iſt. Meine leichtfertige Frau kam mir wie ein ſüßer, bunter Schmetterling neben ihrem Bruder vor, der wie ein Bramine einherſchritt. Aber daß er einem gebildeten Mädchen gefallen konnte, begriff ich wohl.

Ich erzählte ihm einſt in gelegener Stunde auf einem einſamen Spazierritte von meinem Beſuche bei Weigands und verhehlte ihm nicht, wie ganz verändert ich Anna gefunden hatte. Er ſeufzte tief; nach einer Weile ſagte er: „Lieber Karl, ich will mein Herz endlich von einer Laſt befreien, die ſeit Jahren meinen Frohſinn hemmt und die ſchönſte Zeit meiner Jugend verbittert hat; ich will Dir geſtehen, was ich Dir ſchon längſt geſtanden hätte, wenn Du hier geweſen wäreſt, was ich aber keinem andern ſagen mag. Ich liebe Anna ſeit dem erſten Augenblicke, da ich ſie ſah, und werde ſie lieben, bis die Marter des ewigen Entſagens und Schweigens dies Herz ausgetrocknet haben wird.“ — „Ei warum vertrauſt Du denn das mir und nicht lieber Anna?“ fragte ich ungeduldig. Er erwiderte: „Weil mich ein unüberſteigliches Hinderniß von ihr trennt. Du weißt, daß ich vor zehn Jahren nach Spanien reiſte. Meine Geſchäfte führten mich in das Haus eines reichen Bankiers in Madrid, der eine Tochter hatte, ein Mädchen, wie man ſie hier im Norden nicht ahnet. Kaum eine Roſenknoſpe iſt ſo ſtrotzend von Jugend und Liebreiz, als ein ſüdliches Mädchen am Vorabend ihrer Entwicklung. Römmling, Du wirſt wiſſen, was es heißt, ein ſolches Mädchen täglich ſehen zu dürfen, ihr Begleiter auf allen Spaziergängen und endlich der Gegenſtand ihrer erſten aufkeimenden Liebe zu ſeyn. Ich war drei=und=zwanzig Jahre alt, ſie ſechzehn. Wenn man ein Pulverfaß und eine Lunte zuſammenhält, ſo wird's eine Exploſion geben. Auch mit uns ging es nach dieſem natürlichen Geſetze. Ich verließ ſie mit dem feſten Verſprechen, wiederzukommen und ſie zu heirathen; aber mache Dir eine Vorſtellung von der innern Beklemmung meines Herzens, als ich nach kurzer Abweſenheit entdeckte, daß ich ſie zwar ſehr heiß, aber nicht wahrhaft geliebt hatte; denn Anna's weicher Blick verdrängte ihr Bild nur zu bald. Dennoch hatte ich die Abſicht, nach Spanien zurückzukehren, um mich entweder mit ihr zu verheirathen, oder das Band zu löſen, wenn es geſchehen könnte, ohne ſie zu kränken. Die Unruhen in Spanien hinderten mich an der Ausführnng meines Planes; ich ſchrieb an einen Vertrauten meines Geheimniſſes nnd erfuhr durch ihn, daß Thereſa aus dem väterlichen Hauſe verſtoßen worden, nnd daß man beſtimmt vermuthe, der Zorn des Vaters über die Entdeckung unſers Verhältniſſes ſey die Urſache dieſes gewaltſamen Verfahrens geweſen. Dieſe Nachricht beſtürzte mich auf's Aeußerſte; ich ſchrieb zurück und bat ihn dringend, der Sache auf den Grund zu kommen; aber vergebens, ich habe nie Auskunft über das Schickſal dieſes durch mich in's Elend geſtürzten Mädchens erhalten können; ſogar jezt, nach hergeſtellter Ruhe, war es mir unmöglich. Du begreifſt, lieber Karl, daß ich mich ſo gut wie verheirathet betrachte, bis ich Auskunft über Thereſa's Schickſal habe. Anna und ich vergehen indeß in hoffnungsloſer Liebe, und das Alles um einer jugendlichen Unbeſonnenheit willen. Karl, weißt Du Rath?“ — „Wie hieß das Mädchen?“ fragte ich in nicht geringer Aufregung; denn Sie werden begreifen, daß mir eine Ahnung durch die Seele ging, von deren Beſtätigung das Schickſal zweier guten Menſchen abhing. Adolph nannte Thereſa N. — Beſter Freund, ich wäre beinahe, wie damals in Harrich, vom Pferde gefallen, ſo elektriſirte mich der Name. Ich nahm nun weiter keinen Anſtand, meinem Schwager Alles, was zwiſchen mir und dem Mädchen, deſſen erſten Fehltritt er veranlaßt hatte, vorgefallen war, zu erzählen. Sein Erſtaunen war groß; aber es gefiel mir, daß ſich keine ſichtliche Freude darein miſchte, daß im Gegentheil ein paar Thränen ſeine Augen füllten, die mich nie ſo lebhaft an die meiner Clara erinnert haben, wie damals. Nach einer Pauſe ſagte er wehmüthig: „Alſo das iſt das Schickſal dieſer ſpaniſchen Roſenknoſpe? Karl, wie haſt Du mich erfreut und bekümmert zugleich!“

Seitdem, mein Lieber, iſt wieder über ein Jahr vergangen, und Anna Brewitz ſieht nicht mehr aus wie eine alte Jungfer, ſondern wie eine junge Frau.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Theaterbrand.

In der großen Oper iſt die Gefahr bei Weitem nicht ſo groß, als bei den kleinern Boulevardstheatern. Das Opernhaus iſt ſo geräumig und die Bühne ſo hoch und breit, daß das Feuer auf der Bühne nicht leicht mit andern brennbaren Materien in Berührung kommt, und daß die Feuerſprizen freien Spielraum haben und auf die entzündeten Kouliſſen wirken können, weßhalb auch die Pompiers daſelbſt immer während der Vorſtellungen bereit ſtehen, wie bei Gefahr von Ueberrumpelung die Kanoniere neben ihren Feldſtücken. Durch die Erfahrung hat die Polizei auch etwas gelernt. Sonſt hatte ſie nichts dagegen, wenn ein Schauſpielhaus mitten zwiſchen Häuſern erbaut wurde, und manche Theater ſind noch auf dieſe Art eingeklemmt. Gegenwärtig verſtattet die Polizei ſo etwas nicht mehr, und die Theater, die in der lezten Zeit errichtet worden ſind, haben, wo nicht auf ganz freien Pläzen, doch wenigſtens in einiger Entfernung von andern Gebäuden erbaut werden müſſen. Sie ſtehen immer noch nicht frei genug; der Raum iſt aber etwas ſo Koſtbares in dem Innern der Stadt, daß in dieſer Hinſicht ſchwerlich eine Verbeſſerung zu hoffen ſteht. Faſt alle Theater haben ihre Dekorationsmagazine in den Vorſtädten, fern von ihren Sälen; dadurch vermindern ſie die Gefahr und den Verluſt bei ausbrechender Feuersbrunſt. Die Polizei fordert auch das Anlegen von Waſſerbehältern; ich glaube aber nicht, daß dieſe Behälter bisher irgend einen Dienſt geleiſtet haben. Wie könnte etwas Waſſer die ungeheure Gluth löſchen? Im Odeon hat man zwiſchen dem Saale und der Bühne eine hohe und dicke Mauer errichtet. Bei eintretender Feuersbrunſt würde man einen Vorhang von Eiſengitter herablaſſen, wodurch man alſo die beiden Theile ganz von einander trennen, und wenigſtens einen derſelben retten könnte, wie man hofft. Glücklicherweiſe iſt man noch nicht in die traurige Nothwendigkeit verſezt worden, von dieſem Hülfsmittel Gebrauch zu machen. Auch zweifeln einige Perſonen an der Wirkſamkeit deſſelben. Sie verſichern, wenn z. B. die Bühne in vollem Feuer ſtände, würde die Hize den Vorhang von Eiſendraht bald ſprengen und auch den Saal in Flammen ſezen; es möchte nicht einmal möglich ſeyn, meinen ſie, im Saale zu arbeiten, wegen der ungeheuren Hize, welche durch dieſen Vorhang dränge. Dann muß man auch noch vorausſezen, daß man Zeit und Geiſtesgegenwart genug hat, um zu rechter Zeit den Vorhang herabzulaſſen, und daß das Feuer nicht an eben der Seite ausbricht, wo ſich die Vorrichtung zum Herablaſſen des Vorhangs befindet. Aus all dieſem geht hervor, daß das Schauſpiel, wie es jezt beſchaffen, in hölzernen Sälen und unter lauter Vorhängen von Leinwand, eine gefährliche Beluſtigung iſt und bleibt, und man muß ſich wundern, daß nicht mehr Säle in Brand aufgehen, beſonders zu Paris, wo ſie nimmer ruhen, ſondern Tag für Tag im Gange ſind. Dieſer Gedanke wäre wohl geeignet, den Zuſchauern die Freude daran ein wenig zu verleiden; aber Gewohnheit macht ſie gleichgültig gegen die Gefahr. Man kann nicht ohne Schaudern daran denken, wie es in dem kleinen Palais-royal-Theater zugehen würde, wenn während einer Darſtellung bei vollem Hauſe Feuer ausbräche. Dieſes ſtark beſuchte, aber kleine Theater ſtößt an andere Gebäude. Treppen und Gänge ſind äußerſt ſchmal. Die Leute, welche haſtig fliehen wollten, würden einander erdrücken und den Nachfolgenden den Ausgang verrammeln. Hier iſt die Gefahr augenſcheinlich und beängſtigend, und dennoch wird in keinem Theater ſo viel gelacht, als in dieſem. Das Abbrennen des Gaietétheaters hat manche Perſonen um ihr Vermögen oder um ihren Erwerb gebracht. Zwar braucht man gar nicht daran zu zweifeln, daß es, wo nicht auf demſelben Plaze, doch auf einem andern wieder aufgebaut werden wird, und wahrſcheinlich ſchöner und größer, als zuvor; denn ein lange im Gange geweſenes und beim Volke beliebtes Theaterunternehmen gibt man in Paris nicht ſo leicht auf; allein bis Alles wieder völlig im Stand iſt, werden Schauſpieler und alle Individuen, die von dieſem Theater lebten, in Noth ſeyn, wofern ſie nicht bei andern Theatern oder in der Provinz ihr Unterkommen ſuchen. Allenfalls könnte die Truppe des Gaietétheaters in irgend einem leerſtehenden Schauſpielſaale, woran es in Paris nicht fehlt, ſpielen; allein es iſt eine eigene Sache mit den Theatern in Paris: nicht alle Stadtreviere ſind ihnen zuträglich; in einigen Gegenden der Stadt hat nie ein Theater emporkommen können, und die Melodramen gedeihen hauptſächlich nur auf den Boulevards, obſchon hier drei Theater ſich mit dieſer beim Volke beliebten Gattung abgeben. Anderswo würden ſie nicht mehr daſſelbe Publikum haben, und folglich ſich nur eines geringen Fortgangs erfreuen. Das Volk weiß, daß es auf den Boulevards die herzzerreißenden, ſchreckhaften Melodramen antrifft; will es alſo ſtarke Erſchütterung haben, ſo wandert es Abends den Boulevards zu. Iſt es zu voll im Porte St. Martintheater, ſo findet es ſein Unterkommen im Ambigu comique, und wenn nicht in dieſem, doch im Gaietétheater. Boulevards und Melodramen ſind in ſeiner Idee unzertrennlich; ſoll es nun aber ein Melodram in einer andern Stadtgegend ſuchen, ſo ſind ſeine Begriffe verwirrt; es däucht ihm nicht wohl möglich, daß man anderswo, als auf den Boulevards, ſo abſcheuliche Böſewichter, ſolche Muſter von Räubern, ſolche tugendhafte Hausmütter auf die Bretter bringen, ſo vortreffliche Tänze und Kämpfe aufführen könne. Schwerlich werden ſich alſo die Inhaber des Gaietétheaters von den Boulevards entfernen wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 69:

Spielglück.

Räthſel.

In Duodez mit weißen Blättern,
Begrüßt von viel gedruckten Vettern;
Drauf druckt ſich weiſe, klug, dumm, toll,
Bis endlich alle Blätter voll.

Inzwiſchen wächst es zum Octav,
Schön ſeine Schrift, ſein Einband brav,
Sein Hauptkapitel ein Roman
Von Liebe, wohl das Beſte dran.

Schon hat ein Andres drauf geharrt,
Mit ihm verbunden wird es Quarz;
Oft werden Duodezchen draus,
Sein Schild iſt oft ein Kreuz im Haus;

Und dann — groß und klein Folio,
Bald auch verſpeist von Würmern ſo;
Neu aufgelegt in anderm Land:
Wie heißt das Buch, wie heißt ſein Band?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. März 1835.

— Praesens divus habebitur
Augustus.

Horat.

Zu Wien im Jahr 1831.

Der Tod kalt durch die Erde geht,
Die Aehren und die Saat er mäht.
Der Bleiche ſchreitet, nimmer ſatt,
Durch's Ungarland zur Kaiſerſtadt. —
O Todter! wie biſt du allein!
Kein Bruder folget deinem Schrein,
Gedung'ne Träger, ſtumm und kalt,
Fortſchleppen dich ohn' Aufenthalt,
Und wo der Zug erſcheint, da weicht
Das Volk zur Seite und erbleicht.

Hier auch kommt ſolch ein Zug heran:
Sie tragen einen Bettelmann.
Kein Aug' auf dieſer Welt dem weint,
Dem folgt am wenigſten ein Freund.
Erſchrocken weicht das Volk zurück,
Nur Einer bleibt, Mitleid im Blick,
Und ſchnell gewandt zum Sarge, geht
Der hinten nach, ſtill, mit Gebet.

Ich bin ein fremder Wandrer hier,
Wer iſt der Mann? o ſagt es mir!
Iſt das nicht hier der beſte Chriſt,
Wenn es nicht gar ein Engel iſt?

„Ja, Wandrer, Du biſt fremd hier ganz!
Der Mann dort — iſt ja unſer Franz!“

Juſtinus Kerner.

Von der Kraft des Oels, das Wasser durchsichtiger zu machen.

Der Graf Xavier de Maiſtre beſchreibt in der Bibliothèque universelle intereſſante Verſuche über die Durchſichtigkeit des Waſſers, aus denen wir dasjenige mittheilen, was auch ein größeres Publikum zu beſchäftigen im Stande iſt.

Bei den zahlreichen Verſuchen, ſagt der Beobachter, welche ich darüber anſtellte, wie weit das Auge in die Tiefe des Meeres dringt, verlor ich immer das weißbemalte Blech, mit welchem ich experimentirte, beim Sonnenſchein mit etwa 80 Fuß aus dem Geſicht, während ich es beim ſchwachen Mondlicht in der Tiefe von 40 noch deutlich ſah. Dies iſt auffallend, wenn man weiß, daß die Phyſiker das Licht der Sonne 300,000 mal ſtärker ſchätzen als das des Monds; ſchließen aber läßt ſich daraus unmittelbar nichts, weil beim blendenden Sonnenlicht ſchwache Eindrücke nicht mehr zur Perception

Digitized by Google

kommen. Aus vielfältiger Beobachtung ſcheint indeſſen hervorzugehen, daß das Mondlicht verhältnißmäßig ungleich tiefer in das Waſſer dringt, als das Tageslicht; wollte man aber hierüber ſtrenge vergleichende Verſuche anſtellen, ſo müßte ſich der Beobachter, und zwar längere Zeit vor dem Verſuch, ganz im Dunkeln befinden. Bis jezt ſcheint ſich kein zu dieſem Zweck erfundener Apparat bewährt zu haben; vielleicht führete es aber zum Ziele, wenn man in den Boden eines platten Fahrzeugs ein Glas von gehöriger Stärke einſezte; der Beobachter läge mit dem Geſicht über dem Glaſe und hätte den Kopf dicht mit ſchwarzem Zeug bedeckt. Das Auge gewinnt im Dunkeln ſchnell ſeine volle Erregbarkeit, und es könnte kein anderes Licht als von den Gegenſtänden in der Tiefe des Waſſers in daſſelbe fallen. Ich bin geneigt zu glauben, daß man auf dieſe Weiſe einen weißen Körper in der Tiefe von 500 Fuß noch ſehen könnte; eine ſolche Vorrichtung dürfte aber zum Aufſuchen verlorner Gegenſtände, oder für den Waſſerbau immerhin von Nutzen ſeyn.

Man bedient ſich, um das Waſſer durchſichtiger zu machen, beim Fiſchfang vielfältig eines ſonderbaren Mittels, nämlich des Oels, das man auf die Oberfläche gießt. In Neapel iſt es beim nächtlichen Fiſchfang allgemein im Brauch; die Fiſcher unterhalten ein Feuer in ihrem Fahrzeug, das die Fiſche herauflockt; einer fährt nun mit einer in Oel getauchten Feder über das Waſſer, während der andere, indem das Waſſer augenblicklich klarer wird, die größten harpunirt. Die Muſchelfänger bedienen ſich zuweilen auch dieſes Mittels bei Tag und am Strande; bis zum Gürtel im Waſſer werfen ſie groben, mit Oel getränkten Sand, ungefähr wie der Sämann das Korn, und ziehen die frutti di mare, welche ſie auf dieſe Weiſe gewahr werden, mittelſt eines Rechens heraus. Auch im Boote mit Rechen und Speer ſieht man ſie daſſelbe Spiel treiben, wobei ſie ſich aber nie weit vom Strande entfernen. In einer ältern Reiſebeſchreibung iſt eine ähnliche Fiſcherei im Bosphorus beſchrieben. „Die Fiſcher,“ erzählt der Reiſende, „haben ein ſeltſames Mittel, die Fiſche auf dem Boden des Meers zu gewahren, namentlich wenn es unruhig iſt. Sie ſchütten ein paar Löffel voll Oel auf die Fläche; dieſe wird dadurch in runden Flecken ſogleich glatt, und die Flecke wirken gleichſam wie Glaslinſen, ſo daß man ſehr tief in das Waſſer hinabſieht. Dies haben namentlich die Bulgaren im ſchwarzen Meer und an den Donaumündungen im Brauch.“

Ein ſo allgemeiner Brauch läßt am Faktum, daß das Oel die Durchſichtigkeit des Waſſers vermehret, nicht zweifeln; da ſich aber die beiden Flüſſigkeiten nicht miſchen, ſo kann die Wirkung nur die Oberfläche betreffen, und ich erklärte mir die Sache Anfangs durch die Annahme, die Oelſchichte werde die Strahlung des Lichts an der Meeresfläche vermindern und damit den Blick tiefer eindringen laſſen. Macht man aber den Verſuch im Kleinen in einem Gefäß voll Waſſer, auf das man einen Tropfen Oel bringt, ſo bildet ſich eine farbig ſchillernde, ſehr raſch ſich ausbreitende Schichte, welche das Licht ungleich ſtärker zurückwirft, als der vom Oel unberührte Theil des Waſſers; ja die Waſſerfläche erſcheint ſchwarz daneben. Die Oelſchichte über dem Waſſer ſcheint alſo im Gegentheil eine ſtärkere Strahlung zu bedingen, woraus ſich ein der Erfahrung der Fiſcher gerade entgegengeſeztes Reſultat ergeben müßte. Doch bevor man eine Erklärung verſuchte, kam es darauf an, die Sache auf dem Meere ſelbſt zu erproben. Ich beſtieg ein Boot und ließ mich langſam vom Ufer wegrudern, wobei ich auf den Meeresgrund blickte, der aus Sand, kleinen Kieſeln und ſehr weißen Muſchelfragmenten beſtand, welch leztere ich noch unterſchied, während alles Andere mir bereits entſchwunden war. So wie ich auch ſie nicht mehr ſah, ließ ich anhalten und ſchüttete einen Theelöffel voll Olivenöl auf das Waſſer; es bildete augenblicklich einen weißlichen Fleck und breitete ſich in kleinen, glänzenden, ſchnell dahinfahrenden und ſogleich verſchwindenden Punkten raſch aus. Nach acht, bis zehn Sekunden war vom Oel nichts mehr zu bemerken; aber jezt gewahrete ich zwei weiße Muſcheln, die mir eben vorhin entſchwunden waren, und allgemach wurden auch die Kieſel und der Sandboden ſichtbar. Der Effekt war ſo auffallend, daß mir über die Wirklichkeit der ſonderbaren Erſcheinung nicht der geringſte Zweifel blieb. Auf einer nicht eingeſchränkten Waſſerfläche ſcheint ſich das Oel ausnehmend weit zu verbreiten; die Schichte wird immer dünner, und am Ende iſt kein Lichtreflex mehr daran zu bemerken (ungefähr wie die Seifenblaſen vor dem Zerplatzen ſchwarze Flecke bekommen), ſo daß ſie vom Waſſer durchaus nicht mehr zu unterſcheiden iſt. Wie aber dieſe unſichtbare Oelſchichte das Waſſer durchſichtiger machen ſolle, war noch nicht abzuſehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortſezung.)

Ueberall, wo der Römer vordrang, um feſten Fuß zu faſſen, war ſein erſtes Geſchäft, Straßen anzulegen, und die Spitzen der Legionen öffneten ſich das Land mit Hacke und Spaten. Der Römer befolgte aber bei Anlegung ſeiner Straßen ein dem jetzigen gerade entgegengeſeztes Syſtem. Während wir unſere Straßen nur zu oft aus Koth bauen, beſtand der römiſche Heerweg aus

Digitized by Google

einem erhabenen Damm von feſtem, mit Mörtel verbundenen Geſtein. Der allgemeine Typus, wenigſtens in den abendländiſchen Provinzen, iſt, daß ſich über einer Grundlage von in einander gefügten Bruchſteinen eine Schichte von geſchlagenem Lehm ausbreitet, auf welcher ſodann Lagen zerſchlagener, mit Mörtel dicht verbundener Steine die Fahrbahn bilden. Dieſer allgemeine Plan findet ſich nach dem Material, wie es das Land bot, namentlich nach der Natur der Gebirgsart verſtändig modificirt. Während wir mit unſern Straßenzügen ſo ſchnell als möglich wieder den Boden der Thäler zu gewinnen ſuchen und ihren Krümmungen folgen, blieb der Römer, ſo lange es anging, auf den Landhöhen, und zog ſeinen Weg ſchnurgerade über Berg und Fluß von einer Station, einer Stadt zur andern. Sie gewannen dadurch den Vortheil, daß die Straße ſowohl vor feindlichem Ueberfall als vor der Zerſtörung der Elemente beſſer geſchützt war; überdies ſorgten ſie dabei auch für unſer Intereſſe, die wir die Spuren ihrer Niederlaſſungen verfolgen: wie überall, ſo auch bei uns haben ſich in Wäldern und auf ungebauten Landhöhen ihre Steindämme oft viele Meilen weit unter der Decke der Vegetation faſt unverſehrt erhalten. Wenn wir ſehen, wie dieſe in unſern Ländern ſtückweiſe ſogar noch befahrenen Straßen mehr als fünfzehnhundert Jahren getrozt haben, ſo müßten wir uns ſchämen, nicht ſchon längſt in die Fußſtapfen der Römer getreten zu ſeyn, ginge nicht die jetzige Welt mit einem ganz andern Syſtem, mit dem der Eiſenbahnen, ſchwanger. Betrachtet man auf der wunderlichen Karte des römiſchen Reichs, auf der ſogenannten Peutingerſchen Tafel, die zahlloſe Menge der Straßenzüge, welche von den äußerſten Grenzen des Abendlandes, von Hiſpanien und Antonins ſchottiſcher Mauer aus, ununterbrochen, mehrere tauſend Meilen weit, durch das ganze Reich bis tief nach Aſien hinein laufen, ſo weiß man nicht, ſoll man mehr die Größe des Reichs bewundern, das Jahrhunderte lang ſo ungleichartige Elemente mit dem Band Einer Kultur umfaßte, oder das Geſchick beklagen, das ſeitdem die größere und ſchönere Hälfte dieſer Länder, den Oſten und den Süden, wieder in Barbarei zurückgeworfen hat. Sollte es je der Lauf der Geſchichte wieder mit ſich bringen, daß die Länder, wo jezt der Reiſende den Weg durch die pfadloſe Wüſte ſucht, der Kultur wiedergegeben werden, ſo möchte doch der Zeitraum, der verfloſſen iſt, ſeitdem der große Ingenieur Auguſts, Agrippa, das Reich vermeſſen hat, ſich verdoppeln, bevor ſich um das Mittelmeer, ſtatt der römiſchen Heerwege, ein Kranz von Eiſenbahnen zieht. Die Bewegungen der Heere waren indeſſen bei Anlegung der Straßen durch die Provinzen, wenn auch der Hauptzweck, doch keineswegs der einzige: ſie dienten ebenſo gut dem Handel, ſie waren ſorgfältig durch Meilenſteine getheilt, und im Abſtand weniger Millien zum Dienſte des Staats regelmäßige Poſten angelegt. Konnte nun auch damals nicht Jeder, dem die Mittel zu Gebot geſtanden wären, nach Luſt und Laune mit kaiſerlicher Poſt durch die römiſche Welt rollen, ſo wurden doch Präfekt und Proprätor raſch genug befördert, und wir zeigen an einem Beiſpiel, daß uns die Römer bei unſern heutigen Einrichtungen eben nicht viel zu beneiden hätten. Unter Theodoſius reiſte Cäſarius, ein vornehmer römiſcher Beamter, mit der Poſt von Antiochien nach Konſtantinopel; er brach mit Anbruch der Nacht auf, war am ſechsten Tage um Mittag in Konſtantinopel, und hatte ſomit in nicht ganz ſechsmal vier-und-zwanzig Stunden 725 römiſche oder gegen 140 deutſche Meilen zurückgelegt.

Auch in unſerm Landſtriche nun ſind die Spuren römiſcher Straßen ſo ausnehmend zahlreich, daß dies allein beweiſen würde, wie ſich der Römer hier zu Hauſe fühlte und viele Generationen hindurch ruhig zwiſchen Rhein und Donau hin und her zog. Der Hauptvortheil, welchen der Beſitz des Winkels zwiſchen den beiden Flüſſen bot, war zunächſt die gerade Kommunikation zwiſchen den Provinzen Rhätien und Obergermanien, zwiſchen Augsburg und Regensburg einerſeits, und Mainz und Straßburg andernſeits, während, als im dritten Jahrhundert das Land an die Alemannen verloren ging, der Weg von Augsburg nach Mainz auf weitem Umweg um die Biegung des Rheins bei Baſel genommen werden mußte. Der Hauptſtraßenknoten, der die Hauptſtädte der genannten Provinzen verband, lag ohne Zweifel bei Cannſtadt am Neckar, eine halbe Meile von Stuttgart, wo ſich noch jezt naturgemäß mehrere der wichtigſten Heerſtraßen kreuzen. Cannſtadt war Allem nach die römiſche Hauptſtadt am mittleren Neckar; der Umfang der aufgefundenen Subſtruktionen, zum wenigſten dreimal bedeutender als der der heutigen Stadt, und die Menge der von hier auslaufenden römiſchen Straßen laſſen hieran nicht zweifeln. Leztere können uns am beſten als Beweis dienen, daß ſich dieſes Vorland des Reichs, wie wir es in Ermangelung jedes andern Namens nennen müſſen, in dieſer Hinſicht von den kultivirteſten Provinzen lediglich nicht unterſchied, wenn es auch nicht geradezu, wie wir überzeugt ſind, der Weſten der Provinz Obergermanien, der Oſten Rhätien zugetheilt war.

Von Cannſtadt laufen ſechs deutlich zu verfolgende Römerſtraßen aus: die eine nach den als römiſche Niederlaſſungen bekannten Orten Marbach und Murr, die zweite am Neckar aufwärts nach der römiſchen Station bei Köngen, die dritte über Waiblingen und Aalen an den Pfahl, die vierte über das Stammſchloß Würtemberg nach Hohenſtaufen, und über Geislingen auf das Plateau der Alp nach Lonſee am Flüßchen Lontel, in

Digitized by Google

die Gegend, welche von der Menge der ſich kreuzenden alten Straßen noch jezt das Hochgeſträß heißt, und über welche ohne Zweifel die Hauptſtraße von Augsburg herführte; die fünfte Neckar abwärts an die römiſchen Stationen bei Beſigheim, Lauſen, Heilbronn, und ſo fort nach Mainz; die ſechste über das Städtchen Leonberg durch den Hagenſchießwald und die Pforte des Schwarzwalds bei Pforzheim nach Baden, und von da nach Straßburg. Ohne Zweifel fand auch die Straße, welche von der muthmaßlichen Hauptſtadt am obern Neckar, von Rothenburg, über Tübingen und durch den Schönbuchwald herüberzieht, in Cannſtadt ihre Vereinigung. Dieſes Beiſpiel mag genügen, um die Behauptung zu begründen, daß ſich einſt zum wenigſten eben ſo viele römiſche Heerwege als jezt Poſtſtraßen durch das Land zogen.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſezung.)

Theaterbrand. Regſamkeit im Bühnenweſen.

Einen bedeutenden Verluſt erleidet bei dem Brande des Gaietétheaters Guibert Pixérecourt, der bekannte Theaterdichter, welcher, nachdem er ungefähr hundert Melodramen in ſeinem Leben geſchrieben und aufführen laſſen, zulezt die Werke anderer Dichter aufführen ließ und Theaterdirektor geworden war. Der Mann beſaß ein anſehnliches Vermögen, und ſeine Abſicht war, wie es ſcheint, ſich künftige Oſtern, dem gewöhnlichen Theatertermin in Frankreich, ganz von der Leitung der Bühne und wahrſcheinlich auch vom Theaterdichten zurückzuziehen, und ſein übriges Leben in Ruhe zu genießen. Der Brand hat nun dieſe Hoffnungen zwar nicht vereitelt, aber doch ſehr verbittert; denn das Theater, das er ſeinem Nachfolger überliefern ſollte, iſt nun nicht mehr vorhanden, und wenn er auch nicht das ganze Eigenthum deſſelben beſaß, ſo hatte er doch einen bedeutenden Antheil an dem Unternehmen. Sein Nachfolger, ein beliebter Schauſpieler vom Gymnase dramatique, Namens Bernard Léon, klagt auch in den Zeitungen über den bedeutenden Verluſt, den er durch den Brand erlitten, indem er über hunderttauſend Franken für Anſtalten zu künftigen Darſtellungen bereits ausgegeben habe. Indeſſen geben einige Theater Benefizvorſtellungen zu Gunſten der abgebrannten Schauſpieler; dieſes ſind aber meiſtens kleine Theater, deren Ertrag nicht bedeutend ſeyn kann. Was den Armen vorzüglich helfen könnte, wären Darſtellungen von beſonderm Intereſſe an den großen, ſogenannten königlichen Theatern; dieſe ſäumen aber noch, und ſchon haben es die legitimiſtiſchen Blätter der jezigen Regierung vorgeworfen, daß ſie ſich gegen das Elend einer abgebrannten Schauſpielertruppe ſo gleichgültig zeige, wogegen unter der vorigen Regierung nach dem Brande des Cirque olympique ſogleich die königliche Familie eine Unterſtüzung bewilligt und Benefizvorſtellungen auf den königlichen Theatern verordnet habe. Die Verhältniſſe ſind aber doch etwas verſchieden; damals gab es weniger Theater, als jezt, mithin war die Theilnahme, die jedes einzelne erregte, größer; damals hatte man auch keine großen politiſchen Begebenheiten, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums zerſtreuten, wogegen jezt die mächtigen Umtriebe der Tories in England, der hartnäckige Kampf zwiſchen Doktrinärs und Tiers-parti in Frankreich den Geiſt der Pariſer beſchäftigen, ſo viel es mitten in einem geräuſchvollen Faſching möglich iſt. Die jezige königliche Familie wirft allerdings nicht ſo freigebig mit Gnaden um ſich, als die ältere Linie der Bourbonen, ſie iſt ſparſamer; dagegen läßt ſie viel bauen und verſchönern. Dann war Franconi, der Unternehmer des Cirque olympique, ein allgemein bekannter und beliebter Mann, der ein in ſeiner Art faſt einziges Theater mit großen Koſten und beſonderer Pracht aufrecht gehalten hatte, alſo auch eher eine außerordentliche Unterſtüzung verdiente, als die Unternehmer des Gaietétheaters, welche mit ihren Melodramen eben nicht zur Verbreitung des guten dramatiſchen Geſchmacks beigetragen, ſondern im Gegentheil den ſchlechten ſo viel wie möglich genährt haben. Wozu dient im Grunde dieſe unabſehbare Reihe von Mord- und Schandthaten, welche das Gaietétheater und ſeine Kollegen dem Boulevardspublikum ſeit dreißig oder vierzig Jahren vorgeführt haben? Freilich hat es ſich daran ergözt, und das iſt immerhin ein Gewinn für die arbeitende Klaſſe; nur bliebe zu erörtern übrig, ob dies Ergözen nicht auch durch beſſere Stücke hätte erzielt werden können. Aber G. Pixérecourt und die andern Dichter, welche für die Boulevardstheater zu arbeiten pflegen, werden ſagen, das Volk liebe nur ſolche Gemälde, auf welchen die Farben dick und grell aufgetragen ſind, und alle feinern Nüancen gehen für ſolche Zuſchauer verloren; das kann ſeyn. Das Abbrennen des Gaietétheaters hat übrigens den Wetteifer der andern Theater und den Beſuch der Pariſer nicht im Geringſten vermindert. Sie ſind alle in voller Thätigkeit, das eben abgeſtorbene Théâtre nautique abgerechnet, das ſich mit großen Bällen und ungeheuer großen Anſchlagzetteln (rothe und ſchwarze Buchſtaben auf Geld) zu helfen ſucht. Das Gymnase dramatique gibt eben ein Stück, das Jedermann ſehen will, das alſo achtzig bis hundert Mal gegeben werden muß, um die allgemeine Neugierde zu befriedigen. Dieſer glückliche Zufall kam ihm um ſo erwünſchter, da Scribe, jezt Akademiker und ein reicher Herr, für's Gymnase dramatique nur noch wenig ſchreibt und ſeine ältern Stücke ſo ziemlich abgenuzt ſind; nichts aber wird in Paris weniger angeſehen, als veraltete Sachen. Das jezt beliebte Stück am Gymnase dramatique iſt „die Tochter des Geizigen.“ la fille de l'avare, von Bayard und Duport. Lezterer iſt ſchon lange als guter Vaudeville- und auch als Luſtſpieldichter bekannt, und wenn er noch lange fortfährt, ſo hat er Hoffnung, daß der Scribe'ſche Theaterſcepter auf ihn übergeht. Er hatte einen furchtbaren Nebenbuhler an Mazères; allein die Julirevolution von 1830 hat ihn davon befreit; Mazères hat ſeine Dichterfeder mit einer Amtsfeder vertauſcht und iſt jezt Souspräfekt von St. Denis, was ſo viel ſagen will, als ein deutſcher Herr Amtmann oder Landrath. Wahrſcheinlich ſieht er zuweilen aus ſeiner Amtsloge heraus im kleinen Theater zu St. Denis (denn auch St. Denis hat ſein Theater) ſeine eigenen Stücke aufführen, und kann ſie dreiſt als höchſte Magiſtratsperſon im Orte beklatſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

№ 77.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 31. März 1835.

Was dafür ſprechen ſoll, daß die Römer lange Zeit Niederlaſſungen über dem Rhein gehabt, muß ſo klar, ſo unzweideutig ſeyn, daß es dem allgemeinen Stillſchweigen der Schriftſteller die Wage zu halten im Stande iſt.

Rösler.

Die Römer im ſüdweſtlichen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Hier iſt nun wohl der Ort, mit Kurzem jener Straße der Peutingerſchen Tafel zu erwähnen, welche den Alterthumsforſchern ſo ſehr viel zu ſchaffen macht, jener geographiſchen Hieroglyphe, die von jeher Jeder nach ſeinen Lieblingsvorſtellungen deutete, wie denn lange Zeit die Bewohner der guten und kleinen Reichsſtadt Pfullendorf, einen Namen der Tafel ſich aneignend, in ihre Stadtwappen ſezten: senatus populusque Juliomagensis. — Jene Karte, deren Erhaltung wir dem Fleiße eines Colmarer Mönchs verdanken (das Original der Abſchrift des Mönchs befindet ſich in der Wiener Bibliothek), umfaßt auf einem zwanzig Fuß langen und nur einen Fuß breiten Pergamentſtreifen die ganze den Römern bekannte Welt. Sie iſt ihrem Weſen nach rein eine Straßenkarte, und gibt die Entfernung einer Station von der andern nach tauſenden römiſcher Doppelſchritte (zu fünf Fuß) an. Die Straßenzüge ſind durch Linien angegeben, und die untergeordneten Etappenplätze jedesmal durch einen Abſatz der Linie, die größern Orte und Hauptſtädte dagegen durch Bilder von Häuſern und Thürmen verſchiedener Konſtruktion bezeichnet. Bei der ſeltſamen Zerrung des ganzen Landes in der Richtung von Weſt nach Oſt iſt natürlich auf alle geographiſche Orientirung Verzicht geleiſtet; das einzige Augenmerk geht dahin, daß die Straßen an den gehörigen Orten zuſammenmünden, und auch Fluß und Gebirg ſind bei ihrer Einzeichnung völlig dem Wegſyſtem dienſtbar gemacht: die Karte führt Strom und Berg immer dahin, wo die Straße über eine Brücke oder durch einen Paß zu gehen hat, völlig unbekümmert um die natürliche Situation. Sie verdankt ihre Entſtehung der unter Auguſts Regierung von Agrippa unternommenen allgemeinen Vermeſſung des Reichs, und iſt wahrſcheinlich die Hauptquelle, aus der die Marſchrouten für die Heerführer gezogen wurden; ohne Zweifel aber wurde ſie unter den verſchiedenen Imperatoren nach den jedesmaligen Verhältniſſen revidirt, nach dem Abgang oder dem Zuwachs von Provinzen, je nachdem hier neue Wege eröffnet, dort alte aufgegeben wurden, berichtigt. Aus welchem Zeitpunkte nun die auf uns gekommene Edition herrührt, iſt ſehr zweifelhaft. Manche Beſtimmungen auf der vom abſchreibenden Mönch arg verunſtalteten Tafel ſcheinen für das Zeitalter des Alexander Severus († 235) zu ſprechen, bis zu welchem die Römer noch ſo ziemlich im vollen Beſitz ihrer vorgeſchobenen Linien zwiſchen Rhein und Donau waren, andere dagegen für das ſpäte vierte Jahrhundert, wo ſie ſchon genug zu thun hatten, ſich der Barbaren hinter den Hauptflüſſen

Digitized by Google

ſelbſt zu erwehren. Der auf der Tafel angegebene Weg von Mainz nach Regensburg, der uns hier zunächſt intereſſirt, möchte aber, nach den neueſten antiquariſchen Entdeckungen in unſern Gegenden, beiden Annahmen gleich ſehr widerſprechen.

Auf dieſem wunderlichen Orbis pictus laufen Rhein und Donau, als die Grenzen des Reichs, in ununterbrochener Erſtreckung gerade von Weſt nach Oſt am obern Rande der Tafel hin; jenſeits dieſer Flüſſe ſind, bis nach Dacien hinab, nirgends mehr Orte angegeben, ſondern bloß die Namen der barbariſchen Grenzvölker darüber geſchrieben, und nur in der Lücke zwiſchen den Quellen der Donau und dem Rhein ſcheint eine Straße den ſüdlichen Strich unſeres römiſchen Vorlandes zu berühren. Die Straße von Mainz nach Regensburg, aus Obergermanien nach Rhätien, läuft nämlich dicht am Rhein den Fluß aufwärts, um den Rheinwinkel herum über Augusta Rauracorum (Augſt), und gelangt nach Vindoniſſa (Windiſch am Rhein). Hier überſchreitet ſie den Fluß, geht zwiſchen Schwarzwald und Bodenſee, welche auf der Tafel deutlich angegeben ſind, durch, erreicht nach wenigen Stationen, hinter dem Ort Arae flaviae, in dem alle Erklärer Rottweil erkennen, den Fluß, der, die Nordgrenze des Reichs bildend, ſich aus ſeinem weiteren Verlauf als die Donau zu erkennen gibt. Sie überſchreitet dieſen Fluß, und zieht ſich nun an deſſen rechtem Ufer in ununterbrochenem Laufe längs deſſelben bis Reginum (Regensburg). Zwiſchen Vindoniſſa und leztern Ort ſind an dieſer Straße achtzehn Orte benannt, welche zwiſchen 3000 und 22,000 römiſchen Schritten auseinander liegen, lauter Namen, von denen, mit Ausnahme des vom alten Geographen Ptolemäus genannten Arae flaviae, weder bei den Geſchichtſchreibern, noch bei den Geographen der betreffenden Jahrhunderte ein einziger vorkommt. Die Station, welche da liegt, wo die Straße eben auf das rechte Donauufer übergegangen iſt, ſieht man mit zwei Thürmen oder Häuſern als Hauptſtadt bezeichnet, ganz auf dieſelbe Weiſe, wie die benachbarten bedeutenden Römerſtädte Arbor felix (Arbon am Bodenſee) und Brigantium (Bregenz); der ſonderbare, offenbar keltiſche Name dieſes Orts iſt aber Samulocenae, oder wahrſcheinlich richtiger: Sumalocennae.

Man kann ſich nun, die Genauigkeit der Tafel vorausgeſezt, nicht anders denken, als zu der Zeit, da ſie, wenigſtens in dem uns hier beſchäftigenden Landſtrich, die Geſtalt erhalten, in der ſie vor uns liegt, ſey die unmittelbare Verbindung zwiſchen Rhätien und den rheiniſchen Provinzen längs des Grenzwalls und mitten durch das Land über Cannſtadt durch den Aufſtand der Deutſchen ſchon unterbrochen und jene nördlichern Straßenzüge aufgegeben geweſen; bereits habe die Donau die Nordgrenze des Reichs gebildet, und nur der oberſte Lauf des Neckars und an ihm der feſte Plaz Arae flaviae ſey als die nördlichſte Vorhut im Beſitz der Römer geblieben. Man ging daher von nun an, d. h. in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, um von Mainz nach Regensburg zu gelangen, da auch der Weg von Rottweil über den Schwarzwald nach Straßburg nicht mehr gangbar ſeyn mußte, auf einem Umweg um den Rheinwinkel herum, zog hinauf nach Rottweil, erreichte von hier aus nach kurzem Marſch die Donau, damit das rhätiſche Gebiet, und hielt ſich nun hinter dem Fluſſe, an deſſen rechtem Ufer, bis Regensburg. Immerhin aber kann man ſich in den verworrenen Kämpfen mit den einbrechenden Alemannen zwiſchen den Kaiſern Maximinus und Probus, d. h. zwiſchen den Jahren 235 und 280, eine Periode denken, wo die Römer noch in bedeutender Erſtreckung das linke Ufer des Neckars und die ſchwäbiſche Alp behaupteten, und ſo hat es denn nicht an vielfältigen Verſuchen gefehlt, die Zeichnung der allerdings nicht unfehlbaren Tafel Lügen zu ſtrafen und die erwähnte Straße von Rottweil aus mitten durch Schwaben, entweder über das Alpgebirg, oder gar längs der Teufelsmauer, durch das heutige Ries zu führen, und ſie erſt bei Kelheim, dem Celeusum der Tafel, die Donau überſchreiten zu laſſen. Dieſe Beſtrebungen, wobei einerſeits die ſichtbaren Stellen römiſcher Niederlaſſungen, andernſeits die mehr oder minder entfernten Analogien zwiſchen heutigen Ortsnamen und den alten der Tafel die Anhaltspunkte gaben, hatten bis jezt zu nicht viel mehr als zu Hypotheſen geführt, und die Mehrzahl der Stimmen erklärte ſich, am Augenſchein der Karte feſthaltend, unbedingt für den Zug der Straße auf dem rechten Donauufer. In der neueſten Zeit hat ſich nun aber die Wage, auf höchſt intereſſante Weiſe, wiederum der gegentheiligen Anſicht zugeneigt.

Vor Allem mußte jene räthſelhafte Hauptſtadt, welche ſo ganz ſpurlos vom Erdboden verſchwunden ſeyn ſollte, das Intereſſe und die Aufmerkſamkeit feſſeln, und ſchon ſeit Cluverius zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts bemüht man ſich, ihre Stelle aufzufinden. Sie wurde von den verſchiedenen Forſchern, im Syſtem des rechten Donauufers in Tuttlingen, in Beuron, in Ulm, im Syſtem des linken in Sulz, in Salmendingen auf der Alp, endlich in Rotenburg am Neckar geſucht, und in lezterem Ort, der ſich ſchon längſt als eine der bedeutendſten römiſchen Niederlaſſungen kund gegeben, wahrſcheinlich auch gefunden. Schon längere Zeit wußte man nämlich, daß auf einer in Savoyen gefundenen Grabſchrift eines Civis Sumlocennensis Erwähnung geſchieht, und Manche ſahen nun hierin den Namen unſerer, auf der Peutingerſchen Tafel als Samulocenae bezeichneten

Digitized by Google

Hauptſtadt. Die etwas abweichende Schreibart war kein ſehr gewichtiger Einwurf, da die Tafel von augenfälligen Schreibfehlern wimmelt, und bei dem gewaltigen, beſonders militäriſchen Verkehr im Innern des Reichs konnte es nicht auffallen, einen Bürger des Zehntlandes, zumal einen Soldaten, in Savoyen begraben zu ſehen, wie ja auf unſern Steinmonumenten vielfältig geborne Aſiaten und Afrikaner erſcheinen. Zur nähern Begründung dieſer Anſicht diente eine zu Rotenburg gefundene, ſchon im ſechzehnten Jahrhundert bekannte, ſeitdem aber wieder verloren gegangene Steinſchrift mit den Worten: pro juventute civitatis Sum: Dieſe Andeutung, ſo intereſſant ſie war, reichte indeſſen nicht hin, die Frage von der Hauptſtadt und damit von der Richtung eines bedeutenden Stücks jenes Straßenzugs zu entſcheiden. In der neueſten Zeit aber beginnt der Name der alten Stadt, Sylbe um Sylbe, immer vernehmlicher aus der Tiefe heraufzuheben. Auf einem bei Köngen am Neckar im Jahr 1832 ausgegrabenen, auch ſonſt noch ſehr merkwürdigen Monument tritt ein Decurio civitatis Suma: auf; in Rotenburg ſelbſt ward eine mit praefectus urbis Su: bezeichnete Scherbe gefunden, und erſt vor wenigen Monaten fiel ebendaſelbſt dem verdienten Forſcher, Domdekan Jaumann, ein anderes Thonfragment in die Hände, mit der Chiffer Sumloc:, welche wohl, in Verbindung mit den übrigen Anklängen, die Frage wirklich entſcheidet und Rotenburg definitiv zum Hauptort wenigſtens im ſüdlichen Striche des Zehntlandes ſtempelt. Rotenburg iſt aber ſo weit nach Norden hinaufgerückt, daß eben damit die Straße der alten Karte wenigſtens zu einem bedeutenden Theil unſerm Zehntlande, dem Neckar und der Alp anzugehören ſcheint.

Es gibt nichts Anregenderes, als eine alte Stadt das Leichentuch, welches 1500 Jahre auf ihr gelegen, lüften zu ſehen, ſollte auch der neugierige Blick ihren bloßen Namen darunter erblicken. Vielleicht gelingt es uns indeſſen, der Phantaſie ergiebigere Nahrung zu geben, wenn wir im folgenden lezten Briefe das zuſammenſtellen, was der Zauber, der auf unſerer römiſchen Welt ruht, bis jezt hinſichtlich des militäriſchen und bürgerlichen Verkehrs und des endlichen Schickſals dieſer Länder freigegeben hat.

(Schluß des dritten Briefs.)

Von der Kraft des Oels, das Waſſer durchſichtiger zu machen.

(Beſchluß.)

Nicht immer fand ich bei meinen Verſuchen auf der See den eben beſchriebenen Effekt gleich auffallend, oft war das Reſultat ſogar zweifelhaft; aber ich weiß keinen Fiſcher, ja keinen Bootsmann, dem dieſe Eigenſchaft des Oels unbekannt wäre, oder der an ſeiner Wirkſamkeit zweifelte. Ich fragte einmal ihrer drei beim Netzeflicken, wie ſie ſich die Sache erklärten: der eine meinte, das Oel läutere das Waſſer, der andere, es halte den Wind ab, der dritte, es glätte die gekräuſelte Fläche, und zum Beweiſe deutete er hinaus auf ein Boot, das eben mit Oel fiſchte und mitten auf einem ruhigen Fleck Waſſers hielt; da aber noch mehrere ähnliche Stellen ohne Boot zu bemerken waren, ſo ſchien mir der Schluß nicht bündig. Häufig bemerkt man, wenn die See leicht bewegt iſt, glatte Flecke, in denen ſich die Sonne ſpiegelt, die oft wie Wege anzuſehen ſind und Stunden lang ſo bleiben, ohne daß man ſich zu erklären wüßte, warum das Waſſer gerade hier ſtilleſteht. — Die vermeintliche Kraft des Oels, die Wogen zu glätten, iſt ſchon viel beſprochen worden; man hat zur Erklärung angenommen, das Oel ſetze dem Wind größern Widerſtand entgegen, als das Waſſer, und erſterer gleite daher über die See weg, ohne ſie aufzurühren. Ja, eine bedeutende Maſſe Oel, auf einmal in das Meer gegoſſen, ſoll ſogar einen Sturm beſchwichtigen können; aber die Wogen, welche das Schiff hin und her werfen, bilden ſich ja nicht in ſeiner unmittelbaren Nähe, ſondern ſie kommen, eine hinter der andern, aus weiter Ferne; das Oel müßte ſie alſo zumal aufhalten, und zu dieſem Zweck ſich augenblicklich meilenweit und gegen den Wind verbreiten, was gewiß nicht wahrſcheinlich iſt. Ich halte dieſe vorgebliche Wirkung des Oels für ein Vorurtheil.

Aus vielfältigen, im Kleinen angeſtellten Verſuchen ging hervor, daß das Oel, indem es ſich ſchnell über die Waſſerfläche verbreitet, zugleich kleine, darauf ſchwimmende Körper, z. B. Korkſtückchen, mit ſich forttreibt. Ich wiederholte den Verſuch etwas mehr im Großen, nämlich in einem der ovalen Waſſerbecken in der Villa reale zu Neapel. Das Baſſin hat vierzig Fuß im Umfang, und das Waſſer war dicht mit abgefallenen Akazienblüthen bedeckt. Ich ſchüttete nahe am Rande, am großen Durchmeſſer des Ovals, einen Löffel voll Oel auf das Waſſer; es zeigten ſich auf einen Augenblick ſchillernde Farben, und plötzlich war ein etwa zwei Quadratfuß großer Waſſerſpiegel frei von fremden Körpern; die Bewegung verbreitete ſich weiter, und nach einer Viertelſtunde war die Hälfte des Beckens vollſtändig geſäubert und alle Unreinigkeit in der andern Hälfte zuſammengeſchoben; in derſelben Zeit hatte die dünne, unſichtbare Oelſchichte die ganze Fläche überzogen.

Dieſe Eigenſchaft des Oels nun, die auf dem Waſſer ſchwimmenden und daſſelbe trübenden Körperchen zu verjagen, erklärt, wie mir ſcheint, recht gut, wie das

Waſſer dadurch durchſichtiger wird, wenn man annimmt, daß an den Orten, wo Fiſchfang getrieben wird, Unreinigkeiten irgend einer Art auf der Meeresfläche ſchwimmen, und dieſe Annahme gewinnt an Wahrſcheinlichkeit durch den Umſtand, daß der oben beſchriebene Fiſchfang immer nur in der Nähe des Strands betrieben wird, wo die See am leichteſten fremde Körperchen führen kann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beſchluß.)

Die Tochter des Geizigen. Theaterdichter.

Bayard, den die Julirevolution gelaſſen hat, wo ſie ihn fand, das heißt, für das Theater arbeitend, buhlt nach wie vor um den Beifall und die Belohnung des Publikums; Beides hat er mit ſeinem Gehülfen Duport mittelſt ſeiner Tochter erhalten. Eigentlich iſt es nicht ſeine Tochter, ſondern die des ſonderbaren Novellendichters Balzac, und auch dieſer hat kein vollgültiges Vaterrecht auf ſie, ſondern das Frauenzimmer ſtammt aus England, oder wenn man lieber will, aus Irland. Melmoth, der Held des Romans gleichen Namens, vom Rev. Mathurin, iſt der ächte Vater. Balzac hat den Roman anders eingekleidet, Hexerei und Spuk weggelaſſen und die Tochter Eugenie Grandet genannt. Sie iſt die Heldin ſeiner Novelle, und nun auch die Hauptperſon des Vaudevilles oder des Comédie-Vaudeville, wie es heißt, einer Zwittergattung, in welcher der fruchtbare Ancelot zu dichten pflegt. Der Roman oder eigentlich die Novelle hat ein trauriges Ende, denn der Geliebte läßt darin die Geliebte ſitzen; dies ging unmöglich im Gymnase dramatique; die Zuſchauer, welche einem Vaudeville zugeſehen haben, wollen vor dem Schlafengehen des Glückes der beiden Liebenden eben ſo verſichert ſeyn, wie des völligen Auslöſchens von Feuer und Licht in ihrem eigenen Hauſe, daher denn auch Bayard und ſein Gehülfe die Tochter des Geizhalſes und ihren Geliebten Charles ehelich mit einander verbinden, ehe der Vorhang fällt. Somit wandele nun dieſelbe Geſtalt unter dreifacher Verkleidung in der Romanen- und Theaterwelt umher, als Mathurinſche Melmothstochter, als Balzacſche Eugenie Grandet und als Bayardſche Eugenie. Zarte Herzen können unter den Dreien wählen. Die Bayardſche ſtiehlt dem ſteinreichen Böttcher oder Tonnenmacher 400,000 Franken in Gold, um dadurch den Vater ihres Geliebten Charles vor dem Verderben zu retten; ſonſt iſt ſie aber eine recht liebenswürdige Perſon. Wie würde auch ganz Paris zum Gymnase hinlaufen, um ſie zu ſehen, wenn es anders wäre? Dem Porte St. Martintheater würde eine bloß ſtehlende und liebende Heldin nicht genügen. Auf dieſer Bühne iſt daher auch etwas Stärkeres erſchienen, nämlich „die blutige Nonne,“ nach dem Romane des grauſenden Lewis; für die Habitués der Porte St. Martin iſt ſie vortrefflich. Dagegen gibt jezt das Théâtre français etwas ſehr Zartes: Chatterton, den unglücklichen jungen Dichter, deſſen Schickſal der Dichter des Schauſpiels, Alfred de Vigny, in ſeinem Stello bereits ausführlich erzählt hat. Diesmal hat er den Stoff dramatiſch behandelt, und beſonders die zartſinnige Liebe Chattertons zu einer verheiratheten Frau mit großer Kunſt und einem keuſchen Sinne geſchildert, der bei den hieſigen Dichtern nicht ſehr gemein iſt. A. de Vigny hat bisher wenig für's Theater geſchrieben; dieſer mit Beifall auf dem Haupttheater gegebene Verſuch wird ihn gewiß aufmuntern, noch mehr für dieſe Bühne zu ſchreiben, bei welcher die guten Dichter ſelten werden. Die ſogenannte imperialiſtiſche Schule, das heißt diejenige, welche unter dem Kaiſerthum ſo viel auf ihre Klaſſizität pochte, hat ihr Anſehen verloren und wagt ſich nur noch ſelten auf die Bühne. Jouy ruht in ſeiner bequemen Stelle als Bibliothekar in den Tuilerien aus, die er auch der Julirevolution verdankt. Dieſes Ausruhen macht ihm Niemand zum Vorwurf; denn man iſt allgemein verſichert, daß er all ſein Talent ausgeſchrieben hat. Arnault, der Generalſekretär der Académie française, iſt todt, und ſein Sohn, auch ein tragiſcher Dichter, iſt Präfekt geworden, was noch viel mehr ſagen will, als bloßer Souspräfekt zu ſeyn, wie Mazères. Sein Vater hatte ihn kurz vor ſeinem Tode ſeinen Kollegen zu ſeinem Nachfolger empfohlen; allein Teſtamentsweiſe Jemanden zum Akademiker einzuſetzen, iſt bisher nicht Brauch geweſen; auch haben ſich die Herren Kollegen nicht viel an dieſen lezten Willen oder Wunſch gekehrt, und Lucien Arnault iſt vor der Hand noch bloßer Präfekt; indeſſen wäre es möglich, daß er in der Folge einmal in die Zahl der berühmten Vierzig aufgenommen würde. Viennet hat ſich keines großen Beifalls auf der Bühne zu rühmen gehabt, und die kleinen Tageblätter haben ſo oft über ihn geſpottet, daß manchem Andern die Luſt darüber verginge, ſich wieder zu produziren; dennoch ſoll er ein Trauerſpiel im klaſſiſchen, das heiße im alten Geſchmacke für das Théâtre français ſchreiben; wie werden ſich die kleinen Tageblätter auf dieſes neue Produkt freuen! Auch Caſ. Delavigne, der es mit der alten Schule nicht ganz verderben will, aber doch auch der neuern huldigt, und wohl von allen Akademikern am eleganteſten und geſchmackvollſten verſifizirt, hat ein neues Trauerſpiel fertig, Don Juan d'Autriche. Dieſes Stück war es eben, worüber, wie man ſagte, Drouineau den Verſtand abermals verloren hatte, weil auch er ein Trauerſpiel mit gleichem Titel eingereicht hatte. Glücklicherweiſe war die Nachricht von ſeinem Tode falſch, und es heißt nun, er befinde ſich wohl, und ſein Trauerſpiel werde, durch Caſ. Delavigne's Zurücktreten, zuerſt aufgeführt werden. Nun erſcheint aber auch Victor Hugo mit einem neuen Trauerſpiele, „der Tyrann von Capua,“ und dieſes wird vermuthlich den Vorrang vor allen andern bekommen.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 75:

Der Menſch.

Beilagen:

Kunſtblatt Nr. 26 und Monatsregiſter März.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. April 1835.

Und die Philiſter ſtanden auf einem Berge jenſeits, und die Kinder Israel auf einem Berge dieſſeits, daß ein Thal zwiſchen ihnen war.

I. Buch Samuels.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Seinem Denkmal.

Von J. Görres.

Dies iſt eine Geſchichte, welche, die Hauptſache ausgenommen, ſonſt viel Aehnliches mit der Geſchichte des heiligen Chriſtophorus hat. Das Kind hatte ſich dem ſtarken Mann auf die Schulter geſezt, und er ſollte es über das Waſſer hinübertragen. Der ſtarke Mann that ſein Allerbeſtes, und Anfangs ging es luſtig durch die Wellen; aber die Zeiten waren nicht getroffen, das Kind wurde immer ſtärker und ſchwerer, der ſonſt rüſtige Träger aber immer älter und ſchwächer; in Mitte der Waſſer kamen die Sturmvögel mit einem Streite hergeflogen, das Kindlein wurde nicht ausgetragen, ein Delphin hatte es auf ſeinem Rücken davongeführt: ſo konnten die Geſchicke nicht in Erfüllung gehen, und der dürre Stock, in die Erde hineingeſtoßen, wollte nicht zum Baum aufgrünen. Das ſcheint eine bedenklich verwickelte, räthſelhafte Begebenheit, und fordert darum nähere Erläuterung, welche Bewandtniß es um ſie habe.

Die Welt iſt bekanntlich durch die großen und tiefen Waſſer, über die das Kind hinüber wollte, in zwei ganz verſchiedene Welttheile getrennt, und die dieſſeits und die jenſeits wohnen, ignoriren einander gegenſeitig und haben in der Regel wenig zu verkehren mit einander. Es muß ſchon in uralten Zeiten, ehe die Sündfluth Alles durcheinander geworfen, ſo geweſen ſeyn; denn damals ſchon nannten ſich die von jenſeits Kinder Gottes, die von dieſſeits Kinder der Menſchen. Aller Umgang war verboten; auf's Freien auszugehen hinüber und herüber, war vollends hoch verpönt, was jedoch, wie man weiß, die Liebhaber nicht auf immer abgehalten. Seither hat die Theilung bis zur neueſten Zeit, wo aller Standesunterſchied aufgehoben worden, fortgedauert; die Jenſeitigen haben in verſchiedenen Zeiten verſchiedene Namen geführt, Prophetenkinder, Seher, als die gelehrte Sprache aufgekommen, Genien, ſo und wieder anders; die Diesſeitigen aber haben je nach Volk- und Landesart verſchiedene Namen angenommen, hören ſich aber am liebſten bei dem Geſammtnamen Philiſter rufen. Sie ſind, wie man weiß, bequeme, wohlhäbige, abgerundete, Alles, was kraus werden will, geſchickt ablehnende Leute, ſehen nicht hinauf und ungern unter eine gewiſſe Tiefe hinunter; Vergangenes iſt ihnen nichts, und Zukünftiges gar nichts, aber das Gegenwärtige ſuchen ſie nun recht feſt zu beſitzen, indem ſie auf ihre beiden Daumen niederhocken und nun in aller Standhaftigkeit ſich nicht mehr vertreiben laſſen. Die aber unter ihnen ſich zur Bewegung rechnen, die haben die Länge und die Breite

um ſich herum in Beſitz genommen, und darauf machen ſie ſich nun öfterer und gute Motion, und laſſen in großer Geſchäftigkeit ſich keine Mühe dauern. Ihre Art iſt jedoch, daß ſie gehend immer die Diagonale ſuchen, wenn zu Schiffe, am liebſten mit zwei Winden zwiſchen zweien Wäſſern ſegeln, zu Roſſe halbrechts und halblinks auslenken, und wie ſie ſo in Statur und all ihrem Thun nach dem Medianformat gemeſſen, gleich dem Waſſer in Menge weit und breit ausgegoſſen, überall die Mitte ſuchen, haben ſie in neueſter Zeit treffend ſich ſelbſt untereinander die von der rechten Mittelmäßigkeit genannt. Die Vornehmen jenſeits aber bedünken ſich aus gar viel höheren Elementen gemiſcht. Wenn unten feſtgehalten, ſehen wir ſie in der That wie Feuerflammen ſtets nach oben ſtreben; wenn in der Höhe, blitzen ſie gleich Wetterſtrahlen in die dunkelbedeckten Tiefen nieder; wenn in die Weite ausgebreitet, wehen ſie wie Winde, von denen man nicht weiß, von wannen ſie gekommen, noch wo aus ſie gehen, im Sturm dahin. Sie geben daher vor, es ſey des Himmels allumfaſſend Rund ihre Behauſung, und ſeine Mitte, in der die Weltgegenden in einem Punkte ſich berühren, und alle unruhige Bewegung ſich in einer bewegenden Ruhe faßt, ſey die rechte Mitte, der ſie entgegenſtreben. So halten ſie ſich in großer Erhabenheit, und bedünken ſich, die unbewegten Beweger, weit über die Andern hinaus, die wie Kreiſel am liebſten auf der Seite ſchlafend liegen, wenn aber aus ihrer Trägheit aufgepeitſcht, ſich auf die Spitze ihrer Zehen ſtellen, aber dann nur in fortgeſetztem Kreislauf durch ſtetes Aequilibriren ſich vor dem in der Runde herum immer drohenden Umfallen mühſam ſichern. Solche Meinung haben ſie von ſich gefaßt; wir aber dieſſeits haben ihnen ihre Schwäche gar wohl abgeſehen: indem wir ſie franzöſiſch und halbſpöttiſch mit dem Namen Genies bezeichnet, haben wir unſere ganze Meinung über die geſammte Gattung ausgeſprochen; Sternſchnuppen in der Höhe, Irrlichter unten im Grunde, windig in der Mitte, in ihrer Unanſtelligkeit überall hinderlich und für ganz nichts zu brauchen: das iſt unſeres Urtheils kurzer Inbegriff.

Nun aber hat ſich's gefügt, wie Jeder weiß, der die Genealogie ſtudiert, und ſich um die Abkunft unſerer erlauchten Geſchlechter kümmert, daß Goethe aus einer Mißheirath, die Einer von jenſeits der Waſſer mit einer Solchen, die von dieſſeits ſtammte, eingegangen, abgeſtammt, ſo daß die beiden Häuſer der Sonnen- und der Mondkinder ſich in ihm beiſchlechtet fanden. Das iſt in der ſtarken Konfuſion des achtzehnten Jahrhunderts ſo hingegangen; man machte ſich aus dem Standesunterſchied nicht viel, die Töchter der Erde waren ſchön, der Liebesdrang war groß, Damon blies damals die Flöte ſo rührend; kurz, der große Herr vergaffte ſich, wollte man, wollte man nicht, es kam ein junger Prinz heraus. Die aber aus ſolcher Miſchung hervorgegangen, ſind ein ſtarkes, haltbares und dauerhaftes Geſchlecht, wie jene potentes a saeculo, viri famosi, und gleich ihnen zur Herrſchaft in den Niederungen vorbeſtimmt. Denn erſtlich ſind ſie nach dem oben herrſchenden Hausrecht, wenn auch nicht erbfähig, doch mit reichlicher geiſtiger Appanage bedacht, und werden überdem noch im Laufe des Jahres an günſtigen Tagen mit gar koſtbaren Gaben beſucht, ſo daß es ihnen von dieſer Seite an nichts gebricht. Aber auch von Mutterhalb bleiben ſie nicht unausgeſtattet; ſie werden mit dem Feiſt der Erde eingeſalbt, von Azat, Joppe, Gaza wird ihnen Alles zugetragen, was ſie bedürfen, um in der Landſchaft zu beſtehen und ſich behaglich in ihr zu fühlen. So unten mit Ballaſt gut geſtaut, oben günſtigen Wind in den ſchwellenden Segeln, gleiten ſie über die Oberfläche des Waſſers leicht dahin, nicht allzutief einſchneidend und ſich dadurch den Lauf erſchwerend, nicht allzuflach, und dadurch der Laune der tanzenden Wellen hingegeben. Von dem, was ſonſt die Menſchen wohl drängt und irrt, laſſen ſie ſich nicht ſehr anfechten; was unbeſcheiden zudringlich heran will, wird behende abgewieſen; den Anſprüchen von oben herab wird mit denen von unten herauf begegnet und das Untere doch wieder mit dem Obern beſchwichtigt: ſo ſind's Sonntagskinder, die zwar nicht Geiſter ſehen, ſonſt aber alles Uebrige gar ſcharf, und Alles um ſich her ſich auf's Bequemſte zu beſchicken wiſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

Das Theater des Palais-royal.

Es ſind zu Paris gegenwärtig achtzehn Theater, welche ſämmtlich, die Académie royale de Musique und das italieniſche Theater ausgenommen, Vaudevilles oder Dramen aufführen, und oft beides zugleich. Auch die ſogenannten Opéras comiques rechne ich zu den Vaudevillen; denn in Ton und Haltung des Ganzen, in der Anlage, im Zweck des Dichters findet ſich nicht der geringſte Unterſchied. Die Charaktere werden auf dieſelbe Weiſe zugeſchnitten, oder vielmehr, es gibt eigentlich keine wahren Charaktere weder in der einen noch in der andern Gattung, ſondern meiſt nur abſtrahirte Gefühle, Leidenſchaften oder Launen; ohne eigenthümliches Leben, zucken ſie bloß im Blitzſchlage des Witzes. In den Vaudevilles werden die rührendſten Momente durch Couplets unterbrochen, in der komiſchen Oper durch Romanzen

und Balladen oder Chöre. Die Couplets haben nur juſt ſo viel muſikaliſchen Schmuck, als dazu nöthig iſt, die Pointe zu heben, und in der komiſchen Oper darf der Geſang nur die Oberfläche des Gemüths berühren; der Typus dieſer Muſik iſt die von Auber und Adam: leicht, ſüß, brillant, tänzelnd. In der Dame blanche und dem Pré aux clercs ſtreift der Künſtler ſchon zu weit in's Gebiet der eigentlichen heroiſchen Oper. Das Vaudeville, ſo wie es Déſaugiers, Radé, Desfortaines dichteten, exiſtirt nicht mehr; die Trinklieder würden wenig mehr anſprechen; denn man trinkt hier weiter nichts als eau rougie, oder höchſtens nach dem Mittageſſen ein Régal, nämlich eine halbe Taſſe ſchwarzen Kaffee nebſt einem petit-verre, und dazu wird nicht geſungen, ſondern disputirt oder das Journal ſtudirt. Auch die Guerriers und die Lauriers iſt man ſatt, und die Sergeanten von der alten Garde, die Grognards, die ihren Offizieren das Leben retten und lauter Genies ſind, aber nicht leſen noch ſchreiben können. Es ſteht in dieſer Hinſicht ziemlich ſchlecht mit dem Patriotismus der Pariſer, und wir rechnen ihnen das zur großen Ehre. Nur die Schlacht von Waterloo können ſie nicht verſchmerzen, und man thut am beſten, nicht mit ihnen davon zu reden. Auch macht das Bild von Steuben, welches dieſe Schlacht vorſtellt, ungemeinen Effekt im diesjährigen Salon. Die Feuilletons ſprechen wenig davon, aber ſtets iſt es von Zuſchauern umdrängt. Dieſe bilden ein weit intereſſanteres Gemälde als das Gemälde ſelbſt; die ſonſt ſo lärmenden Franzoſen ſtehen da ernſt und ſtill; es iſt, als hätten ſie die lezten Kanonenſchüſſe gehört, deren Pulverdampf über das bleiche Angeſicht des Helden wegfliegt. Napoleon iſt den Franzoſen gleichſam eine Geliebte, mit der man gebrochen, die man aber nicht wiederſehen kann, ohne ergriffen zu werden. Seit der Julirevolution genießen die Theater einer großen Freiheit: die Dichter bringen auf die Bretter wen und was ſie wollen. Bei Franconi haben ſie die Sündfluth, den Patriarchen Noah und die himmliſchen Heerſchaaren erſcheinen laſſen; im Gymnaſe habe ich einen Pabſt, ſein Name iſt mir entfallen, recht artige Couplets ſingen hören; im Vaudevilletheater macht der Kardinal Richelieu Liebeserklärungen und kniet zu den Füßen ſeiner Dame. Im Palais-royal iſt gegenwärtig Fürſt Pückler-Muskau ein Koch oder Gaſtwirth: er zieht einem Ochſenhändler, den er für den König von Preußen hält, die Stiefeln aus; ſeine Miniſter, nämlich die Miniſter des Fürſten, verkleiden ſich als Küchenjungen; das Stück heißt Marmitons et grands seigneurs. Mich wundert, daß noch kein Vaudevilliſt auf den Gedanken gekommen iſt, den Kardinal Richelieu dem Publikum im Ballet vorzuführen. Bekanntlich berichtet Tallemant des Réaux in ſeinen Historiettes, der gefürchtete Kardinal habe ſich zu Zeiten auf eine ganz eigene Weiſe von den Sorgen der Staatsverwaltung erholt: er verkleidete ſich nämlich als Dame, ſezte einen Federhut über ſein ledernes Käppchen und verhüllte ſein Prälatenkreuz unter einem Buſentuche. In dieſem Anzuge tanzte und ſprang er durch das Zimmer, oder ſang auch wohl Romanzen, die er kaufte und für eigene Kompoſition ausgab, und begleitete ſich mit der Laute. Das einzige Stück, welches, ſo viel wir uns erinnern, verboten worden iſt, war le Maréchal Ney, von Fontan und Dupeuty.

Die Dramen ſind fortwährend gräßlich, blutig, voll Ehebruch und Gräuel aller Art. Das Drama iſt die Karrikatur der Tragödie, und die Karrikatur iſt das Leichteſte in jeder Kunſt. Eine Hinrichtung, ein Mord haben eine Art Intereſſe, das eben ſo unerſchöpflich, als wohlfeil iſt. In manchen Theatern hört man Zoten, wie ſie ſelbſt Kotzebue nicht hat; das Publikum duldet ſie, aber es ſucht ſie nicht. Die lüſternen Stücke machen ſelten großes Glück. Ich habe hier in den erſten Vorſtellungen oft kecke Anſpielungen der Art gehört, die mißfällig aufgenommen wurden und in den folgenden Vorſtellungen weggelaſſen werden mußten. Die Sitten läutern ſich hier mit jedem Tage mehr; die Familie macht ihre Rechte mitten in dem Strudel der großen Welt geltend; Mann und Frau können jezt in derſelben Karoſſe fahren und in derſelben Loge im Theater erſcheinen, und ſelbſt mit einander tanzen, ohne ſich lächerlich zu machen. Nur ſo weit haben es die Pariſer noch nicht gebracht, daß ſie ihre Töchter walzen laſſen; der Walzer ſcheint ihnen noch immer ein unſchicklicher Tanz, der nur den verheiratheten Frauen zu geſtatten iſt. Auch die äußere Zucht auf den Straßen wird ſtrenger gehandhabt. Die Hetären ſind gänzlich aus dem Palais-royal vertrieben. Wer vor fünf Jahren in Paris war, wird ſich erinnern, wie die Dirnen ſich in der hölzernen Galerie drängten und truppweiſe durch den Garten zogen, wie ihr Gelächter durch die Alleen ſchallte, daß ehrbare Frauen erröthend das Feld räumen mußten. Sie hatten ſogar ein eigenes Theater, Théâtre de la paix, ein dramatiſches Inſtitut, wie es wohl nirgends mehr beſteht. Der Eintritt war gratis, man konnte nach Belieben in's Parterre oder in die erſte oder zweite Galerie gehen. Im Parterre ſtanden Tiſche der Länge nach von dem Eingange bis zum Orcheſter: daran ſaß die wunderlichſte Geſellſchaft, die man ſich denken kann, meiſt Plebejer und Plebejerinnen von der niedrigſten Klaſſe: Fiaker und Maurergeſellen, Handlanger, Dekrotteurs, Bonnes mit ihren Kindern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

Prinzeſſin Victoria und die Königin.

Ich habe in einem meiner lezten Berichte der verrenkten Naſe der Prinzeſſin Victoria, der muthmaßlichen Thronerbin, erwähnt. Da die junge Dame eine kurze, dicke Perſon mit keineswegs vornehmen Geſichtszügen und in ihrem Ausſehen das iſt, was der Engländer plain nennt, und womit keine junge Dame zufrieden ſeyn mag, ſo begreift es ſich leicht, daß die Naſenverrenkung ihre Schönheit nicht ſonderlich erhöhte. Je beſſer ich daher weiß, daß meine Landsmänninnen jeden Alters in Uebereinſtimmung mit ihren Schweſtern aller Zonen nichts ſchmerzlicher empfinden, als wenn ſie eine ihres Geſchlechts durch irgend einen Zufall auf der Leiter der Schönheit um einige Sproſſen erniedrigt ſehen, ſo eile ich, ihnen die frohe Nachricht zu bringen, daß die Naſe der Prinzeſſin Victoria wieder eingerichtet iſt. An den Fenſtern der Bilderhändler hängt zwar immer noch das Blatt, auf welchem ſie mit verſchobener Naſe und laut ſchluchzend das Zimmer verläßt, wo die Königin mit über den Leib gefalteten Händen ein Geheimniß mehr entdeckt, als verbirgt, und der wohlbeleibte König mit allen Zeichen eines glücklichen Ehemannes auf einem Beine herumſpringt; allein das iſt nun Makulatur und wird um den halben Preis verkauft. Bis zum fünften des laufenden Monats März gehörte der Punkt fortwährend zu den ſtreitigen und beſtrittenen Dingen, die da ſeyn oder auch nicht ſeyn können. Seit dem fünften haben die Damen, welche an dieſem Tage, dem Wiegenfeſte der Königin und ihrem erſten diesjährigen drawing room, zum Handkuſſe gelangten, die ſtreitige Frage negando beantwortet. Solche Autorität fordert unbedingten Glauben, und ich mag nicht der Widerſprechende ſeyn. Warum aber iſt mir die Fähigkeit verſagt, weibliche Schönheit zu ſchildern, weibliche Grazie zu zeichnen und weibliche Toiletten zu beſchreiben! Ich mag nicht einmal den Verſuch wagen, mich hiedurch in die Gunſt der ſchönen Leſerinnen einzuſchleichen. Deßhalb kein Wort weiter von den reizenden und reizend geſchmückten Geſtalten, die an jenem Tage ſich durch die königlichen Gemächer bewegten. Die Gefahr, das Licht ſeiner Augen zu verlieren, war für Jeden, dem ſein Herz lieber iſt, als ſeine Augen, nicht die geößte.

Unter die reichen und mannichfachen Geſchenke, welche Königin Adelaide an dieſem ihrem Geburtsfeſte aus den Händen der Liebe und des Gehorſams, der Freundſchaft und des Herkommens, der Gleichgültigkeit und des Eigennutzes empfing, wagte ſich eine arme, beſcheidene Gabe der armen, aber fleißigen Bewohner der Grafſchaft Gloceſter — ein geſchmackvoll gewundener Blumenſtrauß, in welchem vorzüglich der blühende Stachelginſt zu bemerken war, das Sinnbild der Rechte jener Grafſchaft zu den Zeiten der common-lands. Die Königin wurde mit dieſem Geſchenke nicht überfallen; es ging ihr auf dem vorſchriftmäßigen Hofwege zu, in aller gebührenden Form und begleitet von einem Schreiben des frühern Reformkandidaten für Weſt-Gloceſter, Herrn Charles Henry Ackerley, worin dieſer die unbedeutende Gabe als einen kleinen Beweis treuer Anhänglichkeit und innigſter Verehrung bezeichnete. Das Ungewöhnliche ſolcher Darreichungen wohl kennend, bemerkte er, wie es mindeſtens nicht das erſte Mal ſey, daß treue Unterthanen ihrer geliebten Königin am Jahrestage ihrer Geburt ein ſolches Zeichen der Liebe überbrächten, und nannte beſonders den Fall, wo Königin Eliſabeth ein ähnliches Geſchenk von den Einwohnern von Kent und Eſſex huldreichſt angenommen habe. Auch Königin Adelaide freute ſich über die ſchöne und ſinnvolle Gabe der guten Leute von Gloceſter, aber ſie nahm ſie nicht an. Obgleich die Königin, hieß es in der Antwort, den Werth der Gabe tief empfindet, ſo iſt ſie doch genöthigt, ſie abzulehnen, she is obliged to decline. Und warum war die Königin genöthigt, das freundliche Geſchenk zurückzuweiſen? Weil man in Deutſchland, dem Mutterlande der Königin, ſich einen hohen Begriff von einem Einfluſſe macht, der nur in der Idee ſtattfindet. Es war vor einiger Zeit auch in England unter denen, die über das Getreibe in den königlichen Gemächern bloß nach Hörenſagen ſprechen, ein ziemlich allgemein verbreiteter Glaube, daß die Königin eine entſchiedene Ariſtokratin, eine eifrige Gegnerin der Reformbill und mächtig genug ſey, unſichtbar da zu wirken, wo die Verfaſſung ihr perſönliches Einmiſchen nicht geſtattet. Die Folge war, daß die Zeitungen den Herrſcherſtab aus der Hand des Königs in die ſeiner Gemahlin legten, daß die Karrikaturiſten den König in Frauen-, die Königin in männliche Gewänder kleideten, daß der König die Liebe ſeines Volkes verlor, die Königin dem öffentlichen Haſſe verfiel, und Beide bei ihrer gemeinſchaftlichen Fahrt in's Drury-Lane-Theater durch die gegen ihren Wagen geworfenen Steine nicht wenig geängſtigt wurden. Seit dieſer Zeit vermeidet die Königin, gleichviel, ob aus eigenem oder auf fremden Antrieb, Alles und Jedes, was den geringſten Schein einer beſondern Gunſt, einer Vorliebe oder einer Einmiſchung in Staatsangelegenheiten haben könnte, und ſie geht hierin ſo weit, daß es unmöglich ſeyn dürfte, die Vorſicht höher zu ſteigern. Dies der Grund, warum ſie ſelbſt das harmloſe Angebinde der guten Leute von Gloceſter zurückwies. Die Annahme wäre ein Aufruf zu ähnlichen Geſchenken geweſen. Sie hätte Keinem abſchlagen können, was ſie Einem gewährt, und obgleich dies Unpartheilichkeit bewieſen haben würde, ſo hätte es doch auch der Königin eine unangenehme Laſt aufgebürdet. Der erſte Verdruß iſt aber beſſer, als der lezte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erklärung und Erwiderung.

Dem alten fleißigen Leſer des Morgenblatts im bayeriſchen Rezatkreiſe, der unter dem 18ten des vorigen Monats die Redaktion mit einem Schreiben beehrt hat, ſage ich im Namen der leztern meinen verbindlichſten Dank für ſeine freundliche Warnung, deren Befolgung uns glücklicherweiſe keinen moraliſchen Zwang auferlegt. Ich geſtehe offen, daß die Mittheilung eines Aufſatzes, der, wie er auch vom abſoluten Standpunkt aus zu beurtheilen ſeyn mag, ſeinem Charakter nach in unſere Blätter nicht paßte, die Folge eines Zufalls iſt, den ich durch eine Unterlaſſungsſünde herbeigeführt habe. So ſchwer es einer Redaktion fällt, ſich vor dem Publikum zu einem in ihrem Schooße begangenen Verſehen zu bekennen, ſo ſollte es uns doch ſehr freuen, wenn recht viele Leſer die Gefühle des wohlwollenden Briefſtellers theilten. Auf dieſe Weiſe würde uns ſelbſt ein Fehler, der zwar nicht gutzumachen, aber im Angeſicht der modernen Literatur wohl leicht zu vergeſſen iſt, Zeugniß geben vom allgemeinen Vertrauen, deſſen wie bei unſern Beſtrebungen genießen. Darin, daß wir den Mißton ſelbſt als ſolchen anerkennen, wird jeder Leſer, der dadurch verlezt worden, die Bürgſchaft erblicken, daß von unſerer Seite nicht mit Abſicht falſch gegriffen worden iſt.

Dr. H. Hauff.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 2. April 1835.

Nicht auf der Bühne ſpielt man nur:
Das Drama dieſſeits der Couliſſe
Iſt gleich belebt und mehr Natur.

Piron.

Zeitbilder aus Paris.

(Fortſetzung.)

In den Zwiſchenakten fiedelten einige Geigen im Orcheſter, das Parterre ſang dazu oder polterte mit den Füßen, klirrte mit den Biergläſern, ſchrie, heulte, brüllte; wurde der Vorhang aufgezogen, ſo legte ſich der Tumult ein wenig, indeß konnte man von dem, was auf der Bühne vorging, ſelten ein Wort hören. Von Zeit zu Zeit gab es Prügeleien; ein Taſchendieb wurde auf der That ertappt und weggeführt; hier ſezte ſich ein Forçat zur Wehr, den ein Polizeiagent erkannt hatte; dort ſchrie eine Griſette, welche von einer Nebenbuhlerin mißhandelt wurde. In den Galerien ging es etwas anſtändiger her: hier ſaßen ſtrahlende Damen, meiſt in weißen atlaſſenen Roben, mit Kanten beſezt, mit ſchweren kupfernen Colliers und Ohrgehängen, und ließen die hohen weißen Federſträuße auf ihren Hüten durch die Lüfte flattern.

Dieſes Theater heißt jezt Théâtre du palais-royal. Der Saal iſt klein und die Pläze ſehr enge, und der Raum iſt ſo haushälteriſch benuzt, daß die Zuſchauer einander auf den Köpfen ſitzen. Die Preiſe der Pläze ſind mäßig: das Parterre koſtet 25 Sous; für einen Siz in der wohlfeilſten Loge muß man indeß 40 Sous bezahlen. Das Publikum iſt ziemlich gemiſcht, zumal im Parterre, und man ſieht da Leute von verdächtigem Aeußern, in Weſten und Müzen. Es werden gewöhnlich drei oder vier Stücke gegeben, die fünf bis ſieben Akte ausmachen. Wem aber die 25 Sous eine zu bedeutende Ausgabe ſind, der kann nach jedem Stücke ſeine Contremarke leicht und gut wieder verkaufen. Doch ehe das Schauſpiel anfängt, ſehen wir, wie es außerhalb der Theater zugeht.

Es iſt fünf Uhr Abends. Die Munizipalgardiſten ſind an ihrem Poſten und lachen mit den Polizeiſergeanten; ſonſt fänden ſie wohl Niemanden, der mit ihnen lachen möchte. Allmählich ſtellen ſich die Billethändler ein: an den königlichen Theatern, d. h. an denen, die von der Civilliſte unterſtüzt werden, haben dieſe Mäkler eine eigene Uniform, einen grauen Rock mit rothen Aufſchlägen und eine Medaille; man kann ihnen daher volles Zutrauen ſchenken, bei den andern thut man wohl, ſehr auf ſeiner Hut zu ſeyn, ſonſt kauft man Billete vom vorigen Tage und riskirt Händel mit der Polizei. Frühzeitig werden die hölzernen Barrieren aufgeſtellt, zwiſchen denen ſich die Queue bildet. Um ſechs Uhr wird die Kaſſe geöffnet und ſchon vor fünf ſtehen Leute da; es regnet, es geht ein kalter Wind, man ſpannt die Schirme auf und hüllt ſich in den Mantel und feiert zähneklappernd den Freuden entgegen, die hinlänglich für alle Leiden entſchädigen. Wie bei einer ſo unerſchütterlichen Theatermanie nicht alle Bühnen

Digitized by Google

die glänzendſten Geſchäfte machen, iſt kaum zu begreifen; in den lezten Jahren haben vierzehn Theaterdirektionen fallirt. Die Queue fängt an zu wachſen, und nun beginnt auch das Geſchrei der Journalhändler. Der eine ruft den Figaro aus. Sie wiſſen, daß Figaro wieder lebendig geworden iſt, ſich verjüngt hat, wie er auf der Vignette ſagt. Für eine Theaterzeitung iſt aber der Inhalt viel zu ernſt; die Hälfte des Blattes iſt mit politiſchen Bülletins und Berichten über die Deputirtenkammer angefüllt; was er von den intereſſanteren Rechtsfällen ſagt, hat man den Tag über ſchon in der Gazette des tribunaux geleſen. Kaum läßt uns Figaro in Ruhe, ſo fängt Vert-vert an zu ſchreien, in demſelben leiernden Tone: Voyez, Monsieur, vert-vert, journal du soir, les noms et les rôles des acteurs, trois sous. Nun kommt noch der Entre-act und dann le Musée des familles, und gar noch le Conteur, ein Journal, das bloß Erzählungen liefert. Doch in dem Kaſſenbureau erſcheint Licht, die Queue ſezt ſich in Bewegung. Je vier oder fünf werden aus den Barrieren gelaſſen und löſen ihre Billette ein. Es iſt rathſam, ſich ſo einzurichten, daß man nicht wechſeln zu laſſen braucht; in der Eile ſteckt man oft falſche Stücke für ächte ein, oder zählt nicht genau nach. Kaum ſind wir im Theater, ſo erſchallt daſſelbe Geſchrei, wie vor der Thüre: L'entracte, journal du soir, trois sous, und ſo weiter; man kann auch die Stücke, die geſpielt werden, kaufen: „Voyez, Messieurs, Farinelli, la pièçe qu'on ira jouer, huit sous.“ Die Theaterzeitungen machen glänzende Geſchäfte, und manche ſind ſehr gut redigirt, beſonders Vert-vert; es läßt ſich hier zuweilen ein ächt humoriſtiſcher Geiſt verſpüren; durch den Voleur werden die beſten dieſer Aufſätze auch wohl in Deutſchland bekannt. Die Dekoration des Saals iſt ziemlich ärmlich; die Logen der Avant-scènes haben allein noch einiges Anſehen. Das königliche Wappen iſt in keinem Theater, ſtatt der goldnen Lilien erblickt man jezt mächtige Bündel dreifarbiger Fahnen. Troz Journalen und freundſchaftlicher Geſpräche verliert das Parterre die Geduld; ein franzöſiſches Parterre hat überhaupt keinen Ueberfluß daran. Hier und da wird mit den Füßen geſtampft; die entſetzliche Hausſchlüſſelmuſik beginnt, und bald erwacht auch die des Orcheſters, die nicht viel beſſer iſt.

Das erſte Stück iſt vorüber; kaum iſt der Vorhang heruntergerollt, ſo werden die Journale wieder ausgerufen; zu den früheren geſellt ſich der Messager, und von den obern Galerien herab hört man die Garçons ſchreien: „Orgeat, bierre, limonade!“ Bald verbreitet ſich ein erquickender Orangenduft durch das Parterre; es werden deren eine Menge verzehrt. Die Zuſchauer, welche den Zwiſchenakt benutzen, um friſche Luft zu ſchöpfen, binden das Taſchentuch um die Bank; ſo lange das Schauſpiel noch nicht angegangen, wird dieſes Zeichen reſpektirt, bleibt aber der rechtmäßige Beſitzer zu lange aus, ſo hat er ſeine Anſprüche verloren. Dieſer Fall ereignet ſich aber ſelten; ein Franzoſe entſagt nicht leicht ſeinem Platze im Theater; Streitigkeiten, die ſich deßhalb erheben, führen indeſſen nicht ſelten Duelle herbei, zumal bei erſten Vorſtellungen. Wir horchen jezt den Kritiken und Bemerkungen der Umſtehenden über das Stück; die meiſten ſind ganz entzückt von Achard's Geſange; der Mann hat Unrecht, heißt es, daß er an dieſem kleinen Theater bleibt, er könnte im Théâtre italien auftreten; andere erkundigen ſich nach dem Verfaſſer der Muſik, die er geſungen, und meinen, Roſſini oder Bellini würden es nicht beſſer machen.

(Der Beſchluß folgt.)

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortſetzung.)

Goethe indeſſen, wie er zu ſeinen Jahren zu kommen angefangen, und darnach ſich umgeſehen, wo in's Künftige ſeines Bleibens ſeyn ſollte, hätte gern im Lande der Väter auf Lebenszeit ſich angeſiedelt, denn es gefiel ihm doch beſſer, die Dinge von oben herunter, als mit großer Beſchwerde der Halsgelenke ſie von unten herauf ſich anzuſehen; aber des Landes Natur wollte das nicht geſtatten, und darum wehrten es auch die Geſetze. Denn das Land und die Luſt mit übriger Zubehör da oben haben die Beſchaffenheit, wie man von einer der Faroerinſeln in der Nordſee erzählt, daß, wenn etwa von Jahr zu Jahr ein Fremder, um die Auflagen einzuſammeln, ihren Boden betritt, alle Eingebornen ſogleich vom Schnupfen befallen werden; ſie können's nicht leiden, wenn etwas von jenſeits zu ihnen herüberweht, und müſſen's gleich wieder ausſpeien, weil ſich's nicht mit ihrem Naturell vertragen will. Die Sanitätsgeſetze hatten deßwegen Vorſorge gethan; wollte er zum Indigenat gelangen, dann mußte er ſich zuvor, wie dort der Königsſohn von Sidon, ſein mütterlich Theil im Feuer ausbrennen laſſen. Das aber gefiel ihm ſchlecht, weil er ſich, ſo wie er war, gar liebgewonnen und von den ſcharf leckenden Flammenzungen ſich ungern liebkoſen ließ. Seine Spülmagen konnten ihm ganz und gar nichts helfen, denn ſie hatten keinen Kurs da droben und waren auch keine Helden darnach, um ihm ſein Väterliches zu erſtreiten, ſeine Schwerdmagen wollten ihm ihrerſeits nicht behülflich ſeyn, weil ſie die Strenge der Geſetze kannten, und mit der anderſeitigen Sippſchaft gar nichts gemein haben mochten; ſo mußte er ſich zum Bleiben, wo er einmal war, entſchließen. Zuvor jedoch ging er zum Orakel der unſterblichen Götter, derjenigen nämlich, die er vor den Andern verehrte, um ſie zu

befragen, welchen Rathſchluſſes ſie denn über ſeine Zukunft eins geworden. Ihm wurde darauf erwidert: es ſey ihm geordnet durch vorweltliche Fügung, daß er ſich niederlaſſe am Ufer des Waſſers, das Dieſſeits ſcheidet von Jenſeits, und nun, ein tüchtiger Ferge, hinübertrage die Geiſter und ihr Ideengeräthe vom Hochlande zur Niederung, wenn ſie mildgeſinnt unter den Dortigen ſegenbringend zu wandeln Raths geworden; dazu würden die Götter ſeine Schultern mit der nöthigen Stärke ausrüſten und ihm den Stab zur Stütze anvertrauen. Er ſelber ſolle ſich, einem Nazaräer gleich, vor Allem der Enthaltſamkeit befleißen, weder Wein trinken noch auch Meth, nichts Unreines eſſen und durch keine Scheere ſein Haar berühren laſſen. Nehme er dann mit Sorgfalt des ihm übertragenen Amtes wahr, dann werde *Eine* von *Oben Einem* von *Unten* ein Fräulein gebären, und das Kind werde, wenn die Zeiten ſich erfüllt, am Ufer des Waſſers erſcheinen und ihn anrufen, daß er es hinübertrage. Er ſolle dann der Bitte ſich nicht verſagen, noch auch ermüden unter der Laſt, die er ſich aufgeladen; Alles, was das Kind vornehme, dürfe ihn nicht betreten machen, er müſſe vielmehr ringen mit ihm, wie der Dulder Odyſſeus mit dem Proteus im Meeresgrund, und habe er dann ſich alle die Zeit zuvor gehalten nach der Götter Geheiß, *dann werde er* und Sie desgleichen, und ſeyen ihm ſonſt die Sterne günſtig, dann werde er Sie ſich zur Braut gewinnen. Die Gebrechen an ihm von Mutterhalb, an ihr von Vaterhalb werden dann gegenſeitig ſich ausgleichen, es werde wieder ein ebenbürtiges Geſchlecht erwachſen, und dem zum Zeichen werde der Stab zum Baum aufgrünen, wenn aber nicht, dann werde die Ehre an ein anderes Geſchlecht übergehen und der Stecken werde dürre bleiben. Weiter befragt um Namen, Zeit und Ort, erwiderten die Götter: er möge das Kind ſich *Poeſie* nennen, ſonſt aber nicht neugierig forſchen nach Dingen, die voraus zu wiſſen durch die Verhängniſſe ihm gewehrt ſeyen, vielmehr ſich zu halten ſuchen, wie ihm auferlegt worden, immer ſeines Urſprungs in Beſcheidenheit eingedenk. Da die Stimmen nun gänzlich verſtummten, mußte er ablaſſen, ein Weiteres von ihnen zu erfragen.

Obgleich der Götterſpruch den Fragenden nicht ganz befriedigt hatte, ließ er ſich doch von ihm bedeuten, und that, wie ihm geheißen worden. Dieſſeits des Waſſers, wo er ſich eine bequeme Anlände ausgemittelt, erbaute er ſich Haus und Gehöfte, ſiedelte dort ſich heimiſch an, und begann mit großem Eifer, ſeinem Amte ſich zu widmen. Wollte einer der Geiſter von jenſeits die dieſſeitigen ſelbſt in eigener Perſon, oder auch nur mit ſeinen Geſchenken beſuchen, dann durfte er nur in die Hände klatſchen; gleich, und wäre es Mitternacht geweſen, war der Eifrige zur Stelle, und ſchaffte auf ſeinen Schultern alles ihm Anvertraute ohne Gefahr hinüber. Es wurde der Einwohnerſchaft rund umher dann wie im Schlafe zugetragen; ſie bildete ſich ein, ſie habe alle die Herrlichkeiten nur geträumt, und dürfe daher, unbeſchadet ihres guten Verſtandes, an all den ſchönen Sachen ſich ergötzen. Der Bote aber ermüdete nicht; denn bei jedem gegebenen Zeichen hoffte er, das ihm zum voraus angeſagte Kind halte jezt am Ufer, und harre ſeiner, daß er es hinübertrage. Aber bei aller Bemühung und Aufmerkſamkeit hatte er Anfangs unter ſeinen Landsleuten, ſowohl bei denen, die ſich zum Stamme der Philiſthims rechnen, wie bei denen, die ſich zu den Kaphtorem halten, gar wenig Beifall gefunden. Als das Wunderthier unter ihnen zuerſt erſchienen, waren ſie ſeiner Spur gleich nachgegangen, und hatten wohl Fleiſch von ihrem Fleiſch und Bein von ihrem Bein gerochen, aber dahinter war noch ein anderer Schmack verborgen, der ſie widerte und ihnen überaus verdächtig ſchien. Sie hatten darum weiter nachgeforſcht, und hatten bald ſeinen vielfältigen Verkehr mit den jenſeitigen Gegenden bemerkt, und das hatte ſie leicht auf den Gedanken gebracht, er ſey ein Spion und Landesverräther. Weil es aber Friedenszeit war, konnte der Vermuthung keine Folge gegeben werden, und ſie hatten nun ihn für einen Seelenverkäufer zu halten angefangen, der die Ihrigen fremdem Dienſt entführe. Da ſie inzwiſchen bei öfterer Umzählung, die ſie abgehalten, nie ein theures Haupt vermißten, mußten ſie auch von dieſer Meinung laſſen. Es blieb nichts anders übrig, als für einen Schmuggler und Schwärzer ihn zu nehmen; zu oft hatten ſie ihn bei nächtlicher Weile, dem Anſehen nach ſchwer beladen, bis zum Gürtel im Waſſer herüberkommen ſehen, ohne daß irgend etwas zu entdecken geweſen, was ihn ſo ſehr belaſtet. Eine Zeitlang meinten ſie wohl, ſchwarze Pudel liefen neben ihm auf dem Grunde des Waſſers her und trügen die verbotene Waare, er dann mache nur die Grimaſſe dazu; weil aber nichts aus dem Hauſe geſchafft wurde, blieben ſie auch mit dieſer Hypotheſe ſtecken, und beſchloßen verdrießlich, lieber gar nicht mehr von ihm zu reden. Sie zogen darum einen Faden um ſeine Wohnung her, unterſagten den Ihrigen, ſich jenſeits betreten zu laſſen, und ignorirten ihn nun von ganzem Herzen, in ihrem ganzen Gemüthe und aus allen ihren Kräften.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortſetzung.)

Die Königin. Die Gräfin von Bleſſington.

Kaum war, gleich einem Blitze aus blauem Himmel, die jüngſte Miniſterialveränderung aus dem Kabinet des

Königs auf das Land gefallen, als durchgängig der Ruf laut wurde: das hat die Königin gethan, das ſind die Folgen ihrer Reiſe nach Deutſchland! Und es mochte ihr eben ſo lieb, als ihrem Wagenlieferanten unlieb ſeyn, daß ſie damals in Brighton, ſtatt in London war. Die Aufregung der untern Volksklaſſen würde unſtreitig zu Koth und Steinen gegriffen haben. Auch war man am Hofe gegen jenen durchdringenden Ruf nicht gleichgültig. Ohne Zögern und zu wiederholten Malen verſicherten diejenigen Blätter, die dem neuen Miniſterium günſtig waren — die Times an ihrer Spitze — und die recht gut das nachtheilige Gewicht zu berechnen wußten, welches der vermuthete Einfluß der Königin ihren Günſtlingen anhing, daß der Wechſel der Miniſter die freie und alleinige, von Niemand bewirkte Entſchließung des Königs ſey. Hiermit noch nicht zufrieden, gaben ſie, wenigſtens zu drei Viertheilen offiziell, Geſpräche zwiſchen der Königin und verſchiedenen Damen und Herren des Hofes, alle darnach zugeſchnitten, die Theilnahmloſigkeit der Königin an Staatsgeſchäften zu beweiſen. Und erſt vor Kurzem wurde die Antwort veröffentlicht, welche Ihre Majeſtät auf eine Bittſchrift um Verwendung bei ihrem königlichen Gemahl in Betreff der Ueberlaſſung eines Stück Kronlandes zu einem kirchlichen Zwecke gegeben hat, und welche in klarer Sprache die Verſicherung enthält, daß Ihre Majeſtät es ſich zur Pflicht gemacht habe, nicht mit dem kleinen Finger in das Rad der Staatsverwaltung einzugreifen. Wenn die Königin deſſenungeachtet bei der Allgemeinheit des Volks wenig beliebt iſt, ſo rührt dies wahrſcheinlich nur daher, daß diejenigen, die ihr nicht wohlwollen, den Zeitungsberichten mißtrauen, denn „tiefgewurzelter Glaube iſt ſchwer auszurotten.“

Sollte mit dieſem Mißtrauen, unter andern, dem Herausgeber der Times Unrecht geſchehen, ſo hat er auf alle Fälle den Vorwurf, die Farbe der Tories zu tragen, höchlich durch das Lob verdient, welches er vor wenigen Tagen ſich bewogen fand, über eine nur eben in drei Bänden erſchienene Novelle der Gräfin von Bleſſington auszugießen. Die zwar nicht vornehm geborene, aber vornehm gewordene, durch weibliche Mittel von der beſcheidenen Nadel zum ſtolzen Grafenſtande gelangte und mit einem bunten Ruf geſchmückte Dame hat, ſo viel ich weiß, ihren Beruf zur Schriftſtellerin erſt durch eine ähnliche Novelle darzuthun geſucht. Außerdem ſteht ihr Name als Herausgeberin von Heaths book of beauty in den Jahrbüchern der ſchönſten Literatur von der Welt, der unſterblichen Taſchenbücher. Sie hat ebenfalls ihre Hand, oder mindeſtens Gedichte von ihrer Hand, in dem Keepsake. Das book of beauty ſowohl, als das Keepsake ſind unſtreitig die faſhionableſten Taſchenbücher in England. Ihre äußere Ausſtattung iſt glänzend, Meiſterwerke der erſten Maler finden ſich darin durch die Stahlſtiche der erſten Künſtler dieſes Fachs verherrlicht und verbreitet. Das Inhaltsregiſter nennt nur hohe Perſonen, mit Ausnahme von kaum zwei oder drei literariſchen Notabilitäten, als Lieferanten der Geſchichten und Poeſien. Es iſt jedoch nicht zu läugnen, daß die Verfaſſer und Verfaſſerinnen dieſer gereimten und ungereimten Sachen, namentlich im laufenden Jahrgange, mit dem glücklichſten Erfolge einen ſchroffen Gegenſatz zu dem ausgezeichnet trefflichen Papiere geliefert haben, auf welchem ihre Produkte gedruckt ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin, Ende Februars.

Induſtrielle Streifzüge.

Vor einigen Jahren ſteckten Ingenieure das große Köpnicker Feld ab, um darauf eine neue Stadt zu bauen. Dies Köpnicker Feld iſt nämlich ein ausgedehntes Ackerſtück innerhalb der Ringmauern Berlins, worauf nicht allein Kohl, Kräuter, Gemüſe, ſondern auch Korn gebaut wird; es gibt vollſtändige Landwirthſchaften und Landwege daſelbſt, und nicht eben von der appetitlichen Sorte. Aber die Eigenthümer waren zornig; ſie wollten Bauern bleiben, und ſahen nicht die Nothwendigkeit ab, weßhalb der Staat oder die Stadt ſie zu Bürgern machen wollten. Aber Staat oder Stadt wollten abſolut, und es ſezte faſt blutige Köpfe, indem die Polizei den Ingenieuren zu Hülfe kommen mußte. Da kam die Julirevolution dazwiſchen, welche auch im andern Berlin von bleibenden Folgen geweſen; denn ohne Polignac hätten wir jezt Trottoirs auf den Bürgerſtegen. Aber das Edikt, welches alle Bürger zwingen ſollte, Granitplatten zwiſchen ihren Häuſern und dem Rinnſteine zu legen, wurde in der Stille zurückgenommen, und es dem freiwilligen Bürgerſinn überlaſſen, die Initiative zu ergreifen. Eben ſo ging es mit dem Köpnicker Felde. Es gibt ſchon Karten, wo Straßen, Gaſſen, Plätze, Kirchen und Häuſer verzeichnet ſind, aber die werdende Stadt iſt wie eine Fata Morgana unter Kartoffeln und Rüben verſunken. Es hat ſich mit dem Häuſerbedürfniß wie mit dem Reichthum gezeigt, es exiſtirte nur in der Imagination. Wenn auch die Miethen verhältnißmäßig noch nicht ſinken, ſo ſinkt doch der Häuſerwerth, wie die zahlloſen Subhaſtationen, meiſt weit unter dem Taxwerth, täglich beweiſen. Bis zu der Münchener Kriſis kam es freilich noch nicht; wenn man aber die überall ausgebotenen Häuſer zählt, ſo begreift man den Muth nicht, der noch immer neue baut, und das in Gegenden, die außer dem Zuge liegen. Einſt meinte man, der ſchöne, neue Stadttheil, der ſich nordwärts von der Spree, nicht weit von den Linden, nach der Charité zu erhob, werde das Modeviertel werden, aber die Mode war launiſch. Sie zieht ſich jezt vor's Potsdamer Thor, und die Chauſſee nach Potsdam verwandelt ſich in eine reizende Straße von mit Gärten umgebenen Villen, und die immer belebte, von ſchönen alten Bäumen beſchattete Straße nähert ſich bereits dem botaniſchen Garten, an den das Dorf Schöneberg grenzt. So ganz unpraktiſch hat die Mode indeß nicht verfahren, denn die hohen Pallaſtbauten der Louiſenſtadt ſtehen auf Moorgrunde; ſchon beim Bau ſtürzten mehrere Mauern, weil die Subſtructionen nicht ſtark genug waren, ein, und jezt eben ſenkt ſich eines der ſchönſten Gebäude, und die Bewohner haben es über Hals und Kopf verlaſſen müſſen, aus Furcht, unter den Ruinen begraben zu werden. Es iſt wohl ein trauriges Schauſpiel, wozu man täglich ſtrömt, die übergeneigte prächtige Fronte mit zerbrochenen Scheiben, zerbogenen Fenſtergeſimſen, abgebröckeltem Kalk, und durch Nothbalken von außen geſtüzt, um der drohenden Kataſtrophe zu begegnen. Aber moraliſch wiederholt ſich daſſelbe Schauſpiel viel furchtbarer und häufiger, wenn auch nicht ſo augenfällig, nämlich der unvermeidliche Sturz glänzender Unternehmungen ohne das ſichere Fundament des Bedürfniſſes. Während am Potsdamer Thore die Induſtrie und der Handel ſich von ſelbſt einfinden, baute man ihnen, weil man ſie hinziehen wollte, zwiſchen den Linden und der Louiſenſtadt einen Pallaſt im Bazars; aber ſie kamen nicht, und es gibt jezt keinen kläglichern Anblick, als Abends die armſeligen Schuſter- und Teddlerladen, dürftig von einem Talglicht erhellt, wo die himmelhohen Scheibenthüren deutlich von ihrer Beſtimmung ſprechen, ein Bazar für allen Luxus der Reſidenz zu werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. April 1835.

Sora. — Sagt uns nun, Herr, was Ihr thun wollt.
Andraſon. — Thun, als ob das Orakel nichts geſagt hätte.

Goethe.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortſetzung.)

Er inzwiſchen hatte fortgefahren zu thun, was ſeines Amtes war. Den Kommenden und Gehenden hatte Poeſia, die Dichtkunſt, eine Seitenverwandte ſeines Vaters, liebgewonnen; er hatte ſie einſt unſichtbar herübergetragen, ſie war in ſeinem Hauſe eingekehrt, hatte ſich dort in gleicher Unſichtbarkeit wohnhaft gemacht, und die heimliche Liebe, die ſie zu ihm getragen, war nicht ohne Segen und Frucht geblieben. Er ſah das und wußte das, hielt aber dadurch den Ausſpruch der Götter nicht erfüllt, die ein Kind, mit Fleiſch und Bein angethan, ihm der Abkunft nach verwandt, vorhergeſagt, das immer nicht erſcheinen wollte. Er wartete eine Zeit und eine andere Zeit, und wie fort und fort nichts kommen wollte, wurde er des Wartens immer mehr verdrießlich. Das Nazaräerleben wollte ihm gar nicht wohl bekommen; aus dem Meth zwar machte er ſich wenig, warum er aber des Weines ſich entſchlagen ſolle, ſtand nicht zu begreifen, und gegen die Enthaltſamkeit empörte ſich gar ſein Mutterwitz. Er verlegte ſich daher auf's Grübeln, und nachdem er erſt herausgebracht, daß die Götter ihn wohl zum Beſten gehabt, grübelte er weiter, wer unter den Unſterblichen allen ihm das gethan, und ſo kam er mit ſeinem Verdachte zuletzt auf den Chriſtengott, dem er früher ſchon gar nicht gewogen geweſen. Nun wurde ihm mit einemmale klar, was die Myſtifikation bedeutete: keine Scheere ſollte ſein Haar berühren, bis die Tonſur es weggenommen; keine unreine Nahrung ſolle er zu ſich nehmen, begreiflich nur Milchſpeiſen und Faſtnachtskoſt; die gebotene Enthaltſamkeit und Alles wurde nun hell und deutlich, auch daß die Zukunft des Kindes am Nimmertage erfolgen würde. Da erzürnte er ſehr und beſchloß, dem Betruge einen Poſſen zu ſpielen und, weil über dem langen Warten die Haare ihm ergrauen wollten, unter ſeinen mütterlichen Verwandten ſich eine Frau zu freien und mit ihr ein ſolides Leben zu verführen. So ging er hinab nach Tamnatha und hielt dort um Frau Proſa an, und führte ſie, da ſie ihm gewährt worden, mit großer Freude heim. Da aber gab's gewaltigen Streit unter den beiden Frauen. Frau Proſa war gar hoffärtig und breit und vierſchrötig; was ihr unter die Fäuſte fiel, dem wurde gar übel mitgeſpielt. Frau Poeſia ihrerſeits aber war überaus fein und zart, und hätte immer den Kürzeren gezogen in jedem Streit; aber ſie konnte ſich unſichtbar machen und war dann nirgendwo zu finden für die Grobe. Der Hausherr wollte ſeinerſeits auch der neuen Buhlſchaft wegen nicht laſſen von der alten Liebe; ſo blieb die Philiſterin wohnen im untern

Digitized by Google

Erdgeſchoß und beſorgte Küche und Keller; die Zarte aber wohnte oben und nahm mit dem unſterblichen Theile vorlieb. Es wurde alſo eine Haushaltung wie bei dem Grafen Gleichen und in der Stella, und es ging nicht ab ohne vieles Gezänke der beiden Frauen; aber Eine um die Andere kam in die Wochen und beſchenkte ihn mit Nachkommenſchaft. Und es zeigte ſich, daß des Vaters Doppelnatur ſich unter die beiden Linien der Descendenz vertheilt. Frau Poeſia empfing und gebar ihm nämlich Gretchen und Clärchen und Mignon mit dem Harfner als Zwillinge, Iphigenia, Mariane, den Werther, Taſſo, die Prinzeſſin, den Götz und andere Viele. Aber neben der Rachel ſah der Herr auch die triefäugige Lea an und machte ſie ſehr fruchtbar, und ſie gebar ihm die Lotte mit dem Albert, den Weislingen, die natürliche Tochter, den Bürgergeneral, den Cagliostro, Stella, Ferdinand, die Thereſe, Aurelia, den Abbé, Jarno, Lothario und viele Andere, deren Namen mir nicht mehr gegenwärtig ſind. Und es hatte die beſondere Bewandtniß um die beiden Branchen, daß die der ſchönen Rachel in den Niederlanden alle miteinander nicht recht gedeihen wollten. Der Vater pflegte es daher dem großen Pädagogen Rouſſeau nachzuthun, indem er wenige Tage nach ihrer Geburt ſie unter den Mantel nahm und bei nächtlicher Weile ſie in der Stille über das Waſſer trug: dieſſeits ging dann die Rede aus, ſie ſeyen wegen großer Schwächlichkeit mit Tode abgegangen. Söhne und Töchter der Lea aber gediehen auf's Allerbeſte in der dicklich ſubſtanziellen Atmoſphäre; ſie bekamen Kinder und Kindeskinder und waren überall gern geſehen, wo ſie ſich niederließen. Nur die ſchöne Seele in dieſer Linie war blutſtürzig und mußte herübergebracht werden, um in der beſſern Luft zu geneſen, was jedoch nicht anſchlagen wollte.

Nachdem der Nazaräer ſich alſo ſein Haus erbaut, wollte er ſich auch ein Reich begründen, damit er etwas zu regieren habe. Er ſah alſo umher und hielt bei allen Kreaturen hienieden Umfrage, ob ſie ihm dienen wollten. Zuerſt wendete er mit ſeiner Frage ſich an das Geſtein, das aber erwiderte mürriſch: „wir ſind zu verdrießlich, träg und ſchwer beweglich und können darum mit Dienſte dir nicht zu Willen ſeyn; geh' aber zu dem Lichte, das iſt quick und flink und eilig und deiner Natur näher zugewandt.“ Er ging alſo zum Lichte und fragte, ob es ihm in Liebe zugethan und in aller Treue ihm gewärtig zu ſeyn ſich entſchließen könne. Das Licht im Vorübereilen rief ihm nach: es ſey allzuſehr preſſirt, habe vor Eile nimmer Weile, ſey überdem auch ſchon verſagt; er ſolle ſich aber an die Blumen wenden, dort habe es in den Farben Wohnung gemacht und ſtehe zu Befehl. Er wendete ſich alſo zu den Blumen und wiederholte gar einſchmeichelnd ſeine Frage. Die Blumen aber ſagten: „wir ſehen dich wohl mit Augen und verſtehen deine Winke, aber wir hören dich nicht, und auch du kannſt dich nicht recht in unſere Rede finden; wir können dir daher nicht in rechter Treue dienſtbar ſeyn; geh' aber zu unſern Nachbarn in's Thierreich hin, die werden dir beſſer Red und Antwort geben.“ Alſo richtete er ſein Wort an das, was da kreucht und fleugt auf Erden, oder auch auf vier Füßen geht, und wie er wieder ſein Fragezeichen vorgekehrt, da erwiderte der Intermarillarknochen des Eſels in ihrer aller Namen: „nimm mich und was ſonſt als Kinnbacken mit mir zuſammenhängt und gehe mit mir unter die Philiſter und erobere dir dort ein Reich.“ Und er ließ ſich die Rede nicht zweimal ſagen, nahm den Knochen mit Zubehör, ging zu ihnen hinab und gab ihnen das bekannte Feſträthſel auf: „Speiſe ging aus vom Freſſer, und Süſſigkeit kam vom Starken.“ Er ſelber war des Räthſels Löſung; aber die Männer von Ascalon wußten nichts von ihm, ſie hatten überdem auch ihre Bibel rein vergeſſen. Da fuhr er unter ſie und ſchlug ihrer Tauſend und ſang dann: „mit dem Kinnbacken des Eſels, mit dem Intermarillarknochen der jungen Eſelin habe ich ſie gezüchtigt und tauſend der Ihrigen geſchlagen.“ Die Erhebung des Kinnbackens heißt fortan der Ort, und eine Quelle friſchen Waſſers bezeichnet die Stätte der Xenienſchlacht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Fortſetzung.)

Gehen wir im Zwiſchenakte nach dem zweiten Stück in die freie Luft, ſo finden wir denſelben Tumult wie einige Stunden zuvor. Längſt hat der Handel mit den Contremarken begonnen. Man ſtürmt auf jeden Heraustretenden los, der Eine drückt ihm das Geld in die Hand, der Andere reißt ihm das Billet aus den Fingern. „Vendez-vous votre contremarque?“ heißt es von allen Seiten; dazu geſellt ſich das Gekreiſch der Mädchen, welche ihre Orangen feilbieten: „Deux sous et trois sous les belles oranges.“ Cabriolets rollen ab und zu, die Kutſcher fluchen, die Municipaux thun vergeblich ihr Möglichſtes, um Ordnung zu erhalten. Wir finden nun den Saal etwas voller als vorher: Fich-tong-kang, was jezt an die Reihe kommt, iſt eine ſehr beliebte Poſſe. Viele Kritiker haben von der franzöſiſchen Poeſie gerügt, ſie ſey zu verſtändig: dieſen wünſchte ich, daß ſie Fich-tong-kang ſehen könnten, ſie würden einen großen Fortſchritt in der Pariſer Literatur bemerken.

Digitized by Google

Fich-tong-kang iſt ein tartariſcher Prinz, der ſtets Paris und Peking durcheinanderwirſt, ſo daß das tollſte Zeug zum Vorſchein kommt. Der Kaiſer von China, Ka-ka-o LXII., leidet an einer eigenen Idyoſynkraſie; ihm iſt immer, als ſitze ihm eine Fliege auf der Naſe: Fich-tong-kang beweiſet ihm, dieſe Fliege ſey ein Maikäfer, und ſchlägt den Maikäfer todt; dafür wird Fich-tong-kang begnadigt; er war vom Hofe verbannt, denn der Kaiſer konnte ſeinen Namen nicht leiden; er fand darin eine beleidigende Anzüglichkeit (Fiche ton camp heißt bekanntlich: packe dich weg!), und dieſe Anzüglichkeit hat man auf Louis Philippe deuten, und in der Fliege, die Se. M. auf der Naſe zu haben glaubt, die miniſterielle Kriſis ſehen wollen. Wir haben indeſſen nur E i n Epigramm finden können; Ka-ka-o ſagt zu ſeinem Hofſtaate: „Je reçois toujours avec plaisir,“ und weiterhin: „Je suis entouré de ma Chine (de Machines). Die kleinen Blätter haben fälſchlich ausgeſprengt, die Miniſter werden darin mit Namen genannt. Es geht übrigens ſo bunt durcheinander, daß man Mühe hat, dieſen tollen Witzkapriolen zu folgen. So wird unter Trompetenſchall bekannt gemacht, die in der Hauptſtadt anweſenden Fremden ſeyen gehalten, ſich das rechte Ohr abzuſchneiden und in den kaiſerlichen Pallaſt abzuliefern. Fich-tong-kang erkundigt ſich nach dem Grunde dieſer Verordnung. Der Kaiſer, heißt es, lerne ſingen; ſein Lehrer habe ihm geſagt, er habe n i c h t O h r g e n u g (qu'il n'avait pas assez d'oreille), daher Se. Majeſtät ſich damit verſehen wollen.

Mit Fich-tong-kang iſt das Theater für heute zu Ende; aber die Primadonna, die berühmte Dejazet, haben wir nicht zu ſehen bekommen. Wir kommen ein andermal wieder, wenn ſie in Sous clé oder in la fille de Dominique auftritt. Es iſt der Mühe werth, ſie genau zu ſtudiren: die Dejazet iſt, wo nicht die beſte, doch die originellſte Schauſpielerin in Paris. Ich wünſchte, den Leſer auch in die Benefizvorſtellung der Taglioni zu führen, wir würden aber keinen Platz finden. Dieſen Sommer ſchlenderte ich im Palais-royal herum; vor mir her ging ein Männchen von zierlicher Statur; er trug Kamaſchen, die das halbe Bein bedeckten und eine ganz feine Wade ſehen ließen; unter dem Hute quollen einige Haarſtreifen von einer blonden Perrücke hervor. Mein Geſellſchafter bat mich, etwas raſcher zu gehen und den alten Herrn genau anzuſehen; ich fand ein eingefallenes, geſchminktes Geſicht, das mit dem ſpitzigen Kinn zur Hälfte in einer hohen Halsbinde vergraben war; ſein Gang war noch äußerſt zierlich, die Füße auswärts, aber es ging langſam. — Das iſt V e ſ t r i s! Veſtris, der als Amor aus den Wolken geſtiegen, der auf den Flügeln des Zephirs über die Bühne geflogen! Dieſes zerfallene, eingeſchrumpfte Geſicht bedeckten einſt die ſchönſten Damen mit Küſſen und dieſe ſteifen Beine haben den Eigenthümer in den Tempel des Ruhmes gewirbelt! Veſtris iſt eine der intereſſanteſten Antiquitäten von Paris, und dieſe Antiquität wird mit der Taglioni ein Menuett tanzen.

Reiſeblätter von Karl Mayer.

Wanderreu'.

Iſt's nicht genug, daß ich von Haus
Tief einſam mich hieher verlor?
Du Baum auch trauerſt ſtill hinaus
In dieſes flache, weite Moor?

Verwünſcheſt du nicht ſelbſt den Wind,
Der hieher trug dein Samenkorn,
Und war mein Wanderauge blind,
Das mich hieher gelenkt im Zorn?

Wehlaut.

Der Hunger ruft aus blauer Höh'
Im Habichtſchrei hernieder;
In der Natur klingt auch das Weh
In Schönheitslauten wieder.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Februars.

(Fortſetzung.)

Induſtrielle Streifzüge.

Tivoli wird von ſeinem bankerotten Beſitzer zur Pacht ausgeboten. der ein Vermögen von einigen achtzigtauſend Thalern der Idee geopfert, für Berlin einen Vergnügungsort zu gründen, der alles bisherige Vergnügen in ſich verſchlingen ſollte. Die Mode konnte ihm helfen, aber nur bis zu einer gewiſſen Grenze, die Freiheit reſervirte ſich Jeder, ſich ſelbſt zu vergnügen, wo es ihm am beſten gefiel. Wenn die faulenden Bretter des Kartenpallaſtes zuſammenſtürzen, wird ſchwerlich ein anderer Unternehmer das Gebäude von Stein aufrichten; denn der Erfolg hat gelehrt, daß kein Bedürfniß dazu in Berlin iſt. Eben reißen die gierigen Hände unerbittlicher Gläubiger auch die Rutſchbahnen, Teiche, Schaukeln und das Sommertheater unſers Elyſiums ein, und zerſtückeln zur Subhaſtation die zuſammengekauften Grundſtücke. Weder die alten Bretter, noch der feſtgeſtampfte Boden werden ihnen Erſatz geben. Der unglückliche Unternehmer ſucht nun in der Stadt Zuflucht, indem er ſein Sommerelyſium in einen Winterpallaſt verwandelt; es iſt aber wieder nur eine Spekulation auf Glanz, der bald erblaſſen muß, weil keine Sonne dahinter iſt. Nur das Koloſſeum hält ſich, weil es auf ein Bedürfniß gegründet iſt. Die Bürgerklaſſen kommen, um ihr Vergnügen, die höhern, um die Neugier zu befriedigen.

Digitized by Google

Statt aber, daß der Ruin Andern zur Lehre diente, haſcht die Spekulation nur darnach, die freigegebenen Kunden für ſich zu gewinnen. Solid beſtandene Etabliſſements überbieten ſich ſelbſt durch Glanz, und man hat doch herausgerechnet, daß dieſer, traurigerweiſe, nur in zwei Branntweinladen der Königsſtraße zum Zweck führte. Die Phantaſie mag ſich keinen Feenpallaſt prächtiger denken, als die eine dieſer Schenken, ſtrahlend von flammenden Edelſteinen, von Rubin- und Smaragdlichtern, und mit einer ſich beſtändig drehenden Kryſtallſonne. Elegant gekleidete Damen ſchenken hier Branntwein vor einem zerlumpten Auditorium, unter das ein ordentlicher Handwerksburſch ſich nur ſelten verirrt. Nächſt der Feuerſonne macht übrigens das Glück der Entrepreneurs der Umſtand, daß kein Schemel und keine Bank in dem Laden geduldet wird. Eine gute Reſtauration kommt noch immer fort, es gibt dafür genug Fremde und wohlhabende Junggeſellen, die von Jagor hält ſich jedoch ihres ſoliden Etabliſſements wegen noch immer oben auf, ja ſie hebt ſich noch, ſeit die Wittwe dem Geſchäfte mit mehr Genauigkeit, als ihr verſtorbener Gatte vorſteht. Wie die Kuchenbäcker noch Nahrung finden, begreift man kaum. Die Laden ſchießen wie Pilze aus dem Boden, und die Waare iſt durch die Konkurrenz unverhältnißmäßig billig. Die Konditoren beſonders ſind es, die dem Glanz ſich rückſichtslos hingeben, und bei Weitem nicht die erwarteten Früchte ziehen. Nur die Joſty-Stehely'ſchen Etabliſſements, welche ſtatt ſchöner Ladenmädchen die Literatur zu Hülfe ziehen, und ſich nur dann ausdehnen, wenn das dringendſte Bedürfniß es fordert, proſperiren im eigentlichen Sinne. Wie die Armuth dagegen im Verhältniß zum Glanze zunimmt, laſſen uns die Aufforderungen des Bürgerrettungsinſtitutes und der Armendeputation ahnen, und Cirkulare des Magiſtrats bereiten auf eine neue Steuer vor, wenn die Wohlthätigkeit ſich nicht ſchnell und thätiger hervorthut, als bisher. Schon werden in unſerer Stadtverordnetenverſammlung Kämpfe gefochten, ſo ernſt und mit ſo ſchroff ſich gegenüberſtehenden Principien, als im engliſchen Parlamente. Die Noth wird, troz aller theoretiſchen Gründe dagegen, zu einer Armentaxe führen. Eine Motion des Profeſſors Klenze, der eine Armenſteuer auf den Grund der bisherigen freiwilligen Beiträge ex aequo et bono wollte, iſt vorläufig nur durch geringe Stimmenmehrheit beſeitigt.

Wenn überall Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, Dampfwagen entſtehen, ſo ſcheint es unbegreiflich, weßhalb darin gerade bei uns noch ſo wenig geſchieht. Chauſſeen ziehen ſich zwar jezt durch unſern Sand, aber noch in keinem Verhältniß zu unſerer ſonſtigen Regſamkeit und der Bedeutung, welche Berlin für Norddeutſchland hat. Die Induſtrie will hier noch nicht Hand anlegen, ſie blickt erwartend auf den Staat, der ſich ſeines Monopols noch nicht begeben hat. Endlich iſt denn nun die Rede von einer direkten Chauſſee nach Dresden. Die Seehandlung übernimmt den Bau, und unterhandelt um die wohlfeilſten Bedingungen mit den Bauerſchaften, indem ſie eine Doppellinie gezogen hat, und ſich für die erklären wird, wo ſie das Land am Billigſten erhält. Aber es wird noch Jahre dauern, und hat ſchon zwanzig Jahre ſeit dem Frieden gedauert, daß wir von Berlin nach Dresden auf einem Umwege von 28 Meilen fahren müſſen. Unſere königlichen Schnellpoſten ſind vortrefflich; aber in jedem andern Orte würde die Induſtrie hunderterlei Arten von Landkutſchen nach den benachbarten Städten hervorgerufen haben. Bis jezt gibt es deren nur in der Richtung nach Potsdam. Das Fuhrwerk in Berlin wird durch das leider noch dauernde Monopol der Droſchken an ſeiner Verbeſſerung gehindert. Allein die ſchon oft angeregten Omnibus, die Stage-Coaches nach entfernten Stadttheilen und Dörfern, die zu beſtimmten Stunden abgingen, würden gewiß ihre Rechnung finden, wenn induſtrieller Gemeinſinn da wäre und Entrepreneurs zu Aktienvereinen ſich zuſammenthäten; aber dieſer Sinn fehlt im Verkehr noch zu ſehr. Jeder möchte für ſich handeln. Auch die Aſſociés blühender Handlungen ſcheinen oft den Moment nicht abwarten zu können, um ihre Firma's zu trennen, damit Jeder für ſich eine neue bilde.

(Der Beſchluß folgt.)

London, März.

(Beſchluß.)

Ariſtokratiſche Literatur. Die italieniſche Oper.

Ich hoffe zur Ehre der deutſchen Ueberſezer, daß keiner ſich mit dieſen Produkten befaßt hat oder noch befaſſen wird; und daſſelbe hoffe ich in Betreff der gedachten neuen Novelle der Countess of Blessington. Der Titel iſt: die zwei Freunde, the two friends. Möglich auch, daß es im Deutſchen heißen muß: die zwei Freundinnen; denn es kommen im Buche eben ſo gut zwei Männer vor, die Freunde, als zwei Mädchen, die Freundinnen ſind; die Männer wie die Mädchen ſpielen die Hauptrollen, und aus den Freunden und Freundinnen werden zulezt zwei Ehepaare. Es iſt ein Hochverrath, der den Strang, eine Sünde, die das Fegefeuer verdient, daß der Herausgeber der Times die Verfaſſerin mit einem Smollet und Fielding auf gleiche Stufe geſtellt hat; denn langweiligeres und gehaltloſeres Zeug iſt wohl ſelten zur Schmach der Literatur und zum Jammer der verlockten Leſer unter dem Preßbengel hervorgekrochen. Aber was ſchadet es! Die vornehme Welt kauft das Buch, weil eine vornehme Dame es geſchrieben hat, und der Verleger gewinnt, obgleich, wie man ſagt, das Honorar gegen ſiebenhundert Pfund beträgt.

Nach vielmal verbreiteten und gleich oft widerrufenen Gerüchten, nach gleich oft freudig erregten und ſchmerzlich getäuſchten Erwartungen iſt endlich — es heißt, unwiderruflich — der vierzehnte des gegenwärtigen Monats zur erſten Vorſtellung im italieniſchen Opernhauſe, the king's theatre, beſtimmt. Roſſini's Tancred ſoll den Reihen beginnen, aus keinem andern Grund, als um die Primadonna, Signora Brambilla, eine Schülerin der Paſta, würdig einzuführen. Signora Brambilla iſt ſchön auf den Brettern, da wird manch engliſches Fiſchblut warm werden. Gleichzeitig ſollen Madame Cinti und Caradori Allan auftreten. Dieſe erwarten jedoch ihren Triumph von Meyerbeers Crociato in Egitto, eine Oper, die jezt täglich probirt wird und, nach den Proben zu urtheilen, einen genußreichen Abend verſpricht. Als weitere Engagements, welche Laporte abgeſchloſſen zu haben verſichert, nennt man die Namen Paſta, Griſi, Rubini, Lablache, Ivanhoff, Tamburini, Gimbilet und Coulon als Balletmeiſter. Bald nach Oſtern ſoll die ganze Geſellſchaft vereinigt ſeyn und dann Donizetti's neue Oper in Scene geſezt werden. Geht Alles, wie es gegenwärtig auf dem Papiere ſteht, ſo kann die faſhionable Welt und Jeder, der einen Frack und eine halbe Guinee in der Taſche hat, ſich auf köſtlichen Ohrenſchmaus freuen, und nicht bloß Ohren-, auch Augenſchmaus, auf der Bühne, wie in den Logen. Ich empfehle daher denjenigen meiner Landsleute, die zum Zwecke ſolchen Genuſſes einen Abſtecher hieher beabſichtigen, die italieniſche Oper vorzugsweiſe an dem Tage zu beſuchen, wo die Königin ein drawing-room hält. Doch ſtehe ich nicht für die Folgen. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. April 1835.

— C'est la mort qu'ici vous respirez:
Quand Rome s'endormit de débauche abattue,
Elle laissa dans l'air ce poison.

Delavigne.

Prolog
zum Trauerſpiel Nero.

Von Karl Gutzkow.

Locuſta.

Ihr Menſchen dort, rings auf den Marmorſitzen,
Bergt euer Angeſicht, und preßt zurück
Den Athemzug in unbelauſchte Ritzen,
Den Mantel ziehet über das Genick,
Des Auges Pfeile laſſet matter blitzen,
Und öffnet, da in dieſem Augenblick
Die Hölle qualmt, zu meinem Schreckensworte
Bedächtig bald nur eures Ohres Pforte!

Locuſta bin ich, die Giftmiſcherin,
Die alte Ahnfrau römiſcher Cäſare.
Dem Tod zum vorgezeitigten Gewinn
Vermittle ich die Wiege und die Bahre;
Verweſung wehet über Alles hin,
Wohin ich nur mit meinem Athem fahre:
Und nah' ich mich, gleich iſt am Himmelsthor
Der Stern umreift mit einem Nebelflor.

Des Tags wohn' ich im afrikan'ſchen Sande,
Bis man des Nachts nach Rom mich rufen läßt.
Noch ſchwillt im gelben flatternden Gewande
Der blaſſe Hauch der afrikan'ſchen Peſt.
So eben brachte mich von Libyens Strande
Zum heute angeſagten Todtenfeſt
Ein gift'ges Schlangenpaar, das nun, ich glaube,
Dort raſchelt in des Parkes ſchatt'gem Laube.

Herauf, herauf, ihr ſchwerverſöhnten Schatten!
Ihr Töchtre, die ich liebte, Julia,
Untreue Gattinnen untreuer Gatten,
Du Meſſalina, und du, Livia!
Hebt euern Fuß, den ſchlotterndmatten,
Es iſt dir greiſe Ahnenmutter da!
Herauf! verlaßt des Orkus finſtre Säle,
Daß ich durch euch mich für den Jüngſten ſtähle!

Zerſprungen iſt der Hölle Schloß und Riegel,
Es nahet ſich die dichte Larvenſchaar,
Es ſpritzen aus dem infernal'ſchen Tiegel
Blutrothe Funken, wie Kometenhaar;
Ich ſeh' euch, aber löst des Mundes Siegel
Und ſtreckt mir drohend nicht die Hände dar!
Wollt' Einer unter euch viel Jahre zählen,
Könnt' ich doch nichts, als ſie dem Andern ſtehlen. —

Digitized by Google

O zürne, bleich Geſpenſt, Germanikus,
Nicht allzuſehr dem Mund, dem willenloſen,
Der früh auf dich gedrückt den Todeskuß!
Und du, dem ich zum Knabenſpiel ſtatt Roſen
Nicht minder früh, mein Kind Britannikus,
Gegeben einen Kranz von Todesmooſen,
Der du entmannt ſchon ſtarbſt, und noch nicht Mann,
Nimm ohne Graun den Gruß der Mutter an!

An meines Jüngſten Schwelle ſteh' ich jezt,
An Nero's Schwelle, der den Göttern treulich
Sich angetraut hat, ob er gleich verlezt
Der ewigen Natur Geſetze neulich:
Denn hat nicht Agrippina ſo benezt
Mit Blut die Erde und geraet ſo gräulich,
Daß ſelbſt Erinnos jene Fackel ſenkt,
Mit der ſie einſt Oreſten hat bedrängt?

Die Fahne weht, die ſchwarze Todesfahne,
Vom Winde flatternd nun einmal gefaßt;
Wer iſt noch Heid? O ſey nur Partiſane
Von dem, was einmal ſtürzt mit Haſt.
Die alte Schuld ſucht, wo ſie Weg ſich bahne:
Einmal begonnen, los und ohne Raſt
Rollt ſich die Kette um; — der Sieg iſt deſſen,
Der Unerhörtem Größres zugemeſſen.

Du aber, wirrer Kranz, den das Entſetzen,
Um anzuſchauen, hier zuſammenflicht,
Woll'n etwa deine Blicke ſich ergötzen
An bunten Scenen, welche im Gedicht
Dir Blumen vor die trunknen Augen ſetzen,
So halte dich zurück und traue nicht:
Denn leicht wohl möchte ſich der Schlange Ziſchen
In Philomelens ſüße Strophen miſchen!

O fluchbeladne Zeit! wo wie ein Dieb
Ganz leiſe hämmernd zu geſunden Theilen,
Durch alle Muskeln, durch der Adern Sieb,
Wo irgend unverſehrte Keime weilen,
Unheilbar ſchleicht des Gifts Anſteckungstrieb!
Wer hier noch leben will, muß ſich beeilen,
Denn rings ſind falſche Netze ausgeſtellt;
Die große That kommt mit dem Sarg zur Welt.

So rolle denn der Vorhang auf und zeige
Euch eine Welt, die Manchem wohl verhüllt,
Ob eine Haut auch auf die Andre zeige,
Wie einſtmals an des Telamoniers Schild.
Des Alterthumes abgeſtandne Neige,
Die große Roma iſt's, womit erfüllt
Ein Becher ſich euch beut, dem Phantaſien
Und mancherlei Erfindung Würze liehen.

Erwache Mondenſchein, des Tages Lüge!
Ihr ſchlummernden Geheimniſſe erwacht!
Es nahen ſich die langen Geiſterzüge,
Die, ob ſie gleich aus Fleiſch und Blut gemacht,
Doch ſchon am Leben nicht mehr haben Gnüge,
Und halb ſchon ragen in des Orkus Nacht:
Was Wirklichkeit, was Traum hier im Gedichte,
Naht ſich zu einem Traum der Weltgeſchichte.

Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde.

(Fortſetzung.)

Daß er ſo gar ſehr grob geweſen, hatte nun die Aufmerkſamkeit des Völkchens auf ihn hingelenkt; beide betrachteten ſich gegenſeitig: Völkchen, wie gefalle ich dir? Völkchen, wie gefällſt du mir? Das Gefallen war gegenſeitig nicht übergroß. Zwar war unverkennbar, ſeit er unter den Töchtern des Landes gefreit, hatte er ſehr an Popularität in der flachen Landſchaft zugenommen. Die Umwohner hatten den geſegneten Zuwachs ſeines Hauſes gar wohl gewahrt; die Kränklichkeit der Rahelskinder und ihr Verſchwinden war ihnen gar nicht leid geweſen, dafür hatte ſie das Gedeihen der Leasſöhne und Töchter hoch erfreut. Das große Schnepfenthal, das die Illuminaten des Lehrbriefes gegründet, hatte ihren vollkommenen Beifall, das Treiben der Kunſtfreunde ſchien ihnen höchſt erſprießlich, die aufgeblaſenen Komödianten, die als Prediger ausgingen in alle Welt, erfreuten ſich ihrer höchſten Gunſt. Aber das alles wollte doch nicht ganz erklecken, um ihren heimlichen Verdacht völlig zu beſchwichtigen. Er hatte ſich öffentlich verlauten laſſen, daß er den Tabak nicht leiden könne, und dabei war ihnen Lichtenbergs Ausſpruch: daß nie ein Genie geraucht, heiß auf die Seele gefallen. Die Judenſchaft hatte ſich höchlich dadurch verlezt gefunden, daß er dem Tabak auch den Knoblauch beigefügt. Die Judenſchaft war aber keineswegs zu vernachläſſigen; denn ſie galt damals viel auf den Miniſterien und bei allen höhern Dicaſterialen, der eingeriſſenen ſchlechten Finanzen wegen; auch hatte ſie angefangen, in die Milch und Honig träufenden Landſchaften einzuwandern. Die Schweſter des Knoblauchs, die Schalotte, die bekanntlich von Aſcalon im Philiſterlande ihren Namen hergenommen, bildete den Leitton von den Knoblauchsfreunden zu den Tabaksfreunden, und beide verbündeten ſich in gleicher Entrüſtung. Aber der Zorn beider beſänftigte ſich durch den dritten Abſcheu, den er kund gegeben, den vor dem Kreuze, dem fatalen Marterholze nämlich, denn Nacken und Knie waren ihm über dem vielen Tragen ſteif geworden, ſo daß Neigen und Bücken ihm beſchwerlich fiel, und die Stellung des Titanen, der aufgeworfenen Hauptes den Blitz empfängt, ihm natürlicher

bedünkte. Er hatte ſich daher auf dem alten Götterolympus eingepfarrt, ſich ein eigenes Naturevangelium zuſammengedacht, einen Weltgeiſt als Vorſtand über ſeine Entelechie und die der Andern geſezt, und wenn er nun, ſeinen Idealen nachgehend, am Wege einem Kreuz begegnete, dann beugte er aus mit Scheu, und die Verdrießlichkeit hatte er ſich denn einmal verlauten laſſen. Es traf ſich aber, daß auch gleichzeitig die in den Niederlanden unter ſich in gleich erhabener Vornehmheit eins geworden, das Chriſtenthum abzuſchaffen. Der Geringſte unter ihnen war ſich bewußt, daß er zeugend gezeugt ſelbſteigener Sohn des einwohnenden Vaters ſey; am Geiſte war auch kein Mangel, alſo war alle andere Trinität überflüſſig, und ſie hatten dafür eine Art von Allah eingeführt, weil die Huris ihnen nicht übel gefielen, und die Schickſalstragödien ſie ohnehin ſchon an den Fatalismus gewöhnt. Als ſie darum die Verwünſchung des Kreuzes vernahmen, waren ſie recht im innerſten Herzen erfreut; auch der Judenſchaft war es eine gute Erquickung, als die Gänſe ſo recht ſpöttiſch zum verhaßten Zeichen aufgeſehen; aller Harm und Kummer war nun vergeſſen, alle Schmerzen vom Kinnbacken her wurden verbiſſen, die verdächtigen Zeichen wurden gütig überſehen und die Herzen begannen dem fremden Manne ſich zuzuneigen.

Es war aber damals gerade kaiſerloſe Zeit im Lande. Die Einwohner hatten ihren Kaiſer ſo knapp und ſchmal gehalten, daß der zulezt unwirſch worden und ihnen geſagt, ſie möchten ſich nach Gefallen einen andern Kaiſer ſuchen, er ſeinerſeits habe nicht länger Luſt, als ihr Schirmvogt und Mehrer ihnen vorzuſtehen. Sie hatten Anfangs dieſe Sache ſich ſehr zu Herzen genommen, als aber bald ein anderer Liebhaber zu dem Amte ſich gemeldet, war ihnen die Sorge wieder aus dem Sinn gekommen, und ſie wurden mit aufrichtigem Enthuſiasmus dem neuen Schirmherrn zugethan. Der war aber vom froſchfreſſenden Storchgeſchlecht, und hauste und ſchnabulirte wie der Oger ſo unmenſchlich unter ſeinen pflegbefohlenen Schützlingen, daß ſie ganz beſtürzt ſeiner bald müde wurden und ſich nach einem andern Gebieter umthaten. Da fiel ihnen der Inhaber des Intermaxillarknochen in die Augen; er war ein gar ſtattlicher Mann, und wenn ſie ſich an ſeine Seite ſtellten, überragte er gleich dem Sohne des Cis, der auch die Eſelinnen des Vaters zu ſuchen ausgegangen und eine Krone gefunden, alle Männer im Philiſterlande und in Iſrael um eine volle Kopfeslänge. Für ihr Leben gern hätten ſie zwar den ſchwarzen Pudel in ſeiner Nähe geſehen, und etwas von einem Pferdefuß wäre ſehr nach ihrem Geſchmack geweſen; denn der Brenz, zu dem ſie jezt in Frankreich ſich das ausſchließliche Patent erſtanden, war damals in der Kontinentalſperre das beliebte Getränke; aber da er einmal damit nicht dienen konnte, redeten ſie ſich auch dieſe Grille wieder aus. Sie wußten ſchon, daß er kein Händelmacher ſey, für die Thronfolge hatte er auch reichlich vorgeſorgt, und ſo wurden ſie denn endlich Raths, ſich zum Ehrenkaiſer ihn zu wählen. Sie bauten ihm alſo einen Thron, kleideten ihn in den Mantel, der gleich dem im Mährchen der Eſelshaut immer in der Farbe der Zeit ſchillerte, goſſen das Oelkrüglein über ſeinem Haupte aus, und Crethi und Plethi kam, um ihm zu huldigen. Und der König der Ehren ſaß auf ſeinem Stuhle, und wußte allerdings den Scepter wohl zu führen. Zwar ſchien er aus ſeinen neuen Unterthanen ſich nicht allzuviel zu machen, und dieſe wollten auch kein rechtes Herz zu ihm faſſen; denn er war nicht leutſelig, und ſie meinten darum, er ſey hochmüthig und überhebe ſich der neuen Würde. Zwar ließen ſie ſich nicht viel von ihm befehlen oder auch nur einreden, und verwieſen ihn gleich, wenn er dazu Miene machte, nach alter Gewohnheit auf ihre Wahlkapitulationen und die goldene Bulle. Mit Römermonaten und Kammerzielen wurde er auch keineswegs überlaufen; ſie hatten, jeder zwiſchen ſeinen vier Pfählen, die Territorialhoheit ſich angeeignet, ſohin auch die Reichsabgaben ſich zugetheilt, und verſpeisten ſie nun auf Gelagen, die ſie alljährlich ihm zu Ehren abgehalten. Sie umſchlichen ihn und ſuchten ihm zum Zeitvertreib ſeine Schwächen abzuſehen, und hatten ſie einen Fund gemacht, dann höhnten ſie ihn und rieſen Kahlkopf! Kahlkopf! dann zürnte er wohl einmal auf und puffte mit der Kinnbacke unter ſie, und ſie wurden wieder ehrerbietig. Sah er dann wieder freundlich, dann kamen ſie auf's Neue herzu und waren's nicht geweſen. Solcher Art war das Regiment, das ſie mitſammen führten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Geſtörter Karneval. Theater.

Die unglückliche Nachricht von dem nahen Tode des Kaiſers Franz brachte hier vielen Faſtnachtsſcherzen den wirklichen Tod. Feſte, deren ungemeiner Glanz ſehr lange Vorbereitungen erheiſcht haben, gingen plözlich an ihr in der Geburt zu Grunde. Um ſo willkommener war die ſpätere Kunde von der Beſſerung des Geſundheitszuſtandes des öſterreichiſchen Monarchen. Kaum aber hatte man die frohe Hoffnung gefaßt, unter dieſen Umſtänden ſich am 5ten dieſes Monats, dem Namensfeſte des Prinzen Friedrich Auguſt, recht mit freier Seele der Freude überlaſſen zu können, als die gewiſſe Todespoſt die in den Ballſälen neuaufflammenden Kerzen plözlich auslöſchte, um ſpäterhin das dem Verewigten in der katholiſchen Hofkirche aufgebaute Trauergerüſt damit auszuſtatten. — In dieſem Momente iſt das Theater von ganz beſonderer Kraft. Alle tragiſchen, komiſchen und muſikaliſchen Reize werden aufgeboten, der Tadelſucht des Publikums den Mund zu ſtopfen. Und wenn das häufig mit Schauenden und Hörenden übervoll geſtopfte Haus als ein Zeichen des Gelingens dieſes glücklichen Manövers zu

betrachten iſt, ſo hat die Bühnenintendanz wirklich damit reüſſirt. Beſonders iſt Bellini's ſo wohlthuende „Norma,“ durch Geſang und Spiel der unerreichten Schröder-Devrient noch mehr gehoben, ſchon eine Zeitlang eine unwiderſtehliche Lockung. Dazwiſchen kam die „Somnambula,“ welche durch dieſe Künſtlerin ebenfalls ihres Sieges gewiß iſt. Außerdem ging auch in den lezten Tagen dem Schauſpiel ein neuer, wahrhafter Stern auf. Seit langer Zeit hat keine hier Gaſtrollen gebende Schauſpielerin ſich einer ſo ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen gehabt, als Fräulein Bauer von der Petersburger Bühne. Schon ſeit mehreren Tagen thut der Dresdener Anzeiger verliebte Nothſeufzer: die hieſige Bühnendirektion ſolle doch um Gotteswillen die ſeltene Künſtlerin uns zu gewinnen trachten. Ohne Zweifel iſt das der unnöthige Ausdruck eines allgemeinen Wunſches, der ſicher ohnehin von dem Theatervorſtande Berückſichtigung erhalten wird, wenn kein Hinderniß von Seiten der hochgefeierten Dame entgegenſteht. Diesmal aber kann er wenigſtens mit Recht als die von ſelbſt aus der Bruſt gequollene Stimme Eines für Viele ſich ausgeben, was bekanntlich nicht immer der Fall mit den Wünſchen zu ſeyn pflegt, die ſich mit dieſer Ueberſchrift in den Tageblättern dem Publikum zur Schau darlegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin, Ende Februars.

(Beſchluß.)

Induſtrielle Streifzüge.

Ein großer Ochs ließ ſich jüngſt ſehen, und darauf todt ſchlagen und dann verzehren. Es haben ſehr viele Berliner von ihm profitirt, die Zeitungen durch die Inſertionen, der Schlächter und Eigenthümer durch das gelöste Geld, die Gourmands durch die Leckerbiſſen, und der Redakteur der Zeitſchrift Berlin, Herr Rellſtab, durch das Teſtament des getödteten Opfers, welches er zum Beſten gab. Weil er darin den großen Ochſen mit der Ueberzeugung ſterben läßt, daß auch ohne ihn viel große Ochſen in Berlin leben bleiben, ſoll das Journal an hundert Abonnenten gewonnen haben. Eine Zeitſchrift, welche mit der Zeit gehen will, muß, wie man ſieht, auch das zünftige Intereſſe wahrnehmen; denn während der gelehrte Stand mehr und mehr aus der Leſerklaſſe ausſcheidet, für die ehedem Journale geſchrieben wurden, rückt der gewerbtreibende Bürgerſtand ein, und ich weiß nicht, ob dies Publikum ſchlimmer iſt, als die blaſirten Gemüther, welche in Kaffeehäuſern und Konditoreien zur Zeit noch den Stamm der Journalleſer ausmachen. Jener Ochs ſtarb indeß nicht ohne Proteſtationen, die zwar nicht er, und am wenigſten mit ſeinen Hörnern, dafür aber die Kollegen ſeines Herrn einlegten. Der induſtrielle Gemeinſinn that ſich nämlich hervor, indem mehrere Schlächtermeiſter in den Zeitungen dem großen Ochſen die abſolute Qualität, größern Wohlſchmack zu gewähren, weil er groß ſey, abſprachen; denn groß ſey noch nicht gut, und wenn es ſchwer ſey, große Männer, ſo ſey es deſto leichter, große Ochſen zu erzielen, und nicht die Quantität, ſondern die Qualität, welche allein das Produkt einer guten Maſtung ſey, mache den wahren guten und großen Ochſen.

Wenn ich ſagte, daß es bei uns zur Zeit noch an der Tugend des induſtriellen Zuſammenthuns fehle, ſo muß ich die Brückenaktienvereine davon ausnehmen. Die Spree wenigſtens iſt durch Aktien jezt nach Bedürfniß verbunden. Auch kommt eben ein großer Aktienverein zur Konſtituirung einer preußiſchen Lebensaſſekuranz zu Stande. Die Unternehmung ſcheint ſicher und zeitgemäß, indem die allgemeine Wittwenkaſſe jezt, dem Privatmann verſchloſſen, nur die Anmeldung wirklicher Beamten annimmt, und auch dieſen Bedingungen ſtellt, die in einem reinen Societätsvertrage wegfallen, ſo daß der Einkaufende eine beſtimmte Anzahl Jahre gelebt und beigetragen haben muß. Stirbt er früher, ſo erhält die Wittwe nichts, und alles Eingelegte iſt doch verloren. Auf ſichere Grundſäze baſirt, und bei einer möglichſt geringe Koſten machenden Verwaltung kann jene Aſſekuranz den Aſſekurirten eine vollſtändige Sicherheit gewähren. Schon ſollen hier in Berlin allein ſich mehr Aktionäre unterzeichnet haben, als man für den ganzen Staat berechnet hatte, und unſere erſten Kaufleute treten als Direktoren auf. Das unterzeichnete Grundkapital beträgt eine Million preuß. Thaler.

Auch die Schauſpieler thun ſich zu einer gegenſeitigen Verſicherung zuſammen, das heißt, beſſer ſpielen zu wollen, als bisher. Es hat ſich nämlich unter den Hofſchauſpielern ein dramatiſcher Verein gebildet, mit der Abſicht, die geſunkene Kunſt wieder durch gemeinſame Anſtrengungen zu heben. Die erſte Bedingung iſt: zur Einſicht zu kommen, daß es jezt ſchlecht iſt. Ob alle Theilnehmer ſich unumwunden dazu bekannt, ſteht ſehr dahin. Man muß aber auch nicht zu ſtreng ſeyn und die Eitelkeit nicht zu ſcharf angreifen. In dieſer Beziehung will man für's Erſte Alles vermeiden, was zu perſönlichen Reibungen Anlaß geben könnte, und es iſt deßhalb über auf dem wirklichen Theater vorgekommene Darſtellungen kritiſirend zu reden nur dann erlaubt, wenn ein Mitglied ſeine eigene Darſtellung kritiſirt wünſcht. Zur Prüfung und zum Beſprechen werden dramatiſche Poeſien gewählt, die in der Regel nicht zur Aufführung kommen, oder der gewöhnlichen Anſicht nach ganz untheatraliſch ſind. Vorläufig iſt man darauf aus, eingeſchlichene Mißbräuche in der Technik zu beſeitigen; wollte man aber warten, bis man damit zu Stande kam, ſo könnten noch Jahre hingehen, ehe man zu Weſentlicherm kommt. Indeſſen ſollen doch ſchon nebenher Verhandlungen gehen über konventionelle oder natürliche Auffaſſung der Charaktere, Vereinigungen über eine gemeinſame Ausſprache fremder Worte und heimiſcher Laute, und die poetiſch äſthetiſche Kritik der Stücke und Darſtellungen ſoll ihr Recht behalten. Was der Verein erzielen wird, läßt ſich ſchwer vorausſagen, da die Umſtände bedeutend mitſpielen. Jedoch iſt es jedenfalls eine gute Regung und ein Fortſchritt. Die Regiſſeure können dem Unternehmen nicht ganz gleichgültig zuſehen, da der Verein unter ſich etwas übernimmt, was anderwärts, wo keine Hofbühnen ſind, ihre Pflicht iſt: Hinderniſſe zu überwinden und ein Enſemble hervorzubringen. Bei uns ſind die Regiſſeure angeſtellte Staatsdiener, die keinen Beruf fühlen, Märtyrer zu werden, indem ſie mehr thun, als ihr Kontrakt ihnen buchſtäblich auferlegt.

Räthſel.

Ein Räthſel iſt's, die Löſung ungewiß,
Mit einer Hülle, die verhüllt es dicht,
Doch öffnet ſie ſich gern dem Frühlingslicht,
Das freundlich dringt durch einer Wolke Riß.
Von warmem Regen wird ſie auch erweicht,
Daß oft ihr ganz Geheimniß plözlich weicht.

Und wenn ein böſer Wurm nicht innen ſteckt,
So bringt die Löſung Blüthen an den Tag
Und Früchte, wie Natur ſie nur vermag,
Wenn ihre Kraft die hohe Sonne weckt.
Was mag denn eine Blüthenknoſpe ſeyn?
O ja! doch iſt ihr Baum der Menſch allein.

J. C. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. April 1835.

Ambubajarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones.

Horat:

Zeitbilder aus Paris.

Die Pariſer Boulevards.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß ein origineller, beſtimmt ausgeprägter Volkscharakter, wie aus allen größern Städten, ſo auch aus der franzöſiſchen Hauptſtadt ſich nach und nach verliert und die Scenen und Geſchichten aus dem Leben des niedern Volks an verſchiedenen Orten mehr oder minder unter denſelben Bildern wieder zum Vorſchein kommen. Aber wir haben denn doch in Paris noch oft Gelegenheit, Dinge zu bemerken, welche dem Pariſer ſo eigenthümlich, dem Fremden ſo auffallend ſind, als man ſich's ſonſt irgendwo nur vorſtellen kann. Außer dem allgemeinen, unvergänglichen Intereſſe, das ſich an Paris knüpft, findet der Beobachter fremder Länder und Städte hier noch ſo manche charakteriſtiſche Züge im Volksleben, welche ihn, wenn auch nicht in eine ganz neue, unbekannte Welt, doch in ein wunderbares, eigenes Reich der Sitten führen. Eine reichhaltige Ausbeute gewähren namentlich die Pariſer Boulevards dem Sittenmaler. Hier ſind die Hauptſpaziergänge, hier herrſcht das regſte Leben, hier ſind die meiſten Theater und andere Sehenswürdigkeiten in Maſſe, hier trifft man die koſtbarſten Laden, die reichſten Bazars, die ſchönſten und theuerſten Café's. In den angrenzenden Stadttheilen wohnen die meiſten Fremden, welche Rang und Reichthum beſitzen oder nur auf einige Monate nach Paris kommen; auf den Trottoirs der Boulevards ſchlendern die meiſten jener glücklichen Müſſiggänger, welche Alles ſehen und doch nichts ſehen, deren Geiſt und Herz leer, aber deren Börſe ſtets voll iſt. Darum haben auch hier viele jener tauſend und aber tauſend Betriebſamen der verſchiedenſten Gattung und Lebensart ihre Hauptniederlage aufgeſchlagen, und gleichwie der Tuileriengarten der Spielplatz für die Kinder und der Lieblingsſpaziergang der eleganten Welt iſt, ſo ſind die Boulevards der Marktplatz für die kleinen Induſtriellen, welche unter mannichfaltiger Geſtalt allda ihr Talent und Gewerbe üben und ihre Angeln nach fetten Fiſchen auswerfen. Die modernſten darunter ſind die ſogenannten Allumeurs, in wörtlicher Ueberſetzung „Anbrenner," jene ambulanten Waarenverkäufer nämlich, welche goldene Uhrketten, Ringe, Hemdknöpfe und dergleichen mehr, Alles von echtem, gediegenem Gold, um einen Spottpreis feilbieten. Nie ſieht man ſie allein, ohne Kunden, ſondern ein ganz fein gekleideter Herr oder eine Dame ſtehen immer dabei und ſind im lebhaften Handel begriffen. Wird ein Kaufluſtiger dadurch herbeigelockt, ſo iſt der Handel alsbald abgeſchloſſen; der Preis der Waare wird vor den Augen des Hinzutretenden ausbezahlt und der Käufer freut ſich über den erſtaunlich

Digitized by Google

billigen Einkauf. Kommt man aber nach einer Stunde wieder, ſo ſieht man immer noch denſelben Käufer und Verkäufer, welche daſſelbe Manöver unabläſſig wiederholen, und am Ende geht doch Einer in ihre Netze, der noch die Erfahrung machen muß, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt. Obwohl dieſe Art der Induſtrie innig verwandt, ja in den Augen eines ehrlichen Mannes ein und daſſelbe mit Spitzbüberei iſt, ſo erlaubt doch das Geſetz den öffentlichen Betrieb dieſes Gewerbes, und die ausübenden Mitglieder deſſelben werden nur dann der Kategorie ihrer Zwillingsbrüder beigeſellt, wenn ſie ſich nebenher bei ihren Anbrennereien einfallen laſſen, dem Käufer ſein Taſchentuch oder ſeine Uhrkette auf unbeſtimmte Zeit heimlich abzuleihen. So oft ein glücklicher Fang gemacht iſt, verſchwinden dieſe Allümeurs von dem Orte, wo ſie ſo lange geſtanden, und kommen dann wieder in einem andern Stadttheile zum Voeſchein.

Geht man auf den Boulevards ſpazieren, ſo hat man keinen Augenblick Ruhe; auf jedem haben ſich mehrere Bettler Plätze gemiethet und ſprechen die Vorübergehenden an; hat man ſeinen Stock vergeſſen, wird Einem alle zwanzig Schritte einer angeboten; hat man beſtaubte oder ſchmutzige Stiefeln, ſchreien Einem ein Dutzend Stiefelputzer nach: Monsieur, faites cirer vos bottes! Alle Augenblicke kommt ein Verkäufer von Früchten, von Kuchen, von Plaiſirs und anderm kleinen Backwerk, und die Kleinhändler mit Pantoffeln, mit Schlafmützen und weiß der Himmel mit was, ſchreien alle um die Wette durcheinander und führen mit den unaufhörlich vorüberrollenden Kabriolets, Omnibus und Tilburis ein tauſendſtimmiges, betäubendes Konzert auf. Am intereſſanteſten iſt eine Wanderung über die Boulevards an Sonntagen bei ſchönem Wetter. Dann wälzt und drängt ſich Alles auf den Nebenwegen für die Fußgänger; die benachbarten Stadttheile machen dann hieher eine Volksanleihe, und die ganze Bourgeoiſie der Stadtviertel St. Denys und St. Martin geht hier in ihrem Sonntagsputz ſpazieren. Die großen, breiten Wege ſind an ſolchen Tagen lebhafter und bunter als gewöhnlich und tragen das ſonntägliche Gepräge der Luſt und Behaglichkeit. Das läßt ſich auch leicht begreifen: die Pariſer Handwerker und Arbeiter haben nicht alle Tage in der Woche ihr Vergnügen; ſie müſſen zu Hauſe eine Familie ernähren, ein Budget unterhalten, welches vom Hunger diktirt wird. Daeum arbeiten ſie die ganze Woche hindurch, und wenn ſie dann am ſiebten Tage einige Stunden ſich gemächlich ergehen und einige Feanken verzehren, welche ſie entweder vor die Barriere oder in's Theater tragen, ſo iſt dies ſehr natürlich. Auf dem Boulevard zwiſchen der Poete St. Denys und St. Martin, ſowie auf dem Boulevard du Temple iſt dann in der Regel das dichteſte Gewimmel; auf dem leztern haben die Poſſenreißer und Spaßmacher ihre Buden aufgeſchlagen und ſorgen nach Kräften für die Beluſtigung des niedern Volks. Dieſe Künſtler machen hier einen wahrhaft hölliſchen Lärm. Die Schläge von wenigſtens einem halben Dutzend türkiſcher Trommeln vermählen ſich mit dem durchdringenden Geſchmetter der Trompeten und Hörner; die Trommelwirbel, die ſchrillenden Töne der Klarinette, das Geſchrei der Pickelhäringe und Papagaien, der heiſere Ruf der Marktſchreier, welche mit ihren Späßen das Gelächter der entzückten Maſſe erregen — das Alles klingt in einer betäubenden, polternden Disharmonie zuſammen und bildet ein Gewirr und Getümmel am heiligen Sonntag, welches den vernünftigſten Engländer zur Verzweiflung bringen würde. Man bedenke aber, hier iſt der Konzertſaal des Volks, hier iſt ſein Mozart, ſein Beethoven, ſein Boieldieu, ſein Auber; das, was uns die Seele erhebt und begeiſtert, die überirdiſche Sprache der Töne, welche die Lieblinge der Götter den Himmliſchen abgelauſcht, würde unverſtändlich an den großen Ohren der wogenden Volksmaſſe vorüberſchwirren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortſetzung.)

Nun höre man Wunder, was an einem ſchönen Nachmittage im Verlaufe deſſelben vorgefallen. Des Kaiſers Majeſtät ſaßen unter der Krone auf ihrem Stuhle, um von den Regierungsgeſchäften auszuruhen; und wie ſie nun ſo bald müßig aus den Fenſtern ihrer Reſidenz herausgeſehen, da kam aus dem Urwalde eine gar wunderſame Jungfrau herangeſchritten. Eine Decke von Gefieder ausländiſcher Vögel, in allen Farben brennend, war um ihre Lenden hergeſchlagen; ihr Haupt wurde von einer Krone, aus gleicher Farbenpracht gewirkt, umfangen, Karmoiſinſchlangen waren in die ſchwarzen Haarflechten eingeflochten; mit aller Friſche der Jugendſchöne und allem Reize der Unſchuld und höherer Geiſtigkeit, aber ſonſt mit wenig Anderem angethan, war ſie nur, gleich den armen Seelen im Fegfeuer, in ihre Flammen eingehüllt. Sie nahte wie beſtigkeit der Burg, und wurde auf ihr Begehr zum hohen Inhaber derſelben eingeführt. Des Kaiſers Hoheit waren gnädiger Laune an dieſem Tage, was die Ehre des unverhofften Beſuchs ihr verſchafft, war die herablaſſende Anrede, mit der die Eintretende empfangen wurde; die aber ſtand, die Hände gegen ihn ausgeſtreckt, und wie die Sinne ſie verlaſſen wollten, hatte er ſie aufgefaßt und ſie ſich gegenüber auf den Sopha geſezt. — „Sie haben wohl in der Zeitung geleſen, daß wir einen großen

Digitized by Google

Verluſt vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie?“ war die beruhigende Anrede, mit der er die Schweigende aufzurichten ſich bemühte. „Ich leſe keine Zeitung,“ iſt die Erwiderung, „nichts intereſſirt mich hier, denn nur Sie allein, und da bin ich viel zu ungeduldig, um in der Zeitung zu blättern.“ — „Sie ſind ein freundliches Kind.“ Lange Pauſe. Das Waldmädchen ſieht ſich geängſtet, ſie kann nicht ſo wohl erzogen auf weichen Pfühlen ſitzen und ein geneigt Gehör erbitten, raſch ſpringt ſie daher auf, fällt dem Landesvater ohne Umſtände um den Hals und entſchläft, ermüdet von der Aufregung und den Nachtwachen der Reiſe, an ſeiner Bruſt. Man denke ſich die Verlegenheit; ſechzig Jahre waren am väterlichen Haupte vorübergegangen, aber ſie hatten noch nicht Mittenwinter darauf zurückgelaſſen; die Etikette war zwar grob verlezt, ſollte er aber den Hofmarſchall deſſen noch obenein zum Zeugen machen? Der ſeltene Paradiesvogel hatte ſich dem olympiſchen Zeus vertraulich in die Arme gelegt; mochte der Adler noch ſo grimmig ſehen, ablehnen ließ ſich die Zudringlichkeit nicht; mit Unglimpf ſie abzuweiſen, wäre aber barbariſch geweſen. Alſo ließ der Göttervater ſich das Abenteuer gefallen und trug huldvoll den fremden Vogel wenige Minuten, bis er erwachte, worauf er dann wieder zu Wald geflogen und weiter in die Welt auf und davon.

Doch nein! weit wohl, aber nicht allzuweit. Der Geiſt führt das wandernde Kind an der Hand einſame Straßen, ſezt es nieder an Waſſers Rand und ruht da mit ihm aus; dann geleitet er es auf hohe Berge, und ſo allmählich in die Runde herum, bis wieder nahe zum alten Fleck. Durch der Mutter Herz führt der kürzeſte Weg zum Sohn, dort zu den Füßen der Frau Räthin Goethe auf der Schawelle werden alſo die erſten Laute intonirt; an ihr wird das Maaß genommen, viel Muthwill wird getrieben, koſtbare Gefäße, die einmal in der kurfürſtlich kölniſchen Silberkammer geweſen, werden meiſterlich beſchrieben, von der Frau Rath aber klüglich in's himmliſche Reich gewieſen; tragiſche Vorfälle der Zeit werden mit gleicher Meiſterſchaft beſprochen und beſchrieben, mitunter Landſchaften mit nicht minder großer Kunſt. Zwiſchendurch wird dann mit luſtigem Humor einige Liebesnoth geklagt und mit einigen kühlen Umſchlägen mit Behülflichkeit temperirt. Da ſchreibt ſie einmal: „liebe, liebe Tochter! nenn mich für alle Tage, für alle Zukunft mit dem einen Namen, der mein Glück umfaßt; mein Sohn ſey Dein Freund, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt u. ſ. w.“ Das wird Schlüſſel nun und Creditiv: „nun wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von ſeinen Strahlen glühenden Angeſicht beweiſen, daß er mich durchdringt.“ Damit iſt der Briefwechſel zwiſchen der Kazikentochter und dem Oberhaupt der Chriſtenheit und dem Schirmvogt der Kirche eingeleitet. Die Antwort iſt, wie Adam ſie zur Verführerin geſprochen: „Solcher Früchte, reif und ſüß, würde man gern an jedem Tag genießen, den man zu den ſchönſten zu zählen berechtigt ſeyn dürfte;“ ſteifiſch noch, wie man ſieht, Rocaille-Umredung des noch kürzern, aber piedejiſchen: „ſchmeckt nach mehr!“ wird indeſſen gut aufgenommen; ein Spaß mit Gall und Tieck zieht wie eine Maskerade quer hindurch; eine kleine fünftägige Liebſchaft macht Aufſehen, die überraſchende Wendung mehrt die Vertraulichkeit; das Du findet ſich von ſelbſt hinzu; die Wege ſind nun angeebnet, Steifleinen iſt ausgezogen, und ein behagliches Gewand wird angelegt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, April.

Der Hofgarten.

Unſer Hofgarten mit ſeinen Linden- und Kaſtanienbäumen, ſeinen Fontainen, den im glänzenden Farbenſchmuck prangenden Arkaden, mit der Tamboſiſchen Konditorei, dem literariſchen und Kunſtvereine, den eleganten Modeladen, der Bildergalerie u. ſ. w. iſt ein nach Quadratfußen abgemeſſenes Stückchen Natur, eingefaßt von Kunſt, Literatur, Konfekt und Mode; ſo ein bequemes, recht artig eingerichtetes Spiel- und Erholungsplätzchen für die lieben Reſidenzkinder. An Sonn- und Feiertagen wird hier in den Mittagsſtunden, etwa von eilf bis ein Uhr, römiſcher Korſo zu Fuß gehalten. Was unſere Stadt nur Ausgezeichnetes und Schönes beſizt, treffen wir dann hier; kein Münchner oder Münchnerin, kein hier ſich aufhaltender Fremder, der auf Welt und Ton Anſpruch macht, pflegt dieſe Promenade zu verſäumen. In den freundlichern Jahrszeiten wogt die bunte Menge unter den ſchattigen Alleen auf und ab, im Winter unter den gegen Unwetter ſchützenden Arkaden. Man begegnet, grüßt, lächelt ſich an, weicht ſich aus, erzählt und muſtert ſich gegenſeitig, ſpinnt kleine Augenromane an, macht einander ſtille Vorwürfe und läßt auch der Chronique scandaleuse ihr altes, unbeſtreitbares Recht: „digito monstrare et dicere hic (sive haec) est!“ — Sonſt iſt der Hofgarten mit ſeinen Arkaden zugleich auch die literariſch-artiſtiſche Börſe von München. Zu jeder Stunde des Tages finden wir hier ſpekulirende Papierhändler, bei uns auch Dichter und Schriftſteller genannt. Nicht die Annullirung der Guebhardſchen Anleihe hat die Stirne jenes raſch und in ſich gekehrt einherſchreitenden Mannes, der die Hände verſchlungen auf dem Rücken hält, ſo finſter umwölkt; ganz andere Sorgen drücken ihn, für die Novelle will ſich nicht der rechte Schluß, für das Trauerſpiel nicht die rechte Löſung, und am Ende für beide nicht der rechte Verleger finden. Dort, wo die Arkaden in den Hof der Infanteriekaſerne ſich münden, wandelt ſtill, mit hängendem Kopfe, ein Myſtiker auf und ab, und beſchwört unter der lärmenden Janitſcharenmuſik der auf die Wache ziehenden Kompagnie den Geiſt Jakob Böhmes mit dunklen, krauſen Formeln. Wir begegnen hier auch Philoſophen aller Art, die ihre rationellen oder ſupernaturaliſtiſchen Stocks an den Mann bringen

möchten, Politikern und Aeſthetikern, die im literariſchen Verein das tägliche Journalbrod zu ſich genommen, und ſich jezt eine diätetiſche Motion machen, um die Artikel des Journal des Débats oder der Berliner politiſchen Zeitung gehörig zu verdauen. Wir Deutſchen müſſen nun einmal auch beim Spazierengehen oder ſonſtigen Erholungen beſchäftigt und thätig ſeyn, philoſophiren, meditiren, kalkuliren u. ſ. w., ſo wie unſere Frauen auch gern geſellige Unterhaltungen mit dem Strickſtrumpf beſuchen. Zu dem glühenden ſicilianiſchen Himmel, wie er uns hier aus Rottmanns Bildern entgegenleuchtet, unter welchem neben den goldenen Früchten des Südens auch glühende Leidenſchaften und das dolce far niente reifen, will ſich freilich das deutſche geſchäftige Pflaſtertreten nicht als rechte Staffage oder Umgebung eignen,

„Fremde Wurzel dieſem Boden,
Fremder Wipfel jener Luft!“

Doch das iſt nun einmal das Schickſal der Dichtung oder der Kunſt, die aus der warmen, liebevollen Bruſt ihres Schöpfers hinausgeſtoßen wird in die weite, fremde Welt. Der Philolog ſtopft ſich eine friſche Pfeiſe, um den Zorn des Achill und die Kämpfe der Ilias mit gehöriger Muße und kritiſcher Beſonnenheit zu analyſiren; Marquis Poſa unterbricht in äſthetiſchen Geſellſchaften ſeine weltbürgerliche, edle Begeiſterung, um ſich mit Butterbrod und Thee zu ſtärken. Eine Raphaelſche Madonna muß alle Torturgrade einer öffentlichen Verſteigerung aushalten, und eine ſentimentale Schwärmerin fällt vor einem derben Tenier in Ohnmacht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dresden, März.

(Beſchluß.)

Frühlingsblicke. Vorleſungen. Eine Hellſeherin.

Seit einigen Tagen ſcheinen bereits alle Spannungen des bevorſtehenden Lenzes im Anzuge zu ſeyn. Aus des Stromes blauem Spiegel lacht der unbewölkte Zeus, und die Erde hat ihr grünes Sommerkleid angethan. Nur die Blumenſtickerei fehlt noch und das Grün der Bäume, welches indeſſen auch ſchon aus den Sträuchern der Spaziergänge um die Stadt neugierig hervorſchielt. Wenn keine Wintertücken im Hintergrunde lauern, ſo kann der bausbackige Mann, der, irre ich nicht, von Berlin aus, ein „Viktoria“ für eine neugewonnene Welt ohne Winter ausposaunte, auf die Wahrheit ſeines Triumphgeſanges das ganze Sommerhalbjahr hindurch pochen, ſollte ihm auch der dieſem folgende Winter vielleicht nur deſto muthwilligere Spöttereien zuziehen. Haben wir aber auch wirklich nun ſchon zum zweiten Male ſo gut wie gar keinen Winter gehabt, ſo ſind doch die Wintervergnügungen diesmal eher vermehrt, als vermindert worden. Beſonders auch boten ſich nicht nur über Erde und Himmel überhaupt in dem geräumigen Zwingerſaale höchſt intereſſante Vorleſungen vom Profeſſor Dr. Choulant, Hofrath Reichenbach und Oberinſpektor Lohrmann dar, ſondern es wurden auch im neuen Lokal des immer mehr anwachſenden Kunſtvereins belehrende Vorträge über Kunſt gehalten, die nur wegen Beſchränktheit des Raumes ſich nicht auf andere Hörer, als die Mitglieder des Vereins erſtrecken konnten.

Die von der achtungswerthen Geſellſchaft der Flora veranſtaltete Pflanzenausſtellung mit Blumen und Früchten in dem vormaligen Doublettenſaale auf der Brühlſchen Terraſſe bot diesmal zwar eine geringere Zahl von Gegenſtänden, als in der Regel, aber zum Theil recht ausgeleſene Stücke. Mehrere Abende war das Lokal mit bunten Lampen ungemein reich beleuchtet. Daß dieſe Maßregel beitragen konnte, die Blumen ſo recht in ihren eigenthümlichen Farben erſcheinen zu laſſen, wird ſchwerlich Jemand behaupten; allein offenbar bezweckte man damit auch weiter nichts, als dem Ganzen einen beſondern, überaus anziehenden Reiz zu geben, und wirklich verdient die höchſt gelungene Ausführung der glücklichen Idee die dankbarſte Anerkennung. Man glaubte ſich in ein glanzvolles Feenreich verſezt; beſonders verführeriſch nahmen ſich die an den Bäumen im Ueberfluſſe hangenden goldenen Früchte Hesperiens aus.

Wenn auch der Glaube an die Wunderkraft der Frömmlerin Schumann in dem benachbarten Sommsdorf ohne Zweifel eine ſtarke Abnahme erlitten hat, ſo ſtirbt doch auch in Sachſen das Geſchlecht der wunderthätigen Heiligen nicht aus. Ganz neuerlich erſt iſt wieder eine ſolche Perſon im Dorfe Strocken bei Leiswig aus der Obſcurität ihrer Verhältniſſe aufgetaucht. Ihre Wunder gewinnen auch ſchon darum eine weit annehmlichere Außenſeite, weil die Hempel in Strocken ſo eben dem Frühlinge erſt zum drei und zwanzigſten Male entgegengeht, während die Schumann bereits das fünfzigſte Lebensjahr überſchritten hat. Auch ſind überhaupt die Wunder dieſer jungen Perſon weit bedeutender, als die, welche ihrer alten Amtsſchweſter in Sommsdorf nachgerühmt werden. Die Hempel iſt nämlich eine eigentliche ſogenannte Hellſeherin. Und ſie iſt es keineswegs in Folge eingetretener Anwendung des thieriſchen Magnetismus, vielmehr kann man den bei ihr zu Zeiten ſich im Wachen einſtellenden beſondern Schlaf als einen von ſelbſt aus ihrer Natur hervorgegangenen Krankheitszuſtand betrachten. Dieſen Zuſtand verkündigte ſie gewöhnlich jedesmal voraus, und da ihre Weiſſagung einzutreffen pflegte, und ſie während deſſelben Kranken allerlei Arc Heilmittel anordnete, ſo ward das bald in der Umgegend bekannt, und es fanden ſich ſo viele Hülfeſuchende bei ihr ein, daß die Zahl mitunter bisweilen bis auf 300 angeſtiegen ſeyn ſoll. Ob im Ernſte, wie behauptet wird, von den Ihrigen bereits fruchtlos Mittel angewendet worden, ſie von der ſie gewöhnlich ungemein angreifenden Krankheit zu befreien, ſcheint noch nicht vollſtändig erörtert. Manche bezweifeln es darum, weil die Spenden der bei der Wunderdoktorin Geſundheit Suchenden allerdings den Umſtänden ihres Vaters, eines armen Schneidergeſellen, ſehr zu ſtatten kommen würden. Allein die Sache mußte die Aufmerkſamkeit der Behörden um ſo mehr erregen, da gerade in dortiger Gegend eine Sekte von Religionsſchwärmern vor nicht gar langer Zeit exiſtirte, die neuerlich wieder Anhänger finden ſoll. Leicht möglich, daß dieſe die Heilkünſtlerin zum Mittelpunkte ihrer Irrthümer wählten, beſonders da die junge Schlafrednerin während der Dauer dieſer Krankheit in Konverſation mit wohl ſechzehn Engeln ſtehen ſoll. Man traf daher Veranſtaltung zu ihrer Aufnahme in die muſterhafte Heil- und Verſorgungsanſtalt zu Colditz, woſelbſt, unter der trefflichen Leitung des Dr. Hainer, ſo manchem in Geiſtes- und Gemüthskrankheit Verfallenen der verlorne innere Friede für immer zurückgegeben wurde. Wie man vernimmt, ſo haben nach den von dem Dr. Hainer bisher angeſtellten genauen Beobachtungen der Schlafrednerin während des Krankheitszuſtandes, ihre zum Theil, wie bei allen dergleichen Perſonen, ganz unerklärbaren Ausſprüche, wo ſie die Zukunft betrafen, ſich keineswegs allezeit bewährt. Ein wahrhaftes Sehertalent ſoll ſie übrigens in dem gewöhnlich vollkommen richtigen Vorausverkündigen der Zeit ihres ſogenannten Hellſehens beweiſen, auch an Verſtellung von Seiten der Kranken nicht zu denken ſeyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 7. April 1835.

Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe!

Goethe.

Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde.

(Fortſetzung.)

Zwar kommen noch einigemal kleine Rückfälle; dann ſchreibt er durch die Hand ſeines Erzkanzlers etwa: „Sie haben liebe, kleine Freundin, die ſehr grandioſe Manier, uns Ihre Gaben recht in Maſſe zu ſpenden. — Sie ſehen alſo, meine Beſte —“ u. ſ. w. Eigenhändige Nachſchrift will zwar die fremde Vorſchrift entſchuldigen, aber die Ahndung folgt auf dem Fuße: „Goethe, erlaub, daß ich ſo frei bin, Dir einen Verweis zu geben für dieſen Brief; faſſe alles kurz ab, was Du verlangſt, und ſchreib's mit eigener Hand; ich weiß nicht, warum Du einen Sekretär anſtellſt, um das Ueberflüſſige zu melden; ich kann's nicht vertragen, es beleidigt mich, macht mich krank. Im Anfang glaubte ich, der Brief ſey gar nicht an mich; nun trage ich doch gern ſolch einen Brief auf dem Herzen, ſo lange bis der neue kommt — wie kann ich aber mit einer ſolchen fremden Sekretärshand verfahren? Nein, diesmal habe ich Dich in meinem Zorn verdammt, daß Du gleich mit dem Sekretär in die alte Schublade eingeklemmt wurdeſt, und der Mutter habe ich gar nicht geſagt, daß Du geſchrieben hätteſt, ich hätte mich geſchämt, wenn ich ihr dieſen Perrückenſtyl hätte vortragen müſſen. Adieu, ſchreibe mir das Einzige, was Du mir zu ſagen haſt, und nicht mehr.“ Es folgt eine ſchmollende Pauſe von ſechs Wochen; dann ein Brief mit etwas Refraichiſſemens, und auf ihn in der Erwiderung: „Wenn Deine ſchöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging und Du bliebſt ohne Kunſt und ohne feines Tacktgefühl, ſo ganz wie Dich Gott geſchaffen hat, in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten, wie jezt, wenn ein ſo kühler Brief ankommt, wo ich mich beſinnen muß, was ich denn gethan habe.“ Darauf wird er wieder artig, kleine Recidive kehren wohl verſuchsweiſe zurück, werden aber gleichfalls abgewieſen; ſo hat ſie endlich aufgeräumt und es iſt klares Waſſer zwiſchen beiden.

Nun aber hebt ſich ein wunderſames Spiel. Goldbeſchuht, die Caſtagnetten zwiſchen den Fingern ſchüttelnd, beginnt ſie den Zaubertanz, auf und nieder, von der Rechten zur Linken, dann wieder bebende ſich um ihn im Kreiſe drehend; überall, wo ihr Fuß hingetreten, bleiben die Lichtſpuren von ihm zurück, und wie ſie die hingleitend in ſtrahlende Lichtfäden ausgezogen und dort die geſponnenen in rechter Ordnung auseinanderlegt, dann querüberſchießend mit andern Fäden ſie durchwebt und die Maſchen in künſtlichen Knoten zuſammenknüpft, hat ſie in kürzeſter Friſt mit leuchtendem Netze ihn umwoben, und er muß ſich ihr gefangen geben. Um den

Digitized by Google

Hochgeehrten hat ſie dann einen Garten angepflanzt; was der Orient, was der Occident von Blumenſchätzen hervorgetrieben, es muß Alles um den gefeierten Geliebten ſich vereinigen; alle Blüthen müſſen ihm als ihrer Sonne ſich entgegenwenden, und wenn ſie allnächtlich ihre Kelche mit Thau und Wohlgeruch erfüllt, ſie am Morgen über ſein Haupt ausgießen. Wo ihr Stab die Erde berührt, ſind Springwaſſer aus ihr hervorgequollen; hoch und ſchlank wie Palmen ſteigen ihre Strahlen zur Höhe auf und entfalten gleich ihnen die Blätterſchirme; künſtlich hat ſie die zu einem Laubdach über ihm verwoben, und wie die grünen Bäume in ihrem Farbenſchmucke ſtehen, ſo erblühen die ihm in bunten Farbenbogen, die die Sonne in ſie malt, und beregnen ihn mit ihren glühenden Tropfen, wie die andern mit ihren fallenden Blumenblättern. Weiße Hirſche, Rehe mit Goldgehörn hat ſie im Garten losgelaſſen, bunte Vögel hat ſie durch weiche Neſter in die Zweige hineingelockt, ſchwirrende Kolibris müſſen am Morgen jede ſchlafende Blume wecken, daß ſie ſich aufthut und ſich in ihre ſchönſte Farbe kleidet. Ihre Geiſter hat ſie ausgeſendet, und die ſind wie Bienenſchwärme ausgeflogen und haben den Honig der ganzen Pflanzenwelt ihm zugetragen; zu den Füßen ſeines Sitzes haben ſie Einer nach dem Andern ihre Beute ausgegoſſen, daß ein Quell der Süße und Lieblichkeit, von da ausgehend, durch den ganzen Garten ſich ergießt, während der Weinſtock, den ſie ihm zur andern Seite hingepflanzt, aus überreifer Beere im ſonnengegohrnen Weine fließt. Die Lüfte hat ſie dann herbeibeſchworen, die müſſen die goldnen Fäden des Lichtnetzes, mit dem ſie ihn umwoben, ſchwingend anregen, daß ſie in Ton erklingen, und die Töne den Elfenreigen vor ihm tanzen, bis er ſagt: es iſt genug! Alle ihre Träume müſſen durch die elfenbeinerne Pforte zu ihm herüberſchweben und Botſchaft von der Herrin ihm zutragen; große Geſichte führt ſie vor ihm herauf, nun vom mächtigen heimathlichen Strome, deſſen reizende Landſchaften, wie im Kryſtall geſpiegelt, Alle an ihm vorübergehen, nun wieder von der Iſar und der Donau. Dann wendet ſie ihr beſchwörend Wort den Lebenden entgegen: keiner vermag dem Banne zu widerſtreben; ſie müſſen alle miteinander auf ihren Ruf erſcheinen, und wie ſie leben und ſind, ſich ſeinem forſchenden Blicke zeigen und ſeiner Frage Antwort geben. Darauf führt ſie ihn im Geiſte auf die hohe Tonne des Kofels, auf die Abhänge des Berges Iſchel und in die Klüfte des Brenners, wo der Inn in Blut geröthet geht und die Flammen brennender Dörfer durch die Waldnacht leuchten; eine kriegeriſche Bellona entfaltet ſie vor ihm die Banner der Freiheit und Unabhängigkeit, und wie die Tyroler das Klagelied anſtimmen: „der Kommandant der Heldenſchaar, auf hoher Alp gefangen gar, findet viele Thränen in unſern Herzen," und wie der Gefangene den Tod gefunden, da ſenkt ſie die Banner nieder auf ſein Grab und ſpricht zürnend das große, hohe Wort, den Leidtragenden zugewendet: „Und der Kaiſer, konnte der nicht ſagen, gieb mir meinen Tyrolerhelden, ſo geb ich dir meine Tochter? ſo hätte die Geſchichte groß genannt, was jezt ſie klein nennen muß!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Fortſetzung.)

Hier auf dem Boulevard du Temple ſteht die Bude einer Seiltänzerfamilie, beſtehend aus Vater und Mutter (ich wage die Vermuthung) und fünf oder ſechs kleinen, kümmerlichen, verrenkten Würmchen, welche der Gaukler ſich über den Kopf wirft, auf den Zähnen hält, in einen Kreis wie Gerten zuſammenbiegt oder wie Federvieh zuſammenbindet. Weiterhin eine Menagerie, beſtehend in lebenden Schlangen, Krokodillen und Madame Lefort, jeune personne âgée de 18 ans, née native de Bruxelles, qui a une barbe longue de six pouces et qui a fait les délices des plus illustres personnages. Cette merveille unique joint aux grâces aimables de son sexe l'extérieur guerrier le mieux caractérisé. Das ſteht an der Thüre geſchrieben, und als ich Madame Lefort beſuchte, ſah ich eine kleine, fröhliche Perſon mit einem ſchalkhaften Auge, einer unangenehmen Fiſtelſtimme und einem bräunlichen Teint. Wäre es nur ein leichter Flaum geweſen, der ihr Oberlippe und Kinn umflattert, ſo möchte ihre Phyſiognomie ein ganz erträgliches Enſemble dargeboten haben, aber mit dem ſechs Zoll langen Bart eines Sapeurs war Madame Lefort eine ſchlechtgewählte Repräſentantin der weiblichen Anmuth. Doch was man Wunderbares in der Bude oder vielmehr vor der Bude der Madame Lefort ſah, das waren nicht die Schlangen, nicht die Krokodille, noch der Bart de six pouces, ſondern die vollkommene Verwirklichung und Inkarnation jenes phantaſtiſchen, elfenhaft-luſtigen und luſtigen Weſens, welches, den Pflaſterſteinen der Barrikaden entſtiegen, mit Rübezahls Münze die Zeitgenoſſen bezahlt; jenes Weſens, welches ich wenigſtens ſeither nur gemalt oder beſchrieben geſehen hatte, und das ſeit dem Barrikadenkönigthume ſo unendlich oft in die Volkspoeſie verwebt worden iſt. Ich meine Maieux. Diesmal, auf dem Boulevard du Temple, hatte er Fleiſch und Bein; ich ſah Maieux, den buckligen, mißgeſtalteten,

krummbeinigen, zwergähnlichen; ich hörte Maieur, den ſcherzhaften, ſchuſtigen, obſcönen Poſſenreißer. Ich ſah ihn, wie er die Augen verdrehte, ſein ungeheures Kinn aus hoher Kravatte hervorſteckte, ſeinen Mund bis an die Ohren verlängerte und ſeine übermäßig langen Arme ausbreitete, welche vorne in einer ungeheuren Tatze endeten. Eine jubelnde Menge drängte ſich ſtets herbei, ſo oft Maieur erſchien, durch die Lorgnette das Publikum beäugelte, ſich ſein Kinn ſtreichelte, Küſſe und Blumenſträuße unter die Zuſchauer warf und dem ſchönen Geſchlechte ſeine Huldigungen darbrachte. Augenblicklich und entſchieden war der Hanswurſt aus dem Felde geſchlagen; Maieur entwand ihm das Scepter und ward König des Augenblicks.

Gleich in der Nähe von Maieur ſtand eine bretterne Behauſung, mit zwei Bündeln dreifarbiger Fahnen geziert, aus deren Mitte ein goldenes N hervorſtrahlte. Da gab es ein Heldengedicht zu ſehen, eine Iliade aus dem neunzehnten Jahrhundert; es war Napoleon in ſeiner Glorie, Napoleon mit ſeinen Marſchällen und neben ihnen der Generalſtab ſeiner Könige, Napoleon, umgeben von den Halbgöttern und Rieſen ſeiner alten Garde von Marengo. Vous y verrez l'empereur, la mort de l'empereur, l'apothéose de l'empereur; ce spectacle est le même que l'on voit au cirque olympique. So wurde das Schauſpiel ausgerufen. Es glich aber dem bei Franconi ungefähr ſo, wie die Laterne der Sonne, oder wie ein Deputirter des jetzigen Centrums dem großen Mirabeau. Aber ich habe in dieſem kleinen Theater eine Menge gefunden, die im Innerſten ergriffen und bewegt daſtand vor einer Kugel von Pappendeckel, welche die Weltkugel, vor einem Vogel von Pappendeckel, welcher den kaiſerlichen Adler, und vor einem kleinen Manne von Pappendeckel, welcher den großen Kaiſer vorſtellte. Napoleon iſt der noch allgemein Beliebte, des Kaiſers Name iſt der Stolz des Volks. Ich habe nur die Apotheoſe des Kaiſers geſehen; als ich hereintrat, kam gerade der Vogel aus der Weltkugel heraus, der kleine Mann im grauen Oberrocke folgte nach und hinter ihm her kam eine große Schaar gekrönter Häupter. Die Scene wurde beleuchtet und der Vorhang fiel unter dem einſtimmigen Geſchrei: Vive l'empereur! vive l'empereur! Neben dieſem Bretterhaus war ein heiliges Schauſpiel zu ſehen, wenigſtens ſchloß ich es aus den Anſchlagzetteln, auf denen geſchrieben ſtand: Le spectacle des soirées amusantes donnera aujourd'hui Geneviève de Brabant, la création du monde ou la naissance d'Adam et d'Ève, et Joseph vendu par ses frères. Anſtatt des Hanswurſts ſtand eine große rothe Puppe über der Thüre und läutete mit einer Glocke, ſo oft die Vorſtellung anging. Vor der nächſten Bude hing eine große Leinwand, worauf eine weibliche Geſtalt abgebildet war, welche ihren rechten Arm über den Kopf eines Tambourmajors hinwegſtreckt. Das Bild trug die Ueberſchrift: La sans-pareille, und die Unterſchrift: L'orpheline polonaise, qui est âgée de seize ans et qui a déjà une taille de six pieds quatre pouces. Ich erlaubte mir das unſchuldige Vergnügen, dieſe Rieſin zu beſehen, und nach unparteiiſcher Schätzung fand ich, daß ſie kleiner als ſechs Fuß und älter als ſechzehn Jahre war.

Dergleichen Scenen tragen den eigenthümlichen Stempel des franzöſiſchen Volksgeiſtes deſto mehr, als dieſe Art des Volksvergnügens ſeit mehreren Jahrhunderten wenig Fortſchritte mit der übrigen Civiliſation gemacht zu haben ſcheint. Hanswürſte, Marionetten, Rieſen, wilde Thiere, Seiltänzer, die Frau, welche rohes Kaninchenfleiſch ißt, und der Wilde, welcher Kieſelſteine verſchlingt, ſind noch im 19ten Jahrhundert die Hauptbeſtandtheile der Volkskunſt, wie ſie es im 16ten Jahrhundert waren. Das ſouveräne Volk unter Ludwig Philipp I. hat in dieſer Hinſicht denſelben Geſchmack, wie der Unterthanen-Pöbel zur Zeit Franz I. Jene hölzernen Buden ſind noch immer das eigentliche Volkstheater; in ihnen achtet und verehrt das Volk ſeine Opern, ſeine Académies royales. Jene erhabenen Rührungen, jene Großgedanken, die das Herz erweitern und die Pulsſchläge beſchleunigen, ſchöpft das Volk hier vor einem Puppentheater, aus der Leidensgeſchichte der unſchuldigen Genovefa von Brabant. Die großen Männer, die wie auf der Bühne ſich bewegen ſehen, bewundert das Volk hier in Wachs, und die Großthaten der Geſchichte, welche wir in beredten, glänzenden Darſtellungen leſen, ſchaut das Volk in grotesken Geſtalten auf grober Leinwand, und die Erzählung der Heldenthaten in wunderlichem Rothwelſch thut ſeiner Seele gütlich.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, April.

(Fortſetzung.)

Rottmanns italieniſche Landſchaften.

Auch unſer deutſcher Winter kümmert ſich wenig um Farben und Poeſie. Der eiſige Nord haucht hämiſch die paradieſiſch lachenden Fluren von Iſchia und Palermo an, und zwiſchen den hohen Bogenpfeilern der Arkaden peitſcht der ſtürmiſche Nordweſt Schneegeſtöber und Hagel auf die Citronen- und Orangenwälder, welche das herrliche Florenz mit ſeinen Villen und Landhäuſern duftend bekränzen. Und doch haben für den ſinnigen Beſchauer die italieniſchen Fresken gerade in der gegenwärtigen, winterlichen Jahrszeit einen eigenthümlichen poetiſchen Reiz, etwa wie ein liebliches Wintermährchen, am warmen Ofen erzählt.

Digitized by Google

In den ſchützenden Mantel gehüllt, können wir hier in unſerer Phantaſie über die Alpen ſteigen, um Heſperiens blühendſte Fluren zu durchwandern, ohne daß wir zu dieſem Behufe Seume's derben Knotenſtock bedürfen, oder genöthigt wären, uns mit betrügeriſchen Vetturini's herumzuzanken und das Illuſtriſſima und Eccellenza der geſchmeidigen welſchen Gaſtwirthe mit theuren Scudi's zu honoriren. Ich löſe jezt mein neulich gegebenes Verſprechen, etwas über Rottmanns italieniſche Landſchaften zu ſagen.

Die Folge der Landſchaften iſt ganz geographiſch gehalten, und aus dieſem Grunde mußte auch der Leuchthurm von Genua, welcher früher den Cyclus begann, einer Anſicht des Schloſſes von Trient, als des erſten Ortes, wo dem Deutſchen italiſche Luft entgegenweht, weichen. Aus dem Etſchthale folgt noch ein zweites Bild, die Veroneſer Klauſe, für die deutſche und beſonders für die bayeriſche Geſchichte berühmt geworden durch den glorreichen Kampf in den Engpäſſen von Chiuſa, wo im Jahre 1155 Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, auf der Rückkehr von ſeinem Römerzuge nach Deutſchland von den Veroneſern in die Enge getrieben und in eine verzweifelte Lage verſezt, durch den Heldenmuth Otto's von Wittelsbachs, welcher das Reichspanier trug, mit dem Heere befreit wurde; eine That, welche ſchon ein hiſtoriſches Freskobild der Arkaden verherrlicht. Von hier aus führt uns der Weg über das blühende Florenz, zu deſſen Füßen der Arno ſeine ſtillen Fluthen wälzt, und über Perugia in die römiſche Campagna zu der Villa di Papa Giulio (Julius III.), von Vignola erbaut, in deren Nähe die Mineralquelle acqua acetosa ſich befindet, nach Rom, von welchem uns der Künſtler als Bild gefallener Größe und Majeſtät die gigantiſchen Trümmer des Koloſſeums in einer mondbeleuchteten Nacht zeigt, und die Ruinen Roms, von dem an den erhabenſten, großartigſten Ueberreſten der alten Weltgebieterin ſo unendlich reichen Palatin aus geſehen. An das weite, öde Grab einer herrlichen, gewaltigen Vergangenheit führt uns noch ein beſonderes Bild mit der Unterſchrift Campagna di Roma: jene ungeheure Oede, in welcher der Glanz der römiſchen Republik, wie der Cäſarn modert, und über welche die Natur, wie die Geſchichte den ewigen Bannfluch ausgeſprochen zu haben ſcheint. Dreiundzwanzig blühende Städte verſanken in dem pontiniſchen Sumpfe, der einſt ein lachender Garten war, und der jezt durch ſeine Ausdünſtungen die Luft verpeſtet und die in Rom ſo gefürchtete Aria cattiva erzeugt. Bis zu dem fernen Sabinergebirge ſehen wir die öde, baumloſe Fläche ſich hinziehen, und der Künſtler hat jene unnennbare Melancholie, die über dieſes weite Grab weht, mit welcher die Natur ſelbſt ihr eigenes Zerſtörungswerk betrauert, mit wahrhaft dichteriſchen, ergreifenden Zügen wiedergegeben. Von Rom aus machen wir Ausflüge nach Monte cava, in grauer Vorzeit als Alba longa die Mutter Roms, das ſeinem herrlichen, von Horaz gefeierten Albanerwein keinen geringen Ruf verdankte, und das noch jezt nicht bloß wegen ſeines klaſſiſchen Bodens, ſondern auch wegen ſeiner Naturſchönheiten einer der reizendſten Punkte iſt; nach dem ſpiegelhellen Lago di Nemi, mit ſeinen im ſchönſten Grün prangenden Ufern, dem vielgefeierten Tivoli, dem alten Tibur, geſchmückt mit allen Gaben einer liebevollen Natur, wo Mäcen einſt ſeine Villa hatte, und wo noch über großartige Trümmer der Anio in ſchönen Kaskatellen ſchäumt, und endlich nach Monte ſerone, ein Berggipfel der Appenninen, im Innern des Sabinergebirgs.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schillers Denkmal.

Die Bemühungen des Vereins für das Denkmal Schillers werden durch die Liebe und Verehrung, die ſich allgemein, wo Deutſch geſprochen, oder auch nur verſtanden wird, für den auch als Menſch ausgezeichneten Dichter in den vielfältigen und zum Theil reichen Beiträgen und Sammlungen, die für das Denkmal eingehen und oft von wahrhaft rührenden und erhebenden Aeußerungen begleitet ſind, reichlich belohnt. Wie aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung (außerord. Beilagen Nr. 44. 71 u. 72 u. 109) in einzelner Aufzählung zu erſehen iſt, ging vom September bis ult. December 1834 die Summe von fl. 2092. 38 kr. baar ein, worunter fl. 249 von der im September zu Stuttgart ſtattgefundenen Naturforſcher-Verſammlung, und fl. 1368 aus St. Petersburg, unter Theilnahme der älteſten Kinder des erhabenen Kaiſerhauſes, namentlich des Thronfolgers Großfürſten Alexander k. H. Im Januar die Summe von fl. 1161. 55 kr. Im Februar fl. 786. 51 kr. Der März erweist ſich beſonders reich, einmal durch die Allergnädigſt für das Denkmal beſtimmte Einnahme bei der Darſtellung des „Fiesko“ auf dem k. Hoftheater zu Stuttgart bei ſehr gefülltem Hauſe von fl. 672. 9 kr., und durch den von Sr. Majeſtät dem Könige hinzugefügten beſondern Beitrag von fl. 1000, und dann auch durch eine zweite Sammlung von 2500 Rbl. Bco. Aſſ. (1200 fl.) aus St. Petersburg, zu der auch die erhabene Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna, in welcher auch Deutſchland mit Stolz eine ſeiner edelſten Frauen verehrt, die Summe von 1000 Rbl. beizutragen geruht hat, ſo wie auch neuerlich von Ihrer kaiſerl. Hoheit der Frau Großfürſtin Helena Pawlowna, gebornen Prinzeſſin von Würtemberg, ein Beitrag von 500 Rbl. Bco. Aſſ. (fl. 258 20 kr.) für das Denkmal eingegangen iſt. Aber auch die übrigen Beiträge ſind bedeutend. Unter den Städten hat ſich in dieſer Hinſicht beſonders Bremen und dann Stettin ausgezeichnet. Die Aufforderungen für die Frauenſammlungen ſowohl, als für Beiträge zum Schillers-Album, das ſo glänzend eröffnet iſt, ſind, mit verlängertem Termin des Abſchluſſes bis zum 31ſten Juli d. J., durch die öffentlichen Blätter wiederholt worden, und es iſt nun auch eine Aufforderung an die noch darin rückſtändigen Bühnen Deutſchlands zu einer Vorſtellung von einem der Meiſterwerke des Dichters zum Beſten des Denkmals ergangen, und es läßt ſich wohl nicht die Bereitwilligkeit derſelben bezweifeln, an der National-Huldigung eines Dichters, der beſonders für ſie ſo ausgezeichnet gewirkt hat, thätigen Antheil zu nehmen. So befeſtigt ſich die Hoffnung immer mehr, daß der Zeitpunkt der Ausführung eines des Dichters würdigen Denkmals nicht fern ſeyn werde.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. April 1835.

Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Goethe.

Europa und der Orient.

Zu den wichtigſten Momenten im geiſtigen Leben des neunzehnten Jahrhunderts gehört ohne Zweifel die Eroberung der brahmaniſchen Sprache und Literatur. Es iſt damit in die Maſſe unſerer Kenntniſſe ein ganz neues Element gekommen, ein Ferment, das wohl ſo kräftig wirken wird, wie im fünfzehnten Jahrhundert die griechiſche Sprache, als die erhabene Poeſie Homers mit Göttern und Penaten aus der alten Heimath auszog und zu Florenz, im neuen Athen, ein Aſyl ſuchte und fand. Als damals das gelehrte Griechenland nach Italien einwanderte, nahm die lateiniſche Literatur die fremde Nebenbuhlerin freundlich auf und ertheilte ihr das Bürgerrecht. Daſſelbe wird jezt das Griechiſche der Sanskritliteratur gegenüber thun, welche berufen iſt, zwiſchen dem Geiſte Aſiens und dem Europas das Gleichgewicht herzuſtellen.

Das alternde Rom verjüngte ſich in den lezten Zeiten der Republik durch griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft; in's mittelalterliche Europa kam mit Einemmal friſche Lebenskraft, als die klaſſiſche Literatur ſich mit der orientaliſchen verſchmolz und im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert auf den hohen Schulen griechiſch und hebräiſch zumal getrieben wurde. Gleicherweiſe wird, da ſich jezt der Kreis menſchlicher Kenntniſſe ſo bedeutend erweitert findet, ein friſcher Geiſt die Wiſſenſchaft unſerer Zeit durchdringen. Allerdings fällt das Licht, das uns dort aufgeht, nicht gleich ſtark in Aller Augen: der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen unſerer Zeit ſind zu viele und zu mannichfache, als daß die Menge die Folgen der Einführung einer uralten Literatur ſchäzen und überſehen könnte; ſie ſind aber unausbleiblich, und im Ganzen und Großen läßt ſich ihr wichtiger Einfluß auf die ganze Philoſophie der Geſchichte ſchon jezt ahnen.

So oft der Geiſt Europas in ſeiner Entwicklung dahin gelangte, daß er in Selbſtgenügſamkeit ſich gegen außen abſchließen wollte, da zerbrach, ehe man es ſich verſah, durch eine Offenbarung aus dem Orient ein Glied der Kette, die den Geiſt des Occidents gefangen halten wollte, und alsbald ſah der Geiſt beim geheimnißvollen Schein des neuen Lichtes wiederum eine lange, weite Laufbahn vor ſich. So ſchloſſen Alexanders Eroberungen Griechenland die Welt auf und die der Römer bahnten dem Chriſtenthum die Pfade; ſo gaben die Kreuzzüge der Kultur des Abendlands neuen Schwung, daß es den Roſt der Barbarei abſtreifte und in die Herzen der mächtig aufgeregten Völker die Begeiſterung einzog. Marco Polo verſuchte zu Lande, was ſpäter Vasco de Gama zur See unternahm: jener dachte dabei nur daran, Venedig mit Chinas Schäzen zu bereichern, dieſer hatte nichts im Auge, als Liſſabon mit dem Glanz von Malabar zu umgeben; beide aber bahnten unbewußt den gewaltigſten

Digitized by Google

Eroberungen des Handels den Weg, welchen noch größere geiſtige Eroberungen die Krone aufſetzen ſollten. Die engliſche Herrſchaft in Indien iſt das lezte Glied in dieſer Reihe förderlicher Unternehmungen; der Genius Europas hat dabei den höchſten Aufſchwung genommen und den Orient wahrhaft zu ſeinem moraliſchen Eigenthum gemacht. Orient und Occident ſind fortan durch ein unauflösliches Band verbunden; ihr Geſchick geht Hand in Hand, und wenn die Europäer dazu berufen ſind, früher oder ſpäter die Kultur des Morgenlandes in ihren Grundzügen umzuwandeln, ſo iſt der Orient ſeinerſeits dazu berufen, durch eine Fülle der erhabenſten Vorſtellungen, welche er dem Abendlande zuführt, dem Geiſt des leztern eine neue Richtung zu geben. So kehrt gleichſam dieſer Geiſt, nachdem er die Welt umkreiſt, zu ſeinem Urquell im Orient zurück, um ſich in ihm von Neuem zu ſtärken und zu befruchten. Die hochwichtigen Unterſuchungen über die Anfänge aller Menſchenbildung, Fragen, welche Schlendrian und Syſtematik bequem bei Seite ſchob oder längſt erledigt zu haben meinte, kommen auf's Neue und auf's Ernſtlichſte in Anregung, und gewinnen an Tiefe, je ſicherer ſie ſich auf einen beſtimmten Punkt beziehen. Unſer Sinn erhält einen neuen, unermeßlichen Geſichtskreis, und der moraliſchen wie der phyſiſchen Geſchichte des Erdballs ſteht eine Umwälzung bevor, ähnlich derjenigen, welche ſich mit der Geſchichte des Himmels zugetragen, ſeit Herſchel und Laplace mit den durch die Wiſſenſchaft der neuen Zeit vervollkommneten Werkzeugen darin zu leſen angefangen, wie in einem offenen Buch. Europa aber trägt nur eine Ehrenſchuld ab, erfüllt nur die Pflicht der Dankbarkeit, wenn es die Wiedergeburt des Orients von ſich ausgehen läßt.

Man hat ſich von jeher bitter wider die ſyſtematiſche Eroberungsſucht der Europäer ausgeſprochen: man kann alle Niederträchtigkeiten des Krämergeiſtes, alle Gräuel des Religionsfanatismus vollkommen zugeben, ohne darum die Rechte zu verkennen, die ſich Europa als Kulturmacht in jenen Ländern erworben hat. Betrachten wir aufmerkſam, welche Folgen ſich für den Orient daraus ergeben haben, daß Europas Handel und Induſtrie den Zug nach Indien genommen hat, ſo werden wir finden, daß jene Länder ſich ſchon deßhalb darüber zu freuen haben, weil damit der muſelmänniſche Druck von ihnen genommen iſt, der allen Fortſchritt im Keime erſtickte. Bereits bietet Indien uns freundlich die Hand: was die Scheiterhaufen der Inquiſition zu Goa nimmer zu bewirken vermochten, entwickelt ſich von ſelbſt, ſeit es engliſchen Gelehrten gelungen iſt, in die Wiſſenſchaften und die Literatur der Völker an den Ufern des Ganges neues Leben zu bringen. Die Wißbegierde der Europäer hat bald auch die der Bramanen rege gemacht, und ſehr bedeutend iſt jezt ſchon die Anzahl von Männern aus dieſer Kaſte, welche nicht nur engliſch ſprechen, ſondern ſogar engliſch über wiſſenſchaftliche, religiöſe, politiſche Gegenſtände ſchreiben. Die Literatur des neuern Europas iſt zu Benares und Calcutta keineswegs mehr eine ganz fremde, und wenn im Lauf der lezten zwanzig Jahre das Sanskrit zu London, Paris, Berlin und Bonn vielfach Eingang gefunden hat, ſo werden dagegen die großen Schriftſteller Englands in Ländern bewundert, wo ſie ſich in ihren ausſchweifendſten Erwartungen nimmermehr Leſer gedacht hätten. Dieſe Leichtigkeit und Geneigtheit der Bramanen, ſich mit den europäiſchen Sprachen vertraut zu machen, wogegen das mahometaniſche Aſien unſere Kultur auf's Hartnäckigſte von ſich weiſt, muß in den Abendländern ein ſehr günſtiges Vorurtheil für ihre Literatur wecken.

(Der Beſchluß folgt.)

Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde.

(Fortſetzung.)

Wie hat aber in dieſem Allem er geſtanden? wie hat der Dichter ſich gehalten? Man muß zur Steuer der Wahrheit ſagen, vollkommen nobel, würdig, mit Zartheit in der ſchönen Mitte feſtgehalten. Die Aufgabe war wohl darnach, einen, der minder war denn er, in nicht geringe Verlegenheit zu ſetzen. Auf der einen Seite der Reiz der Lockung und das grüne Leben, das ja der Dichter vor Andern zu vertreten berufen iſt; auf der andern das Lächerliche, das mit gehobenem Finger und ſpöttiſchem Blicke hinüberdrohte; dazwiſchen war der ſchmale Pfad durch keine Ueberlegung zu ermitteln, nur in ſich geſicherter Inſtinkt konnte auf die rechte Straße führen. An gutem Inſtinkte aber hat es ſeinem Naturelle nie gefehlt, und wie er erſt ihm ſich anvertraut, konnte er in ſeinem Benehmen nicht irre gehen. Er hatte ihn gleich in's Edelſchöne zurückgewieſen; ein Gebiet, in dem er immer vollkommen Beſcheid gewußt, und in dem er daher ſich ſchnell zurechtgefunden und die ſchickliche Haltung bald gewonnen. Wie daher erſt das Eis gebrochen war, mit dem er in alter Gewohnheit gegen Sturm und Ueberraſchung ſich gepanzert, floß er klar und hell und kryſtallen hin, und gab nun allen den Bildern, die ſie in ihn hineingezaubert, in ſeinem Spiegel die rechte Faſſung. In ſeinem tiefſten Grunde quoll verborgen ein Brunnen ſüßen, milden, lautern Oeles auf; wollte die Oberfläche ſich kraus ziehen und machten die Wellen Miene, ſich hohl über ihr zu brechen, dann ging der Brunnen ſtärker über, die quellende Milde ſtieg in ihrer Leichtigkeit zur Höhe hinauf, breitete ſich gemach aus über die wogende Fluth, die ſteigenden Wellen ließen

ſich geſänftigt zurückdrängen in die Vertiefungen, die Fläche fand ſich bald geebnet und der Spiegel wieder hergeſtellt. Gingen in ihr die Geiſter höher und wollten die Ufer überbrauſen, dann führte er mit flacher Hand die Wellenlinie an ihr hinunter, und unter dem kalmirenden Striche beſänftigten ſich die Wirrgewordnen; Ebenmaaß kehrte in alle Lineamente zurück, und ſie wurde wieder hellſehend wie zuvor. Wollte das allzuſehr bewegte Herz die Menſur verlieren, dann hielt er einen Finger ihm entgegen; ein Funke ſchlug herüber und der Schlag war wieder geregelt, wie er ſollte. Er ſagt in ſeinen Briefen zwar wenig Anderes als aſſer! und immer aſſer! aber er weiß es immer neu zu wenden, und indem er es mit vielfachen Beziehungen, bedeutungsvollen Winken und liebreichen Reden durchflicht, verſteht er dem Bedürfniſſe des Augenblicks jedesmal zu genügen, daß die Empfindung immer neuen Schwung erhält und die Flamme, in Sandelholz gezündet, wieder hell aufleuchtet, ohne je auszulodern oder in Darbung auszugehen. So gewinnt unter ſeiner kunſtreichen Hand, indem das ungeſtümm Vordrängende ſich temperirt, Jedes ſein rechtes Maaß, er ſelber aber fühlt wohlthätig von der Wärme ſich berührt und durch ſie wieder zum Fluß gebracht, von innerer Herbigkeit und Spröde ſich befreit. Dem Allem zum Zeugniſſe ſtehen die mancherlei Sonette da, die aus dieſem Verhältniß aufgeblüht; was ſie in der Begeiſterung in ihren Briefen hingegoſſen, das hat er in lindem Druck des Fingers mit geſchmeidiger Form umſchrieben, und ſo iſt es zum tadelloſen Gedicht geworden, das wie eine lebendige Blume im Dichtergarten blüht.

Aber wie denn nun? iſt das Kind, das er im Arm getragen, etwa das geweſen, das ihm zum Voraus verkündigt worden? Es will beinahe den Anſchein gewinnen, als ſey es ſo geweſen, läßt man ſich von ihm in die Kinderjahre führen und hört man die Mährchen, die es aus dieſen Tagen zu erzählen weiß. Damals iſt auch ein Spruch an's Kind gekommen, der den andern ergänzen ſollte, und ein Räthſel war ihm aufgegeben, das das andere löſend, in ihm wieder Löſung zu finden geſtellt geweſen. Als damals das Kind ſeine Naturmyſtik getrieben und den Löwenmäulchen die kleinen Rachen aufgeſperrt, da haben ſie den Spruch leiſe ihm zugeflüſtert; im Thlaſpi, dem Hirtentäſchchen, war er, zierlich geſchrieben, wohl aufbewahrt, die kleinen Vögel im Neſte haben ihn ihm zugezwitſchert, und die Nachtigall hat ihn dem Horchenden geſchlagen; dort wandelnd auf dem Thurme, haben die Luftgeiſter ihn in Windesweben eingezeichnet, und mit bebendem Fuße hat die Nachtwandlerin ihn nachgeſchrieben; die Salamander haben ihn mit Feuerzungen dort am Brunnen zugeziſchelt, und das Waſſer hat ihn wie im Echo zurückgegeben, und ſelbſt das Eis hat im Vorbeirauſchen ihn eilig zugerufen, als ſie dort in der Wanne ſich im Main gewiegt. Alle dieſe Stimmen haben zum Orakelbaum ſie hingewieſen, und ihnen folgend, hat ſie in Zeiten ſchon ſeinen Wurzeln nachgegraben, um in ihnen ſein Gewächs aus dem Grunde zu erkennen. Darum hat ſie zu den Füßen der Mutter ſo manchen Tag geſeſſen, und ihr Alles abgehört, was den Unbekannten ihr kenntlich zu machen dienen ſollte. Und wie ganz anders lernt man aus dem, was ſie uns über ihn aufbewahrt, ſeine innerſte Natur erkennen, als in den Worten, in denen er ſelbſt in Dichtung und Wahrheit ſie ausgelegt! Da ſind die Draperien alle zierlich in Falten gelegt, alles ſtörende Licht iſt durch künſtliche Blendung abgehalten, das Bildchen muß maleriſche Haltung haben, und ein kleiner, leuchtender Punkt glimmt ſchon an der Stelle, die künftig der Stern bedeckt. Hier aber alles klare, friſche Jugend, wie ſie eben aus dem Steine quillt: kühl, vom Naturgeiſte noch durchweht, und darum ohne alle Abgeſtandenheit erfriſchend. Und wie geſchickt hat die kluge Späherin die Springwurzel, deren ſie ſich dadurch bemeiſtert, zu handhaben verſtanden, um dieſen verſchloſſenen Charakter ſchnell aufzuſchließen; wie hat ſie ihn in allem Verkehr, den er mit ihr gepflogen, in dieſe Urſprünglichkeit zurückzuverſetzen gewußt, daß er ſich gegeben, wie ihn Gott gemacht in all ſeiner Lieblichkeit, und nicht, wie er ſich ſelbſt künſtlich zugeſtümpert. Dieſe Natürlichkeit iſt der vornehmſte Liebreiz in dieſem Verhältniſſe geweſen, wo Er, einem Adler gleich die Schwingen regend, wie Waldhorn-Tonwogen über Land und Leute gießt, Sie aber gleich der Nachtigall ihn mit ihren Schlägen umwirbelt, und die Töne nun in zierlich gewundenen Spiralen ſich durcheinanderwinden, bis ſie, immer ſteigend, oben in einem Hauch vergehen.

So weit paßte Alles gut auf jene Vorausſetzung, aber Hauptumſtände wollten ſich in keiner Weiſe fügen. Die Götter pflegen die drei dramatiſchen Einheiten gar ſehr zu reſpektiren, und was ſie für einander beſtimmt, wiſſen ſie mit großer Geſchicklichkeit in Zeit und Ort und Handlung zuſammenzuführen. Hier aber war offenbar ein Verſtoß geſchehen: entweder hatte ſich das Kind verſpätet, oder die drängende Zeit hatte allzuſehr geeilt, und als der Schnellwagen abgegangen, da waren die Generationen mit einander verwechſelt worden; ſtatt der Tochter war die Mutter eingeſtiegen und mithin vor der Zeit angelangt, und wie die Tochter nun am nächſten Poſttag nachgeeilt, fand ſich, daß ſie zu ſpät gekommen. Der Dichter ſeinerſeits aber war dort zu ſpät, hier zu früh eingetroffen. Eine ganze Generation hatte ſich alſo zwiſchen Beide einzudrängen Zeit gefunden, und über dieſe Kluft mag nur der Teufel eine Brücke bauen. Darüber war auch der Dichter ſtutzig worden; oft hatte er ſein Horoſkop und ihr Horoſkop vergleichend geprüft,

Digitized by Google

immer auf's Neue die Ziffern durchgerechnet, ob etwa ein Verſtoß ſich entdecken laſſe: Alles hatte unnütz ſich bewieſen, die Zahlen wollten nicht zuſammentreffen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, hat er dem Kinde das Räthſel aufgegeben:

Zwei Worte ſind es, kurz, bequem zu ſagen,
Die wir ſo oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Weſen deutlich kennen,
Wovon ſie eigentlich den Stempel tragen.
Es thut gar wohl, an ſchön beſchloſſenen Tagen
Eins am andern keklich zu verbrennen,
Und kann man ſie vereint zuſammen nennen,
So drückt man aus ein ſeliges Behagen.
Nun aber ſuch' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit ſich ſelbſt mich zu beglücken;
Ich hoffe ſtill, doch hoff' ich's zu erlangen:
Als Namen der Geliebten ſie zu lallen,
In einem Bild ſie beide zu erblicken,
In einem Weſen beide zu umfangen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

(Fortſetzung.)

Rottmanns italieniſche Landſchaften.

Im dreizehnten Bilde finden wir uns auf der Straße nach Neapel in Terracina, berühmt wegen ſeiner herrlichen Lage mit der weiten Ausſicht in's unbegrenzte Meer, berüchtigt wegen ſeiner in Muſik und nicht in Muſik geſezten Briganten. Auch an den Lago averno werden wir geführt, früher der Eingang zum Orkus, wo die „kimmeriſche Finſterniß“ herrſchte. Cicero hatte hier ſeine Villa academica und ſchrieb hier ſeine quaestiones academicas. Ueberall iſt hier der Boden von Vulkanen durchgrübt, und giftige Schwefeldünſte ſteigen aus unzähligen kleinen Kratern auf. Bald ſtehen wir an dem herrlichen Golf von Bajä, der ſich uns in Morgenbeleuchtung zeigt: jene üppige Badeſtadt Bajä, das Spaa der Alten, wo die reichen, wollüſtigen Römer ihre prächtigſten Palläſte, Villen und Gärten aufführen ließen und der verſchwenderiſchſte Luxus ſich mehr als orientaliſche Pracht zu ſchaffen wußte, das von Horaz und Properz beſungene Bajä hat jezt nur noch Schutthaufen und Ruinen alter Herrlichkeit aufzuweiſen; nur die Natur lächelt hier noch eben ſo lieblich und heiter, wie ehedem. Jezt ſchiffen wir uns nach der Inſel Iſchia ein, und landen bald in der kleinen Bucht von Caſamicia, der gewöhnliche Aufenthalt des Königs von Bayern, wenn er die dortigen Bäder beſucht. — Der ſicilliſche Cyklus beginnt mit der Hauptſtadt Palermo (ſiebzehntes Bild), deſſen Lage eben ſo ſchön, als ſeine Architektur — man braucht ſich bloß an den monſtröſen Geſchmack der Prinzen Palagonia zu erinnern — außerordentlich ſchlecht iſt. Darauf führt uns der Künſtler vor die ungeheuern, rieſenhaften Tempelruinen von Selinunt, die der poetiſche Reiſende Kephalides in ihrer erſchütternden Wirkung auf das Gemüth des Fremden mit dem Koloſſeum in Rom vergleicht. Rottmann hat den ergreifenden Moment, in welchem dieſe großartigen Reſte ſich uns darſtellen, noch durch ein furchtbar wüthendes Ungewitter und durch den vom Bliz erſchlagenen Wanderer, neben deſſen Leiche der heulende Hund ſizt, zum Tragiſchen geſteigert. Girgenti, das frühere Agrigent, einſt nach Syrakus die größte Stadt in Sicilien, deren Einwohner wegen Wohllebens, Pracht, Eleganz und Gaſtfreiheit berühmt waren, ſo daß Empedokles von ihnen ſagte, ſie äßen und tränken, als wenn ſie morgen ſterben ſollten, und bauten, als ob ſie ewig zu leben gedächten. Traurige Trümmer ſind die Spuren früherer Herrlichkeit, und hier, ſo wie im nächſten Bilde, der Tempel der Juno Lucina, glühet über dem Moder des alten Glanzes noch dieſelbe Sonne, wölbt ſich derſelbe tiefblaue Himmel, wie vormals. — Wer jezt Muth hat, kann den Aetna bis an den Rand ſeines Kraters beſteigen, um ſich an den Qualen des „hundertbehaupteten Typhens“ zu weiden, während der ängſtliche Führer ſeine Stoßgebete zur heiligen Agathe ſchickt. Doch hat uns der Künſtler die Wahl gelaſſen. Wir ſehen den Aetna im Hintergrunde der mehrere Stunden weit ſich hinſtreckenden Ebene, die in einer bewunderuswürdig ſchönen Perſpektive gehalten iſt. Leicht dampft der Krater, und die glänzenden Lavas und Schneefelder mahnen uns an die Gefahren und Beſchwerden des Erſteigens. Ob wir beim Theater von Taormina mehr als Antiquare die uns noch in der Zerſtörung erhaltenen Herrlichkeiten des merkwürdigſten Theaters, oder die himmliſch ſchöne Landſchaft, den blauen, majeſtätiſchen Meeresſpiegel, der uns durch die Bogenreſte und Thore entgegenleuchtet, die grünen, üppigen Wälder und Triften, die ſich rechts in ſchönen Linien hinziehen, bewundern ſollen, darüber hat uns der Künſtler ſelbſt durch den Zauber ſeiner Farben, wie ſeiner Poeſie in Zweifel gelaſſen. Unbedenklich dürfen wir dieſes Gemälde für das ſchönſte unter Rottmanns Freskten erklären. Unſern Homer und Theokrit ſollten wir jezt im Kopfe oder wenigſtens in der Taſche haben; der lebendige Wellenſchlag des Meeres wälzt unſer Fahrzeug an den Kyklopenfelſen vorbei, wir hören Polyphem ſeine Seufzer der ſpröden, lieblichen Galathea nachſtöhnen, nur hüten wir uns, daß das Ungethüm uns nicht ſolch einen mächtigen Baſaltfelſen nachſchleudert, wie einſt dem Odyſſeus. Syrakus, die einſt ſo üppige und mächtige Stadt, deren Mensae Syracusanae durch die ganze Welt berühmt waren, ſehen wir jezt von dem erhabenen Standpunkte eines alten Theaters aus, den der Künſtler wählte, um ſich ein genuß- und bedeutungsreiches Rundgemälde zu verſchaffen, auf der kleinen Ortygia verkümmert zwiſchen zwei Häfen liegen, in denen früher eine Seeſchlacht geliefert wurde, und die gegenwärtig gänzlich verſchüttet ſind. Noch immer glüht der Aether im flammenden Abendroth, und noch immer ſprudelt die Dichterquelle der Arethuſa. Das blühende Meſſina, an der wogenden Meerenge, mit ſeinen Palläſten, Klöſtern, Kirchen u. ſ. w., umgeben von einem paradieſiſchen Garten, wo die goldene Frucht des Südens ewig blüht und wächst, ſöhnt uns auch mit der Gegenwart aus. — Wir können uns jezt, um in unſer Vaterland zurückzukehren, jener Karavane anſchließen, welche über den hügeligen Vordergrund theils zu Pferde, theils in von Maulthieren getragenen Portechaiſen dahinzieht; doch müſſen wir vorher wohl beſcheiden um Erlaubniß fragen, denn es iſt der Zug König Ludwigs (damaligen Kronprinzen), der mit ſeinem Gefolge ſich auf die Rückreiſe begibt, und den wir ſelbſt, allen Uebrigen vorangeſprengt, auf einem Schimmel reiten ſehen. Hinüber über die Meerenge geht's jezt, nach dem freundlichen Reggio, der Hauptſtadt der Provinz Calabria ulteriore, wo man das Zauberſpiel der Fata Morgana zu beobachten pflegt. Wir können von hier aus noch einen Scheideblick auf Siciliens Küſte, auf Meſſina und den dampfenden Aetna werfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 9. April 1835.

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle ſind.

Platen.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortſetzung.)

Das Kind rieth und rieth wieder hin und her; waren's die beiden Naturen? die beiden Frauen? es war nicht auszurathen, bis ſpäter am Tage, als die Todesbotſchaft angelangt, wo es dann wieder zu ſpät geweſen. Das Nichtgelingen hatte den Dichter noch ſorglicher denn zuvor gemacht. Wir wiſſen ſchon, mit der anbefohlnen Abſtinenz war's nicht gelungen, über dem verdrießlichen Zuwarten waren ihm Zeit und Weile lang geworden, und er hatte ſich verplempert. Draußen galt bei ihm die Zweifelderwirthſchaft, im Hauſe führten die zwei Frauen ein doppelt Regiment, die Eine über, die Andere unter der Erde, und es ging, wie überall, wo's zweiherriſch iſt, bunt genug ſchon durcheinander. Sollte er nun gar die Dritte einführen, welcher Gott und welcher Heros hätte dem Bequemen dann den Hausfrieden auch nur eine Stunde zu wahren vermocht! Alſo wurde der Herr bedenklich und immer bedenklicher, und ſteckte zulezt auch das Kind, das doch ſonſt eine gute Natur hatte, mit ſeiner Bedenklichkeit an.

Da kam ein Jüngling über die Berge dahergeſchritten, blühend in ſchöner Jugendfülle, er auch wohlgethan und edel in der Seele, in Geſtalt und Haltung friſch und wacker und fröhlich in all ſeinem Thun. Der geiſtigen Gaben viele waren auf ſein Haupt gelegt; aus gutem Metall ergoſſen und erhauen war das Bild, und mit Anmuth umfloſſen ſein ganzes Weſen. Auch ihm war die Gabe des Geſanges in den Mund gegeben, und Scherze umblühten ihn, wohin er den Schritt gelenkt. Mochte er nun, einem Schwane gleich, mit ſchön gebogenem Halſe langſam über den Waſſerſpiegel gleiten, von Geſangeswellen umſpielt und eine leuchtende Furche hinter ſich ziehend, oder auch wie der Delphin ſich auf dieſen Wogen wiegend ſchaukeln; mochte er als Edelfalke leuchtenden Auges durch die Lüfte ſchießen und der Beute ſeines Witzes harren; mochte er mit den Flammen der Begeiſterung ſpielen und ſich ergötzen, wie ſie ihm gleich jungen Löwen die Hände mit den Feuerzungen leckten: überall war er gleich zierlich, anmuthig und adelig, und dabei, wie mild, ſo verläſſig in feſter Treue. Die Erſcheinung ging nicht unbemerkt vorüber, auch das Kind begann im Horoſkop zu ziffern und zu berechnen, und ſeltſam! hier wollte Alles zuſammentreffen und ineinanderklingen, Morgenlicht und ſchlummererwachte Blume, Abendlicht und in Schlaftrunkenheit ſich ſchließende. Was ſich reimte, einte ſich auch bald zuſammen, ſo hatten, wie es ſcheint, die Götter es gemeint; Poeſia, die Erſtherübergekommene, war für den älteren Dichter die

Rechte, dem jüngern gehörte die Zweitgekommene an, und jener mußte abſtehen. Und darin vor Allem hat er ſeine verſtändige Klugheit und das ſchöne Ebenmaß ſeiner Natur bewährt, daß er, als nun die Wahlverwandtſchaften am Geſichtskreis aufgegangen, zur rechten Zeit abgebrochen und nicht etwa den Silberfaden bis zu den Schlacken ausgeſponnen. Im Himmel freit man nicht und läßt ſich nicht freien; die Genialen könnten es eben alſo halten, thun ſie aber gleich den andern Menſchenkindern, dann müſſen ſie ſich auch den Geſetzen fügen, in denen dieſe das im Durchſchnitt Beſte, Schicklichſte, Mindeſtnachtheilige ausgefunden und feſtgeſtellt.

So iſt es um Urſprung und Grund dieſes Buches beſtellt, dem, wie kaum zu zweifeln, eine ſehr in Zwieſpalt getheilte Aufnahme werden wird. Schwerlich wird es ſchimpflichem Loben, wie rohem Zertreten und ſchmutzigem Betaſten entgehen; wer mit nackter Seele alſo heraustritt in die Welt, in einer in der Schlammgrube langſam dahin rinnenden Zeit, wie die gegenwärtige, muß ſich gefaßt machen auf's Märtyrthum für die Indiskretion, die er begangen. Es wird die dieſer Liebesmyſtik noch abgehende Mortifikation nachträglich ergänzen, und ſo genommen, ſich ertragen laſſen. Aber gegen dieſe Myſtik ſelbſt, als Gattung betrachtet, werden auch die Ernſten im Lande, obgleich Petrarca ſie hoch zu Ehren gebracht, nicht geringes Bedenken zu Tage legen, weil ſie zugleich zu tief und zu hoch ſich ſtellend, kaum dem Vorwurfe der Unnatur ſich entziehen mag. Zu tief wird ihr Standpunkt ſolcher Urtheilsweiſe erſcheinen müſſen, weil ſie, zwar in löblichem Streben überall auf die Einheit dringend, doch nicht bis zur echten und innerſten vorgedrungen, ſondern auf halbem Wege umkehrend, bloß mit einem Scheinbilde derſelben ſich begnügt. Und weil nun der Schein, ſo urtheilt dieſe ſtrengere Anſicht weiter, nimmer einſtehen kann für das Wahre und Rechte, ſo müſſe die Einbildungskraft aufgeboten werden, um das Fehlende zuzulegen, und die, in ihrer Willigkeit gar leicht erbeten, drängt und treibt und begeiſtert immer tiefer in die Illuſion, daß der Staub der Erde über ſich hinausgewirbelt, als das Unvergängliche begrüßt wird, und in falſcher Strahlenbrechung das flüchtige Meteor als Standſtern des Himmels erſcheint. Daraus müſſe dann jener auf den Höhen opfernde Götzendienſt ſich entwickeln, der, indem er auf ein, wenn auch noch ſo reich begabtes Haupt alle die Namen und Ehren lege, die nur von Einem mit Wahrheit ausgeſagt werden können, an dieſem Raub ausübe, ſich ſelber aber mit einem geſchnitzten Bilde in ſeinen beſten Gefühlen täuſche und hintergehe, und überdem auf der andern Seite ähnliche noch ſchlimmere Täuſchung hervorrufe. Daran knüpfe ſich dann auch mit beinahe unabwendbarer Nothwendigkeit jene hohle, leere, dem Chriſtenthum durchaus feindliche Naturbegeiſterung, die, ſtatt die Natur zum Spiegel der Religion zu machen und ſie dadurch, von höherer Weihe berührt, über ſich ſelber zu erheben, umgekehrt die Religion zum Spiegel der Natur degradirt, dieſe dadurch in heidniſcher Weiſe vergöttert, jene aber profanirt und materialiſirt, und ſich nun befugt hält, mit dem wegwerfendſten Dünkel über die Entwürdigte hinzufahren, wie wir davon die merkwürdigſten Proben uns haben gefallen laſſen müſſen. Da tauchen dann Lehren auf, gleich zweideutiger Art, wie die Stimmung, aus der ſie hervorgegangen, z. B.: „Die Philoſophie iſt Symbol der Leidenſchaft zwiſchen Gott und dem Menſchen, die Liebe aber iſt Metamorphoſe der Gottheit: Gott iſt Menſch geworden im Geliebten. Dieſelbe Liebe iſt aber auch Stimme des Gewiſſens, was ihr nicht zuſagt, iſt Sünde, die nur durch ein Abwenden aus der Umarmung der idealiſchen Liebe geboren wird. Sie iſt aber auch der Genius in dir: liebſt du, dann nimmt er ſinnliche Geſtalt an, du liebſt ihn dann in dem Geliebten, wie du mit ihm biſt, wenn du allein weilſt in der Einſamkeit. Selbſtbeherrſchung iſt daher, wenn deinem Genius die Macht über deinen Geiſt gegeben iſt, die der Liebende dem Geliebten einräumt; denn das iſt die rechte Selbſtbeherrſchung, die ſich durch ihn beherrſchen läßt. Sey darum mit deinem Genius, ſo biſt du auf dem geraden Wege zum Himmel; denn nur was eine Kluft bildet zwiſchen dir und ihm, iſt Sünde; nichts aber iſt Sünde, was nicht mit ihm entzweit, weil er die göttliche Freiheit iſt in uns, und ſo kann denn auch nur er die verletzte Unſchuld wieder herſtellen. Er iſt das innere Auge, und wenn wir wiſſen, daß alle äußern Augen dies eine innere Auge ſind, ſo thun wir Alles ihm zu lieb; denn unſer Trieb, ſchön zu handeln, iſt der Trieb, dieſem Auge wohlgefällig zu erſcheinen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Europa und der Orient.

(Beſchluß.)

Bereits iſt bekanntlich eine Menge meiſt ſehr reichhaltiger und wichtiger Werke über indiſche Literatur erſchienen, aber noch iſt unendlich viel zu thun. Beſonders ſind noch die Vedas anzudeuten, die für den Indier das ſind, was dem Chriſten die Bibel iſt. In dieſer Sammlung, die ſich aus dem höchſten Alterthum herſchreibt, haben die Bramanen den ganzen Schatz ihrer phyſiſchen und metaphyſiſchen Kenntniſſe, ihrer theologiſchen und moraliſchen Lehren niedergelegt, und in dieſen unſchätzbaren Büchern ſpiegelt ſich die ganze Urzeit, die

Digitized by Google

patriarchaliſche Welt des merkwürdigſten Volks. Was man bis jezt von den Vedas wuſte, beſchränkt ſich ſo ziemlich auf das, was der berühmte Colebrooke in ſeiner gelehrten Abhandlung gab, auf die Fragmente, welche der Bramine Ram-Mohun-Roy in's Engliſche überſezt, und das Stück des Rigveda, das Roſen zu London herausgegeben hat. Deſto wichtiger erſcheint das neue Pariſer Unternehmen, wovon der Proſpektus vor uns liegt.

Einer der wichtigſten Theile der Vedas ſind die Oupanichats, Sammlungen phyſiſcher und metaphyſiſcher Betrachtungen, welche eigentlich die Grundlage der bramaniſchen Theologie und Philoſophie bilden. Dieſe Bücher nun werden gegenwärtig zu Paris nach den auf der Londoner und Pariſer Bibliothek befindlichen Handſchriften von Poley herausgegeben. Bereits iſt damit der Anfang gemacht; dem Text werden die Gloſſen der indiſchen Commentatoren, die zum Verſtändniß unentbehrlich ſind, und eine Ueberſetzung beigegeben. Zu gleicher Zeit ſoll aber das wißbegierige Publikum auch mit dem Syſtem der Vedanta, das heißt der orthodoxen, auf die Vedas gegründeten Philoſophie bekannt gemacht werden, und zwar durch Herausgabe der Shariraka-Soutras, oder Vedanta-Soutras, mit dem Kommentar des berühmten Sancara-Atcharya, der das merkwürdige Syſtem am vollſtändigſten entwickelt hat. Dieſes Werk gibt den eigentlichen Schlüſſel zum Tempel indiſcher Weisheit. Sancara entwickelt im kräftigſten Styl, mit dem höchſten Scharfſinn Lehren, denen die europäiſche Einbildungskraft in ihrem transcendentalen Fluge oft kaum folgen kann, die aber auffallend an die Spekulationen der älteſten griechiſchen Philoſophie erinnern. Dieſer Schriftſteller iſt gewiſſermaßen der indiſche Ariſtoteles, ſofern er für den eigentlichen Repräſentanten der indiſchen Weisheit gelten kann. Er lebte zu einer Zeit, wo der Bramanismus bereits ſeit Jahrhunderten im Sinken begriffen war; eine Menge neuer Sekten waren aufgeſtanden, an deren Spitze die Buddhiſten als die furchtbarſten Feinde der alten Lehre erſcheinen, und Sancaras Beſtreben im angekündigten Werke ging nun dahin, den Vedas ihre alte Autorität wieder zu erobern und die alte Einheit im Glauben herzuſtellen. Wirklich bewundernswürdig iſt die Gewandtheit ſeines Geiſtes und die Schärfe ſeiner Dialektik, Eigenſchaften, in denen er den Griechen um nichts nachſteht; ſeine Schwächen und Irrthümer aber ſind bloß die allgemeinen des ganzen Kulturzuſtandes, deſſen beredteſtes Organ er iſt. Sancara lebte im achten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Sein Werk iſt zugleich die erſte Probe indiſcher Proſa.

Indem wir die deutſchen Liebhaber der indiſchen Literatur auf das neue Unternehmen aufmerkſam machen,* theilen wir zum Schluß einige Sätze aus einem berühmten Oupanichat, Kathaka genannt, in Ueberſezzung mit.

„Wiſſe, der Geiſt iſt der Herr des Wagens, und der Wagen iſt der Leib. Wiſſe, der Verſtand ſteht auf dem Wagen und lenkt ihn, aber das Herz hält die Zügel. — Die Sinne ſtellen die Roſſe vor, und der Wagen rollt über die Sinnengegenſtände wie über einen gebahnten Pfad. Aber die Weiſen erblicken in dieſem Bunde von Geiſt, Sinnen und Herz ein einzig Weſen und nennen es das Weſen, das genießt. — Der Menſch, der die Erkenntniß nicht hat und deſſen Herz immer fern geblieben dem höchſten Geiſt, der wird fortgeriſſen von den unlenkſamen Sinnen, wie von wilden Roſſen. — Der Menſch aber, der die Erkenntniß hat, und deſſen Herz den ewigen Bund geſchloſſen mit dem höchſten Weſen, der gebietet den Sinnen, und die Sinne gehorchen ihm, wie gut gezähmte Roſſe. — Der Menſch, der nichts weiß und deſſen Herz ewig zerſtreut iſt, iſt unrein; er gelangt nicht zum höchſten Wohnſitz, er kehrt zurück zur vergänglichen Welt. — Nur wer die Erkenntniß hat, nur weſſen Herz geſammelt iſt für und für, nur der iſt rein; er gelangt zum höchſten Wohnſitz und kehrt nicht wieder zur Erde. — Ja, derjen'.*, deſſen Wagen die Weisheit lenkt, der ſein Herz gebändigt, der landet am andern Strande der Welt und geht ein in Vishnous oberſten Wohnſitz. — Die Sinnengegenſtände ſind über den Sinnen, über den Sinnen iſt das Herz, über dem Herz der Verſtand, über dem Verſtand die große Seele. — Ueber der großen Seele iſt das Unſichtbare, über dem Unſichtbaren iſt der höchſte Geiſt; über dem höchſten Geiſt iſt nichts, er iſt das Ziel, der lezte Punkt der Reihe. — Dieſer Geiſt iſt verborgen in allen Weſen und nirgends ſichtbar; aber weſſen Auge durchdringt bis zum feinſten Stoff, der gewahrt ihn wohl mit der Schärfe des Verſtandes, der ſich ſtreng auf Einen Punkt richtet. — Wachet auf, erhebet euch, kommt heran zu den großen Lehrern und höret. Die Weiſen ſprechen: ſchwierig iſt der Pfad, der zur Erkenntniß der Wahrheit führt, man wandelt darauf, wie auf der Schärfe eines Schermeſſers."

* Beide Werke werden hundert Bogen lithographirten Text in 4. umfaſſen; monatlich erſcheint eine Lieferung von fünf Bogen, nebſt Ueberſezung.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Turin, März.

Ein ſeltenes Jubelfeſt. Stiftungen. Akademie.

In unſerer Adminiſtration, die täglich an Klarheit, Ordnung und Rechtlichkeit gewinnt, trug ſich vor Kurzem

ein ſeltener und rührender Fall zu. Der Baron Alexandry, Präſident des Obertribunals in Chambery, war hundert Jahre im Dienſt, und zwar noch im aktiven, denn er wohnte noch regelmäßig den Sitzungen ſeines Gerichtshofs bei, theilte rüſtig ſeine Arbeiten und konnte den um ein halbes oder zwei Drittheil Jahrhundert jüngern Richtern zum Muſter dienen. Nie war er einen Augenblick krank geweſen. Zwei ſeiner Söhne, gleichfalls Tribunalspräſidenten und Provinz-Intendanten, auch hochgeachtete, aber ſchon bejahrte Männer, waren zur Feier dieſes Tages gegenwärtig, der mit kirchlicher Feierlichkeit begonnen wurde, an der die Präſidenten und Oberrichter aus vielen Theilen des Königreichs, mit der ganzen, ſehr zahlreichen Familie des Jubelgreiſes, beſtehend aus Ur-Urenkeln, Urenkeln, Enkeln und Enkelinnen, Theil nahmen; hierauf wurde eine Gerichtsſitzung unter ſeinem Präſidium gehalten, an der er, wie gewöhnlich, thätigen Theil nahm. Später wurde ihm in einem großen Saale des Tribunals ein Bankett gegeben, wo ihm der Gouverneur von Savoyen im Namen des Königs zu ſeinem Feiertag Glück wünſchte und ihm das Großkreuz des St. Lazarusordens überreichte. Sehr angenehm wurde der Jubelgreis überraſcht, als ein Muſikchor in einem Nebenzimmer das bekannte Lied: où peut on être mieux qu'au sein de sa famille, zu ſpielen begann. Er ſang ſelbſt mit lauter Stimme mit, und erſt Abends zehn Uhr ging man auseinander. Er beſtand darauf, nach alter Weiſe zu Fuß nach Haus zu gehen. Sieben Monate darauf präſidirte er wie gewöhnlich, und ſprach eben, da kam der Tod und rührte ihn ſanft an; denn er ſank zwar ſogleich todt von ſeinem Lehnſtuhl, die gewöhnliche Freundlichkeit war aber noch immer auf ſeinen Lippen, ja auch im Sarge hatte er ſie noch. Er war hundert-und-zwanzig Jahre alt.

Es iſt kein Wunder, wenn ſich die bildenden Künſte und die Muſik jezt bei uns mehr heben, als früher; denn nicht allein der Hof und die Regierung thun alles Mögliche dafür, ſondern auch Privatperſonen. Die Gräfin Tornielli di Vergana ſtiftete in ihrer Vaterſtadt Novara eine Schule für Künſte und Handwerke in zwei Abtheilungen nach den Geſchlechtern, mit den nöthigen Sammlungen, Einrichtungen und einer Kunſtbibliothek. Viermal-hundert-tauſend Lire wurden dazu als Fonds hergegeben. Ein Herr Gimelli in Genua hat zwei nicht minder verdienſtliche Stiftungen gemacht, zuerſt ein Hoſpital für arme, gebrechliche Leute, und dann eine Erziehungsanſtalt für arme Mädchen. Die Akademie der Wiſſenſchaften bekümmert ſich jezt mehr um das nordiſche Ausland, wiewohl keines ihrer ordentlichen Mitglieder Deutſch genug verſteht, um ein wiſſenſchaftliches Buch in dieſer Sprache leſen zu können. In der lezten Zeit wurden Berzelius in Stockholm, A. Humboldt in Berlin, Gauß in Göttingen, Mai in Rom und Savigny in Berlin zu Mitgliedern der Turiner Akademie ernannt.

(Die Fortſetzung folgt.)

München, April.

(Beſchluß.)

Rottmanns italieniſche Landſchaften.

Der Künſtler führt uns jezt in einem kleinen, von den muthwillig gaukelnden Wellen geſchleuderten Schiffe an der unheimlichen, gefährlichen Scylla vorbei. Ganz nahe iſt unſer Fahrzeug dem nubeildrohenden Felſen, und wir könnten leicht einen gewiſſen Tod in der klaſſiſchen Brandung finden. Doch unſere Schiffer wiſſen die anſtößigen und ſchwierigen Stellen im Homer oft beſſer zu überwinden, als unſere Philologen, ſie ſteuern uns ſicher vorbei, und wir brauchen die heulende Charybdis nicht zu fürchten. Cephalu, der ſicilianiſchen Intendantur Palermo gehörig, iſt unſer leztes Reiſeziel. Noch einmal führt uns der Künſtler als theure Reiſeerinnerungen blauen Himmel, antike Trümmer, Meer und Felſen und ſübliche Früchte vor. Ein paar dunkle ſicilianiſche Burſche, in einem Koſtüm, welches, wie das des erſten Menſchenpaares im Paradieſe, auf die glühende Sonne hindeutet, brechen ſich die köſtlichſten indiſchen Feigen von dem wildwachſenden Baume im Vordergrunde. In einer beſcheidenen Ecke des Gemäldes bemerken wir auch die kurze Inſchrift: Karl Rottmann, angefangen im Jahre 1830, vollendet im Jahre 1834. – Die meiſterhafte Auffaſſung und Ausführung all dieſer Bilder zu detailliren, wäre überflüſſig. Der Künſtler hat die Natur in ihren poetiſchſten Stimmungen belauſcht, und was er ſah, was er fühlte, das konnte er uns mit Zügen und Farben getreu wiedergeben. Rottmann hat mit dem Auge gemalt. In Fernungen und Mittelgründen nähert ſich unſer Künſtler dem Meiſter Claude Lorrain, in ſeinen Vorgründen hat er ihn, man darf ſagen, übertroffen. Auch bei ihm findet man, wie beim Claude, jenen ſchwimmenden, ätheriſchen Duft, welcher in der Natur die verſchiedenen Tages- wie Jahreszeiten bezeichnet, durch alle Abſtufungen bis auf die weiteſte Ferne geführt, ohne daß die Lokalfarben die mindeſte Störung dadurch erlitten. Rottmann hat mit ergreifender Wahrheit die friſche Morgenluft mit ihren leichten Nebeln, wie den drückenden, glühenden Scirocco gemalt. Die Staffagen, womit der ſinnige Künſtler ſehr ſparſam war, um die poetiſche Ruhe der Landſchaft nicht zu ſtören, ſind überall höchſt maleriſch und ſinnreich angeordnet, wie ausgeführt. Hier iſt er größer, als Claude, der keine Staffage zeichnen konnte, und der von ſich ſelbſt ſagte: „Die Landſchaft laſſ' ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein.“ Claude Lorrain, der längere Zeit in und um München lebte, konnte gewiß keinen würdigern Nachfolger, als unſern Rottmann finden. Ueber jeder der landſchaftlichen Fresken befindet ſich ein Diſtichon von unſerm allverehrten König, von denen ich zum Schluſſe einige anführen will.

Acqua acetosa.

Flieh aus den Mauern von Rom, um Rom, das alte, zu fühlen,
Flieh in die Einſamkeit her, wo es ſich lebet dem Geiſt.

Ruinen Roms.

Stumm nun ſtehet ihr da für die Menge, jedoch den Geweihten
Redet ihr laut; ſo daß Alles darüber verſtumme.

Campagna di Roma.

Oede immer dem Blick, am bevölkertſten aber dem Geiſte
Biſt du, ſtilles Gefild, denn die Vergangenheit lebt.

Lago averno.

Wo der Unterwelt düſtern Eingang das Alterthum ſetzet,
Wandeln in lichter Natur jezo die Menſchen vorbei.

Selinunt.

Schaudernd wich Poſeidon für immer, für immer Demeter,
Kypris nur blieb hier. Ewig die Liebe beſteht.

Das Theater von Taormina.

Wo einſt mächtig ergriffen die Tauſend und Tauſende ſaßen,
Fliehet die eilende Zeit einſam beſtändig vorbei.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Freitag, 10. April 1835.

— Ein Räthſel iſt des Menſchen Herz:
Oft ſtammt der Wunſch, unendlich fortzuwandern,
Unwiderſtehlich herrlich in uns auf.

Hölderlin.

Abschied von Frankreich.

Von Lamartine.

Ueberſezt von G. Schwab. *

Wenn eines raſchen Segels Falten ich
Hingebe, was von Ruh' und Glück mir ward,
Wenn ich des tück'ſchen Elementes Flug
Zween Theile meines Lebens, Weib und Kind,
Vertraue, wenn ſo reicher Zukunft Luſt
So vieler Herzen Schlag dem Wogenſpiel,
Dem Sand, den Wolken überlaſſen will,
Ohn' andres Pfand für eine Wiederkunft,
Als einen Maſt, vom Mittagswind gebeugt:
So iſt's nicht, weil des Goldes Durſt ein Herz,
Das beſſ're Schätze ſich geſammelt, quält,
Nicht, weil an mir die heiße Sucht nach Ruhm,
Den noch vergänglicheren, zehrend frißt,
Noch weil in unſ'rer böſen Zeit das Glück
Mir Dante's Koſt, das Salz des Elends, beut,
Weil wankelmüthiger Parteien Zorn
Die väterliche Schwelle mir zerbrach.

Nein, weinend laſſ' in eines Thales Grund
Ich ſchattenvolle Bäume, Feld und Haus,
Noch warm von der Erinnerungen Schaar,
Von manchem Blick am Horizont begrüßt.
Dort winken Ruheplätzchen mir im Holz,
Wo das Parteigeräuſch nicht widerhallt,
Wo ſtatt des bürgerlichen Sturms mein Ohr
Nur Freud' und Benedeiungen vernimmt.

Dort zittert, weil ihn unſer Bild umgibt,
Ein greiſer Vater, wenn der dumpfe Laut
Des Windes durch die alten Zinnen fährt,
Erhebt ſich, betet zu dem Herrn des Sturms,
Den Wind zu meſſen nach der Segel Kraft;
Und fromme Bauern, Diener ohne Herrn,
Die ſuchen auf dem Raſen unſ're Spur,
Und Hunde, die ſich ſonnen vor der Thür,
Bei meinem Namen murren liebevoll.

Mir wurden Schweſtern, an der gleichen Bruſt
Genährte, Zweige, die am ſelben Aſt
Sanft wiegen ſollte gleicher Wind, wie mich;
Und Freunde, deren Herzensblut iſt mein's,
Sie leſen mir im Auge, mir im Geiſt;
Und unbekannte Herzen hab' ich auch,
In denen mir die Muſe lauſcht, ein Ohr

* Aus Lamartine's Reiſe in den Orient, die demnächſt zu Paris im Original, und gleichzeitig in einer deutſchen Ueberſezung, Stuttgart bei Mezler, erſcheinen wird.

Digitized by Google

Geheimnißvoller Freunde hat mein Vers,
Hat einen unſichtbaren Widerhall
Auf meinem Pfade hier und dort zerſtreut,
Der mir zurückſchickt meiner Laute Klang.

Doch Triebe hat der Geiſt, ſelbſt die Natur
Eeforſcht ſie nicht, gleich jener Vögel Tried,
Dee über breitee Waſſer Tiefen ſie
Zu fremder Nahrung führt, in Einem Flug.
Was ſuchen ſie im öſtlichen Revier?
Gibt's Moos und Stroh nicht unter unſrem Dach?
Nicht Garben, geld von unſrem Sonnenſtrahl,
Aus denen Korn für ihre Jungen fällt?
Mir auch, wie ihnen, ward mein täglich Brod,
Wie ſie, hab' ich den Berg, des Fluſſes Schaum,
Und meiner Wünſche Dueſt iſt größer nicht:
Doch wandr' ich, gleich wie ſie, und kehre heim,
Mich treibt's, wie ſie, dem Morgenrothe zu.
Noch hab' ich nicht mit Aug' und Hand berührt
Der Menſchheit erſten Sitz, die Erde Hams,
Aus welcher Gott das Menſchenherz geformt;
Noch hab' ich anf dem Sandmeer nicht geſchifft,
Mich ſchläfeend nicht auf dem Kameel gewiegt,
Am dreibepalmten Hebronsboene nicht
Den nie geſtillten Dueſt beſänftiget,
Noch nicht auf meinem Mantel unter'm Zeit
Geruht im Staub, drauf Hiob ſich gewälzt,
Noch nicht beim Wellenſchlag des Segeltuchs
Die Träume Jakobs in der Nacht geträumt.

Ja, von den ſieben Blättern dieſer Weit
Blieb Eines noch zu leſen übrig mir:
Ich weiß nicht, wie die Sterne flimmern dort,
Die Bruſt dort athmet, ſchwer vom Nichts gedrückt,
Das Herz dort ſchlägt, wenn es den Göttern naht.
Ich weiß nicht, wie, an einer Säule Fuß,
Zum Ohr des Sängees, weicher unter ihr
Von alten Tagen tiefbeſchattet ſteht,
Der Grashalm redet, und die Erde ſummt,
Und im Vorübergehn die Welle murrt.

Noch hört ich nicht im aiten Cederwald
Der Völker Lärm und ſeinen Widerhall;
Noch ſah ich nicht heeab vom Libanon,
Wie unter Gottes Fingee ſich der Flug
Prophet'ſcher Adler ſenkt auf Tyr's Pallaſt.
Mein Haupt hat auf der Eede nicht geruht,
Wo von Palmyra nur der Laut noch lebt,
Mein Fuß hat, tönend durch die Einſamkeit,
Noch nicht erſchüttert Memnon's leeres Reich.

Aus ſeinee Tiefen Abgrund hört' ich noch
Des Jordans Schluchzen nicht, der tiefer weint,
In noch erhabeneren Klagen rauſcht,
Als ſie der Seher * ihm einſt zugeſtöhnt.
Noch hab' ich meiner Seele nicht gelauſcht
Im Hall der Grotte, wo das Flammenlied
Dem Königsbarden in der Nächte Schooß
Die Harfe glühend aus den Fingern rang.

Und noch nicht ging ich auf der Gottesſpur,
Wo untee'm Oelbaum unſer Herr geweint;
Hab' auf den Wurzeln dort noch nicht geſucht
Die Thränen, die kein Engel trocknen kann;
Hab' hohe Nächte dort noch nicht gewacht,
Im Garten, wo, in blut'gem Todesſchweiß,
Von unſern Sünden und von unſeem Leid
Den Widerhall vernahm ein einzig Herz.

Die Stirne ſenkt' ich noch nicht in den Staub,
Dem, ſcheidend, ſeinen Fuß Er eingedrückt,
Den Stein hat noch mein Kuß nicht ausgehöit,
Wo ſeine Mutter Ihn degeaben, Ihn
Gehüllt in ihrer Thränen Spezerei.
Noch nicht zerknirſcht ſchlug ich an meine Bruſt,
Wo Er die Zukunft durch den Tod errang,
Die offnen Arm' entgegenhieit der Weit,
Und, ſie zu ſegnen, neigete ſein Haupt.

Seht! darum reiſ' ich, darum wag' ich jezt
Den Reſt von Tagen, nichts hienieden werth!
Gleich iſt's, an welchem Strand ein Winteewind
In dürrem, ſchattenloſem Baume ſpielt.
Der Thor! ſo ruft die Menge — thöricht ſelbſt!
Nicht Jeder findet überall ſein Beob;
Des Wanderſängers Brod iſt der Gedank',
Ihn machen ſeines Gottes Werke ſatt.

Leb wohl denn, Vater, Schweſtern, lebet wohl!
Leb wohl, im Nußbaumſchatten, weißes Haus!
Lebt wohl, ihr müß'gen Renner dort im Gras!
Und ach, mein treuer Hund, allein beim Herd!
Es ängſtet euer Bild mich, folgt mir nach,
Ein waenungsernſter Schatten meines Glücks!
Ach! ſey die Stunde, die uns wieder eint,
Nicht auch ſo zweifelhaſt, nicht auch ſo ernſt!

Und Erde du, mehr Spiel von Wind und Fluth,
Als dieſes Beett, drauf mein Geſchick ſich wiegt,
Die du der Weit Schickſal im Schooße trägſt,
Leb wohl! dein Ufer ſchwindet meinem Blick!
Zerreiße bald ein Lichtſtrahl das Gewölk,
In das ſich Tempel, Thron, Volk, Feeiheit hüllt,
Entflamme reiner auf dem heil'gen Strand
Dir deinen Leuchtthurm von Unſterblichkeit!

---

* Jeremias.

Und du, Marſeille, das, an Frankreichs Thor
Gelagert, gaſtlich deinen Hafen wölbſt,
Der, Hoffnung ſtrahlend, über dieſem Meer
Der Schiffe Flügeln zeigt ſein Adlerneſt,
Wo meine Hand manch liebe Hand noch drückt,
Mein Fuß noch zögernd, voll von Liebe, weilt:
Empfang im Vaterland den lezten Wunſch,
Den erſten, wenn ich wiederkehre, nimm!

Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde.

(Fortſetzung.)

Dieſe und ähnliche Lehren, wie ſie das geiſtreiche Buch in Menge aufſtellt, wenn in Beziehung auf die rechte Einheit und Mitte, die rechte Liebe und den wahren Genius genommen, unſchuldig und wahr, werden jenem Ernſte, wenn auf die falſchen Reflere zurückbezogen, nothwendig ſehr verfänglich erſcheinen müſſen, und die Möglichkeit eines ſolchen zweifachen Bezugs iſt eben durch die zweiherriſche Stellung des ganzen Verhältniſſes gegeben. Mit Lehren ähnlicher Art hat ſchon das alte klaſſiſche Griechenland einen Verſuch in's Große hin gemacht; der Ausgang dieſes Experimentes hätte für alle Zeit von Wiederholung deſſelben abſchrecken ſollen, wenn überhaupt die Erfahrung früherer Geſchlechter den folgenden etwas gälte. Neben dieſer Unbeſtimmtheit des Verhältniſſes wird denn auch die Unſicherheit deſſelben jener ernſtern Geſinnung ein großer Anſtoß ſeyn, und es möchte ihr verwegen erſcheinen, am äußerſten Rande menſchlicher Beziehungen auf der ſchmalen, ſcharfen Kante, dieſſeits und jenſeits welcher die nachtbedeckten Abgründe der menſchlichen Natur in unabſehbare Tiefen niedergehen, den Tanz, den jene mohriſchen Frauen vor Kaiſer Friedrich dem Zweiten aufgeführt, zu tanzen, und Gott mit ſolcher Kühnheit zu verſuchen.

In ſolcher und ähnlicher Weiſe möchten manche ernſthafte Stimmen ſich über das Buch vernehmen laſſen; ihr Urtheil, wenn auch nicht poetiſch, wird doch bei Gleichgeſtimmten vielfachen Eingang finden, und mir ſelbſt würde es ſchlecht anſtehen, wollte ich im Weſentlichen mich nicht zu ihm bekennen. Inzwiſchen über geſchehene, ganz abgeſchloſſene Dinge zu rechten, iſt ein wenig fruchtendes Bemühen, und da das Abenteuer ohne ſichtlichen Nachtheil abgelaufen, dürfen wir es ſchon von der heitern Seite faſſen, und uns an der geiſtreichen Lebendigkeit erfreuen, mit der es beſtanden worden. Es iſt einmal nicht anders, wenn eine Zeit, nachdem ſie lange auf getretenem Wege fortgewandert und fortgeſtolpert, und unter ihrem Gehen, Reiten und Fahren die Straße ſich abgenuzt und zum Theil grundlos geworden, auf den Gedanken kommt, ſie ſey beſchwazt, angeführt und überliſtet worden, als ſie geglaubt, die gerade Linie ſey der kürzeſte Weg zwiſchen zwei Punkten; dann kann ihr nicht gewehrt werden, wenn ſie eine krumme ſucht, die näher zum Ziele führt. Da werden denn tauſend Pfade rechts und links getreten, alle Sümpfe durchwatet, alle Klippen erſtiegen und alle Steine beſchritten; ſie wird es ſich aber zulezt doch wohl gefallen laſſen, nach großer Mühſal wieder in die alte Straße einzulenken, wie die Philologen gethan, die, nachdem ſie von Moskau bis Liſſabon viele tauſend Manuſcripte des neuen Teſtaments verglichen, zulezt gefunden, daß es beim alten Terte ſein Bewenden habe. Es kommt alſo, die natürliche Befugniß einmal eingeräumt, auf die Geſinnung an und den Geiſt, indem die Reiſe in partibus infidelium unternommen worden, und dieſe müſſen wir an dieſer kühnen Landfahrerin in alle Weiſe rühmend anerkennen. Manche Konvenienzen ſind in der Ausführung ihres Buches verlezt, einige Perſönlichkeiten ohne Noth verſehrt, aber keine höhere Schicklichkeit irgend angetaſtet. In einer Zeit, wo cyniſche Frechheit die Literatur zum Blocksberge gemacht, und der Bock am hellen Tage auf offenem Markte hält, und die Säue, in die die ſubalternen Teufel hineingefahren, ihn grunzend und laut ſchreiend umtanzen, hat ſie bei aller Sorgloſigkeit, Kühnheit und Ungebundenheit auf's Sorgſamſte jede gute Zucht zu bewahren gewußt, ſo daß die tanzenden Galane von ihrem eigenen Unrathe hineinlegen müſſen in ihr Buch, wollen ſie in ihm ein Lager ſich bereiten. Nichts kriecht in ihm Staub freſſend und im Schlamme ſich mäſtend; Alles ſtrebt im Fluge nach oben, in vollen Athemzügen die Lüfte trinkend. Alles, was ſonſt im Naturtriebe der Tiefe zueilt, wird zur Höhe hinaufgewendet, und dabei zeigt ſich doch keine Spur ſentimentaler Abgeſtandenheit; Fleiſch und Blut, ſo viel nöthig iſt, aber Beides in ſchöner Linie zurückgehalten, und darum Alles friſch und rund, und ſprühend und lebendig, und in Mitte dieſer Lebendigkeit eine Natur wirkſam, die ſich gibt, wie ſie iſt, weil ſie nichts Arges zu verbergen und zu bemänteln hat; dabei Scherz und Ernſt, Wiz und Verſtand, Scharfſinn und Einbildungskraft im anmuthigſten Wechſel ſpielend, und überhaupt der Gaben ſo viele ausgelegt, daß es langer Zeit bedürfte, jeder ihr Recht zu thun und ſie nach der Gebühr zu preiſen. Als das Kind einſt waſſerſchöpfend zum Brunnen gegangen, hat die Fee an ſeinem Rand geſeſſen, und da es gutmüthig die Dürſtende aus ſeinem Krug getränkt, hat ſie ihm zum Dank die Gabe verliehen, daß, wenn es den Mund öffne, eine Roſe oder ein Edelſtein niederfalle, und es hat von dieſer Gabe hier ſattſamen Gebrauch gemacht.

Digitized by Google

So weit wäre nun Alles gut, die Pfade wären geebnet und die Wege bequem gerichtet; aber damit iſt's noch keineswegs abgethan; denn es nahen bedenkliche Zeiten, die Jahre, von denen Bengel und ſo viele Andere geredet, und die Sterne ſtellen ſich, als wollten ſie ſich zu Unglück weiſſagenden Aſpekten anſchicken. Kaiſerliche Majeſtät in Weimar ſind nämlich, wie bekannt, ſeither verſtorben; ihr Hofgeſinde haben ſie nun geſchickt aufgeblaſen, in Taffet gekleidet, eine Lorbeerkrone ihr auf's Haupt geſezt, ſie auf die Parade hingelegt, einen gläſernen Sarg über ſie hergeſtürzt, und bis zum Hündchen Pfuff hinunter haben nun alleſammt zum Einſchlafen ſich angeſchickt, um nach hundert Jahren wieder mit ihr zu erwachen, gleich jenen, die mit Dornröschen eingenickt, um dann mit der wiedergekehrten von Ewigkeit zu Ewigkeit zu herrſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Fortſetzung.)

Studien über Landesgeſchichte. Volksunterricht.

Der König intereſſirt ſich beſonders für die Bearbeitung der bisher ſo verſäumten Landesgeſchichte, und hat dazu eine eigene Kommiſſion ernannt, die aus ſechs-und-zwanzig Mitgliedern beſteht, von denen ſechzehn hier in Turin wohnen, die andern in Genua, Sardinien und Savoyen. Präſident iſt der Graf Baldo, ein ſehr wiſſenſchaftlich gebildeter Mann. Einer der Sekretäre iſt Cibrario, dem wir in neueſter Zeit einige treffliche hiſtoriſche Schriften verdanken. Wir haben in dieſen Blättern ſchon früher von ſeiner Geſchichte der Stadt Quiers und ſeinen immer noch fortgeſezten Abhandlungen über die Finanzen der ſavoyiſchen Monarchie geſprochen. Von größerm Umfang ſind ſeine neuen Unterſuchungen über die Geſchichte und alte Konſtitution dieſer Monarchie. Tiefes Quellenſtudium und geiſtreiches Urtheil zeichnen dieſes Werk aus, das mich beſonders durch die ganz neuen Nachrichten über die Volksgeſchichte und patriziſchen Vereine in den freien piemonteſiſchen Städten des Mittelalters angeſprochen hat. Dieſe Geſellſchaften waren in jener Zeit ſehr wichtig und einflußreich; ihre Rivalität begünſtigte lange die Freiheit, ward ihr aber am Ende ſehr ſchädlich. Die ſonderbaren und barbariſchen Statuten dieſer Geſellſchaften ſind ein ächtes Stück aus dem Mittelalter. Der König beauftragte Cibrario und Promis, den Aufſeher des hieſigen Münzkabinets, mit einer wiſſenſchaftlichen Reiſe, um in den Archiven des Landes, Frankreichs und der Schweiz Nachforſchungen anzuſtellen zur Aufhellung dunkler Stellen unſerer Landesgeſchichte. Ihrer Inſtruktion zufolge arbeiteten ſie in den Archiven und andern Sammlungen zu Ivrea, Aoſta, Sion, St. Maurice, Lauſanne, Friburg, Bern, Baſel, Straßburg, Paris, Beſançon, Bourg, Lyon, Chambery, St. Jean-de-Maurienne, Grenoble, Air und Marſeille. Warum dabei das benachbarte Genf ausgeſchloſſen wurde, deſſen Archive aus dem Mittelalter ſo viel Intereſſantes und Wichtiges über Savoyen enthalten, begreifen wir nicht recht. Aus dieſen Forſchungen iſt das wichtige Werk: Documenti, Sigilli e Monete appartenenti alla Storia della Monarchia di Savoia, hervorgegangen. Es wurden hundert neue Dokumente aufgefunden, deßgleichen vierzig wirkliche Münzen, die richtige Zeichnung von zwanzig andern und von mehreren Siegeln. Von den hundert Urkunden waren zwei-und-neunzig bisher ganz unbekannt, acht aber ſtehen ſchon bei Guichenon, jedoch ſehr unrichtig, und ſind nun hier genau abgedruckt. Die Münzen fehlten ſämmtlich in der hieſigen Münzſammlung und ſind größtentheils unbekannt. Das Werk beginnt mit Unterſuchungen über den wahren Urſprung der ſavoyiſchen Dynaſtie. Lange hat man ſie bekanntlich ſeit Humbert mit den weißen Händen aus einem ſächſiſchen Fürſtenhauſe abſtammen laſſen, und noch nicht lange las der Graf Vignet in unſerer Akademie der Wiſſenſchaften eine Abhandlung über dieſe Meinung vor und zeigte ihre Wahrſcheinlichkeit, wenn man nur einige Angaben der Chroniken über Zeit und Perſonen als irrig betrachten und als ſolche beſeitigen wolle. Wer mag aber dies ſo leicht? Cibrario iſt ganz anderer Meinung, und folgt darin Chorier in ſeiner Geſchichte des Dauphiné, Salvaing in dem Werk über den Gebrauch der Lehne, und dem alten Ruchat in Lauſanne, deſſen handſchriftliche Geſchichte der Schweiz in der Berner Bibliothek verwahrt wird. Aus der Zuſammenſtellung von einer Menge Umſtänden und Daten iſt es faſt unbeſtreitbar, daß jener Humbert nicht fremden Urſprungs ſey, ſondern von Manaſſe, wahrſcheinlich einem Grafen von Savoyen, abſtamme, eine Familie, die ſich in die dunkelſten Zeiten des Mittelalters verliert.

Es iſt nicht lange her, ſo machten die franzöſiſchen Journale unſerer Regierung heftige Vorwürfe über die Abſchaffung der in der franzöſiſchen Zeit eingeführten Lancaſterſchulen, indem ſie behaupteten, dieſe Schulen des gegenſeitigen Unterrichts ſeyen das Vortrefflichſte, was es für den Volksunterricht gebe; wir aber wurden Obſcuranten, Pfaffendiener und dergleichen genannt. Jenes Lob der Lancaſterſchulen hat ſich nun verloren, und jenes Unterrichtsſyſtem heißt jezt in Frankreich ſelbſt ein vieil édifice et un corps délabré, ſeit ihnen, die ſo gern wechſeln und ſich über alles Neue entzücken, ein neuer Erziehungsſtern aufgegangen. Dieſer iſt das enseignement universel von Jacotot. Nun beginnen die Vorwürfe von Neuem, und die franzöſiſchen Zeitungen finden es obſcur, daß wir die neue Schulmethode nicht annehmen. Eines der ihn preiſenden Blätter ſagt von Jacotot: „La ville de Dijon a vu naitre M. Jacotet, qui après avoir été successivement élève de l'école polytechnique, avocat, professeur d'humanités, capitaine d'artillerie, secrétaire intime du ministre de la guerre, substitut du directeur de l'école polytechnique, professeur d'idéologie, professeur de langues, de mathématiques transcendantes, professeur de l'école de droit, membre de la chambre des représentans, s'est retiré en Belgique, où il a obtenu du Roi des Pays-Bas une place de lecteur à l'université de Louvain.“ Wir ſind ſo beſchränkt und meinen, ein Mann, der ſo Vielerlei geweſen iſt und ſo Vielerlei getrieben hat, könne unmöglich lange, reiflich und ruhig über einen ſo wichtigen Gegenſtand nachgedacht haben, wie der Volksunterricht iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. April 1835.

De mes égaremens mon coeur n'est point complice,
Sans être vertueux, je déteste le vice.

J. J. Rousseau.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

Vor einigen Jahren gab das Morgenblatt nach wenig zugänglichen Quellen eine Reihe hiſtoriſcher Darſtellungen aus Jean-Jacques Rouſſeau's Leben. Der merkwürdige Mann war da in ſeinem Hauskoſtüm dargeſtellt, entkleidet aller Draperie, die ſchiefe, gefällige oder liebedienende Biographie oder Landsmannſchaft ſeit ſechzig Jahren um ihn gehängt hatte. Wir ſahen ihn als Knaben, wie er ſtielt und ein ſchuldloſes Mädchen deßhalb verdächtigen und beſtrafen läßt; wir ſahen ihn, wie er ſeine Religion ändert, um ſpäter die angenommene abermals abzulegen; wir ſahen ihn als Verfaſſer ſeiner Confessions Schimpf über eine Frau verbreiten, die ihm viele Wohlthaten erwieſen und unendliche Geduld mit ihm gehabt hatte; wir ſahen ihn dagegen lobredend unter dem Pantoffel ſeiner Thereſe, eines elenden, verächtlichen Kebsweibs, für das er aber doch von Andern Achtung und Rückſichten forderte; wir ſahen ihn ſeine Kinder nacheinander auſgeben und in's Findelhaus ſchicken; wir ſahen ihn bei ſo viel ſittlichem Unwerth doch eitel, ſtolz, launiſch und wetterwendiſch gegen Viele, die es gut mit ihm meinten, und am Ende, nach einem Leben voll Zweideutigkeit, voll Wechſel, Unſtätigkeit und Widerſprüchen, erblickten wir ihn, wie er unter dem Druck einer unerträglichen, aber ganz ſelbſtverſchuldeten Lage, im Schamgefühl über ſein unwürdiges Verhältniß mit Thereſen als Selbſtmörder endet. Aber wir ſahen auch mitten durch alle dieſe Nachtſchatten ſchöne Strahlen ſeines Genius leuchten, wir ſahen in Jean-Jacques ein Gemüth voll Begeiſterung für das Schöne, Gute, Wahre und Rechte, nur viel zu ſchwach und veränderlich, um es feſtzuhalten und ſelbſt zu üben. Wir ſahen ihn nicht bloß als franzöſiſchen Proſaiſten erſter Größe, ſondern auch als Pförtner einer neuen, großen Zeit im Fach der Menſchenerziehung, der bürgerlichen Geſellſchaft und des Staatslebens, zwar nicht ohne große Irrthümer, Widerſprüche und Uebertreibungen, deßgleichen oft nur wiederholend, was Andere ſchon vor ihm geſagt, aber doch reich an ſchönen und geiſtreichen Ideen, die überdies das Verdienſt hatten, trefflich ausgeſprochen zu ſeyn.

Bei dieſen verſchiedenartigen und widerſprechenden Elementen in Rouſſeau's Schriften war es gewiß nicht recht, aber doch nach damaliger Art begreiflich, daß Jean-Jacques bei der vielvermögenden Einwirkung Voltaire's und der mächtigen Tronchin's, ſeiner Feinde, von der Genfer Regierung wegen ſeines Emile und ſeines Contrat social verdammt und jene Schriften 1763 für téméraires, scandaleux, impies und tendans à détruire la religion chrétienne et tous les gouvernemens erklärt wurden. Daß ſie die Regierung von

Digitized by Google

Henkershand vor dem Stadthaus verbrennen ließ, wird die Nachwelt kaum glauben.

Die Gegenwirkung gegen dieſes ungerechte Extrem konnte früh oder ſpät nicht ausbleiben. Sie kam in der Revolutionszeit. Am 28ſten Juni 1793 war das bekannte Feſt, wo dies Unrecht wieder gut gemacht werden ſollte, und wo Jean-Jacques Büſte auf der ſogenannten belle promenade oder der Baſtion Bourgeois aufgeſtellt wurde. Sie war koloſſal aus ſchönem Jurakalkſtein und ruhte, um ſie vor Würfen und Stößen der Uebelwollenden oder der lieben Jugend zu ſchützen, auf einer zwanzig Fuß hohen Säule, die überdies auf drei hohen Stufen ſtand. Dieſe Säule aus Quadern, ungefähr 3′ 6″ dick, war ſo geſchmacklos als unbehülflich. Die Büſte hatte der hieſige Bildhauer Jacquier angefertigt. Ihre Errichtung war ein Volksfeſt voll Luſt und Freude; die Kinder waren dazu aus der ganzen Umgegend eingeladen, und für ſie, wie für die Großen, ſtanden viele lange Tafeln unter den ſchönen Kaſtanienalleen. Ein hübſcher junger Menſch, als Minerva gekleidet, mit Helm, Schild und Lanze, ſtand auf einem goldenen Wagen und ward von antik gekleideten Jünglingen gezogen. Darum her gingen die ſchönſten Mädchen der Stadt in weißer gleicher Kleidung. Sämmtliche Jugend tanzte nach einander Runden um die Säule und ſang dazu die für das Feſt gedichteten Lieder. Hierauf warfen die Kinder ihre Blumen und Kränze auf die Stufen der Säule, wodurch dieſe ganz bedeckt wurden. Es war das ſchönſte Genferfeſt, deſſen ſich noch viele Einwohner erinnern.

Kaum war ein Jahr verfloſſen, ſo trugen die nun herrſchend gewordenen Grundſätze auch in Genf ihre blutigen Früchte, und zwar auf derſelben Stelle, denn an dem unglücklichen 25ſten Juli 1794 wurden hier die ſieben Opfer erſchoſſen, die das Genfer Revolutionstribunal zum Tod verurtheilt hatte, der treffliche Syndik Cayla, der talentvolle junge Advokat Rochemont, Prévoſt-Cabanis, Décombes, Munier, Vivien und Chenaud. Sie fielen im Angeſicht Jean-Jacques, der gewiß in ſeinem Leben nie edles Bürgerblut durch politiſchen Mord vergießen laſſen wollte. Von nun an ward der ſchöne Spaziergang vermieden und ſtand bald ganz verwaiſt, denn wer hätte ſich auf der Stätte froh ergehen mögen, wo die ſchlangenhaarigen Eumeniden ihre Blutfackeln geſchüttelt hatten?

In der franzöſiſchen Zeit ward die Büſte durch viele Steinwürfe verſtümmelt. Uebelwollende brachten auch einmal des Nachts Schwärmer und andere Feuerwerke darauf und darum an und wollten ſie in die Luft ſprengen. Dadurch litt ſie noch mehr und wurde ganz ſchwarz. Naſe und Eichenkranz hatte ſie ſchon lange nicht mehr. Einige Jahre ſpäter, in der tiefen Ruhe der glücklichen Reſtauration, ward dieſe Baſtion zu dem neuen botaniſchen Garten geſchlagen, und als deſſen Gewächshaus fertig war, wurden davor die Marmorbüſten der Genfer aufgeſtellt, die ſich früher oder ſpäter in den Naturwiſſenſchaften ausgezeichnet hatten. Da nun Rouſſeau auch einiges Naturgeſchichtliche geſchrieben hatte, ſo benuzte man dieſen Umſtand und ſtellte ſeine Marmorbüſte, von James Pradier gearbeitet, zwiſchen denen von Bonnet und Sauſſure auf und nahm ihr dadurch die Bedeutung, in der ſie 1793 gleichſam als politiſches Symbol der Zeit aufgerichtet worden war.

Begreiflich war der Wunſch vieler Genfer, ihrem ausgezeichneten und berühmten Landsmanne noch ein anderes, größeres Denkmal zu errichten, und daß ihnen eine Büſte des Botanikers Jean-Jacques nicht genügend und erſchöpfend ſchien. Zuerſt wurde alſo beim Staatsrath der Antrag geſtellt, der Staat ſolle Rouſſeau ein Denkmal ſetzen. Dies lehnte aber jene Regierungsbehörde mit der treffenden Bemerkung ab: „das Monumentiren ſey nie in Genf hergebracht geweſen, denn die ausgezeichnetſten und um das Vaterland verdienteſten Männer haben bisher keine Denkmale bekommen; das dankbare Andenken der Bürger ſey in unſerer nur auf Einfaches hingewieſenen Republik das einzige paſſende Monument.“ Es war allerdings komiſch, auf ein Rouſſeau von der Regierung zu errichtendes Denkmal anzutragen, da Jean-Jacques ſich keinerlei Verdienſt um den Staat erworben hatte, und Männer wie Adhemar Fabri, Bonnivard, Levrier, Berthelier, Calvin und Andere kein Monument bei uns haben, wiewohl ihnen Genf zum Theil ſeine politiſche Exiſtenz verdankt, ſie auch in ſittlicher Beziehung weit über Rouſſeau ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde.

(Beſchluß.)

Bis dahin iſt wieder harte, furchtbare, kaiſerloſe Zeit hienieden, und es muß für die Beſtellung eines Reichsvikariats Sorge getragen werden. Da ſollte ſich denn das Kind, das unterdeſſen zu ſeinen Jahren gekommen, dabei, wie das Buch beſagt, hinlängliche Geiſtesgaben beſizt, das Regiment gut zu handhaben verſteht, überdem auch für zahlreiche, gute, legitime und tüchtige Nachkommenſchaft Vorſehung gethan, von ſelber den Wahlherren als Regentin des Zwiſchenreiches bieten. Sie ſcheint auch ihre Anſprüche zu kennen und hat Tutti Frutti zu ihrem Miniſter beſtellt, um derſelben wahrzunehmen, und der hat die Sache gründlich angefangen und iſt in die andere Welt hinübergangen, wo ſie die Beine auf die Tiſche legen, und wird ihr

Digitized by Google

von dort aus eine ſchöne Heerde von Sonnenrindern zur Huldigung vortreiben. Aber wie's in unſern unruhigen Zeiten zu gehen pflegt, ruhiger Beſitzſtand ſcheint auch ihr nicht vergönnt, denn es hat ſich ein Prätendent gefunden: die Generalſtaaten haben den Tieck genommen und ihn feierlich zum Statthalter ausgerufen, eine Maßregel, die die Diplomatik und den Staatsbewind in die höchſte Beunruhigung verſezt und mancherlei Ausgleichungsentwürfe und Heirathsprojekte hervorgerufen. Aber eine dritte Partei wird, wie zu befürchten ſteht, alle dieſe Plane zu nichte machen, diejenige nämlich, die gar nichts mehr von einem Kaiſer hören will, weil das Kaiſerthum, ein ganz modern chriſtlicher Gedanke, mit dem Chriſtenthume obſolet geworden. Dieſe Partei, die keineswegs zu verachten iſt, hat ſich geſteppte Wämſer angeſchafft, um hieb- und ſchußfrei zu ſeyn; ſie trägt eiſerne Schienen im Hute, um das darunter verborgene Talent zu ſchirmen, legt bei jeder ſchicklichen Gelegenheit den größten Muth an Tag, iſt der Meinung, Jeder aus ihrer Mitte ſey ſchon ein ganzer und voller Kaiſer, ſie Alle zuſammen aber ſeyen ein kaiſerliches Volk, das ſich ſelber gubernire und darum keines Extrakaiſers bedürfe, und in allen dieſen ihren Ueberzeugungen laſſen ſie ſich Alle insgeſammt ganz und gar nichts einreden. Der literariſchen Judenſchaft hat dieſe Art Kaiſerlichkeit gar wohl gefallen, ſie hat ſich daher unter das kaiſerliche Volk einſchreiben laſſen und will nun nicht zurückbleiben unter den Opponenten. Von ihnen iſt der Vorſchlag ausgegangen, wenn es ja der alten Gewohnheit wegen eines Führers bedürfe, den Ahasverus, aber, wie ſich von ſelbſt verſtehe, mit konſtitutionellen Hemmſchuhen dafür zu beſtellen; denn der ſchicke ſich am beſten für den beſtändigen Fortſchritt und die ununterbrochene Bewegung, weil er das perpetuum mobile, ja die perſonifizirte Bewegung ſelber ſey. Die Sache hat großen Beifall gefunden, man ſinnt jezt nur auf das Hemmwerk, und wie es an den Siebenmeilenſtiefeln anzubringen, um in der Retardation eine ſedate, von Jedem zu leiſtende Muſterbewegung hervorzurufen und dann den Rennwagen loszulaſſen. Ich meinerſeits glaube, es wird damit gelingen; weder Tieck noch das Kind, noch beide miteinander werden mit ihren Anſprüchen aufkommen, und wir werden den alten Schuſter von Jeruſalem zum kaiſerlichen Vorreiter erhalten. Dann mag ſich, was laufen kann, auf die Beine machen; es geht, ohne Rückſicht auf den Straßenzug, immer in gerader Linie; Raſttage werden nicht geſtattet, die Marodeurs aber im Waſſer erſäuft. Da wird es nun freilich um das Monument bedenklich ſtehen, das hier Goethe von Kindeshand erhalten ſoll. Zwar hat er's um ſie, und ſie um ihn gar wohl verdient, auch iſt der Entwurf dazu vortrefflich; aber die Deutſchen ſind bekanntlich famöſe Monumentenmacher, ſie bilden ſie am liebſten und wohlfeilſten aus Steinen, die ſie auf den Verehrten werfen; wollten ſie aber dieſem wirklich etwas Liebes und Süßes anthun, dann wäre immer noch Jean Pauls alter Vorſchlag mit den Lebkuchen zu beherzigen. Kommt es aber doch wirklich zu einem Denkmal Goethe's, dann muß vor Allem ſeine Dogge, die immer vor ihm herſprang, ihm apportirte, was er verlangte, Allen freundlich war, die ihm wohl wollten, die Uebelwoller aber mit großem Eifer anbellte, eine Stelle finden, der Zelter nämlich.

Geſchrieben im Jänner 1835.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, März.

Faſtnacht und Volksleben.

Vor mir liegt der Kalender, ich leſe: Sonntag Herrenfaſtnacht, Dienſtag Narren-Faſtnacht; ſo eben ſpringen ſogar Kinder mit Masken am hellen Tage über die Straße, an den Straßenecken ſteht angeſchlagen: Morgens um zehn Uhr Theater — es iſt kein Zweifel mehr, wir ſind im Faſching! Aber wenn ich mich dann wieder umſchaue; der Bürger geht ſeinem Gewerbe nach, der Kanzleiherr mit dem gewöhnlichen Alltagsgeſicht auf die Kanzlei, der Schulbube hat ſeine Büchertaſche auf dem Rücken, und die Phyſiognomie der ganzen Stadt ſieht ſo ernſt, ſo erwerbſam, ſo ſolid aus, und ich ſelbſt, ſitze ich nicht zu Hauſe, und es koſtet mich gar keine Ueberwindung, meine Langeweile nicht zu maskiren? Da merke ich erſt, die Narrheit läßt ſich nicht durch den Kalender einimpfen: wir ſind wohl im Faſching, aber der Faſching iſt nicht in uns. Zwar Maskenbälle haben wir genug, in und außer der Stadt, in hohen und niedern Kreiſen der Geſellſchaft, geſchloſſene und öffentliche, in allen Tageblättern erſcheinen Ankündigungen, Aufforderungen und Einladungen dazu, und ſie ſind alle beſucht und ſehr beſucht. Man hat ein Mittel erſonnen, das dulce und utile trefflich zu verbinden, zugleich wohlthätig und vergnügt zu ſeyn, zugleich Almoſen auszutheilen und zu tanzen, und dabei noch die Polizei auf ſeiner Seite zu haben: man gibt die Maskenbälle zum Vortheil der Armen; das ſchlägt denn auch nicht zum Nachtheil der Wirthe aus. Da ſind alle Ingredienzien eines Maskenballs, Masken und offene Geſichter, Muſik und Tanz, Punſch und Rippenſtöße, und es fehlt nichts, als — Leben, und je gebildeter, deſto todter, je anſtändiger, deſto langweiliger. Auf den Bällen, welche die gute Geſellſchaft nicht beſucht, ſieht man doch das Beſtreben, luſtig ſeyn zu wollen, und es gelingt auch wirklich manchmal ohne bacchiſche Inſpiration; da iſt es den Leuten doch noch mit dem Spaſſe Ernſt, wenn es auch oft ein trauriger Spaß iſt. Da nimmt ſchon eine Woche lang vorher der Maskenball alle Gedanken in Beſitz; der Ladenjunge mißt ſeine Erwartung mit der Elle aus, die Näherin ſtichelt ſchon lange auf dies ſeltene Vergnügen, der Schuſter bleibt mit Mühe bei ſeinem Leiſten, der Köchin würzt dieſe Idee alle Arbeit, und wenn dann endlich der Abend herannaht der ſo ſehr verſchieden iſt von allen andern des Jahres, da iſt es natürlich, daß er auch auf eine abſonderliche Weiſe

Digitized by Google

begangen wird in dieſem einförmigen Leben, damit man am häuslichen Herde und am Ladentiſche auch noch lange von der Erinnerung zehren könne. Aber wo ſo wenig Elemente von Volksthümlichkeit ſind, wo das Volk ſeine Sitten und Feſte nicht von ſeinen Großvätern und Ureltern überkommt, ſondern wo ſie nur Kopien ſind, welche die Bedienung der Herrſchaft abſieht und auf ihre Weiſe ausführt, in Holzſchnittmanier mit deſto grellern Farben, da gebe freilich dem Sittenſchilderer in eben dem Maße der Stoff aus, als er dem Sittenprediger wächst. Dieſe allgemeine Verflachung und Abrundung, dieſe Nivellirung der Stände, dieſe freiwillige Entäußerung alles Beſondern und Eigenthümlichen in Sitten und Trachten bringt uns um alles Pittoreske, und wenn der Freund der fortſchreitenden Bildung und Vervollkommnung auch den Untergang der Janitſcharen, die Errichtung der Eiſenbahnen und die Verwiſchung der einzelnen Nationalitäten rühmend billigt, ſo kann der Maler wenigſtens ſie nur bedauern. — Wir müſſen uns alſo ſchon nach den obern Ständen umſehen, nach der ſogenannten feinen Welt, wenn uns die grobe zu wenig eigenthümliche Charakteriſtik darbietet. Wir finden hier Geſellſchaften und Bälle in Fülle, und manche junge Dame wünſcht vielleicht in ihrem Embarras de richesse jedem Tag zwei Abende, um all den Einladungen folgen zu können, und gäbe gerne jedesmal den Morgen darum, bis auch bei uns durch déjeuners dansans dem Ueberfluſſe abgeholfen wird. Und weil es Sitte iſt, den Karneval mit Masken zu begehen, ſo werden denn auch Maskenbälle gehalten. Da kommen lauter vermummte Geſtalten, als Domino's, Fledermäuſe, Venetianer, das Geſicht ſorgfältig verſteckt, und ſummen durcheinander, dazwiſchen wird eine reiche ausländiſche oder phantaſtiſche Tracht zur Schau getragen; aber ein ſchönes Geſicht, ein ſchöner Körper benützen die Gelegenheit, in der vortheilhafteſten Umhüllung, verſteht ſich, ohne Maske, ſich zu zeigen. Unter dieſem Gemenge geht und ſteht der bequemere, größere Theil der Geſellſchaft, vornämlich die Herren, umher, langweiligen Geſichts, die Maſſe muſternd, mit dem Beſtreben, ſich ohne eigene große Beihülfe unterhalten zu laſſen. Aber wenn die Schauluſt an den Garderoben und ſchönen Augen befriedigt iſt, ſo ſind das vergebliche Anſtrengungen. Die Verkleideten ſcheinen alle ſich die berühmteſte aller Masken zum Vorbilde genommen zu haben, die eiſerne, und in denſelben Bedingungen das Intereſſe zu ſuchen, in Unkenntlichkeit und — Schweigen; nur vergeſſen ſie, daß die dritte, die Gefangenſchaft, die unerläßlichſte dabei iſt, und die beiden erſten allein höchſtens Langeweile erregen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Turin, März.

(Beſchluß.)

Die Frères ignorantins.

Bei uns iſt die Volkserziehung nach wie vor den frères ignorantins aufgetragen, und es ſcheint, das Volk befindet ſich in jeder Hinſicht wohl dabei. Die Leſer des Morgenblatts werden wohl in einem großen Theil Deutſchlands die Achſeln darüber zucken, wie ich, ehe mir dieſe Leute, ihre Lehrart und Erziehungsweiſe näher bekannt waren. Es iſt ſchon einige Zeit her, daß ein Mann lebte und lehrte, der immer ſehr hoch geſtellt worden iſt. Seine Grundſätze über Menſchenerziehung gehen alle darauf hinaus, daß aller Unterricht wenig bedeute und nur geringen Werth habe, wenn nicht dabei die jungen Leute ſittlich gebildet und gereinigt, wenn ihr Sinn nicht beſcheiden und ſittſam gemacht, wenn er nicht vor Allem nach oben, nach dem Heiligen und Erhabenen gerichtet werde. Dieſer Mann war Pythagoras. Seine Unterlehrer, deren er ſich für den großen Haufen ſeiner Schüler bediente, mußten ihnen in jenen Grundſätzen beiſpielgebend vorangehen, ſie mußten Muſter ſeyn von Ruhe, Beſonnenheit und Maß. Vor einem Jahrhundert ungefähr ſtiftete La Salle für den Volksunterricht die frères des écoles chrétiennes nach ganz gleichen Grundſätzen. Er empfahl ihnen große Beſcheidenheit im Aeußern, mit Würde und Ernſt in Gang, Haltung und Sprache. Neben dem Volksunterricht nach der bisherigen gleichzeitigen Methode, die nur Einen Lehrer kennt, empfahl er ihnen mit Aufmerkſamkeit und Eifer die ſittliche und religiöſe Ausbildung der Kinder. In ihren Schulen kommen keine Körperſtrafen vor, und nach den bisherigen Erfahrungen ſind ſie auch unnöthig. Sehr wahr ſagte der Ehrenmann in ſeiner den Lehrern gegebenen Inſtruktion: „Un extérieur qui impose à la pétulance est bien plus propre à contenir les enfans que les châtimens. Toutes ces corrections ne font pas l'éloge du maître; il faut au contraire que par sa gravité, sa patience, sa charité, son silence, sa fidélité aux moindres règles, et par une sorte d'*impassibilité*, il captive l'estime et l'affection des enfans.“ Goldene Worte, die man über alle Schulſtuben ſchreiben ſollte. La Salle fährt fort: „Pour que les frères ne dégénérassent pas de l'esprit de simplicité qui est comme l'âme de l'institut, et qu'ils ne se dégoûtassent pas des pénibles fonctions auxquelles cependant ils peuvent renoncer, je leur interdis l'étude des sciences qu'ils ne sont pas chargés d'enseigner. Je n'ai pas même voulu qu'aucun d'eux apprît le latin ni la théologie; et quoique je fusse prêtre moi-même, je leur ai fait promettre de ne pas choisir, après moi, un supérieur qui fût prêtre, ou qui eût reçu les ordres sacrés.“ Dieſe vom Obern gebotene Unwiſſenheit hat Veranlaſſung zu dem Namen frères ignorantins gegeben. Streng halten ſie ſich an alle Vorſchriften ihres Stifters, und in den von ihnen geführten Schulen herrſcht eine muſterhafte Ordnung, Aufmerkſamkeit, Stille und Sittlichkeit. Die Kinder lernen darin weniger ſchnell einiges Wiſſen, als in den Lancaſterſchulen, die auf die Erregung der Kinderleidenſchaften berechnet ſind, und dieſe nicht unterdrücken und abſchleifen, ſondern entwickeln. Allerdings gibt es auch nichts Roheres, Unbändigeres und oft Unſittlicheres, als die Knaben aus den franzöſiſchen Schulen des gegenſeitigen Unterrichts.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 81:

Das Herz.

Charade.

1.

Ich brauſ' einher in Donnerwettern,
Mag, was ich treffe, gern zerſchmettern.

2.

Durch wohl verſchloſſne Thüren dring' ich,
Das Glück mit vollen Segeln bring' ich.

1. 2.

Ich könnte denn der Sturmwind ſeyn?
Doch mein Geräuſch iſt viel zu klein;
Man ſchlug mich auseinander,
Und dennoch blieb ich ganz,
Und manches Aug' erfreuet
Mein allerliebſter Glanz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. April 1835.

Dukaten hüpſen wie geprägt,
O wie mir das den Buſen regt! —
Man bietet's euch, benuzt's nur gleich,
Und bückt euch nur und werdet reich!

Goethe.

Aquarelle.

Das Glück in Baden.

Unſer ſchönes Vaterland, das keine Hauptſtadt hat wie Paris, hat doch ſeine allerliebſten, glänzenden Montmorency's; ich meine ſeine Bäder, ungekannt in andern Ländern; Orte, wo die Ländlichkeit in ihrer ganzen Naivität uns entgegentritt, neben dem Glanz der großen Welt; ein zauberiſches Gemiſch, eine Scenerie zu einem Shakespear'ſchen Luſtſpiele. Hätten wir jezt noch Theaterdichter, ſie würden längſt dieſe Poeſie unſers modernen Lebensdramas gehörig erkannt und gewürdigt haben.

Ich pflegte alljährlich mich mit dieſer Poeſie wie mit einem Schmucke zu umgeben. War der Winter in irgend einer kleinen Reſidenz glücklich durchlangweilt, war der froſtige deutſche Lenz mit ſeinen Katarrhen und Rheomatismen glücklich überdauert, dann kam die Zeit des Genuſſes, die Poeſie des Lebens, die Saiſon. Im vorigen Jahre eilte ich nach Baden, dieſem träumeriſchen Feenplätzchen, dem göttlichen Parke auf Bergen, wie ihr ihn in Altengland vergebens ſuchen werdet. Doch wer kennt Baden nicht? Wer weiß nicht, welche edle Luft man dort einzieht? Man kauft dort Geſundheit wie Waare ein. Es verlohnt ſich wohl der Mühe, nach Baden zu reiſen. — Hat man nun dort Alles geſehen, die ſtillen Plätze, die alten Bäume, die friſchen Waſſer, wo ſich ſo himmliſch träumen läßt; hat man ſich in das Gewühl geſtürzt und die ſchönſten Weiber bewundert, die ſich das Wort gegeben haben, aus allen Ländern hieher zu kommen, um einen Wettpreis der Schönheit zu gewinnen, ſo geht man gewöhnlich in den Spielſaal, wo die heiſern Croupiers ihren Ausruf ertönen laſſen und das Klappern des Geldes und das Scharren der Krücken ihn begleiten; wo aller Glanz verſchwindet vor dem Golde, dem die närriſchen Menſchen dieſer Zeit, die doch ſo klug ſeyn wollen, ihre Anbetung zollen, wo die Schönheit von ihrem Throne ſteigt und die Leidenſchaft herrſcht. Aber es iſt auch ſchön, ihre Herrſchaft zu bewundern. Während der Bankier die Spindel dreht und die Elfenbeinkugel tanzen läßt, fällt der Blick der Spieler durch die Fenſter in den Ballſaal. Man ſieht die hübſchen Damen ſpringen wie Rehe, die ein Bienchen verfolgt; man lächelt bitter über die Thorheit der Welt, und ſezt eine Handvoll Dukaten auf die Null.

Ich fand hier ehrliche Schwarzwälder Bauern in ihrer rothen Weſte, mit den dicken, groben Schuhen, woran die fette Erde ihres Gartens noch klebte, den ſie am Morgen bebaut hetten; im Arme ruhte der lange Stock, und die eine Hand hielt den breiten Hut, während die andere den blanken Kronenthaler auf das grüne Tuch warf. Mit welchem Ausdrucke ſie der Kugel folgten!

Digitized by Google

Endlich blieben ſie ſtumm ſtehen und ſahen nur noch mit großen, ſtieren Blicken nach dem Golde in Haufen, nach den fremden, ſchönen Frauen, nach dieſer ganzen entzückten Badewelt, die ſie umgab. So ſtanden ſie, bis es ganz finſter geworden war. Was ſie verloren hatten, war ſo viel für ſie, und der unempfindliche Bankier hatte es ſo gleichgültig eingeſtrichen, wie die Banknote des Lords, dem ſie nichts geweſen war. Dann erinnert Einer den Andern, daß es Zeit ſey, heimzugehen. Sie verlaſſen den erleuchteten Saal, und ehe ſie die Heimath erreichen, umfängt ſie die finſtere Nacht. Sie ſteigen in ihren Wald hinauf, geblendet von dem, was ſie ſahen, und tappen — mit leeren Händen — nach ihrer traulichen, wohlbekannten Hütte und treten wie Fremdlinge zu den Ihrigen ein. Das treue Weib harrt ihrer am warmen Herde mit der kräftigen Nahrung, das Kind ſtreckt ihnen die Aermchen aus der Wiege entgegen. Sie ſehen und fühlen es nicht.

Nach den Bauern hatte ich zu ſpielen angefangen, und zwar mit demſelben Glücke. Wie die Stunde verfloſſen war, beſaß ich nichts mehr, als ein ungeheures Kopfweh und einen großen Thaler, um andern Tages mein Diner zu bezahlen. Ich verließ den Saal.

Der Abend war ſchön; alle Büſche öde, eine drückende Hitze lagerte ringsumher, der Horizont ſtand im Feuer, es zog eine ſüdliche Glut durch die ganze Natur. Jedes Weib mußte an dieſem Abende wünſchen, daß ſie geliebt werde. Mich umfing der Zauber des Augenblicks. O daß ſie daherkäme, durch jene ſchattigen Kaſtanien! daß dieſe duftigen Linden ſie mir nur verbärgen! irgend eine flamändiſche Schönheit, wie Teniers ſie ſchuf, irgend ein ſehnſüchtiger Engel aus Norddeutſchland, mit der reinen, hohen Geſtalt und dem kalten, aber ſchwärmeriſchen Himmelsauge! Wenn ſie daherkäme, mich erſtaunt hier erblickte, und dann, ohne zu zürnen, wie ein ſchüchtern Reh mir zu entfliehen gedächte, aber feſt gebannt bliebe an der Stelle, den ganzen Lenz auf den Wangen, den überſchwänglichen Himmel im Herzen, wie dann dem ſtummen Manne gegenüber ihre Verlegenheit wüchſe, wie ſie eine Blume zwiſchen ihren zarten Fingern quälte — ach! ich wollte ja nur auf meine beiden Knie vor ihr niederfallen und nichts ſprechen, als die Bitte: ſie ſolle ſich von mir mit unſterblicher Liebe lieben laſſen! —

Dieſe Stimmung, woran ich nichts hinzudichte, rief jener Abend in Baden in mir hervor. Ein Geräuſch weckte mich auf; „ſie iſt es!“ rufe ich aus. Es war ein hübſches Kind mit ſeiner Bonne. Das arme Kleine hatte Thränen in ſeinen langen Wimpern. Ich kann nie ein weinendes Kind ſehen, ohne daß es mir das Herz zerſchneidet; in dieſem Augenblick fühlte ich doppelte Qualen. „Was hat dem Cherub ſeine Freude geraubt?“ frage ich die Bonne. „Was er auch gethan haben mag, es ſey ihm verziehen; was er auch begehren mag, ich bewillige es ihm.“ Mein kleiner Engel ſchlug die ſchönſten blauen Augen zu mir auf und lächelte mich an; der ganze Himmel lag darin. „Es hat kein Geld mehr den Armen zu geben,“ ſagte die Bonne, „es hat Alles ſchon verſchenkt, und darum weint es.“ Schnell fahre ich in die Taſche und gebe dem lieblichen Engel meinen lezten Thaler, unbeſorgt, ob ich morgen zu eſſen haben würde, oder nicht. Das Kind ſprang glücklich fort; ich ging träumend nach meiner Wohnung. Mein Kredit war wirklich erſchöpft und ich war zu ſtolz, um eine Erweiterung deſſelben bei meinem Wirthe anzuhalten. Ein paar Hungertage waren die unausbleibliche Folge; dann trafen Wechſel ein und ich beſchämte meinen Wirth durch die Bezahlung meiner hochangelaufenen Zeche.

Ich wollte am andern Tage Baden verlaſſen; den Abend beſuche ich noch den Ball zum Abſchiede. Eine liebenswürdige Engländerin iſt meine Nachbarin, ein Geſpräch knüpft ſich an; es iſt die Mutter des kleinen Engels, dem ich zu ſeinen Wohlthaten behülflich geweſen war. Die Mutter war ſelbſt noch ein ſchönes Kind, ſo lieblich und feinblickend, wie ſie nur die Inſel erzieht. Der Mund einer ſolchen Brittin duftet eine Anmuth ohne gleichen. Ich ſchwelge in ihrer Nähe, wir ſprechen von Italien, das ſie kennt; ſie kehrte ſo eben daraus heim in ihr kaltes Nebelland und brachte einen ſchönen Sonnenſtrahl in ihrem Herzen von dort mit. So tauſchten wir, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Empfindungen, Gefühle, Herzen aus. Sie nahm meines mit nach England, ohne es zu ahnen. Wir tanzten, ſie ſchwebte an meiner Seite mit ſylphenartiger Leichtigkeit, aber wie ich ihr den Arm reiche, um nach beendigtem Tanze ſie nach ihrem Sitze zu führen, ſpricht ſie lächelnd: „Sie reiſen morgen, und das koſtet viel Geld. Da muß man ſein Glück verſuchen. Kommen Sie zum Spiel.“ Ich weiß nicht, welche Laune ſie ergreift, und folge ihr. Wir treten zum Roulette. „Setzen Sie da!“ ſpricht ſie immer lächelnd, und zeigt mit Finger und Auge, wo ich ſetzen ſoll. Ich laſſe mich von der lieblichſten Engländerin leiten, und in einer halben Stunde liegt ein ganzer Schatz vor mir. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich gewonnen, ob roth oder ſchwarz, die zehn oder die zwanzig Favorit waren.

Wir nahmen Abſchied für immer. Sie reiſte morgen nach England, ich nach Hauſe. Wie im Taumel ſchlafe ich ein, und beim Erwachen halte ich Alles für einen Traum. Aber ein Blick auf meinen Tiſch zeigt mir den Haufen Gold, und mir fällt jezt alles Erlebte doppelt lebhaft ein: wie ich dem Kinde den Thaler geſchenkt, wie ich im Elend war, und weder zu eſſen noch zu trinken hatte, endlich mein Glück von geſtern. „Es iſt ein Lohn des ewig gerechten Himmels!“ rufe

Digitized by Google

ich laut. „O dreimal heilige Fortuna, was du mir geſpendet, ſoll zu dir zurückkehren!“ Ich kleide mich an, ſtecke meinen ganzen Gewinn ein und gehe aus. Ein ſchönes Mädchen, das für einen alten, blinden Invaliden, ihren Vater, bettelt, begegnet mir zuerſt; ich ſchenke dem lieben Kinde Alles und laufe davon, wie es faſt ohnmächtig vor Schreck dabei wird. Eine Viertelſtunde ſpäter, und Baden und mein Glück lagen hinter mir. Wohl kenne ich ſo manches Glück, das länger gewährt hat, aber ſicher keines, das ich mit dem meinigen vertauſcht hätte und das in meinen Augen größer erſchienen wäre.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Fortſetzung.)

Nun bildete ſich ein Privatverein, ein Komité, und forderte zu Beiträgen zu einem würdigen Denkmal auf. Jener in Paris lebende bekannte Bildhauer, James Pradier aus Genf, erbot ſich, eine Statue ſeines Landsmannes unentgeldlich anzufertigen und nur Entſchädigung für ſeine Auslagen zu begehren. Dieſer günſtige Umſtand mußte benuzt werden, und wiewohl noch lange nicht genug Beiträge eingegangen waren, ſo entſchied man ſich doch, eine koloſſale Statue Rouſſeau's in weißem Marmor bei Pradier zu beſtellen. Später wurde beſchloſſen, daß ſie nicht aus Marmor, ſondern, der Vertheurung ungeachtet, aus Bronze gemacht werden ſolle. Hiebei berückſichtigte man klüglich unſer Klima, die Nähe des Waſſers, Umſtände, die dem ſtatuariſchen Marmor nicht günſtig ſeyn dürften, mehr aber noch die leidige Zerſtörungsſucht unſerer rohen Jugend in den niedern Ständen, die mit einem Steinwurf Jean-Jacques Geſicht leicht hätte verſtümmeln können, wie es mit der koloſſalen Büſte geſchehen war. Voriges Jahr figurirte die glücklich gegoſſene Statue bereits in der Pariſer Kunſtausſtellung, erhielt da verdientes Lob, und am 21ſten Oktober übertrug ſie das Comité dem hieſigen Municipalrath als Geſchenk der Rouſſeau's-Geſellſchaft an die Stadt. Sie ward angenommen, denn der Municipalrath war auf ſeine Anfrage vom Staatsrath dazu autoriſirt worden. Die ſtädtiſche Behörde betrachtete ſie jedoch nur als ein Monument qui ne peut que contribuer à l'ornement de notre ville et fixer l'attention des étrangers comme des nationaux, ohne alle weitere Beziehung, übernahm aber die Koſten des marmornen Piedeſtals und der Aufſtellung. Merkwürdig iſt auch in der Antwort des Municipalraths die Stelle, wo dieſe Behörde die günſtige Aufſtellung der Statue verſpricht: pour que dans la promenade publique où elle doit être placée, cette statue produise le meilleur effet et remplisse ainsi les vues des souscripteurs. Viele Subſcribenten hatten aber bei ihrer Unterzeichnung ganz andere Ideen und Abſichten, und ſie dachten weit weniger an die Errichtung eines zierenden Monuments, als an eine Ovation für Jean-Jacques und ſeine Grundſätze.

Im Februar kam die Statue hier an. Sie iſt allerdings ein tüchtiges Werk als eine ganz der Antike nachgebildete akademiſche Kompoſition, ſie hat Würde und edle Einfalt, aber ſie iſt wenig ſagend als Darſtellung eines berühmten Mannes aus dem siècle de Louis XV.

Da ſizt in ſtrenger Nachahmung mehrerer antiken Rednerſtatuen ein Mann auf einem antiken Seſſel, den linken nackten Fuß auf einen antiken Schemel geſtüzt, Arme und Hals nackt, und von den Hüften an über Knie und Beine einen weiten Mantel in vielen reichen und großen Faltenmotiven geworfen. Auf dem linken Knie hält er ein großes aufgeſchlagenes Buch mit der Hand, in der rechten hält er einen Griffel, den Kopf vorgebeugt in nachdenkender Stellung. Dieſe Stellung, in der das Nachſinnen gut ausgedrückt iſt, hat allerdings Anmuth. Unter dem Seſſel ſind noch eine Menge dicker Folianten angehäuft, die man eben ſo gut für Schubladen oder Kaſten anſehen kann. Die Folianten deuten auf lange, gelehrte Studien; dergleichen hat jedoch Rouſſeau, ſo viel ich weiß, nie gemacht. Die Aehnlichkeit findet man bei längerm Anſchauen; ſie iſt aber durch die kurz abgeſchnittenen Haare, die Jean-Jacques nie trug, ſehr vermindert. Sänke dieſe Statue in den See und würde wie die Herkulaniſchen Bronzen nach zweitauſend Jahren wieder gefunden und herausgezogen, ſo will ich den loben, der ohne beſondere Nachweiſung und ohne die erklärenden Inſchriften erräth, welcher Zeit ſie angehört. Man wird glauben, die Statue ſey ein Werk aus der römiſchen Kaiſerzeit und ſtelle einen Rhetor vor, der über die gute Abrundung einer Phraſe nachdenkt. Von Rouſſeau, ſeiner Zeit und ſeiner Individualität iſt hier durchaus nichts Charakteriſtiſches und Bezeichnendes. In dieſem Nichtsſagen ſuche ich zum Theil die Urſache, warum die Aufſtellung dieſes allerdings ſchönen Erzbildes, bei aller Anerkennung ſeines Verdienſtes als Kunſtwerk, hier beim erſten Anblick ſo kalt aufgenommen worden iſt. Mehrmals hörte ich ſagen: „das ſoll doch unſer Jean-Jacques nicht ſeyn!“ Ich weiß, daß es ſehr mißlich geweſen wäre, Rouſſeau in ſeinem eigenthümlichen Koſtüm darzuſtellen, wie er auf guten und treuen Bildniſſen erſcheint, die ſich hie und da von ihm finden, mit der kurzen, runden Perrücke, mit Rock, Weſte, Hoſen, Strümpfen, Schuhen und Schnallen. Die ſtatuariſche Kunſt der Akademie hätte ſich dabei zu einem großen Opfer entſchließen und ihre Kunſtideen und Forderungen auf die Seite ſetzen müſſen. Dann aber

Digitized by Google

wäre dies Standbild Porträt geweſen, ein liebes, erfreuliches, vertrautes Bild, ein verſtändliches Geſchenk, gleichſam eine Heimführung des lange Erſehnten in ſeine Heimath. Wäre mir die Statue aufgetragen geweſen, ſo hätte ich einen Mittelweg eingeſchlagen. Auch ich hätte nach antikem Vorbild die ſitzende, nachdenkende Stellung gewählt, aber dabei Rouſſeau's bekanntes Koſtüm genau beibehalten; um jedoch die fatalen Hoſen, Weſte und Rockflügel zu verſtecken, hätte ich darum her einen Mantel, in ungeſuchten, nicht akademiſchen Falten geworfen, einen Mantel, wie man ihn zu jeder Zeit trägt; der antike Griffel wäre bei mir eine Feder, die nackten Beine und Füße Schuhe und Strümpfe, die Athletenarme modeſte Ermel geworden, und auf den Kopf hätte ich ſeine kleine Perrücke geſezt. So wäre meine Statue zwar nicht ſchulgerecht, dafür aber wahr geworden, und Alle, die ſie geſehen, hätten ihren lieben Landsmann darin erkannt und begrüßt. Es wäre unnütz geweſen, zu den Genfer Kunſtfreunden in dieſem Sinne zu ſprechen; denn während die Franzoſen ſelbſt in ihrer Kunſtanſicht unendlich fortgeſchritten ſind und ſich von allen Vorurtheilen losgeſagt haben — zum Beweis hinſichtlich der Skulptur dient Napoleons neue Statue auf der Vendomeſäule in ſeinem eigenthümlichen Koſtüm und Habitus — iſt hier noch ſo ziemlich Alles beim Alten geblieben. L'académie avant tout.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, März.

(Fortſetzung.)

Faſtnacht. Kerker und Krone von Zedlitz.

Masken, die ſich, wie der Schauſpieler, ganz der Geſellſchaft hingeben, und zur Beluſtigung Aller eine Idee, eine Rolle, einen Charakter durchführen, fehlen ohnedies; denn darin ſind wir etwas engliſch oder ängſtlich, daß wir nicht ſelbſt beluſtigen, ſondern von Andern beluſtigt ſeyn wollen, ein Grundſaz, der freilich in ſeiner allgemeinen Durchführung ſeinen Zweck gänzlich verfehlt. So mangelt überall Bewegung, Annäherung, Gegenſtoß, Leben, und erſt, nachdem die große Maſſe ſich verlaufen und Raum zum Tanzen geworden iſt, fängt mit den gelösten Füßen auch die Zunge ſich zu löſen an. — Es ſcheint faſt, daß, wo der Faſching keine ſtrenge Bedeutung, keine religiöſe Begründung hat, wo er faſt nur ein willkührlich angenommener Zeitabſchnitt iſt, daß er da auch nicht gedeiht; wo ihm kein Aſchermittwoch und keine Faſten folgen, büßt er ſeine belebende Wirkung ein. Die katholiſchen Länder ſind die Tummelpläze des Karnevals, wo das Leben ſich in allen Sinnen widerſpiegelt und nicht vor dem Verſtande reſpektvoll zurücktritt: Italien, Oeſterreich, Bayern, die Pfalz, Frankreich. Wenn auch bei lezterm der religiöſe Kultus ſich ſo weit verwiſcht hat, daß er jezt nicht mehr der Grund der Faſchingsheiterkeit ſeyn kann, ſo ſind doch die Folgen in das Blut des Volkes übergegangen, und Gewohnheit iſt zur andern Natur geworden. — Unſere Bühne, die ſich immer genug mit Poſſen abgibt, macht um dieſe Zeit, wie üblich, noch beſondere Anſtrengungen, der Ausgelaſſenheit und Narrheit unter die Arme zu greifen, und was das ganze Jahr hindurch vertheilt und im Stillen wirkt und ſchafft, das concentrirt ſich für den Haupttag dieſer bunten Zeit; ſo ging der böſe Geiſt Lumpacius durch unſer Haus, und das liederliche Kleeblatt entfaltete ſich vor dem Publikum. Froh, auch einmal eine Oaſe in unſerer dramatiſchen Wüſte gefunden zu haben, berichte ich über die neue Erſcheinung von „Kerker und Krone.“ von Zedlitz, auf unſerer Bühne, um ſo eher, da das Schauſpiel meines Wiſſens außer in der Burg zu Wien, von wo es ausging, noch auf keinem andern Theater zur Darſtellung gekommen, die es doch ſo ſehr verdient. Seit Goethe's Tod iſt Taſſo vielfältig zu dramatiſcher Bearbeitung gewählt worden; es iſt dem Dichter ſo anziehend, ſich in ſich ſelbſt zu verſenken und in einem Andern die Regungen und Kämpfe der eigenen Bruſt zu ſchildern. Es erſchien ein Taſſo von Hoffmann, einer von Brummer, Raupach ſchrieb Taſſo's Tod und Zedlitz Kerker und Krone. Ich kenne ſelber nur das lezte. Stuttgart ſah kürzlich Raupachs Trauerſpiel, eine Vergleichung wäre nicht unintereſſant, ich deute darum Hauptgang und Richtung des einen an. Taſſo ſaß ſieben Jahre lang im Irrenhauſe von St. Anna zu Ferrara gefangen. Er, der begeiſterte Dichter mit dem hochfliegenden Sinne, der Schwärmer mit der blühenden Phantaſie, der ſtolze Fürſtengünſtling, der beglückte Liebende, der bewunderte Sänger des befreiten Jeruſalems, er war in die Vergeſſenheit geſtoßen durch den Undank der Höfe, als toll verſchrien von den allzu vernünftigen, lebenskalten Menſchen, herabgeſtürzt mit ſeinen hochſtrebenden Planen, vom Kummer am Geiſte, vom Geiſt am Körper zernagt, von der Mittelmäßigkeit der Freiheit beraubt und gehöhnt, er, den ſie nicht fähig waren, zu verſtehen, und nicht würdig, zu bedienen, und mit der klaren Einſicht in dies Alles ſaß er im Irrenhauſe! krank und ſchwach geworden am Körper, und in dieſem zerbrochenen Gefäße, bedeckt vom Schutte des Undanks, der Mißgunſt und des Neides, immer noch der alte Feuergeiſt, der nur heftiger aufbraußt, weil Unglück und Bosheit ihn erſticken wollen. So iſt die erwärmende Dichterbegeiſterung verwandelt in eine kranke Reizbarkeit, die ſich in bittern Ergüſſen über Welt und Menſchen entladet, in eine aufflackernde Strohflamme, die nicht erwärmt und nur ſich ſelbſt verzehrt; wir ſehen den großen Geiſt verfolgt durch die Hunde der Alltäglichkeit, zerſplittert durch den erbitterten kleinen Krieg, den er ſtündlich gegen ein quälendes Leben und neckende Verhältniſſe zu führen hat. So finden wir ihn am Ende des ſiebenten Jahres, verloren für die Welt, ſich ſelbſt zur Laſt. Doch in Augenblicken, wenn die glänzende Kleinheit ſich gegen ihn ſpreizt, oder wenn das Werk ſeiner Dichtung ihm vor die Seele tritt, da erhebt er ſelbſtbewußt und ſtolz ſein Haupt, und die Schauer der Unſterblichkeit umweben ſeine Schläfe. Endlich erreicht ihn die Nachricht ſeiner Befreiung, wenn auch zugleich Verbannung, und er jubelt in angemeſſenem Entzücken: „Leben iſt nichts, Sterben iſt nichts, Freiheit iſt Alles!“ Mit dem Bewußtſeyn von Leonorens unverwiſchter Liebe, deren Geſtändniß er ſich noch unter dem bunten Gewirre der Masken, ſammt einer rohen Drohung des Herzogs geholt, zieht er nun ruhiger zu ſeiner Schweſter nach Sorrent. Die Welt war ihm keine Folterkammer mehr, aber auch nicht viel mehr als ein Kirchhof, wo die Blumen erſt auf den Gräbern blühen, und immer noch eine Welt des Undanks.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 89.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 14. April 1835.

Entziehſt du dich, o Gott! ſo ſolchen Lämmern,
Und ſchleuderſt in den Rachen ſie dem Wolf?
Wann ſchlieſſt du ſonſt bei ſolchen Thaten ſchon?

Shakespeare.
Richard III.

Zwei Gedichte von Madame Desbordes-Valmore.

Der Rufer an der Rhone.

Das Erntemädchen war gekrönt; von friſchen Kränzen
Zog feſtlich ſich vom Dorf zur Stadt ein Blumenband.
Die Kinder trugen heut' ihr bunteſtes Gewand,
Im Aug' der Greiſe ſah man Erntefreude glänzen.
Auf einmal endigte die Luſt,
Dem Irrlicht ähnlich, das, wie es entſteht, verglüht.
Ein langer Schrei fuhr kalt, wie Eis, durch jede Bruſt,
Verſtummt war jedes Lied.
„Zurück, zurück, das Kind, das ſich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß ſich Gott erbarme!“

Zu dumpfem Brüten ward ihr lautes, wildes Klagen;
Für ihren bittern Schmerz hat ſie nicht Worte mehr.
Hört! daß ihr es erkennt: es ſagt euch nicht, wie ſehr
Es zu bejammern iſt; nur: Mutter! kann es ſagen.
Noch Keiner, der: hier iſt es! rief?
Hat es am Ufer denn kein Einz'ger ſpielen ſehn?
O Gott, die Rhone iſt ſo tief! —
Ein ſchwaches Kind! — kaum konnt' es gehn! —
Zurück, zurück, das Kind, das ſich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß ſich Gott erbarme!

Sein Aug' iſt ſchwarz und ſanft, es hat erſt wenig Zähne,
Gelb, wie das reife Korn, iſt meines Kindes Haar;
Furchtſam und ſchwankend geht's, und mit Kornblumen war
Sein Kleid beſezt; gewiß ſteht eine helle Thräne
In ſeinem Aug'; — ihr kennt es, wär'
Es nackt — oft nahm ja ſchon die Armuth ſchwachen Kleinen
Ihr Kleid! — ein Engel, ohne Wehr,
Würd' es in ſeiner Blöße weinen!
Zurück, zurück, das Kind, das ſich verlief im Schwarme,
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß ſich Gott erbarme!“

Der alte Rufer ſchweigt; ein: hier! nur aus dem Volke
Will er, lang wartet er; — umſonſt! — die Mütter ſind
Wortlos, und jede drückt feſt an die Bruſt ihr Kind;
Der Schrecken legt ſich trüb auf's Feſt, wie eine Wolke.
Man ſagt, daß mit verſtohlnem Gang,
In Lumpen eingehüllt, barfuß ein Bettler dorten
Schlich; unter ſeinem Mantel klang
Ein leiſes Wimmern zu den Worten:
„Zurück, zurück, das Kind, das ſich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß ſich Gott erbarme!“

Digitized by Google

Die Nachtwache des Negers.

Die Sonn' der Nacht erhellt der Küſte nackte Höhen;
O Herr, wie lange noch verziehen wir im Sand?
Sanft will ich tragen dich; o, reich' mir deine Hand!
Erwache, guter Herr! laß uns zu Menſchen gehen!
Herr! ſeit drei Tagen ſchon ſind deine Augen zu:
Schläfſt immer du?

Sieh', der Platanenwald fiel nieder vor den Schritten
Des Sturms; das Schiff verſchwand zertrümmert in der Fluth.
Von deiner bleichen Stirn wuſch ich das rothe Blut;
O komm! gern öffnen uns die Schwarzen ihre Hütten.
Herr! ſeit drei Tagen ſchon ſind deine Augen zu:
Schläfſt immer du?

Was du wohl träumen magſt? dein Sklav' errieth es gerne.
O, lang währt dieſer Traum! weicht er, wenn es am Strand
Hell wird? drückſt du erwacht des treuen Dieners Hand?
Ja, wecken will ich dich, ſobald nur fliehn die Sterne.
Herr! ſeit drei Tagen ſchon ſind deine Augen zu:
Schläfſt immer du?

Doch ſchon beſcheint das Licht des Morgens das Gefieder
Der Möwe; lautlos trägt die See das Fiſcherboot.
Komm! — dein Geſicht iſt kalt! — bleich! — ſonſt war es doch roth!
O ſprächſt du! meinen Muth gäb' mir das Sprechen wieder!
Herr! ſeit drei Tagen ſchon ſind deine Augen zu:
Schläfſt immer du?

Ferdinand Freiligrath.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Fortſetzung.)

Der Genfer Municipalrath hat paſſend und klug die ganze Anordnung zur Aufſtellung der neuen Statue dem Rouſſeaukomité überlaſſen. Dieſem nach ſollte ſie ein Nationalfeſt, ein Feſt der Verſöhnung, der Rückkehr und des Wiederſehens ſeyn, wiewohl dergleichen bereits am 28ſten Juni 1793 gefeiert worden war. Manche hätten wohl gern geſehen, daß dies neue zweite Feſt mit jenem erſten einige Aehnlichkeit gehabt hätte, daß ihm wenigſtens die Politik nicht ganz fremd geweſen wäre; es wurde auch von Einigen darauf hingedeutet. Dies war jedoch jezt nicht mehr thunlich. Faſt alle Genfer ehren Jean-Jacques als ausgezeichneten Schriftſteller, aber nur wenige von radikaler Färbung mögen ſich zu ſeinen politiſchen Grundſätzen bekennen. Dieſe verſtändige Stimmung gab dem jetzigen Feſt ſeine eigenthümliche, wiewohl etwas bleiche Farbe, und unterſchied es weſentlich vom 28ſten Juni 1793.

Ehe wir zur Beſchreibung des Feſtes ſchreiten, müſſen wir ein Wort von der Stelle ſagen, wo es gefeiert wurde.

Viele Reiſende kennen ſchon durch eigene Anſchauung die großen Verſchönerungen, die Genf ſeit fünf bis ſechs Jahren auch an ſeiner See- und Stromſeite erhalten hat. Die Rhone ſtrömt jezt aus dem See zwiſchen zwei prächtigen Kai's und unter einer langen, eleganten Eiſenbrücke weg. Der ſüdliche vollendete Kai iſt lang und an mehreren Stellen ſiebzig Fuß breit, mit herrlichen Häuſern beſezt, der nördliche hingegen iſt kürzer und ſchmäler und ſeine Häuſer ſind noch nicht ausgebaut. An ihm liegt das große Hôtel des Bergues. Beide Kai's verbindet die Eiſenbrücke, und öſtlich, nahe bei ihr, liegt die kleine île des Barques, wo ehemals eine Art von Blockhaus ſtand, und welche nun durch Pflanzungen und Anlagen zu einem lieblichen Spaziergange mitten in der Rhone verwandelt worden iſt. Dieſe Inſel ſteht durch eine kleine, geſchmackvolle Drahtdrücke mit der großen Brücke in Verbindung. In der Mitte dieſer Inſelanlagen wurde nun Rouſſeau's Statue aufgeſtellt, und von hier aus hat man eine überaus reizende Ausſicht auf den See, den Strom, den Hafen, die Kai's, deßgleichen auf die alte untere und die obere Stadt mit ihren Thürmen. Dies war alſo die Feſtinſel. In ihrer Mitte, zwiſchen Geſträuchen und Parkanlagen, war einſtweilen ein hölzernes Piedeſtal errichtet, da an dem marmornen noch gearbeitet wird. Auf dieſes hatte man in einer der vorigen Nächte die Statue gehoben und mit einem grünen Schleier verhüllt.

Es war in jeder Beziehung ein ſchöner Tag. Nur an den entlaubten Bäumen und dem noch tief herabgehenden Schnee des Jura und der Savoyer Berge konnte man ſehen, daß der Frühling noch nicht begonnen hatte. Die ganze Inſel war einem ſchwimmenden Zaubereiland zu vergleichen; rund umher ſtanden grüne, tannenumwundene Säulen, die durch volle Blumen- und Laubgehänge mit einander verbunden waren; noch reicher war das Piedeſtal der Statue mit Feſtons geſchmückt, und vier Säulen, große Blumenkörbe tragend, umſtanden es. Schon um Mittag war es ſchwer, durch das Menſchengewühl auf der großen Brücke und auf den Kai's vorzudringen. Aus den Fenſtern und Balkonen vieler anliegenden Häuſer wurden Teppiche und Blumenguirlanden gehängt, hier und da ſtanden auf den Geſimſen bekränzte Büſten Jean-Jacques. Der Strom, auf dem den Winter über die Schiffe und Barken ſtill vor Anker gelegen, fing an ſich zu regen; eine bunte Flagge nach der andern ward aufgezogen, und es war, als wenn die vielfarbigen Wimpel wie Blumen aus dem Waſſer ſproßten. Noch mehrere und ſchönere zeigten ſich ſchon an den Fenſtern, vom untern Stock an bis auf die kleinen Dachlucken; ja ſogar auf den ziemlich flachen Dächern ſtanden ſchmucke

Köchinnen und Stubenmädchen, von ihren Liebhabern gehalten und gegen Unfall geſchüzt. Unſere zwei Dampfboote, dicht an der Feſtinſel ankernd, wimpelten ebenfalls und hatten ſich für ihre Aktionäre und deren Angehörige in Amphitheater mit bequemen Sitzen verwandelt. Andere Barken, die geſtern noch Steine und Gyps geführt hatten, trugen jezt andere Ladung, denn es wimmelte darauf von luſtigen Leuten, die für ein Geringes dem Jean-Jacques näher kommen wollten, Genfer Argonauten, die dem ehernen Vließ zuſteuerten. Dazwiſchen krachten die Kanonen, welche die Regierung auf der Inſel hatte aufführen laſſen und die von Staatsartilleriſten bedient wurden.

Gegen zwei Uhr kam die Militärmuſik mit den Offizieren, Unteroffizieren und Sergeanten aller Nationalgardenabtheilungen in und außer der Stadt, deßgleichen die Bureaux der Société des arts etc., einer der Syndiken, jedoch in Privatkleidung, das Rouſſeau'ſcomité und J. Pradier, der eigentliche Feſtgeber. Alle ſtellten ſich in Gruppen um die verhüllte Statue her, und als zwei Uhr auf allen Glocken der Stadt ausgeſchlagen hatte, fiel die grüne Hülle, und Jean-Jacques ſaß da, mitten unter zehntauſend ſeiner auf ihn ſchauenden Landsleute, das Geſicht nach ſeinem heimathlichen Haus gewendet. Ich denke mir, daß ſein geläuterter Geiſt gegenwärtig war, und daß er ſich, frei von der ihm früher anklebenden Eitelkeit, innig über die Heimkehr zu den Seinigen freute, unter denen dem Knaben ſo wohl war, unter denen nun ſein ernſtes Bild wohnen ſoll, unberührt von Parteigezänk und des Pöbels Lob oder Tadel. Worüber ſich aber ſein Geiſt nicht gefreut haben, was ihm ſehr befremdend geſchienen haben wird, das war die Stille und Lautloſigkeit ſeiner Landsleute, als das Erzbild ſichtbar ward. Ich war nach den bisherigen unzweideutigen Zeichen der Theilnahme und der günſtigen Stimmung auf eine ungeheure, ſtürmiſche Acclamation von allen Seiten, vom Waſſer und vom Land her, von den Fenſtern, von Brücken und Straßen gefaßt, und ich hatte den Mund ſchon halb geöffnet, um daran Theil zu nehmen, aber es herrſchte tiefe Stille. Woher dieſe ſonderbare, unerwartete Erſcheinung? Ich weiß es nicht, glaube aber, daß dieſe Stille großentheils von einer Art von Verblüffung kam, Jean-Jacques ſo zu ſehen, nicht als den Mann ſeiner Stadt und Zeit, ſondern um zweitauſend Jahre zurück, als Griechen oder Römer. Wahrſcheinlich wäre auch der grüßende Zuruf der fernen Menge nicht ausgeblieben, wenn im Augenblick der Enthüllung von der Inſel aus ein freudiger Ruf der dort um die Statue Verſammelten erſchollen wäre; aber da war gerade das Staunen bei Aufdeckung der Statue am größten, ſie wußten nicht gleich, was ſie ſahen, und blieben ſtill.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Goethe und Bettina v. A., geb. B.

Vor vielen Jahren erzählte man ſich viel von einem jungen Mädchen, das ſo wizig und naiv war, wie es in Berlin nicht Sitte iſt, wizig und naiv zu ſeyn. Tauſenderlei Geſchichten wußte man von Bettinen, wie ſie berühmte und unberühmte Männer angeredet und abgeführt, den zurechtgewieſen und von jenem eine Zurechtweiſung ſich erbeten. Der Berliner Wiz hatte die Ausſprüche des geiſtvollen Kindes in ſeiner Art übertragen, und es war daraus eine neue Berliner Gurly geworden. Die Zeit iſt unerbittlich, und die Mode wechſelnd. Aus dem Kinde wurde eine Jungfrau, aus dieſer eine Gattin, Mutter, und aus der Matrone iſt durch einen unglücklichen, frühen Todesfall eine Wittwe geworden. Lange Zeit hatte man nicht von ihr geſprochen, und die Mode, andern Idolen fröhnend, ließ ſie unbeachtet. Die Geſchichte ihrer Seltſamkeiten wurde wenigſtens kein populäres Volksbuch; ſie lief nur ſo unter der Hand mit, und blieb in und für gewiſſe Kreiſe. Nur bei Gelegenheit von Goethe's Tode verlautete, daß dieſe ſelbe naive Bettina, welche bis dahin dem großen Publikum eben nur durch jene Originalität bekannt geworden, ein Denkmal für den Dichter ſelbſt erfunden und ſelbſt modellirt habe. Alſo hatte das originelle Kind außer dem, was die Berliner „Schrullen" nennen, auch Begeiſterung zur den großen Dichter und dazu Bildhauertalent. Auch dieſe Notiz ging indeſſen im Strome der Bewegungen unter. Bettina hatte ſich politiſch für keine Partei erklärt, und da ſie weder zum jungen, noch zum alten Deutſchland gehörte, was hatte ſie für Anſpruch, bekannt zu ſeyn? Das Faktum ihres Bekanntſeyns erſtreckte ſich in lezter Zeit daher nicht weiter, als auf die Kreiſe und Perſonen, wo ſie es ſich darum angelegen ſeyn ließ und es durch die eindringende Kraft ihrer Perſönlichkeit in's Werk ſezte. Da erſcheint plözlich — oder vielmehr es erſcheint noch nicht, ſondern es iſt nur die Rede davon — ein Buch, betitelt: **Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde**; und ehe das dreibändige Buch hier bei Dümmler ausgegeben, ehe es noch durch die Zeitungen annoncirt iſt, geht eine Lärmtrommel durch das Leſepublikum, faſt ſo ſtark als dazumal, wo der Schatten des Verſtorbenen ſeine erſten Briefe herausgab, und noch mit einem Nachhall des Lärmens ſeligen Andenkens, den die ſchöne Henriette verurſachte. Man mußte es kennen, wenigſtens darüber zu ſprechen wiſſen, und darüber urtheilen, wenn man es auch noch nicht geleſen hatte; denn es war wieder Sache der Mode geworden, die „Geſellſchaft" beſtand darauf. **Bettina**, die Verfaſſerin, iſt mit ihrem Buche ſelbſt wieder in die Mode gekommen, und iſt es noch in dieſem Augenblick, wo ich den Brief anfange; ob ſie es noch ſeyn wird, wenn ich ihn ende, weiß ich nicht. Das Buch ſelbſt wird vermuthlich eben ſo ſchnell als dieſes mein Schreiben zu Ihnen, und bis es gedruckt iſt, auch zu den Leſern des Morgenblattes gedrungen ſeyn; alſo habe ich nicht nöthig, über ſeinen Inhalt zu ſprechen. Er verſpricht, troz der Widmung an den Fürſten Pückler-Muskau, anfänglich nicht viel von der Koſt, welche der Hautgout der Geſellſchaft iſt; denn die Perſonen, über die es anzüglich redet, ſind längſt todt, und die intrikaten Verhältniſſe, die erzählt werden, ſind längſt mit dem Schleier der Vergangenheit bedeckt. Auch konnte man fragen: was intreſſirt noch ein

Nachtrag über Goethe's Perſönlichkeit, die denn doch nun durch alle Briefwechſelſammlungen ſo weit enthüllt iſt, als der Meiſter es für gut fand, als er noch lebte, daß ſie nach ſeinem Tode enthüllt werde; aber gewiſſe Dinge bleiben immer lebendig und verlieren ihren Luſtre nicht, ſo lange Lüſternheit zu den Modeartikeln gehört. Und wann ſollte das aufhören! Nicht Goethe wird enthüllt, ſondern das Kind, das ihm ſeine Liebe erklärt, und in der gütigſt angenommenen und in der Entfaltung derſelben ſchwelgt. Da iſt ein unendlicher Zauber in der Art, wie Bettina ſich ihm anträgt, wie ſie auf ſeinen Schooß rutſcht, ſeinen Beſuch um Mitternacht im Elephanten, vier Treppen hoch, empfängt, wie ſie eiferſüchtig iſt auf jede kleine Gunſt, jeden freundlichen Blick, der Andern geſchenkt wird, in der Erzählung von allen Küſſen, die ſie empfangen, von ihm, Herder, dem blinden Herzoge von Ahremberg. Und daß die Gattin, Wittwe, Matrone, Mutter das Alles ſo ungenirt ſelbſt erzählt, und ſich mit ihrer unvergleichlichen Liebe etwas weiß, das kam noch nicht vor, das iſt an ſich etwas, was das Buch werth macht, auf allen Toiletten zu liegen. Aber auch außerdem entfalten ſich ſo viel auffallende Züge, Bemerkungen, Porträts, daß es mit Seite um Seite mehr Recht gewinnt, in der Memoirenbibliothek der Zeit zu ſtehen, und viele andere Bücher daraus zu verdrängen, welche nicht allein berühmte Perſönlichkeiten zum Ziele haben. Das Urtheil hat ſich noch nicht feſtgeſtellt. Wie käme das auch bei einer Erſcheinung, die noch oben auf dem Wellenſchaum ſchwimmt! Einige verdammen das unweibliche Unternehmen als etwas Unſittliches, Naturverkehrtes, Andere ſehen in der Herausgeberin eine begabte Prieſterin der Naturwahrheit, und eine ſo hoch begeiſterte, wie es noch keine deutſche Frau geweſen. Darin miſcht ſich denn von beiden Seiten viel Perſönliches. Die Verdammenden wollen überhaupt den Frauen kein Recht zugeſtehen, ſo zu fühlen, ſich vermöge ihres Empfindungsvermögens für etwas Apartes zu halten, und mit dieſen excentriſchen Gefühlen ſich breit zu machen. Wenn ſie aber ihre Gefühle einmal aufgeſchrieben, ſo ſollen ſie ſie nicht drucken laſſen und herausgeben. Wenn nun aber eine ſolche Natur einmal da iſt, die ihre Eminenz fühlt und ſich mit Vehemenz ausſprechen muß? Gemachtes iſt da nichts, das müſſen auch die Tadler einräumen. Ueberhaupt werden dieſe auch der Verfaſſerin weniger ſchaden, zumal einige pietiſtiſche Rückſichten bei ihnen mitſprechen, als ihre unbedingten Lobredner, wie von hier aus zwei in der hieſigen literariſchen Zeitung und in den Brockhauſiſchen Blättern für literariſche Unterhaltung aufgetreten ſind. Das iſt Weihrauch, der ſchwarz macht. Hat der Schriftſteller auch die Verpflichtung, gegen Damen galant zu ſeyn, ſo meine ich, daß eine ſo ritterliche Dame in ihrer Art, wie Bettina, keine Anſprüche auf dieſe kleinlichen Rückſichten macht. Ob die Wahrheit in der Mitte liegt, weiß ich nicht, ich glaube vielmehr, ſie haben beide recht, nur läßt ſich ihr Recht nicht vereinigen. Außerdem aber iſt wahr, daß Bettina in den Briefen ein ungewöhnliches Talent der Darſtellung, und eine Phantaſie verräth, um die nicht allein unſere Dichterinnen, ſondern auch unſere Dichter ſie beneiden können. Der Ertrag der drei Bände iſt zu Goethe's Denkmal beſtimmt, nämlich zu dem von Bettinen entworfenen. Dies iſt auch voller Talent — beſonders Goethe's Kopf iſt herrlich — aber ſo wie ihre lyriſchen Ergüſſe erſt eines Goethe bedurften, um in Gedichte überſezt zu werden, bedürfte dieſes Denkmal eines Canova oder Rauch, der es techniſch in ſeine Kunſt überſezte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Karlsruhe, März.

(Fortſetzung.)

Kerker und Krone von Zedlitz.

Die Höfe, deren Fürſten Taſſo ſonſt feiernd eingeladen, ließen ihn jezt kalt vorüberziehen. Sudler hatten ſich ſeines Gedichtes bemächtigt, er ſelbſt dünkte ſich verſchollen; aber Hirten, Landleute, Schiffer und Räuber hatten das großartige Gedicht in ihre ſchlichten Herzen und offenen Gemüther aufgenommen, und die Liebe zu ihm war Verehrung zum Dichter geworden. Sie brauchten nur den Namen Taſſo's, ſeine Ankunft, ſeine Gegenwart zu erfahren, und der Räuber ſenkte ſein Schwert, und der Hirte brachte Hymnen und Kränze für den Sänger Armida's und Gottfrieds von Bouillon. Nun beginnt es erſt in Taſſo zu tagen, die böſen Geiſter entfliehen aus ſeinem Hirne, und die Sonne der Befriedigung, die Löſung der Bedeutung ſeiner Tage und Mühen, verbreitet ihre Strahlen über ſein Weſen. — So lebt er ein ſtilles Leben im Hauſe ſeiner Schweſter in Sorrent, ſorgſam beſchäftigt, der Nachwelt ſein Gedicht in würdiger Form zu übergeben; aber die Flamme kann nie ruhen, ſie kann nur brennen oder verlöſchen. Der Geiſt hatte zu viel und zu heftig an ſein Gebäuſe getobt, als daß dieſes nicht morſch ſollte geworden ſeyn; der Körper ſank dem Grabe zu, der viel umhergeworfene, müde geraßte und ſchwer gedrückte Geiſt, der die Himmel geplündert und die Hölle in ſich getragen, der das Leben ausgekoſtet in ſeinen Genüſſen und Verſagungen, der nichts mehr zu hoffen und kaum noch etwas zu fürchten hatte, ſehnte ſich nach Auflöſung. Noch eine Stufe hatte er zu erklimmen: die Welt hatte ihm ein Zeichen, eine äußerliche Anerkennung zu geben von der Schäzung ſeines Werthes; was in Aller Gemüthern lebte, mußte ihm ſichtbar heraustreten, die Unſterblichkeit mußte ihm einen Abgeſandten ſchicken. Auch das geſchah. Pabſt Clemens VIII. lud ihn nach Rom ein, um ihn auf dem Kapitol, im Angeſichte von Italien, von ganz Europa, mit dem Lorbeer zu krönen. Er folgte dem Rufe, nicht mehr in dichteriſch-jugendlichem Ehrgeize, ſondern müde vom Leben, um, was ihn ſonſt in trunkener Seligkeit über die Welt erhoben hätte, jezt als Halbverklärter ruhig lächelnd hinzunehmen. Die Huldigungen des Volks, die Reue der Fürſten und die ausharrende Erwiderung ſeiner erhabenen Liebe gaben den höchſten Augenblicken des Lebens zugleich ſeine höchſte Entfaltung. Da erſtarrte das Herz, das ſo viele Kränkungen in ſeinen Schlägen nicht gehemmt hatten, gebrochen durch die ungewohnte Liebe, und der Kranz krönte eine kalte Stirne. So hat die Welt doch ihrem Drange genug gethan, wenn auch der Tod keine Krone mehr bedarf.

Dies iſt der Gang des Schauſpiels in ſeiner pſychologiſchen und poetiſchen Entwicklung, in beiden ſo wahr, als ſchön. Als dramatiſche Ausſchmückung und als Mittel, den Hauptcharakter noch klarer an's Licht zu ſtellen, iſt ihm ein Mädchen, faſt noch ein Kind, beigegeben, Angioletta, die Nichte ſeines Kerkermeiſters, die, an des Dichters Seite, im Lichte ſeines Geiſtes und in den Stürmen ſeiner Leidenſchaften herangewachſen, ſein hütender, ſein ſänftigender Engel wurde. Unbewußt war ihr Weſen mit ſeinem Geiſte verwachſen, die Wurzeln ſeines Daſeyns hafteten in ihrem Herzen, ſie liebte ihn, kindlich, fromm, aber ganz erfüllt, nicht irdiſch ſelbſtſüchtig, ſondern auf den Knien. Sie folgt ihm aus ſeinem Kerker, ſie geleitet ihn in ſeine Heimath, ſie lehnt irdiſch bräutliche Verbindungen ab, ſie weint an ſeiner gekrönten Leiche, um ſich dann ſelbſt hinzulegen und zu ſterben.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. April 1835.

> Was für Uebel auch Vernunft oder Deklamation einer zu ausgedehnten Herrſchaft zur Laſt legen mögen, ſo war doch Roms Macht von einigen für das Menſchengeſchlecht wohlthätigen Folgen begleitet, und dieſelbe freie Gemeinſchaft, die die Laſter verbreitete, verbreitete auch die Nüzlichkeiten des geſelligen Lebens. Faſt unmöglich ließe ſich Alles aus dem Thier- und Pflanzenreich aufzählen, was aus Aſien und Egypten nach und nach Europa zugebracht wurde.
>
> Gibbon.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

Erster Artikel.

Wenn ein deutſcher Gutsbeſitzer in ſeinem Hofe, ſeinen Gärten und Obſtbaumpflanzungen, auf ſeinen Aeckern und Fluren herumwandelt, findet er, wenn er ſonſt nur nachdenklich iſt und genauere Kenntniß von der Natur und Geſchichte deſſen hat, was er beſizt und baut, immer Stoff genug zu anziehenden Betrachtungen über die Pflanzen- und Thierwelt, die ihn umgibt. — Stellen wir uns ihn vor, wie er an einem ſchönen Sommermorgen in ſeiner Akazienlaube ruht und eine Havannacigarre zu ſeinem Kaffee raucht, während vielleicht ſeine Gattin oder Tochter im nahen Gartenhauſe ihren Thee oder Chokolade ſchlürft und dem Geſchmetter des citronengelben Sängers horcht, der im nahen Käfigt auf- und niederhüpft. Laſſen wir ihn dann zwiſchen den Blumenbeeten ſeines Gartens herumwandeln, auf welchen Lilien und Roſen, Ranunkeln, Irisblumen und andere Zierpflanzen Auge und Geruch ergötzen; dann im Gemüßgarten ſeinen Blumenkohl, ſeine Schalotten, Gurken, Zuckererbſen, Bohnen und andere Küchengewächſe betrachten, und ſodann in den Baumpflanzungen verweilen bei den Wallnußbäumen mit den duftigen Blättern, den Mandelbäumchen, den Kirſchen-, Aprikoſen- und Pfirſichbäumen, die theils ſchon mit lieblicher Frucht prangen, theils für die Zukunft reichliche Frucht verſprechen. Hierauf wandle er in ſeinem Hof umher, deſſen Portal von Kaſtanien umſchattet iſt, und ſehe dem Haushahn zu, der „mit Sporn und Buſch einhergeht, recht als ein Rittersmann,“ wie der treffliche Friedrich von Spee von ihm ſingt; oder er betrachte den ſtolzen Pfau, der ſein prächtiges Rad an der Sonne ſchlägt, oder den Puterhahn, der ſich lächerlich ſpreizt und kollert, oder das kurzgeflügelte Perlhuhn, das ſich mühſam, aber heftig ſchreiend von dem Boden wegbewegt. Gehen wir dann mit dem Manne hinaus auf ſeine Aecker und Wieſen, die mit herrlichem Klee bepflanzt ſind; betrachten wir mit ihm ſeine zwar einförmigen, aber doch einträglichen Hopfenanlagen, nicht weit davon ſeine Weizen- oder Dinkelfelder, weiterhin ſeine Tabakspflanzungen oder die Aecker, mit Hirſe oder Hanf bepflanzt; und auch die Kartoffelfelder mögen ſeinen und unſern Blick auf eine Weile feſthalten und beſchäftigen. Bedenken wir dann mit unſerm Freunde, wie alle dieſe Pflanzen, Bäume und Thiere uns jezt ſo wohlbekannt, ſo heimiſch ſind, und es uns vorkommt, als ob ſie von ewig her auf dieſem Boden, der vielleicht früher Wald oder Sumpf geweſen war, erzeugt und gewachſen wären, wie auf dem engen Raum dieſer Beſitzungen die Kinder

Digitized by Google

der entfernteſten Länder, der verſchiedenſten Zonen, der alten und der neuen Welt verſammelt ſind, und welche Reiſen, Kriegszüge, Schifffahrten und Jahrhunderte dazu gehörten, um ſie alle nach und nach in dieſem engen Raum zu vereinigen. Denn von den meiſten dieſer Pflanzen und Thiere wußten die alten Deutſchen wenig oder nichts; ja, einige mußten ſelbſt, als Kinder der neuen Welt, noch den weltbeherrſchenden Römern unbekannt und verborgen ſeyn. Zuvörderſt aber bemerke ich, daß ich hier Deutſchland nicht in dem engeren Sinne nehme, wie die Alten, ſondern in dem weitern der neuern Geographie, daß ich alſo Vindelicien mit ſeinem Bodenſee, ſeinen römiſchen Städten: Augsburg, Regensburg und Paſſau, ferner Rhätien und Norikum, die bekanntlich einen großen Theil von Oeſtreich, Tyrol, Steiermark, Kärnthen und von Bayern in ſich faßten, ſowie auch einen Theil des belgiſchen Galliens, gerade die ſchönſten und merkwürdigſten Landſtriche am Ober- und Unterrhein, mithin auch das uns früher angehörige, und — mit Erlaubniß der welſchen Nachbarn ſey's geſagt — wenn wir auf Sprache, Sitte und Geſinnung der beſſern Bewohner ſehen, noch immer deutſche Elſaß dazu rechnen.

Betrachten wir zuerſt die Pflanzenwelt des alten Germaniens. Hier iſt im Laufe vieler Jahrhunderte natürlich eine große Veränderung vor ſich gegangen, wenn auch nicht von der Art, wie ſie bei Egypten angenommen wird, wo im Nil-Delta die einheimiſche, urſprüngliche Flora durch eine übergepflanzte, auswärtige Pflanzenkultur gänzlich ſoll verdrängt worden ſeyn, was man unter andern auch daraus abnehmen will, daß gewiſſe Pflanzen, z. B. das in Oſtindien gefundene prächtige Nelumbium, die egyptiſche Bohne genannt, als Verzierung in den alten egyptiſchen Tempeln mit abgebildet vorkommt, aber im Lande ſelbſt nicht mehr gefunden wird. Uebrigens muß das Wort einheimiſch im doppelten Sinne genommen werden. Einheimiſch ſind erſtlich Pflanzen und Thiere, die in einem Lande von jeher erzeugt worden und gewachſen ſind; einheimiſch heißen aber auch ſolche, von welchen man beſtimmt weiß oder mit Recht ſchließen kann, daß ſie erſt von Außen nach und nach eingeführt wurden, die ſich aber bald an Klima und Boden gewöhnt haben und naturaliſirt ſind. Ein Beiſpiel: es gibt eine Guernſeylilie, die aber urſprünglich im fernen Japan zu Hauſe iſt. Ein Schiff, mit vielen Zwiebeln derſelben beladen, ſcheiterte auf der Rückkehr an jener Inſel, wo denn die Zwiebeln an das ſandige Ufer geworfen wurden, aber bald, da auch künſtliche Pflege hinzukam, ſich verbreitet haben und einheimiſch geworden ſind. So ſind es ſchon die Kartoffeln bei uns, die der gemeine Sprachgebrauch ſogar in deutſche und engliſche oder welſche abtheilt.

In Bezug auf den Anbau gewöhnlicher Obſtarten im alten Germanien, dies in der Begrenzung genommen, wie es die Römer nehmen, ſind manche Hiſtoriker zu ſehr Zweifler. Sie wollen ihm unſern Apfel- und Birnbaum abſprechen, geſtützt auf die Aeußerung des Tacitus, daß Germanien zur Fruchtbaumzucht untauglich ſey; allein derſelbe Tacitus erwähnt ja, daß wildes Obſt zur Speiſe ſeiner Bewohner gehöre. Nun aber weiß man, daß da, wo ſolches gedeiht und reif wird, auch mehrere der veredelten Sorten gezogen werden können, ja ſogar manche der edelſten, z. B. der Borsdorfer, faſt mehr im kälteren als wärmeren Klima gedeiht. Sollte denn ſelbſt dieſes Germanien ein kälteres Klima gehabt haben, als das heutige Norwegen, wo doch noch Aepfel und ſelbſt Birnen gezogen werden? Verſteht Tacitus unter den agrestia poma nicht vielmehr ſolche Aepfel und Birnen u. ſ. w., die im Freien, ohne viele Kultur fortkommen, im Gegenſatz der feineren Obſtarten, die im wärmern Italien gezogen wurden? — In Bezug auf das römiſche Weſt- und Süddeutſchland verdient Berückſichtigung, daß im Saliſchen Geſetz der Apfel- und Birnbaum eine arbor domestica genannt, daß ferner in dem Bajuvariſchen Geſetz Fällung und Beſchädigung fremder Obſtbäume verpönt wird, was vorausſetzt, daß ſchon lange vor Karl dem Großen die Obſtbaumzucht in Deutſchland getrieben wurde. — Und doch mochte zu Karls Zeiten, wo z. B. halb Franken noch mit Waldungen bedeckt war, das deutſche Klima nicht viel milder ſeyn, als es früher geweſen. — Man macht ſich überhaupt von dem rauhen Klima, der kalten Luft, den Sümpfen und Wäldern des alten Germaniens immer noch eine zu grelle Vorſtellung, wozu denn freilich die Schilderungen mancher Römer und Griechen Veranlaſſung gaben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rouſſeau's Denkmal zu Genf.

(Fortſetzung.)

Als die Hülle von der Statue weggezogen war, geſchah etwas nicht weniger Unpaſſendes und Liebloſes. Ein ſimpler, alltäglich gekleideter Arbeiter legte hinten eine Leiter an ſie an, ſtieg hinauf und ſetzte ihr einen goldnen Kranz auf; eine lächerliche, an eine Exekution erinnernde Prozedur. Jean-Jacques ſchien auch unwillig über dieſe geſchmackloſe Ovation, und ehe man es ſich verſah, blies er den Kranz vom Haupt ſeines Bildes.

Nun trat Fazy-Paſteur, der thätige Präſident des Komité's, vor und ſprach folgende Rede:

„Seit langer Zeit bedauerten die Genfer, daß ihr berühmter Landsmann, Jean-Jacques Rouſſeau, in

Digitized by Google

unſerer Vaterſtadt kein Zeichen öffentlicher Huldigung beſitze. Das Denkmal, das wir jezt einweihen wollen, ſoll dieſem Bedauern ein Ende machen. Unter den größten Bewunderern Rouſſeau's ſind jedoch — geſtehen wir es — mehrere, die meinen, ein Monument irgend einer Art ſey unnütz, das allein würdige ſeyen ſeine Schriften. Auch wir glauben dies mit ihnen. Indeſſen müſſen wir uns über Eins nicht täuſchen: wir waren es uns ſelbſt ſchuldig, ſeinem Andenken dieſe Huldigung darzubringen. Es lag uns daran, nach den von ganz Europa gekannten Ereigniſſen zu zeigen, daß der Tag der Gerechtigkeit nunmehr gekommen ſey, und daß wir bemüht ſind, peinliche Erinnerungen zu verwiſchen, indem wir einem großen, verkannten Staatsbürger die einzige Ehrenrettung darbringen, die in unſern Kräften ſteht. Die Ehre, die er ſeinem Vaterland gemacht hat, iſt eine Wohlthat für alle Genfer geworden. Die Zueignung ſeines *Discours sur l'origine de l'inégalité des conditions* iſt der ſchönſte Lobſpruch, deſſen ſich je eine Republik hat rühmen können, und was auch unſere künftige Beſtimmung ſey, Genf iſt in ſeinen Schriften unſterblich gemacht. Wenn Rouſſeau's politiſche und philoſophiſche Meinungen ganz verſchieden beurtheilt worden ſind, worüber wir hier nicht in eine Controverſe eingehen können, ſo iſt doch in der Welt nur Eine Stimme über den ſittlichen Reiz ſeiner Schriften und über die hinreißende Beredſamkeit, der bis dahin nichts an die Seite zu ſetzen war; ſo ſtreng, ſtrafend und verachtend, wenn er die Sitten eines ausgearteten Jahrhunderts malt, zu deren Umgeſtaltung und Aenderung er ſo mächtig gewirkt hat; ſo zärtlich und überredend, wenn er die Menſchen zu den einfachen Naturgenüſſen, zur Unſchuld und zur Tugend zurückführen will. In dem Augenblick, wo der philoſophiſche Unglaube anſteckend geworden war, hielt ihn Emile auf; die großen Religionswahrheiten kamen wieder zu Ehren. Wenn Rouſſeau auch dem Chriſtenthum nur theilweiſe huldigte, ſo war doch dieſe Huldigung erhaben, und nichts kommt ihr gleich. Ein Denkmal für ihn iſt auch eine Huldigung für das Geſchlecht, von dem er mit ſo viel Würde und Reiz geſprochen hat; wie viel verdanken nicht die Frauen dem, der das häusliche Glück und den Reiz, welchen ſie ihm geben, mit ſo lebhaften Farben geſchildert hat! wie viel verdanken die Frauen dem Wohlthäter der Kindheit! . . Rouſſeau und geſunde, glückliche Kinder, iſt eine glückliche Ideenverbindung, die ſich nicht trennen läßt und ihm für immer das Herz der Mütter ſichert . . . So ſprachen wir 1828 zu unſern Mitbürgern, als wir den Gedanken dieſes Monuments faßten, ſo ſprechen wir auch heute, wo es glücklich vollendet vor uns ſteht. Damals ſagten wir auch: dies Monument muß nicht bloß von einigen Kunſtliebhabern errichtet werden, es muß vielmehr den Stempel als Genferiſches Familiengut tragen, und jeder Genfer muß da ſeinen Antheil wieder finden und zu ſeinen Kindern ſagen können: Auch ich habe dazu beigetragen! Denn wenn die Freigebigkeit des Reichen Rouſſeau geſchmeichelt hätte, ſo würde ihn dagegen die kleine Gabe des Armen innig gerührt haben. Er machte ſich einen beſondern Ruhm daraus, lezterer Klaſſe anzugehören, und ſie war ſtets der Gegenſtand ſeiner beſondern Achtung und Neigung... Was wir vor Jahren hofften, iſt nun in Erfüllung gegangen; die Zahl der Subſcribenten war bedeutend; ihnen iſt der Genfer Municipalrath beigetreten, ja alle Klaſſen, alte und neue, haben mehr oder weniger dazu beigetragen... So ſteht ſie denn hier, dieſe Statue Jean-Jacques, deren Errichtung die Genfer ſo ſehnlich wünſchten! Sie könnte an keiner günſtigern Stelle ſtehen, als auf dieſer Inſel, die künftig Rouſſeau's-Inſel heißen wird... Von heute an iſt dieſe Statue ein Eigenthum Genfs und ſteht unter dem Schutz ſeiner Kinder. Wenn Genf ſo glücklich war, Rouſſeau hervorzubringen, ſo ſollte es auch einen Bildhauer haben, der fähig war, deſſen Züge darzuſtellen. James Pradier, dieſer andere Sohn des Vaterlandes, deſſen Ruf täglich ſteigt, war dieſer Aufgabe würdig, nach der er ſich lange geſehnt hatte. So haben denn Genie und Patriotismus im Verein dies ſchöne Werk hervorgebracht."

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortſetzung.)

Berliner Nächte. Retroſpective Cenſur.

Bettina iſt eine Frankfurterin; ihre anſehnliche Familie gehört, wie ihre eigene Gefühlsweiſe und Darſtellungsart, dem deutſchen Süden an; aber ſie iſt nach Berlin übergebürgert und durch Heirath und Bildung eine Norddeutſche geworden. Der ſüdliche Typus hat unbedenklich nordiſche Formen angenommen, wie ſie denn, wäre ſie keine Berlinerin geworden, das Buch gewiß nicht herausgegeben hätte. So müſſen wir es denn auch als eine Berliner Merkwürdigkeit betrachten. Und daran ſchließt ſich, dem Geiſt und Inhalt nach unendlich verſchieden, aber doch unläugbar unter derſelben Rubrik, ein Buch an, welches den Titel führt: Nächte aus Berlins Geſchichte. Der Verfaſſer, der königliche Schauſpieler Louis Schneider, hat ſich die kurioſe Aufgabe geſtellt, die Geſchichte einer Stadt, die gar nichts Düſteres, weder in ihrer Erſcheinung, noch in ihrer Entſtehung an ſich hat, in ein prillirtes Nachtgewand zu kleiden. Alle pikanten, romanhaften Vorfälle, die in dem zu hellen, breitſtraßigen Berlin paſſirten, läßt er in dunkeln Nächten ſich ereignen. Da muß Albrecht der Bär Nachts ſich in den Spreewäldern verirren, einen Bär erlegen und bei einem wendiſch heidniſchen Opferdienſte das problematiſche Gelübde ablegen, an der Stelle eine chriſtliche Stadt anzulegen. Um die Nachtzeit uſurpiren Berlins Bürger ein Recht der hochnothpeinlichen Halsordnung, und richten einen

Magdeburgiſchen Abgeſandten, der einer artigen Berlinerin einige anzügliche Witze zugeflüſtert, auf dem Neumarkt hin. Nachts natürlich muß ein gräßlicher Räuber, der Stellmeiſter aus Salzwedel, vor Berlins Thoren, im Begriff, einen Juden zu ſchinden, gefangen und gerichtet werden, und Nachts verüben die Quitzows und Rochows himmelſchreiende Frevel gegen die gute Stadt, welche nicht wie die Göttinger ihre Raubritter umher hängte und deren Burgen zerſtörte, ſondern ihnen lieber die Luſt, ſie zu plündern, mit ſchwerem Gelde abkaufte. Die Geſchichte läuft herunter bis auf die neueſten Zeiten, und umfaßt neben den Schauerbildern auch manche recht derb luſtige, z. B. wie die Kurfürſtin Dorothee, Gemahlin des großen Friedrich Wilhelm, in ihrer Vorſtadt, der jetzigen Dorotheenſtadt, im Moraſt mit ihrer ungefügen Kutſche ſtecken bleibt, beregnet, vom Witze ihres Vetters Moritz von Naſſau unterhalten und gepeinigt, und zum Schluß aller Kalamitäten noch von einer Heerde Säue, die damals in Unzahl frei in Berlin umherliefen, belagert. Der Kurfürſt erläßt dafür ein Edikt, daß ſich keine Sau mehr öffentlich ſehen laſſe, ſondern alle in den Häuſern verſchloſſen bleiben ſollen. Prinz Moritz läßt ſich deßhalb am andern Tage nur als Prinz von Naſ— melden, „weil er verordnetermaßen ſeine Sau zu Hauſe gelaſſen.“ Die Geſchichte, wie, noch in Friedrichs des Großen lezten Lebensjahren, der eine Gensdarmenthurm, kaum gebaut, einſtürzte, hält die Mitte zwiſchen dem Ernſthaften und dem Scherzhaften; indem mehrere kaum erſt verſtorbene Perſonalitäten darin mitſprechen, z. B. Reichard, der Dekorateur Verona, Chodowiecky u. A., hat dies Bild den pikanteſten Anſtrich. Die ſonſt arme Geſchichte der Mark und Berlins böte übrigens noch vielen Stoff, der ſich in die Nacht verlegen ließe. Für die fehlenden Bilder aus der ältern Geſchichte hat der Verfaſſer mehrere Nachtbilder aus dem Leben der Gegenwart zugegeben. Blicke in Keller- und Bodenſcenen, die, mit Berliner Witzen geſpickt, ihres Zweckes ſo wenig als jene verfehlen werden, Effekt zu machen.

Der zweite Theil der Friedrich Förſterſchen Geſchichte von Friedrich Wilhelm I., aus neu aufgefundenen Urkunden, hat bekanntlich Erörterungen veranlaßt, nach welchen auch die Geſchichte ſchon in Gott ruhender Notabilitäten nicht mehr unbedingt, wie ſeither, der Wiſſenſchaft des Hiſtorikers freigegeben ſeyn ſoll. Hier werden allerdings Principien in Zweifel geſezt, und es werden Grundſätze angefochten, die bis jezt als ſanktionirt galten, daß nämlich, wenn zwar die Zeitgeſchichte einer billigen Beaufſichtigung derer unterworfen war, welche ſie mitmachen, doch die alte, welche, ausgelebt, nur in ihren Reſultaten vor uns liegt, jeder Betrachtungsart preisgegeben war; allein, darf man fragen, iſt das alte Todtengericht der Egypter noch an der Zeit? Die Geißel der Kritik verfährt jezt ſo unbarmherzig gegen Lebende, iſt es da nicht gerade billig, daß man die Todten vor derſelben ſchüzt? — Sonſt iſt wenig Polemiſches hier vorgefallen. In dem viel beſprochenen Injurienprozeß zwiſchen dem Ritter Spontini und Herrn Rellſtab haben beide Theile geſiegt und beide ſind verurtheilt. In Folge eines neuen Geſetzes, das die Humanität ſelbſt diktirt, iſt es dem Beleidigten erlaubt, bis zur Vollſtreckung des Urtheils auf den von ihm ausgehenden Strafantrag zu verzichten und dem Verurtheilten die Strafe zu erlaſſen. Herr Rellſtab hat von dieſer Befugniß Gebrauch gemacht und dem Ritter Spontini die dieſem zuerkannte Strafe geſchenkt. Dieſer dagegen hält die Herrn Rellſtab diktirte für, den Verhältniſſen nach, zu gering, und hat mit einem Aggravationsgeſuche appellirt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Karlsruhe, März.

(Beſchluß.)

Kerker und Krone von Zedlitz.

Ich muß noch einen Blick auf die dramatiſche Entwicklung des Kunſtwerkes werfen. Das ganze Intereſſe ruht auf Taſſo; es iſt ſein Kampf mit dem Schickſal, deſſen mächtigſter Verbündeter ſein eigener Charakter iſt, der Kampf der Dichtkunſt mit dem Leben, der Kampf der Ideale mit der Wirklichkeit. Der Sieg entſcheidet für die Poeſie, das Leben bleibt auf dem Platze; darum nennt der Dichter das Stück auch mit Recht ein Schauſpiel und kein Trauerſpiel. Die Ereigniſſe, welche Goethe's Dichtung erfüllen, ſind vorangegangen: wir ſehen Taſſo's Qualen im Irrenhauſe, ſehen ſeine Liebe, vernehmen ſeine Befreiung. Bis hieher ſteigendes Intereſſe; in Taſſo's Seele Jubel, in der des Zuſchauers eine Befriedigung, ein Schluß: der Dichter iſt geliebt und frei, was braucht ein Dichter mehr? Er kann ſich des Beifalls der Zeitgenoſſen entſchlagen, und im Gefühle ſeines Werthes an die Nachwelt appelliren. In dem Zuſchauer aber bliebe eine mehr als wehmüthige, eine herbe Empfindung zurück, wenn ſolch ein Dichtergeiſt kein höheres Glück brächte, als von der Welt verkannt zu werden und ſie wieder zu verkennen, wenn der Reflex dieſes Elendes mit verſengenden Strahlen wieder in ſein Inneres zurückfallen ſollte, wenn die Bedeutung der höchſten Höhe der Poeſie nichts wäre, als eine unaufgelöste Diſſonanz. Zur Befriedigung des Zuſchauers iſt die innerliche Verſöhnung Taſſo's mit ſich ſelbſt noch wichtiger, als die äußere mit ſeinen Verhältniſſen, und nur dieſe haben wir bisher geſehen. Dieſe Löſung und zugleich die Rechtfertigung ſeiner Zeitgenoſſen oder des Menſchengeſchlechtes überhaupt iſt die Aufgabe der übrigen Akte. Er ſieht von Schritt zu Schritt ſich anerkannt in ſeinem Vaterlande, geliebt von Schweſter und Verwandten, in ruhigem Beſitze der Freiheit und ſeines Gedichtes. Hiemit kehrt auch in ſeinem Herzen Ruhe ein, der Krater ſeiner Leidenſchaften iſt ausgebrannt. So geht in ſtiller Zurückgezogenheit die pſychologiſche Wandlung ſeines Charakters vor, der gereizte, aufbrauſende Schwärmer, der mißtrauiſche Menſchenfeind wird der zufriedene, treue, warme Dichter und Freund. Solch eine Veränderung macht ſich nun freilich nicht durch einen plözlichen Theaterſtreich, ſie wird vorbereitet durch einzelne Ereigniſſe, und entſteht nur und zeigt ſich nur in der gleichzeitigen Ruhe der Umgebungen. Ruhe iſt der Gegenſaz von Handlung, und ſo büßt das Stück im dritten und vierten Akte an dramatiſcher Handlung ein, was es an pſychologiſcher Entwicklung gewinnt. Immer ein Vorwurf, der bei der Darſtellung noch gerechtfertigter erſcheint, wo die ſchönſten Reden weniger wirken, als fortſchreitende Thätigkeit. Der lezte Akt dagegen tritt wieder thätig auf. Er hat den Sänger des heiligen Grabes auf der Stätte einer großen Vergangenheit, unter dem Jubel einer bewundernden Mitwelt, durch die Lorbeerkrone der Unſterblichkeit einer richtenden Zukunft übergeben. Sein Vaterland hat die Schuld gelöst vor der Nachwelt, und ſeinem Taſſo, wenn auch nicht das Leben, doch den Tod verſchönt. Wenn alte, heilige Bücher vom Tode dieſes Sängers und Propheten hätten erzählen können, ſie würden melden, er ſey wie Elias lebendig gen Himmel gefahren. — Ich habe dieſe Auseinanderſetzung einer Anpreiſung vorgezogen, weil wir einen guten Dichter eigentlich nie loben können, ſondern nur begreifen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 16. April 1835.

Der Weiſe ſpricht
Hier noch im Bilde, aber nur dem Geiſt.

Herder.
Griechiſche Anthologie.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Beſchluß.)

Es gehört nicht hierher, zu erörtern, was ſchief an dieſer Rede iſt. Es war eine Gelegenheitsrede, bei denen Wahrheit, Ziel und Maaß ſelten eingehalten werden.

Glücklich war der Gedanke, nach dieſer Rede die Lieblingsarien Rouſſeau's von der Militärmuſik ſpielen zu laſſen, nur fanden wir dieſe tänzelnde und tändelnde Muſik neben einer ernſten und würdigen Bronzeſtatue nicht recht einklingend, auch ſind wir ſeit lange an eine andere Muſik gewöhnt.

Nach dieſem Inſelaktus gab das Komité in dem nahen, auch wegen ſeiner trefflichen Küche berühmten Hôtel des Bergues dem Bildhauer Pradier ein glänzendes Gaſtmahl, wo viele Jean-Jacques in Candis, getreue Miniaturen der Statue, auf Paſteten und Torten paradirten. Unſer guter Gelegenheitsdichter Petit-Senn lieferte die Chanſon's. Der ſchönſte, wenigſtens der maleriſchſte Theil des Feſtes kam jedoch erſt am Abend mit der Dunkelheit. Die bunten Laub- und Blumengehänge, die ſich am Tag von Baum zu Baum, von Säule zu Säule ſchlangen, waren nun bunte Lampenguirlanden geworden, deren tauſend Lichter ſich auf den dunkeln Wellen ſchaukelten wie große Johanniswürmer, wie Feuerlilien, farbige Funken und zitternde, nie ruhende Strahlen. Zwiſchen ihnen fuhren kecke Raketen auf und nieder, oder ſchöne Leuchtkugeln, deren Sternhauſen Alles in Nähe und Ferne erhellten und manchmal ſelbſt dem dunkeln, ernſten, erzenen Jean-Jacques ein freundliches Aufblicken abzulocken ſchienen. Manchmal ſtand die ganze Inſel in phosphoriſch grünblaulichem Mondlicht, manchmal war ſie mit rothem Schein erhellt, und dazwiſchen blizten die Tag und Nacht nicht ruhenden Kanonen auf, denen andere am gegenüberliegenden Kai antworteten. Auch erleuchtete Luftballons ſtiegen auf; die ſchönen Häuſer der beiden Uferſtraßen waren größtentheils ſchön erleuchtet und gaben mit der licht- und feuerſprühenden Inſel einen zauberiſchen Anblick. Unter allen Häuſern zeichnete ſich beſonders die lange Façade der Société littéraire aus, die der Inſel gerade gegenüber liegt. Hier war auch ein großes Transparentgemälde aufgeſtellt, Rouſſeau's Büſte, wie die Zeit den Schleier davon nimmt und dabei den Neid — der große Aehnlichkeit mit Voltaire hatte — unter die Füße tritt; der Genfer Adler mit ſeinem Schlüſſel kommt auch herbeigeflogen und ſezt der Büſte einen Kranz auf.

Unweit vom Cay des Bergues beginnt die Straße, ehemals Chevelu, nun aber ſchon ſeit lange Jean-Jacques geheißen. Hier ſtand noch vor wenigen Jahren das Haus, wo Rouſſeau's Vater wohnte und er ſelbſt ſeine Jugend

Digitized by Google

zugebracht hat. Irrig ſagt die Inſchrift über der Thür: ici est né Jean-Jacques Rousseau, denn bekanntlich kam ſeine kurz darauf ſterbende Mutter mit ihm unerwartet bei einer Freundin in der Grand-rue nieder, und in dieſer Beziehung war alſo Rouſſeau wirklich du haut. Das kleine, ſchwarze baufällige Haus in Chevelu verſchwand vor einigen Jahren und machte einem großen ſteinernen Platz, und es iſt nichts mehr davon da. Jedoch wird den Fremden noch rine Stube mit altem Hausrath als die Rouſſeau'ſche gezeigt. Dirſe Straße war faſt ganz erleuchtet, beſonders der obere Theil, wo jenes Haus ſteht. Jean-Jacques Büſte war hier mit einer langen Inſchrift zu ſehen, nicht geſchmackvoll, aber gut gemeint. Im Theater wurde Abends Rouſſeau's Oper, le dévin du village, und ein Gelegenheitsſtück: une journée aux Charmettes, gegeben. Beide ſind in den folgenden Wochen noch oft wiederholt worden, weil darin unſere beſte Schauſpielerin, Madame Beuzeville, den jungen Jean-Jacques mit viel Laune und Geſchmack darſtellt.

So endigte dieſes Feſt, das ſchöne Momente hatte, bei dem jedoch Viele Eins überflüſſig und gewiſſermaßen ſtörend gefunden haben. Warum doch, ſagte man, das ewige Erinnern an die Verſöhnung mit Rouſſeau, an das Gutmachen alten Unrechts, an das, was Genf in dieſer Beziehung Rouſſeau und ſich ſelbſt ſchuldig ſey, an die Macht der Zeit u. ſ. w.? Alles dies war ja ſchon hinlänglich an dem großen Sühnfeſt des 28ſten Juni 1793 bei öffentlicher und feierlicher Errichtung ſeines Denkmals da geweſen; warum es hier ſo oft und mit ſo viel Emphaſe wiederholen? Seit jenem großen republikaniſchen Rouſſeaufeſte hat ihm ja Niemand mehr Unrecht gethan, und über ſein wahres Verdienſt — freilich geringer und bedingter, als ſeine Bewunderer meinen — iſt ſchon lange in Genf kein Zweifel mehr.

Am folgenden Tag wurde die Inſel dem Publikum geöffnet, und ſeit dieſer Zeit iſt ſie der Lieblingsſpaziergang von Alt und Jung geworden, deſſen Annehmlichkeit noch zunehmen wird, wenn die hier gemachten Pflanzungen und Anlagen mehr heranwachſen und Schatten geben.

Ich erinnere mich aus meiner frühen Jugend, daß auf dem Marktbrunnen meiner lieben Vaterſtadt Eiſenach eine Statue des Stadtpatrons, des heiligen Georg mit dem Lindwurm, aufgerichtet wurde. Gleich darauf hieß ſie bei uns Jungen „der Mann auf dem Marktbrunnen.“ Ein großer Theil meiner erſten Erinnerungen knüpft ſich an ihn: ſo wird es jezt auch hier werden. Die Kinder ſpielen ſchon um ihren warmen Freund und Sprecher wie um einen alten Bekannten. Es iſt erfreulich, daß ſie aus ihrem zarten Alter eine ſo freundliche Erinnerung mit in ihre reife Zeit hinübernehmen. Von nun an wird ſich Rouſſeau und ſeine Inſel an gar viele Ereigniſſe des Genferiſchen Lebens knüpfen, hier werden die Kinder ſpielen, die Schiffe mit vollen und matten Segeln ziehen, kommen und gehen, deßgleichen die Dampfboote rauchen und ſchäumen ſehen, die Kinder werden durch das Gitter kleine Steine in das Waſſer werfen und den Fiſchen auf dem Grund zurufen. Hier werden ſie ſpäter manchen verſtohlenen Blick, manches Wort der Liebe wechſeln; hier werden ſich auch die Eltern deſſen manchmal gern erinnern, oder ſich wenigſtens freuen über die reizende Natur und die ſchöne Stadtgegend, ſie werden ſich erinnern, daß ſie auch einſt unter Ihm ſpielten, der alle Kinder ſo lieb hatte, nur die ſeinigen nicht.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortſetzung.)

Auch der Unterſchied, welchen wir im heutigen Deutſchland ſelbſt wahrnehmen, das an Polen und die Oſtſee, und an Frankreich, an Ungarn und die Nordſee grenzt, das ſelbſt in einem Umfang weniger Meilen, wenn auch nicht in der Art, wie der Kanton Wallis, wo z. B. bei Sitten lappländiſche Kälte und Erſtarrung an Siciliens Wärme und Vegetation grenzt, die verſchiedenartigſten Klimate vereinigt, wie unter andern ſchon die Betrachtung des Schwarzwaldes, des Thüringer Landes und des Fichtelgebirges darthut — dieſer Unterſchied, ſage ich, wird bei der Würdigung des alten Germaniens zu wenig in's Auge gefaßt. Wahr iſt's, daß die Ausreutung der großen Wälder, die Austrocknung von Sümpfen, die Verbeſſerung des Bodens, überhaupt die größere Kultur Deutſchland im Allgemeinen weit milder, fruchtbarer und wohnlicher gemacht hat, und daß hier im Laufe von Jahrhunderten geſchah, was in Nordamerika in kürzerem Zeitraum und mehr im Großen und auf Einmal vollendet ward. Denn hier haben wir das merkwürdige Schauſpiel, daß da, wo noch vor einigen Jahrzehnden ungeheure Waldungen dem Strahl der Sonne ſo unzugänglich waren, wie ſeit Anbeginn der Welt, nun freundliche, ſonnige Gefilde lachen und glänzende Städte ſich erheben, daß da, wo noch vor wenigen Jahren wilde und ſchädliche Thiere ihre ſchaurige, kaum vom Jäger beſuchte Behauſungen hatten, nun unter der Aegide der Freiheit und des Geſetzes, bei freudigem Erwerb nach innen und außen hin das höhere Menſchenleben ſich friſch und munter entfaltet, daß da, wo ſonſt die Rohrdommel aus den Sümpfen ſchrie oder die häßliche Unke heulte, nun in reichen, geſelligen Prachtſälen liebliches Saitenſpiel und der Geſang holder Frauen ertönt. — Wenn wir aber auch im Allgemeinen eine Umwandlung des alten Deutſchlands in Hinſicht auf phyſiſches Klima und

Kultur annehmen müſſen, ſo können wir doch keck behaupten, daß nicht nur manche Gegenden am Rhein, der Moſel, dem Main, dem Neckar und der Donau — wofür ja Zeugniſſe der Alten ſelbſt ſprechen — ſondern ſogar an der Lippe, Weſer und Elbe, in den älteſten Zeiten in klimatiſcher Beſchaffenheit und Natur des Bodens nicht ſehr von den heutigen verſchieden waren.

Ein Beiſpiel ſoll dies erläutern. Der römiſche Dichter Auſonius iſt bekanntlich in der Mitte des vierten Jahrhunderts ſelbſt in Deutſchland, und zwar an der Moſel, und zur Zeit, als der ihm gewogene Kaiſer Valentinian die Allemannen bei Lupodunum ſchlug, auch am Neckar geweſen, wobei er eine junge Allemannin oder Schwarzwälderin — denn ſie war an den Quellen der Donau geboren — Namens Biſſula, zur Gefangenen machte, auf welches blauäugige, blondlockige und roſenwangige Schwabenmädchen er mehrere Lobepigramme dichtete. Dieſer Auſonius nun entwirft in ſeinem merkwürdigen Gedichte, die Moſel, eine ganz artige Schilderung von den Gegenden im Trierſchen, von den blühenden Städten, von den ſtattlichen Burgen, dem fröhlichen Leben in jener Gegend. Schon in der Nähe von Neumagen lachte ihm die Sonne mit klarerem Lichte; die Gipfel der Landhäuſer an dem abhängigen Ufer, die von Wein begrünten Hügel in der Nähe der anmuthig wogenden Moſel — Alles mahnte ihn an das Vaterland, an die Kultur ſeines heitern Bordeaux.

Freilich war die Gegend um Trier ſchon frühzeitig angebaut und verſchönert, da dieſe Stadt der Treviren eine der älteſten Städte nicht bloß Deutſchlands iſt, ſchon vor Cäſar bedeutend war, und eben wegen ihrer anmuthigen Lage und der Fruchtbarkeit der Gegend von Auguſtus zur Hauptſtadt des erſten Belgiens, und von ſpätern Kaiſern zu ihrem Sitz erwählt wurde. — Auffallend iſt daher, was Anton (Geſchichte der Landwirthſchaft Thl. I., S. 25) in Bezug auf die Gegend von Trier äußert. Er ſpricht nämlich von der Beſtellung der Winterſaat im alten Germanien, und daß der Boden zu kalt geweſen, um ſie zu wagen. Man habe zwar in den Gegenden, welche die Römer in Beſitz hatten, Verſuche damit gemacht; allein der ältere Plinius (H. N. 18, 49) erzähle, wie ſie zu ſeiner Zeit im Tririſchen ganz erfror. Dies verdient eine Berichtigung. Plinius ſagt ausdrücklich, daß in dem Weichbilde von Trier die Saaten in einem ſehr kalten (praegelida) Winter beſchädigt (captae) worden ſeyen; da habe man denn im Monat März die Aecker von Neuem beſäet und beackt, worauf eine ſehr ergiebige Ernte erfolgt ſey. Es iſt dies alſo nur ein einziger, außerordentlicher Fall, woran ein ſehr ſtrenger Winter Schuld war, und wohl auch die Art und Weiſe ſelbſt, wie die Aecker behandelt worden ſind.

Wenn auf der einen Seite manche Gegenden Deutſchlands, beſonders an der Donau, der Moſel, dem Rhein und Neckar, ſchon in frühern Zeiten ſich des nämlichen Klima's, derſelben Fruchtbarkeit zu erfreuen hatten, wie noch jezt, ſo ſind dagegen wieder andere Striche vorhanden, wo noch heute dieſelbe abwechſelnde, rauhe Witterung, dieſelben Nebel und faſt die nämlichen Sümpfe oder Haide- und Marſchgegenden zu finden ſind, über welche ſich die alten Römer beklagen; z. B. in Weſtphalen und einem Theil des angrenzenden Niederſachſens. Und dies ſind gerade die Gegenden, die bekanntlich von den Römern mit zuerſt betreten wurden, auf welche, ſo wie auf die weiterhin angrenzenden Berggegenden mit unendlichen Waldungen, die aber im Verlauf der Jahrhunderte großentheils gelichtet, ausgerodet und in Ackerland und Wieſen verwandelt worden ſind, ſich die Schilderungen der Römer beſonders beziehen, wenn vom alten Germanien die Rede iſt. Ueberhaupt aber müſſen dieſe Schilderungen mit Vorſicht geprüft werden. Feindliche Berührung mit rauhen, kriegeriſchen Völkern beim erſten Eintritt in ihr Land oder an der Grenze läßt uns auch ihre Heimath rauher und feindlicher erſcheinen, als ſie wirklich iſt, wogegen uns bei eingetretenem friedlichen Verkehr und ruhigerem, bequemerem Leben auch das rauhe Land nachgerade im mildern Lichte erſcheinen wird. Mit Recht hat man auf jene Stelle des Florus hingewieſen, wo er ſagt, daß zur Zeit, nachdem Druſus die von ihm beſezten Landſtriche Germaniens, beſonders am Rhein, durch Kaſtelle befeſtigt und geſichert, und ſelbſt den früher unbekannten und unbetretenen Hercyniſchen Wald geöffnet, ſo tiefer Friede in Deutſchland geherrſcht habe, daß die Menſchen wie verändert, die Erde eine andere, der Himmel ſelbſt milder und lieblicher erſchienen ſey. — Hiebei bemerke ich, daß eigentlich dieſer glückliche Zuſtand in die Zeit fällt, als Sentius Saturninus, ein gewandter, thätiger, und nach Umſtänden ſo ſtrenger, als freundlicher und lebensheiterer Mann, als römiſcher Statthalter in Germanien waltete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

Eröffnung der italieniſchen Oper.

Nur um acht Tage war Laporte weniger gut, als ſein in meinem lezten Berichte mitgetheiltes Wort, nach welchem die erſehnte italieniſche Oper endlich ganz beſtimmt am vierzehnten dieſes Monats mit Tancred eröffnet werden ſollte. Die Eröffnung fand am ein-und-zwanzigſten ſtatt. In der innern Einrichtung des theuern Hauſes, ſo wie hinſichtlich der auf volle Börſen zugeſchnittenen Preiſe iſt, mit einer einzigen Ausnahme, Alles beim Alten geblieben. Für eine halbe Guinee kauft man die Erlaubniß, ſich im Parterre niederzuſetzen, und für zehn Guineen kann man mit ſeiner

Familie und einigen Freunden in eine Loge gehen. Die getroffene Abänderung beſteht darin, daß ein Theil der Galerie für Unbemittelte in eine Art von Sperrſitzen verwandelt worden iſt, zu fünf Schillingen das Stück, und daß Laporte den Preis der Galerie „auf beſonderes Anrathen und um auch den Aermſten den Zutritt zu öffnen,“ wie er ſelbſt ſagt, von fünf Schillingen auf drei ermäßigt hat. Daß die erſte Vorſtellung hinter der Ankündigung zurückblieb, war nicht Laporte's Schuld. Wer Luſt hat, deßhalb zu grollen, mag mit dem rechten, vor deſſen Augen Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen und Alles, was zur leichten Bretterwelt gehört, mit demſelben Maße wie andere Menſchenkinder gemeſſen werden, zum Troſte für dieſe, wenn ſie von den Großen der Erde ſich vernachläſſigt und jene mit Gold und Vorrechten überſchüttet ſehen. Dame Fincklohr war plötzlich und bedeutend krank geworden, und kein Zweifel, ſie war es. Man hat in England nicht wie in manchem andern guten Lande die Verbindlichkeit, einem Theaterunternehmer die Krankheiten ſeiner Mitglieder auf's Wort zu glauben und ſich hiedurch bisweilen recht boshaft — weil man von der Unwahrheit überzeugt iſt — um den Betrag des Abonnements prellen zu laſſen. Und weil die Unternehmer das wiſſen, ſo muthen ſie auch dem Publikum eine ſo kitzliche Leichtgläubigkeit gar nicht zu, ſondern beweiſen die Richtigkeit der eingetretenen Hinderungen durch ärztliche Atteſtate, ſo vollſtändig ausgefertigt, wie die Bülletins gekrönter Häupter, und glaubwürdiger, als die Certifikate für unſchädliche Stiefelwichſe und haartreibende Pomade. Daß Dame Fincklohr *wirklich* krank war, davon mußten die gedruckten Zeugniſſe zweier geachteten Aerzte hinreichende Beweiſe ſeyn. Und ſo geſchah es, daß Laporte, beim beſten Willen, Tancred zum erſten Ohrenſchmauſe aufzuſetzen, ſich außer Stand ſah, den Schmaus vollſtändig zu geben. Demgemäß beſtand das erſte Gaſtmahl, ſtatt aus einem ganzen Rührei von Kunſt und Unſinn, aus einem feinen muſikaliſchen Ragout, nämlich aus dem erſten Akte des Tancred, dem Ballete Nina und einer ſogenannten muſikaliſchen Unterhaltung. Zu Hebung des Ballets hat Frankreich in dieſen Tagen Verſtärkungen geſchickt, und ſeitdem die zahlreichen Abonnements Laporte's Kaſſe gefüllt haben, dürfte er ſich auch in Stand geſezt ſehen, den hohen Forderungen zu genügen, welche, wie man verſichert, eine Griſi, ein-Rubini und andere theure Perſonen an ihn geſtellt haben, ehe ſie ſich entſchließen wollen, einen Fuß aus Paris zu ſetzen. Vorſicht kann bei Laporte nicht ſchaden, und gebrannte Kinder, beſonders ſo ſchöne und verhätſchelte Kinder, wie Sängerinnen meiſt ſind, fürchten ſich vor dem Feuer. Aber alle Taſchen mit Banknoten gefüllt, iſt Laporte vor wenigen Tagen nach Calais unter Dampf gegangen, und die Hoffnung, daß er mit den Koryphäen des Geſanges und des Tanzes *nun* ſchnell Handels einig werden und ſie in Kurzem an Englands Küſte landen wird, dieſe freundliche Hoffnung macht die erfahrene Täuſchung vergeſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortſetzung.)

Dieffenbach über Dupuytren. Der alte Deſſauer. Kunſtreiter.

Ich mache Sie auf eine meiſterhafte Darſtellung des Dupuytrenſchen Wirkens und Treibens, welche vor einiger Zeit in der hieſigen Voſſiſchen Zeitung mit D. unterzeichnet ſtand, aufmerkſam. Sie rührt von keinem Franzoſen, ſondern von einem gewiegten Berliner Arzte, dem berühmten Dieffenbach, her, und iſt aus eigener langjähriger Beobachtung geſchöpft. Für einen Laien in der Medizin iſt ſie wegen der blühenden und doch einfach lebendigen Zeichnung merkwürdig; ſo widerwärtig ſelbſt in den engliſchen Seeromanen die Schneideſcenen der Wundärzte auf Leſer wirken, die nicht vom Handwerk ſind, ſo geſchickt weiß Dieffenbach hier jeden Leſer für ſeinen Helden zu intereſſiren, indem er ihn die Runde im Hôtel-Dieu mit dem Könige der Wundärzte machen läßt. Das iſt indeſſen nur die minder ausgezeichnete Seite des Aufſatzes; aber indem der Verfaſſer ſeinen Lehrer und Meiſter in den Himmel erhebt, ſchildert er ihn zwiſchen den Zeilen als ein Ungeheuer des Eigennutzes, der Gefühlloſigkeit, und von einer Geſinnungs- und Glaubensloſigkeit, daß man ſchaudert. Das iſt ein diplomatiſches Kunſtſtück, weßhalb ich dieſen Aufſatz in einer Korreſpondenz aus Berlin erwähnen zu müſſen glaubte.

Zu den Stadtgeſprächen gehört das tragiſche Ende eines unglücklichen Kammerdieners im Palais eines menſchenfreundlichen Prinzen. Er hat aus Unvorſichtigkeit eine koſtbare, aus Rußland geſchenkte Vaſe zerbrochen, und in Verzweiflung, weil der Haushofmeiſter angeordnet, daß jeder Domeſtik, was er zerbricht, bezahlen ſoll, ſtürzt er ſich gleich nach der That in das Baſſin. Es geſchieht vor den Augen der jungen Prinzeſſin, die am Fenſter ſteht. Augenblickliche Hülfe auf ihr Geſchrei entreißt den noch Lebenden dem Waſſer, aber die Winterkälte hat ihn bereits durchdrungen und er ſtirbt am Schlagfluß. — Eine andere Geſchichte iſt launiger. Mannichfach ausgeſchmückt, könnte ſie den Stoff zu einer Lokalpoſſe geben, wenn Berlin dazu der Ort wäre. Bekanntlich ſteht auf dem Wilhelmsplatz mit den andern Helden des ſiebenjährigen Krieges die Statue des Feldherrn Leopold von Deſſau, von Schadows Meißel. Die Volksſprache kennt keine andere Bezeichnung dafür, als „der alte Deſſauer.“ Nun ereignet es ſich, daß ein alter Jude auf offener Straße vom Schwindel befallen wird. Man bringt ihn in ein Haus auf dem Wilhelmsplatze, einige nennen das Palais des Prinzen Karl, und der halb Beſinnungsloſe ſtöhnt auf die Fragen, wer er ſey, wohin man ſenden ſolle, eine Antwort heraus, die ſehr verſchieden angegeben wird, hinſichtlich der Perſon, wohin man ſchnell die Botſchaft bringen ſolle: der alte Deſſauer ſey umgefallen. Indeſſen wandert die Kunde aus dem Munde wiſſender in die unwiſſender Boten, und von Polizei- zu Militärbehörden, endlich zu den chargirten Steinmetzen und Bildhauern: „der alte Deſſauer iſt auf dem Wilhelmsplatze umgefallen.“ Welche Kunſt- oder Staatsbehörde ſich endlich des umgeſtürzten Werkes angenommen, und es geweſen, die mit Mannſchaft, Stricken und Hebebäumen angekommen, weiß ich nicht; aber als ſie ankommen, ſteht der alte Deſſauer feſt wie immer auf ſeinem Piedeſtal, und es bedarf keiner Hebel und Schlingen, ſondern einiger Hoffmannstropfen und einer Miethkutſche, um den alten jüdiſchen Handelsmann Deſſauer aus ſeiner Ohnmacht zu ſich und nach Hauſe zu bringen.

Die Kunſt ging in lezter Zeit nicht leer aus. Zur Abwechslung ſind es diesmal nicht Tänzerinnen oder Sänger, ſondern Kunſtreiter, welche das noch des Schwärmens fähige Publikum für dergleichen feſſeln. Es iſt die Loiſſetſche Truppe, und eine Demoiſelle Kenebel elektriſirt durch ihre Grazie auf den Pferden, ſo wie durch ihre Schönheit alte und junge Herzen. Es iſt Faſhion, ſie zu ſehen, von ihr zu ſprechen. Selbſt Damen der haute volée bequemen ſich dazu. Vielleicht geſchieht es aus Oppoſitionsgeiſt gegen das Ballet. Es iſt aber auch in der That bei dieſen Kunſtreitern mehr Grazie, Schönheit und Natur, als in dem ganzen Ballet von Neapel bis London, und von Petersburg bis Bordeaux.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. April 1835.

Mephiſtopheles. — Mein Mädchen da weiſſagt verborgnen Sinn!

Goethe.

Der deutsche Dichter in Paris.

Das Folgende iſt ein Auszug aus einem Aufſatze von Ph. Chasles in einer der lezten Nummern der Revue de Paris. Wir glauben damit den Leſern, welchen das genannte Journal nicht zukommt, ihr politiſches und poetiſches Glaubensbekenntniß mag ſeyn welches es will, etwas Angenehmes zu erweiſen.

* * *

Es war an einem Jahrestage der Julirevolution; die Sonne hatte keine Feſttagslaune, ein dichter Schlagregen praſſelte in derben Güſſen gegen die Fenſter, die Regenſchirme ſegelten wider den Wind und die Pferde, ungeduldig ob den Tropfen, die wie Pfeile auf ſie ſchoſſen, riſſen ungeſtümer an den Strängen. Die ſchmucken Feſtkleider der guten Pariſer waren erbärmlich zugerichtet, und die Schildwache vor den Tuilerien flüchtete ſich voll Courage in ihr Schilderhaus. Ich ging auf Pontroyal zu und ſah unterwegs manches verdrießliche Geſicht, manche Belue, welche der plözliche Sturm aus dem Takt und aus der Richtung gebracht hatte. Da fiel mir dem Pavillon Marſan gegenüber ein kleiner blonder Mann auf, der, an die Bruſtwehr des Kai's gelehnt und ſeinen triefenden Hut mit einer Hand haltend, die Vorübergehenden muſterte und dem Unwetter zuſah. Die Wolke riß, auf ſein wallendes Haar fiel ein Sonnenſtrahl und beleuchtete eine höchſt originelle Geſichtsbildung. Ich betrachtete den Mann aufmerkſam: es war eine jener Figuren, wie ſie weder der Weltmann hat, noch der Muſterreiter, weder der Pflaſtertreter noch der Handwerker, weder der Gimpel noch der Kaufmann. Als die Sonne wieder vollkommen Meiſter geworden war, ſteckte er ruhig die Hände in die Taſchen und fuhr in ſeinem Geſchäfte fort, und das beſtand darin, die Leute zu betrachten. Ich machte es ihm nach, ſchlenderte langſam vor ihm dahin, kehrte um, und ging beobachtend um den Beobachter her. Sein ganzes Weſen war mir höchlich aufgefallen, der Mann erſchien mir wie ein Räthſel, deſſen Löſung ich zu ſuchen hatte.

Die Leute, die Niemanden gleich ſehen, haben beſondern Reiz für mich; wohlgefällig und ſchwermüthig ruhte ſein Blick auf den vorübergehenden Kindern, auf den jungen Weibern, die mit den Nachzüglern des Ungewitters kämpften und ſich der wiederkehrenden Sonne freuten, auf den Schuhputzern, die ſich wieder an ihren Stationen niederließen und ihr Gewerbe ausſchrieen. Der Mann hatte in ſeinem ganzen Weſen etwas ſo Unbekümmertes und Schwermüthiges, ſein Blick war ſo lang gehalten und doch ſo beweglich, ſeine Neugier ſo gar nicht franzöſiſch, ſo echt germaniſch träumeriſch, die Sentimentalität, die aus ſeinem Geſichte ſprach, ſo

ſonderbar mit Melancholie verſetzt, daß er mir nicht aus dem Kopfe kam, als ich ihn längſt aus den Augen verloren. Waren nicht alle ungewöhnlichen Menſchen Menſchenbeobachter auf Markt und Straße? Was läßt ſich in einem Salon lernen? Stickerei, Tiſchlerei, Trödlerei, Perrückenmacherei, die Kunſt, Schnürbrüſte oder Kleider zu verfertigen oder anzulegen, und andere Diſciplinen dieſer Art; Menſchenkenntniß, die große Kunſt, lernt ſich nur auf der Straße. Und ſo dachte ich bei mir, als ich in die rue du Bac einbog: „Der Menſch muß zum alten närriſchen Geſchlechte der Talentvollen gehören. Es iſt, als hätte er mir Wappen und Siegel vorgewieſen, und ich kenne ſeinen ganzen Stammbaum: er ſtammt, in gerader Linie oder nicht, von Cervantes und Rabelais, von Sterne und Cazotte. Es mag wohl ein berühmter Mann aus Dänemark ſeyn oder aus Norwegen, ſeinen blonden Haaren nach, die zwei Wellen bilden oder vielmehr zwei mächtige goldene Ohrgehänge, den großen, naiven blauen Augen nach — echte ſcandinaviſche Augenſterne, unſtät und ſchillernd, als wäre es ihnen zu langweilig, ſich zu fixiren; vielleicht iſt es auch nur ſo ein Genie, das in der Schale verkümmert, ein wohlhabender Mann von Düſſeldorf oder Mainz, der zu Paris ein kleines Erbe einthut und nichts davon weiß, daß der Keim zum großen Mann in ihm ſchlummert.“ Ich wurde das Geſicht nicht los: echt deutſch mittelalterlich, dachte ich, Adler und Papagai, blond und voll glühender Leidenſchaft, ſchwermüthig und voll ſprühenden Lebens, Mephistopheles bon-enfant; ein bizarrer Kopf, der ſich, von Meiſterhand gehauen, auf einem Grabſtein im gothiſchen Münſter trefflich ausgenommen haben müßte.

Wie ſchmeichelt es unſerer Eitelkeit, wenn wir uns ſagen zu dürfen glauben, wir haben recht gerathen! Ich ſah ihn ſeitdem wieder, meinen deutſchen Beobachter, ich ſah ihn glänzend als Stern erſter Größe, bewundert, gehaßt, eifrig geſucht und nachgeahmt: es war Heinrich Heine, der Stifter einer neuen Schule in Deutſchland, der Verfaſſer jener ironiſch-ſentimentalen Reiſebilder und ſo vieler farbenheller Skizzen, Heine, den Deutſchland als Haupt einer Revolution anerkennt, und der jetzt in ein gedoppeltes Vaterland ſich theilt, das, welches ihn geboren, und das, dem er ſich freiwillig zugewandt. — Als ich ihn zum zweitenmale ſah, wie herrlich, wie ſtrahlend erſchien er mir da, wie ſiegend mitten unter den Pariſer Schöngeiſtern! Aber er war noch ganz wie damals: auch jetzt fiel das lange, blonde Haar an Wangen nieder, blühend wie Engelswangen auf einem ſpaniſchen Heiligenbilde, auch jetzt blickte hinter der ſtrotzenden Fülle eine gewiſſe Kränklichkeit hervor. Wenn dieſe blauen germaniſchen Augen mit dem Munde lachten, dem ein Epigramm entfiel, ſo drängte ſich einem die Wehmuth in ſo köſtlicher Laune ſchmerzlich auf, man ſah, dieſe üppige Blüthe war ſiech, und dieſer Scherz war ein melancholiſcher Scherz.

Der Voltaire'ſche Geiſt hatte erſt den ganzen europäiſchen Süden durchzogen, ſich ſodann in Byrons Don Juan verkörpert und ſich endlich auf Heinrich Heine niedergelaſſen. Nicht als ob unſer Heine Nachahmer wäre, keineswegs; man hat behaupten wollen, Jean Paul Richter ſey ſein Vorbild, ich kann das nicht glauben. Richter hat viel mehr Hoffnungen als Heine; hat doch jener den Beginn der franzöſiſchen Revolution, dieſer ihr Ende erlebt. Auf der Wange eines Kindes glänzt eine Thräne im Sonnenſtrahl: ſie funkelt in allen Farben des Prisma, ſie iſt luſtig anzuſehen und ſchimmernd, wie der Diamant; ſie ſchillert wie Morgenroth, Smaragd, Purpur, Scharlach, aber ſie bleibt eine Thräne, der Schmerz hat ſie erzeugt. So iſt's mit Heines Styl, mit Heines Gedanken; ihr Glanz iſt ein wehmüthiger Glanz.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortſetzung.)

Wir kehren zur Pflanzenwelt des alten Germaniens zurück und wollen nun einige Pflanzen und Bäume beſonders und genauer betrachten.

Den Kirſchbaum fand Plinius der ältere ſchon an den Ufern des Rheins, einen Baum, der, wie er ſagt, vor dem Siege des Lucullus über den Mithridates ſelbſt nicht in Italien zu finden war, allein durch ihn aus dem Pontus eingeführt, ſich ſo ſchnell verbreitet habe, daß er ſogar nach 120 Jahren über den Ocean in Britannien eingewandert ſey. — Manche wollen die ſogenannte kleine Vogelkirſche, von welcher alle ſüßen Kirſchen abſtammen ſollen und woraus das beliebte Kirſchwaſſer bereitet wird, als eine urſprünglich germaniſche Frucht anerkennen. — Kein Wunder, daß der auch im Kleinen ſo große Frankenkönig, Karl, in dem bekannten Kapitulare de villis regiis, d. h. in der, in Kapiteln eingetheilten Inſtruktion für die Aufſeher ſeiner Landgüter, wobei der Inhalt die Geſchichtsforſcher mit dem barbariſchen Latein verſöhnen muß, den Anbau der Kirſchbäume gebot. — In Schleſien waren wenigſtens gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts Kirſchbaumgärten zu finden, weil dies im Leben der heil. Hedwig ausdrücklich erwähnt wird. — Beiläufig bemerke ich noch, daß in den Moſeriſchen Gloſſen (aus der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts) Chriſpoum vorkommt. So wird noch jetzt in der allemanniſchen Sprache der Kirſchbaum

Digitized by Google

genannt, wie ſich mancher Leſer aus **Hebels** allemanniſchen Gedichten erinnern wird.

In jenem Kapitulare, bei deſſen Leſung man übrigens immer bedenken muß, daß hier von Pflanzungen die Rede iſt, die auf den königlichen Gütern im heutigen Frankreich und den mildern Gegenden des Rheins, namentlich in Ingelheim und Aachen, betrieben werden ſollten; ferner in dem damit verwandten Breviarium, oder dem Bericht der kaiſerlichen Beamten über das, was ſie bei Beſichtigung jener Höfe und Güter als Beſtand vorgefunden haben, werden außer den Kirſchen und den Birn- und Apfelbäumen verſchiedener Art und verſchiedenen Namens, z. B. Geroldinger, Krewedellen, auch noch Miſpeln, Sorben, Zwetſchgen-, Quitten- und Kaſtanienbäume erwähnt. Leztere ſind wohl die nux castanea oder heracleotica der Alten, die castanea vesca der Botaniker, da ja bekanntlich die ſogenannten Roßkaſtanien (aesculus hippocastanum) erſt in der Mitte des zehnten Jahrhunderts aus der Türkei nach Deutſchland gebracht worden ſind. Ferner werden nucarii und avellanarii, ja ſelbſt Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume angeführt. Unter den nucarii verſteht man mit Recht die Wallnußbäume, wo der deutſche Name ſchon an die fremde Heimath, an die **Walhen** oder Welſchen erinnert. Die alten Deutſchen mochten Anfangs wenig oder nichts von dieſer **Königsnuß** oder Jupiterseichel (juglans) wiſſen. Iſt doch, wie Plinius berichtet, der Baum nach Italien ſelbſt erſt aus Perſien eingewandert, weßhalb auch eine der beſſern Sorten persicon hieß. Daß er übrigens in die wärmern Gegenden des Rheins, des Neckars und der Donau bald von den Römern oder romaniſirten Deutſchen verpflanzt ſeyn mochte, zweifle ich nicht, wiewohl die hiſtoriſch gewiſſe Spur von ſeinem Daſeyn in den Rheinlanden, und zwar in der Römerſtadt **Speier**, erſt gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ſich vorfindet. Auch dürften Wallnußbäume ſchon frühe an den beiden Seiten der Bergſtraße gepflanzt worden ſeyn, etwa von den Bewohnern der Abtei **Lorſch**, die man mit Recht für eine der merkwürdigſten in Deutſchland hält, ſchon deßwegen, weil ihr die geſegnete Bergſtraße, ein Theil des Odenwalds und das ſchöne Neckarthal den beſten Theil ihrer **ſpätern** Kultur zu verdanken haben. — Schon mehrere Jahrhunderte früher waren dieſe Landſtriche ſehr gut angebaut geweſen; ſie hatten mit zu den merkwürdigen **Zehntländern** Germaniens gehört, die durch die Römer, welche ſich hier, im Südweſten zwiſchen der Donau, dem Rhein und dem Main, gegen die freien Deutſchen befeſtigten, und durch eingewanderte, mit Deutſchen vermiſchte galliſche Kolonen ſich einſt großer Kultur und ſchon anſehnlicher Städte zu erfreuen hatten, aber ſpäterhin durch die ſtürmiſche Fluth der Völkerwanderung in die frühere Unkultur großentheils zurückgeworfen wurden.

Die Maulbeerbäume wurden wohl nicht um der Seidenzucht willen auf den Gütern Karls des Großen angepflanzt, ſondern wegen der Beeren, aus welchen man ſchon frühe eine Art Wein bereitet hat, die in mittelhochdeutſchen Schriften, z. B. im Nibelungenlied, **Moras** genannt wird. Aprikoſenbäume, die erſt nach Italien aus Armenien — daher armeniſcher Baum genannt — gekommen ſind, ſo wie Pfirſichbäume, die ſchon in ihrem germaniſirten Namen an die ferne Heimath Perſien erinnern, wurden wohl erſt ſpät in Deutſchland angepflanzt. Die edleren Arten von Pflaumen, und namentlich wohl auch die Zwetſchgen, die jezt auch in Norddeutſchland ſo häufig gebaut werden, hatten die alten Deutſchen nicht, gewiß aber die wild wachſende prunus sylvestris oder den Schlehdorn, der ja, wie Plinius bemerkt, faſt aller Orten wächst. Die sorbarii im Kapitulare ſind wohl die sorbi domesticae, die, z. B. in Italien, große und eßbare Früchte tragen. Der sorbus aucuparia aber, unſer Vogelbeer- oder Speierlingsbaum, deſſen Scharlachbeeren den Nordländer noch im Spätherbſt erfreuen, iſt gewiß im alten Germanien wild gewachſen, da er ja bis hoch in den ſkandinaviſchen Norden hinauf und in Rußland wild zu finden iſt, wo er ſogar bisweilen den Citronenſaft beim Punſch erſetzen muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Als Kaiſer Franz II. starb. 1835.

Gott rief dich, Franz! Schon birgt das enge Haus
Den lezten deutſchen Kaiſer, der als Bild
Und Siegel deſſ'rer Zeiten, ſtark und mild,
Feſtſtand in der Empörung irrem Graus.

Mit blut'gem Frevel, gift'gem Wortgebraus
Im harten Kampf, zogſt du, ſo oft es gilt,
Des guten Rechts, der alten Sitte Schild,
Ein vielgeprüfter **treuer** Eckart aus.

Da kommt der Tod. Und mit prophet'ſchem Wort,
Mit Weisheitslehren und der Liebe Flehn
Wieſt du der Zukunft ſelbſt ein ſichrer Hort;

Wieſt ſterbend noch den Völkern, Fürſten Lehrer,
Und, weil mit tück'ſcher Scham die Feinde ſehn
Der Tugend Macht, auch noch des **Reiches** Mehrer.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortſetzung.)

Die Finanzen der Königin und das Publikum. Juwelendiebſtahl.

Obgleich die Schauſpieler und Schauſpielerinnen der beiden großen Theater, Coventgarden und Drurylane, ſich täglich als Ihrer Majeſtäten Diener und Dienerinnen auf

den Zetteln ankündigen, ſo gibt es doch gewiß kaum eine einzige Herrſchaft in ganz England, die ihre Dienſtleute ſchlechter bezahlt und weniger beachtet, als königliche Majeſtät ihre unermüdlich gehorſamen Diener und Dienerinnen von Coventgarden und Drurylane. Die Majeſtäten bezahlen nur, wenn ſie das Theater beſuchen, und ſeit ihrer Rückkehr nach London hat die Königin erſt ein einziges Mal Drurylane, aber Coventgarden noch gar nicht, und der König weder dieſes, noch jenes mit Dero Gegenwart beehrt. Hieraus läßt ſich ungefähr die Bezahlung abnehmen. Nachdem die Königin in Drurylane geweſen war, lief ein Gerücht durch die Stadt, daß der gewöhnlich bezahlte Preis dießmal hinter der Gewöhnlichkeit zurückgeblieben ſey. Dies fand in einigen Blättern durch die Anzeige, daß die Königin, als Beweis ihrer hohen Zufriedenheit mit den Leiſtungen der Bühne, ſämmtlichen dabei Betheiligten ein Geſchenk von hundert Pfund gemacht habe, mittelbaren Widerſpruch. Doch wenige Tage nachher erklärten die Betheiligten ihre völlige Unkenntniß von einem ſolchen Geſchenke, und es ergab ſich, daß die mitgetheilte Nachricht eine Erdichtung war, vielleicht darauf berechnet, die Unwahrheit in Wahrheit zu verwandeln. Ganz abgeſehen von den unaufhörlichen Anſprüchen, welche an alle königlichen Börſen gemacht werden, und von der Vorſicht in's Beſondere, welche die Königin wegen der ihren Ausgaben öffentlich bewieſenen Aufmerkſamkeit ſich auferlegt zu haben ſcheint, dürfte die vielſeitige Behauptung, daß ſie ihr bedeutendes Einkommen weder ganz, noch überhaupt ſo verwende, wie die zahlende Nation es erwarten könne, faſt kaum auf einem andern Grunde, als dem leerer Vermuthung und parteiiſcher Abneigung beruhen. Leztere namentlich ergreift jede Gelegenheit, ihre Handlungen zu verdächtigen, und was weiß iſt, ſchwarz zu färben. Am Abend ihres erſten drawing room wurde der alten Herzogin von Gordon der Juwelenſchmuck geſtohlen, in welchem die gute Dame am Morgen geglänzt, und den ſie bei ihrer Nachhauſekunft eigenhändig unter Schloß und Riegel gelegt hatte. Eine Belohnung von ſechshundert Pfund wurde auf die Entdeckung geſezt, und die Herzogin gab ihren Verluſt auf achttauſend Pfund an. Am nächſten Tage ſendete ihr die Königin als Balſam für die Schmerzenswunde einen Schmuck, den ſie ſelbſt getragen, und die öffentlichen Blätter ſäumten nicht mit der Ankündigung, daß der Schmuck fünfhundert Pfund werth ſey, und die Königin mit dieſer Summe fünf arme Familien hätte beglücken können, die ſich an ihre Barmherzigkeit gewendet und nichts erhalten haben. Die Mißbilligung der freien, einer Kritik gewiß nicht unterworfenen Gabe vermehrte ſich bei der Ausſage des Juweliers, daß der geſtohlene Schmuck bei ihm für dreitauſend Pfund gekauft worden und ſeines Wiſſens mehr nicht werth geweſen ſey, und noch höher ſtieg das Geſchrei des Tadels, als unverbürgte Nachrichten behaupteten, der betreffende Schmuck ſey eigentlich gar nicht geſtohlen, ſondern vom Herzoge von Gordon, der bisweilen in finanziellen Verlegenheiten unglaublich zerſtreut ſeyn ſoll, aus Verſehen für ſein Eigenthum angeſehen worden. Wie viel oder wie wenig an dieſer Beſchuldigung wahr iſt, hat zur Zeit nicht verlautet. Nur ſo viel iſt gewiß, daß der Schmuck ſich zur Zeit nicht wiedergefunden, und die Chronique scandaleuse von London ſeit dem Eintritte der Seaſon viel zu viel zu thun hat, um mit einer ſolchen Bagatelle ſich lange beſchäftigen zu können. Es iſt daher ein ſeltener Vorzug, den die junge und ſchöne Gemahlin eines weder jungen, noch ſchönen Grafen genießt, daß ein drolliger Vorfall in ihrem Haushalte ſeit acht Tagen die Zungen der faſhionablen cliques, ich will nicht ſagen ausſchließend, aber doch vorzugsweiſe bewegt. Da ich die Ehre habe, der ſchönen Gräfin ſehr nahe zu wohnen, ſo kann ich den Vorfall verbürgen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortſetzung.)

Antiquariſche Vorleſungen. Kunſtverein.

Dieſelbe Mode verſammelt ein zahlreiches und elegantes Auditorium in den Sälen des Muſeums, um den Vorträgen des Profeſſors Gerhard über die Schätze unſerer Antikenſammlung zuzuhören. Das Mißliche iſt, daß der gelehrte Docent als loyaler Unterthan an dieſen Schätzen nicht zweifeln darf, und wenn er einerſeits als Staatsbeamter ſeine erklärenden Worte auf die Goldwage legen muß, er andernſeits als feiner Mann gegen die Damen zu noch größerer Auswahl genöthigt iſt. Dennoch wendet er ſich als geſchickter Steuerer zwiſchen Scylla und Charybdis, und befriedigt ſeine Zuhörer, die ihm treu bleiben, was nicht immer bei Vorleſungen, weder vor einem gemiſchten, noch einem reinen Publikum, der Fall iſt.

Eben hat die große diesjährige Verlooſung des Berliner Kunſtvereins ſtattgefunden. Es ſind bedeutende Gewinne an Privaten gefallen. Kunſtwerke, welche für künftige Zeiten, das läßt ſich wohl mit Sicherheit ſagen, leben werden. Und dieſe Schätze zerſtreuen ſich nun in alle Winkel des preußiſchen Staates, ohne Ausſicht, je wieder geſammelt und der Kontrole und dem Genuß der Kunſtfreunde anders erhalten zu werden, als durch mehr oder minder unvollkommene Lithographien, welche doch auch nur von den bedeutendſten Bildern genommen werden. Dies regt auf's Neue zu dem ſchon ſo oft ausgeſprochenen Wunſche an, ein Nationalmuſeum, wie die Pariſer ihr Luxemburg haben, für die Werke neuerer Künſtler gegründet zu ſehen. Die Sache hat große Schwierigkeiten, wenn ſie nicht von Staats wegen unternommen wird; dieſer aber hat das Seine durch Errichtung des Muſeums für die alten Schulen gethan, und überläßt ganz konſequenter Weiſe dem Publikum ſelbſt, für die lebende Kunſt zu ſorgen. Nun will ſich die Hoffnung regen, es ſey ein Aktienverein im Werke, ein ſolches Nationalmuſeum zu gründen; ich aber will es noch nicht glauben, weil die Hoffnung zu kühn wäre. Gewiß iſt, daß die lezte Verſammlung des Kunſtvereins, und die barſche Art, wie die Vorſteher deſſelben den Vorſchlag abgelehnt, den Berliner Verein in lebendiger Wechſelwirkung mit den andern deutſchen Vereinen, wie es von dieſen gewünſcht wird, zu erhalten, viele Theilnehmer zurückgeſchreckt hat. Sie behaupten, der Verein, wie er ſich durch die lezten Beſchlüſſe ausgeſprochen, ſey zu einem bloßen Lotterieinſtitut herabgeſunken, während er in ſeiner Idee und ſeinen Mitteln die Aufgabe habe, zur Förderung der Kunſt durch ganz Deutſchland zu wirken. Freilich bleibt Berlin der Mittelpunkt des preußiſchen Staates und ein Hauptpunkt für das gemeinſchaftliche Vaterland, und kann im Austauſch mit Königsberg, Breslau, Stettin und Halberſtadt ſchwerlich gewinnen; allein wenn man bedenkt, wie einige gute Gemälde, ausgeſtellt in Städten, wo man bis da gar keine ſah, vortheilhaft und erweckend gewirkt haben, ſo dürfte denn doch dieſe intellektuelle Rückſicht über jene materielle den Ausſchlag geben. — Seine Majeſtät der König hat das vielbeſprochene große Bild des Profeſſors Henſel: Chriſtus vor Pilatus, für 6000 Thaler angekauft und es zum Altarſtück für die hieſige Garniſonskirche beſtimmt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. April 1835.

Im Laufe der Zeit ſind Wälder ausgerottet und Sümpfe ausgetrocknet; aber das Land hatte dieſelben Flüſſe und dieſelben Berge, es erfreute ſich derſelben Lage und der ewigen Sonne, die ihm noch jezt ihre belebenden Strahlen ſendet; es war damals wie jezt fruchtbar und fähig zu jedem Ertrag und zu jedem Anbau. Die alten Schriftſteller verrathen oft genug, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, die beſſere Natur des Landes.

Luden.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortſezung.)

Bekanntlich iſt der Hanf — althochdeutſch hanaf, angelſächſiſch haenep, ſchwediſch hampa, däniſch hennep, lauter Wörter, die aus dem griechiſchen und lateiniſchen cannabis corrumpirt ſind — ſo wie auch die Hirſe (perſiſch ersen), dieſe feſtliche Speiſe des deutſchen Landmanns an Kirmes- und Hochzeittagen, urſprünglich im fernen Aſien zu Hauſe. Erſterer iſt wohl früher in Deutſchland eingeführt worden als leztere, welche wenigſtens ſpäter in ſchriftlichen Urkunden vorkomme, aber gewiß nicht früher, wie Anton vermuthet, ſondern wohl um Jahrhunderte ſpäter als der Flachs. Dieſer, mit Recht ein Gegenſtand vorzüglicher Sorgfalt und Liebe bei deutſchen Frauen jedes Standes, welchen Reinlichkeit und einfacher Schmuck am Herzen liegt, wurde ſchon vor Alters in Deutſchland gebaut. Die altdeutſchen Frauen kannten keine ſchöneren Gewande, als die aus Lein verfertigten, wie dies Plinius von „den überrheiniſchen Feinden des römiſchen Volks“ ausdrücklich berichtet, womit man die Stelle in der Germania des Tacitus vergleichen kann: daß die Frauen ſich häufig in leinene Gewande kleiden, welche ſie mit purpurnen Streifen auszuſchmücken pflegen. Plinius erwähnt ferner, daß die Deutſchen in unterirdiſchen Höhlen oder Kellern ihren Flachs bearbeitet haben, wie jezt noch unter andern in Schwaben geſchieht. Die keineswegs leichte Kultur und Bearbeitung einer ſo wichtigen Pflanze, ſo wie die daraus verfertigten feinen Gewande ſetzen ſchon einen ziemlichen Grad landwirthſchaftlicher Kultur bei den alten Germanen voraus. Feine Leinwand wird auch unter den Geſchenken erwähnt, womit die Deutſchen fremde Fürſten und Völker beehrten, ſchon lange vor Karl dem Großen, der bekanntlich, vom Chalifen Harun al Raſchid mit koſtbaren Gaben beſchenkt, ihm außer trefflichen Jagdhunden auch feine Leinwand zum Gegengeſchenk überſandte.

Sehr alt mag auch der Name Flachs — engliſch flax, niederländiſch vlas — ſeyn, wofür auch, wie wohl bekannt, das aus dem Lateiniſchen gebildete Lein gebräuchlich iſt, welches bereits bei Ulfila vorkommt. Das angelſächſiſche Flex (Matthias 12, 20) bedeutet einen Docht aus Lein. Bei Otfrid und Willram bedeutet vahs ſo viel als Haar, auch altnordiſch und isländiſch fax die Mähne. Das engliſche Fox und unſer Fuchs (früher Fuhs), das behaarte Thier, könnte damit verwandt ſeyn. Mit Einſchiebung des l wurde aus vahs, vlahs, flachs, das auch noch nach den Zeiten Otfrids und Willrams oft für Haar gebraucht wurde. Die

Uebertragung des Begriffs von Haar auf Lein iſt leicht erklärlich; daſſelbe gilt bei dem althochdeutſchen Hare, das gleichfalls hie und da Lein oder Flachs bedeutet.

Wir kommen auf die Cerealien, die nützlichſten von allen Gräſern, die, ſo ſchwach ſie erſcheinen, ſich doch beinahe an jedes Klima und an jeden Boden gewöhnen können. Voranſtehe, in Bezug auf das alte Germanien, der Haſer und die Gerſte. — Jener, den die Griechen nur als Unkraut kannten, was etwa unſer Flughaſer iſt, und deſſen Name nicht vom lateiniſchen avena herkommt, ſondern mit dieſem eine gemeinſchaftliche Wurzel haben mag, wurde ſchon vor Ankunft der Römer in Deutſchland gebaut, und diente, wie Plinius berichtet, als Brei oder Muß zur vorzüglichen Nahrung ſeiner Bewohner. Und die Gerſte wurde bekanntlich ſchon in den älteſten Zeiten zu jenem weinartigen Getränk verbraucht, das wir Bier nennen, und das nicht nur die benachbarten Gallier, von denen der Name cerevisia herrühren ſoll, ſondern auch noch andere Völker, die des Weines entbehrten und die doch auch ein berauſchendes Getränk haben wollten, in mehr oder minder verwandter Form mit den Germanen gemein hatten. So hatten die Egypter ihren Zythus, welchen Herodot und Aeſchylus (in den Schutzflehenden) einen Wein oder geiſtigen Trank aus Gerſte nennen, und welchen man, wie Columella (über den Landbau, 10tes Buch) verſichert, mit Rettichwurzeln und eingeweichten Lupinen ſchmackhafter und reizender zu machen ſuchte. — Die Hiſpanier hatten eine Art Weizenbier, celia genannt, dem ſie, nach Plinius, ſchon Haltbarkeit und Dauer zu verſchaffen wußten, und mit welchem Getränke ſogar, nach der Erzählung des Florus, die auf das Aeußerſte gebrachten Numantiner, bevor ſie den Todeskampf mit den Römern begannen, ſich berauſcht haben ſollen. — Die Dalmatier oder Illyrier hatten ihr sabaia, eine Art Gerſtenbier, von welchem ſogar, nach dem Berichte des Ammianus Marcellinus, der es ein armſeliges Getränk nennt, der Kaiſer Valens den Spottnamen Sabaiarius erhielt, weil er es beſonders gerne trank; ungleich dem Kaiſer Julian, dem der Gerſtentrank in Gallien oder Deutſchland gar nicht gemundet haben muß, wenn nämlich das bekannte Epigramm in der griechiſchen Anthologie von ihm herrührt, in welchem das Bier als ein unbarchiſches, übelriechendes, garſtiges Getränk geſchildert wird. Von den Scythen ſingt Virgil in ſeinem Gedicht vom Landbau, daß ſie während der langen nordiſchen Winternächte in unterirdiſchen Höhlen bei der Flamme des Herdes, worauf ganze Eichenblöcke und Ulmenſtämme geworfen wurden, ſich mit den Bechern voll künſtlichen, aus gegorenem Malz und Sperlingsſäure gebrauten Weins zu laben pflegten. — Beiläufig erwähne ich, daß der Name Bier, wofür die Scandinavier ihr aul oder Oel gebrauchten — wie noch jezt ale im Engliſchen — nicht von Bitter, wie Hüllmann meint, denn das alte deutſche Bier mag ziemlich ſüß geſchmeckt haben, ſelbſt angenommen, daß es mit gewiſſen Kräutern verſezt wurde, ſondern vom angelſächſiſchen und althochdeutſchen bere, d. h. vorzugsweiſe Gerſte, herzuleiten iſt. — Im Evangelium, Lucä I. 15. ſteht im Angelſächſiſchen bevr für das Griechiſche sireka, ſtarkes Getränke.

Die Meinung Antons, daß die Gerſte ſpäter eingeführt worden ſeyn möchte, da ſie einen mildern Himmel erfordere, widerlegt ſowohl das Zeugniß des Tacitus, welcher ſagt, daß das erwähnte Bier aus Gerſte oder Weizen — denn ſo muß frumentum überſezt werden — gebraut worden ſey, als auch die tägliche Erfahrung, daß die Gerſte gerade kein milderes Klima erfordert, als der Weizen oder der Spelt. Wenigſtens gedeiht in manchen Strichen meiner Heimath, des Fichtelgebirges, außer dem Haſer und Roggen, die Gerſte noch recht gut, wenn ſchon der Weizen nicht mehr fortkommen will.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der deutsche Dichter in Paris.

(Fortſetzung.)

Von Heine's Auftreten datirt ſich in Deutſchland der Rückzug des früher alleinherrſchenden Idealismus; ſein launiſcher Genius hat höchſt auffallend dem Nationalgeiſte eine ganz andere Richtung gegeben, denn Ironie, Rationalismus, Skepticismus ſcheinen fortan in Deutſchland herrſchend werden zu wollen. Wie lange ſolche Herrſchaft dauern wird, das weiß ich freilich nicht, denn die geiſtigen Phaſen ſind dort drüben höchſt veränderlich. Deutſchland iſt aber einmal des Spiritualismus, der ätheriſchen Begriffe, der myſtiſchen Dogmen herzlich ſatt; die Seele hat lange genug die Herrſchaft gehabt, jezt will auch einmal der Körper an die Reihe, der Genius des Plaſtiſchen, des Materiellen, Geſtalten und Bilder, Farben und Töne, und Heine, ein Talent, das tiefer geht, als ſonſt das Talent, iſt der Hoheprieſter des neuen Kultus geworden. Seit er die Zügel ergriffen, iſt das Lachen an der Tagesordnung in Deutſchland. Während wir Franzoſen die gebräunten Stirnen in Falten ziehen, während wir trübſelig die Mundwinkel hängen laſſen, während wir dem Ernſte nachgehen und unſer Schauſpiel nicht ſatt wird, Blut zu vergießen und die bloßgelegte Faſer unter dem Seciermeſſer zucken zu laſſen, lachen die glücklichen Deutſchen, ja ſie lachen! Was jezt dort Romane ſchreibt, geht nur auf das Wirkliche, das Wahrſcheinliche, auf lebendige Charakteriſtik aus. Raupach

Digitized by Google

ſchreibt einen Schwank über die Homöopathie, und der populärſte Schriftſteller, dem alle jungen Adepten nachtreten, iſt unſer Heinrich Heine, der würdige Sprößling der obengenannten Meiſter, nicht ſo affektirt wie Sterne, nicht ſo plump wie Rabelais; er iſt wunderbar neu, höchſt intereſſant, und wird 1850 noch wirkſamer ſeyn als 1830, wenn ſich einmal Deutſchland franzöſiſcher und Frankreich deutſcher gefärbt hat.

Das Individuellſte, was er geſchrieben, iſt juſt das Beſte. Ich weiß keine Menſchenſeele, deren Regungen ich mit lebendigerer Theilnahme folgte; ſeine Geſchichte möchte ich wiſſen, Tag für Tag, und alle ſeine Eindrücke verzeichnet leſen. So trefflich er von Allem ſpricht, ſein Tagebuch hätte größeres Intereſſe für mich als ſeine Ideen über Philoſophie und Aeſthetik. Ewig treibt es ihn, ſeines Gefühls zu ſpotten und ſich ob ſeinem Spotte zu ſchelten; ſtets iſt ſein Gedanke antithetiſch, wenn auch nicht gerade ſein Ausdruck. Theorien, Hypotheſen, langwelligen Wortſchwall, all dies hat der luſtige Heine aus ſeinem Reiche verbannt. Was uns allen dunkel durch die Seele ging, all dies hat Heine mit uns empfunden, und darum iſt er mir ſo werth. Ich träume mit ihm, ich bin Revolutionär, bin Katholik mit ihm; in der Kirche betrachte ich die kleine weiße Hand, die aus dem Beichtſtuhl blickt; was ihn intereſſirt, intereſſirt auch mich, ſogar die kleine Straßenſängerin und ihre welke Roſe. Ich brauche ihm nicht in das Auge zu ſehen: wenn er lacht, ſo weiß ich auch ſchon, daß ihm das Weinen nahe ſteht. Er iſt ein Kind wie wir — ein altes Kind. Wir bauen an einer neuen Menſchenwelt, und im Bauen ſind wir nahe daran, ihr wieder zu fluchen, und ſo geht es ihm auch. Nur wenn Heine über Chriſtus ſpottet, mag ich ihn nicht leiden. Wenn dieſer proteſtantiſche Geiſt ſich an unſern alten heiligen Ueberlieferungen vergreift, wenn er dem heiligen Ciborium und dem Viatikum auf der Gaſſe nachläuft und ſein Spott mit der Schelle, die den Prieſter begleitet, in die Wette gellt, dann kann ich ihn nicht entſchuldigen. Er ſollte nicht vergeſſen, daß Chriſtus, der Menſchgott, oder Gottmenſch, ſogar ganz irdiſch betrachtet, der Vater der ganzen neuern Philoſophie iſt. Ohne die Lehren des Göttlichen hätte Heine nimmermehr ſeinen Tambour Legrand geſchrieben. Nie ſollten philoſophiſche Dichtergemüther von Chriſtus laſſen, nie ihren Vater verleugnen. Was jezt in Frankreich ſchlechter Ton iſt, bald wird es in Deutſchland ſchlechter Geſchmack heißen. Der heitere, liebevolle Blick, mit dem Heine alle Völker betrachtet, dieſer Bruderſinn iſt rein chriſtlich. Wie kommt es, daß ſein Auge ſo friedlich hinſtreift über Europa? daß ihm Alle, in deren Bruſt ein Herz klopft, von Prag bis zur Meerenge von Gibraltar, wo nicht Brüder ſind, doch Stammgenoſſen? Warum liebt er das Volk und ergözt ſich an ſeinem Treiben? warum überſieht er ſo gerne ſeine Gebrechen, ſelbſt wenn ſein geliebtes Volk ſich ein wenig rauh anläßt, oder ein wenig albern? Wenn er das Volk als Maſſe entſchuldigt, wenn er es preiſt, wenn er ihm Heil und Segen wünſcht und ſeine Siege begeiſtert begrüßt, warum geht er darin ſo weit, daß es der wahre Philoſoph mit der praktiſchen Vernunft nicht ganz vereinbar finden dürfte? Warum? weil er Chriſt iſt ganz und gar. Sagt er es doch ſelbſt: das große Kruzifix der Franziskaner mit den blutigen Armen und den wehmüthigen Augen hat ihn angeblickt, da er in der Schule war; bei dieſem Schmerze des Gottmenſchen überfiel ihn der Gedanke an den Schmerz in der Menſchenbruſt, und der poetiſche Heide war der beſte Chriſt im Herzen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beſchluß.)

Raupachs Poſthumus. Theater. Raumer.

Auf dem Theater iſt Raupach mit einem Poſthumus der Hohenſtaufen aufgetreten: kein hiſtoriſcher Poſthumus, denn es iſt der kräftige Stammvater des Geſchlechts, Friedrich Rothbart, ſondern einer ſeiner Geburtswehen, welche dieſem Dichter bekanntlich wenig Schmerzen verurſachen. So zeugt auch dieſer erſte und lezte Raupachſche Staufen von Kraft und Geſundheit ſeines Vaters. Es iſt nur der erſte Theil einer Trilogie, und behandelt den Kampf des Königs mit der Republik Mailand. Loyale Gemüther glauben bemerken zu müſſen, daß die freiheitsglühende Partie der Städter mit beſonderer Liebe gehalten ſey, wohl ſehr mit Unrecht. Nachtmützen oder ſentimentale Deklamatoren waren die italieniſchen Republikaner nicht; ſollten ſie vorkommen, ſo mußten ſie mit der wilden Gluth gemalt ſeyn, die ihr geſchichtliches Erſcheinen bezeichnet. Auch ſind es nur die Ariſtokraten unter ihnen, welche handeln und wüthen, die Menge wird mit faſt zu barocken Zügen in ihrem Wankelmuthe repräſentirt. Das ganze Stück iſt ſo loyal, wie alle Raupachſche hiſtoriſche, eine Verklärung der Majeſtät in ihrer ſchönen Bedeutung. Aeſthetiſch läßt ſich dagegen viel einwenden. Die haben recht, welche ihm die Eigenſchaft eines dramatiſchen Stückes abſprechen und es nur als hiſtoriſche Scenen wollen gelten laſſen. Es ſind indeß ſo ſchöne Scenen darin, wie nur in einem ſeiner theatraliſchen Bilder aus der Hohenſtaufenreihe. — Man hat auch Calderons ſtandhaften Prinzen wieder einſtudirt. Das iſt ein Stück, ein Guß, ein Hauch, und doch ein Drama voll der mannichfaltigſten Entwickelungen; aber es wirkt nicht, weil kein Publikum dafür da iſt. Der junge Devrient gab die Hauptrolle, ein Erbſtück des ſeligen Wolff, in einer neuen Auffaſſung meiſterhaft. — Von einigen kleinen Theaterfehden verlangen Sie doch nichts zu hören. Die Heinefetter gaſtirt — diesmal auf der Hofbühne — und Einige halten ſie für ausgezeichnet, Andere weiſen ihr die Verirrungen ihrer Kunſt nach, die bei ihren Mitteln um ſo ſtrafbarer ſeyen. Gegen das Talent der Crelingerſchen Töchter, der Dinlles. Stich.

erheben ſich nunmehr Oppoſitionsſtimmen, was nach den großen Erwartungen und dem überſchwenglichen Lobe nicht anders zu erwarten war. — In der Königsſtadt läutet der taube Glöckner von Notredame (Quasimodo) Alt und Jung zuſammen. Madame Birch-Pfeiffer hat es verſtanden, ein Effektſtück der erſten Art aus Victor Hugo's Romane zu fertigen. Ich ſchreibe Ihnen nichts Näheres davon, denn die Glocke von Notredame wird bald auf allen Theatern, welche auf neue Bildung Anſpruch machen, läuten, und jeder Leſer mag ſich durch Aug und Ohr von ihrer ungeheuern Wirkung ſelbſt überzeugen.

Herr von Raumer, der Hiſtoriker, iſt eben nach England gereist, um auch in den dortigen Archiven nach Quellen zur neuern Geſchichte zu ſuchen. Da er mit Empfehlungen der ausgezeichnetſten Art an alle Eminenzen und Parteihäupter der vereinigten Reiche verſehen iſt, darf man, wenn er ſeine Erfahrungen bekannt machen wird, auf intereſſante Mittheilungen hoffen. Bekanntlich wollte es der Zufall, daß Raumer während der Julirevolution in Paris war, derſelbe Zufall führte ihn im vergangenen Jahre über die Alpen im ſelben Augenblicke, wo die fürchterliche Naturrevolution Deutſchland und Italien zu trennen drohte; furchtſame Gemüther wünſchen nun, daß ihm in England kein ähnlicher glücklicher Zufall beſchieden werde. — Eine große Anzahl von Penſionirungen unter den ausgezeichnetſten Militärs aus dem Befreiungskriege iſt im Augenblick, wo ich den Brief ſchließe, der Gegenſtand des allgemeinen Geſpräches.

London, März.

(Fortſetzung.)

Juwelendiebſtähle.

Die junge Gräfin vermißte eines Morgens einen Theil ihrer Juwelen, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſich den Beſuch einiger Polizeidiener zu erbitten. Gleichzeitig ließ ſie das Haus ſperren, und that hiemit Alles, was die klügſte Vorſicht erheiſchte; denn da die ganze Dienerſchaft zu Hauſe war und der Raub erſt am Morgen oder in der Nacht begangen ſeyn konnte, ſo lag es auf der Hand, daß, wenn der Dieb in den Reihen der Dienerſchaft war, er wenig Hoffnung hatte, den ſcharfen Polizeiangen zu entgehen. „Ich gebe Ihnen volle Macht und Gewalt,“ ſagte die junge Gräfin dem eintretenden Beamten, „alle und jede Räume meines Hauſes zu durchſuchen, alle Schlöſſer ſich öffnen zu laſſen und die Dienerſchaft zu viſitiren, mit alleiniger Ausnahme meiner Kammerfrau,“ ſezte ſie nachdrücklich hinzu. — „Darf ich in meiner überhabenden Pflicht mir die Frage erlauben, aus welchem Grunde Sie die Kammerfrau von einer Maßregel ausnehmen, die, um entſcheidend zu ſeyn, keine Ausnahme zuläßt?“ fragte der artige Polizeioffizier. — „Sie iſt ſeit acht Monaten in meinem Dienſte,“ verſezte die Gräfin, „hat mir die überzeugendſten Beweiſe ihrer Treue gegeben und würde, wie ich ſie kenne, durch ein ſolches Zeichen von Mißtrauen ſich zu ſehr verlezt fühlen, als daß ich ihr die Ausnahme nicht ſchuldig ſeyn ſollte.“ — Der Polizeimann verbeugte ſich und trat zum Behuf der Ausſuchung ab. Allein bald darauf erſchien er wieder vor der Gräfin und ſagte: „Kein Zweifel, der Dieb befindet ſich unter der Dienerſchaft. Es iſt auch nicht Ihre Kammerfrau, welche den Raub verübt, ſondern ein vor neun Monaten entſprungener Sträfling, welcher, als Kammerfrau verkleidet, Ihnen in dieſer Eigenſchaft bisher gedient hat.“ — Nähere Unterſuchung bewies die Richtigkeit der polizeilichen Entdeckung, und die Frage, welche nun die faſhionablen Zungen in ſcharfem Zuge erhält, beſteht in der Ausmittelung, ob ein Mann, ohne durch ſein Ungeſchick ſein Geſchlecht zu verrathen, im Stande ſey, einer eleganten Dame acht Monate lang Toiletten-Dienſte zu leiſten? Sonderbar genug erklären alle Männer es für möglich und alle Frauen für unmöglich. Dies hat mehrfache Wetten zur Folge gehabt. Und da dieſe Wetten ſich nur dadurch entſcheiden können, daß ein Mann auf einige Monate die Rolle einer Zoſe übernimmt, um entweder entdeckt zu werden, oder unerkannt zu bleiben, ſo iſt bei der vornehmen Welt die Annahme einer neuen Zoſe jezt ein Gegenſtand von der höchſten Wichtigkeit, und die diesfalls erforderten Proben ſollen bereits zu manchem Spaſſe Veranlaſſung gegeben haben. Was übrigens das allgemeine Frauen-Urtheil von der jungen Gräfin ſagt, folgt aus der Prämiſſe des allgemeinen weiblichen Unglaubens an die Möglichkeit eines ſolchen, acht Monate lang unentdeckt zu behauptenden Inkognito. Seitdem iſt zwar die Geſchichte, was das angebliche Geſchlecht des Diebs betrifft, für grundlos erklärt worden, aber der Widerſpruch findet beim Publikum keinen Glauben.

Ohne die beſondern Umſtände, welche die erwähnten zwei Juwelendiebſtähle begleiteten, würden dieſelben bei der Maſſe von Diebſtählen dieſer Art, mit denen London ſeit zwei oder drei Monaten heimgeſucht iſt, nicht das geringſte Aufſehen erregt haben. Es iſt aber in der That eine merkwürdige Erſcheinung, von welch ausnehmender Vorliebe für dieſen ſplendiden Handelsartikel die Gaunerwelt ſich in den lezten Wochen beſeſſen gezeigt hat. Jede Frau muß ſich Glück wünſchen, deren Juwelenreichthum in ihrem Trauringe beſteht, und ich bin der Wohlthat, keine Diamanten zu beſitzen, mir erſt jezt vollkommen bewußt worden, wo ich faſt Tag für Tag von ſolchen Entwendungen leſe, und in meiner nächſten Nachbarſchaft ſechs oder acht dergleichen illegale Beſizveränderungen ſtattgefunden haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 871

Rauſchgold.

Räthſel.

(Vergl. Morgenbl. 1851. Nr. 97.)

Alle vier Elemente,
Inniglich geſellt,
Spielen das bebende
Spiel vor bunter Welt.

Während Luft ſich hebet,
Läuft das Waſſer fort,
Und die Erde klebet
Braun am Steine dort.

Sein geheimes Feuer
Goß der Erdgeiſt zu;
Alles iſt geheuer.
Probe, ſchlucke du!

Denn die Klugen haben
Immer Salz bei ſich,
Deſſen tiefen Gaben
Mancher Teufel wich.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. April 1835.

Original, fahr' hin in deiner Pracht!

Goethe.

Der deutsche Dichter in Paris.

(Beſchluß.)

Jeder hat ſeine abſonderlichen Neigungen, die er nicht gerne geſtehen mag; ich habe eine, die ein ſympathetiſches Band zwiſchen mir und unſerm deutſchen Dichter knüpft, und die ich preisgebe. Ich gehe nie lieber aus, als an Tagen, wo ſonſt Jedermann herzlich gerne zu Hauſe bleibt. Da iſt es, als ob im Himmel einmal ganz beſonders ſchlecht regiert würde: ein Sonnenſtrahl durchdringt munter eine finſtere Wolke, Regen, Sonnenſchein, Sturm, nach einander; der Horizont umzieht ſich völlig, aber dort zerreißt die Decke und ein azurblaues Fleckchen guckt hervor. Das launenhafteſte Weib kann es nicht ärger treiben: der Himmel lacht und weint, hüllt ſich in goldnen Schein und läßt die Windsbraut tanzen. Wer mag ſich ſolch launiſcher, eigenwilliger Natur anvertrauen? Man macht den Regenſchirm zu, ſchließt die Laden, bringt die Pferde unter Obdach, bleibt beim Feuer ſitzen. Wer auf der Straße ſeyn muß, oder mit etwas handelt, ordnungsliebenden, mit Gicht und Fluß behafteten, behaglichen Leuten ſind dergleichen Tage höchlich zuwider, und nur Narren, Poeten, Briefboten und Kleinverkäufer ſetzen den Fuß auf die Straße. Dieſe Tage ſind mir gerade die liebſten, und darum leſe ich auch Heine ſo gerne. Er gefällt mir, wie die Tage, wo die gute Alte ihren Waarenkorb vor den plötzlichen Windſtößen ſichert und dabei ruft, der Teufel prügle ſein Weib; es iſt nicht ſchön Wetter, nicht garſtig, nicht kalt, nicht warm, nicht hell, nicht finſter; Unwetter bei blauem Himmel, Frühlingslüfte im Winter, der kalte Nord bei Sonnengluth. Mein lieber Deutſcher, ſolch Wetter war am Tage, da du zur Welt kamſt. Mir iſt, als ſähe ich dein väterlich Haus: die Scheiben klirren, vom pfeifenden Winde gerüttelt, unſtät fahren die Lichter am ſchwarzen Getäfel auf und ab, dürre Aeſte ſchwanken hin und her und ſchlagen wider das Fenſter, ſchwarze Wolkenmaſſen laufen keuchend über die Landſchaft, und jezt bezieht ſie ſich finſter, jezt lacht ſie im Sonnenlicht. Ich wette, ein abgegriffener Band von Voltaire lag auf dem Bette der Wöchnerin und ihr ärztlicher Beiſtand war ein Franzoſe aus Lamettries Schule, der nicht zwei Worte deutſch verſtand.

So entſtand jenes räthſelhafte Weſen, jenes wunderliche Gebilde, das die Franzoſen ſo deutſch, die Deutſchen ſo franzöſiſch anſpricht, mit ſeiner Wehmuth, die einem ein Lächeln ablockt, und ſeiner Luſtigkeit, die einem wehe thut, mit all den ſchneidenden Kontraſten, wo das Genie in ihm auf den Witz ausgeht, wo der Dichter den Gottesleugner ſpielt, der Menſchenfreund Chriſtum haſſen und der Idealiſt die Materie vergöttern

möchte. So tauchte er auf, der ſonderbarſte Schriftſteller unſerer Zeit, am Flecke, wo ſich alle Richtungen kreuzen, Deutſchland und Frankreich, Kritik und Produktion, der Glaube und das Nichts, Poeſie und Materie, Revolution und Vergangenheit. Man frage nicht, warum ich ewig in Bildern ſpreche: eine Kritik Heines kann nur in Bildern geſchrieben ſeyn, vom Farbenhellen läßt ſich nur wieder durch Farben ſprechen. Ich las ſeine Reiſebilder deutſch im herrlichen Forſte von Ecouen; ich ſaß mitten im Park, wo ſich die Alleen kreuzen, und all die mächtigen Bäume, die der ſterbende Herbſt mit gelben, rothen, braunen, bläulichen Tinten gefärbt, ſahen mich an, als verſtänden ſie meine Gedanken und Heines; von Zeit zu Zeit, zum Zeichen des Einverſtändniſſes, ſandten ſie mir ein buntfarbiges Blatt herüber: wie ſie daher kamen, rauſchte es ſo luſtig und ſo wehmüthig, ſäuſelte es leiſe, wie ein Lied. Sie gehörten nicht dem Sommer an, nicht dem Herbſt, dem Frühling noch weniger; es waren Blätter, reif geworden im langen Lebensjahr, Blätter, unter denen Vögel geſungen und geliebt, unter denen Liebespaare geflüſtert; ſie ſpielten in allen Farben, wie Heines Styl, ſie waren ſchimmernd und todtmüde, wie Heines Gedanke; lange wirbelten ſie in der Luft, es war, als ſpielten ſie mit dem Winde, bevor ſie ſich auf die Blätter des deutſch-franzöſiſchen Buchs niederließen, das ſo luſtig iſt und ſo wehmüthig, das ihnen ſo ganz gleicht.

Bleibe in deinem farbigen Wolkenhimmel, guter Heine, prügle immerhin deine Frau; fahre fort, der launiſche Maler einer launiſchen Zeit zu ſeyn, das zweideutige Symbol einer Zeit, wo alles Ernſte ſeine frivole Seite hat, und die Frivolität ſich in Ernſt und Tiefe kleidet. Was du aber thuſt, baue kein Syſtem, verſuche keine Revolution; laß nicht deinen Hippogryphen im Schlamm der Parteien waten, laß ihn ſeine Schwingen ausbreiten und ſeinen Schuppenpanzer hell leuchten. Einem originellen Geiſte, wie du, ſteht es nicht an, den kleinen Philoſophen, die von Voltaires Brosamen gelebt, die Schleppe zu tragen; ſolches Treiben mag in Deutſchland etwas Neues ſeyn, in Frankreich iſt es altgebacken. Ich weiß keinen Kopf, der weniger zur Dienſtbarkeit gemacht wäre als du, und der Bedientenrock, was es immer für einer ſey, wird dir ſchlecht ſitzen. Nein! folge der Laune, deiner närriſchen Königin, folge ihr blindlings, ſie iſt deine hohe Gebieterin: ſie führt dich in Tiefen, wohin die Aeſthetik im Doktorhut, wohin politiſcher Ehrgeiz und empörte Volksleidenſchaft dich nimmermehr führen. Du wollteſt der Sklave eines fremden Gedanken ſeyn? du wollteſt verleugnen, was ein Holbach verleugnet hat? Bleibe, der du in deinen Reiſebildern biſt, die keine tableaux de voyage ſind, ſondern das merkwürdige Porträt Heinrich Heines; bleibe der Geiſt, der nirgends zu faſſen iſt, Kind und Philoſoph, reif an Jahren und reich an Thränen, zieriſch leicht und finſter ernſt: das iſt dein Beruf; laß dir die launenhaften Glorien und die farbig ſtrahlenden Strichregen des Apriltags gefallen, und glaube mir, du haſt in der großen Geiſterlotterie nicht das ſchlimmſte Loos gezogen.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortſetzung.)

Hier iſt der ſchicklichſte Ort, des Hopfens zu erwähnen, den die alten Deutſchen zu ihrem Bier noch nicht gebraucht haben, wofür ſie vielleicht andere Pflanzenſtoffe angewendet haben mochten. Doch iſt er ſchon zur Zeit der Karolinger bekannt geweſen, wie aus gleichzeitigen Urkunden erhellt. So werden in einem Schenkungsbriefe des Königs Pipin humolaria erwähnt, worunter ohne Zweifel Hopfengärten verſtanden werden müſſen. Denn das barbariſch lateiniſche humulus iſt ja erſt aus dem alten humlo gebildet worden, deſſen Wurzel mir dunkel iſt, das aber noch heutigen Tags im Franzöſiſchen als houblon, ſchwediſch als humble, däniſch als humle und isländiſch als humall für Hopfen vorkommt. Auch hatte der Abt von Corbey, Adelard, in einer Urkunde vom Jahr 822 die Müller ſeines Stifts von dem Anbau des Hopfens befreit. — Wozu aber, fragen wir, Hopfenanlagen, wenn die Pflanze nicht zum Brauen verwendet wurde? — Wirklich kommt auch in der betreffenden Urkunde das Wort humlo neben brace vor, welches, vermuthlich celtiſche Wort nicht als Getreideart, wie bei Plinius, ſondern als Malz genommen werden muß, und wovon das franzöſiſche brasser, brasserie abſtammt. — Bei ſolchen und ähnlichen Zeugniſſen iſt es auffallend, daß Karl der Große im Kapitulare zwar des Biers, aber nicht des Hopfens erwähnt. In den Jahrhunderten nach ihm wird dieſer oft genannt. Im zwölften Jahrhundert ſpricht die heil. Hildegardis von Bickelheim († 1179), die Zeitgenoſſin und Freundin des heil. Bernhard, von der Wirkung des Hopfens im Getränke. Er vermehre, ſagt ſie, die Melancholie und verſetze den Geiſt in trübe Stimmung und trockne durch ſeine erhitzende Kraft die Eingeweide aus. Aber er verhindere auch durch ſeinen Bitterſtoff die Fäulniß im Getränke in der Art, daß es ſich weit länger halten könne.

Wenn aber auch der Hopfen, welches Wort ganz deutſch iſt und der Geſtalt ſeiner Blüthendolden entſpricht — altdeutſch Hoppe, was ſchon in einem Wörterbuche

Digitized by Google

aus dem zehnten Jahrhundert vorkommen ſoll, und noch jezt im Engliſchen hopp und in unſerm Huppe übrig iſt, woran auch das franzöſiſche houblon erinnert — von den alten Deutſchen noch nicht gebraucht wurde, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß, daß er dort ſchon lange einheimiſch war, indem neuere Beobachtungen lehren, daß er namentlich in Deutſchland wild wachſe. Wir brauchen daher nicht mit Linné anzunehmen, daß er nebſt Melde, Spinat, Dragun und andern Küchenkräutern zur Zeit der Völkerwanderung aus dem hintern Rußland, namentlich aus der Ukraine, wo er noch wild wachſe, durch die Gothen zu uns gebracht worden ſey.

Man erlaube mir eine Digreſſion vom Hopfen und Bier auf den Wein. Die alten Deutſchen bauten keinen Wein, kannten ihn aber und tauſchten ihn von den benachbarten Galliern und den Römern ein. Im römiſchen Süddeutſchland wurde früher ſchon der rhätiſche Wein (der Tyroler) dem Falerner gleich geachtet und von Kaiſer Auguſt am liebſten getrunken. — Noch ehe Kaiſer Probus ſeine zum Aufruhr geneigten Krieger an den Ufern der Donau (namentlich in Pannonien) und des Rheins Weinreben pflanzen ließ, mag er dort ſchon durch Deutſche und Römer gebaut worden ſeyn. So viel iſt gewiß, daß die Verordnungen und das Beiſpiel Karl des Großen den Weinbau ſehr befördert, und daß beſonders auch die Geiſtlichen, wie um andere Zweige der Landwirthſchaft, ſo auch um die Verbreitung und Veredlung des Weins ſich großes Verdienſt erworben haben. Freilich wird dieſes oft überſchäzt. Da nämlich die beſten und reichſten Klöſter und Abteien Deutſchlands gewöhnlich auch in den ſchönſten, mildeſten und wohlgebauteſten Gegenden liegen, ſo hat man ohne Einſchränkung von dieſen auf den Fleiß und die Betriebſamkeit jener ſelbſt zurückgeſchloſſen. Allein bei aller Anerkennung des hohen Verdienſtes, das ſie ſich, beſonders die Benediktiner, um Kultur des Bodens und der Völker im Allgemeinen erworben, muß ich doch bemerken, daß häufig bei Stiftungen von Klöſtern ſchon auf mehr angebaute und mildere Gegenden Rückſicht genommen wurde.

Der Weinbau war übrigens im Mittelalter weit mehr durch Deutſchland verbreitet, als jezt der Fall iſt, und zwar auch in ſolchen Gegenden, wo das edle Gewächs jezt gar nicht mehr zu gedeihen ſcheint, oder nur ärmlich fortkommt. So haben die Geiſtlichen, die den Apoſtel der Pommern, Biſchof Otto von Bamberg, aus Franken dahin begleiteten, an den Ufern der Oſtſee und der Oder zugleich auch fränkiſche Reben gepflanzt; doch gedieh das Chriſtenthum beſſer als der Wein. Noch in der Mitte des Mittelalters und gegen Ende deſſelben finden wir Weinbau in den Brandenburgiſchen Marken, im Hannöverſchen, Braunſchweigſchen u. ſ. w. Der Dichter Sabinus, Freund und Schwager Melanchthons, ſingt in ſeinem italieniſchen Reiſegedicht, wo er von ſeiner Vaterſtadt Brandenburg ſpricht: „daß an den Wogen der Havel ein Berg ſtehe, der, bis zum Gipfel hinauf mit Reben bepflanzt, auf dem ſandigen Boden einen ſüßen Wein erzeuge, deßgleichen an den Wogen des ſchäumenden Rheins der Weinſtock auf dem fetten Gefilde der Wangionen hervorbringe.“ Eine Behauptung, die freilich einem Weintrinker, der die Lage Brandenburgs und die Gegend, wo die Liebfrauenmilch gewonnen wird, zuſammenſtellt, etwas ſeltſam vorkommen mag.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende März.

Mitfaſten.

Geſtern war Mitfaſten, ein rühriger Tag in Paris, gleichſam eine Reminiſcenz an den Faſching, ein Abſchied vom Karneval. Daher kündigte auch ein Duzend Theater einen Ball, und zwar den lezten in dieſem Jahre an. Die Polizei hatte dieſes Jahr, wie im vorigen, die öffentlichen Bälle während der Faſten verboten. Obſchon die jezige Polizei nicht andächtig iſt, ſo will ſie doch auch mit dem Klerus, welcher viele Mühe hat, die Leute vom Tanzen abzuhalten, nicht zerfallen, und hat ſich daher dem alten Gebrauche gefügt, welchem zufolge während der Faſten nicht öffentlich getanzt wird. An Privatbällen und glänzenden Soiréé's war aber während der Faſten ſo wenig Mangel, als zuvor; dieſe wurden ohne Unterbrechung fortgeſezt, wiewohl ſie jezt auch abnehmen. Aber die Beluſtigungen der Mitfaſten laſſen ſich die Pariſer nicht nehmen; an dieſem Tage müſſen unfehlbar die Thorheiten des Faſchings wiederholt und ein Karneval im Kleinen dargeſtellt werden. Daran ließ man es denn auch geſtern nicht fehlen. Wagen voll Masken fuhren durch die Gaſſen und über die Boulevards, und die geſtrigen Bälle haben erſt dieſen Morgen ein Ende genommen. Die große Oper hatte auf dieſe Nacht die Ziehung der von ihr ausgeſtellten Looſe verſchoben, wodurch ſie alſo ſicher war, alle diejenigen, welche auf den vorigen Bällen ein Loos bekommen hatten, diesmal wieder zu ſehen, und in der That waren die Looſe dazu geeignet, die Ballwelt zu reizen. Es waren da einige ganz neu verfertigte Gemälde von beliebten Künſtlern (ob die Gemälde gut waren, konnte auf dem Balle nicht wohl erkannt werden), ein ächter Kaſchemirſchawl, ein Pleyelſcher Flügel, ein Theeſervice im neueſten Geſchmacke, und dergleichen brauchbare Dinge, die wohl werth waren, daß man ihrethalben zweimal ein Opernbillet zu zehn Franken (eine Kleinigkeit für ſo manche Pariſer!) nahm, das erſte Mal, um ein Recht auf ein Loos zu bekommen, und das zweite Mal, um zu erfahren, ob man etwas gewinne oder nicht. Außer dieſer Ziehung der Tombola — einer von dem erfinderiſchen Dr. Veron neu aufgebrachte Benennung einer alten Sache — verſprach die große Oper noch ein Orcheſter von 65 Muſikanten und eine Tanzſcene von zwei Operntänzern. Es war ein ziemlich einfaches Programm; allein die Oper iſt jezt des Zuſpruchs ſicher und braucht ſich nicht mehr ſo anzuſtrengen, wie früher. Ein lezter Ball wird natürlich von allen Tanzluſtigen beſucht, eben weil es der lezte iſt; es bedarf alſo keiner beſondern

Digitized by Google

Mittel, wie zu Anfang des Faſchings, um die Leute auf die Beine zu bringen. Auch die andern Theater haben eben nichts Beſonderes erfunden, ſondern nur das Wort Bal mit großen Buchſtaben auf ihre Anſchlagzettel drucken laſſen. Die Wäſcher und Wäſcherinnen, für welche, ſo wie für die Waſſerträger, der Tag der Mitfaſten nach altem Herkommen ein beſonders feſtlicher Tag iſt, vielleicht weil um dieſe Jahrszeit das Waſſer wieder anfängt erträglich zu werden, hatten einen feierlichen Aufzug veranſtaltet; ſie zogen auf einem Duzend großer Wagen einher, alle ſchön verkleidet und ſogar elegant geſchmückt, wie man es von Wäſcherinnen kaum erwarten ſollte, und die Männer zu Pferde, auch in ſeltſamen Verkleidungen, aber alle doch reinlich und zierlich. So ging es zur Barrière de Sèvres, nach einer großen Schenke, wo ein Gaſtmahl und ein Ball den Tag beſchließen ſollten. Unter den Begleiterinnen der Königin auf dem größten Wagen ſah man recht hübſche Geſichter; die Wäſcherklaſſe iſt eben nicht die häßlichſte in Paris. Ein ſolcher vom Volke veranſtalteter Aufzug hat immer viel Anziehendes; er beweist, daß es zufrieden und wohlhabend iſt. Aus dem, was es auf den glänzenden Aufzug verwendet hat, läßt ſich ſchließen, daß es viel gewinnt, und in der That muß ſich die Wäſcherklaſſe in Paris nicht übel ſtehen; Jedermann bedarf ihrer, von der reichſten Familie bis zu der wenig begüterten, und bis jezt iſt noch keine Maſchine in Aufnahme gekommen, wodurch die Handarbeit hätte verdrängt werden können. Allerdings hat man bereits mehrere Verſuche mit chemiſchen Prozeſſen zum Reinigen und Bleichen der Leinwand gemacht; auch mechaniſche Vorkehrungen ſind erfunden worden; keiner dieſer Verſuche iſt aber geglückt, wenigſtens haben die Unternehmer bei keinem derſelben ihre Rechnung gefunden. Vor einigen Jahren hatte man auf der Seine ein langes Schiff mit einem ſchönen Gebäude zu mechaniſchem Waſchen (vermittelſt des Dampfes, wenn ich nicht irre) angelegt. Das Unternehmen war ſehr koſtſpielig; allein ehe noch der Apparat in Gang geſezt wurde, war die unternehmende Geſellſchaft im Verfall und konnte nicht mehr fort. Vermuthlich hat dies Andere abgeſchreckt; denn ſeitdem iſt keine Rede mehr von mechaniſchen und chemiſchen Wäſchereien und Bleichen. Die Wäſcher haben volle Urſache, in der jezigen Zeit fröhlich zu ſeyn, am Tage der Mitfaſten ſich eine Königin zu wählen, einen feierlichen Aufzug zu halten und tüchtig zu ſchmauſen. Einige Tage zuvor hatten die Zimmerleute ihr Joſephsfeſt ebenfalls mit einem Aufzuge gefeiert, aber nicht ſo prunkend; auch waren keine Frauen dabei, wogegen bei dem Wäſcherfeſte die Frauen die Hauptperſonen ſind und die Männer nur ſo nebenher reiten, wie ſie denn auch bei der täglichen Arbeit nur Nebenperſonen und Handlanger der Frauen ſind. Daher haben ſie auch eine Königin und keinen König, und thun mit Recht ſehr galant am Tage des feierlichen Aufzuges; denn ihren Frauen gebührt allein Preis und Ehre.

Dg.

London, März.

(Fortſezung.)

Juwelendiebſtähle.

Den Reihen dieſer lucrativen Geſchäfte eröffnete die Verkümmerung ſpaniſchen Eigenthums, das aus einer recht hübſchen Diamantenſammlung beſtand und in dem feuerfeſten Speicher des Herrn Hall auf Custom-house quay verwahrt wurde. Nach dem Tode Ferdinands von Spanien hatte eine angeſehene ſpaniſche Gräfin, aus Beſorgniß vor dem drohenden, leider! ausgebrochenen und noch fortdauernden Bürger- oder vielmehr Thronkriege, einen Diamantenſchmuck im Werthe von zwölftauſend Pfund Sterling nach England geſchickt, um ihn hier vor den langen Fingern beider Parteien zu ſichern. Die Gräfin ſollte die Vereitlung ihrer Vorſicht nicht erleben; ſie war zu ihren Vätern und Müttern verſammelt worden, ehe es einem engliſchen Hausbrecher einfiel oder gelang, in die Rechte der ſpaniſchen Parteikämpfer einzutreten. Das Eigenthum der Gräfin ging zufolge Teſtaments in vier gleichen Theilen auf ihre vier Töchter über. Zwei derſelben erhoben ihre Portionen, und dieſe waren — da nun einmal Alles in der Welt nach dem Erfolge beurtheilt wird — unſtreitig die Klügern. Die zwei andern ließen ihr Theil von je dreitauſend Pfund in Halls Verwahrung. Wo hätte es ſicherer ſeyn können? muß Jeder ſagen, der auf der einen Seite die innere Einrichtung des Hallſchen Speichers kennt und auf der andern die Verwegenheit und die Werkzeuge der Londoner Hausbrecher nicht kennt. Der Diamantenſchaz lag in einer eiſernen Kiſte, die erſtens auf dem Boden angeſchraubt, zweitens mit Riegeln überſpannt, drittens für ein Duzend der handfeſteſten Londoner Träger — und was haben dieſe für Hände und Schultern! — zum Forttragen zu ſchwer, und viertens mit einem Schloſſe verſperrt war, welches der Uneingeweihte ſelbſt mit dem Schlüſſel nimmermehr eröffnete. Und ſiehe da, an einem ſchönen Montagsmorgen war die Kiſte erbrochen und der Diamantenſchaz fort! Die von den Dieben hinterlaſſenen Spuren bewieſen deutlich, daß ſie das Geſchäft con amore betrieben hatten. Wahrſcheinlich waren ſie bereits in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in den Speicher gelangt. Es fanden ſich zwei ziemlich niedergebrannte Wachskerzen, und auf welche Art die Diebe dieſe angezündet hatten, konnte nicht zweifelhaft ſeyn, da ſie es nicht der Mühe werth gehalten, ein zu ſolchem Zwecke mitgebrachtes Phosphorusfläſchchen nebſt Schwefelhölzern wieder mit wegzunehmen. Das lag ganz friedlich in der Ecke, und unweit davon hatten die Spizbuben getafelt. Beim Einpacken der Viktualien waren die Augen vermuthlich größer geweſen als die Magen; denn obgleich nichts ihre Tiſchfreuden geſtört, ſo hatten ſie doch die sandwiches nicht aufgezehrt. (Sandwich heißt ein Butterbrod, das mit kalter Küche gefüttert iſt und in England meiſt zur Abendmahlzeit genommen wird.) Der eingeführte Proviant konnte aber doch nicht unbeträchtlich geweſen ſeyn, nach dem Formate des Papiers zu urtheilen, welches den sandwiches zum Umſchlage gedient und den zurückgelaſſenen respective noch diente. Zwei Flaſchen des feinſten Sillery waren zum Hinabſpülen des Butterbrods genügend befunden worden. Hatten die Spizbuben auch dieſe mitgebracht? Mit nichten. Die guten Leute waren mit der Lokalität und deren Inhalt zu vertraut, um Waſſer in die Themſe, oder, wie das engliſche Sprüchwort ſagt, Kohlen nach Newcaſtle zu tragen. In Halls Speicher iſt kein Mangel an Wein; alſo hatten die kundigen Herren aus einem Champagnerkorb zugelangt. Daß ſie aber Champagner ſich zum Tiſchgetränke gewählt und, wo Hunderte von Flaſchen zu ihren Dienſten ſtanden, ſich mit zwei Stück begnügt haben, beweist ihre gute Erziehung und ihre Mäßigkeit. Gemeine Seelen hätten nach den Amſterdamer Liqueurflaſchen gegriffen, und Trunkenbolde wären mit zwei Flaſchen Champagner nicht zufrieden geweſen. Ein anderer Beweis für die Standesmäßigkeit der lüſternen Herren ergibt ſich aus den feinen Havannahcigarren, die ſie mitgebracht, zum Theil verraucht und zum Theil zurückgelaſſen haben.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 21. April 1835.

Weh deinem freigebornen Volke!
Da ſtehn ſie, eine wetterſchwang're Wolke.

Schiller.

Nidwalden.

Ein Heldengedicht von S. Tobler.

Vorbericht.

Der ewig denkwürdige Kampf, den im Jahr 1798 ein winziges Hirtenvölkchen von nicht 8000 Seelen gegen die Weltbeſieger wagte; ein Kampf, deſſen Motive der berechnende Verſtand nie begreifen wird, weil dieſelben, ſeiner Sphäre entrückt, nur da gerechte Würdigung finden, wo das ewige Recht gegen die Uebermacht gewogen wird: dieſer Todeskampf für das Vaterland, welchen auch deſſen Weiber und Kinder theilten, iſt der Gegenſtand des Heldengedichts, aus welchem wir hier eine Probe mittheilen.

Der erſte Geſang ſchildert das Heer der in Luzern einrückenden Franzoſen; der zweite der Nidwaldner Landsgemeinde, wo ſie den Kampf gegen die Uebermacht beſchließen; der dritte Nidwaldens Rüſtung, Werbung um Hülfe und den Zuzug von einigen Hundert Schwyzern; der vierte, den wir in natürlichen Abſchnitten mittheilen, den abgeſchlagenen Angriff, welchen General Schaumburg von Luzern und Winkel her über den Vierwaldſtätterſee auf Stansſtad unternimmt. — Die folgenden Geſänge begleiten das Heldenvolk bis zu ſeinem Untergange.

A. A. L. Follen.

1.

Welch trübe Glut entflammt den Morgenhimmel?
Iſt's unglückſel'ger Städt' und Dörfer Brand?
Weiſſagt es Mord und wildes Schlachtgetümmel?
O! blieben ſie dir fern, du friedlich Land.
Könnt' ich dich ſchützen mit demantnem Schilde,
In dichte Nebel bergen dein Gefilde,
Zerbrechen deiner Feinde lechzend Schwert,
Das gegen deine fromme Ruh' ſich kehrt!

2.

Die Trommel hör' ich, die Trompet' erſchallen,
Da finſtrr Nacht die Erdr noch bedeckt;
Schon rührt ſich in Luzerns bewegten Hallen
Der Franken Heer, vom kurzen Schlaf erweckt.
Vom Waffendrang erdröhnen ſchon die Brücken,
Von Kriegern wimmelt's auf der Wälle Rücken;
Sie ſammeln ſich bei hellem Fackelbrand,
Und Schaar auf Schaar erfüllt den lauten Strand.

Digitized by Google

3.

Schon harren ihrer, ſchwebend in den Wellen,
Unzähl'ge Flöß' und Nachen, groß und klein;
Man hört der Führer fremde Stimmen gellen
Und zu den Fahnen ordnen ſich die Reih'n.
Des Feldherrn Ruf belebt die trägern Glieder;
Schon ſind ſie Alle zum Geſtad hernieder,
Mit Volk und Waffen füllt ſich jeder Kahn,
Wildjauchzendes Geſchrei dringt himmelan.

4.

Kanonen fahren über ſchwanke Brücken
Dumpfraſſelnd zu der Flöße niedrem Bord;
Verderbenträchtig, erzbelaſtet, rücken
Kriegswagen nach, lang hingereiht am Port.
Die Barken ſinken bis zum Bordesrande,
Zu berſten drohn die Planken und die Bande
Der ſchwachen Kähne vor der Krieger Laſt,
Die knapp und kaum ihr enger Bauch umfaßt.

5.

Der Schützen zügelloſe Schwärme ſpringen,
Als gält' es Tanz, in leichter Barken Schooß;
Der Schwerbewehrten ſtarke Schaaren dringen
In ſtolzem Zug auf manches breite Floß.
Dort füllt der Troß, verruchten Brand zu nähren,
Mit Schwefel, Kien und ſchwarzem Pech die Fähren.
Schon blinkt aus jedem Fahrzeug droh'nder Stahl:
Zur Abfahrt mahnt das donnernde Signal.

6.

Bereite dich, Nidwalden! raſch zum Kampfe;
Hörſt du den Heerſturm, der herüber brüllt?
Schau, wie ſich dort in grauem Pulverdampfe
Der Morgenröthe froher Gruß verhüllt!
Sie ſtoßen ab, ſie ſuchen deine Fluren,
Die Würger, deren blutbefleckte Spuren
Des bleichen Elends bittre Thräne nezt;
Dich ſuchen ſie, von Raubbegier gehezt!

7.

Sie nah'n in Eil' und ſiegsgewiß, die Franken
Dumpf rauſcht der See vom drängenden Gewühl
Der Schiffenden; du ſiehſt bereits der blanken
Gewehre Glanz und ihrer Fahnen Spiel.
In Blut getränkte Roſſemähnen wehen
Von ihren lichten Helmen, anzuſehen
Wie über Dörfern ſchwebt die Feuergluth,
Wenn durch die Dächer raſt der Flamme Wuth.

8.

Wohl fleh'n um deine Rettung tauſend Lippen
Und tauſend Augen weinen für dein Heil;
Es ſteigt auf ſeiner Grenzgebirge Klippen
Viel dir befreundet Volk in banger Eil.
Dort klimmt ein Schwarm auf des Pilatus Wänden,
Dir unverwandte Blicke zuzuſenden,
Ein andrer ſtellt ſich auf des Rigis Höh'n,
Dem großen Kampf, nicht fühllos, zuzuſeh'n.

9.

Doch wer hat ſich der Franken Dienſt verdungen?
Wer löſte ſeiner Kähne Band dem Feind?
Ach! von der Fremden Uebermacht gezwungen,
Steht am verhaßten Ruder auch der Freund;
Sie raubten Bark' und Schiff mit frechem Hohne,
Die Schiffer ſträubten ſich umſonſt der Frohne,
Mitleid und Grimm empört ihr wehrlos Herz,
In eitlem Fluch ergießt es ſeinen Schmerz:

10.

„Brich, Ruder! Segel, reiße! Kahn, zerſpalte!
Verſchlinge Freund und Feind, entweihte Fluth!
Stürzt her, ihr Alpenſtürm'! entfeſſelt walte,
Du wilder Föhn! die fremde Räuberbrut
Erfahre deine Macht, du Fürſt der Stürme!
Heran mit deinem ganzen Schreck, und thürme
Die Waſſer alpenan! am Strandgeſtein
Zerſchmettre der Ertrunknen ſchnöd Gebein!“

11.

So zürnen ſie; vergebens. — Jene Nauen,
In denen ſonſt der Rinder ſchmucke Schaar,
Auf Welſchlands Markt zu zieh'n, von heim'ſchen Auen
Nach Uri's Küſten hingefahren war;
Auch die gewalt'gen Stämme alter Eichen,
Zu Kähnen ausgehöhlt mit Beilesſtreichen,
Woraus den ſchilfumkränzten Strand entlang,
Der Fiſcher ſorgenfreies Lied erklang;

12.

Die Nachen dann, worin, geſchmückt mit Kränzen,
Bei Luſtgeſang und leichtbeſchwingtem Scherz,
Der Töchter ſchöne Schaar zu frohen Tänzen
In nahe Dörfer fuhr: — von ſtarrem Erz
Erglüh'n ſie jezt, von drohnden Waffenblitzen,
Die rauhen Krieger reih'n ſich auf den Sitzen;
Es tönt aus ihnen welſcher Zungen Klang
Bei Wehrgeklirr, und wilder Schlachtgeſang.

13.

Die Wälder müſſen ſelbſt als Fähren dienen,
Die Haine, von der Vorzeit fromm geſchont,
Die vor der Wuth verheerender Lawinen
Das Volk beſchützten, das im Thale wohnt:
(Verachtet flehte der Bedrohten Jammern.)
Sie ſind gefällt; gejocht mit ehrnen Klammern,
Reih'n ſich die Stämme nun den Stämmen an,
Als Floß befahrend dieſe Wellenbahn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortſetzung.)

Bei ſolchen Thatſachen und Zeugniſſen könnte man indeß fragen: da gewöhnlich der glückliche Anbau des Weinſtocks als Zeichen eines mildern Klima's betrachtet wird, müßte man nicht annehmen, daß damals jene obengenannten Gegenden Deutſchlands milder geweſen ſeyen, als jetzt, troß der Waldungen und Sümpfe, die dort gewiß noch zu finden waren, da ja aus dem nämlichen Reiſegedicht des Sabinus erhellt, daß damals ſelbſt die Strecke von Bamberg bis Nürnberg, jetzt gerade ein ſehr angebauter, ſchöner Landſtrich, mit Waldungen bedeckt geweſen? Oder, könnte man weiter fragen, ſind vielleicht die deutſchen Magen im Mittelalter und noch ſpäterhin weit derber geweſen, um ein Getränk zu ertragen, das wohl noch herber ſeyn mochte, als der berühmte Dreimännerwein von Jena oder Forchheim? Nach dieſer Ab- und Ausſchweifung, die der Wein veranlaßt hat, die aber leichter zu entſchuldigen iſt, als manche andere, zu welcher er verleitet, kehren wir zu den Getreidearten zurück.

An den Ufern der Donau und des Rheins mögen die Deutſchen, von den Römern ermuntert, ſchon frühe Weizen gebaut haben, wobei ich zweierlei bemerke: daß das deutſche Wort (bei Ulfila hwaitei, angelſächſiſch hwaete, gothiſch hweits) weiß bedeutet, wegen der weißen Farbe dieſer Frucht, wodurch ſich beſonders, wie aus Plinius zu erſehen, der italieniſche ausgezeichnet, deſſen ſchon Sophokles in ſeiner Tragödie Triptolemos deßhalb rühmend erwähnt habe; zweitens, daß das deutſche Wort Getreide nicht von triticum herkommt, wie Manche, der ältern Sprache unkundig, annehmen, ſondern daß es nach der Analogie von Gejeide aus Gejägede, d. h. Jagd, wie z. B. im Nibelungenlied vorkommt, aus Geträgede, d. h. Erträgniß des Ackers, gebildet iſt. In dem oben erwähnten Breviarium, kurzen Lagerbuch oder Inventarium kommt ſchon spelta vor, d. i. die beſte Art des Dinkels, der zwiſpaltige, doppelkörnige, woraus auf frühern Anbau dieſer Getreideart zu ſchließen iſt.

Ob jene Getreideart secale, die, wie Plinius bemerkt, von den Taurinern in den Alpenländern asia genannt wurde, und deren Frucht er als eine ſchlechte, kaum genießbare ſchildert, die übrigens auf jedem Boden fortkomme, unſer ſo nützliche Roggen oder Rocken ſey, wie der Philolog Gesner behaupten will, wage ich nicht zu entſcheiden. Schon früher hat dies Friſch vermuthet, der das Wort von rauh oder roh herleitet, und dann hätte es mit Rock, Roch (in älterer Sprache ſo viel als rauhe oder Pelzbekleidung) eine und dieſelbe Wurzel. Nach einer ziemlich gangbaren Meinung ſollen ihn die verwüſtenden Hunnen, als eine in Südſibirien einheimiſche Pflanze, nach Deutſchland gebracht haben. Daß übrigens die alten Deutſchen mehr Ackerbau trieben, oder vielmehr durch ihre Leibeigenen treiben ließen, als man gemeiniglich annimmt, beweiſt unter andern auch die Nachricht, daß die Uſipeter und Tenchterer ausgewandert ſind, weil die Sueven ſie am Bau der Aecker hindern wollten. Dies berichtet Jul. Cäſar, deſſen treuloſes und grauſames Benehmen gegen jene unglücklichen Völkerſchaften ihm zur ewigen Unehre gereichen wird.

An die Aecker reihen ſich in natürlicher Ideenverbindung die Wieſen; und hier genüge jener kurze, aber bedeutungsvolle Ausruf des Plinius: was iſt preiswürdiger, als die futterreichen Wieſen Germaniens? — ein Vorzug, der ſich bei dem gewäſſerreichen, von befruchtenden Nebeln umfloſſenen Boden unſers Vaterlandes — der ſtrengſte Gegenſatz gegen das heiß-trockene und ſonnenhelle Perſien — ſchon vorausſehen ließ.

Noch Einiges über Gemüſe und Gartengewächſe im alten Deutſchland. Die ſogenannte Sau- oder Puffbohne (vicia faba), die in den Gegenden am kaspiſchen See einheimiſch ſeyn ſoll, und deren unreife Kerne noch jetzt, beſonders in Norddeutſchland, als Gemüſe genoſſen werden, war, nach Schubert und Andern, ſchon den alten Deutſchen bekannt. Die Linſe (lens), deren Name ſchon an die Römer erinnert, ſcheint von dieſen erſt nach Deutſchland gebracht worden zu ſeyn. Auch die Erbſe (pisum sativum) erinnert dem Namen nach an das lateiniſche ervum, und ward wohl erſt ſpät eingeführet, namentlich unſere Zuckererbſe, die man in den pisis mauriscis im bewußten Kapitulare finden will. Nach Plinius (19, 42) wuchs in den Feldern Oberdeutſchlands eine Art Spargel, rauher als der gewöhnliche, aber doch milder als der wilde (corruda).

Digitized by Google

Tiberius habe von ihm nicht unwitzig geſagt: in Deutſchland wachſe eine Pflanze, die dem Spargel ganz ähnlich ſey; worin aber der Scherz beſtehe, iſt ſchwer abzunehmen. Auch Rettige, die Plinius wegen einer bekannten Eigenſchaft eine unedle Speiſe nennt, wuchſen im alten Deutſchland häufig. Sie gediehen, verſichert jener, in der dortigen Kälte ſo gut, daß ſie die Größe eines Knäbleins erreichten. Bei dieſem ausdrücklichen Zeugniß des naturkundigen Römers fällt es doppelt auf, wenn Luden zweifelnd äußert, daß er den von Plinius erwähnten raphanus auch nur mit Andern Rettig nenne. — Im Kapitulare kommen radices dafür vor, wie bereits bei Columella und Andern vorzugsweiſe der Rettig heißt, welches Wort ja nichts Anderes iſt, als jenes germaniſirte lateiniſche. In einer Gloſſe aus dem zwölften Jahrhundert ſteht Ratich, wie noch jezt in einigen Provinzen geſprochen wird. Radieschen iſt, wie man leicht ſieht, gleichfalls aus radix oder radicula gebildet.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortſezung.)

Jack. Der engliſche Kriminalkaber.

Auf welche Art die Spizbuben in den Speicher und wieder herausgekommen ſind, iſt zur Zeit ein Geheimniß. Ihr Verfahren im Innern macht aber ihrer Kraft und ihrer Geſchicklichkeit alle Ehre. Zuerſt haben ſie eine eiſerne Thüre aus Schloß und Angeln gehoben, dann aus einer andern, die ihren Anſtrengungen ſiegreich widerſtanden, die dicken Eiſenfelder zwiſchen den übergelegten Riegeln glatt herausgeſchnitten, und zulezt, nachdem ſie hiedurch in den Raum gelangt waren, wo die Diamantenkiſte ſtand, das Schloß derſelben mittelſt eines Inſtruments erbrochen, welches in der engliſchen Kunſtſprache a jack heißt. Demſelben Werkzeuge iſt auch das Zertrümmern der übergeſpannten Riegel ein Leichtes geweſen. Ich muß größern Kennern der engliſchen und deutſchen Kunſtausdrücke die Verdeutſchung des engliſchen jack überlaſſen; denn wie es mir zu Anfang meiner Bekanntſchaft mit den lateiniſchen Klaſſikern bisweilen vorkam, als ob dieſe jeden Begriff, für welchen es ihnen an einem Worte gefehlt, ratio genannt hätten, ſo hat es mir bis auf die heutige Stunde geſchienen, daß die Engländer jedes Ding, wofür ſich nicht ſogleich ein anderes Wort findet, a jack nennen. Wenigſtens kann ich nicht begreifen, worin die Aehnlichkeit liegt zwiſchen einem Sägebocke und einem Bratenwender, einem Stiefelknechte und einer Winde, einem jungen Hechte und einem männlichen Thier, einer Kugel und einer Schiffsflagge, einem Panzerhemde und einem ledernen Schlauch, einer Schenkkanne und dem Diminutivum von John und drei- oder vierhundert andern Dingen, die gleichwohl, da ſie alle jack heißen, einander ähnlich ſeyn ſollten. Daß beſagtes Inſtrument a jack getauft worden iſt, läßt ſich vielleicht daraus erklären, daß die Handwerksleute verſchiedene ihrer Werkzeuge jacks nennen, und der Erfinder beſagten Inſtruments mit der Erfindung eines beſondern Ausdrucks ſich nicht behelligen mochte. Bei allen Profeſſionen gibt es Myſterien und unter allen Ständen Genies. Ein ſolches Kunſtgenie unter den Hausbrechern iſt der Erfinder des erwähnten jack, eines Werkzeugs, das in Form einer ſpizigen Schraube für das engſte wie für das weiteſte Schlüſſelloch paßt, und mittelſt einer unglaublichen, durch einen beſondern, höchſt künſtlichen Mechanismus bewirkten Hebelkraft jedes Schloß und jeden Riegel in wenigen Minuten ſprengt. Wie bedeutend indeſſen auch der Werth der geſtohlenen Diamanten iſt, Hall hat ſich doch bei den Spizbuben zu bedanken, daß ſie, im Beſize des unwiderſtehlichen jack, ſich damit begnügt haben. Jeder Einwand, als ob es ihnen zu weitern Anmaßungen an Zeit gemangelt, wird durch die Thatſache des erfolgten Erbrechens zweier andern Kiſten widerlegt, von denen die eine mit ſilbernen und goldenen Uhren, die andere mit ſilbernen Meſſern und Gabeln angefüllt war. Aber die feinen Herren haben mit ſolchen Kleinigkeiten ſich nicht beſchweren mögen, denn nicht eine einzige Uhr und nicht ein einziges Beſteck haben ſie entfremdet. Es war alſo allem Anſcheine nach lediglich auf die ſpaniſchen Juwelen abgeſehen, und der Diebſtahl einer, den man im Engliſchen a put up one titulirt.

In dem mit Blut geſchriebenen engliſchen Kriminalgeſezbuche ſteht auf Hauseinbruch die Strafe des Stranges. Sobald die Geſchwornen das Schuldig über den Verbrecher ausgeſprochen haben, fällt der Richter das Todesurtheil, und die mildernden Umſtände müſſen von hohem Belange ſeyn, wenn ſie die höchſte Staatsgewalt vermögen ſollen, von ihrem ſchönſten Rechte, dem Rechte der Begnadigung, Gebrauch zu machen und die Strafe des Stranges in die Strafe lebenslänglicher Deportation zu verwandeln. Es preßt Thränen aus dem Auge des Menſchenfreundes, wenn er lieſt, daß ſelbſt verwahrloste Kindheit nicht in der Zahl geſezlicher oder mindeſtens herkömmlicher Milderungsgründe ſteht, und daß dem ſo iſt, daß die Achtung des Hauseigenthums die Schonung kaum erblühter Menſchenleben überwiegt, beweiſen die jährlichen Berichte über Verbrechen, Stand und Alter derer, welche mit ihrem Leben ihre Miſſethaten büßen. Vor Kurzem wurden drei, des Verbrechens der burglary — gewaltſamen Einbruchs — ſchuldig befundene Knaben hingerichtet, von denen der Aelteſte eilf, der Jüngſte acht Jahre alt war. Auf den hierauf der engliſchen Geſezgebung gemachten Vorwurf barbariſcher Grauſamkeit wurde entgegnet, daß, wenn Kindesalter zum Entſchuldigungsgrunde erhoben werden ſollte, man bald nur von jugendlichen Einbrechern hören würde, indem ohnedies ſchon die Veteranen des Diebshandwerks zu dieſer Sorte von Unternehmungen immer mehr und mehr Kinder abzurichten pflegten. Iſt dies ſtatt eines Einwandes nicht im Gegentheil der ſchlagendſte Beweis von der Unzulänglichkeit der jezigen Strenge, ſolche Verbrechen aus der bürgerlichen Geſellſchaft zu verbannen? Ich bin daher überzeugt, daß kein Leſer von dem Vorſaze eines Parlamentsmitgliedes, hierin eine Abänderung zu bewirken, anders als mit lebendiger Theilnahme hören wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. April 1835.

— Es erhebet der Reiche ſich künſtlicher Gärten,
Welche die Frucht ihm zinſen aus jeglichem Sonnenbezirke,
Fröhnend in Zwang; und dem Armen bereitete Gott in der Wildniß,
Ohne ſein Thun, Fruchtgärten voll heilſamer Blumen und Kräuter.

J. H. Voß.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortſetzung.)

Einer andern Frucht erwähnt Plinius, des siser, worunter Viele die Zuckerrübe verſtehen. Dieſe habe Kaiſer Tiberius zu Ehren gebracht (nobilitirt), der ſie ſich jedes Jahr aus Deutſchland nach Rom bringen ließ. In der Nähe des Kaſtells Gelduba am Rhein wachſe ſie von vorzüglicher Güte, woraus erhelle, daß ſie beſonders in kalten Gegenden gedeihe. Dieſe Pflanze möchte wohl sium sisarum L. ſeyn, welches Oken: Speiſen-Samenmerk, ältere Deutſche die Gritzelmöre, wie aus Friſchlins Nomenklatur zu erſehen, und die Italiener chirivia tudesca nennen. — Nun bemerkt aber Oken bei der Abart nindsin, die im Orient nach dem Thee die berühmteſte Pflanze ſey, aus Korea ſtamme und wie unſer sisarum ſchmecke, noch Folgendes: „Dieſe Wurzel wird für das siser des Plinius (L. XIX. c. 5.) gehalten, welches die Römer, beſonders Tiberius, von Gelduba am Unterrhein nach Rom haben kommen laſſen. Wenn ſie mithin urſprünglich aus China ſtammt, wie kam ſie ſchon damals nach Deutſchland? Könnte dieſes nicht als ein Beweis benutzt werden, daß die Germanen aus dem öſtlichen Aſien gekommen ſind?“ — Allein daß die alten Germanen aus Aſien, wenn auch nicht aus China, was ſehr zu bezweifeln, doch aus den kaukaſiſchen Ländern und aus der Nachbarſchaft des Pontus gekommen ſeyn mögen, dafür hat man wohl haltbarere Gründe aufgeſtellt, als eine einfache Wurzel ſeyn kann, die wir nicht ſo weit ſuchen dürfen, die vielleicht ſchon in Deutſchland einheimiſch geweſen war, oder gar erſt ſpäter dahin verpflanzt worden iſt.

Auch jene Art von Möhren (daucus), welche die Griechen staphylinos, die Römer die wildwachſende pastinaca nennen, und die, nach Opicius, auch carota geheißen hat, wuchs in den Wäldern des alten Germaniens wild, wie noch heutigen Tags. Sie kam aus dem Freien, wohl erſt ſpäter als unſere veredelte gelbe Rübe oder Karotte (daucus carota), in unſere Felder und Gärten. Bei der Gelegenheit bemerke ich, daß wir der Behauptung Ludens: „was jezt von ſelbſt wächst, das wuchs auch in alten Zeiten,“ nicht ohne Einſchränkung beipflichten können, indem ja die Erfahrung gelehrt hat, daß manche erſt ſpät aus der Fremde eingeführte und einheimiſch gewordene Pflanzen nach und nach zu wildwachſenden geworden ſind. — Ob die alten Deutſchen ſchon den Kopfkohl gebaut haben mögen, der geſäuert die Ambroſia des deutſchen Volks und als Salat eine beliebte Zugabe zu ſeinem Martinigansbraten iſt? Ich zweifle; wollen doch Manche annehmen, daß Plinius ſelbſt

Digitized by Google

ihn nicht gekannt habe, wiewohl ſeine Beſchreibung des von ihm erwähnten lacuturris, daß er „großhäuptig und vielblättrig ſey und in die Runde wachſe,“ ganz auf denſelben paßt. Wie dem auch ſey, ſo viel iſt gewiß, daß bereits im Mittelalter von den Deutſchen der Sauerkohl (Sauerkraut) genoſſen wurde, der lange von den Ausländern, namentlich den Engländern, verabſcheut und verſpottet, nun ſelbſt von ihnen geſucht und belobt iſt, und der bereits von den Tiſchen der Landleute ſeinen Weg zu den fürſtlichen Tafeln gefunden hat.

Im oft erwähnten Kapitulare werden eine Menge Gartengewächſe und Blumen erwähnt, unter andern fasiolani, wohl unſere Gartenbohne (phaseolus vulgaris); ravacauli, unſere Kohlrabi oder Rübenkohl, ferner ascaloniae cepae, unſere Schalotten, auch Eßlauch, Aſchlauch, daſſelbe, was das Plinianiſche ascalonia, von der Stadt Askalon in Paläſtina, wie der Römer bemerkt, ſo benannt. Der Blumenkohl iſt erſt gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts aus der Levante, namentlich aus der Inſel Cypern, davon auch cypriſcher Kohl geheißen, nach Italien und dann nach Deutſchland gekommen. — Die Gurken wurden wohl ſchon vor Karl dem Großen gebaut; bereits kommt auch in Urkunden des 9ten Jahrhunderts churpiz, d. i. Kürbis vor. Nach Ritter (in ſeiner Erdkunde, 2. Thl. S. 678., erſte Ausg.) ſoll das Wort Gurke tartariſcher Abkunft ſeyn, da in der überhaupt an Cucurbitaceen ſo reichen Landſchaft Khareſmien die Gurke ſo heiße, wovon auch dieſer ganze Küſtenſtrich den Namen Ogurza führe. Vom Delta des Gihonfluſſes aus ſeyen, wie Ritter vermuthet, die Gurken nach Oſteuropa und ſo auch nach Deutſchland übergegangen.

Sehr ſpät ſind die meiſten Blumen und Zierpflanzen unſerer Gärten in Deutſchland gepflanzt worden. — Die Roſen, von denen die wilde Art, die Hag= oder Hambutte, ſchon früher dort einheimiſch war, werden, ſo wie die Lilien und noch einige andere, weniger bedeutende Blumen im Kapitulare erwähnt. — Von den Nelken wachſen noch viele Arten bei uns wild, unſere Gartennelke ſelbſt in der Schweiz. Der Aurikeln „bunte Geſchlechter“ ſind bekanntlich veredelte Schlüſſelblumen oder Primeln, die, nach Haller, von den Schweizer und Steiermärker Alpen in unſere Gärten gekommen ſeyn ſollen. Der deutſche Name der Primeln kommt wohl nicht von Aufſchließen, Eröffnung des Frühlings her, ſondern von der Geſtalt der Blume ſelbſt. — Die in Kappadocien einheimiſchen Tulpen hat gegen Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts der berühmte Entdecker des Ankyraniſchen Marmors, der Niederländer Busbeck, aus der Türkei nach dem Occident gebracht, wo ſie bald eine Lieblingsblume und in Holland ſogar ein Gegenſtand des Handels und der Spekulation geworden ſind. Man trieb mit ihnen eine Art Wette oder Glücksſpiel, wobei die Tulpe meiſtens nur den Namen hergab, und das eben ſo ſeltſam und verführeriſch geweſen, als gegenwärtig das Lotto oder das Spiel mit Aktien und Staatspapieren iſt. — Derſelbe Busbeck brachte auch die, beſonders in Kleinaſien einheimiſche liebliche Springe oder den ſpaniſchen Hollunder aus der Türkei nach Deutſchland. Die prächtige Irisblume in unſern Gärten kam 1573 aus Konſtantinopel nach Holland, von wo aus ſie weiter verbreitet wurde. — Die mannichfaltigen Aſtern, der heitere Schmuck unſerer Gärten im Spätherbſt, ſind in neuerer Zeit aus China zu uns gekommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nidwalden.

(Fortſetzung.)

14.

Gleich einer Inſel, wo Korſaren rüſten
Zu frommer Pflanzer blut'gem Ueberfall
Und frechem Raub an ſegenreichen Küſten;
Bald tragen ſie von dort des Jammers Hall
In Friedenshütten, lachende Gelände;
Vergebens ringt die Unſchuld nackte Hände,
Es ſchleppt die Fauſt, befleckt vom Männermord,
Frau'n, Kinder, Hab und Gut in Knechtſchaft fort:

15.

So dräut die Flotte mit dem fremden Volke
Und weiſſagt dir, Nidwalden! dein Geſchick.
Doch was verkündet dort die ſchwere Wolke
Im Thal von Kerns? Es ſtarrt empor der Blick.
Sind's Hirtenfeuer, die ſo düſter qualmen,
Mit grünem Holz genährt und feuchten Halmen?
Sind's Heerden, die, vom Berg zum Winterſtall
Heimkehrend, aufgeregt des Staubes Schwall?

16.

Ach nein! es rollt und rauſcht in jenen Wettern,
Es blitzt aus jener Wolke Schoß daher,
Die Trommel wirbelt dort, Trompeten ſchmettern,
Gewehre ſprühn, es naht ein zweites Heer.
Von allen Seiten ſiehſt du Feinde wallen,
Die Marken Unterwaldens anzufallen.
So jagen rohe Fürſten das Gewild,
Umſtellend rings das weite Jagdgefild.

17.

Zu Land, zu Waſſer naht die wilde Rotte,
Nichts hemmt des Doppelſturmes grauſen Flug.
Doch nein! was ſteht urplötzlich dort die Flotte?
Sieh, Schaumburg hemmt durch ſeinen Wink den Zug.

Digitized by Google

Und Nachen, Schiff und Floß, ſich ordnend, ſtreben
Im Halbmond den Gebieter zu umgeben;
Es ſchweigt das Heer, der Rudrer lauſcht vom Bord,
Und ſo ergeht des Feldherrn lautes Wort:

18.

„Siegreiche Franken, deren Heldenfeuer
So mancher Throne Pomp in Staub geſtreckt;
Ihr, der Gebundnen rächende Befreier,
Die ihr die Welt zum neuen Leben weckt:
Da drüben wagt der Wahnſinn wen'ger Thoren,
Die Frankreichs Großmuth jüngſt zum Bund erkoren,
Erbotne Wohlthat trotzig zu verſchmähn,
Ja, unſern Waffen ſelbſt zu widerſtehn.

19.

Schwang ſich denn nicht zum Firmament die Kunde
Der Rieſenſchlachten, die ihr rings gewannt?
Ward Jenen ihres Oeſtreichs Todeswunde,
Nach dem ſie hoffend ſchau'n, noch nicht bekannt?
Wie warft ihr ſie zurück, die deutſchen Schaaren,
Gingt über Leichenhügel der Barbaren,
Die zahllos, feinem Schneegeſtöber gleich,
Ergoß des kalten Nords unendlich Reich!

20.

Täuſcht ſie der Wahn, euch ſchrecken an den Pforten
Des Thals dort jener Wachen dünne Reih'n?
Wie! ſollten euch die niedern Felſen dorten
Die Schranken Eurer Siegeszüge ſeyn?
Die ihr der Alpen kahle Höh'n erklommen,
Der falſchen Meere pfadlos Reich durchſchwommen,
Die noch kein Strom gehemmt, kein öder Wald,
Noch aller Feſten trotzende Gewalt?

21.

Bethört der Ahnen Waffenruhm die Stolzen?
Längſt arteten die feigen Enkel aus,
Die Schwerter ſind in Senſen umgeſchmolzen,
Nie ſtand dies Volk im ſchwülen Schlachtengraus;
Sie haben nie des Kriegs Bannier geſchwungen,
Nie, als zum Scherz am Freudenfeſt, gerungen;
Gleich Knäbchen, die mit bunten Waffen droh'n,
Entflieh'n ſie bang des Ernſtes ehrnem Ton.

22.

Doch wie? verdunkelt euren Namen Schande,
Wenn Uebermacht dies kleine Volk erdrückt?
Nein, ſtraft — ſo will's das Recht — die freche Bande!
Stets ward der Sieger noch mit Ruhm geſchmückt,
Und nimmer führt' ich in ſo langen Kriegen,
Nein, nimmer führt' ich euch zu leichter'n Siegen;
So löſcht man ſpielend noch die lezte Glut,
Wenn längſt gebändigt iſt des Brandes Wuth.

23.

Die Hütten ſammt den Kirchen weiht den Flammen!
Kein weich Gefühl entmanne Fauſt und Herz!
In Schutt und Aſche ſtürz' ihr Glück zuſammen!
Vertilge dieſe Brut des Rächers Erz!
Ihr Name werd' auf ewig ausgereutet,
Von euch, ihr Sieger, all ihr Gut erbeutet!
Vollzieht des Schickſals ſchonungsloſ Gericht!
Erlaubt ſey Alles, nur Erbarmen nicht!

24.

Seyd fertig denn! Gleich hört ihr Schüſſe fallen,
Bald ſteigt dort rechts im Thal der Rauch empor.
Sie ſind in Seit' und Rücken angefallen:
Mainoni ſtürmt durch jenes Thal hervor.
So mag der Feinde keiner uns entweichen,
Sie fallen von vereinter Beile Streichen,
Und ganz Helvetien wird vor uns knien,
Wenn hier der Rache wilde Flammen glühn."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die italieniſche Oper. Die deutſchen Sänger.

Mit den Konzerten hat es noch guten Fortgang, und nach den vielen Ankündigungen zu ſchließen, iſt die Liebe zu guter Muſik jezt beſonders ſtark in Paris. Auch die italieniſche Oper, die nun aufhört, wie in den vorigen Jahren, hat eine ſehr glänzende Saiſon gehabt. Während der ſechs Monate ihrer Dauer iſt dieſe Oper ſtets ſehr ſtark beſucht worden, und man iſt allgemein darüber einig, daß ſie faſt nie ein ſo befriedigendes Enſemble dargeboten hat, als dieſes Jahr. Man glaubte früher, eine Primadonna, wie die Paſta, die Malibran, ſey unumgänglich nothwendig zum guten Erfolge, und in der That hatte der Unternehmer ſtets dafür geſorgt, daß eine ſolche Primadonna erſten Ranges vorhanden ſey. Diesmal aber hatte er nur die Griſi, die freilich ihr Beſtes gethan hat, obſchon man anfänglich glaubte, ſie werde ſich nicht vervollkommnen, und doch hat das Publikum dieſe Oper keinen Abend leer gelaſſen. An Sängern beſaß ſie aber auch das Beſte, was in Europa zu finden iſt. Wenn Tamburini, Rubini, Lablache zuſammenſpielen, ſo müßte man wahrlich übler Laune ſeyn, um noch Beſſeres zu verlangen. Die Auswahl der Stücke war ziemlich beſchränkt. Außer einigen Darſtellungen des Don Juan

Digitized by Google

und der Prova d'un opera seria iſt von ältern Opern keine gegeben worden; dagegen lauter Roſſini, und mitunter, ja faſt eben ſo viel Bellini und Donizetti. Von Erſterm wurde ein eigens für die Pariſer italieniſche Oper geſeztes Stück: i Puritani, gegeben; auch Donizetti hatte eines für dieſelbe geſezt, und zwar Marino Falieri; es iſt in der lezten Zeit mit Beifall aufgeführt worden. Es iſt ſchade um die ältere italieniſche Opernmuſik, daß das Publikum den Geſchmack daran verloren hat. Anfangs meinten einige Kritiker, welche der Roſſiniſchen Manier abhold waren, es ſey ein Eigenſinn, eine blinde Leidenſchaft von Seiten des Publikums, es werde ſchon wieder zu dem ältern Opernſtyl zurückkehren. Jezt, nach einer Erfahrung von zwölf bis fünfzehn Jahren, läßt ſich ſo etwas nicht mehr behaupten; denn je mehr wir fortſchreiten, deſto abgeneigter zeigt ſich der Geſchmack der Dilettanti gegen ältere Opern, deſto mehr würdigt man die Roſſiniſchen, beſonders diejenigen, die er in der Reife ſeiner Jahre geſezt hat, als er nicht mehr, von der Noth getrieben, für einen Impreſario um eine Kleinigkeit und in der Eile eine Oper zu ſchreiben brauchte. Jezt wäre es gut, wenn der Unternehmer der italieniſchen Oper, ein Mann, der ſein Unternehmen mit Klugheit zu leiten weiß, dem muſikliebenden Publikum eine deutſche Operntruppe zu bieten hätte, wiewohl das Publikum, welches dieſes Theater unterſtüzt, aus reichen Familien beſteht, die im Sommer großentheils auf's Land gehen; aber er würde jezt viele Mühe haben, eine deutſche Truppe zu bekommen. Die Unbeſonnenheit, womit das ſogenannte Théâtre nautique, das nunmehr ſein Waſſerbaſſin leeren kann, die deutſchen Sänger nach Paris berufen und ſie dann ſtecken laſſen, wird die Meiſten abſchrecken, wenn ein ähnlicher Ruf an ſie ergehen ſollte, und ſchwerlich werden ſie ſich künftig ohne vorläufige Bürgſchaft nach Paris locken laſſen. Die kürzlich begonnene Revue du Nord von Boulet und O. Spazier enthält einen Aufſaz über das vereitelte Unternehmen einer deutſchen Oper und über die unglückliche Lage der nach Paris gezogenen deutſchen Sänger. Jedenfalls war der Einfall, eine deutſche Oper einzurichten, beſſer als der, ein nautiſches Schauſpiel zu geben; leider fiel dem Unternehmer jenes erſt dann bei, als lezteres verunglückt war und die Kapitalien der Aktiennehmer verſchlungen hatte. Nun war kein Geld und kein Muth mehr da, um etwas Neues zu beginnen, und die armen Sänger von jenſeits des Rheins mußten dafür büßen. Jezt ſoll derſelbe Unternehmer darauf ausgehen, ein neues Schauſpiel in dem leerſtehenden Odeonſaale einzurichten. Zur Sicherſtellung der dabei Betheiligten aber ſoll die Regierung von ihm eine Bürgſchaft von 150 000 Franken verlangen; hat er noch Kredit genug, eine ſo ſtarke Summe aufzubringen, je nun, ſo mag er es wagen; ich glaube aber ſchwerlich, daß der unglückliche Einfall mit dem Waſſerbecken ihm großes Anſehen bei den Kapitaliſten verſchafft hat. Auch iſt das Herannahen des Frühlings eben nicht der günſtigſte Zeitpunkt für ein Theaterunternehmen, wiewohl es in Paris keinen Frühling und keinen Sommer gibt für ein Theater, das ſich einmal in der Gunſt des Publikums feſtgeſezt hat, und dieſelbe durch beliebte Neuigkeiten geſchickt zu unterhalten verſteht. Aber eben dieſes Erlangen der allgemeinen Gunſt iſt eine ſchwierige Aufgabe; denn das Publikum hat ſo Vieles geſehen, iſt kalt und nicht leicht mehr zu beluſtigen und zu befriedigen. Zwanzig Theaterkritiker ſind ſtets bei der Hand, um ihm ſeine Täuſchungen zu benehmen und ihm zu beweiſen, daß es Unrecht habe, an einem neuen Vaudeville Freude zu finden, oder dieſes oder jenes neue Drama nicht nach Verdienſt zu würdigen.

(Die Fortſezung folgt.)

London, März.

(Beſchluß.)

Morgenkonzerte.

Es würde eine irrige Folgerung ſeyn, daß, weil die Londoner Seaſon jezt im vollen Gange iſt und ich in deren nächſter Beziehung bisher bloß von der italieniſchen Oper, von Juwelendiebſtählen und von unbedeutendem Skandale geſprochen habe, dies die Charakterzeichen der Londoner Seaſon ſeyen. Allerdings iſt nicht zu läugnen, daß, ſeit die faſhionablen Squares devölkert ſind und die faſhionablen Straßen ſelbſt zur Nachtzeit unter Roſſeshufen und Wagenrädern wimmern, nächſt der italieniſchen Oper auch für Diebſtahl und Skandal ſich ein größerer Tummelplaz geöffnet hat. Doch ſind das nicht die einzigen Folgen der Seaſon. Angenehmere als die zwei leztgenannten bieten ſich in einer Maſſe, in einer ununterbrochenen Reihe von Vergnügungen, aus denen es dem Berichterſtatter wirklich ſchwer wird, gerade diejenigen treffend zu wählen, die das Prädikat der unterhaltendſten verdienen. Es gilt hier in der That nur auf gut Glück in die volle Urne zu greifen. Keinen Falls ſind die Morgenkonzerte, welche von den Zöglingen der muſikaliſchen Akademie gegeben werden und mit dem ſechsten März ihren Anfang genommen haben, der Erwähnung unwerth. Niemand verbindet natürlich in London mit Morgenkonzerten den Begriff, welcher den guten Dresdnern und Wienern durch die Seele zuckt, wenn ſie ſpäteſtens um ſechs Uhr früh, jene nach dem großen Garten, dieſe in den Prater wallfahrten, dort Kaffee zu trinken, Kuchen zu eſſen und nebenbei Strauſſiſche Walzer zu hören. Während der ſparſame Dresdener ſich mit einem „Röſſelgroſchen“ den Eintritt in ſein Eldorado erkauft, muß der Londoner für einen ähnlichen Eintritt eine halbe Guinee bezahlen, und ſo fährt er in elegantem Anzuge um zwei oder drei Uhr Nachmittags nach Hannover-Square, dort in einem gut geheizten Saale ein Morgenkonzert zu hören. In dem erſten dieſer Art beſtanden die zwei pièces d'orchestre aus einer Ouvertüre und einer Beethovenſchen Symphonie. Da das Orcheſter kein eigentliches Korps iſt, ſondern nur für dieſe Konzerte aus dem muſikaliſchen coetus gebildet wird, ſo mußte die Präciſion der Ausführung und das faſt tadelloſe Zuſammenſpiel im höchſten Grade überraſchen, und konnte ſelbſt dem kaum erklärlich ſeyn, der die zahlloſen vorhergegangenen Proben kannte. Der Symphonie folgte das herrliche Mozartſche Terzett: taci ingiusto core. Aber eine Art Bosheit, oder wie man das nennen mag, was darauf abzweckt, den Ruf eines Künſtlers zu ſchmälern, ſchien die Einrichtung veranlaßt zu haben, daß unmittelbar nach dieſem entzückenden Terzett ein Fräulein Burnett mit einer Arie des Signor Coſta hervortrat. Auf Mozart Coſta! konnte das ſchmecken! Nun, es ſchmeckte wie Wein auf Roſinen, ohne daß damit geſagt iſt, daß die Arie überhaupt und ohne ſolche Nähe beſonders gemundet haben würde. Ungeachtet des nicht niedrigen Eintrittspreiſes war die zuhörende Verſammlung zahlreich. Ich weiß nicht — doch ließe eine bejahende Vermuthung ſich wohl rechtfertigen — ob unter den Zuhörern und Zuhörerinnen Viele waren, die mit den auftretenden Zöglingen der muſikaliſchen Akademie in elterlicher oder verwandtſchaftlicher Beziehung ſtanden. Iſt es jedoch der Fall geweſen, ſo muß ich bekennen, daß das elterliche und verwandtſchaftliche Intereſſe ſich keineswegs ſo beifallklatſchend kund that, wie ich in Deutſchland einige Male Gelegenheit gehabt habe, ſolches bei ähnlichen Veranlaſſungen wahrzunehmen. Aber die Kindererziehung in England iſt auch eine andere, als in Deutſchland. Eine beſſere? — Vielleicht in dieſem Punkt. W. S.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 23. April 1835.

Mächtig riß es mich fort, ich griff in die rauſchenden Saiten,
  Sang es laut, was ſich ſonſt wortlos im Herzen vergrub.
Aber der Held verzeihe der armen Kunſt ſeines Barden,
  Die mit frevelndem Muth ſich an das Höchſte gewagt.

Th. Körner.

Nidwalden.

(Fortſetzung.)

25.

So Schaumburg, mit des Zorns geſchwellter Stimme,
  Die Nachhall hat. — Doch aus dem ſtummen Chor
  Der eignen Leibtrabanten tritt, von Grimme
  Und Schmerz entflammt, ein Krieger frei hervor;
  Von Schmeichelei entfernt und Söldlingszagen,
  Beginnt er ſo zu ſtrafen, ſo zu klagen:
  „Nidwalden alſo ſucht mit Schwert und Brand
  Dein zornig Heer? Was ſündigte dies Land?

26.

Wann hat ſein Volk dein Heimathland verheeret?
  Beraubet wann? wann nur mit Wort verlezt?
  Hat es nicht oft den Feind ihm abgewehret
  Und für ſein Heil das Leben eingeſezt?
  Fluch, Franken, euch! Doch dir ſey Heil und Frieden,
  Dir Siegesruhm, mein Vaterland! beſchieden.
  Vom Himmel, der der Unſchuld Schrei erhört,
  Sey eurer Bosheit frevler Rath zerſtört!

27.

O Vaterhaus am Ufer dort, vom Strahle
  Des Morgens angelacht, ſey mir gegrüßt!
  Seyd mir geſegnet, heimathliche Thale!
  Wie wird mein Jugendfehl nun ſchwer gebüßt!
  Nicht darf ich meine Brüder dort umfaſſen,
  Nicht für mein Vaterland das Leben laſſen;
  So ſinken? Schmach! — Ja, ſchmettre, tödtend Blei
  Aus meiner Brüder Hand, dies Herz entzwei!

28.

Sollt' ich dies Schwert auf meine Brüder zücken?
  Fluch Jedem, den der Fremden gleißend Gold
  Und falſcher Ehre Flitterſchein berücken!
  Fluch dem, der ihnen Sklavendienſte zollt!
  Nie, nimmer kämpf' ich, Herr, an jenem Borde,
  Nie jagt mich dein Gebot zum Brudermorde;
  Mag dein Gefolg — ich ſterbe ſonder Graun —
  Mein widerſpenſtig Haupt vom Nacken hau'n!“ —

29.

So ſprechend hat er ſtracks das Schwert gezogen,
  Und bricht mit ſeines Fußes Tritt den Stahl,
  Verſenkt ſein Feuerrohr in Sees Wogen
  Und bietet ſich gefaßt der Strafe Qual.

Digitized by Google

Rings ſchweigt Erſtaunen; mancher Blick wird trübe
Und lodt des Kriegers unverfälſchte Liebe
Zum Vaterland; des Heimwehs Schmerz eewacht
In mancher rauhen Beuſt beim Nahn der Schlacht.

30.

Es kniſcht in ſich der Feldherr, doch er wandelt
In änßee Großmuth die veehaltne Wuth:
„Zu faſſen, wie duech uns das Schickſal handelt,
Biſt du zu ſchwach an Geiſt, dein Herz iſt gut.
Drum löſ' ich, Schweizer, deiner Dienſtpflicht Bande,
Und ſteht nun bald mein ſiegend Heer am Steande
Und waltet doet des Siegees Rachegeans,
So ſchirme du vor Mord und Brand dein Haus.“

31.

Noch ſäumt die Schlacht. — Und wagſt du's, ihn zu ſingen,
Verwegnee Mund, den möederiſchen Kampf?
Nie ſah ich Heere ſtreitend ſich umſchlingen,
Nie wogt' um mich ihr rothbuechzuckter Dampf.
In meiner Heimath ſegenvollen Auen
Wae Einteacht und deſcheidnes Glück zu ſchauen,
Als rings umhee dee Zwietracht Flamme ſchwoll
Und Jahrelang ihr lanter Donner ſcholl.

32.

Wie Andre Läemtrompet' und Waffenklirren
Bei Tag erſchreckt, bei Nacht im Schlaf geſtöet:
So hab' ich nur der Taube zäetlich Gieren,
Im Laub der Weſte ſanft Geeäuſch gehöet;
Ich hört' im Buchenhain die Amſel ſingen,
In heitrer Luft der Lerche Luſt erklingen,
So mild umflötete den Strand der Bach
Und harmlos ſang der Hirt das Echo wach.

33.

Entlang der klaren Lorez Schilfgeſtaden
War nur der Fiſcher friedlich Volk zu ſehn;
Auf meines Jugendlandes Blumenpfaden,
Im Schattenthal und auf beſonnten Höhn
Erblickt' ich ſanfte Lämmer nue und Rinder,
Des Pflügers Fleiß, und muntee Gaedendinder.
Des Friedens Bild war meiner Kindheit Spiel,
Die Armbruſt ſelbſt eewählt' ein leblos Ziel.

34.

Und dennoch lauſcht' ich ſchon als Knab' voll Freude
Der Kriegeslieder donnervollem Sang,
Doch ſpeang ich hin, wenn je auf feener Haide
Die Teommel rief, das Schützenhorn erklang;
Doch las ich, in Entzückungen verloren,
Wie unſre Väter muthig ſich verſchworen
Zum Freiheitskampf; der Väter ſtrömend Blut
Erweckt' im Enkel Trutz und Schlachtenmuth.

35.

Den Jüngling lockte ſehnliches Verlangen
In Kampf und Stuem. Im Teaume ſtiller Nacht
Führt' ich ſo oft mit muthentbrannten Wangen
Das eaſche Schwert. Wie donnerte die Schlacht!
Wie flog ich hin auf ſchaumbedecktem Pferde!
Dee Heimath Banner haltend, hin zur Erde
Sank ich in ſchönem Tod. Die Thräne floß,
Wenn den Erwachten träge Ruh umſchloß.

36.

Sah denn mein Auge nie der Männer Moeden,
Schlug an mein Ohr noch nie das Schlachtgebraus,
Iſt mir des Lehrers feommes Amt geworden,
Umwaltet Friede ſtets mein ländlich Haus:
Du, die ſo wahr das Ungeſeh'ne malet,
Umnachtetes mit Sonnenglanz beſtralet,
Gefangne hin zu feeien Fernen hebt,
Und was der Tod verſchlungen, neu belebt:

37.

O Phantaſie! auf deinen Adlerflügeln
Entführe du mich in's Gewühl der Schlacht!
Du zeige mie in deinen klaren Spiegeln,
Was unſree Heldenbrüder Muth vollbeacht
Zu jenee Zeit, als Schmetteeling' ich haſchte,
Waldkieſchen noch und wilde Beeren naſchte:
Wohl haben ſie des Sängers Preis veedient,
Die unſre Schmach duech großen Tod verſühnt!

38.

Was teifft mein Aug' und Ohr? Ein Blitz und Krachen;
Mainoni's Schaaren, die von Kerns heevor
Dort durch das Thor von Unterwalden brachen;
Schon hebt des Rauches Wolke ſich empor.
Wie froh vernimmt die Flotte dieſe Zeichen!
Sie glüht, den Steand im Sturme zu erreichen.
Doch Schaumburg will, daß erſt der Thurm am Port,
Der Pfähle Wall ihm ſtürzt, und gibt das Woet.

39.

Und der mit ſeiner Mörſer Feuerſchlünden
Die ſtärkſten Feſten oft in Staub geſtreckt,
Dem junge Loebeeen ſtets die Stirn umwinden,
Der greiſe Ronſard, winkt, und plötzlich reckt
Der Kanoniee die Lunte zur Entzündung
Der ſchweren Ladung. Der Geſchütze Mündung
Speit all ihr Feuer, ſchleudert Ball auf Ball,
Und Fluth und Himmel birgt des Rauches Schwall.

Digitized by Google

Wie eine Inſel in des Meeres Flächen,
Aus deren Herzen ein Vulkan entſtand,
Der plötzlich mit der Lava Flammenbächen
Verwüſtung rings verbeeitet, Tod und Beand;
Rings rollen ſich, durchzuckt von Feuerſäulen,
Des Dampfes Wolken hin, die Lüſte heulen,
Weit fliegen Steine, mit Metall vermiſcht,
Daß die beworfne ferne Woge ziſcht:

41.

So hällt der Franken Flotte ſich zur Stelle
In Rauch und Gluth, und ſät Verderbens Saat.
Es ſpei'n zugleich vom Lopperberg die Wälle
Der Batterien ihr Feuer auf Stansſtad;
Auch von der Villa dort am Wellenſaume,
(Sie trägt den Namen vom Kaſtanienbaume)
Wo ſonſt gewaltet Paradieſes Ruh',
Wirſt man die mörderiſche Kugeln zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Schluß des erſten Artikels.)

Bei den meiſten deutſchen Blumen und Pflanzen, die im Freien wachſen, mag die oben erwähnte Behauptung Lodens: daß, was jezt von ſelbſt wächst, auch vor Alters gewachſen ſey, mit Recht ihre Anwendung finden. Dies gilt auch bei den wildwachſenden heilſamen Kräutern und Mooſen in Deutſchland, deren Pflege die hülfreiche Natur ſelbſt übernommen hat, ſowohl vom isländiſchen Moos, deſſen Name ſchon auf ſein Gedeihen im kalten Klima hinweist, und von den, mit dem Weizen verwandten Quecken, dieſem vom Landmanne verfluchten, vom Heilkünſtler geſegneten Unkraut, als auch von Beegwohlverlei (Johannisblume), Schafgaebe, Quendel, Löwenzahn, der Angelikawurzel, die, nach Schubert, ſelbſt in Grön- und Lappland wächst, und unzähligen andern; ferner von den Vaccinien, z. B. der Preiſel- und Heidelbeeee, dann dem Brom- und Himbeerſtrauch, lauter Pflanzen und Früchte, die, wie der eben eewähnte Naturforſcher ſagt, vorzüglich in jenen kalten nordiſchen Gegenden häufig wachſen, wo es weder Obſt noch Weinteauben gibt, damit die Menſchen dort auch etwas der Art zu genießen haben. — Bei der Gelegenheit muß ich beiläufig erwähnen, daß die Himbeeren (althochdeutſch Hind-peri, angelſächſiſch hindperian, davon engliſch hind-berris) ihren Namen davon haben, weil die Hirſche (Hinde) ſie geene freſſen ſollen.

Der Föhre oder Kieſer, d. h. Kien-Föhre, der Fichte und der Tanne, dieſer Königin unſeres Nadelholzes — daher in älterer Sprache, z. B. im Nibelungenlied, Tann vorzugsweiſe für Wald ſteht — lauter Bäume, deren zunehmender Mangel im jetzigen Deutſchland nur zu ſehr gefühlt wird, brauche ich in Bezug auf das ältere kaum zu erwähnen. — Daß es dort ſchon viele Wachholderſträuche gegeben hat, ließe ſich ſchon annehmen, wenn man auch nicht wüßte, daß die Nachricht des Plinius von den Droſſeln, die als Wandervögel zur Winterszeit in Deutſchland geſehen würden, wo ſie ihr Futter ſuchten, das Daſeyn des Wachholdeeſtrauchs vorausſezt. Wachholder bedeutet übrigens ſo viel als Queckholdee, das noch im Niederländiſchen vorkommt, d. i. ein lebendiges, friſches Holz oder Strauch. Denn es bedeutet Quick, Wach oder Wech (gothiſch quivs, ſchwediſch qwik, engliſch quik — wer denkt nicht an die Frau Quikly, die Wirthin und Freundin Falſtaffs?) ſo viel als lebendig, munter, das noch im Queckſilber (argentum vivum), im erquicken, d. i. neubeleben, im niederſächſiſchen quecken, ſich vermehren, und in dem, mit unzerſtörbaeer Lebens- und Vermehrungskraft begabten Unkraut Quecken (ſchwediſch quickrot) noch übrig iſt. Holder mag ſoviel als Holt (Holz) ſeyn. Nach Jakob Geimm wäre das Ganze Wacholtera, d. i. Wacholbaum, da tera Baum oder Geſträuch bedeute. Der Wachholder hieß ſonſt auch wegen ſeines ewigen Grüns Gron- oder Kron-weh, Kranweh, d. i. Grünholz. Das alte Weh lebt noch im engliſchen wood fort. Noch heutigen Tages ſagt man in Altbayern Kranewitſtaude und Kranewitvogel; aus lezterm iſt das gewöhnliche Krammetsvogel geworden. Wir wollen noch der Eichen kurz erwähnen, welche, ſo wie den galliſchen Druiden und auch den lettiſchen und ſlawiſchen Völkern, insbeſondere den heidniſchen Preußen, auch den Deutſchen und den ſtammverwandten Skandinavieen ſo heilig geweſen ſind, und welche noch jezt als Symbol deutſcher Kraft und Sitte gelten. Von den großen Eichenwaldungen, die beſonders das nördliche Deutſchland deckten, ſpricht Plinius als Augenzeuge mit großer Bewunderung, ja er berichtet faſt Fabelhaftes von ihnen. Zulezt werde noch der Birke erwähnt. Dieſer Lieblingsbaum dee Nordländer, der, wie der Haushund, dem Menſchen bis in die kälteſte Zone folgt, daher denn auch im Isländiſchen biörk für Baum überhaupt gilt, wuchs natürlich auch im alten Germanien häufig. Plinius ſagt von ihr, daß ſie noch mehr als die Sorbe (Vogelbeerbaum) ſich eines kalten Bodens erfreue. Sie ſey ein galliſcher Baum von wunderbarer Weiße und Zartheit, aber furchtbar durch die Bündel der Liktoren. Den Nordländern war ſie es nicht, und noch jezt iſt ſie, etwa manche Knaben ausgenommen, die das Birkenreis mit Recht fürchten, ein Baum der Freude und des Naturvergnügens; ſie iſt dee Baum des Maimondes, daher in der Volksſprache die Maie genannt.

G. Zimmermann.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Düſſeldorf, April.

Kunſtbeſtrebungen.

Unſere ſchöne und heiter anziehende Rheinſtadt will immer mehr ein Wohnſiz für die Künſte werden, nur wird von hier aus nicht, wie aus andern Städten, ſo ſehr in die Lobpoſaune geſtoßen. Unſere Kunſtakademie hat ſich einen Namen erworben, beſonders da ſie den Glanz zur Berliner Kunſtausſtellung hergibt; alles Andere geht hier mehr im Stillen vor ſich. Drei in der Literatur wohlbekannte Schriftſteller halten ſich jezt hier auf: v. Uechtriz, der wieder an einigen Tragödien arbeitet, Grabbe, der nächſtens ein dramatiſches Mährchen: „Aſchenbrödel,“ und ein Trauerſpiel, „Hannibal,“ erſcheinen läßt, und Immermann. Leztern nenne ich zulezt, weil ſein Wirken, als ein umfaſſenderes, etwas genauer dargeſtellt werden muß. Er iſt nämlich der Leiter der hieſigen, ſeit dem Oktober vorigen Jahres eröffneten Bühne, einer Anſtalt, die zugleich die Neugeſtaltung und Erhebung des Drama und der Schauſpielkunſt bezweckt. Betrachtet man das Repertoire und die Art und Weiſe der Darſtellungen, ſo ſieht man alsbald den kundigen Dichter heraus. Unſere Bühne ſteht, was Auswahl der Stücke und Enſemblespiel betrifft, keiner andern in Deutſchland nach. Haben wir in fünf Monaten Meiſterwerke von Schiller, Goethe, Leſſing, Shakespeare, Calderon auf überraſchend feſte Weiſe vor uns erſcheinen ſehen, ſo ſind doch einige Leiſtungen ganz beſonders hervorzuheben. Ich meine Calderons Leben ein Traum, ganz, wie es der Dichter ſchrieb, nach der Ueberſezung von Gries, Goethe's Stella, in drei Akten vom Intendanten eingerichtet, und Shakespeare's König Johann. Das Publikum hat dieſe Stücke in ſolcher Geſtaltung mit großer Theilnahme aufgenommen, lezteres jedoch wie ſich erwarten ließ, minder lebhaft. Daß hier die Poeſie in ihren verſchiedenen Entwicklungen in Volk und Zeit zum Vorſchein gebracht werde, iſt eine Aufgabe, die ſich Immermann geſtellt hat, und ſeinen Beſtrebungen iſt bis jezt, ſo weit möglich, Anerkennung geworden; denn auf einmal findet ſich das verwöhnte Publikum nicht in ſo ſchmackhafte Koſt. Es iſt ihm gelungen, recht tüchtige, brave und für Belehrung offene Schauſpieler zu gewinnen; darüber aber zu berichten, überlaſſe ich den Theaterchroniken und ähnlichen Blättern, ſo wie denn die jezt hier erſcheinende Zeitſchrift „Hermann“ eine fortlaufende, zum Theil von Grabbe und Schnaaſe geſchriebene Theaterkritik gibt. Wenn ſich die hieſige Bühnenanſtalt, dem Ruhme eines zweiten Mannheim nachſtrebend, erhalten kann, ſo wird von hier aus für das Dramatiſche und Dramaturgiſche ſehr Bedeutendes hervargehen. Allerdings muß es auch der Zeit überlaſſen bleiben, daß ſich deutſches Leben kräftiger geſtalte, denn ohne dieſes iſt kein ächtes Drama für uns Deutſche denkbar.

Paris, April.

(Fortſezung.)

Dramatiſche Neuigkeiten.

Halevy's „Jüdin“ iſt jezt das Hauptſtück der Oper; was die äußere Ausſtattung betrifft, kommen ihr gewiß wenige Stücke der neuern Zeit gleich, und einmal verdient ſie gewiß geſehen und gehört zu werden; aber die Leute, denen ſie ſo ſehr gerühmt worden iſt, ſchütteln den Kopf und meinen, ein Robert le diable ſey dieſe Oper doch nicht. Schwerlich wird ſie die Hälfte der Vorſtellungen erleben, welche lezterm zu Theil geworden. Die Muſik beider Opern rührt von Iſraeliten her, allein Halevy iſt doch nicht Meyerbeer. Bei Robert le diable hatten die Verfaſſer des Textes eine alte Volksſage zu behandeln, und ſolch ein Stoff verfehlt ſelten ſeine Wirkung; bei der „Jüdin“ aber hat Scribe beinahe einen Roman auf die Bühne gebracht, den das Publikum erſt ſtudiren muß, ehe es zum Genuſſe gelangen kann, eine Arbeit, die dem Vergnügen zuwider iſt. Alfred de Vigny's „Chatterton“ hält ſich auf der Bühne des Théâtre français, beſſer als Scribe's „Ehrgeizigee,“ und beinahe eben ſo gut, als deſſen Bertrand et Raton. Auch hat de Vigny ſeinen Chatterton ſo eben als Novelle wieder herausgegeben. Das Publikum kann dieſen zartſinnig entwickelten Stoff alſo auf zweierlei Art genießen. Den Faſching hindurch mußten am Théâtre français die nimmer veraltenden Molière'ſchen Luſtſpiele das Publikum erheitern. Bald wird Victor Hugo mit einem neuen Trauerſpiele auftreten: „der Tyrann von Padua,“ welches wahrſcheinlich das Widerſpiel eines Molière'ſchen Luſtſpiels ſeyn wird. Bis jezt iſt dieſer ausgezeichnete Dichter mit ſeinen Stücken nicht ſehr glücklich geweſen; nicht als ob man ſich nicht leidenſchaftlich über den äſthetiſchen Werth derſelben geſtritten hätte, und als ob ſie nicht ziemlich oft dargeſtellt worden wären, mit Ausnahme Triboulets, welchen die Regierung nicht hat wollen darſtellen laſſen. Allein ſo oft der Parteigeiſt bei den Klaſſikern und Romantikern nachließ, verlor ſich auch bei dem Publikum die Luſt, die ſo vielfach beſprochenen Stücke aufführen zu ſehen, und ſein Hernani, der Anfangs ein gewaltiges Gedränge im Théâtre français veranlaßt, wird von demſelben ſchon lange nicht mehr gegeben. — Die komiſche Oper, die jezt nur noch ein kleines Theater iſt, hat Scribe und Auber wieder in Bewegung geſezt, und die beiden Herren haben denn miteinander, wie zwanzig Mal zuvor, eine Operette zu Tage gefördert, le cheval de bronze, in drei Aufzügen, alſo eine große Operette, und ein Stück, das auf lange Dauer Anſpruch macht. Ich habe bis jezt nicht viel Rühmens davon machen hören, ausgenommen in einigen Tagesblättern. Dem thätigen Auber wollen die Operetten nicht mehr gelingen. Spottvögel behaupten, dies Mißlingen ſchreibe ſich von der Zeit her, da er in die Académie des beaux arts aufgenommen worden ſey. Indeſſen iſt er doch von allen Operettenſezern unſerer Zeit derjenige, deſſen Stücke am meiſten aufgeführt werden, ja er iſt jezt beinahe der einzige in Frankreich, wofern ihm nicht Halevy dieſen Rang ſtreitig macht. Wenn eine zweite komiſche Oper in Paris errichtet worden wäre, wie es einige Male vorgeſchlagen worden iſt, ſo würden die Unternehmer jezt um neue Stücke für beide verlegen ſeyn. — Das abgebrannte Gaietétheater hat einige Benefizvorſtellungen von den kleinern Bühnen erhalten, aber keine von den großen. Es iſt noch keine Rede vom Wiederaufbauen dieſes Theaters; indeſſen wird ein Theater, welches zu den ältern in Paris gehört und vom Volke ſtark beſucht wurde, ſchwerlich eingehen. Die Schwierigkeit wird nur darin beſtehen, wo man einen freien Plaz in dem Revier, wo das Gaietétheater ſtand, finden ſoll, ohne ihn allzutheuer zu bezahlen. Iſt ein ſolcher Plaz einmal erſtanden, ſo werden die Unternehmer gar leicht in wenigen Monaten ein Theater errichten. Man baut in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit, beſonders wenn die Unternehmer gut bezahlen. Dies ſieht man eben jezt an dem Luxemburger Pallaſt, welcher bekanntlich bedeutend erweitert werden ſoll, damit die Pairskammer darin bequem Gericht über die vielen in dem berüchtigten Prozeſſe verwickelten Perſonen halten könne.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. April 1835.

> Ich fragte den Kerkermeiſter, ob heute ein Feſt im Gefängniß ſey. „Ein Feſt, wenn man ſo will," war ſeine Antwort; „die Züchtlinge werden heute in Feſſeln geſchmiedet. Wollen Sie's ſehen? es wird Sie unterhalten."
>
> Victor Hugo.
>
> Der letzte Tag eines Verurtheilten.

Die wandernde Kette.

Am neunten und zehnten April dieſes Jahres hatte Paris ein Schauſpiel, das viele Tauſende ſeiner Einwohner anzog, und ſogar für die ſogenannte feine Welt ein eigenes Intereſſe darbot. Ich ſpreche hier weder von der Benefizvorſtellung der Demoiſelle Taglioni, noch von den lärmenden Konzerten, welche von den Champs-élysées nach den Sälen des Hotel Lafitte verlegt wueden, wo ſich die Menge einem betäubenden Genuſſe hingibt, ohne daran zu denken, daß hier einſt ein edler Vaterlandsfreund lebte und ſich mit dem Ausgezeichnetſten umgab, was im Staate wie im Reiche der Kunſt und Wiſſenſchaft glänzte; es iſt hier nur von den Galeeeenſklaven die Rede, welche am zehnten aus dem Hofe des Bicètre nach dem Bagno von Toulon aufbrachen. Man nennt dieſe Geſellſchaft ſchlechtweg die Kette, oder die wandernde Kette, weil alle ihre Mitglieder durch eine gemeinſame Kette verbunden ſind, die ſie zwingt, zu gehen, zu liegen, zu ſtehen, wie es die Mehrzahl will. Wer ſich nicht fügen wollte, müßte nothwendig umgeriſſen oder nach Umſtänden ſelbſt zerriſſen werden.

Man expedirte an dieſem Tage nur ſolche, die auf fünf bis zehn Jahre verurtheilt waeen; die auf längere Zeit Verurtheilten weeden nach Breſt geſchickt. Die Pariſer drängten ſich hinzu, wie zur Promenade von Longchamps, und das Ganze nahm den Charakter eines Frühlingsfeſtes an. Man ſah zurückgeſchlagene Equipagen und Damen in feiner Toilette, Herren zu Pferde im eleganten Morgenkoſtüm, welche am Schlage hielten und iheen Schönen wahrſcheinlich pſychologiſche oder phyſiognomiſche Bemerkungen mittheilten, wozu die Scene ihnen Anlaß gab; endlich ein buntes Getümmel zu Fuß, worunter Viele ſeyn mochten, die ihr künftiges Loos im Voraus koſteten, ohne dadurch ſehr ergriffen zu werden. Der Feühling that dabei ſeine Schuldigkeit, er ſpendete ſeine heiterſten Tage. Neugierige, welche dieſe Gelegenheit verſäumten, müſſen ſich nun ſchon bis zum September gedulden, wo eine zweite Kette abgehen wird.

Erſt gegen Mittag öffneten ſich die ſchweren Eiſenthüren, und die Unglücklichen traten in den Hof, um an die Kette geſchmiedet zu werden. Dieſer Moment machte einen ernſten Eindruck auf die verſammelte Menge. Die Verurtheilten mit ihren bleichen, von der Kerkerluft veewitterten Zügen, ſahen ſtarr vor ſich hin. Eine feſte, oft trotzige Reſignation war in allen zu leſen, Reue wurde nicht bemerkt. Die Schmiede waren rüſtig zur Hand, um das teübe Werk ſo ſchnell als möglich zu fördern, während der Geneealalmoſenier der Gefängniſſe, Abbé Montès, durch ihre Reihen ſchritt und ihnen mit Sanftmuth und Milde zuſpeach. Hierauf veranſtaltete er eine Kollekte zu ihren Gunſten, die jedoch nicht ſehr

Digitized by Google

ergiebig ausfiel, weil die Zuſchauer im innern Hofe nicht ſehr zahlreich waren.

An der Spitze des Zugs, neben einem jungen Diebe von frechem Ausſehen, bemerkte man mit großer Theilnahme einen Mann in den Dreißigen, mit dem Jedermann ſprechen wollte. Dieſer Mann hieß Alphonſe-Jean-Baptiſte Catellier, und war vormals Offizier des fünften Linienregiments, verheirathet und Familienvater. Er war wegen Unterſchriftverfälſchung zum Minimum der Strafe verurtheilt und im vorigen Jahre ſchon mit der Kette nach Toulon abgeführt worden. Ein mündliches Zeugniß, das er vor dem Aſſiſenhof der Seine abzulegen hatte, machte es nöthig, ihn wieder nach Paris zu ſchaffen, und hiedurch ſah er ſich zum zweitenmale zu der ſchmerzvollen Demüthigung auserſehen, an die Kette der Infamie geſchmiedet zu werden. Seine ſanften, ausdrucksvollen Geſichtszüge, worin ſich die Reue malte, und ſeine ſtrömenden Augen machten den tiefſten Eindruck auf die Zuſchauer. In der dritten Reihe ſah man zwei Brüder neben einander. Es waren Auvergnaten, berüchtigte Diebe, die ihren verbrecheriſchen Erwerb in ihr Vaterland zu ſchicken pflegten, um damit Grundbeſitz zu kaufen. Sie rühmten ſich laut, die untrüglichſten Mittel zu beſitzen, um aus dem Bagno zu entkommen.

Ueber drei Stunden hatten die geübten Schmiede zu thun. Als ſie fertig waren, ließ der Abbé Montès die Verurtheilten ein großes Viereck bilden; er trat in deſſen Mitte und die Zuſchauer drängten ſich um den würdigen Geiſtlichen, um ſeinen Worten zu horchen. Unter denen, die ihm zunächſt ſtanden, bemerkte man den reichen Grafen Demidoff und einige Celebritäten der Secondärtheater. Tiefe Stille herrſchte plötzlich im ganzen Raume; Alles entblößte das Haupt und horchte in ehrfurchtsvoller Haltung der Stegreifrede dieſes Wohlthäters der Gefangenen, wie er mit Recht genannt wird. Hier folgt dieſe Rede, wie ſie pünktlich nachgeſchrieben wurde:

„Meine Kinder! Wenn wir Unglück erfahren, ſo ſoll man Mittel ſuchen, es zu verringern. Was könnt ihr aber in eurer Lage thun? Ihr habt keinen Troſt mehr von euren Nebenmenſchen zu erwarten, die nur wenig Antheil für die vom Glück Verlaſſenen zeigen, und die oft nur ihre Leiden vergrößern durch unzeitige Ermahnungen. Wohl den armen Unglücklichen, wenn nicht gar bittere Vorwürfe oder ſchnöder Spott dazu kommen! Eure Verwandten, eure Freunde, eure Bekannten — ach, ihr macht ihnen ſo herben Kummer, daß ſie ſtark in der Tugend ſeyn müßten, wenn ſie jezt noch in Verbindung mit euch bleiben wollten! Und was ſollte euch dieſe Verbindung nützen? würden ſie nicht ihren Kummer nur vermehren, ohne eure Leiden lindern zu können?“

(Der Beſchluß folgt.)

Nidwalden.

(Fortſezung.)

42.

Des See's empörte Woge flieht mit Beben,
  Es zittert rings um ihn das Felsgeſtad;
  Die Nebel, welche das Gebirg umweben,
  Zerfliegen allerwärts auf irrem Pfad.
  Die Donner, die unausgeſezt erſchallen,
  Ruft Ein erſchüttert Thal den Thälern allen,
  Ein Wald den Wäldern allen zu, es ruft
  Nachahmend Eine Kluft ſie jeder Kluft.

43.

Kannſt du, mein Geiſt, die Bahn der Kugeln finden?
  Erreichſt du ihren blitzesſchnellen Flug?
  Weißt du die Zahl der Bomben zu verkünden,
  Die zum Geſtad der Flamme Fittig trug?
  Und welcher Griffel mag in wahren Bildern
  Die Schrecken der Zerſtörung alle ſchildern,
  Die ſie auf tauſend Pfaden hergebracht?
  Verhüllt ſich nicht der Kampf in düſtre Nacht?

44.

Dort theilt ein Ball die Luft in niederm Bogen
  Bis er ermattet auf die Fluthen fällt:
  Da wird er von den ſchräg getroffnen Wogen
  Erzürnt zurück in hohe Luft geſchnellt.
  Wie grimme Tiger auf die Beute ſpringen
  In hohem Satz, wie ſich auf leichten Schwingen
  Der Reiher bald zum Waſſerſpiegel ſenkt,
  Bald ſeinen Flug in hohe Lüfte lenkt:

45.

So ſiehſt du jezt den Ball die Woge ſtreifen,
  Bald ſchwingt er wieder drohend ſich empor,
  Jezt fliegt er mit des Oſtwinds hellem Pfeifen
  Hoch über die Nidwaldner hin, zum Moor
  Des feuchten Rieds, und ſeines Zornes Flamme
  Erliſcht in trüber Fluth und kaltem Schlamme,
  Tief bohrt er ſich im weichen Grund ſein Grab:
  Bild eitler Wuth, die keine Wunde gab.

46.

Dort werfen auf der Warte graue Mauern
  Die Mörſer und Haubitzen Bomben her;
  Die Schützen ſuchend, die gedeckt dort lauern,
  Naht, ſchwarz wie Rabenſchwärm', ihr wildes Heer.
  Wie Splitter fliegen, wenn die hohe Kiefer
  Der Donner traf, ſo ſtiebt zermalmter Schiefer
  Vom Dach des Thurms zum See, der ihn umſäumt,
  Daß wie im Zorn die Woge ziſcht und ſchäumt.

47.

Dort trifft ein Ball den Zaun der Palliſaden,
Mit welchen ſich das Ufer feſt umſchürzt,
Den nah'nden Schiffen offne Bahn zu pfaden;
Schon liegt die Schranke dort und da geſtürzt.
Der Franke hofft, bald ſoll durch weite Lücken
Der heißerſehnte Sturm auf's Ufer glücken.
Der Hoffnung Athem facht des Eifers Gluth,
Den Eifer reizt der Widerſtand zur Wuth.

48.

Wie oft, derweil ein Ungewitter wüthet
Und blitzend ſich die Schwefellaſt entleert,
Ein zweites ſchon auf neue Schrecken brütet
Und raſch heran auf lauten Rädern fährt;
Jetzt ſprühn die Wolken ein gedoppelt Feuer,
(In Sorgen ſchaut es der Pilot am Steuer)
Nach Regengüſſen fällt ein Hagelſchlag
Und ſchwarze Mitternacht bedräut den Tag:

49.

So ringt der Feind entbrannter nach der Palme;
So raſches Feuer ſpie'n die Mörſer nie,
Stets deckt die Flotte ſich mit dichterm Qualme
Und wilder donnert dort die Batterie.
Schon wird dein wohnlich Dach dem Brand zum Raube,
O biedrer Flühler! aus bemooſtem Schaube
Wallt ſchwarzer Rauch, nun ſteigt die rothe Gluth,
Und fernhin brennt im Widerſchein die Fluth.

50.

Doch ſcheint das Schickſal gütig noch zu ſchützen
Dich, kleine Schaar, die dieſen Strand umwehrt.
Wie oft kaum Einer unter hundert Blitzen
In eine Hütte zündend niederfährt: —
(Unſchädlich treffen die des Berges Klüfte,
Die fliegen aufwärts durch die öden Lüfte,
Und der bekämpft umſonſt in toller Wuth
Des Oceanes ſturmempörte Fluth;)

51.

So ſiehſt du hier die meiſten Kugeln fehlen,
Nur ſelten fällt ein Mann, todt oder wund;
Die kleine Schaar kann ſich dem Blick verhehlen,
Und gern beſchützt den Eigener ſein Grund.
Du, Chriſten, ſankſt zuerſt; die Fahr zu meiden,
Entſprangſt du fruchtlos in den Schutz der Weiden
Des Ufers dort, als jach mit grellem Klang
Die nahe Bomb' in hundert Stücke ſprang.

52.

Du ſtarbſt, doch hundertfach wirſt du gerochen:
Wie furchtlos kämpft der Waffenbrüder Schaar!
Nur muthiger beginnt ihr Herz zu pochen
Entgegen der genäherten Gefahr.
Ob rings die alten Berge Tells erzittern,
Sie kann kein ſchmetterndes Geſchütz erſchüttern,
Die Tapfern ſtehn, und was der Franke droht,
Sie ſenden's **ihm**: Verwundung, Schmach und Tod.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Wettrennen. Theatermanie. Die Kreisregierungen.

Eine wahrhaft merkwürdige Phyſiognomie prägte hier der Nachmittag dem 22ſten des vorigen Monats ein, der bekanntlich auf einen Sonntag fiel. Bei auch nur leidlichem Wetter iſt man Sonntags nach Tiſche zwiſchen vier und fünf Uhr gewohnt, eine Menge Menſchen jeden Alters, Geſchlechts und Standes nach den Thoren ſtrömen zu ſehn. Alles treibt hinaus aus der dumpfen Mauerluft in die ringsum ſo einladend daliegende reizvolle Landſchaft. Diesmal aber kein Gedanke hieran, kein Gedanke an die vielen Geſichter, voller Hoffnung, der Sorgen des Lebens ſich draußen im Freien zu entladen, an die beabſichtigten, mancherlei luſtigen Intriguenſtücke, welche beſonders der die ganze Woche hindurch von Wiſſenſchaft und Gewerbe in's Joch gepreßten Jugend zum Theil auf der heitern Stirne ſtehen und aus den ſchlauen Augen blitzen. Diesmal ſchien der Tod allen Gelüſten vorgebeugt zu haben. Von dem jungen, flinken Völkchen erſchien höchſtens dann und wann ein armes, mageres Probeexemplar. Nicht anders, als ſey die Stadt ein trauriges Opfer der Peſt geworden, ſo ausgeſtorben erſchien ſie: außer einzelnen alten Ladenhütern nur ſelten ein Menſch in den vereinſamten Straßen. Um die ausgewanderte Stadt Dresden wiederzufinden, mußte man durchaus einen Ausflug nach dem großen Garten machen. Dort aber regte ſich denn auch das bunteſte Gewühl von Alt und Jung, Groß und Klein, Vornehm und Gering gar kraus durcheinander. Daß ein ſo einmüthiger Beſchluß, ſich dahin zu begeben, ſeinen guten Grund hatte, wird Jedermann einleuchten. Rieſige Anſchlagzettel, mit lithographirten Darſtellungen verſchönert, hatten, wohl ſeit acht Tagen ſchon, ein großes Wettrennen von der Geſellſchaft des Herrn Tourniaire und Ghelia auf dieſen Nachmittag verkündigt. Ein ſtattlicher Triumphzug und manches ſonſtige Gepränge gewährte auch den Augen eine angenehme Unterhaltung, denen das Wettrennen ſelbſt nicht Befriedigung genug geboten hätte. Leider jedoch war der rauhe Tag dem Sitzen auf den dazu errichteten Bänken im Freien ſo wenig angemeſſen, daß Allopathie und Homöopathie vielleicht noch immer zu thun haben, die zahlreichen Katarrhe, Rheumatismen, Erkältungen und andrer Uebel zu heben, welche in der — offenbar zu langen — Seſſion ihren Urſprung fanden. Später fanden indeſſen zwei Wiederholungen ſtatt. Bei der erſten gab es einen gewaltigen Schrecken durch den Sturz der Madame Ghelia und einer ihrer Reitgefährtinnen. Mehrere Pferde gingen über die Erſtere hinweg, ſo daß das Publikum die beſorglichſte Theilnahme bewies. So ernſt aber der Fall war, und ſo viele Augenzeugen auch auf die gefährlichſten Verletzungen durch Hufſchläge ſchworen, ſo glich die Sache doch darin einem bloßen Taſchenſpielerſtückchen, daß man bei der zweiten Wiederholung ſchon die Freude hatte, die verunglückte Heldin völlig unverſehrt ihre gefährlichen Künſte als Meiſterin üben zu ſehn.

Digitized by Google

In den lezten vierzehn Tagen iſt hier wohl kein Name ſo fleißig ausgeſprochen worden, als die Namen Schröder-Devrient und Bauer. Da die Erſtere fortfuhr, durch die Macht ihres Geſanges, beſonders in den Opern „Norma,“ „Turandot“ und die „Capuleti und Montecchi,“ Alles an ſich zu feſſeln, ſo fiel Jedermann um ſo mehr in dem Gedanken, ſie nun bald ſo lange entbehren zu müſſen. Noch in den lezten Tagen erſchien dieſer glanzvolle Stern zweimal am hieſigen Bühnenhimmel, freilich aber, um ſich dann unſerm Geſichtskreiſe auf lange, lange Zeit zu entziehen. Am 27ſten trat die Künſtlerin in „Norma“ auf, und zwar zu ihrem Benefiz, und am 29ſten als Romeo in Bellini's Oper: „die Capuleti und Montecchi.“ Alles wußte, daß dieſes das lezte Mal war, und ſo war wirklich das Haus, obſchon, wie bei der Benefizvorſtellung, eine Preiserhöhung ſtattfand, wirklich zum Erdrücktwerden voll. Mit dem Schluſſe der Oper ergriff ein wahrer Taumel das geſammte Publikum, Blumenkränze, Sträuße und Verſe flogen dem hervorgerufenen Gegenſtande der allgemeinen Huldigungen zu. Ein Goldregen glänzte herab auf die Gefeierte. Der ausgezeichnete Sänger Zezi, der, wie ſchon oft, auch diesmal die Künſtlerin durch ſchönes Mitwirken zu ihrem Ziele trefflich unterſtüzt hatte, erſchien wieder auf der Bühne, die Sängerin mit der Lorbeerkrone zu ſchmücken. Unwillkührlich gaben ſich im ganzen Hauſe die Töne des allgemeinen Wohlgefallens, der innigſten Uebereinſtimmung kund. Die größte Freudenaufwallung aber erregten die aus der Seele der reizenden Frau auflodernden Worte ihres Dankgefühls, deren Ausdruck eben dadurch unendlich erhöht wurde, daß er zum Theil in der innigſten Rührung unterging. Ueber eine Woche iſt nun ſchon ſeit ihrem Scheiden vergangen. Die Zeit von anderthalb Jahren zwiſchen jezt und ihrer Rückkehr preßt jedem Bühnenfreund ſchwere Seufzer aus, wenn er ihrer denkt. Um ſo freundlicher aber klingt ihnen die Zuſage ihres gewiſſen Wiederkommens, beim Abſchiede von ihr ausgeſprochen, noch immer im Ohr, und die mit ihrem Namen unterzeichnete Wiederholung des Troſtwortes im Dresdener Anzeiger kann als eine darüber beſonders ausgeſtellte Urkunde betrachtet werden. Ein hieſiger junger Bildhauer, Namens Hänel, ein Schüler Thorwaldſens, erſt vor Kurzem aus der heiligen Roma heimgekehrt, hat die Büſte der Grazie ſo eben gefertigt. Bewährt ſich die Aehnlichkeit und die geſchmackvolle Behandlung, die man der Büſte nachrühmt, ſo wird die Abbildung einer ſo allgemein verehrten Künſtlerin den beſten Empfehlungsbrief für den jungen Künſtler abgeben.

Als ein höchſt erfreuliches Ereigniß ſieht man das Engagement des Fräuleins Bauer bei der hieſigen Bühne an. Für jezt hat ſie uns wieder verlaſſen, um im Auguſt, wie man vernimmt, in den Kunſtkreis unſers Theaters wirklich einzutreten. Dagegen verlaſſen uns aber freilich leider Herr und Frau Rettich. Leztere wird gewiß in ſehr vielen ihrer Rollen von den Freunden der Kunſt noch lange ſchmerzlich vermißt werden. — Die ſorgſam vorbereiteten Kreisregierungen treten nunmehr in's Leben. Die lange Ungewißheit vieler Beamten, welche von dieſer neuen Einrichtung berührt werden, hat endlich aufgehört. Eine ziemliche Anzahl macht ſich zur Abreiſe nach Leipzig, Zwickau oder Bautzen fertig. Mancher freut ſich ſeines neuen Wirkungskreiſes, mancher Andere ſeufzt über das Verlaſſen des ſeitherigen. Ohne Zweifel finden auch viele der Leztern nach einiger Zeit, daß die Nothwendigkeit, die ſich nicht abweiſen läßt, wenn ſie etwas verlangt, recht oft auch diejenigen, die ſie als ihre Todfeindin betrachteten, ganz unerwartet recht gut zu entſchädigen verſteht.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Der Prozeßſaal und die Pairs.

Ich weiß nicht, ob man jemals irgendwo in den Fall gekommen iſt, erſt ein Gebäude errichten zu müſſen, um Gefangene richten zu können, und noch dazu einen halben Pallaſt! Anderswo hätte man vielleicht Jahre dazu gebraucht; hier aber hat man mit Geld Alles bei der Hand, ſogar Kunſtfertigkeit und Schnelligkeit. Sobald die geſezgebenden Kammern 550,000 Franken zu dem ſonderbaren Bau bewilligt hatten, wurde ſogleich Hand an's Werk gelegt; die Arbeit glich der in einem Bienenkorbe, auf allen Ecken waren Arbeiter geſchäftig, und jezt, nach zwei Monaten, ſteht das Anhängſel oder der Vorbau des Pallaſtes ſchon unter Dach, und ſo geſchickt iſt man dabei zu Werke gegangen, daß der italieniſche Styl dieſes Pallaſtes an der neuen Façade bis auf die kleinſten Details ſorgfältig nachgeahmt iſt, und alle Verzierungen des neuen Baues mit den ältern auf's Genaueſte übereinſtimmen. Es iſt ein Meiſterſtück in der leichtfertigen Nachahmung eines ſchwerfällig gebauten alten Pallaſtes. Wenn die Arbeit dauern könnte, ſo würde man wohl thun, ſie auch nach dem Kriminalprozeſſe ſtehen zu laſſen; denn ſie gibt dem dadurch vergrößerten Pallaſte ein majeſtätiſcheres Anſehen, und wahrſcheinlich wird ſie doch wohl ſo lange dauern, als mehrere Theater, die nur proviſoriſch errichtet worden ſind, und doch noch immer ihren Dienſt thun. So iſt die große Oper nur ein proviſoriſches Gebäude, das jedoch ſeine drei Millionen gekoſtet hat; es dauert ſchon ſeit zwölf Jahren, und wird wohl noch dreißig Jahre und länger Beſtand haben. Das Porte St. Martintheater, welches in Zeit von ſechs Wochen errichtet worden ſeyn ſoll, beſteht ſchon ſeit beinahe vierzig Jahren. Uebrigens nimmt es ſich ſonderbar aus, wie bei dem neu entſtehenden Zuſatze zum Luxemburger Pallaſte hier noch gemauert und gezimmert wird, indeß man daneben Bildhauerei und Vergoldungen anbringt. Die alten Pairs ſehen mit Schrecken alle dieſe Emſigkeit, die ihr hartes Tagewerk näher bringt. Für ſie iſt der Prozeß noch ſchlimmer, als für diejenigen, die von ihnen gerichtet werden ſollen; man hat die für ſie ſchreckhafte Berechnung angeſtellt, daß der Kriminalprozeß über Jahr und Tag dauern wird. Schon die bloße Anklageakte füllt mehrere dicke Quartbände, und erfordert einen Monat zum Leſen, und nun alle die Verhöre, Vertheidigungsreden für 150 Angeklagte, die Anklagen der Regierungsanwälte, die Berathſchlagungen über jeden Angeklagten, die langen Sitzungen in dem neu errichteten Gebäude, das Gedränge, die Hitze, der Tumult, den ſo manche junge Hitzköpfe unter den Angeklagten erregen können. Mit Schaudern denkt mancher Pair an ſeine jämmerliche Lage, beſonders wenn er von der Regierung abhängt und ſich nicht am Prozeſſe vorbeimachen kann. Für dieſe beklagenswerthen Pairs gehe die Arbeit viel zu ſchnell von ſtatten, zumal ſie jezt die Gewißheit haben, daß ihre ſaure Arbeit in der ſchönſten Jahreszeit beginnen wird, wo ſonſt die Seſſion der geſezgebenden Kammern aufhört, und die Herren Pairs zur Erholung nach ihren Landhäuſern fahren und der Nachtigall in ihren Parks zuhorchen. Da ſollen ſie nun vom Morgen bis zum Abend in einem friſch getünchten Gerichtsſaale ſitzen, und einen langen Prozeß über Hunderte von Menſchen führen, die am Ende doch wahrſcheinlich werden begnadigt werden müſſen. Die armen Pairs!

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage; Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. April 1835.

— Der ſchnelle Kanonier
Rührt mit der Lunte nun die höll'ſchen Stücke,
Die Alles niederſchmettern.

Shakeſpeare.
Heinrich V.

Nidwalden.

(Fortſetzung.)

53.

Jezt gleichet Obermatt der Feuerflamme,
Die höher nur der Zorn des Sturmes facht;
Es ſteigt, gekrönt mit purpurrothem Kamme,
Ihr Haupt empor in ſchwarze Mitternacht,
Und unerſättlich würgen ihre Glieder
Des meilenlangen Waldes Eichen nieder,
Sie reckt ſich mit Gepraſſel, unerſchlafft,
Stets jugendlich erneut ſich ihre Kraft.

54.

Dicht ſtehn um ihn, von ſeiner Gluth entzündet,
Die er zum Dienſte beim Geſchütz erkor;
Die Lehren, die der Kundige verkündet,
Empfängt bereit ihr lernbegierig Ohr.
Nie ſahſt du mit ſo durſtigem Verlangen
Der Schüler Schaar am Mund des Lehrers hangen,
Nie raſcher ward ein Lehrerwort zur That;
So folgt der Schlag des Blitzes hellem Pfad.

55.

Der ſchiebt in des Geſchützes tiefen Rachen
Das Pulver und den Eiſenball hinein,
Den ſiehſt du ſeiner Lunte Gluth erfachen,
Verſchloſſenes Verderben zu befrei'n,
Den mit geſpannten, raſchen Waidmannsblicken,
Geſchütze richtend, auf das Knie ſich bücken;
Ein Andrer wiſcht mit borſtumſtarrtem Stab
Vom heißen Schlunde Dunſt und Schlacken ab.

56.

Dem Kampf Beginn und ſichres Vorbild gebend,
Brennt Odermatt den erſten Donner los;
Die Kugel fliegt, in niederm Bogen ſchwebend,
Mit lautem Todesgeuß zum nächſten Floß.
Und mitten durch der Franken dichtſte Schaaren
Iſt ſie mit Zornes Eile hingefahren;
Zerſchmetternd traf ſie Roberts tapfres Herz,
Er fühlte nicht des Todes Angſt und Schmerz.

57.

Sie riß dem ſtarken Menardon vom Rumpfe
Die Rechte weg, da ſie die Lunte ſchwang;
Er ſinkt, und wie die Schlang' in ihrem Sumpfe
Sich zuckend wälzt, wenn's feſter Hand gelang,

Mit ſchweren Steines Wurf ſie zu zerſchellen,
So wälzt er ſich in ſeines Blutes Wellen,
Das mit dem Seegewäſſer ſich vermengt,
Bis ſtarrer Tod den lezten Hauch verdrängt.

58.

Wetteifer ſpornt die Unterwaldner alle,
Die jubelnd ſich des guten Zeichens freu'n,
Raſch folget Blitz dem Blitze, Knall dem Knalle,
Den Franken Schmerz und Schaden zu erneu'n.
Sieh *Zelger* dort, von Stanz, den kräft'gen Sennen,
Sein Blick ſcheint durch den Pulverdampf zu brennen;
Er will auf die gewalt'gen Batterien
Der Frankenflotte rächend Feuer ſprühn.

59.

Jezt läßt er dem Verderben freie Zügel;
Sein ſchwerer Ball durchfliegt den luft'gen Pfad,
Getragen von des Feuers ſtürm'ſchem Flügel,
Trifft er zermalmend der Kanone Rad,
Zerſchmettert Felgen, Nabe ſammt den Speichen;
Sie ſtürzt, und *Melas* kann ihr nicht entweichen,
Nicht *Düpont*, der, zerquetſcht von ihrer Wucht,
Dem qualenvollen Tode heult und flucht.

60.

Auch *Oberſteg*, verachtend die Gefahren,
Steht dort am Strand, umwogt von Pulverdunſt;
Ihn lockte ſchon in zarten Kindesjahren
Mit ihrem Zauberreiz die holde Kunſt.
Dem Bache gleich, der zwiſchen milden Hügeln
Sanft murmelnd fließt und in getreuen Spiegeln
Die buntbeblümten Ufer, Flur und Hain
Verklärt durch ſeiner Fluth kryſtallnen Schein:

61.

So floß dem Seligen ſein ſtilles Leben.
Was Schönes ihm gezeigt die reiche Welt,
Was ſchöpferiſch der Geiſt ihm eingegeben,
Zum Bilde wird's, das jedes Auge hält.
Es ſchmückten ſeine kunſtbegabten Hände
Der Kirchen prangende Gewölb' und Wände
Und der Altäre Blatt mit manchem Bild,
Das ſeiner Seele tief Gefühl enthüllt.

62.

Doch ſeit Nidwalden Kriegesſchrecken drohen,
Vertauſcht er gern den Pinſel um das Schwert;
Die ſüßen Bilder alle ſind entflohen,
Die liebevoll ſein Buſen ſonſt genährt.
Aus ſeines Mörſers unerſchöpftem Rachen
Fliegt Bomb' auf Bombe nach des Feindes Nachen,
Und ob ihm tauſendfacher Tod entquillt,
Nie wird ſein rachedürſtend Herz geſtillt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die wandernde Kette.

(Fortſetzung.)

Der Prediger fuhr fort: „Was wollt ihr nun aber anfangen? Wollt ihr in gräßlicher Unempfindlichkeit Troſt und Erleichterung ſuchen? das ſeyd ihr nicht im Stande: die Natur heiſcht ihre Rechte, und ihr werdet innerlich deſto zerriſſener ſeyn, je gleichgültiger ihr äußerlich erſcheinen wollt. Glaubt ihr euch zu betäuben und mit euren Laſtern zu prunken? Nein, ſo entartet ſeyd ihr nicht, um die Grundſätze einer chriſtlichen Erziehung ganz aus dem Herzen zu verbannen. Schreckliche Momente werden euch überkommen, wo jene erzwungenen Gefühle euch verlaſſen, wo ihr es tief fühlet, daß die Verzweiflung ein ſchwacher Strohhalm iſt, wo es gilt, ſich vor den Uebeln dieſes Lebens zu retten. Gedenkt ihr euch den Klagen, dem Aufruhr oder gar einer wilden Tobſucht zu überlaſſen? ihr würdet dadurch nur eure Lage verſchlimmern und euch jede Pforte des Troſtes und Heiles verſchließen. Ich will euch ein einfaches und gewiß hülfreiches Mittel empfehlen. Euer Zuſtand iſt wahrlich höchſt traurig: gibt es ein größeres Elend, als Unglück und Verbrechen in Verſchwiſterung? aber das Mittel liegt hier neben dem Uebel: Unglück vermag Verbrechen zu ſühnen. Es ſteht nicht in unſerer Macht, ohne Fehl hienieden zu wandeln; aber wir vermögen Fehler wieder gut zu machen, und das einzige Mittel, das euch bleibt, iſt, nach dem Beiſpiel des verlornen Sohnes, deſſen Verirrungen auch die eurigen waren, in euch zu gehen, euch zu erkennen, euch zum himmliſchen Vater zu wenden und euch an die Bruſt der ewigen Erbarmung zu werfen. Ich darf noch bemerken, daß ihr durch ſolche Geſinnungen ſogar zeitlicher Vorzüge theilhaft werden könnt, daß nach der trefflichen Einrichtung unſerer Gefängniſſe, die Bereuenden mit Schonung behandelt werden, und daß Abänderung der Strafe, ja ſelbſt Begnadigung früh oder ſpät dauerhaft gute Geſinnungen belohnen. Aber dies ſind nur menſchliche Tröſtungen und untergeordnete Hülfsmittel zur Wiedererlangung eures Glücks. Was ich euch rieth, iſt höherer Natur und von ſichererer Wirkung. Wenn ihr euch in eure Lage fügt, wenn ihr mit Geduld alles Erniedrigende und Qualvolle derſelben ertraget, wenn ihr mit anſpruchloſem Muthe eure Buße vollbringt, ſo werdet ihr Tröſtungen in eurem Innern finden, die ihr vergeblich außer euch ſuchen möchtet, ſo werdet ihr mit euch ſelbſt und hiedurch wieder mit der Geſellſchaft ausgeſöhnt erſcheinen. Dann könnt ihr auf's Neue die Achtung rechtlicher Leute gewinnen, denn gute Aufführung macht Alles Frühere vergeſſen; und endlich, wie kurz iſt dieſes Leben? Elend und Kummer werden das eure ohne Zweifel abkürzen, aber wenn die Todesſtunde

Digitized by Google

naht, werdet ihr die Ruhe und den Frieden eines guten Gewiſſens empfinden; denn wahre Reue gebiert eine zweite Unſchuld. Ja, meine Kinder, wenn ihr euch unter die Hand Gottes beugt, wird er euch wieder gnädig ſeyn, und wenn ihr einſt vor ihm erſcheinet, werdet ihr ihm eure Feſſeln zeigen und eure Buße und eure Thränen, und er wird euch für Alles, was ihr gelitten, entſchädigen durch eine Glückſeligkeit, die ohne Ende iſt."

Hier waren Aller Blicke auf die Verurtheilten gerichtet, welche heftig ergriffen zu ſeyn ſchienen. Tiefe Rührung malte ſich auf allen Geſichtern und heilige Stille herrſchte in den Reihen, die man ohne jene fürchterliche Ketten, ohne die bewaffneten Wachen, für eine treue, gottſelige Dorfgemeine halten konnte, welche ihrem guten Pfarrer zuhört. Nur kurze Zeit währte jedoch dieſer Eindruck. Bald vernahm man gräßliches Klirren; die einzelnen Kordons ſezten ſich in Bewegung, um bei dem Greffier des Gefängniſſes vorbei zu defiliren, welcher denen, die Geld in der Kaſſe deponirt hatten, das Nöthige gab, um die Reiſekoſten zu beſtreiten. Dies ſind die Erſparniſſe ihrer Arbeit, die ſie während der Gefangenſchaft verrichten. Viele hatten über hundert Franken erſpart. Die, welche noch nichts beſaßen, erhielten von dem Almoſenier des Gefängniſſes ſo viel, um die bevorſtehende beſchwerliche Reiſe zurücklegen zu können.

Den nächſten Morgen um fünf Uhr wurden die übrigen Verurtheilten, die in ſtrengerem Gewahrſam gehalten wurden, gleichfalls an die Kette geſchmiedet. Kaum hatten dieſe das eiſerne Halsband um, als ſie zu lachen und verruchte Lieder zu ſingen begannen. Sie ſchleppten einen armen Teufel mit ſich fort, den ſie faſt umbrachten und der ihnen mit Gewalt entriſſen werden mußte. Dieſe lezteren Verbrecher waren größtentheils aus Paris und zeigten ſich als die Entartetſten. Sie forderten alle andern zum Lärmen auf, und es ſchien nicht möglich, die frechſte Schamloſigkeit weiter zu treiben. Man war daher darauf bedacht, ſie von den andern getrennt auf einer eigenen Karre unterzubringen. Eine volle Stunde, die bis zu ihrer Abfahrt verſtrich, heulten ſie ſchnöde Weiſen von eigener Kompoſition, die Alles enthielten, was der ſchändliche Sprachſchaz der Gefängniſſe an Schmuz und Gemeinheit bietet. Man nannte ſich mehrere an dieſer Kette mit Namen und ſchauderte dabei unwillkührlich zuſammen, wenn man ſich den fürchterlichen Menſchen hier ſo nahe ſah. Einer, Chonliec, der große Bandit genannt, flößte ſelbſt mit Ketten belaſtet noch Gronen ein, und ein Anderer, Onfour, zeigte einen Blick, der nicht zu ertragen war. Am zehnten, um ſieben Uhr Morgens ſezte ſich die Kette in Bewegung, ein Lieutenant, vier Sergeanten und eine angemeſſene Anzahl von Soldaten mit geladenem Gewehr dienten ihr zur Bedeckung. Eine große Menſchenmaſſe hatte ſich auch an dieſem Morgen eingefunden. Die Kette zog geſenkten Hauptes durch die Menge, ausgenommen jene Rotte aus dem Seinedepartement, die ſich durch Geſchrei und Geſang bemerklich machte.

> Wir wandern zur Galeere,
> Als ging's zu Sieg und Ehre:
> Schon zog auf dieſem Pfad
> Manch luſtiger Kamerad.

So heulten ſie im gräßlichen Chorus; und die glänzenden Kutſchen, welche am Eingangsthore des Bicêtre hielten, und die eleganten Reiter folgten dem Zuge bis Villejuif. Beſonders bemerkte man, wie die ſchönſten Damen den Kopf zum Schlage hinausbogen und, mit Gläſern bewaffnet, die Phyſiognomien der Elenden neugierig muſterten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

Sterblichkeit unter der weiblichen Jugend.

Meine Beſchreibung des Rouſſeaufeſtes iſt nun in Ihren Händen. Eine Feier ganz anderer Art ergriff uns wenige Tage nachher. Wie dort das längſt Verweslte, Altgewordene und Mißhandelte, im Zwielicht von Genie und Mängeln Schillernde gleichſam wieder aus der Gruft gehaben, geehrt und eezen auf ein Poſtament erhöht wurde, ſo ſtieg hier das Reine, Schöne und Duftende aus vollathmendem Leben in's Grab; die zarte Blume, die am Morgen noch in voller Blüthe ſtand, hatte Abends ſchon ihren Kelch geſchloſſen und ſenkte ihn wieder der Erde zu. Es iſt natürlich ein Mädchen, wovon ich ſpreche, aber die Ausgezeichnetſte von Vielen, die neunzehnjährige Tochter unſers als Staatsmann und Diplomat, wie als Menſch gleich hochſtehenden erſten Syndiks Rigaud; ſchön, gut, gebildet, wie Wenige ihres Geſchlechts, ſeit Kurzem Braut, aber nun dem Tod angetraut, der ſie in engem, kleinem Kämmerlein umfangen hält. Allgemein war hier die Theilnahme und Trauer über dieſen Verluſt, mehrere Tauſend Perſonen folgten der Leiche, die auf allgemeines Verlangen nicht gefahren, ſondern getragen ward, eine für den edlen Vater und das todte Mädchen hier gleich ehrenvolle und ſehr ſeltene Auszeichnung. Die Zahl der Begleitenden wäre noch größer geweſen, wenn nicht Viele aus Uebermaß der Wehmuth den Anblick dieſes Leichenzugs vermieden hätten. Das Mädchen ſtarb an einem Uebel, dem unſere Aerzte noch keinen rechten Namen haben geben können. Manche nennen es paralysie du coeur, und wahr iſt's, die kleine, zarte Uhr ſtockt gänzlich, ſteht ſtill und erkaltet in kurzer Zeit; in acht bis zehn Stunden iſt Alles vorüber. Andere Aerzte ſprechen von Membranen, die ſich im Gehirn erzeugen. So verloren wir dieſen Winter mehrere junge Mädchen, und vorigen Sommer die liebliche Tochter des Konſuls R. aus Hamburg, die hier bei einem Geiſtlichen in Penſion war. Der Vater kam, um ſie in die Heimath abzuholen; er fand auch die Tochter blühend, ſchön und gut, ſie ging jedoch nicht mit ihm, ſondern zog eines andern Wegs, und der arme Vater mußte ohne ſie zurückkehren. Woher auf einmal dies Wüthen des Todes in unſerm Blumengarten, in dem ſonſt ſo geſunden, viele Schwächliche und Leidende ſtärkenden Genf?

In ſolchem Jammer gibt nur die Religion Muth und Troſt', wie ſie allein Gleichgewicht im Glück gewährt. Auch von Lezterem hatten wir kürzlich ein merkwürdiges Beiſpiel hier. In unſerer älteſten, von Malan geſtifteten Methodiſtengemeinde war unter andern auch Junot, ein junger Uhrmacher, der ſich durch eine beſonders ſchöne und begeiſterte Sprache auszeichnete. Unter den vielen Engländern, die früher jenen Verein beſuchten, war vor einigen Jahren auch Sir N., ein ſchon ziemlich bejahrter Mann, der durch Zufall in Malans Garten mit Junot in's Geſpräch gerieth, und ſo von ſeinen ſchönen Worten ergriffen ward, daß er ihn mehrmals in ſeiner Werkſtatt aufſuchte, ſich da lang und angelegentlich mit ihm unterhielt und ihm bei dem lezten Zuſammenſeyn ſagte: „Junot, ich verdanke Dir das Glück und Heil meiner Seele, Du haſt mir den Frieden gegeben, den ich früher nie kannte und nirgends in der Welt fand; wenn ich ſterbe, was nicht lange mehr anſtehen wird, werde ich Dich nicht vergeſſen; gib mir Deine Adreſſe.“ Junot ſagte Sir N. noch einige rührende Worte, und gab ihm dann auf einem groben Stückchen Papier ſeine mit Bleiſtift geſchriebene Adreſſe. Der Engländer reiste hierauf ab und ließ ſeitdem — ſechs Jahre lang — nichts mehr von ſich hören.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Das Chriſtenthum in Paris. Geiſtliche Konferenzen.

Man hört oft behaupten, es ſey weder Andacht, noch Religion mehr in Paris; die jungen Journaliſten, welche die Moralprediger abgeben, verſichern in den Feuilletons, der Himmel ſey für das jezige Geſchlecht ganz entvölkert, und es gebe für daſſelbe nur noch einen Abgott, den leidigen Mammon; ſonſt ſey alle Herzenserhebung weg, und überirdiſche Gefühle kenne man bloß aus der Erinnerung; die jezige Welt habe nur Sinn und Gefühl für ein bequemes, glänzendes, üppiges Leben. So ſchlimm iſt es glücklicherweiſe noch nicht; die Sinnlichkeit hat ihre Anhänger ſchon ſeit langer Zeit, und an Ueppigkeit und Bequemlichkeit hat es in großen Städten nie gefehlt. Daß es noch viele andächtige Leute in Paris gibt, beweiſen die ſogenannten ſonntäglichen Konferenzen in der Notre-Damekirche während der Faſten, und daß ſich unter den andächtigen Leuten viele Reiche befinden, erhellt aus der Menge von ſchönen Kutſchen, die man bei dieſen Konferenzen auf dem Plaze vor jener Kirche halten ſieht. Kaum erblickt man eine größere Menge bei der italieniſchen Oper, oder bei einer glänzenden Soirée in der Vorſtadt St. Honoré oder St. Germain. Die geiſtlichen Konferenzen in Frankreich ſind dogmatiſche Vorträge für den gebildeten Theil des Publikums; der franzöſiſche Klerus legt viel Gewicht auf dieſelben, denn ſie ſollen ein Mittel ſeyn, die der Kirche entfremdeten Weltleute wieder in dieſelbe zurückzuführen, und den Eindruck der antireligiöſen Schriften, welche im lezten Jahrhundert beſonders dem Gottesdienſte in Frankreich ſo außerordentlich geſchadet haben, zu vertilgen. Sie ſollen auch hauptſächlich dazu dienen, den Katholizismus aufrecht zu halten und den Proteſtantismus zu bekämpfen. Die Benennung Konferenz iſt aber ganz uneigentlich; denn nur der Prediger ſpricht, macht Einwürfe und widerlegt ſie; von Seiten der Zuhörer werden keine Einwürfe laut, weßhalb auch der Redner oder Prediger am Ende ſtets Recht behält. Während der Reſtauration hatte ſich der Abbé und nachherige Biſchof und Miniſter Frayſſinous durch dergleichen Konferenzen einen gewiſſen Ruf erworben. Seine Vorträge bahnten ihm den Weg von der Kirche zum Miniſterhotel, in welchem er ſpäterhin ſehr geſchickt Billard ſpielte, und von wo aus er die jeſuitiſchen Umtriebe im Unterrichtsweſen begünſtigte. Sie wurden damals gedruckt, und weil er eine mächtige Perſon im Staate geworden war, in den unterthänigen Zeitungen als Muſter von Beredſamkeit herausgeſtrichen. Seit der Julirevolution war von ſolchen Konferenzen keine Rede mehr; aber jezt hat der Erzbiſchof den Zeitpunkt für günſtig gehalten, die Konferenzen wieder zu beginnen, und in der That, wenn man den Zulauf zu denſelben ſieht, ſollte man glauben, die Pariſer hätten ſich gewaltig nach denſelben geſehnt. Sie werden diesmal von dem Abbé Lacordaire gehalten, einem noch jungen Geiſtlichen, welcher mit dem berühmten Abbé La Mennais die Zeitung l'Avenir ſchrieb und mit demſelben nach Rom reiste, um ihre politiſchen und religiöſen Grundſäze vor dem päbſtlichen Stuhle zu vertheidigen. Beide kamen zuſammen wieder zurück; aber von nun an gingen ſie verſchiedene Wege; Abbé La Mennais ſchrieb ſeine weltbekannten Paroles d'un croyant, und ſein vormaliger Gefährte und Mitarbeiter Lacordaire ſchwur ſeine Meinungen ab und beſtieg die Kanzel, um ſich wieder zu dem Glauben des franzöſiſchen Klerus zu bekennen, und was er ſeine vorigen Irrthümer nannte, zu widerrufen. Daher ſteht er wieder in gutem Rufe bei dem Erzbiſchofe. Abbé La Mennais aber wird vom ganzen Klerus verſchrien. Die beiden Herren Abbé's werden ſchwerlich wieder eine Zeitung zuſammen abfaſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 95:
Sauerbrunnen.

Räthſel.

Ich dien' in einem ſtarken Heer,
Der Sold iſt nichts, der Dienſt iſt ſchwer;
Und raſten wir von unſern Thaten,
Lieg' ich bei meinen Kamraden,
Und miſche mich mit andern nie:
Ihr Zelt hat jede Kompagnie.

Gibt's was zu thun, ſo harr' ich ſtill,
Ob das Geſchick mich treffen will,
Mit zum Scharmützel auszurücken,
Laß ruhig in Reih' und Glied mich drücken,
Und ſeh' den fremden Nebenmann
Um gutes Einverſtändniß an.

Bald ſteh'n wir, ſo und ſo gepaart,
Im feſten Viereck dicht geſchaart,
Ob tauſendmal mit herbem Riſſe
Der Choc an unſre Glieder ſtieße,
Wir ſtehen ihm wie einerlei
Und tauſendſtimmigem Feldgeſchrei.

Und iſt das ſaure Werk vorbei —
Geb' Gott, daß es nichts Dummes ſey! —
So darf ich mich zu meines Gleichen
In unſre Kammer wieder ſtreichen;
Ich lege ſacht mich auf das Ohr,
Und bin ſo klug als wie zuvor.

B.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. April 1835.

Königin. — Die meinem Gram die Wage hielten,
Die ich vertrauend liebe, ſind nicht hier,
Sie ſind, wie all mein andrer Troſt, weit weg,
In meiner Heimath.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Briefwechsel zwischen Marie-Antoinette und Kaiser Leopold II.

Es iſt uns aus Paeis von guter Hand ein Briefwechſel zwiſchen Marie-Antoinette, ihrem Bruder Leopold II. und mehreren bekannten Perſonen jener Zeit zugekommen, der kürzlich in den Pariſer Archiven gefunden worden ſeyn ſoll. Die Dokumente enthalten zwar nichts, was ſie aus Gründen der äußern oder innern Wahrſcheinlichkeit geradezu verdächtig machte; indeſſen könnte doch auch unſer Korreſpondent hinſichtlich ihrer Aechtheit getäuſcht worden ſeyn. Bevor wir daher Gelegenheit gefunden, unſer Urtheil zu berichtigen, theilen wir nur die drei erſten Briefe mit, und behalten uns vor, die übrigen, nach den Umſtänden, ſpäter mitzutheilen oder zu unterdrücken. Sollte ſich das Ganze als ein Produkt der Pariſer Kunſt erweiſen, ſo wird das Folgende eben hinreichen, einen Begriff vom Ganzen zu geben, und immerhin auch für ſich einiges Intereſſe behaupten.

* * *

Leopold II. an Marie Antoinette.

Den 2ten Mai (1791).

Theuerſte Schweſter, ich habe Euch ſchon lange nicht mehr geſchrieben, nicht aus Mangel an Zuneigung, ſondern weil es an ſicherer Gelegenheit fehlt, die Briefe an Euch beſorgen zu laſſen, und weil ich fürchte, Euch zu kompromittiren. Gegenwärtiges Schreiben wird durch Herrn von Bombelles beſorgt werden; ich kann ſeinem Eifer und ſeiner Ergebenheit für des Königs Dienſt nicht genug Gerechtigkeit widerfahren laſſen; er bringt dieſen Brief dem Baron von Breteuil, der ihn Euch einhändigen wird.

Welch aufrichtigen Antheil ich an Eurer und des Königs Lage nehme, und wie ſehr ich wünſche, Euch zu etwas behülflich zu ſeyn, davon dürft Ihr Euch überzeugt halten. Wenn ich unthätig bleibe, geſchieht es nur aus Beſorgniß, ich möchte in meinen Kombinationen nicht Eure Anſichten treffen, die ich nicht kenne. Man hat mir verſprochen, es ſoll Jemand aus Frankreich kommen mit Inſtruktionen, man werde mir Eure Geſinnungen ſchriftlich zu wiſſen thun; bis jezt iſt keines von beiden geſchehen, ich traue dem — nicht. Ich habe Calonne geſprochen, er iſt beim Grafen von Artois und feuert ihn zu Unternehmungen an. Bis jezt habe ich, von Herrn von Bombelles unterſtüzt, den Grafen von Artois im Zaume gehalten, da ich jede vereinzelte Unternehmung für gefahrbringend halte. Aber er will jezt Italien verlaſſen und ſich zu Namur in den Niederlanden aufhalten, und ich wollte und konnte ihm die Erlaubniß hiezu nicht abſchlagen. Das iſt Alles, was ich

Euch bis jezt ſagen kann. Ich verſpreche Euch, nie einen Schritt zu thun, als im vollkommenen Einverſtändniß mit Euch, und Euren und des Königs Anſichten gemäß. Aber, ich beſchwöre Euch, findet irgend ein Mittel auf, wie Ihr, ohne Euch bloß zu geben, mich von des Königs und Euren Abſichten in Kenntniß ſetzen könnt, von Euren Plänen, was ich thun und nicht thun ſoll, welche Perſonen Euer Vertrauen haben, daß ich ihnen glauben kann, wenn ſie in Eurem und des Königs Namen ſprechen; denn Jedermann beruft ſich auf Euch, und Ihr fühlt wohl, daß unter den obwaltenden Verhältniſſen ich mich bei Eurer bedrängten Lage und dem Verlangen, Euch zu dienen, in der peinlichſten Verlegenheit befinde. Laſſet mich auch wiſſen, welches Benehmen ich dem Grafen von Artois gegenüber zu beobachten habe und was ich ihm ſagen ſoll. Haltet das viele Fragen dem Verlangen zu gut, Euch die wahre, aufrichtige Anhänglichkeit zu beweiſen, womit ich bin und mein ganzes Leben ſeyn werde ꝛc.

Marie Antoinette an Leopold II.

Den 1ſten Juni 1791.

Herr von Dur... hat uns dieſes Papier von Euch gebracht, lieber Bruder; es führt keine Unterſchrift, und der Inhalt iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß wir nicht unterlaſſen können, troz der Redlichkeit des Ueberbringers, Euch zu fragen, ob das wirklich Eure Anſichten ſind. Unbeſchreiblich fühlen wir uns gerührt, daß Ihr Euch ſo warm unſerer Sache annehmt. Die Gefühle des Grafen von Artois ſind uns werth, aber wir glauben, daß jede feindſelige Aeußerung, jedes Unternehmen, ſo lange wir in Paris ſind, uns auf das Schrecklichſte gefährden würde, wenn man auch ganz Paris für unſere Perſonen verantwortlich machen wollte. Die ehrlichen Leute möchte vielleicht dieſe Verantwortlichkeit binden, aber ſie ſelbſt werden von Brigands und Schurken beherrſcht, die keinen Zügel kennen, die ſich nimmermehr im Zaume halten ließen und nicht fähig ſind, das ganze Gewicht einer ſolchen Verantwortlichkeit zu fühlen. Außerdem nimmt dieſes Projekt dem Könige alle Einwirkung, und um aus dieſer Kriſis zu kommen, muß gerade der König durch Kraft und Muth imponiren.

Demnach verharren wir feſt auf unſerem früheren Entſchluß: wir haben durch Herrn von Mercy und den Baron von Breteuil die Bitte an Euch gelangen laſſen, und wir ſprechen ſie nochmals aus, acht- bis zehntauſend Mann jeden Augenblick diſponibel zu halten. Wenn einmal der König an ſicherem Orte und in Freiheit iſt, dann wird er mit Erkenntlichkeit und größter Freude alle Mächte ſich auf ſeine Reklamation vereinigen ſehen, um die Gerechtigkeit ſeiner Sache thätig zu unterſtützen, und ich für meinen Theil werde mich um ſo glücklicher fühlen, da wir ihre Unterſtützung Euren Bemühungen, Eurer ſorgenden Liebe werden zu verdanken haben. Herr von Bombelles wird Euch wahrſcheinlich durch Herr von Breteuil zugeſendet worden ſeyn: Ihr könnt Allem, was er Euch von uns und in unſerem Namen hinterbringt, vollkommenes Zutrauen ſchenken. Seitdem habe ich Euch durch dieſelben Perſonen Briefe geſchickt, ſie werden Euch hoffentlich zugekommen ſeyn.

Für den Grafen von Artois würden wir keine Geheimniſſe haben, wenn er nicht von Herrn von Calonne und dem Prinzen von Condé umgeben wäre, in die wir nie Zutrauen ſetzen werden. Ihr ſeht demnach, theurer Bruder, wie wichtig es iſt, daß Ihr unſere Briefe dem Grafen von Artois nicht mittheilet.

Der Mann, der Euch dieſen Brief bringt, iſt ſicher und treu, allein er kennt den Inhalt nicht. Ich bitte, ihn auf's Schleunigſte zurückzuſenden; wir haben Eile, nach dem 20ſten fänden wir vielleicht die Mittel nicht mehr, unſer Projekt * auszuführen. Ich umarme Euch von ganzem Herzen.

* Die bekannte Reiſe, auf welcher der König zu Varennes verhaftet wurde.

Nidwalden.

(Fortſetzung.)

63.

Dem Lämmergeier gleich, der, Raub zu ſpähen,
Zuerſt empor in blaue Lüfte dringt,
Doch, wenn ſein ſcharfer Blick die Beut' erſehen,
Sich blitzgeſchwind in's Thal hinunter ſchwingt:
So ſchwebt ſein Ball auf brauſendem Gefieder
Erſt himmelan, ſo ſtürzt er dann ſich nieder;
Bevor der Gegner ſeinen Fall entdeckt,
Liegt er bereits zerſchmettert hingeſtreckt.

64.

Siehſt du dort mitten im Gewühl der Flotte
Den Nachen, der von Volk und Waffen ſtarrt?
Dort fährt die Bombe nieder in die Rotte,
Die das Geſtad zu ſtürmen ſehnlich harrt.
Wie manchmal aus des heitern Himmels Ferne,
Vielleicht entſandt von unbekanntem Sterne,
Ein Meteorgeſtein auf dieſe Welt
Urplötzlich, rings zernichtend, niederfällt:

65.

So ſtürzt ſie und zermalmet Mallots Stirne,
Die fruchtlos ſich mit ehrnem Helme deckt;
Von ſeinem Blut und berſtenden Gehirne
Wird rings der Kampfgenoſſen Schaar befleckt.

Digitized by Google

Dann, wie der Blitz ſich Bahn bricht, mit Geſchmetter
Entfährt ſie durch des Nachenbodens Bretter,
Erſchafft im Augenblick ein rundes Thor,
Und plötzlich ſpritzt die Waſſerſäul' empor.

66.

Und höher ſtets im engen Raum ſich ſchwellend,
Steigt Fluth zum Knöchel ſchon, zum Knie heran;
Jetzt bricht die Woge über Bord, und gellend
Erſchallt der Krieger Wehgeſchrei im Kahn.
Im tiefen Strudel wälzen ſich die Franken;
Die klammern ſich an ihres Schiffes Planken,
Die ſuchen ſchwimmend naher Flöße Rand,
Zu faſſen die gebotne Freundeshand.

67.

Zur Küſte treiben Manchen Wind und Fluthen;
Vergebens ringen ſie zu widerſtehn,
Und ſcheuen ſie, am Feindesſtrand zu bluten,
So müſſen ſie im Trichter untergehn;
Und klammern Andre ſich an rüſt'ge Schwimmer,
So ſchwindet bald der Hoffnung letzter Schimmer,
Weil ſie die Kriegstracht hemmt und niederzwingt,
Und beide ſo das naſſe Grab verſchlingt.

68.

Und ſchau! ſchon folgt der zweite Schreck dem erſten:
Der Künſtler ſendet ſeinen Ball dorthin
Zum fernſten Floß; du ſiehſt ihn ſtürzen, berſten,
Erz, Feuer, Tod nach allen Seiten ſprühn.
Ha! welch Verderben, welch Entſetzen walten
Im Raum, wo, von der Knechte Hand gehalten,
Die ſtolze Schaar der Kriegsroſſe ſchnaubt,
Und ſich der Troß in Sicherheit geglaubt!

69.

Erdbeben ſchreckt aus ſüßer Ruhe Träumen
So furchtbar nicht, als hier der Bombe Fall.
Dort ſtürzt getroffen Roß und Mann, dort bäumen
Die Pferde ſich mit Wuth, erſchreckt vom Knall;
Das hat in Angſt die Zügel durchgebiſſen
Und ſich des Führers ſtarrer Fauſt entriſſen,
Aufſchlagend röthet dies den Huf mit Blut,
Und jenes wirft ſich raſend in die Fluth.

70.

Doch Oberſteg hat wieder Tod geladen,
Ein neu Verderben iſt dem Feind gereiſt.
Wie ein Komet auf ungemeſſnen Pfaden,
Des Volkes Schreck, durch finſtre Nächte ſchweift:
So fliegt ſein Ball und reckt ſein Gluthgefieder,
Und ſtürzt ſich mitten in die Wagen nieder,
Mit Pulverlaſt und Kugelſaat beſchwert,
Die des Geſchützes Zorn bisher genährt.

71.

Das Pulver wird im Nu vom Feu'r ergriffen,
Und Knecht und Rudrer, Floß und Wagen brennt;
Hoch wallt der See und brandet in den Riffen,
Es kracht, als ſtürze jach das Firmament.
In alle Winde flieh'n die glüh'nden Trümmer,
Den See bedecken hingeſtreute Schwimmer,
Der Abgrund ſchluckt ſie, auf ihr tiefes Grab
Wälzt ſich des Dampfes Leichentuch herab.

72.

Doch wie ſich mählich nun die ſchwarze Wolke
In Streifen theilt und durch die Sonne bricht,
Sieht Schaumburg forſchend um nach ſeinem Volke,
Und alles Unheil offenbart das Licht.
Auf ſeinem Antlitz lodert heiß die Schande,
Der Zorn zerreißt der Feldherrn-Vorſicht Bande,
Er ruft mit bleichem Mund: „Zum Strand hinan!
Längſt hat das Feuer Pforten aufgethan!

73.

Ihr Trommeln, wirbelt! flattert ſtolz, ihr Fahnen!
Im Sturm hinan! Trompeten, ruft den Muth!
Durchfliegt, ihr Flöß' und Nachen, eure Bahnen!
Zertheilet, wie des Meeres Hai, die Fluth!
Seht, wie die flachen Küſten dort euch laden!
Dort reiß' euch Rache hin auf Ehrenpfaden!
Der Franken Tapferſter ſey der geſchätzt,
Der ſeinen Fuß zuerſt an's Ufer ſetzt."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beſchluß.)

Die geiſtlichen Konferenzen. Die église française.

Bei der erſten Konferenz bezeigte ſich Abbé Lacordaire außerordentlich demüthig, und wagte kaum, wie er ſagte, die Ehre anzunehmen, die ihm der Erzbiſchof dadurch erwieſen, daß er ihn zum Konferenzprediger auserſehen. Es ſah in der Kirche ſonderbar aus. Da die Konferenzen nur für Männer gehalten werden, ſo waren ſie in dem mittlern Schiffe der Kirche wie in einer Art von Gehege vereinigt, und die armen Damen, gegen welche man ſonſt überall in Paris ſo galant iſt, mußten außerhalb des Geheges oder Geländers ſtehen oder ſitzen, und ſich behelfen, wie ſie konnten.

Faſt die ganze legitimiſtiſche oder alt-royaliſtiſche Partei war da; denn dieſe iſt es beſonders, welche ſich zu Fuße und in Kutſchen zu den geiſtlichen Konferenzen dränge, und hier einen Vereinigungspunkt findet, an welchem es ihr ſonſt ziemlich gebricht; weßhalb die Konferenzen des Abbé Lacordaire auch vorzüglich in den Tageblättern dieſer Partei gelobt werden. Vermuthlich um die Stimme des Redners zu ſchonen, da das Gewölbe der Kirche ſehr hoch iſt, hatte man die ſonderbare Vorkehrung getroffen, ein Tuch über dem Predigtſtuhl bis zu den gegenüberſtehenden Pfeilern zu ſpannen. Die Konferenz bekam dadurch ein gewaltig düſteres Anſehen, und nur die Damen außerhalb des Geheges ſtanden in ihrem natürlichen Lichte. Wer dieſen akuſtiſchen Einfall gehabt, weiß ich nicht. Bei der zweiten Konferenz war das Tuch nicht mehr über dem Predigtſtuhl, ſondern demſelben gegenüber ausgeſpannt. Auch hier hatten die Phyſiker der Notre-Damekirche fehl geſchoſſen, und bei der dritten Konferenz wird das Tuch wohl ganz wegfallen. Uebrigens hielt ſich der Redner in dem alten Gleiſe der franzöſiſchen Theologie und Dogmatik: die katholiſche Kirche ſey einig in ihrer Lehre, die Proteſtanten weichen in ihren Meinungen von einander ab und können ſich nicht unter einander verſtändigen; ergo ſey die katholiſche Kirche die wahre, die unfehlbare. Alles Reiſen, alles Zuſammenleben mit dem genialen La Mennais, alles Nachdenken über die verſchiedenen Religionen ſcheine den Abbé Lacordaire nicht weiter gebracht zu haben, als er zuvor ſtand, oder nach vielem Umherſchweifen iſt er wieder zu ſeinem alten Standpunkte zurückgekehrt. Indem ſich nun der Erzbiſchof freut, ſo viele Leute zu den von ihm angeordneten Konferenzen hinzuſtrömen zu ſehen, wird doch auch die Kirche des von ihm gehaßten Abbé Chatel und die des Abbé Anjou nicht leer. Lezterer fährt fort, ſeinem Gottesdienſte einen politiſchen Anſtrich zu geben. So feierte er am 20ſten März ein Seelenamt zum Andenken des jungen Napoleon, und hielt eine Leichenrede auf ihn. Für den Abbé Chatel wird in der St. Maurſtraße eine kleine Kirche gebaut, und zwar auf Koſten eines begüterten Geiſtlichen, der ihm beiſteht. Was doch aus dieſer Eglise française noch werden wird! Sie hat Beſtand, und ſcheint einem Theile des Pariſer Publikums zuzuſagen. Bis jezt fehlen ihr aber zwei Dinge: eine volle Anerkennung von Seiten der Regierung, welche dieſelbe bloß duldet, und leicht unter einem polizeilichen Vorwande dieſen Gottesdienſt verbieten könnte, wenn ihr viel daran gelegen wäre, und dann ein Einkommen zur Beſoldung der Kirchendiener und zur Beſtreitung der übrigen Koſten. Bis jezt begnügt ſich die neue Kirche mit dem Einſammeln fremder Gaben, und läßt ſich nicht, wie die katholiſche in Paris, für Einſegnung der Heirathen und für Todtenämter theuer bezahlen, und dies mag wohl ein Grund ſeyn, weßhalb manche Leute aus den ärmern Klaſſen ſich an dieſe neue Kirche wenden bei Heirathen, Taufen und Beerdigungen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob dies eine rechtmäßige Kirche iſt oder nicht. Als neulich auf einem Dorfe neben Paris ein Mädchen ſtarb, welches dem neuen Gottesdienſte beizuwohnen pflegte, und der Dorfpfarrer ſich weigerte, der Beerdigung vorzuſtehen, wurde von den Einwohnern ein Geiſtlicher aus der neuen Kirche geholt, und das ganze Dorf wohnte der Beerdigung bei. Die Chatelſche Kirche iſt alſo gleichſam eine Oppoſition im Kirchenfache, und wird deſto mehr Anſehen gewinnen, je unkluger ſich die katholiſche Geiſtlichkeit in Paris benimmt. So pflegt es mit allen Oppoſitionen zu gehen. Sie lehren Klugheit und Vorſicht, und verachtet die Majorität dieſe Lehren, ſo kommt die Oppoſition oben an zu ſtehen. Dg.

Genf, April.

(Beſchluß.)

Der fromme Miſſionär.

Junot verheirathete ſich bald darauf mit einem armen, aber frommen Mädchen ſeiner Gemeinde, arbeitete mit ihr fleißig und treu, ſo daß es ihnen und ihren Kindern bei ihren beſcheidenen Anſprüchen an's Leben wohl ging. Von Malans Kirche wandte er ſich ſpäter zu Empeyta's Gemeinde und Betſaal auf dem Bourg-de-four. Vorige Woche läßt ihn der Bankier H. zu ſich bitten und ſagt ihm mit Vorſicht und einiger Verlegenheit: „Herr Junot, ich habe eine Nachricht für Sie aus England: erinnern Sie ſich des Sir N., der vor einigen Jahren hier war?" — „Allerdings; geht es ihm wohl? wo iſt er jezt?" — „Ja, es geht ihm gewiß wohl; denn hochgeachtet von Allen, die ihn kannten, wegen ſeines reinen Wandels, iſt er kürzlich dort geſtorben." — „Dies ſchmerzt mich ſehr, doch iſt ihm wohl im Herrn; aber was ſteht zu Ihren Dienſten, Herr H.?" — „Was würden Sie ſagen, Herr Junot, wenn Sir N. Sie bei ſeinem Tod mit einer bedeutenden Summe zum Erben eingeſezt hätte?" — „Mich? nun, ich würde es tragen, denn Gott hätte es gegeben." — „Sie erben fünfzigtauſend Franken von ihm." — „Eine ſchwere Laſt, doch, wie Gott will." — „Wären Sie auch auf ein Mehreres gefaßt?" — „Wenn mich Gott prüfen will, ich halte ſtill." — „Nun, ſo faſſen Sie ſich! Sie ſind der einzige Erbe des ganzen großen Vermögens, das Sir N., ohne Kinder und nähere Verwandte, vor Kurzem hinterlaſſen hat; es beträgt wenigſtens ſechs Millionen Franken; ich habe alle nöthigen Papiere darüber von London empfangen, und erwarte nun Ihre Beſtimmungen, um das Geld von daher zu beziehen." — „Wie Gott will! es iſt Satan, der mich verſucht, aber es ſoll mir mit des Herrn Beiſtand wohl gelingen, ſeinen Fallſtricken zu entgehen; der Herr erbarme ſich nur meiner armen Kinder, daß ſie ſich von dem ſchnöden Mammon nicht verderben laſſen." — Junot war bisher troz allem Zureden nicht zu bewegen, das Geringſte an ſeiner Lebensart zu ändern, und was noch mehr zu verwundern iſt, ſeine Frau theilt ganz ſeine Anſicht. Nach wie vor trägt ſie den groblüchenen, dunkelbraunen Mantel, den engen, ſchwarzen Hut mit geſcheiteltem Haar und den kleinen Henkelkorb. Nach wie vor gehen ſie täglich früh an die Arbeit in den Ateliers von François und Lecoultre, wo ſie ſeit Jahren beſchäftigt ſind. Um eilf Uhr geht die Frau nach Hauſe, um nach den Kindern zu ſehen und eine gute Suppe zu bereiten, die ſie dann ihrem Mann ſelbſt in ihrem Korb bringt. Nach wie vor bewohnen ſie in einer Vorſtadt ein kleines Quartier für 150 Franken, und haben gar keine Luſt, es aufzugeben. Sie ſagen: „In unſerm Leben ſoll Alles bleiben, wie es bisher war, ſonſt bekäme Satan gewiß Gewalt über uns; er will uns locken, eine Kleinigkeit nach der andern zu verändern, und am Ende unſere Ruhe und unſern Frieden aufzugeben." — Bei dieſen Geſinnungen Junots iſt gar nicht abzuſehen, was er mit ſeinen Millionen anfangen will. Wahrſcheinlich wird er damit beginnen, der Empeyta'ſchen Gemeinde ein Bethaus zu erbauen, das ihr bisher immer noch abging. Wahrhaftig, wenn der Methodismus ſolche Schüler zieht, ſo leiſtet er mehr, als viele Kirchen und als alle Lehrſtühle der Weltweisheit zuſammengenommen!

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 28. April 1835.

Que l'insipide symétrie
Règle la ville qu'elle ennuie,
Que les tems y sont concertés,
Et les plaisirs mêmes comptés!

Gresset.

Zeitbilder aus Paris.

Longchamps.

Die Promenade nach Longchamps iſt aller Orten bekannt; allein Viele leſen Jahr aus Jahr ein von ihren Herrlichkeiten, von den ſchönen Frauen und Moden und Pferden, die man da ſieht, viele ſogar tummeln ſich ſelbſt mitten in dieſem bunten Gewimmel von Faheenden, Reitenden und Fußgängern, und wiſſen weiter nichts übee den berühmten Spaziergang, als daß er am Eingange der Champs-élysées beginnt, daß man zum einen Gitter der Barrière de l'Etoile hinaus- und zum andern wieder hereinfährt, und dann, wenn man glaubt, noch nicht gehörig geſehen zu haben, oder geſehen worden zu ſeyn, und kein Regenſchauer die Menge auseinander jagt, die Tour von vorne wieder anfängt, und ſofort, bis der Abend kommt. Ueber den Namen Longchamps, über die Entſtehung dieſer Wallfahrt werden daher dem Leſer einige nähere Details willkommen ſeyn.

Da wo die Seine, nachdem ſie Paris verlaſſen, ihre erſte Krümmung macht, indem ſie ſüdlich einbiegt, lag ein Feld, welches um ein Bedeutendes länger als breit war, und daher Longchamps genannt wurde; hier ließ Iſabelle, die Schweſter des heil. Ludwigs, im Jahre 1260 mit großer Peacht eine Abtei erbauen, unter dem Namen Notre Dame de l'humilité. Dieſe der Demuth geheiligte Stätte ward bald eines der prunkendſten Klöſter von Paris. Der König hatte ſeiner Schweſter eine bedeutende Summe dazu geſchenkt, 30,000 Livres Pariſis, was ohngefähr 400,000 Franks nach dem heutigen Werthe des Geldes ausmacht. Die Prinzeſſin ließ ſich ſelbſt unter die Kloſterfrauen aufnehmen und ſtarb 1269; ihr Leichnam bewirkte eine Menge Mirakel, worüber Agnes, die erſte Aebtiſſin, in ihrer Biographie Iſabellens ausführlich berichtet. Blanche, die Tochter Philipps des Langen, wurde gleichfalls Nonne zu Longchamps. Der König, der ſeine Tochter zärtlich liebte, beſuchte ſie zuweilen und übernachtete wohl auch im Kloſter, zumal bei hohen Feſtlichkeiten. Im Jahre 1320 erkrankte er daſelbſt; die Religioſen von St. Denis zogen in feierlicher Prozeſſion, barfüßig heean und ließen den König ein Stück vom wahren Kreuze und einen Arm des heiligen Simeon berühren, worauf Se. Majeſtät genaß. Das Jahr darauf wurde Philipp auf's Neue krank und ließ ſich nach Longchamps bringen, wo er verſchied.

Außer den beiden genannten fürſtlichen Perſonen ließen ſich eine Menge Damen vom höchſten Range hier aufnehmen; es war eine königliche Stiftung, dabei die Lage ſehr angenehm, nicht weit vom Hofe. In den ſpätern Zeiten ließen die vornehmſten Familien daſelbſt ihre Töchter bilden. Der Beitritt zu dieſer Kongregation

Digitized by Google

wurde nur ſolchen Damen geſtattet, weiche Beweiſe eines aiten, makelloſen Adels beibringen konnten.

Untee Ludwig XIV. wae Longchamps höchſt wahrſcheinlich noch nicht das Ziel einer allgemeinen Promenade in den lezten Tagen der Charwoche; Frau von Sévigné, weiche öfters ihrer Tochter ſcheeibt: „Madame *** hat die Charwoche in Longchamps zugebracht,“ wüede nicht eemangeit haben, über die Moden, die ſie geſehen, über die Damen, die am meiſten brillirt, zu berichten. Ueber die Entſtehung der Spazierfahrt iſt uns Folgendes mitgetheilt worden. Zue Zeit, wo Ludwig XV. noch in ſeine Frau Maria Leckzinska verliebt wae, wünſchte die andächtige Königin ſich einige Tage in der Charwoche in Longchamps aufzuhalten. Auf ſo lange Zeit wollte ſich Anfangs der König nicht von ſeiner Gemahlin trennen, da dieſe aber darauf beſtand, ſo wurde ausgemacht, der König ſolle ſeine Gemahlin am Charfeeitag Abend abholen; bei dieſer Geiegenheit wurden die Lamentationen des Jeeemias mit ſo viel Ausdeuck und Salbung geſungen, und von ſo reinen, friſchen, ſeraphiſchen Stimmen, daß ſich dee Monarch innigſt gerühet fühlte. Im falgenden Jahre boten die Familien der Aebtiſſin und der Stiftsdamen Alles auf, den König zu bewegen, daß er abermals der Andacht des Charfreitags in Longchamps beiwohnte: er begab ſich dahin mit der Königin, und der ganze Hof folgte. Von dieſem Tage an wurde es Mode, am Chaefreitage nach Longchamps zu faheen; die Stadt ging hin, um die Nonnen ſingen zu hören und um den Hof zu ſehen; bald wuede die Andacht Nebenſache, die Kleidung wurde weltlich, man ſah Federn und Blumen auf den Hüten dee Damen, Juwelen und reiche Stickereien und koſtbare Stoffe, glänzende Equipagen, die ſchönſten Pferde; die Herzoginnen, Marquiſinnen, die Frauen aus der höhern Magiſtratur überboten einandee in dieſem ſeitſamen, frommen Luxus, und die Financiers mit iheen Damen verdunkelten oft den Hof und den Adei. Da ſah man die Duthé in einem Wagen, deſſen Räder und Verzierungen von Stahl, wie Diamanten geſchliffen, in der Sonne funkelten und ſolchen Glanz verbeeiteten, daß ſich das Auge geblendet ſenken mußte. Die Dubarry erſchien einmal in einer Karoſſe, die ganz mit Silber eingelegt war; die Ornamente waren von den geſchickteſten Goldarbeiteen gefertigt worden. Die reichen Engländer kamen in dieſen Tagen nach Paris und ließen ihre wunderſchönen Pferde paradiren, die nicht ſelten mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen waren.

Die Aebtiſſin that das Möglichſte, um dieſe Mode zu erhalten, und waeb die beſten Sängerinnen an, die nur aufzutreiben waren; man ging ſo weit, daß man junge Mädchen aus den untern oder Mittelklaſſen aufnahm, welche mit beſonders ſchönee Stimme begabt waren. Paris erſtaunte nicht wenig, als es eines Tags erfuhr, die Tochtee eines Eſſigſieders ſey Stiftsdame zu Longchamps geworden; das Mädchen ſang wie ein Engel — heutzutage ſingen die Engel im Théâtre italien! Damals lieferte die große Oper nicht ſelten Virtuoſinnen, welche unter dem Novizenſchleier die Klagen des Jeremias ſangen. So weit wae es nach 600 Jahren mit Notre Dame de l'humilité gekommen; von da zur gänzlichen Zeeſtörung war nicht mehr weit. Dee Revolutionsſturm zertrümmerte das königliche Stift, und die Spazierfahrt nach Longchamps unterblieb eine Zeitlang. Unter dem Direktorium kam ſie wieder auf; in dee Charwoche bis zum Charfreitag Abend ſah man die Alleen der Champs-élysées neuerdings mit Equipagen und reichen Toiletten bedeckt. Das Kloſter und ſeine himmliſchen Geſänge, der Hof und ſeine Pracht, das war freilich alles verſchwunden; dafür ſah man Parvenus und ihre Frauen in griechiſchen Gewändern, mit nackten rothen Armen und diamantenen Diademen auf dee Stirne. Während des Kaiſerreichs wollte Longchamps ſich nicht recht machen; dem Helden gefiel bloß militäriſche Peacht, damals gab es Manövers und Paraden, und nach Longchamps zogen nur beſcheidene Fußgänger, demüthige Fiaker, und nur dann und wann rollte eine Karoſſe dazwiſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Nidwalden.

(Fortſetzung.)

74.

Er ſpricht's; und wie ſich die gewalt'ge Welle,
Auf hohem Meer vom Stuemeshauch gethürmt,
Zum Strande wälzt in ungezähmter Schnelle
Und jezt hochbrandend das Geſtad beſtürmt:
So kommen des Geſchwaders breite Schaaren,
Beſchwingt von tauſend Rudern, hergefahren;
Es ſchweiget das Geſchütz, der Rauch zergeht:
Sieh da, des Heers graunvolle Majeſtät!

75.

Schon kann das Ohe dee muth'gen Alpenſöhne
Der fremden Führer Kampfgebot verſtehn,
Hört drohender die kriegeriſchen Töne
Von Trommel, Pauk' und Hoen herüber wehn;
Jezt kann ihr Blick genau die Kähne trennen,
Jezt Waffen, Tracht und Angeſicht erkennen.
Doch Obermatt, Nidwaldens Stab und Hort,
Ermahnt die Seinen mit beheeztem Woet:

76.

„Heran! die ihe mit den veekranten Rohren
So oft durchdrangt dee Scheibe engſten Keeis;
Jezt eifert, jene Räubee zu durchbaheen!
Heut nimmt der Schütz den höchſten Ehrenpreis:

Digitized by Google

Die alte Freiheit gilt's, des Namens Ehre,
Und Rache für des Vaterlandes Zähre!
Euch lohnt, wenn eurem Blei der Gegner ſank,
Ein keuſches Weib und freier Enkel Dank!“

77.

Er ruft's, und hebt das krumme Horn zum Munde,
Das von der Schulter ihm zur Hüfte ſchwebt,
Und ſtößt darein, daß ſich in weiter Runde
Gebirg und Thal vom Hirtenruf belebt.
Wie glüht der Schützen Herz, in Zornes Wettern
Die nahe Macht des Feindes zu zerſchmettern!
Wie flammt ihr Feuer auf! wie wallt der Rauch
So dicht hervor aus Warte, Wall und Strauch!

78.

Und wie der hohe Zorn der ſtolzen Blitze
Der Armuth niedre Hütten übergeht;
Der ſtürzt ſich auf des Berges Felſenſpitze,
Der auf die Burg, die hoch als Herrſcher ſteht,
Der ſchlägt das Haupt der königlichen Eiche,
Der fällt den Obelisk mit raſchem Streiche:
So wählt ihr Blei im dichten Feindeskranz
Der Führer ſtolzes Haupt, der Herrſcher Glanz.

79.

Latour, der Tapfre, glüht vor allen Franken
Auf kühn erkämpftem Feindesgrund zu ſtehn;
Latour, dem ehrenwerthe Lorbeerranken,
In manchem Sieg gepflückt, die Stirn umwehn.
Er rühmt, wo auch die Tapferſten verzagen,
Sich feſten Schrittes in den Feind zu wagen;
Gern ſchleudert er für ew'gen Ruhms Gewinn
Des Lebens karge Luſt dem Tod dahin.

80.

Ein elend Dorf im Schoße der Sevennen
Bewohnte ſeiner Väter arm Geſchlecht;
Ihn ſoll mit Ruhm die fernſte Zone nennen,
So will ſein Stolz, vor eilt er im Gefecht.
Lang kämpft' er ſchon in nah'n und fernen Landen,
Er hat die Donner Vaimy's feſt beſtanden,
Die narbenvolle Bruſt bewahrt die Spur
Von ſeiner Tapferkeit auf Lodi's Flur.

81.

Verachtend ſo Geſchütz wie Feuerbränder,
Vom Fall der Kampfgenoſſen ungerührt,
Hat er, entlang zerſchoſſenem Geländer
Des Adda-Stegs, das Heer zum Sieg geführet,
Zuerſt der Brücke ſchmalen Pfad durchflogen,
Als links und rechts in blutgefärbten Wogen
Zu Tauſenden verſanken Mann und Roß,
Dahingerafft vom mördriſchen Geſchoß.

82.

Der ſpricht zu ſeiner Schaar: „O Siegsgenoſſen!
Hell winkt der Ruhm auf's Neu; raſch ſey die Fahrt!
An jenem Strand, bald iſt der Weg erſchloſſen,
Sind Ehrenkronen für den Muth bewahrt.
Du, Steurer, lenke dort nach jenen Bäumen,
Laßt, Rudrer, die zerrißne Welle ſchäumen;
Ihr Krieger, ſchließt euch helfend ihnen an,
Und wie Delphine furcht die weiche Bahn!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, April.

Mainz vormals und jezt.

Unter dem Schutze des ſegensreichen Friedens und einer weiſen Regierung erhebt ſich unſere Stadt immer mehr von dem Verfall, in welchen ſie die öftern Kriege und Belagerungen gebracht hatten, und nähert ſich wieder jenem Grade von Wohlſtande, deſſen ſie unter der Kurfürſtenzeit theilhaftig war, jedoch auf eine ſolidere, tiefer begründete Weiſe, als damals. Früher nannte man unſere Stadt das goldene Mainz; vergoldet wäre ein paſſenderer Ausdruck dafür geweſen. Der Wohlſtand von Mainz war unter der Kurfürſtenregierung ziemlich allgemein, das iſt wahr; er war aber, da er nicht aus Handel, aus Gewerbfleiß, nicht aus eigener Thatkraft hervorging, an Bedingungen geknüpft, die mit jedem politiſchen Wechſel ſeinen Untergang nach ſich ziehen mußten. Um den Kur-erzbiſchöflichen Hof von Mainz vereinte ſich eine zahlreiche diplomatiſche Vertretung der erſten und meiſten europäiſchen Kabinette; der reichſte Adel von Deutſchland, der ſeine ungemeſſenen Einkünfte von Außen zog, wählte ſeine Reſidenz an dem, dem Leben in allen ſeinen Phaſen geöffneten kurfürſtlichen Size; eine hohe und niedere Geiſtlichkeit, viele und reich dotirte Klöſter und Stifter, deren Bewohner den weltlichen Luxus nicht verſchmähten, ließen ihren Ueberfluß ausſtrömen und ſorgten für die Armuth; eine mit Recht berühmte Univerſität trug mit ihrer von Jünglingen aus faſt allen Theilen Deutſchlands gebildeten Bevölkerung ſowohl zur Aufklärung, als zum Wohlſtande der Bürger bei; das Zunftweſen, noch an ſeine feudaliſtiſche Beſchränkung gebunden, ſchüzte den Handwerker vor ſtörender Konkurrenz; die Staatsabgaben waren ſehr unbedeutend; ein ausgezeichnetes Theater, eine vorzügliche Oper ſorgten für Unterhaltung und Vergnügen; ſo ſehr ein üppiges und verſchwenderiſches Leben die Großen und Reichen auszeichnete, ſo genügſam und mäßig war der Kaufmanns- und Gewerbſtand in ſeinen Genüſſen, ſeinen Bedürfniſſen und in ſeinen geſellſchaftlichen Anſprüchen, zwiſchen welche leztere die Ariſtokratie eine ſcharfe Scheidewand gelegt hatte, in welcher aber der ſich von dem Adel und der Geiſtlichkeit nährende Bürger keine Feſſel erblickte. So lebte man allerdings ſorglos und ruhig in den Tag hinein, weil das Auskommen faſt eines Jeden geſichert war, und alle Lebensbedürfniſſe einen ſehr niedern Preis hatten. Das Regiment des Krummſtabes war mild; es herrſchte nach den damaligen Begriffen viele Freiheit; Wiz, Laune, Frohſinn charakteriſirte ſchon damals, wie jezt, den lebensluſtigen Mainzer; auch die Preſſe war frei, man begnügte ſich aber

Digitized by Google

mit Reden und druckte nichts; nur vergriffene Katechismen und Gebetbücher wurden wieder friſch aufgelegt; Mainz mit ſeiner berühmten hohen Schule hatte keine einzige Buchhandlung; ſo vortheilhaft für den Handel, an dem ſtolzen Rhein, an der Mündung des Mains, an mehreren ſich durchkreuzenden Hauptſtraßen gelegen, kannte Mainz nur die Krämerei, hatte keine Fabriken, keine Schiffahrt, keinen Sinn für höhere Merkantilſpekulationen.

In Folge der allgemeinen Erſchütterung aller alten Verhältniſſe durch die franzöſiſche Revolution wurde der kurfürſtliche Hof von Mainz vertrieben; die Geiſtlichkeit verarmte bei Aufhebung der Klöſter, der Adel wanderte aus, alle ehemaligen Quellen des Wohllebens verſiegten, die Bürgerſchaft wurde auf ihre eigene Kraft und Selbſthülfe angewieſen. Sie beſann ſich nicht lange, die ihr von der Nothwendigkeit und dem Schickſale geſtellte Aufgabe zu löſen, und wie ihr dieſes gelang, zeigen die gegenwärtigen Verhältniſſe, in welchen wir leben, zeigt die faſt gänzliche Umgeſtaltung unſerer Stadt durch Neubauten und Verſchönerungen jeder Art. An die Stellen mancher überflüſſigen Kirchen und Klöſter wurden Häuſer erbaut; ſo ſteht unter andern an der Stelle der ehemaligen Domprobſtei ein prächtiges Schauſpielhaus für mehr als 300,000 Gulden; ganze neue Straßen ſind erſtanden, in einem einzigen Jahre faſt hundert neue Häuſer erbaut, und darunter palaſtähnliche Gebäude, zu deren Errichtung die frühern Dynaſten einen Zeitraum von wenigſtens dreißig bis vierzig Jahren gebraucht hätten; die ſchönſten, mit den ausgeſuchteſten und reichſten Waaren verſehenen Laden zieren die Hauptſtraßen; wir haben Fabriken, deren Waaren ſich bis in andere Welttheile Eingang verſchafft haben; Handel und Gewerbe ſtehen in einem nie geſehenen Flor; fünf Buchhandlungen unterhalten mit eigenem Vortheil den geiſtigen Verkehr; wir haben ein reich bevölkertes, durch die Tüchtigkeit ſeiner Profeſſoren und durch die von ihm gelieferten Reſultate auch im Auslande vortheilhaft bekanntes Gymnaſium, eine Realſchule, ſo wie viele Privat-Erziehungsanſtalten von verdientem gutem Rufe; für das Unterrichtsweſen in den Provinzſtädten und auf dem Lande iſt gleichfalls durch den Oberſtudienrath die beſte Vorſorge getroffen; nicht minder iſt für das materielle Wohl der Prediger und Lehrer geſorgt, die anſtändig beſoldet ſind und auch eine Wittwenkaſſe haben; den Fremden muß es in dieſer Beziehung angenehm überraſchen, wenn er unſere, in allen Richtungen mit Kunſtſtraßen durchſchnittene Provinz bereist und in jedem Dorfe die ſchönſten Gebäude für Schulhäuſer und Pfarrwohnungen erkennt; auch die Künſte werden nicht vernachläſſigt: Malerei, Skulptur, Muſik erhalten eine zarte Pflege, nicht minder andere Humanitäts-Anſtalten, und ſo iſt nicht zu verkennen, daß das geiſtliche und ſittliche Streben unſrer Stadt in einem kräftigen Aufſchwung begriffen iſt, ſo wie der Wohlſtand derſelben, der auf dem Princip eigenen Schaffens unter kluger Benutzung der zeitlichen und örtlichen Verhältniſſe beruht, jenen der frühern Zeit nicht nur erreicht, ſondern ſogar überbietet, und daß wir nur der Ruhe und des anhaltenden Friedens bedürfen, um unſere geiſtige und materielle Exiſtenz immer mehr zu konſolidiren.

London, April.

Deutſche Produkte und deutſche Sprache in London.

England und die Engländer — worunter ich die meerumgürtete Inſel und das brittiſche Volk, nicht das ſo benannte Buch des im Parlamente immer noch ſchweigſamen Bulwer meine — haben in Deutſchland viele Gegner, um nicht zu ſagen, Feinde. Gleichwohl, ſollte ich glauben, muß eine Bemerkung, die ich eben im Begriff bin, hier niederzulegen, weil ſie dem nationalen Stolze ſchmeichelt, dem feindſeligſt geſinnten Deutſchen Freude machen. Und dieſe Bemerkung iſt keine andere, als daß die Anerkennung deutſcher Vorzüge ſich immer weiter über England verbreitet, und ſelbſt in allen Zweigen des Handelsverkehrs immer bemerkbarer wird. Vor wenigen Jahren noch konnte der Deutſche durch die Straßen Londons wandern, ohne durch einen ausgehängten deutſchen Handelsartikel an ſein Vaterland erinnert zu werden; deſto öfter begegnete er dem Aushängeſchilde: franzöſiſch. Seit den lezten Jahren, und wie es ſcheint, in ſteigender Progreſſion, tritt das Franzöſiſche zurück, das Deutſche vor, und in allen Straßen erblickt man hinter den ſpiegelnden Prachtſcheiben der Gewölbe Allerlei als deutſch empfohlen. Der Fleiſchhauer, unter deſſen Gewölbe das Klipp Klapp einer Dampfmühle die unabläſſige Wurſtfabrikation verräth, rühmt die deutſchen Würſte, und nicht er allein, auch der italieniſche Waarenhändler, der ſeinen Wurſtbedarf aus der Mühle des benachbarten Fleiſchhauers bezieht, legt auf die ausgeſtellten Exemplare Zettel, welche dieſelben mit true german saucages als veritables deutſches Fabrikat bezeichnen. Der Bäcker folgt dem Beiſpiele des ſpekulativen Handwerksgenoſſen und ſchreibt auf eine elegante Schachtel mit großen Buchſtaben: true german cakes, ächte deutſche Kuchen. Indem ich aber dieſe beiden Artikel hervorhebe, bin ich weit entfernt, auf die wahrhafte Nationalleidenſchaft der Deutſchen für Wurſt und Kuchen einen Schein von Lächerlichkeit werfen zu wollen. Ich verſichere, daß ich mehrere Male der Verſuchung unterlegen habe, die Wahrheit der Bäcker- und Fleiſchhaueraufſchriften zu prüfen, und mag ich auch nicht behaupten, daß ich die Würſte ſo gut gefunden wie in Braunſchweig, und die Kuchen ſo ſchmackhaft wie in Leipzig, ſo will ich doch kein Deutſcher ſeyn — und das wäre mir ſchmerzlich — wenn Würſte und Kuchen nicht juſt ſo ausſehen wie in Braunſchweig und Leipzig. Nein, die Urſache, warum ich gerade dieſe zwei Eßbarkeiten herausgehoben habe, iſt eine doppelte: einmal, zum Beweis, daß ſelbſt die niedrigern Volksklaſſen eine Hinneigung zu Deutſchland zu empfinden anfangen, denn ſie ſind vorzüglich die Wurſt- und Kuchenkäuſer, und zweitens, zum Beweis, daß andere Gründe für dieſe Hinneigung ſtattfinden müſſen, als die deutſche Geburt der Königin, da dieſe weder ein Liebling der niedern Volksklaſſen, noch eine beſondere Patronin der Bäcker und Fleiſchhauer iſt. Hierin liegt alſo zugleich eine Widerlegung deſſen, was die Tories ſehr geneigt ſind, als Beweggrund geltend zu machen. Dagegen mag es wohl zum Theil richtig ſeyn, daß die deutſche Sprache die jezt vielſeitig ihr zu Theil werdende Beachtung, ſo wie ihre anerkannte Erhebung zur faſhionabeln Sprache dem bemerkten Umſtande verdankt. Ich ſage abſichtlich, zum Theil, und wünſchte, mit auf Thatſachen gegründeter Ueberzeugung hinzuſetzen zu können, zum kleinern Theile; denn zur Ehre der engliſchen Ariſtokratie und ihres Geſchmacks will und kann ich nicht glauben, daß, wenn es auch ſolche unter ihr gibt, die ſich der Mode wegen zum Erlernen des Deutſchen entſchließen, es doch Viele unter ihr geben ſollte, die nach Beſiegung der erſten Schwierigkeiten und nach der flüchtigſten Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur weniger durch ihren Werth, als durch die Forderung der Mode zum weitern Fortſchreiten bewogen werden ſollten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. April 1835.

Wenn ſich der Held für ſeines Landes Freiheit
Verwegen aus dem Arm der Liebe reißt,
Da muß Sie Gott und ſeiner Kraft vertraun,
Und ſeine Ehre lieben als ſein Leben.

Th. Körner.

Nidwalden.

(Fortſetzung.)

83.

Sie ſtimmen bei mit lautem Jubelſchalle;
Schon ſind im Nu die Ruder hergeſchafft,
Der Nachen überfliegt die andern alle,
Sechs Arme rühren ſich an jedem Schaft.
Die Welle ſanst, getheilt vom raſchen Kiele,
In tiefer Furche gleitet er zum Ziele,
Das Ruder ſchallt, es ſtöhnt das Weidenband,
Der Rudrer keucht: ſo nahen ſie dem Strand.

84.

Doch von des Thurmes altergrauen Zinnen
Schau'n Unterwaldens Söhne ſtill und feſt
Der Frankenſchaar vermeſſenes Beginnen,
Wie Adler ſchauen aus dem Felſenneſt.
Hier regt in Jugendkraft die alten Glieder
Der greiſe Waſer, der von Bürgen nieder
Mit ſieben Söhnen in's Gefechte trat,
Und ſie entflammt durch Wort und kühne That.

85.

Sein Eidam, Scheuber, ſpäht durch's Eiſengitter:
Schon zielt der raſche Frank von Wolfenſchieß,
Und emſig laden ihre Büchſen Schmitter
Und Riſi, der ſein Weib in Thränen ließ.
O ihr, die reine Liebe jüngſt verbunden,
Wie ſchlägt der wilde Krieg euch tiefe Wunden!
Er reißt vom treuſten Herzen hier ein Herz,
Und wandelt freud'gen Fleiß in bangen Schmerz.

86.

Sie bat umſonſt: „Geliebter Mann, verſtoße
Mich Aermſte nicht, die nur in dir gelebt!
Wo nicht, des Lebens ſchone, das dem Schoße
Entkeimend, ſchon an's Licht der Sonne ſtrebt!
Längſt hat die Eltern mir das Grab verſchlungen;
Wer ſchützt, wenn jene Horden eingedrungen,
Dein einſam Weib im rohen Kriegerſchwarm,
Erlag im Kampfe fern der Retterarm?“

87.

Er aber ſpricht mit kaum gehaltnem Blicke,
Sein Arm umſchlingt den doppelt theuren Leib:
„O, halte nicht mit Flehen mich zurücke,
Denn nie vergebens bat'ſt du, theures Weib!

Digitized by Google

Wo ſeines Feindes Arme nicht zu zählen,
Wie dürfte da ein Arm dem Lande fehlen?
Wenn Heimkehr mir dein eein Gebet beſcheert,
Dann leb' ich dein und unſrer Väter werth!"

88.

Da holt ſie ſelber ihm die Jägertaſche
Und bringt die oft mit Preis gekrönte Wehr;
Holt dann der Traube Saft in voller Flaſche,
Zur Taufe ſonſt geſpart, geſchäftig her;
Sie läßt das Schwert um ſeine Hüfte ſchweben,
Indeß aus tiefſter Bruſt die Seufzer beben,
Und hält ihn feſt, bis Horn und Waffenſturm
Von allen Seiten ruft, von jedem Thurm.

89.

Das ſtürmt ihn fort. Sie aber ſizt in Thränen
Im ſtillen Wohngemach am öden Tiſch.
Des Abends Graun erneut ihr ängſtlich Sehnen,
Im Schlummer ſchreckt ſie banges Traumgemiſch.
Doch wie die Schlacht entbrannt am frühen Morgen,
Entſcheuchen bleicher Schreck und Mutterſorgen
Sie dem bedrohten Haus am Seegeſtad;
Sie klimmt empor auf ſteilem Bergespfad.

90.

Kirſiten ſind genannt die ſtillen Hütten
Am Bergesfuß, vom klaren See beſpült,
Von aller Welt durch Felſen abgeſchnitten,
Von hoher Bäume Schattendach gekühlt.
Nur über des Gebieges hohen Rücken,
Durch Buchenwald und finſtre Felſenlücken,
Schlingt ſich ein ſchmaler Pfad nach Stanz empor,
Fußwandeeern des Dörfchens einzig Thor.

91.

Schwerathmend ſtrebt ſie dieſen zu erklimmen;
Oft hält ſie an und ſchaut mit ſcheuem Blick,
In dem der Wehmuth bittre Tropfen ſchwimmen,
Bald nach Stansſtad, zur Heimath bald zurück.
Wie ihre Bürde an den Grund ſie hefte,
Die Angſt verleiht ihr ſtets eeneute Kräfte:
So flieht das Reh, nach kurzer Ruhe, ſchnell,
Ertönt ihm näher Horn und Hundgebell.

92.

Jezt ſteht ſie auf dem Bergeshaupte Bürgen,
Wo frei der Blick die Gegend überſchaut,
Sieht tief im Thal des Krieges Männerwürgen,
Hört gräßlich Kampfgetös und Wehelaut:
Da trägt ſie wieder fort der bleiche Schrecken,
In öder Felſenſchlucht ſich zu verſtecken;
In's nahe Dörfchen ſteigt ſie erſt hinab,
Dem das Gebieg den eignen Namen gab.

93.

Dann klimmt ſie an des Thälchens andrer Seite
Zu jenen Höhn, die Wald und Fels bedeckt;
Wie oft ſie auch auf rauhen Pfaden gleite,
Sie ſucht, bis ein Aſyl ſich ihr entdeckt;
Denn ſieh: zum Schutz vor jeder Feindesrotte
Eröffnet das Gebirg ihr eine Grotte,
Von wilder Klippen ſtarrem Wall umthürmt,
Von Laubgebüſch vor Späherblick geſchirmt.

94.

Hier endlich ſieht die Flücht'ge ſich geborgen,
Hier bleibt ſie. Nur die Brombeer im Geſträuch
Beut Koſt ihr; mehr geſättiget von Sorgen,
Verweilt ſie hier und lauſchet ſtumm und bleich
Dem dumpfen Schlachtgetoſ' im tiefen Thale.
Doch labt die Hoffnung ſie aus milder Schale,
Des Glaubens Strahl erhellt den trüben Sinn,
Und Andacht hebt die fromme Beterin.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Zeitbilder aus Paris.

(Beſchluß.)

Unter der Reſtauration lebten eine Menge religiöſer Ceremonien wieder auf, und der Hof ſelbſt erſchien bei ſolchen Gelegenheiten. Wer während der Regierung Karls in Paris war, hat Gelegenheit gehabt, den Monarchen bei der Prozeſſion, welche unter dem Namen Voeu de Louis XIII. bekannt iſt, mit der brennenden Wachskerze in der Hand hintee der Eleeiſei deeziehen zu ſehen. Der Hof beeilte ſich, die Spazierfahrten nach Longchamps wieder aufzubringen, die ſich bis jezt erhalten haben und noch immer äußerſt glänzend ſind. Jenſeits der Barrière de l'Etoile, noch weiter als der Eingang in's Gehölz von Boulogne, befindet ſich ein Meierhof, in deſſen Nähe man einige Trümmer erblickt: dieſe Trümmer waren einſt die Abtei Longchamps.

Die Promenade nach Longchamps iſt jezt das Feſt der Mode, das große Nationalfeſt der Franzoſen, das Feſt des Luxus und des Prunkes. Sobald die Karnevalsbeluſtigungen vorüber ſind, fängt es an, ſich der Phantaſie der ſchönen Frauen und der Konveeſation zu

bemächtigen, und die Beſtellungen in den Fabriken werden darnach brechuet. Der eiſige Regen ſchlägt nicht mehr wider die Fenſter, der Frühling dat die Roſenflügel entfaltet und wiegt ſich auf den grünen und weißen Zweigen der Kirſchbäume; die Pelze, der Atlas werden bei Seite gelrgt, Frühlingsgewänder umdüllen blühende Grſtalten. Für dieſes Jahr gidt es eine Menge neuer Zeuge: hier funkelt der ſeidene Doréas mit ſeinen langen Tulpen und Roſenſäulen, oder mit großen Carreaux von bunten Blumenſträußen; dort glänzt etwas ernſter und deſcheidener der Séos mit großem Laubwerk, Blau und Lila, Blau und Roſa, oder Grün und Weiß. Grün und Weiß iſt die Farbe der höbern Ariſtokratie, und der Faubourg St. Germain kleidet ſich in Séos. Dann kommt la Paléstrine und l'ogive und die Heliopolis, und wenn Ihnen das noch nicht genug iſt, ſo will ich die ganze Muſterkarte anfrollen: la fleurine pour toilette de coquetterie, mit einem entzückrnden kleinen Bouquet in drochirtem Cadre, und le taffetas des Indes, und die Memphis d'été, und die Mazulipatans, und Leinwand von Smyrna, und Atlas aus Korſika, ſo luxuös und ſo reich, und la batiste-cachemire, ſo zart, ſo leicht, ſo luftig, und die noch zärtern und luſtigern Sylphides, Stoffe von gewebtem Winde, mit Blumen vom brillanteſten Effekte, und dazu kommen Shawls von Atlas, en crèpe d'Asie, en cachemire de Chine; und jezt bedaure ich nur, daß ich nicht das Talent des Schneiders Barde deſitze, der bekanntlich eine Encyclopédie du tailleur herausgegeben, daß ich in der techniſchen Terminologie des Schneidergewerks nicht brwandert genug din, um beſchreiben zu können, welchen Schnitt die Roden bekommrn, und wie man die Paſſe der Hüte trägt, und von welchem Stoffe die Bavoirts gemacht werden; dann hätten Sie erſt einen vollſtändigen Bericht über dieſe wichtige Epoche im Leden der hieſigen ſchönen Welt, und Sie ſähen Longchamps vor ſich, als wenn Sie dort wären.

Mittwoch und Donnerſtag war wenig zu ſehen; man vertröſtete ſich auf den Freitag. Die Roben von Fleurine lagen bereits in den Boudoirs der Chauſſee d'Antin; die Fleurine iſt der Liedlingszeug der Damen drr hohen Finanz; der Faudourg St. Germain hatte ſeine grünrn und wrißen Prachtgewänder gerüſtet, die Magazine der Rue Vivienne hatten Tag und Nacht an neuen Hüten gearbeitet, die neuen Kaleſchen ſtralten in den Remiſen und Mecklenburger und Engländer wieherten muthig durch die Nacht in den Ställen, daß die petites-maitresses kaum Tages Andruch erwarten konnten; und als er angebrochen, da erdlickten ſie etwas, worüber Einige einen Schrei des Entſetzens ausſtießen, Andere ohne Weiteres ohnmächtig wurden und auf die Roden von Mazulipatans und Memphis d'été dinſanken. Schnee lag auf den Dächern, Schnee in den Straßen, Schnee in den Gärten, Schnee auf den Blüthenſchaaren der Mandel- und Pflaumenbäume, Schnee überall, einen halden Schuh hoch! Die Hauptſtadt ſchlug verwundert die Hände über dem Kopfe zuſammen, die Jungen warfen Steine in die Bäume auf den Boulevards, daß der Schnee in Maſſen auf die Vorübergehenden fiel, und Witze wurden gemacht, und Gelächter ſchallte hinüber und herüber, daß man ſich in der That keinen luſtigern Charfrritag denken kann. Im Garten des Palais-royal hielten die Limonadiers, Reſtaurateurs und Glaciers reichliche Ernte: ſie lirßen den Schnee in Körben, auf Schubkarren, in Gießkannen nach Hauſe ſchaffen; „c'est une bénédiction du ciel, qui nous arrive," rief der dicke Reſtaurateur des Café du Périgord, und ſchaufelte die koſtbare Gabe des Himmels zuſammen, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief, und führte eigenhändig mächtige Maſſen nach Hauſe. Den ganzen Winter über war kein Schnee gefallen, das Neujahr ſelbſt war trockrn vorübergegangen, das doch ſonſt gewöhnlich den Glückwünſchenden den Spaß zu verderben pflegt und die Straßen zuſchneit: nun kam auf einmal der Charfreitag und ſezte dem Frühling eine weiße Perrücke auf; die ſah gar wunderlich und poſſirlich aus, und es hätte auch weiter nichts zu ſagen gehabt, wenn es nicht eben der Charfreitag geweſen, wenn nicht die lezte Hoffnung der Damen, der Dandy's und Faſhionable's, der Schneider und Schneiderinnen und Modiſtinnen damit zu Waſſer geworden wäre.

Die Folgen dieſes Ereigniſſes ſind unberechenbar. Erſtens ſind heute einige Tauſend ſchöne Frauen höchſt unglücklich, und machen ihren Männern die Hölle heiß, um ſich am kalten Wetter zu rächen; auch iſt es möglich, daß ſie neue Anzüge haben wollen, daß ſie die für Longchamps beſtimmten vor Aerger nicht mehr anſehen mögen, daß ſie den ganzen Sommer über ſich entſchädigen wollen, daß bei jedem Konzerte, bei jeder Oper, die ſie ſehen, bei jedem Déjeuner dansant, dem ſie beiwohnen wollen, auf die Vorſtellungen des Mannes behaupten, ſie müſſen ſich für Longchamps entſchädigen, und daß die Männer nichts darauf zu erwidern wiſſen.

Wie Viele, die Longchamps würden beſucht haben, entſchließen ſich jezt in der Verzweiflung, nach St. Roche zu gehrn und den Abbé Lecoeur zu hören! Einen ſchönern Namen für einen Damenprediger kann es in der That nicht geben; ſeine Eloquenz entſpricht indeſſen nicht ganz dieſem Namen: ſie iſt mehr tief und kühn, als rührend; der Abbé Duguerry in der alten Kirche St. Germain des Prés würde ſich mit größerm Rechte l'Abbé Lecoeur nennen; er hat eine poetiſche Phantaſie, zarte, liebliche Formen, und weiß ſanfte Emotionen im Gemüthe zu erregen. Aber La Cordaire — wenn der gewaltige La Cordaire ſpricht, dann iſt Notre-Dame de

Digitized by Google

Paris zu enge, dann macht man Queue, wie wenn die Beignets de Louis XV. oder Fich-tong-kang im Palais-royal gegeben werden. Auch auf das Votum der Kammer kann der heutige Schnee Einfluß haben: es iſt möglich, daß Berryer's Rede darüber vergeſſen wird, und dann können Thiers, Guizot und der Herzog von Broglie, dann kann das ganze Conſeil mit dem Reſtaurateur des Café du Périgord ausrufen: c'est une bénédiction du ciel qui nous arrive!

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortſetzung.)

Deutſche Produkte und deutſche Sprache in London.

Ohne hier zu unterſuchen, was die engliſchen Profeſſioniſten und Krämer veranlaßt, ihren Gewerbs- und Handelsartikeln das Beiwort deutſch anzuhängen, was das engliſche Publikum für das Deutſche plötzlich ſo eingenommen hat, und auf welcher Triebfeder der Entſchluß der vornehmen Welt beruht, ſich mit der deutſchen Sprache zu befreunden, ein Beleg, daß in letzter Beziehung die Mode nur zum Theil wirkſam ſeyn kann, dürfte aus der Theilnahme ſich ergeben, welche, namentlich während der jetzigen Seaſon, einige deutſche Vorleſungen bei der ſogenannten vornehmen Welt finden. Beträfen dieſe Vorleſungen Lappalien, ſo würde der Beweis an Kraft verlieren. Vorleſungen ſolchen Inhalts ſind mir aber unbekannt, wenigſtens glaube ich nicht, daß dahin die gerechnet werden darf, von welcher ich hier einige Worte ſagen will, und die eines zahlreichern und vornehmern Auditoriums ſich zu erfreuen hatte, als ihr wohl in mancher deutſchen Stadt zu Theil geworden wäre. Ich meine die von Profeſſor Key an der Londoner Univerſität über die nahe Verwandtſchaft der alten deutſchen Sprache mit den Sprachen des ſüdlichern Europa angekündigte Vorleſung. Zuerſt gab er eine Ueberſicht der Länder, von denen es allgemein anerkannt iſt, daß die daſelbſt geredeten Sprachen teutoniſchen Urſprungs ſind. Sodann entwickelte er mit Witz und Geſchmack die Abgeſchmacktheiten, in welche die frühern Etymologen aus Unkenntniß der wahren und richtigen Grundſätze der Etymologie verfallen ſind, und verglich einige Proben ſehr glücklich mit den Reſultaten ſchlechter Wortſpielerei. Aber hohes Lob ſpendete er dem unermüdeten Fleiße, dem regen Eifer und den ſeltenen Talenten des gelehrten Jakob Grimm, deſſen Syſtem, wie er behauptete, auf unwiderlegbaren Daten ruhe. Zur Erläuterung des Geſagten warf Profeſſor Key einen Blick auf die Sprachen des alten Griechenlands und Roms, und bewies durch eine große Menge beiden Sprachen entlehnter Wortbeiſpiele, daß nach Grimms Analyſe der teutoniſche Urſprung derſelben oder wenigſtens ihre Ableitung aus der nämlichen Quelle, welcher das Teutoniſche entſprungen iſt, keinem gegründeten Zweifel unterliegen könne. Im weitern Fortgange der Vorleſung erklärte er auf die intereſſanteſte Weiſe die Verſetzung und Vertauſchung eines Konſonanten gegen einen andern in gleichbedeutenden Worten völlig verſchiedener Sprachen, und machte auf die daraus hervorgegangenen Folgen mit größter Anſchaulichkeit aufmerkſam. Zugleich zeigte er die weſentliche Uebereinſtimmung der Konjugation des Perfekts in deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Zeitwörtern, und wie auch die grammatiſchen Beugungen der Nennwörter, der Adjektive und Pronomen in jenen drei Sprachen von faſt ganz ähnlichen Geſetzen regiert werden. Hiernächſt ſtellte er vier Grundſätze auf, von denen er behauptete, daß ſie für Philologen auf der Bahn etymologiſcher Forſchungen die unentbehrlichſten Führer, die untrüglichſten Leitfäden ſeyen, nämlich: die allgemeine Verbindung der Buchſtaben, die vor- und die angehängten Buchſtaben und Sylben, die Bedeutung der Wurzelwörter und deren Vergleichung unter einander. Eine ziemliche Anzahl Beiſpiele, die beſonders darauf abzweckten, die Wahrheit des von Grimm aufgeſtellten Syſtems darzuthun, beſchloſſen die Vorleſung.

Es iſt mir gar nicht unwahrſcheinlich, daß deutſche Sprachgelehrte an dieſer Skizze weder etwas Neues, noch etwas Tadelfreies finden dürften. Wann wären deutſche Schulmonarchen gerecht geweſen? oder wann hätten Philologen überhaupt und deutſche insbeſondere je über einen Gegenſtand geſchrieben, ohne Alles zu verwerfen, was vor ihnen geſchrieben worden war, und ohne feſt zu glauben, daß ihren Schriften ein gleiches Schickſal nicht zu Theil werden werde? Allein meine Abſicht bei Erwähnung jener Vorleſung war nur, einen Beleg für die Thatſache zu geben, daß gegenwärtig in England das Intereſſe an Allem, was deutſch iſt, deutſche Politik und deutſche Preſſe nicht ausgenommen, ſich ſehr lebendig regt. Die bei Weitem größere Zahl der Zuhörer in jener Vorleſung waren Engländer; denn — beiläufig zu bemerken — unter den fünfzig- oder ſechzigtauſend Deutſchen, die man in London zählt, befinden ſich ſehr Viele, die für deutſche Literatur viel thun könnten, und ſehr Wenige, die auch nur wenig dafür thun, und ein deutſcher Gelehrter, der nach London komme mit der Hoffnung, bei ſeinen Landsleuten Aufnahme und Unterſtützung zu finden, wird bald von dieſer Hoffnung, und wenn ſie der einzige Anker war, an welchen er ſein Schiff an Englands Küſte legte, von England ſcheiden müſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Notiz.

Die für das Denkmal Schillers im März baar eingegangenen Beiträge betragen fl. 4079. 9 kr. Auch für den April ſind die Ausſichten ſehr erfreulich. Ihre Majeſtät die Königin Pauline von Württemberg haben mit einem Beitrage von 500 fl. dieſelben zu eröffnen geruht, und es ſind bereits mehrere bedeutende Beiträge ſchriftlich angekündigt. — Aus Rom iſt von Thorwaldſen die beſtimmte Zuſage eingegangen, daß die Anfertigung der Statue Schillers keinen Verzug leiden ſoll.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 30. April 1835.

Dieſe Geſeze befahl, dies ewig beſtehende Bündniß
Anfangs gleich die Natur.

J. H. Voß.
Nach Virgil (Landbau).

Von der Temperatur der Gewächse.

Nach Decandolle.

Betrachtet man das Gewächsreich in ſeiner Geſammtheit, ſo erſtaunt man darüber, einzelne Pflanzen Temperaturextremen widerſtehen zu ſehen, welche von den gewöhnlichen Temperaturverhältniſſen ſo weit entfernt ſind, daß man meint, ſie müßten durch dieſelben getödtet werden. So z. B. ſammelte ich in Balaruc Exemplare von Aster tripolium L., deren Wurzeln von Waſſer beſpült wurden, deſſen Wärme 30 Grad Reaumur betrug. Ramond fand Verbena officinalis L. in Bagnères am Ufer eines Baches, deſſen Waſſer 31 Grad Reaumur Wärme hatte. Sonnerat ſah in Oſtindien den Vitex Agnus-castus L. bei einer Quelle von 61 Gr., und G. R. Forſter fand den nämlichen Strauch am Fuße eines Vulkans der Inſel Tanna, in einem Boden, deſſen Temperatur 80 Gr. betrug. Adanſon verſichert, verſchiedene Pflanzen wachſen am Senegal und bleiben grün, obwohl ihre Wurzeln in einem Sande ſtecken, deſſen Hitze in gewiſſen Augenblicken 61 Gr. betrage. Desfontaines fand mehrere Pflanzen, die in der Nähe der heißen Quellen von Bona in der Berberei lebten, ungeachtet die Wärme jener Quellen 77 Gr. erreicht. Bei einem früher einmal im Pariſer Jardin des Plantes ſtattgefundenen Brande eines Gewächshauſes kamen alle Pflanzen um, das einzige Formium tenax (der neuſeeländiſche Flachs) ausgenommen, deſſen Blätter verbrannten, deſſen Stock aber, ohne umzukommen, jener außerordentlichen Hitze widerſtand.

Nicht weniger ausgezeichnet iſt das Vermögen der Pflanzen, der Kälte zu widerſtehen. So fand ich blühende Schneeglöckchen, welche, ohne daß ſie dadurch zu leiden ſchienen, in eine dicke Eisſchicht eingehüllt waren. Der Haſelnußſtrauch blüht im Februar und März, und erträgt, ohne zu leiden, bis zu 6 Gr. Kälte. Senebier ſah Saubohnenblumen im Herbſte eine Kälte von 5 Gr. ertragen, ohne daß ſie dadurch zu leiden ſchienen, und der Winterhuflattig erträgt bis gegen 8 Gr. Kälte. Die Eiche hält im nördlichen Europa bis gegen 25 Gr. Kälte aus, ohne zu erfrieren, und die Birke bis zu 32 Gr., Andere ſagen 36 Gr.; vielleicht ſteigt die Kälte ſogar noch höher. Getreidekörner ertragen gleichfalls, ohne dadurch Schaden zu leiden, außerordentliche Kältegrade.

Aus ſolchen Thatſachen ſchloſſen mehrere Naturforſcher, die ſich außerdem noch durch die Analogie mit einem Theile des Thierreichs hinreißen ließen, die Gewächſe beſäßen, durch ihre vegetabiliſche Lebensthätigkeit ſelbſt, und nur dadurch den Extremen der ſie umgebenden

Digitized by Google

Temperatur widerſtehen zu können, das Vermögen, ihre eigene Temperatur zu erhöhen oder herabzuſetzen.

Buffon hat zuerſt beobachtet, daß, wenn man im Winter Bäume fällt, das Innere des Stammes bei der Berührung, namentlich gegen die Mitte hin, warm erſcheint. Er will ſich davon überzeugt haben, daß jene Wärme nicht erſt durch die Einwirkung der Axt auf den Baumſtamm hervorgebracht werde. Horace Benedict de Sauſſure nahm wahr, daß der Schnee am Fuße lebender Bäume ſchneller ſchmelze, als am Fuße abgeſtorbener Baumſtämme, wonach ſich vermuthen läßt, erſtere beſitzen eine höhere innere Temperatur. Man ſuchte jene Beobachtungen genauer anzuſtellen, und John Hunter that dies zuerſt. In ein eilf Zoll tiefes, in einen Nußbaum, deſſen Stamm im Umfange ſieben Fuß maß, ſchräg hineingebohrtes Loch brachte er ein Thermometer. Die Oeffnung des Lochs verkittete er und beobachtete nun den Gang des Thermometers. Es ergab ſich, vieler Verſchiedenheiten ungeachtet, daß daſſelbe im Herbſte eine Temperatur anzeigte, welche um zwei bis drei Grade höher war als die der äußern Luft. Johann David Schöpf in Neuyork und Elas Bjerlander in Schweden haben Hunters Beobachtungen wiederholt und ausgedehnt. Das Reſultat ihrer Unterſuchungen war, daß die Temperatur vom Herbſte bis zum Frühling in einem Baume höher iſt, als in der ihn umgebenden Luft, und daß ſie im Gegentheil vom Frühlinge bis zum Herbſt niedriger iſt als leztere. Pictet und Maurice haben dieſe Beobachtungen in Genf mehrere Jahre lang wiederholt und die nämlichen Reſultate erhalten; ſie fügten aber noch eine eigene Beobachtung hinzu, die ſehr wichtig iſt, weil ſie uns unmittelbar auf die Erklärung vorſtehender Thatſachen führt. Sie ſteckten nämlich von mehreren Thermometern einige in den Stamm eines dicken Roßkaſtanienbaums und andere in verſchiedenen Tiefen in der Erde, und ſahen nun, daß die Schwankungen eines Thermometers, das die Temperatur im Innern eines Baumſtammes anzeigte, merklich mit denjenigen eines Thermometers übereinſtimmten, welches vier Fuß tief in der Erde ſteckte, ſich alſo in der mittlern Tiefe der Baumwurzeln befand. Schübler hat in neuerer Zeit ähnliche Ergebniſſe erhalten. Hermbſtädt ſah aus angebohrten Ahornſtämmen den Saft im Monat Januar flüſſig heraustreten, während der nämliche Saft gefror, wenn man ihn an die freie Luft ſtellte, woraus ſich augenſcheinlich ergibt, daß der Baumſtamm um dieſe Jahrszeit wärmer ſeyn müſſe als die Luft. Ein in den Stamm hineingebrachtes Thermometer beſtätigte dieſes Reſultat, und Hermbſtädt fand, daß der Baum + 1 Grad Reaumur zeigte, wenn die Lufttemperatur — 10 Grad betrug. Nach dem nämlichen Beobachter beſitzen auch die Knollen und Wurzeln im Winter eine höhere Temperatur als die Atmoſphäre; einige zeigten + 1 und + 1,5 Grad Wärme, wenn die Lufttemperatur — 6 und — 7 Grad R. betrug. Fleiſchige Früchte, wie z. B. Apfel, nehmen die ſie umgebende Temperatur ſchneller an.

Nach der Theorie der Leitungsfähigkeit und dem, was man vom Aufſteigen des rohen Naturſaftes, des Erdſaftes weiß, werden ſich dieſe Thatſachen nicht ſchwer erklären laſſen. Das von den Wurzeln eingeſogene Waſſer ſteigt im Stamme ſenkrecht in die Höhe und beſizt die nämliche Temperatur, welche dem Boden in der mittlern Tiefe der Baumwurzeln zukommt; es iſt alſo im Winter wärmer als die Luft, im Sommer hingegen kühler. Folglich muß es dadurch, daß es in den Baumſtamm eindringt, dieſen in der kalten Jahrszeit unaufhörlich erwärmen, und ihn in der warmen Jahrszeit in Vergleich zur Luft ſtets abkühlen.

Dieſer Einfluß des Erdſaftes wird noch durch verſchiedene Nebenumſtände vermehrt, unter denen ich vorzugsweiſe die anſehnliche Verminderung der Ausdünſtung anführe, welche während des Winters aus dem Blättermangel hervorgeht, ſo wie die beträchtlich größere Leichtigkeit, mit welcher die Sonne ſolche Stämme erwärmt, die nicht durch Blätter beſchattet werden. Beide Umſtände vereinigen ſich mit der Haupturſache, um die winterliche Wärme und verhältnißmäßige ſommerliche Kühle der Baumſtämme zu erklären. Wir erwähnen noch Einiges zur Beſtätigung dieſer Anſicht.

Den Landleuten iſt wohl bekannt, daß Bäumen und Kräutern mit oberflächlichen Wurzeln die Sommerhitze und Winterkälte mehr ſchaden, als ſolchen, die tiefgehende Wurzeln haben. Wurzeln, die der Erdoberfläche nahe liegen, laufen eher Gefahr, die Erde im Sommer durch Verdunſtung ausgetrocknet, und im Winter durch den Froſt erhärtet zu finden; will man aber ſolche extremen Fälle nicht berückſichtigen, ſo bleibt doch wahr, daß ſie des Sommers und Winters Waſſer einſaugen, welches faſt die gleiche Temperatur hat, wie die umgebende Luft, und das folglich im Sommer keine Kühlung und im Winter keine Wärme zuführt. Dagegen finden die tiefen Wurzeln im Winter ſtets erwärmtes, flüſſiges Waſſer, im Sommer aber kaltes Waſſer.

Es iſt bekannt, daß die Bäume mit wahrer Rinde im Durchſchnitt dem Froſte weit beſſer widerſtehen als die andern. Dies rührt vorzüglich daher, daß die Rinde die Hauptniederlage der ſchwer gefrierenden harzigen, gummöſen und dergleichen Säfte iſt, ferner daher, daß ſie aus einer bedeutenden Menge von Schichten beſteht und häufig, wie namentlich bei der Birke, mit einer vielfachen Oberhaut bedeckt iſt. Der leztere Umſtand macht die Birke zu dem europäiſchen Baum, der am

Digitized by Google

weiteſten gegen den Nordpol vorrückt und in den Alpen am höchſten ſteigt.

Die ſonderbare Kühle der Cocosmilch und des Saftes gewiſſer tropiſcher Früchte, die durch ihre Bekleidung vor der Lufttemperatur wohl verwahrt ſind, rührt daher, daß jene Früchte durch den Erdſaft ernährt werden, welchen die ſenkrechten Wurzeln ziemlich tief in der Erde einſaugen. Bäume von ſchwächlichem Wachsthume leiden von Kälte und Hitze mehr als kräftig vegetirende, weil ſie eine geringere Menge Erdſaft einſaugen, und es ihnen folglich ſchwerer wird, ſich vor den Extremen der äußern Temperatur zu ſchützen. Junge Bäume erfrieren und vertrocknen leichter, weil, anderer Urſachen nicht zu gedenken, ihre Wurzeln weniger in die Tiefe gehen und die geringere Zahl ihrer Schichten ihnen gegen die äußere Kälte oder Hitze ſchwächeren Schutz gewährt. Lebende Bäume haben im Winter eine höhere inwendige Temperatur als abgeſtorbene, weil ſie in ihrem Gewebe eine größere Menge Waſſers aufnehmen, das wärmer iſt als die Luft. Doch erhalten ſich auch abgeſtorbene Bäume und Pfähle im Winter ein wenig wärmer als die äußere Luft. John Hunter ſah eine abgeſtorbene Ceder ſich zwei Grad wärmer erhalten als die ſie umgebende Atmoſphäre. Letzterer Umſtand wird durch zweierlei Urſachen hervorgebracht. Einmal macht die Haarröhrchenkraft der Gefäße, daß immer ein wenig Waſſer aus der Erde in den Stamm bringt, und zweitens wird der Stamm von Zeit zu Zeit durch die Sonnenſtrahlen erwärmt und verliert, wegen ſeines innern Baues, ſeine Wärme langſamer als die ihn umgebende Luft.

Briefwechsel zwischen Marie-Antoinette und Kaiser Leopold II.

Leopold II. an Marie Antoinette.

12ten Juni 1791.

Ich habe am zwölften den Brief empfangen, den Ihr mir geſchrieben, und ſchicke den Ueberbringer noch am nämlichen Abend zurück, damit er zur rechten Zeit eintreffe; er ſcheint mir voll Eifer und Ergebenheit, man kann auf ihn zählen. Ich habe das beigefügte Papier erhalten und ſende es Euch zurück. Ich habe mit dem Grafen von Artois zu Mantua geſprochen; ich habe geſucht, ihn dahin zu bringen, daß er ſich mäßigt und nicht handelt, bevor ich es ihm ſage. Er hat den beſten Willen, er hat meine Gründe anerkannt, allein ſeine Umgebungen hetzen zu viel an ihm. Er iſt mit mir übereingekommen, daß er ruhig zu Koblenz bleiben und ſich nicht mit dem Prinzen von Condé einlaſſen will. Dieſer hat einige unbeſonnene Streiche gemacht; ſo hat er Truppen angeworben, und alle Franzoſen, die in Italien ſind, zu ſich beſchieden.

Ich bin mit dem Grafen von Artois dahin einverſtanden, daß, ſobald Ihr nebſt dem Könige in Freiheit ſeyd, wir Alle ſofort handelnd auftreten, daß man aber ohne dies nichts thun wolle, und bloß Spanien zu bewegen ſuche, daß es ſich rüſte, und mit dem Könige von Sardinien, mit den Schweizern, dem deutſchen Reiche und den gut geſinnten Mächten Europa's ſich verabrede, um eintretenden Falls, und wenn Ihr und der König es gut hießet, das Manifeſt zu publiziren, nicht im Monat Juli, wie Graf von Artois meint, ſondern wenn Alles gehörig eingeleitet und feſtgeſetzt iſt. Unterdeſſen bürge ich Euch dafür, daß weder ich, noch der Graf von Artois weder ein Manifeſt bekannt machen, noch Truppenmärſche oder irgend eine Demonſtration veranlaſſen werden. Für den Prinzen von Condé kann ich nicht ſtehen; ich werde bloß ſuchen, das Zutrauen des Grafen von Artois zu erhalten, die Sache in die Länge zu ziehen, unzeitigem Handeln vorzubeugen und einſtweilen Alles einzuleiten; ich will nichts glauben, als was mir Graf von Mercy und Baron von Breteuil durch Herrn Bombelles zu wiſſen thun; den Grafen von Artois werde ich von nichts in Kenntniß ſetzen. Möge Euer Projekt glücklich und bald ausgeführt werden. Herr Graf Mercy hat Befehl, im Falle des Gelingens, auf Euer Geſuch Euch in Allem Beiſtand zu leiſten: Geld, Truppen, Alles ſoll zu Euerm Befehl ſtehen. Man kann in dieſem Falle auf den König von Sardinien, die Schweizer und die Truppen aller Fürſten des Reiches zählen. Ich verliere Eure Intereſſen nicht aus den Augen; ich thue aber nicht dergleichen, als nehme ich Antheil daran, um keinen Argwohn zu erregen. Ich habe den Grafen von Artois geſehen; ich habe ihm Geld verſchafft, ich habe geſucht, ſein Zutrauen zu erhalten, damit ich Herr ſeiner Angelegenheiten und Projekte bleibe, und ihn nach Gefallen, und Euern und des Königs Befehlen gemäß, lenken kann.

Berechnet wohl, was Ihr riskirt, und macht wo möglich, daß Ihr aus dem Orte kommt, wo Ihr ſeyd. Befindet Ihr Euch einmal in Sicherheit, ſo müßt Ihr öffentlich gegen Alles, was geſchehen, proteſtiren, und Eure Freunde und treuen Unterthanen zu Hülfe rufen; Jedermann wird herbeieilen, und Alles wird leichter zu Ende gebracht werden, als man glaubt. Dieſes wünſcht und erwartet mit Ungeduld ein Bruder, der Euch mit zärtlicher Zuneigung ergeben iſt, der nichts wünſcht, als Euch zu dienen, der Euch aber nur auf eine Art dienen möchte, wie es Euch genehm iſt, mit der Gewißheit

Digitized by Google

des Gelingens und daß er Euch keiner Gefahr bloß ſtellt. Gebet mir bald Nachrichten, und zwar gute, und zählet Euer ganzes Leben auf meine herzliche Anhänglichkeit, ſo wie auch der König.

Ich habe durch Herrn v. Vaudreuil Eure Briefe richtig erhalten; einſtweilen arbeite ich daran, alle Mächte geneigt zu machen, daß ſie, ſobald Ihr in Sicherheit ſeyd, mit vereinten Kräften zu Euren Gunſten handelnd auftreten, oder doch, ſollte dies nicht geſchehen können, in Folge des Manifeſtes, welches zur gehörigen Zeit, und wenn Ihr es für thunlich achten werdet, publizirt werden müßte; ſonſt ſoll nichts geſchehen. Ich ſtehe Euch für die guten Geſinnungen der Mächte wie für die meinigen.

Gegenwärtig befindet ſich der Herzog von Polignac bei mir, er hatte Aufträge vom Grafen von Artois; er iſt ein ſehr feiner, kluger und gemäßigter Mann; obgleich er Euch ſehr ergeben iſt, ſage ich ihm nichts von dieſer Miſſion, noch von dem, was Ihr mir meldet. Glaubet nichts, was man Euch in meinem Namen ſchreibt oder ſagt, wenn ich es Euch nicht ſelbſt zu wiſſen thue.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beſchluß.)

Burfords Panorama von Jeruſalem.

Die beſprochene Materie iſt ihrer Natur nach eine zu abſtrakte, als daß ſelbſt die geiſtreichſte Behandlung derſelben im Stande wäre, ſie in die Liſte der Vergnügungen einzutragen, mit welchen, wie ich in meinem lezten Berichte geäußert zu haben glaube, die gegenwärtige Seaſon die gute Stadt London füllt. Dahin gehören mit beſſerm Rechte zwei Gemäldeausſtellungen von Werken lebender Künſtler, die eine unter dem Namen der british Institution, die andere unter dem der british artists, deren Kataloge jeder gegen zwölfhundert Nummern enthalten. Daß in einer ſolchen Zahl nicht lauter Meiſterſtücke ſtehen können, räumen ſelbſt diejenigen Künſtler ein, die ſich unter den Beitragenden befinden. Es iſt in der That vieles Mittelgut und manche Sudelei zu Markte gebracht worden, und da zu Ende des laufenden Monats die Mitglieder der in Waſſerfarben malenden Geſellſchaft ihre Ausſtellung öffnen — eine Ausſtellung, welche ſeit den lezten Jahren den Ruhm der ausgezeichnetſten Leiſtungen behauptet hat — und ich dann einer ausführlichern Erwähnung derſelben um ſo weniger werde unterlaſſen können, je höher die engliſchen Künſtler gerade in den Waſſerfarben über die Künſtler anderer Länder hervorragen, und je entſchiedener der Sinn der engliſchen Kunſtfreunde ſich dieſer Gattung der Malerei zuwendet, ſo nehme ich mir die Freiheit, jene beiden Ausſtellungen hiemit nur namhaft gemacht zu haben. Aber Sünde würde es ſeyn, den Bericht über einen Gegenſtand zu verſpäten, der ſeit wenigen Tagen der öffentlichen Schauluſt ausgeſtellt iſt, faſt ungetheilten Beifall findet und, wie ich höre, ſofort nach Sättigung des Londoner Publikums ſeine Reiſe nach Deutſchland antreten ſoll, ohne Zweifel zur großen Erbauung der deutſchen Frommen und zum Vortheil für Burfords Börſe.

Burford nämlich nennt ſich der Mann, der ſo eben ein, nach von Catterwood im vorigen Jahre an Ort und Stelle entworfenen Zeichnungen gemaltes Panorama von Jeruſalem der Schauluſt geöffnet hat. Der Zuſchauer ſteht auf dem Dache des Palaſtes des Pontius Pilatus, jezt der Reſidenz des ſtädtiſchen Aga. Gleich allen derartigen Rundgemälden hat auch das gegenwärtige den, wie es ſcheint, unvermeidlichen Fehler der Ermüdung in Folge der gleichmäßigen Färbung der Häuſer und der die Stadt umgebenden Scenerie. Es iſt jedoch nicht zu läugnen, daß der Künſtler alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel und ſeine ganze Geſchicklichkeit angewendet hat, den Fehler möglichſt zu beſeitigen. Die gleichmäßig dunkelbraune Farbe der Häuſer verurſacht nothwendig eine gewiſſe Schwerfälligkeit, und der Künſtler hat, nicht ohne glücklichen Erfolg, ſich bemüht, die Einförmigkeit des Effekts durch die Aufſtellung mehrerer Gruppen zu brechen, deren bunte und glänzende Trachten, indem ſie gegen das finſtere Anſehen der verfallenen Mauern und der nackten Berge angenehm abſtechen, dem Auge des Zuſchauers eine wohlthuende Erholung gewähren. Auf der andern Seite ſcheint gerade das treue Kopiren dieſer Uebelſtände für die Treue der Anſicht zu bürgen. Einer der hervorſtechendſten Punkte iſt die Moſchee Omars, das ſchönſte Denkmal rein ſarazeniſcher Baukunſt, wie man ſagt. Wie dem ſey; auf alle Fälle iſt die Moſchee ein prächtiges Gebäude, und wie ſehr auch ihr Bauſtyl mit dem Geſchmacke in Widerſpruch ſtehe, welcher treffliche griechiſche und gothiſche Bauwerke auszeichnet, ſo kann doch gewiß kein Auge ungefeſſelt und ohne Bewunderung den großartigen Bau betrachten. In einiger Entfernung hinter der Moſchee, und zwar ein wenig zur Linken, zeigen ſich die Gewäſſer des todten Meeres oder des asphaltiſchen Sees. Auf dem Dache des Hauſes des Aga, eines ſehr weitläufigen Gebäudes, ſizt dieſer hohe Staatsbeamte unter einem Zelte, ihm zur Seite ein Mufti, er ſelbſt mit ruhiger Miene im Begriff, das Strafurtheil über einige arabiſche Räuber zu fällen, die, nach den vor dem Zelte liegenden heiligen Gefäßen und Kruzifixen zu ſchließen, ſich die ungebührliche Freiheit genommen haben, ein griechiſches oder lateiniſches Kloſter zu plündern. Der Ausſpruch des Aga iſt bei einem der Räuber bereits der Vollſtreckung nahe, man ſieht es dem armen Schelme an, daß er ſofort die Baſtonade erhalten ſoll. Die Koſtüme ſind trefflich gemalt, und ihre reichen Farben ſtechen ſehr gut gegen die übrige Scenerie ab; der Künſtler hat die Kleidungen nach der Natur kopirt. Mit Einem Worte, mag man Burfords Panorama als Gemälde oder mit Rückſicht auf hiſtoriſche und bibliſche Erinnerungen betrachten, es iſt des Sehens werth, erhält großen Zulauf und wird ſich auch in Deutſchland Beifall gewinnen.

W. S.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 96:

Die Leiter.

Beilagen:

Kunſtblatt Nr. 35 und Monatsregiſter April.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Mai 1835.

B. — Es möchte angeredet ſeyn.
M. — Sprich du mit ihm, Horatio.

Shakespeare.
Hamlet.

Lieder von Ch. Wurm.

Der Markstein.

(Aus mündlicher Erzählung.)

Lang weilte beim Becher ein muntrer Geſelle,
Singt nächtlicher Weile zum Städtchen hinaus,
Und ſinget und pfeifet und wandelt nach Haus;
Die Sternelein leuchten ihm helle.
So führet ihn die ſchmale betretene Spur
Durch Anger und Heide und herbſtliche Flur,
Und zwölfmal ſchon pocht von dem Thurme die Uhr.

Hier, gehet die Sage, hier iſt's nicht geheuer:
Ein ſündiger Geiſt, aus der Ruhe gejagt,
Seit Jahren und Zeiten die Wanderer fragt,
Und leuchtet wie Schnee und wie Feuer.
Und ſiehe, dort lenket es wackelnd feldein,
Und trottelt und trippelt umher um den Rain
Und ſchleppet im klappernden Arme den Stein.

Schon ſiehet er näher und näher es kommen,
Schon ſieht er es funkeln und flackern und glühn:
Wo thu' ich ihn hin? wo thu' ich ihn hin?
„Thu' hin ihn, wo du ihn genommen!“
Und hurtig gehorcht er willkommenem Wort,
Und pflanzet den Stein an den heiligen Ort,
Und nimmer den Wanderer ſchreckt er hinfort.

Legitimität.

Geſchäftig regt ſich, Freunden nachzujagen,
Verwegen Leib und Seele dran zu wagen,
Ein junges Volk, vor andern auserkoren.

Doch glückte dir's, durch deiner Jugend Plagen
Gewandt und herzhaft dich hindurch zu ſchlagen,
Dann wirſt du umgeprägt, wohl auch geſchoren.

Der eine läßt's im Niedern ſich behagen,
Der andre, fort und fort empor getragen,
Strebt ſtolz bis zu des Throns beſonnten Thoren.

Den ſieht man eignem Herde keck entſagen,
Und Leib und Leben in die Schanze ſchlagen,
Nach Ehre eifern, der er zugeſchworen.

Doch die im Frieden über Alle ragen,
Des Himmelreiches höchſte Würden tragen,
Der Dichter wird und König nur geboren.

Digitized by Google

Das Haus.

ἐργον ἀμεινον.

Munter, Meiſter und Geſelle!
Nicht die Hand in Schoß gelegt!
Schwinget Hammer, Beil und Kelle,
Bis die Feierſtunde ſchlägt.

Ha! wie ſchnelle von der Stelle
Sich empor der Bau bewegt!
Wohlbegründet ſteht die Schwelle,
Die mich ein zur Heimath trägt.

Fenſter ſchimmern, Wände prangen,
Tiſch und Stühle ſtehn bereit;
Doch nicht ſtill wird mein Verlangen,
Weil ihr alſo einſam ſeyd.

Auf, um gaſtlich zu empfangen,
Flügelpforten thut euch weit;
Denn mit jugendſchönen Wangen
Naht die Braut im Feſtgeſchmeid.

Te Deum.

Was ich hier ſchaffe, was ich pflanze,
Ein ſchwaches Rohr iſt mir genug;
Es iſt mein Ruder, meine Lanze,
Mein Grabſcheit iſt es und mein Pflug.

Wie ſich in Reih'n die Furchen theilen,
Zu betten den gefüllten Keim,
So drängen ſich in tauſend Zeilen
Auf reiner Fläche Reim an Reim.

Denn jede Wonne, jeder Kummer
Von meinem ganzen Lebenslauf
Wacht nun nach kurzem Winterſchlummer,
Vom Frühlingshauch beſänftigt, auf.

Was erſt mit tiefen Wurzelzweigen
Sich grub in meine wunde Bruſt,
Das ſeh ich jezt gen Himmel ſteigen,
Und Dankbarſeyn wird mir zur Luſt.

So ſoll in meinem Eigenthume,
Vom erſten bis zum lezten Stein,
Jedwede Frucht und jede Blume
Dem höchſten Gott ein Loblied ſeyn.

Und denke du auf deinen Wegen,
Wenn dich ein armes Unkraut härmt,
Daß es ſich labt an ſeinem Regen
Und ſich an ſeiner Sonne wärmt.

Die musikalischen Krebse.

(Aus mündlicher Erzählung.)

Sanft gleitet das Bächlein mit murmelndem Klang,
Drin ſpiegelt ſich freudig ein Knabe,
Er füllt das Geſtade mit ſchallendem Sang,
Doch nahte kein Fiſchlein verderblichem Fang,
Da er ſchaukelt die Angel am Stabe.
Was thuſt du doch thöricht mit ſingendem Mund
Den Fiſchlein den lauernden Untergang kund?

Und wie er hell ſinget, da kroch es hervor,
Da rühret ſich's unter den Steinen,
Und es rauſchet im Schilf und es raſchelt im Rohr,
Und es kriecht ein poſſierlich geharniſchtes Chor,
Und es krabbelt umher um den Kleinen.
Der ſinget und pfeift, daß am Bächlein entlang
Der Strauch und der blühende Anger erklang.

Und ſieh da, das ſchwarze, das wimmelnde Heer,
Es horchet dem muntern Geſange,
Da tappte der loſe Verführer umher,
Er ſcheut nicht den Harniſch, er ſcheut nicht die Wehr,
Und wählte die ſchönſten zum Fange.
Nun pfeifen ſie all', wie der Knabe gethan,
Und ziehen ſcharlachene Mäntelchen an.

Nürnberg.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

Zweiter Artikel.

Weniger Veränderungen, als die Pflanzenwelt, war die Thierwelt in Deutſchland unterworfen, und ſo hatten denn die alten Germanen faſt dieſelben Hausthiere, deren wir uns bedienen und erfreuen. — Beginnen wir gleich mit dem Thiere, das ſich am meiſten an den Menſchen gewöhnt hat, das allverbreitet iſt: in Auſtralien, wo es verſpeist wird, ſo gut wie in China, wo daſſelbe geſchieht, in Kamtſchatka, wo es Hundspoſten gibt, ſo gut als in Guinea, wo haarloſe Racen gefunden werden. — Man erlaube mir einige etymologiſche Bemerkungen über das Wort **Hund** in den germaniſchen Sprachen. Im Gothiſchen heißt es Hunds, im Angelſächſiſchen Hund, bei Otfried ſteht Hunton, die Hunde. Es bedeutet wohl Jäger, wie im Angelſächſiſchen hunta, ſo noch engliſch the hunter Jäger bedeutet, womit vielleicht henden, früher ſo viel als **fangen**, übereinſtimmt. Denn bei Ulfila kommt vor: frahuntanais, d. i. den Gefangenen, gleichſam den verhundeten. Adelung leitet

Digitized by Google

es vom angelſächſiſchen huntian, herumſchweifen, her; bei alten oberdeutſchen Schriftſtellern komme vor: hunten, d. i. jagen, verfolgen; der alte Wachter hingegen fragt, ob nicht huntian, hunden, jagen, vom Hund herkomme, dem bei der Jagd ſo nothwendigen Thiere? — Man kann mit Recht annehmen, daß die alten einfachen Deutſchen, deren Hütten und Eigenthum wenig oder gar nicht von Dieben und Räubern gefährdet waren, ſich der Hunde eher zur Jagd, worauf ſie ihre groſſen, von Wildpret und reiſſenden und ſchädlichen Thieren angefüllten Gehölze hinwieſen, als zur Bewachung oder gar zum Vergnügen bedient haben werden, und daß der Name Hund, als Jäger, ſpäterhin auf Hunde jeder Art übertragen wurde. — Beſonders in den bajuoariſchen Geſetzen kommt Hund in verſchiedenen Zuſammenſetzungen vor, die ſich alle auf die Jagd beziehen; ſo Bibar-Hunt, dergleichen Hunde, wohl dachsartige, vor Alters in Bayern zur Biber- und Otternjagd, beſonders in der Ammer, dann auf der Iſar und andern bayeriſchen Gewäſſern gebraucht wurden.

Ueber die Art, die man Windſpiel nennt, ſey mir vergönnt, Einiges vorzubringen. Da das Wort ſpilen bei den ältern Deutſchen faſt jede Ergötzlichkeit, ſelbſt die mit dem Schwerte in ſich faßt, ſo läßt ſich wohl annehm n, daß es auch jagen bedeutete. Dann, könnte man ferner ſagen, wäre Windſpiel zuſammengeſezt aus Wind, d. h. Geruch — noch jezt in den Redensarten: ich habe Wind, der Hirſch windet oder windert, gewöhnlich — und aus Spiel, Jagd: alſo ein Jagdhund, der durch Geruch das Wild wittert und aufſpürt, und dann übergetragen: eine Jagd mit ſolchen Windſpielen ſelbſt. Allein die Jäger und die Naturgeſchichte belehren uns, daß die dünnleibigen Windſpiele zwar gute Solofänger, aber keine Spürhunde ſind, und ſo mögen ſie eher dieſer Dünnleibigkeit oder ihrer Windſchnelligkeit ihren Namen verdanken. — Zu merken iſt, daß Windſpiel in der Schweiz für Windsbrauſt genommen wird. — In mittelhochdeutſchen Schriften, z. B. im Sachſenſpiegel, im König Luarin, kommt auch Wind oder Wint vor. Im Freigedank heißt es: Der hofwart (Haushund) und der wind ſelten guote friunde ſind. Ebenſo wie Windſpiel ſteht Federſpiel, das eigentlich Jagd auf befiederte Thiere oder mit befiederten bedeutet, häufig als der Jagd- oder Beizvogel, der Falke, ſelbſt. Bei der Gelegenheit bemerke ich, daß die ſogenannte Jägerſprache ſchon alt iſt. Man hat ſie nur zu häufig für pedantiſchen Eigenſinn und Affektation anſehen wollen, und ärgert ſich, Thier für Hirſchkuh, Gais oder Ricke für Rehweibchen, Läufte für Füße, Gebrech für Rüſſel, Federn für Wildſchweinsborſten, Hauer für die untern Eckzähne des Ebers u. ſ. w. hören zu müſſen; allein man bedenkt nicht, daß Jäger, wie Fiſcher, Bauern und beſonders Bergleute, bei welchen daſſelbe gilt, ſolche Ausdrücke nicht auf einmal willkührlich erfunden, ſondern gern, bei dem Alten verharrend, die frühern Ausdrücke beibehalten haben, wo ſie denn, da ſie im Laufe der Zeit in der gewöhnlichen Sprache andern Namen weichen mußten, Kunſtausdrücke geworden ſind, die man den guten Leuten nicht verargen ſollte. So heißt z. B. Schweiß in der alten Sprache wirklich Blut, und ſo noch schwett in einem Theile Schwedens.

So wie der Hund auf der einen Seite wegen ſeiner Verſtändigkeit, Wachſamkeit, Treue und ſeiner Brauchbarkeit zur Jagd auch bei den alten Deutſchen geehrt und geſchäzt worden iſt, was ſich unter andern auch in den bajuoariſchen, ſaliſchen, allemanniſchen und andern Geſetzen aus dem beſtimmten Erſatzgeld für die verſchiedenen Hunde erkennen läßt, ſo hat ihm dagegen wegen anderer, weniger rühmlichen Eigenſchaften, wie bei den Orientalen, ſo auch bei unſern Altvordern ſchon frühe eine unedle, verächtliche Nebenbedeutung angeklebt. Beſonders aber war dies der Fall, als dieſe römiſch chriſtianiſirt wurden, wo dann Hund als ein beliebtes Synonym für Heide, beſonders ſlaviſchen oder wendiſchen, galt. Oft wurde Heide mit Hund zuſammengeſezt, z. B. Hundheidin, ein recht verworfener Hund. Dann galt es überhaupt als Symbol eines niederträchtigen, ſchamloſen Menſchen, wobei ich an das ſchimpfliche Hundetragen im Mittelalter und an das Aufhängen von Hunden an der Seite verurtheilter Verbrecher erinnere.

Die in menſchlichen Wohnungen ſich ſo gern aufhaltende, aber dem Menſchen weniger anhängliche Katze iſt wohl erſt ſpäter von den Galliern und Römern zu uns herübergekommen. Ihr Name wenigſtens erinnert ſchon an das Ausland. Intereſſant möchte die beiläufige Bemerkung ſeyn, daß ſelbſt Leibnitz, wohl auch verführt durch Katzenellenbogen, ſeltſam genug den Namen der alten Katten wegen ihrer ſtreitbaren Biſſigkeit von Katze hat ableiten wollen. — Weil im Sanskrit die Katze mordjarol heißt, ſo will man das deutſche Marder davon ableiten, wovon ich aber keinen Grund einſehe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Kunſtausſtellung.

Seit Anfang des vorigen Monats hat es das Tagesgeſpräch in Paris mit der Kunſtausſtellung zu thun. Sind Sie im Louvre geweſen? was iſt Ihr Urtheil über die Gemälde? was denken Sie von dieſem oder jenem Stücke? u. ſ. w. Solche Fragen mit allerlei Antworten darauf hört

man zwanzigmal im Tage. Indeſſen ſind die Künſtler dießmal doch nicht ſo glücklich, daß ihre Produkte die Aufmerkſamkeit der Einheimiſchen und Fremden ſo ausſchließlich feſſeln, wie früher. Daran ſind ſie zum Theil wohl ſelbſt Schuld. Sie hatten nicht eher geruht, und die tauſendfachen Stimmen der Tageblätter ſo lange nach ihrem Sinne erſchallen laſſen, bis eine königliche Verordnung, ihrem allgemeinen Wunſche willfahrend, ihnen eine jährliche Ausſtellung geſtattete, wogegen zuvor nur alle zwei oder drei Jahre eine ſtattfand. Sie wähnten, ſobald ihnen verſtattet ſey, jährlich die Louvreſalons und Galerien mit neuen Gemälden zu füllen, und auf Belohnung und Auszeichnung von Seiten der Regierung Anſpruch zu machen, werde das Publikum ihren Leiſtungen auch nothwendig jedes Jahr die Aufmerkſamkeit ſchenken, die es denſelben alle zwei, drei Jahre ſchenkte. Darin haben ſie aber fehlgeſchoſſen. Jezt folgen die Ausſtellungen zu ſchnell auf einander, als daß die Künſtler in der Zwiſchenzeit etwas Großes zu Tage fördern könnten. Deßhalb liefern ſie eine Menge kleiner Arbeiten, das Werk einiger Monate. Nun iſt es aber ein ermüdendes Geſchäft für das Publikum, jährlich einige Tauſende ſolcher kleinen Gemälde und Zeichnungen zu muſtern, und wenn ſich nicht viele Meiſterſtücke in einer Ausſtellung befinden, bezeigt die müßige Menge keine große Luſt, mehrmals das Louvre zu beſuchen. Die Künſtler müſſen dies bald einſehen, und vielleicht kommen ſie dahin, daß ſie ſelbſt die Zurücknahme der königlichen Verordnung verlangen. Nun fehlt es zwar dem Louvre nie an Zuſpruch; Jedermann will doch auch ſagen können, ich bin da geweſen und mir hat dies oder jenes am beſten gefallen. Am Sonnabend, wo man nur mit Billeten Einlaß bekommen kann, alſo an dem privilegirten Tage des ſogenannten beau monde, iſt es beſonders voll, und die Modenberichte in den Tageblättern ſprechen von dem Putze, den die Damen daſelbſt getragen haben. Aber leider geht ein Theil des beau monde auch nur hin, um den Putz zur Schau zu ſtellen, und die Uebrigen theilen wenigſtens ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen dem auffallenden Schmucke der Damen und den Gemälden. Ich zweifle, ob die Künſtler den Sonnabend für den günſtigſten Tag in der Woche halten, und ob ſie nicht den Sonntag vorziehen, an welchem ſich die ärmere Klaſſe beſonders hinzudrängt, die zwar nichts bei den Künſtlern beſtellt, aber ſich ganz dem Eindrucke hingibt, und ihre Gefühle ungezwungen und unverholen äußert. Uebrigens beweiſen die dreitauſend Stücke dieſer Ausſtellung wiederum, daß ſich in Frankreich, und beſonders in Paris, eine überaus große Menge von Menſchen, unter andern einige hundert Damen, mit der Kunſt beſchäftigen, einige aus bloßem Dilettantismus, aber die meiſten als mit einem eigentlichen Berufe, einem Fache, von dem ſie leben müſſen, und Unterhalt und Ruhm erwarten. Manche noch junge Künſtler verlaſſen in der Folge dieſe Beſchäftigung, wenn ſie ihren Hoffnungen nicht entſprechen will; dagegen gibt es auch manche Künſtler, beſonders ältere, welche zu den Ausſtellungen nichts oder wenig liefern, die aber doch unter die Zahl der arbeitenden Künſtler in Frankreich mit gerechnet werden müſſen. Porträts erblickt man dießmal weniger; vielleicht iſt die Direktion ſtrenger bei der Aufnahme ſolcher Stücke verfahren; denn wahrſcheinlich hat die Luſt, ſich abkonterfeien zu laſſen, ſeit dem vorigen Jahre nicht abgenommen, und den Künſtlern nicht weniger eingebracht, als ſonſt. Es würde ihnen ſchlecht ergehen, wenn die Leute nicht mehr ſo viele Porträts beſtellten; dies iſt ja ihre beſte Einnahme. Die ältern Akademiker, für welche ehemals die Ausſtellung eigentlich veranſtaltet wurde, wagen jezt kaum noch mit den jüngern Künſtlern, die zum Theil ihre Schüler ſind, einen Wettſtreit einzugehen; denn ſie wiſſen aus Erfahrung, daß ſie dabei den Kürzern ziehen. Baron Gros iſt beinahe der Vermeſſenheit beſchuldigt worden, daß er es gewagt hat, ein großes Gemälde auszuſtellen. Und in der That hätte der gute Mann beſſer gethan, wegzubleiben. Ingres hat dießmal nur ein Porträt ausgeſtellt, das keine große Senſation erregt. Es wird alſo dießmal nicht, wie bei der vorigen Ausſtellung, ein gewaltiger Streit zwiſchen den Künſtlern und dem Publikum darüber entſtehen, ob er ein gutes oder ein ſchlechtes Gemälde geliefert habe. La Roche, dem im vorigen Jahre die Krone gebührte, hat dießmal nur ein kleines, aber niedliches Gemälde, die Ermordung des Herzogs von Guiſe, ausgeſtellt; er hat andere Geſchäfte und iſt abweſend. Er heirathet ſich in die berühmte Malerfamilie Vernet, und bereitet ſich in Italien zur Ausmalung des Gewölbes der neuen Pariſer Magdalenenkirche vor. Auch von ſeinem künftigen Schwiegervater, Horace Vernet, dem Fa Preſto der neuen franzöſiſchen Kunſtſchule, iſt kein ausgezeichnetes Gemälde da. Der Mann hatte genug in der franzöſiſchen Kunſtſchule zu Rom, deren Direktor er war, zu thun, um die angehenden Penſionäre daſelbſt im Zaum zu halten, in welche alle die Luſt zum Heirathen gefahren war, und die, ſtatt Gemälde, Kinder nach Paris zurückbringen zu wollen ſchienen. Dieſer Handel ſcheint ſehr ernſt genommen worden zu ſeyn; denn es wurden darüber Berichte an die Regierung und an die Akademie erſtattet, und man hatte über die Frage, ob die von der Regierung nach Rom geſchickten jungen Künſtler auch Familienväter werden könnten und dürften, lange Berathſchlagung gepflogen. Ich weiß nicht, in welchem Sinne die Frage entſchieden worden iſt. Vielleicht hat man ſich mit dem ſo bequemen statu quo begnügt, und das Ganze dem Manches ordnenden Zufalle überlaſſen. Vernet kommt nun von Rom zurück, und möchte gern, wie es heißt, Direktor des neu vom Könige angelegten Kunſtmuſeums zu Verſailles werden, das bis jezt aber noch nicht vollendet und alſo auch nicht geöffnet iſt. Unterdeſſen hat Ingres ſeine Stelle zu Rom eingenommen, und dieſem muß es lieb ſeyn, einige Jahre aus Paris zu kommen und dem Streite über die Frage zu entgehen, ob er denn wirklich ein guter Maler ſey, oder ein ſchlechter. Wahrſcheinlich iſt er vom Erſtern überzeugt; aber eben deßhalb muß es ihn verdrießen, daß man ſo unverholen das Gegentheil behauptet. Als das Kleinod der jezigen Kunſtausſtellung wurde das neue Gemälde von Leopold Robert: „die italieniſchen Fiſcher,“ erwartet, dem der öffentliche Ruf einen eben ſo hohen Rang, als ſeinen „Schnittern in den pontiniſchen Sümpfen,“ ja einen noch höhern anwies, und das von einem begüterten Deputirten, Paturle, angekauft worden war, man weiß nicht, zu welchem Preiſe. Allein die Ankunft dieſes Gemäldes verzögerte ſich, und da es bei Eröffnung der Ausſtellung noch nicht angekommen war, ſo konnte es auch nicht mehr aufgenommen werden, nach der einmal eingeführten Regel, daß alle zur Ausſtellung beſtimmten Gemälde zuvor eingeliefert werden müſſen. Man hat ſich ſtreng an dieſes Geſez halten müſſen, um dem frühern Mißbrauche zuvorzukommen, welchem zufolge Maler von großem Rufe aus Eitelkeit oder Nachläſſigkeit erſt dann erſchienen, wenn das Publikum ſich an der Ausſtellung beinahe ſatt geſehen hatte, wodurch ſie gleichſam eine glänzende Entrée erhielten und mit dem Künſtlerplebs nicht verwechſelt werden konnten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Mai 1835.

Zu ſolchen Seligkeiten,
Vom Weichling nie erkannt,
Winkt täglich dem Geweihten
Dianens Zauberhand.

v. Wildungen.

Die Prairien.

Nach Waſhington Irving.

Vor Kurzem iſt in London ein neues Buch von Waſhington Irving erſchienen, betitelt: A tour on the prairies, by the Author of the sketch-book. Der berühmte Amerikaner ſchloß ſich im Oktober 1832 einer bedeutenden Abtheilung von Grenzjägern an, welche von Fort Gibſon aus, einem Grenzpoſten weit im Weſten am Grand-River, nahe bei ſeiner Vereinigung mit dem Arkanſas, auf Anordnung der Regierung einen großen Streifzug zwiſchen dem Arkanſas und dem Red-river unternahm, wobei ein Theil des Jagdgebietes der wilden Pawnees berührt wurde, wohin vorher noch kein Weißer den Fuß geſezt hatte. Auf einem Zuge, halb militäriſch, halb weidmänniſch, werden wir durch jene ungeheuren Wälder und Prairien des Weſten geführt, welche den Büffel und das wilde Pferd in Menge beherbergen und, noch frei von jedem feſten menſchlichen Wohnſiz, den unabhängigen, wie den halbciviliſirten Stämmen der Eingebornen, einerſeits den Pawnees und Comanches, andererſeits den Oſagen, Creeks und Delawaren im Sommer als Wildbahn und zum Schauplaz ihrer blutigen Reibungen dienen. Höchſt lebendig und charakteriſtiſch iſt die Schilderung der Landſchaften, der wilden Stämme, der mannichfachen Scenen, welche jeden Augenblick der abenteuerliche Marſch und die Jagd auf Bären, Büffel und Pferde herbeiführen. So einfach das Ganze angelegt und gehalten iſt, ſo erkennt man doch in der Ausführung überall den Dichter. Wir heben einige Scenen aus.

Das Lager und der Marſch.

Unſer Lager bot einen höchſt ergözlichen Anblick. Einige der Jäger ſchoßen nach dem Ziele, andere haſchten ſich oder rangen mit einander. Es waren meiſt junge, kräftige Leute, die zum erſtenmal einen ſolchen Zug mitmachten, voll Lebensluſt und Vertrauen auf die Zukunft; und ich wüßte nichts, was das jugendliche Blut in erſprießlichere Wallung bringen könnte, als ſolch ein wildes Waldleben, ein Zug durch eine prachtvolle Wildniß, wo es Wildpret und Abenteuer in Menge gibt. Wir ſenden unſere Jugend außer Lands nach Europa, wo ſie weichlich wird und weibiſch; ich ſollte meinen, ein Streifzug durch die Prairien wäre das wahre Mittel, ihr zu der Mannhaftigkeit, Einfalt und Unabhängigkeit zu verhelfen, welche in beſſerem Einklang mit unſern Staatseinrichtungen ſtehen. Während die junge Mannſchaft ſich ſo lärmend beluſtigte, waren die ernſtern Perſonen, der Kapitän nämlich, der Doktor und andere

Digitized by Google

Weiſe und Heerführer im Lager, im Gras um eine Grenzkarte hergelageet und pflogen Rath über den einzuſchlagenden Weg. Der Knall dee Büchſen in dieſer und jenee Richtung verkündete, daß die ausgeſendeten Weidmänner gute Geſchäfte machten. Der Strich war überaus reich an Wild; ſomit hatte man Proviant vollauf im Lager, und da nicht wenigee als zwanzig Honigbäume gefällt worden waeen, ſo ſchwamm Alles im Ueberfluß. Veeſchwenderiſch, wie Jäger ſind, ſchmausſte man an einem ſort, und nicht leicht dachte einee daran, Mundvorrath für den ſolgenden Tag zurückzulegen. Gekocht wurde auf Jägermanier, das Fleiſch an kleine Spieße von Koenelkirſchenholz geſteckt und am Feuer geröſtet, wobei es all ſeinen Saft behielt und den Gaumen des ausgeleenteſten Feinſchmeckers gekitzelt haben müßte. Nicht ſo einladend war unſer Brod: aus Waſſer und Mehl waed ein Teig gemacht und in Fett gebacken; manche gingen bei der Beeeitung noch roher zu Werk, klebten den Teig an Stöcke und röſteten ihn am Feuer. Beiderlei Sorten fand ich indeſſen in der Prairie ausnehmend ſchmackhaſt; den waheen Genuß beim Eſſen kennt keinee, der nicht Weidmanns Appetit hat.

Voe Sonnenuntergang rief uns Toni, unſee kleiner Kreole, zu einem prächtigen Mahle. Wir ließen uns auf Decken am Feuer nieder, eine mächtige Schüſſel aus Ahornwurzel ward aufgeſtellt und der Inhalt eines Feldkeſſels, beſtehend aus einem Ragout von wildem Truthahn mit Speck und Klößen von Beodteig, darein ausgeleert. Nachdem wir damit fertig waeen, wurden die Rippen eines fetten Rehbocks, welche an zwei hölzernen Spießen am Feuer beieten, vom kleinen Toni mit triumphirendem Blick vor uns in den Boden geſteckt. Da wir keine Teller hatten, ſo ward auf Weidmannsart zugelangt, das heißt Streiſen mit den Jagdmeſſeen abgeſchnitten und in Pfeffer und Salz getaucht. Tonis Kocheeei und der heeelichen Würze der Prairie muß ich zum Ruhme nachſagen, nie habe ich köſtlicheees Wildpeet gegeſſen. Unſer Getränk dazu war Kaffee, den wir in einem Feldkeſſel kochten, mit beaunem Zucker verſüßten und aus zinnernen Becheen teanken. In dieſer Manier ward auf dem ganzen Zug geſchmaust, wenn Proviant genug voehanden war, und ſo lange Mehl, Kaffee und Zucker vorhielten.

Als das Zwielicht der Nacht Platz machte, wueden die Poſten rings um's Lager ausgeſtellt, eine durchaus nothwendige Voeſicht in einem Landſtrich, wo Indianer hauſen. Das Lager bot nun einen äußerſt maleeiſchen Anblick. Hier und dort ſchimmerten die Wachfeuer duech das Dickicht, mannichfache Gruppen von Jägern daeum her: Manche ſaßen odee lagen am Boden, Andere ſtanden im rothen Schein der Flammen oder ihre Geſtalten hoben ſich dunkel davon ab. An manchen Feuern ging es ſehr laut und luſtig zu, ſchallendes Gelächter, vernehmliche, eben nicht ſeine Späße und unbändiges Geſchrei; denn das Korps war ſichtbar eine rohe, undiſciplinirte Baude, unter den wilden Burſchen auf der Grenze ausgehoben, die ſich zum Theil aus Luſt am herumziehenden, abenteuerlichen Leben, zum Theil in der Abſicht, das Land kennen zu lernen, hatten anweeben laſſen. Manche waren Nachbarskinder ihrer Offiziere und gewohnt, ſie als Ihresgleichen, als Kameeaden zu betrachten. Von der Zucht und dem Anſtand, wie ſie in einem Lager heerſchen ſollen, hatte keiner einen Begriff, keiner ſuchte eine Ehre darin, ſich durch gute Haltung in einem Dienſte auszuzeichnen, in dem er nicht zu verharren gedachte.

Während am einen Feuer ſolcher Tumult herrſchte, ließ ſich auf einmal an einem andern eine näſelnde Melodie höeen, welche ein Chor von „Vokaliſten“ in höchſt trübſeligem Pſalmtone anſtimmte. Den Voeſänger machte einee dee Lieutenants, ein langer, mageeer Mann, der, wie wir höeten, in einem Doef auf der Grenze als Schulmeiſter, Singlehree, und gelegentlich auch als methodiſtiſcher Peediger ſunktioniet hatte. Feierlich, melancholiſch tönte der Geſang durch die Nachtluſt und brachte mir die Beſchreibungen ähnlicher Geſänge in den Lagern der engliſchen Covenantees in's Gedächtniß, und wirklich, das ſeltſame Gemengſel von Geſichtern, Figuren und wundeelichen Kleidungen in unſerm Truppe müßte den Fahnen Peeiſe-Gott Barebones keine Schande gemacht haben.

Nach eilf Uhr rückte ein freundlicher blaſſer Schimmee, der Vorläuſer des aufgehenden Mondes, immer weitee am öſtlichen Himmel herauf, und jezt ſuchte ich meine Ruheſtätte. Ich hatte beſchloſſen, nicht mehr unter das Zelt zu kriechen, ſondeen hinſort gleich den Jägeen zu bivouakieen. Eine Bärenhaut unter einem Baum war mein Lager, und ein paae Satteltaſchen mein Kiſſen. Ich hüllte mich in meine Decken und fiel bald in tiefen, geſunden Schlaf, aus dem mich erſt bei Tagesanbeuch das Jagdhorn weckte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortſetzung.)

Das kluge, edle Roß, das wir Neuern ſo ſehr benützen, lobpreiſen und marteen, war ein teeuer Genoſſe des alten Deutſchen auf ſeinen Kriegsfaheten,

übrigens nach Tacitus weder an Geſtalt noch Schnelligkeit ausgezeichnet. Cäſar vertraute ſo wenig der Kraft deutſcher Pferde, daß er unter ſeine germaniſchen Söldner römiſche Pferde vertheilen ließ; doch geſtand er zu, daß ſie, wenn ſie täglich geübt wurden, ſehr große Anſtrengungen erdulden konnten. Später waren beſonders die Thüringiſchen Pferde wegen ihrer Dauerhaftigkeit berühmt, wie aus einer Schrift de mulomedicina, die dem Vegetius (zur Zeit Valentinians II.) zugeſchrieben wird, zu erſehen iſt, worin auch der Name Thüringen zuerſt vorkommt. Ueber ein Jahrhundert ſpäter überſendet der Thüringer König Hermanfried dem großen Könige der Oſtgothen, Theuderik, deſſen Nichte Amalaberga er geheirathet, mehrere treffliche ſilberweiße Pferde zum Geſchenk, die der Beſchenkte wegen ihrer Schönheit, Kraft, Schnelligkeit und Sanftmuth gar ſehr erhob. — Hier muß ich in Bezug auf die Reiterei der alten Deutſchen gelegentlich bemerken, daß wir ſchon eine Art von Dragoner bei ihnen finden. Denn Cäſar berichtet, daß ſie, wenn es Noth that, vom Pferde ſprangen und zu Fuße fochten. Ueberhaupt beſtand nach dem Tacitus ihre meiſte Kraft und ihr Uebergewicht im Fußvolk. Bei dieſem leſen wir auch, daß dem deutſchen Volke eigenthümlich war, gleich den alten, ſtammverwandten Perſern, der Pferde Vorahnung und Mahnung zu erkunden, wozu ſie ſich der weißen bedienten, die ohne alle irdiſche Arbeit auf Staatskoſten in geweihten Hainen und Waldungen ernährt und vor den heiligen Wagen geſpannt wurden, von Prieſtern und dem König oder Gaugrafen begleitet, welche auf ihr Wiehern und Schnauben Achtung geben mußten. Ohne Zweifel ſteht mit dieſem Ahnungsvermögen der Pferde jener deutſche Volksglaube im Mittelalter und noch jezt in Verbindung, daß dieſe Thiere, gleich den Hunden, Geiſter und Geſpenſter wittern können. — Bei den verwandten Scandinaviern erſcheinen gern Geſpenſter und Trollen in Pferdsgeſtalt. So gehen um des verzauberten Zauberers Gilberts Höhle auf Wiſingsei im Wetterſee viele Geſpenſter in Geſtalt von Pferden umher, wobei ich auf die eſelfüßigen Empuſen der Griechen hinweiſe. Auch bei den alten Deutſchen, ſcheint es, hat man ſich das Pferd oft geſpenſterartig, oder die Geſpenſter in Pferdsgeſtalt vorgeſtellt. — Nach Adelung ſoll noch jezt im Mecklenburgſchen Helheſt das dreibeinige Pferd bedeuten, auf dem das dortige Volk zur Zeit der Peſt den Tod hereinreiten ſah — von Hel, ſchwediſch hael, und Heſt, das iſt Hengſt, Pferd, alſo Höllen- oder Todespferd, ein Glaube, der auffallend ſogleich an das fahle Pferd des Todes in der Offenbarung, entfernter aber an das perſonifizirte Wechſelfieber der Ruſſen, das ſie lichoratka nennen, und ſelbſt an die gräßliche Perſonifikation der Cholera bei den Hindus erinnert. — Dem Verfaſſer dieſes dämmern noch zu Zeiten die ſchauderhaften Sagen auf, die er ſich als Knabe auf dem heimiſchen Fichtelgebirg von umgehenden oder in die Fenſter ſchauenden geiſterhaften Pferden erzählen ließ. Der beängſtigende, krankhafte Zuſtand im Schlafe, den wir Alp nennen — vom ſcandinaviſchen Alf, oder Elf, d. h. Berg- und Waſſergeiſt (der ephialtes und incubus der Griechen und Römer) — in manchen deutſchen Provinzen, beſonders in Franken, auch vom Volke mit dem geiſterhaften Namen Drud genannt, heißt im Angelſächſiſchen, Schwediſchen und Isländiſchen mara, in England noch jezt night-mare (Nachtmar), was leicht auf die Meinung führen kann, daß dieſes Wort mit unſerem mar, möre, mähre, d. i. Pferd, gleichbedeutend ſey.

Daß die Deutſchen ſchon zu den Zeiten des Cäſar oder Tacitus Pferdefleiſch genoſſen, davon findet ſich bei Beiden kein Zeugniß. Man möchte faſt annehmen, daß dieſer Gebrauch, von dem die chriſtlichen Heidenbekehrer und Geiſtlichen zu entwöhnen ſuchten, und den nur neuere Barbaren im Norden und in Frankreich wieder empfehlen, erſt ſpäter von den Scandinaviern auf die Deutſchen, beſonders die Sachſen, übergegangen iſt.

Bekanntlich wird das Pferd in Oberdeutſchland, beſonders Altbayern, häufig ohne den Nebenbegriff des Edlen auch Roß genannt, welches leztere nichts iſt, als das verſezte, vor Alters und bis in's fünfzehnte Jahrhundert gewöhnliche Ors; überhaupt iſt es bei den Deutſchen, wie bei den Arabern, ein je nach Geſtalt, Alter, Farbe, Eigenſchaft und Dienſt vielnamiges Geſchöpf, woraus Adelung ſchließt, daß es ein Lieblingsthier der Deutſchen geweſen ſeyn müſſe.

Von einem verwandten Thiere, das wir benützen und verachten, welchem Buffon aber eine Lobrede gehalten hat, ja welches, nach dem Glauben der Muhamedaner, unter die vier begünſtigten Thiere gehört, die einſt in das Paradies mit eingehen, finden wir keine ausdrückliche Erwähnung. Es ſcheint, daß dieſes in Aſien und Afrika einheimiſche und dort beſonders benüzte Thier erſt ſpäter nach Deutſchland gekommen iſt. Selbſt ſein Name (gothiſch asilus, angelſächſiſch esal, esol, bei Otfrid eſil) möchte dahin deuten. Er iſt augenſcheinlich aus dem häufig gebrauchten Verkleinerungswort asellus gebildet; daher wir ihn nicht mit dem gelehrten Jovius aus dem Griechiſchen, oder mit Adelung von aß oder oß, das urſprünglich ein jedes großes Thier ſoll bedeutet haben, herzuleiten brauchen. Im Breviarium werden bei Anführung des Viehſtandes auf den herrſchaftlichen Gütern Eſel mit erwähnt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Donaueſchingen, den 20ſten April.

Konzert für Schillers Denkmal.

Der Anruf des Schillervereins in Stuttgart an alle Bühnen und Kunſtfreunde Deutſchlands, zu Beiträgen für das projektirte großartige Denkmal des unſterblichen Dichters mitzuwirken, fand auch hier verdienten Anklang.

Seit fünfzig Jahren beſteht das hieſige Hoftheater, dem das Publikum durch den Eifer vieler Liebhaber der dramatiſchen Kunſt eine Reihe edler Genüſſe verdankt. Allein gerade jezt geſtatteten die Verhältniſſe und die zu Gebote ſtehenden Kräfte nicht die Erfüllung des zuerſt und natürlich ſich aufdrängenden Wunſches, durch Aufführung eines der Meiſterwerke Schillers zu dem ächt vaterländiſchen Unternehmen beizutragen. Mit freudigſter Beiſtimmung Seiner Durchlaucht des Fürſten Karl Egon von Fürſtenberg entſchloß ſich daher die hieſige Hofkapelle, unter Mitwirkung einer großen Anzahl kunſtſinniger Damen und Herren, eine muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung zu veranſtalten. Sie fand am Palmſonntag den 12ten April in einem feſtlich dekorirten, durch Schillers koloſſale lorbeerbekränzte Büſte geſchmückten Saale ſtatt, und wurde durch die Anweſenheit der fürſtlichen Familie, ſo wie durch die Gegenwart des dazu eingeladenen Sohnes und Enkels des Gefeierten verſchönert. Zahlreicher Beſuch ehrte das wohlgeordnete Unternehmen.

L. von Beethovens Paſtoralſymphonie eröffnete das Feſt, eine Sopranarie aus J. Haydns Schöpfung folgte, und die Ballade: der Gang nach dem Eiſenhammer, mit Muſik von B. A. Weber, ſchloß die erſte Abtheilung. Zur zweiten bildete Mozarts Ouvertüre der Zauberflöte den würdigen Eingang; darauf wurde G. Schwabs Romanze: der Rieſe von Marbach, mit einem Epiloge vorgetragen, und den Beſchluß machte die erſte Abtheilung aus J. Haydns Jahreszeiten: der Frühling. Alles war von ſchöner Wirkung, die durch lauten Beifall anerkannt wurde. Der reine Ertrag beſtand in 250 fl., und wurde ſofort an den Schillerverein nach Stuttgart abgeſendet.

Paris, April.

(Beſchluß.)

Der Maler Robert. Muſeen.

Man muß es der Direktion Dank wiſſen, daß ſie jezt unerbittlich iſt, und ſogar für das Robertſche Gemälde keine Ausnahme von der Regel verſtattet hat; denn was hätte ſie andern Künſtlern erwidern ſollen, wenn dieſe daſſelbe Recht verlangt hätten? Da nun Roberts „Fiſcher" zur Ausſtellung zu ſpät angekommen waren, ſo geſtattete der Eigenthümer einem der Maires von Paris, das Gemälde zum Beſten der Armen für einen Franken öffentlich ſehen zu laſſen. Kaum war dies geſchehen, ſo langte in Paris die Nachricht von dem traurigen Tode des berühmten Künſtlers an, ſo daß ſein leztes Meiſterſtück jezt dem Publikum doppelt werth und intereſſant wurde. Seitdem eilt man hin, um das Gemälde zu bewundern, und in der öffentlichen Meinung, die überhaupt dem Talente des Schweizer Malers ganz beſonders günſtig war, wiegt es einen Theil der Ausſtellung auf. Robert muß wohl nicht gewußt haben, wie beliebt ſein Talent in Frankreich war und welch glänzende Laufbahn ſeiner in Paris harrte; denn wie hätte er ſich ſonſt der Verzweiflung überlaſſen und ſeinem Leben ein gewaltſames Ende machen können? Er hätte hier eine der erſten Stellen unter den lebenden Künſtlern eingenommen, an Beſtellungen von Seiten der Regierung und der Reichen würde es ihm nicht gefehlt haben, und jedes ſeiner Werke wäre für ihn eine Aufmunterung zu neuen geworden. Ein unwiderſtehlicher Hang ſcheint ihn nach Italien getrieben zu haben, wo der Künſtler ſich vielleicht in ſeinem Elemente wähnte, aber der Menſch unglücklich war. Uebrigens ſcheint nur ein einziger Gegenſtand ihn angeſprochen und ſeinen Künſtlergenius angeregt zu haben: die Darſtellung des Volkslebens unter dem Gluthhimmel Italiens. Warum iſt er nicht hierher gekommen? die Gérard, die Gros haben ihre Rolle ausgeſpielt; Robert wäre der Glanz einer neuen Schule geworden, er hätte Ruhm und Wohlhabenheit erlangt, und ungehindert ſeiner Neigung leben und dabei eine Reihe von Meiſterſtücken zu Tage fördern können. Vom Grafen von Forbin, dem Direktor des Muſeums, iſt Einiges ausgeſtellt; allein auch die Rolle dieſes als Künſtler und Schriftſteller gleich ausgezeichneten Mannes ſcheint ausgeſpielt zu ſeyn; er ſoll an einer Gemüthskrankheit leiden und das Gedächtniß verlieren, weßhalb man ihm auch an Herrn von Cailleux, zuvor Sekretär des Kunſtmuſeums, einen Gehülfen mit dem Titel Directeur adjoint gegeben hat. Die Sammlungen im Louvre erweitern ſich immer mehr; für zwei Direktoren muß daher genug zu thun ſeyn. Schon die jährlichen Ausſtellungen geben der Direktion genug Beſchäftigung. Nun kommen noch die Gemälde- und Statuenſammlung, das ſogenannte egyptiſche Muſeum, die Vaſenſammlung, die der Töpfereien aus dem Mittelalter, die erſt angefangene Sammlung von indiſchen und chineſiſchen Alterthümern dazu, ferner eine ungeheure Sammlung von Handzeichnungen, die in Ordnung gebracht werden muß, und die beſtändigen Ankäufe, welche vorkommen; ſomit läßt ſich begreifen, daß eine ſolche Direktion von mehr als einem geſchickten Manne geleitet werden muß, indem ſie verſchiedene Kenntniſſe und Erfahrungen vorausſezt, die man ſelten bei einem Einzigen vereint findet. Auch hat die Antikenſammlung bereits einen beſondern Vorſteher, Herrn von Clarac. Dem egyptiſchen Muſeum hatte man Champollion vorgeſezt; nach ſeinem Tode iſt die Stelle wieder eingezogen worden; auch bedarf dieſe nicht ſehr bedeutende Sammlung keinen beſondern Vorſteher; aber für die geſammten orientaliſchen Alterthümer, wenn ihre Sammlung in der Folge beträchtlicher werden wird, muß zulezt doch wohl ein eigener Aufſeher ernannt werden; denn dieſes Fach erfordert ganz ſpezielle Studien und Kenntniſſe.

Dg.

Räthſel.

An meine Herrin knüpfet mich
Ein zartes Band,
Ich tanze, hüpfe ſittiglich
An ihrer Hand.
Was ich mit meinem Fuße thu',
Den Athem gibt ſie mir dazu.

Im Anbeginn bin ich ſo ſchlank
Wie ſie, und mehr;
Beim Tanzen wird manch Mädchen krank,
Ich werde ſchwer,
Und geb' den ſchwindlig raſchen Lauf
Aus Fülle, nicht aus Siechthum auf.

A. v. St.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Mai 1835.

> Die Ure ſind etwas kleiner als Elephanten, an Anſehn, Farbe und Geſtalt dem Stiere gleich, ausnehmend ſtark und ſchnell und ſchonen weder Menſchen noch Thiere, die ihnen aufſtoßen. Die Jugend übt ſich und härtet ſich ab in der Jagd auf ſie.
>
> Julius Cäſar.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortſetzung.)

Das Rindvieh war, nach Tacitus, klein und unanſehnlich; indeſſen beſtand ein großer Theil des Reichthums in Rind- und andern Viehheerden; daher im ältern Deutſch Feho ſelbſt für Vermögen ſteht. Dies ließ ſich auch bei den herrlichen Wieſen, den häufig brach liegenden Aeckern und den großen Waldhutungen des alten Germaniens erwarten.

Daß die Germanen aus ihrer Milch beſonders Käſe bereitet, wird vielfach behauptet. Cäſar ſagt ausdrücklich, daß ihre Nahrung hauptſächlich aus Milch, Käſe und Fleiſch beſtanden habe. Auch in der geronnenen oder verdichteten Milch, von der Tacitus als einer Speiſe derſelben ſpricht, findet man den Käſe; es wäre dann die gepreßte Milch in der erſten Virgiliſchen Ekloge; Andere wieder verſtehen Butter darunter. Ob dieſe wirklich ſchon damals gebraucht wurde, hat man vielfältig unterſucht. Man kann es wohl annehmen, wenn auch unter den barbariſchen Völkern, von denen Plinius erzählt, daß ſie von Milch lebten, aber den Käſe nicht kennten, dagegen die Milch zu einer angenehmen Säure (das wäre unſere Buttermilch) und zur fetten Butter verdichteten, welche ſie als Oel gebrauchten u. ſ. w., die alten Deutſchen, welche bekanntlich oft vorzugsweiſe auch von den ſpätern Römern Barbaren genannt werden, nicht mit einbegriffen wären. Plinius erwähnt anderwärts, daß die Butter unter die beliebteſten Speiſen der Barbaren gehöre, durch deren Genuß ſich beſonders die Reichen von den Aermern unterſchieden. Bei der Gelegenheit beſchreibt er ein Butterfaß, das dem jezt in den meiſten Gegenden Deutſchlands gebräuchlichen ganz ähnlich iſt. — Das Wort Butter ſelbſt iſt ausländiſch, nach Conring käme es von den Scythen, wiewohl Griechen und Römer nach ihrer beliebten Weiſe es für griechiſch halten, wo es denn, wörtlich genommen, Kuhkäſe bedeuten würde. Sie ſelbſt, nebſt andern Völkern, die köſtliches Baumöl gebrauchten, bedienten ſich der Butter mehr zu Salben und zu mediziniſchem Gebrauch. — Beiläufig erwähne ich noch, daß das melca des Galenus, welches er für ein römiſches Wort hält, echtdeutſchen Urſprungs iſt, ſoviel als Milch oder Molken, Gemolkenes, womit ja auch das griechiſche amelgein, augenſcheinlich unſer melken, übereinſtimmt, und daß es unſere Sauer- oder auch Buttermilch bedeutet, welche ja, wie wohl bekannt, die von Galenus dem melca nachgerühmten kühlenden Eigenſchaften beſizt. Von einer

Sennenwirthſchaft bei den benachbarten Alpenbewohnern ſpreche ſchon, meint man, Columella, bei welchem übrigens der, auf das Sanskrit und die Zendſprache zurückführende Name unſerer Kuh in ceva verwandelt vorkommt.

Aus den Geſetzen der Alemannen geht hervor, daß dieſe, ſchon durch die Natur ihres Landes dazu ermuntert, ſich beſonders mit Viehzucht beſchäftigten. Auch lieſt man in den verſchiedenen alten Geſetzen, daß man die Rinder, ſo wie jedes andere auf die Weide getriebene Vieh, um bei den ausgebreiteten und waldigen Hutungen die Verlaufenen leichter wieder zu finden, mit Schellen (skella) zu verſehen pflegte, deren Entwendung namentlich im Saliſchen Geſetz ſtreng verpönt war. In ältern Zeiten, wenigſtens noch zur Zeit des Gregorius von Tour, wurde nur mit Rindern, beſonders mit Kühen gepflügt; das Pferd diente zur Jagd und zum Kriege. Auch zum Fuhrwerk wurden jene mehr als dieſes gebraucht; noch die Merovägiſchen Könige fuhren auf Ochſenwagen in die Volksverſammlung. — In einem, vom Engländer Joſeph Strutt 1775 bekannt gemachten angelſächſiſchen Bilderkalender aus dem eilften Jahrhundert, der aber unſtreitig auf den Gebrauch und die Sitte früherer Jahrhunderte hinweiſt, finden wir bei den Ackerarbeiten bloß Kühe oder Ochſen, nebſt Leibeigenen mit ſklaviſch-gemeiner Geſichtsbildung und Haltung, dagegen den Gutsherrn ſelbſt als ſtattlichen, bärtigen Jäger mit dem Falken in der Hand, auf einem Pferde ſitzend, abgebildet. Rinder wurden auch als Tribut bezahlt. Nach des Tacitus Annalen (l. IV.) mußten die Frieſen, deren Marſchland beſonders zur Rindviehzucht geeignet war, einen jährlichen Tribut von Ochſenhäuten, ſpäter auch von Auerochſen an die Römer entrichten. Noch ſpäter finden wir, daß die zinspflichtigen Sachſen dem Frankenkönige jährlich 500 Kühe für die königliche Küche abliefern mußten; ein Tribut, den ihnen Dagobert zur Zeit, als er mit den Slaven in feindliche Berührung kam, erließ, um jene zum Kampf gegen dieſe zu gewinnen.

Wir kommen jezt auf die eben erſt erwähnte Abart, von der übrigens, wie Oken meldet, unſer zahmes Rindvieh abſtammen ſoll. — Der Name Ur, latiniſirt urus, dafür angelſächſiſch wild-oxa, iſt unſtreitig uralt und weiſt auf das ſanskritiſche ursha (Ochs) hin. Denn wenn auch Makrobius bemerkt, daß urus ein keltiſches oder galliſches Wort ſey, ſo wiſſen wir ja, daß bei Griechen und Römern oft für keltiſch galt, was eigentlich germaniſch war und mithin zum indogermaniſchen Sprachſtamme gehörte. Bereits hat Wachter bemerklich gemacht, daß ſchon die alten Deutſchen Ur oder gedehnt Aur mochten ausgeſprochen haben. In mittelhochdeutſchen Schriftwerken, z. B. im Nibelungenlied, V. 3762, finden wir Ure, und Klopſtock in ſeinen Bardietten und nach ihm Andere haben Ur für Ur- oder Auerochs wieder in die deutſche Sprache eingebürgert.

Wie ſchon Dietrich von Stade (Erklärung etlicher deutſcher Wörter in Lutheri Bibelüberſetzung) bemerkt, bedeutet ur ſoviel als urſprünglich, und außerdem ſo viel als wild, und „es ſey daher Auerochs, Auerhahn und dergleichen nicht von Au herzuleiten, ſondern von einem dehnenden Dialekt, wo man Auer für Ur geſagt.“ Auch im Schwediſchen hat die Partikel ur den Begriff des Anfangs, was wir gleich in unſerem „Urwelt“ finden; aber der Begriff des Anfänglichen und des Unverlezten, Wilden, Rohen fällt gern zuſammen, ſo in Urwald, wobei wieder bemerkt werden kann, daß wild und Wald nach Sinn und Laut verwandt ſind. So ſind wild nicht blos die im Walde herumſchweifenden Thiere, ſondern früher auch Menſchen (jezt die Wilden); wilder Honig iſt Honig von Waldbienen, Waldmann, z. B. im Luarin, ein wilder, im Walde lebender Mann, gerade wie der alte einſiedleriſche Scherasmin im Oberon ſowohl wilder Mann, als Waldmann genannt wird. Daſſelbe gilt bei dem in deutſchen Wäldern früher ſo häufigen Ur- oder Auerhahn, d. i. wilder oder Waldhahn (däniſch und isländiſch Urhan), ferner bei Urgaas, wilde Gans. Auch hieß vor Alters die wilde Katze Urkatte, der wilde Eber, z. B. im Saliſchen Geſetz, Urbeer, die wilde Sau Urkempe.

Der Ure erwähnen beſonders Cäſar und Plinius. Ihre Jagd war eine gefährliche und darum ein Hauptvergnügen der alten Deutſchen, denen das Horn derſelben, oft mit Silber eingefaßt, zugleich als Siegeszeichen und als Trinkgefäß diente. Wie der Mönch von St. Gallen berichtet, hat ſich noch Karl der Große mit der Auerochſenjagd erluſtigt; auch ſollen ſich noch jezt, wie wenigſtens van der Hagen im Gloſſar zum Nibelungenlied anmerkt, deren in Preußen und Polen befinden. Nach Andern wäre — unglaublich! — der Ur ausgeſtorben und von ſeinem Daſeyn zeugten bloß noch Knochen in Torfmooren.

Unter den wenigen Thieren, die das dem rauhen Scythien angrenzende Germanien hervorbringe, erwähnt Plinius (H. N. 8, 15.), außer dem Auerochſen, des gemähnten Biſons. Er iſt wohl eins mit dem im Nibelungenliede, V. 368., da wo die Rede iſt von der verhängnißvollen Jagd im Odenwald, erwähnten Wiſent, altnordiſch visundr, althochdeutſch wiſant, wiſunt. — Biſon und wiſent mögen von Einer Wurzel abſtammen, wohl nicht vom alten biſen, d. h. wüthen, verwandt mit beißen, noch weniger von Wieſe, Waſen, weil das Thier beſonders Sumpfwieſen liebe; vielleicht am erſten von wiſan, zeigen, weiſen, davon althochdeutſch wiſel, neuhochdeutſch Weiſel, d. i. Führer, König, zumal der Bienen, isländiſch visir; alſo hieße wiſand, viſundr

der Weiſende, Anführende (König der Rinder), wie J. Grimm vermuthet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Prairien.

(Fortſetzung.)

Auf das Signal mit dem Horn rückten Schildwachen und Patrouillen ein und wurden entlaſſen. Die Jäger hatten ſich erhoben, und nicht lange, ſo herrſchte ringsum das rührigſte Leben. Während die einen Holz hieben, Feuer machten und das Frühmahl bereiteten, klopften andere ihre ſchmutzigen Decken aus und rüſteten Alles zum Abmarſch, noch andere brachen durch's Dickicht, fingen die Pferde ein und führten oder trieben ſie in's Lager. Während dieſes Durcheinanders erſcholl der Wald von Geſchrei, Jubel und lautem Gelächter. Als Alles gefrühſtückt hatte, ſämmtliches Geräthe und Lagerzeug zuſammengemacht und auf die Packpferde geladen war, gab das Horn das Zeichen zum Satteln und Aufſitzen. Um acht Uhr ſetzte ſich der ganze Trupp in einer langgeſtreckten Linie in Bewegung, mit Geſchrei und Halloh und manchem Fluch auf die langſamen Packpferde, und über ein Kleines war der Wald, den ein paar Tage lang ſo ungewohnter Lärm erfüllt, ſeiner alten Stille und Einſamkeit wiedergegeben.

Es war ein herrlicher, ſonnenheller Morgen, eine köſtliche, durchſichtige Luft, in der ſich das Herz ordentlich in Wonne badet. Unſer Weg führte uns dem Arkanſas entlang durch eine reiche, wechſelnde Landſchaft. Bald ging es über aufgeſchwemmten Boden, mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, wo ſich die wilden Reben um die rieſigen Bäume ſchlangen und wie Takelwerk von den Aeſten niederhingen; bald an langſamen Bächen hin, deren ſchwacher Waſſerfaden kaum eine Reihe glatter Tümpel verband, welche gleich Spiegeln, in den ernſten Rahmen des Waldes gefaßt, dalagen und ſein herbſtliches Laub und Stücke des blauen Himmels abmalten; bald zerriſſene, felſige Hügel hinan, von deren Höhen wir weiter Ausſichten genoſſen, hier über ferne Prairien, von Büſchen und Wäldern durchſchnitten, dort über einen Strich blauer, dunkelnder Höhen, jenſeits der Waſſer des Arkanſas. Unſer Zug paßte vollkommen zu der Landſchaft: die Marſchlinie über eine halbe Meile lang durch Holz und Gebüſch, durch die Defileen der Hügel auf und ab hingeſtreckt; die Leute in buntſcheckigem, ſeltſamem Aufzug, lange Büchſen über der Schulter und auf Roſſen von allen möglichen Farben. Jeden Augenblick wollten die Packpferde aus der Reihe brechen, um links und rechts das Gras abzuweiden, und wurden von Toni und ſeinen farbigen Kameraden unter vollen Ladungen kauderwelſcher Flüche wieder zurechtgeprügelt. Hin und wieder ließ ſich an der Spitze der Kolonne das Horn hören, Nachzügler zurückzurufen und die Marſchlinie anzudeuten, und hallte durch Wälder und Schluchten. Die ganze Scene erinnerte mich lebhaft an die Beſchreibungen von den Raubzügen der Buccaniers in den Wildniſſen von Südamerika gegen die Niederlaſſungen der Spanier.

Gegen drei Uhr lagerten wir in einem lieblichen Grunde, unter Gruppen hochſtämmiger Eichen, neben einem hübſchen fließenden Waſſer. Die Pferde wurden nun geſpannt, das heißt, ihnen die Vorderfüße mit Stricken oder Riemen loſe gebunden, daß ſie ſich nicht frei bewegen und ſich vom Lager entfernen konnten, worauf man ſie graſen ließ. Ein Haufen Jäger, die beſten Waidmänner, zerſtreuten ſich nun nach allen Seiten nach Wildpret. Kein Geſchrei, kein Gelächter im Lager, wie am Morgen: Alles war entweder an den Feuern mit dem Abendmahl beſchäftigt, oder ruhte im Graſe aus. Nicht lange, ſo hörte man ringsum Schüſſe krachen, und bald kam ein Jäger mit einem hübſchen Rehbock quer über dem Pferde in's Lager geritten. Eben als die Nacht anbrach, entſtand gewaltiger Jubel am einen Ende des Lagers, und alsbald erſchien ein Trupp junger Burſche, die einen Kameraden auf den Schultern trugen und mit ihm im Triumph an den Feuern umherzogen. Er hatte ein Elendthier geſchoſſen, und zwar das erſte in ſeinem Leben, und gleichfalls das erſte, deſſen man auf dem Zuge habhaft geworden. Der junge Jäger war für den Abend der Held des Lagers, und Gaſtgeber dazu, denn bald wurden an allen Feuern Stücke von ſeinem Elend gebraten.

Am andern Morgen erwachte ich vor Tages Anbruch am kläglichen Geheul eines Wolfes, der, gelockt vom Geruche des Wildprets, um das Lager herſtrich. Kaum zeigte ſich der erſte graue Lichtſtreif am Morgenhimmel, ſo fing ein junger Burſche in einem der entlegenern Quartiere an wie der Hahn zu krähen, ſo kräftig und klar, ſo ſchön ausgehalten, daß es dem älteſten Meiſter des Hühnerhofs Ehre gemacht hätte. Alsbald ließ ſich an einem andern Fleck, wie wetteifernd, ein zweiter hören, und jezt wurde es laut von Quartier zu Quartier: Hennen gakerten, Enten ſchnatterten, Truthühner glukſten, Schweine grunzten, und es ward uns nicht anders, als wären wir mitten in einen Bauernhof verſezt, und alle ſeine Bewohner ſtimmten ihr vielſtimmiges Konzert an.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

Accident-makers. Geſchichte eines Selbſtmörders.

Mitten durch die Luſt des Schauens, der Muſik und des Tanzes, in welcher jezt die höhern Kreiſe Londons ſich bewegen, tönt bisweilen ſchrillend ein Mißlaut des Schmerzes, der Verzweiflung und des Selbſtmordes, und gibt nur zu vollgültiges Zeugniß, daß, wie Hütten neben Paläſten, Armuth neben Reichthum, ſo Laſter neben Tugend und Edelmuth neben der niedrigſten Verworfenheit ſtehen. Glücklicherweiſe ſind die blutigen Geſchichten, welche in Geſellſchaften von Mund zu Mund und aus einer Zeitung in die andere übergehen, oft bloß Erdichtungen. Wer, im Auslande lebend, den ſittlichen Charakter Londons nach den von den öffentlichen Blättern erzählten Vorfällen beurtheilt, muß London für einen Pfuhl von Laſtern, und es geradezu für unmöglich halten, ſeines Lebens und ſeines Eigenthums hier ordentlich froh zu werden. Glücklicherweiſe iſt, wie geſagt, der Schein ſchlimmer, als die Wirklichkeit, und man braucht nicht die zwei Bände eines Verbannten aus Erin oder Lebensgeſchichte eines verſchämten Irländers — The exile of Erin or history of the sorrows of a bashful Irishman, 1835 — geleſen und ein Duzend glücklicher Einfälle mit einem halben Duzend gelangweilter Stunden bezahlt zu haben, um zu wiſſen, daß die meiſten Zeitungsredaktionen arme Scribenten beſolden, deren Amt es iſt, die Straßen zu durchwandern, Alles, was das Intereſſe der Leſer anzuregen verſpricht, zu notiren und dann in beliebiger Darſtellung unter den Preßbengel zu ſchieben. Da nach der Zeile bezahlt wird, wird auch nach der Zeile geſchrieben, und wo das Reich der Wirklichkeit ſich zu beſchränkt erweiſt, die Schranke der Phantaſie geöffnet, woraus denn die gemachten Vorfälle entſtehen, deren Verfaſſer den Namen accident-makers tragen. Ein geübtes und mit den Grundſäzen dieſer luſtigen Berichterſtatter einigermaßen vertrautes Auge iſt nicht leicht zu täuſchen. Es lächelt oft beim Ueberblicken von Begebenheiten, welche in andere Augen Thränen bringen, es lächelt, denn es erkennt, daß der Reporter ſelbſt über den Schaudern ſeiner Erfindung gelacht hat, und während die Thränen noch in den gerührten Augen glänzen, meldet die nächſte Zeitungsnummer, der und der Paragraph ſey bei näherer Unterſuchung mit der Wahrheit nicht übereinſtimmend befunden worden. Kommt dieſe ehrliche Berichtigung vom Herausgeber des Blattes? Keineswegs; ſie kommt aus derſelben Feder, welche geſtern den gräßlichen Vorfall berichtete. Die abſichtliche Täuſchung bleibt uneingeſtanden, das getäuſchte Auge freut ſich, daß ſeine Thränen keiner Wahrheit gefloſſen ſind, und der täuſchende Scribent ſummirt zu ſeiner Honorarberechnung die Zahl der durch die ehrliche Berichtigung gewonnenen Zeilen. Allein ſelbſt nach Abzug der auf Spekulation gemachten Begebenheiten iſt der Rückſtand der wirklich geſchehenen noch anſehnlich genug, und unter denen, die ſeit Kurzem aus ſich von ſelbſt erläuternden Gründen die meiſte Theilnahme gefunden haben, dürfte nachſtehende, wahr, wie ſie iſt, eine der erwähnenswertheſten ſeyn, ſchon darum, weil ſich Manches über engliſche Art und Weiſe daraus lernen läßt.

Ein Burſche, kaum fünfzehn Jahre alt, ſprang von der neuen Londonbrücke in die Themſe. Die Fluth ſchlug über ſein junges Leben zuſammen, und eine Leiche wurde er an's Ufer gebracht. Nach engliſchen Geſezen wird über jeden aufgehobenen Selbſtmörder ein Geſchworenengericht gehalten; die Urſachen, die den Unglücklichen zu der raſchen That vermocht haben, werden ſorgfältig erörtert; diejenigen, von denen er in Verzweiflung und Tod getrieben worden iſt, trifft die verhältnißmäßige Strafe ihrer Schuld, und wo fremde Schuld ſich nicht entdeckt, lautet der Ausſpruch meiſt auf temporären Wahnſinn, indem der fromme Engländer, zur Ehre der dem Chriſten gebotenen Ergebung in alle die namenloſen Leiden, welche das Leben zur Hölle, den Tod zum Paradieſe machen können, es für eine Unmöglichkeit erklärt, daß ein Menſch mit geſunden Sinnen im Stande ſey, ſelbſt die unerträglichſte Bürde früher abzulegen, als der gewöhnliche Verlauf der Weltordnung ſein Loos aus der Todesurne zieht. Demgemäß wurde auch über den Leichnam des ertrunkenen Jünglings eine Jury niedergeſezt. Da der Schritt zum Uebergange in eine andere Welt am hellen Tage geſchehen war, und die neue Londonbrücke ſtündlich Hunderte von Wagen und Reitern und Tauſende von Fußgängern zählt, ſo mangelte es nicht an glaubwürdigen Augenzeugen für die äußere Freiheit der That. Name und Stand des Geſtorbenen waren ſchnell ausgemittelt, und zu Erforſchung des Beweggrundes wurden diejenigen vorgefordert, die ihm am nächſten ſtanden, ſein Vater und ſeine Mutter. Beide waren den Geſchwornen zwar als arme, aber brave Menſchen bekannt, und Beide erſchienen, tief bekümmert über die raſche That ihres einzigen Kindes. „Bei Gott, ich weiß es nicht,“ ſagte der Vater, und mit ſeiner Verſicherung ſtimmte die Ausſage der Mutter überein, „warum mein Sohn ſich und mir das gethan hat. Er iſt uns immer ein folgſames Kind geweſen, und ſeit Jahren hat er keinen Schlag von mir verdient und keinen Schlag und kein hartes Wort von mir bekommen. Ich erinnere mich kaum, daß er je krank geweſen. Er war über ſein Alter ſtark und groß, und immer heiter und guter Dinge, bis ſeit ungefähr acht oder neun Wochen, von welcher Zeit an er bisweilen traurig und in ſich gekehrt war, und mir gar keine, oder falſche Antworten gab. Ich meinte, die Urſache ſey eine natürliche. Was ich damit ſagen will? Nun, ich meinte, die Urſache ſeines veränderten Benehmens möchte eine Folge des Ueberſchnappens ſeiner Stimme und des Bartes ſeyn, der ihm zu wachſen anfing. Auch machte er ſich Vorwürfe, daß er eines Sonnabends den empfangenen Wochenlohn verloren und ein anderes Mal die Hälfte deſſelben für ein zerbrochenes Fenſter hatte bezahlen müſſen. Aber Gott behüte mich, daß ich wegen des Einen oder des Andern ihn geſcholten hätte. Die acht Schillinge, die er wöchentlich verdiente, fehlten freilich in allen Ecken; doch hatte er ſie ja lange, ohne einen Penny für ſich zu behalten, jeden Sonnabend mir gegeben. Alſo war ich auch nicht ſo unvernünftig, ein Verſehen, an welchem er vielleicht nicht einmal Schuld hatte, ihm anzurechnen. Und daher weiß ich nicht und kann es nicht im Entfernteſten errathen, was ihn in den Tod gejagt hat. Er war am Morgen, wie gewöhnlich, von Hauſe fortgegangen; ich hörte erſt wieder von ihm, als er todt war.“

(Die Fortſezung folgt.)

Erklärung.

Die Redaktion ſieht ſich zu der Erklärung veranlaßt, daß der in Nr. 88 der diesjährigen Blätter enthaltene Aufſaz: „das Glück in Baden,“ von keinem Einwohner der Stadt Baden herrührt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 5. Mai 1835.

In den freien Bewegungen eines lebendigen Weſens beſteht eigentlich die ſchöne Natur. Man betrachte das wilde amerikaniſche Pferd: welch freier, unabgemeſſener Gang! wie flüchtig! welche Sprünge! Es erhält aus der freigebigen Hand der Natur Stärke und edlen Anſtand.

Buffon.

Die Prairien.

(Fortſetzung.)

Das wilde Pferd.

Während des Marſches durch eine weite, peächtige Prairie waren Spuren von Büffeln bemerkt worden, und jezt ſtieg die Ungeduld unſerer Jägee, alt wie jung, auf's Höchſte; denn kaum einer oder der andere hatte dieſes hochberühmte Wild der Prairien je zu Geſicht bekommen. Als ſich daber im Lauſe des Tags auf einem Punkt der Linie der Ruf hören ließ: „ein Büffel! ein Büffel!“ ſo kam der ganze Trupp in Aufruhr. Wir zogen gerade durch einen gehügelten, von bewaldeten Schluchten und hochſtämmigen Baumgruppen durchſchnittenen Strich der Prairie. Die Lärm geſchlagen, zeigten ein großes, ſchwärzliches Thier, das ſich, etwa zwei Meilen weit weg, längs einer Anhöhe ſachte dahinbewegte. Unſer allzeitfertiger Franzoſe Toni ſprang im Sattel auf und ſtellte ſich auf denſelben, wie ein Tanzmeiſter, oder wie Skaramutz im Cirkus, wenn er eben ein Reiterkunſtſtück machen will. Nachdem er das Thier einen Augenblick betrachtet, was er ganz eben ſo gut gekonnt hätte, ohne aus den Bügeln zu kommen, that er den Ausſpeuch, es ſey ein wildes Pferd, gleitete wieder in den Sattel und wollte über Hals und Kopf davon, ihm nach, ward aber zu ſeinem unausſprechlichen Verdruß auf ſeinen Poſten bei den Packpferden verwieſen. Wir ſezten unſern Weg ſort, immee das Pfeed im Auge. Es bewegte ſich ruhig die Anhöhe hinan und verſchwand hintee derſelben. Nicht lange abee, ſo zeigte es ſich auf einmal zu unſerer Rechten, gerade vor der Linie; es kam in ſchaeſem Tead aus einem Thälchen herauf. Als es uns gewahr wuede, hielt es raſch an, betrachtete uns einen Augenblick mit ſichtbaeem Erſtaunen, warf dann den Kopf in die Höhe und trabte, mit flatternder Mähne und Schweif, zieelich von dannen, wobei es jezt über die eine, dann über die andere Schultee nach uns umblickte. Nachdem es durch einen Streifen von Dickicht geſezt, der einer Hecke gleich ſah, hielt es im freien Feld dahinter an, ſah mit ſchöner Haltung des Nacken noch einmal um, zog die Luſt in die Nüſteen, warf wieder den Kopf hinauf, ſezte ſich in Galopp und verſchwand im Wald. Zum eeſtenmale ſah ich da ein Pferd in ſeiner natürlichen Freiheit, ſeinem angebornen Adel. Welch ein Kontraſt mit dem aemen, verdorbenen, gezäumten, geſchierten, gezügelten Schlachtopfer des Luxus, der Launen und der Habſucht in unſern Städt n!

In unſerer Hoffnung, auf Büffel zu ſtoßen, hatten wir uns heute getäuſcht geſehen; aber das wilde Pferd

war etwas abſonderlich Neues geweſen, und ſo lieferte es denn auch Abends im Lager den Stoff zur Unterhaltung. So wurden manche Geſchichten von dem berühmten Grauſchimmel erzählt, der ſechs, ſieben Jahre lang hier herum in der Prairie ſich aufgehalten und alle Nachſtellungen der Jäger zu Schanden gemacht hatte; es hieß, er könne im Schritt und Paß ſo raſch gehen als das flüchtigſte Roß im vollen Laufe. — Die Jagd des wilden Pferdes iſt eines der Lieblingsgeſchäfte der Volksſtämme um die Prairie, und die indiſchen Jäger remontiren ſich hauptſächlich auf dieſe Weiſe. Die wilden Pferde, welche auf dieſen ungeheuern grasbewachſenen Ebenen zwiſchen dem Arkanſas und den ſpaniſchen Niederlaſſungen leben, ſind aber nach Farbe und Bau bedeutend verſchieden und verrathen dadurch verſchiedene Abkunſt. Manche gleichen dem gemeinen engliſchen Schlag, und ſtammen wohl von Pferden, die aus unſern Grenzniederlaſſungen entlaufen. Andere ſind klein, aber ſtark gebaut, und man glaubt, ſie ſeyen von der mit den ſpaniſchen Eroberern herübergekommenen andaluſiſchen Race. Manche mit reicher Phantaſie begabte Forſcher erblickten in ihnen die Abkömmlinge des arabiſchen, aus Afrika nach Spanien, und von dort hieher verpflanzten Schlags, und gefielen ſich im Gedanken, ihre Urgroßväter möchten von jenen reinen Rennern der Wüſte geweſen ſeyn, die dereinſt Mahomet und ſeine kriegeriſchen Jünger durch die Sandwüſten Arabiens trugen. Allerdings iſt es, als ob mit dem Roſſe auch die Sitten des Arabers herübergekommen wären. Mit Einführung des Pferdes in die ungeheuern Ebenen des weiten Weſten erlitt die Lebensweiſe der Eingebornen eine völlige Umkehrung. Statt, wie ſein Bruder im Norden, in den Tiefen düſterer Wälder zu lauern und langweilig ſich durch das verworrene Labyrinth der Wildniß zu winden, ſchweift der Indier des Weſten über ſeine Ebene hin; faſt beſtändig zu Pferde, führt er ein heitereres, ſonnenhelleres Leben, auf weiten blumigen Prairien und unter wolkenloſem Himmel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortſetzung.)

Der Büffel, der ſeinen Namen hat vom italieniſchen buffalo, welches wieder aus dem griechiſchen boubalos gebildet iſt, und der gegenwärtig außer Italien auch in Ungarn gefunden wird, iſt urſprünglich in Tibet zu Hauſe, und war wohl in Deutſchland nicht zu finden, wenn er auch neben dem Biſon oder Wiſent in den Jagdgeſetzen der Bajuvaren oder Alemannen vorkommt. Allein er wird häufig in den ältern deutſchen Schriftwerken mit dieſem und dem Ur verwechſelt. Und ſo läßt ſich die Nachricht, daß zur Zeit der Merovinger Büffel im Wasganer Wald gejagt worden ſeyen, berichtigen. — Schon Plinius bemerkt im oben erwähnten Kapitel, daß das unwiſſende Volk gern die Ure mit den Büffeln verwechsle, da doch dieſe Thierart, mehr ein Mittelding zwiſchen Kalb und Hirſch, in Afrika zu Hauſe ſey. — Viele deutſche Ortsnamen haben, wie Grimm bemerkt, ihren Urſprung von Wiſent; ſo Wieſenſteig, welches nichts ſey, als das verkürzte Wiſenſtiga, Steig oder Weg des Wiſents.

In Bezug auf das Schmalvieh, d. h. das kleinere Vieh — denn ſchmal bedeutet klein, ſchwach, noch in Schmalholz, entgegengeſezt dem Hochwald, Hochbäumen (bei Notker), und in Schmalthier, d. i. junger Hirſch, gebräuchlich — bemerken wir, daß die alten Deutſchen beſonders reich an Schafheerden waren, was nicht zu verwundern iſt, da dieſe Thierart ſelbſt noch im höchſten Norden vorkommt. So haben jene däniſchen Inſeln im nordiſchen Ocean, welche Faröer, d. i. Schaf-Eilande heißen, denn faar heißt däniſch Schaf, davon ihren Namen, und ſelbſt auf dem ſo rauhen Island gehören Schafheerden, von der dort einheimiſchen vielhörnigen Art, zum Reichthum der Bewohner. Auch die häufigen Brachäcker im alten Deutſchland waren der Schafzucht günſtig. Um ſo auffallender iſt es, wenn Männer, welche „Lehrbücher der deutſchen Geſchichte“ ſchreiben, behaupten, „der Schafe, deren Zucht Boden und Klima zuwider war, findet man nicht erwähnt.“ Ein ſolcher muß des Tacitus Germania nicht geleſen haben, wo Kap. 12 erwähnt wird, daß eine Anzahl Pferde und Schafe als Buße für gewiſſe Vergehen erlegt wurden, wo es ferner Kap. 27 heißt, daß ſogar Menſchenmord durch eine feſtgeſezte Zahl von Rindern und Schafen geſühnt werden konnte.

Der Ziege oder Geiſe finden wir nicht ausdrücklich erwähnt; dagegen war die Schweinszucht ein Gegenſtand vorzüglicher Sorgfalt. Schon von der Genauigkeit, womit beſonders das Saliſche Geſetz in ſeinen Verordnungen von den Schweinen handelt, läßt ſich auf die hohe Werthſchätzung des Thiers ſchließen. Schweinfleiſch war vor Alters, wie noch jezt, im Volk die beliebteſte Speiſe. Auch fanden die Thiere in den deutſchen Eichen- und Buchenwäldern reichliche Nahrung. Des Wildprets, worunter, außer Rehen, Hirſchen und Wildſchweinen, wohl auch Bären mit zu verſtehen ſind, erwähnt namentlich Tacitus; ſie genoßen es friſch, ſagt er; den Barbaren hätte wohl der, bei unſern hochverfeinerten Nachbarn ſo beliebte Hochgeſchmack nicht zugeſagt.

Nun noch Einiges über einige andere Thiere. Das vielbeſprochene, im deutſchen Volksglauben ſo wichtige, von den alten Preußen hochverehrte Ellen (angelſächſiſch elch, altfränkiſch elah, mittelhochdeutſch elch und elk) findet man gewöhnlich in der alce oder alcis des Cäſar und Plinius wieder. Lezterer bemerkt, die faſt einem Rinde ähnliche alce ſey nicht ſehr verſchieden von der achlis (machlis nach einer andern Lesart), welche leztere auf der Inſel Scandinavia lebe, und nicht, wie jenes Thier, den Hinterbug biegen könne; deßhalb könne es nicht liegen, es lehne ſich an Bäume und werde dadurch, daß man dieſe durchſäge, gefangen. Es ſey von allbekannter Behendigkeit, ſeine Oberlippe ſey ſehr groß, daher gehe es beim Weiden rückwärts u. ſ. w. Nun aber erzählt Cäſar etwas Aehnliches von der alce; dieſes rehartige Thier, nur etwas größer als ein Reh, habe Beine ohne Knoten und Gelenke, es lege ſich, wenn es ruhen wolle, nicht nieder, weil es, einmal niedergeſunken, ſich nicht wieder aufrichten könne; es lehne ſich daher an Bäume. Auch die von ihm erwähnte Art und Weiſe, das Thier zu fällen, iſt dieſelbe, die Plinius angibt. — Neuere Beobachtungen haben beſtätigt, daß wirklich das Ellen zuweilen auf der Flucht gänzlich niederfällt und nicht leicht wieder aufſteht; daher glaubte man früher, es ſey mit der fallenden Sucht behaftet, die bekanntlich auch das Elend heißt, und davon habe das Thier auch den Namen. Lezteres iſt aber eben ſo wenig der Fall, als daß es ausländiſches Thier bedeute (von Ellende, Ausland, Verbannung). Das deutſche Wort kommt vom alten ellen, gothiſch ailan, d. i. Stärke, Kraft, her, (Nibelungenlied, wo auch ellensreich, ellenhaft) wovon, nach Einigen, auch Helſen, Held, ja ſogar Hellenen abſtammen ſoll! Auffallend ſtimmt ellen, Stärke, zu dem griechiſchen Wort alke, was daſſelbe bedeutet. Wirklich iſt das Thier ſo ſtark, daß es mit einem Schlage ſeines Hufes ſelbſt Wölfe tödten kann, wie ſchon Olaus der Große berichtet, und dabei ſo behend und ſchnell, daß es, gezähmt und an Wagen geſpannt, eine doppelt größere Strecke Wegs durchlaufe, als das ſchnellſte Pferd. Auch berichtet Ihre von der Königin Chriſtine, daß dieſe launiſch ſeltſame Königin auf einem, von Ellenthieren gezogenen Schlitten über zugefrorene Seen gefahren ſey. — So iſt Ellen ein ſtarkes Thier, nicht ſowohl Großthier, wie Oken will, weil es das höchſte Thier im Norden ſey. — Noch im Mittelalter war es wohl in Deutſchland zu finden. Wenigſtens heißt es im Nibelungenlied, V. 3761 und 62:

> Darnach ſchluch er ſchiere einen wiſent und einen elch,
> ſtarcher ure viere und einen grimmen ſchelch.

wo Elch, ſehr an alke erinnernd, das Ellen iſt, ſchelch aber, nach van der Hagen, der Bockshirſch (tragelaphus der Alten) mit Bart und Zotteln am Halſe ſeyn ſoll, welcher mit dem Elk in Utrechter Jagdurkunden der Kaiſer Otto I. und Heinrich II. vorkomme: vielleicht, meint er, der noch in Böhmen einheimiſche Brandhirſch; und wirklich hält ihn Oken für dieſen, und nennt ihn eine größere, mit einer Art Mähne verſehene Lei oder Abart vom Hirſch, die beſonders in Böhmen zu finden ſey. In Deutſchland findet ſich das Ellen nicht mehr, dagegen noch auf der Kaporauer Haide bei Königsberg, wo erſt in der neueſten Zeit eine Ellenthierjagd von Friedrich, Kronprinz von Preußen, angeſtellt worden. Luden meint, die alce und achlis können nicht Ellenthiere ſeyn. Allein daß Plinius die alce ein rindähnliches Thier nennt, thut hier nichts zur Sache. Rehe und Hirſche haben wohl beim erſten Anblick faſt noch mehr Aehnliches mit dem Rind, als dieſes mit dem Elephanten, oder gar mit dem Rhinoceros, von denen doch der erſtere bei ſeinem erſten Erſcheinen in Italien der lukaniſche Ochs, das zweite Thier von Pauſanias der äthiopiſche genannt wurde. Bekanntlich haben neuere geiſtreiche Hiſtoriker mit gar vielem Aufwand von Gelehrſamkeit verſucht, die alce mit dem vergötterten Brüderpaar bei den Naharvalen (Tac. Germ. 43) in Verbindung zu bringen. Aber auch ſchon früher hat ein franzöſiſcher Schriftſteller, Martin, friſchweg die Behauptung aufgeſtellt, der alcis ſey eine Jagdgottheit geweſen, ähnlich dem galliſchen Cernunnos, der mit Geweihen von Ellenthieren vorgeſtellt werde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die ſtudirenden Egypter.

Am lezten Freitage hielt die geographiſche Geſellſchaft eine öffentliche Abendſizung. Es wurden zuerſt mehrere Auswärtige und Einheimiſche als Mitglieder vorgeſchlagen, unter andern Scheyk Refaha, einer der in Paris gebildeten jungen Egypter, welcher das beſondere Verdienſt hat, daß er ſeit ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland die Araber, ſeine Landsleute, mit der europäiſchen Bildung bekannt zu machen ſucht, und jezt als Lehrer der Geſchichte und Erdbeſchreibung in Cairo angeſtellt iſt. Ueberhaupt iſt es intereſſant, die Fortſchritte zu bemerken, welche die nach Frankreich geſandten jungen Muſelmänner in der allgemeinen Bildung und in den Wiſſenſchaften gemacht haben. Man kann ſich davon auf angenehme Weiſe in den Abendgeſellſchaften bei Jomard, dem Vorſtand der geographiſchen Geſellſchaft, überzeugen. Jomard hat ſich dieſer jungen Egypter mit vielem Eifer angenommen, und iſt ihr Führer und Mentor, daher ſie ihm auch gern die Beweiſe ihrer Fortſchritte überreichen. Er hat eine Sammlung ihrer Briefe angelegt, wovon manche gar nicht übel geſchrieben ſind. Beſonders intereſſant ſind die Briefe eines derſelben, welcher eine Reiſe um die Welt unternommen hat; vielleicht iſt er der erſte Muſelmann, der ſolch eine Reiſe wagt. Auch ihre Zeichnungen bewahrt Jomard ſorgfältig auf, und in der That ſind ſie als erſte

Verſuche eines bisher die Kunſt verſchmähenden Volkes der Beachtung werth. Auf den Tiſchen bei Jomard erblickt man auch die Bücher, welche die Druckerei des Vizekönigs zu Cairo bisher zu Tage gefördert hat. Freilich hat man damit angefangen, Exerzierreglements, taktiſche Werke und dergleichen aus dem Franzöſiſchen zu überſetzen oder nachzuahmen; denn vor Allem hatte der Vizekönig die Abſicht, gute Soldaten zu bilden, und dies mag auch wohl die Haupturſache ſeyn, weßhalb er ſich entſchloſſen hat, junge Leute in Frankreich unterrichten zu laſſen. In Afrika ſowohl, als in Europa, will jeder Fürſt ein gutes, ſchlagfertiges Kriegsheer haben, und ſucht ſeinen Thron auf dieſes zu ſtützen; aber nebenher war der Vizekönig doch auch nicht gleichgültig gegen die Vorzüge europäiſcher Bildung in anderer Rückſicht, und in der That haben ſich dieſe jungen Leute auf vielſeitige Art in Paris gebildet, und können nun in ihrem Vaterlande den Samen von manchem Guten ausſtreuen. Welche Wirkung müſſen nicht alle die Bücher, welche aus der Druckerei zu Cairo hervorkommen, bis tief in Afrika hervorbringen! und wenn man noch den Focus hinzufügt, der in Algier entſtanden iſt, ſo muß man geſtehen, daß Afrika's Völker einen eben ſo dürren Geiſt, als Boden haben müßten, wenn ſie ſich gegen dieſe ſo unerwarteten Eindrücke unempfänglich zeigten. Das Anziehendſte bei den Jomardſchen Abendgeſellſchaften ſind die jungen Egypter ſelbſt; Anfangs behielten ſie in Paris ihre Nationaltracht; dieſe haben ſie meiſtens abgelegt und kleiden ſich nun wie junge Europäer. Man befindet ſich zuweilen neben einem jungen Manne, welcher ziemlich gut über Wiſſenſchaft ſpricht, ſich auch im Franzöſiſchen ziemlich geläufig ausdrückt, und man erſtaunt nicht wenig, wenn man erfährt, daß man mit einem jungen Afrikaner, einem Muſelmanne, einem Bewohner der Nilufer zu thun hat. Sie ſprechen alle mit inniger Verehrung, ja mit einer noch etwas orientaliſchen Demuth von ihrem Vizekönige, und in der That haben ſie es nur ihm zu verdanken, daß ſie aus ihren alten Vorurtheilen und beſchränkten Anſichten herausgeriſſen und in eine für ſie ganz neue intellektuelle Welt verſezt worden ſind, von der ſie bei ihrem Einſchiffen nach Frankreich wohl wenig ahnten. Vielleicht wird Europa auch einſt von ihnen oder ihren Nachfolgern etwas zu lernen haben. — Nachdem in der Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft die eingereichten Schriften und Landkarten und die neu aufgenommenen Mitglieder angekündigt worden waren, erſtattete man einen Bericht über den zu ertheilenden Preis für die wichtigſten, im Jahr 1832 gemachten geographiſchen Entdeckungen; es ſcheint, die Geſellſchaft iſt mit ihren Preiſen etwas zurück, oder ſie brauchte einen Vorwand, um den Preis demjenigen, dem er zugedacht war, zuerkennen zu können; denn warum hätte man ſonſt das Jahr 1832 gewählt?

(Die Fortſetzung folgt.)

London, April.

(Fortſetzung.)

Geſchichte eines Selbſtmörders.

Die Ausſagen der Eltern wurden in Betreff ihres einträchtigen Zuſammenlebens mit ihrem Sohne von den Nachbarn beſtätigt, und in Ermangelung jeder Spur, deren Verfolgung zu irgend einem aufklärenden Reſultate hätte führen können, waren die Geſchwornen im Begriff, zum Behuf der Fällung des Verdict ſich zu entfernen, als ein alter Fiſcher eintrat, einen Burſchen an der Hand, der mit dem Geſtorbenen von gleichem Alter ſchien. „So eben,“ ſagte der Alte mit jener Beherztheit, die im Allgemeinen keinem Engländer fehlt, wenn er guten Gewiſſens vor einem Gerichtshofe erſcheint, die ſo auffallend gegen die Aengſtlichkeit abſticht, welche in Ländern, wo die Thüren der Gerichtsſäle dem Volke verſchloſſen ſind, faſt Jedem anklebt, der nicht gewohnt iſt, der Dame Themis und ihren Miniſtern in die Augen zu ſehen, und die alſo wohl den guten Folgen des öffentlichen Gerichtsverfahrens beigezählt werden darf, „ſo eben hat mir der Burſche da, der mein Enkel iſt, Mehreres erzählt, was auf den ertrunkenen Dick Stevens Bezug hat. Ich glaube, daß es hier gebraucht werden kann, und deßhalb bringe ich ihn. Erzähle nun, Jack, was Du mir erzählt haſt, und antworte wahr und ehrlich, was Du gefragt wirſt.“ Jack wollte ohne Weiteres ſeinen Gehorſam gegen den großväterlichen Befehl beweiſen, und öffnete demgemäß bereits den Mund, als der Richter ihn durch einige Vorfragen unterbrach, ihm ſodann den Zeugeneid abnehmen ließ — eine Handlung, die allerdings in den engliſchen Gerichtshöfen mit merkwürdiger Schnelligkeit abgethan wird — und ihm hierauf befahl, Alles zu ſagen, was er in Bezug auf Dick Stevens wiſſe. Jack war ein zu ungeübter Sprecher, um ſtreng nach Logik und Zeitfolge zu erzählen; aber die Zwiſchenfragen des Richters verbeſſerten dieſe Mängel, und ich gebe hier ſeine Ausſagen in ununterbrochenem Zuſammenhange.

Jack war Dicks Schulkamerad, und auch ſpäter viel mit ihm zuſammen geweſen. Am Tage vor der unglücklichen That hatte er ihm auf der Straße begegnet, und da ihre Wege gleiche Richtung hatten, waren ſie wohl eine Stunde mit einander gegangen. „Ich weiß nicht, was noch aus mir werden ſoll,“ hatte Dick zu Jack geſagt; „ſo halte ich es nicht länger aus, und doch begreife ich auch nicht, wie ich es ändern will.“ Auf Jacks Frage, was ihn denn ſo unzufrieden mit ſich und aller Welt mache, hatte Dick, nach gefordertem und empfangenem Verſprechen unverbrüchlichen Schweigens, ihm Folgendes mitgetheilt. Den Abend des lezten Weihnachtsfeſtes — des ſogenannten erſten Weihnachtsfeiertags — hatte Dick bei ſeinem Schwager zugebracht. Weihnachten iſt zwar in England nicht, wie in Deutſchland, das ſchöne Kinderfeſt, das Monate lang die Taggedanken und die nächtlichen Träume der jungen Unſchuldswelt beſchäftigt, deſſen endliches Erſcheinen mit Herzklopfen begrüßt wird, und das jedes Jahr in gleicher Form wiederkehrt, weil es nur Einen Wechſel kennt, den Wechſel der Geſchlechter, den unabänderlichen, der die zu Beſcheerenden macht, die jüngſt noch, wie man in Sachſen ſagt, beſcheert bekamen. Dennoch iſt auch in England das Weihnachtsfeſt etwas mehr, als die Aufforderung, die Mittagstafel mit einem Roaſtbeef und einem derben Plum-Pudding zu beſetzen. Beides darf allerdings nicht fehlen, denn ohne Roaſtbeef und Plum-Pudding glaubt der Engländer, der ſich Beides, und wer nur den Plum-Pudding zu erſchwingen vermag, ohne dieſen an keine Weihnachten. Aber um den duftenden Braten und um das dampfende Gebäck vereinigen ſich Familien, deren einzelne Glieder vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht zuſammentreffen; der Punſchnapf erſcheint, die Kinder werden zugelaſſen, die Geſichter erheitern ſich, und das luſtige England erneuert ſeinen Anſpruch auf dieſes Beiwort. Und ſo war es geſchehen, daß Dick, nachdem Vater und Mutter den gaſtlichen Herd ihres zwar auch nicht reichen, aber mit einem guten Einkommen geſegneten Schwiegerſohns verlaſſen hatten, noch eine Zeitlang dort zurückgeblieben und endlich, mit etwas Punſch im Kopfe, gefolgt war.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Mai 1835.

— Im Anſehn
Steht der Wolf als oberſter Vogt, und alle bedrängt er.

Reinecke Fuchs.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Ein anderes hirſchartiges Geſchöpf, das Rennthier, war vielleicht im Norden des alten Deutſchlands zu finden. — In dem tarandus bei Aelian, wo es ein ſkythiſches Thier genannt wird, dem Rücken und der Größe nach einem Stier ähnlich, gerade wie beim Plinius (Scytharum tarandus), nach welchem Schriftſteller es die Größe eines Rindes, ein hirſchähnliches Haupt und gewöhnlich die Farbe des Eſels habe, aber auch nach Belieben eine andere Farbe, z. B. die von Bäumen, Geſträuch, wo es liege, aus Furcht annehmen könne — in ihm wollen ſchon der Namensähnlichkeit wegen die Meiſten das Rennthier erblicken; dagegen ſieht, wie der naturkundige Philologe Schneider zum Aelian bemerkt, der Holländer Merren eher unſer Ellenthier darin. Wirklich paßt auch die Erwähnung: die Haut des Thieres ſey ſo hart, daß kein Wurfſpieß ſie durchdringen könne, recht gut auf die Haut des Ellens, die man im Mittelalter und noch ſpäter zu Kriegskollern gebraucht hat. — Sind wohl die rhenones, deren Cäſar, Salluſtius und Tacitus erwähnen, Felle von Rennthieren? — Das Wort rheno hält ſchon der alte Varro für ein fremdes, galliſches, deßgleichen der ſpätere Iſidorus für ein deutſches. Dieſer ſagt: die Rhenonen ſeyen eine Bedeckung für Schultern und Bruſt; wegen der in einander verworrenen Zottelhaare ſeyen ſie ſo rauch, daß ſie ſelbſt Regengüſſe abhielten. Hiemit ſtimmt, was der Longobarde, Paul der Diakonus, erzählt: „bei den Skritofinnen (einem ſkandinaviſchen Volk) iſt ein Thier, einem Hirſche nicht unähnlich. Aus deſſen Felle, ſo rauchhaarig es iſt, ſah ich ein Gewand nach dem Schnitt einer Tunika verfertigt, das bis an die Knie ging.“ — Was die Etymologie anbelangt, ſo könnte man fragen, ob Ren, hrein, ren, hran, ra — welches leztere auch Reh bedeutet und auf die nahe Verwandtſchaft hinweist — vom alten renna (noch ſchwediſch renna), rennen, laufen herkommen? eine Eigenſchaft, die ja bekanntlich der ganzen Sippſchaft der hirſch- und rehartigen Thiere, und im beſondern Grade dem Rennthier eigen iſt. Dieſes ſoll übrigens, wie Oken meldet, noch um Chriſti Geburt im Schwarzwalde gefunden worden ſeyn; allein wenn das der Fall geweſen wäre, ſo müßte dieſer Theil von Oberdeutſchland damals ſchon ein kälteres Klima gehabt haben, als gegenwärtig das um Stockholm oder Petersburg, wo doch die dorthin gebrachten Rennthiere bald abſterben, weil es ihnen ſelbſt dort noch zu warm iſt. Um ſo unglaublicher erſcheint, was ferner Oken berichtet, daß nämlich

Digitized by Google

noch im vierzehnten Jahrhundert im jetzigen Departement der Drenthe ſich Rennthiere aufgehalten.

Unter den merkwürdigen Thieren, die im Hercyniſchen Walde beſonders zu Hauſe waren, erwähnt Cäſar außer dem Ur und Ellen namentlich noch eines dritten, das wie ein Hirſch geſtaltet ſey, und mitten auf der Stirne ein einziges, großes und gerabſtehendes Horn trage. Zu dieſem fabelhaften Thier, das bekanntlich nur in der Heraldik exiſtirt, könnte vielleicht, meint Oken, jener strepsiceros, oder der ungariſche Bock, der bisweilen mit einem Horn geſehen werde, Veranlaſſung gegeben haben.

Unter den Raubthieren ſtehe der Wolf voran, der in der nordiſchen Sage und Dichtkunſt, wie in der deutſchen Fabel eine bedeutende Rolle ſpielt, und auch in Bezug auf die Etymologie ein merkwürdiges Thier iſt. Viele deutſche Eigennamen ſchreiben ſich von ihm her, nicht nur lange vor dem gothiſchen Bibelüberſetzer Ulphila, der, mag er auch immerhin aus Kappadocien gebürtig ſeyn, doch einen deutſchen Namen trägt, welcher wohl nichts anderes als Wölfle oder Wölflein bedeuten mag, wie ſchon aus dem Gothen Jornandes erhellt, der ihn Wulfilas nennt, ſondern auch lange nachher, da noch heutiges Tags Wölfel und Wölfing als Eigennamen gelten, und zwar letzteres gleichſam Wolfsjunge oder Wolfsſohn bedeutend, wie noch jezt im verwandten Schwediſchen mit der Endigung ing (jung) Patronymika gebildet werden. Das deutſche Wort Wolf, gothiſch Wulfs, angelſächſiſch Ulf, im Sanskrit vrka, im Zend vehrka, wird vielleicht nicht unſchicklich vom gothiſchen wilwan, rauben, hergeleitet und bedeutet demnach Räuber vorzugsweiſe. In älterer Sprache bedeutet es nicht nur den Wolf, ſondern auch den Fuchs, deſſen lateiniſcher Name, vulpes, ſchon an den gothiſchen erinnert, ja den Hund ſelbſt, zu deſſen Gattung ja beide gehören. Wirklich heißen die Wölfe (grádyr, d. i. Grauthier bei den Isländern) im Geſange vom heil. Anno die grauen Waldhunde; wogegen kleine oder junge Hunde angelſächſiſch hwelp, althochdeutſch welf genannt werden. Grimm übrigens findet keine Verwandtſchaft zwiſchen wolf und welf, d. i. junge Hunde. Altnordiſch und isländiſch heißt der Wolf auch vargr, ſchwediſch warg, was überhaupt jedes reißende Thier bedeutet, ferner einen flüchtigen, ausgeſtoßenen Menſchen, der Blut vergoſſen hat. Und ſo iſt dieſes wargr nichts anderes, als das wargus im Saliſchen und Ripuariſchen Geſetz: verbannter, vertriebener Räuber; auch könnte man das ſchon erwähnte ſanskritiſche und zendiſche vrka und vehrka, ſo wie den Wolf Frekr in der Edda damit in Verbindung bringen.

Manche behaupten, daß die ſchon bei Herodot und dem ſpätern Pauſanias erwähnte, im Mittelalter durch Religion und Volksglauben modifizirte Sage von den Wehrwölfen (Währwolf, d. h. Menſchwolf, lycanthropos, franzöſiſch loup-garou, ſchwediſch warulf, neugriechiſch lycosabatianos) altgermaniſchen Urſprungs, aber bei den mehr mit den Deutſchen verwandten Kelten, insbeſondere den Belgiern, den Britten und Kymren in Wales und Bretagne (Armorika), erſt recht ausgebildet worden ſey. Dies erhelle aus den lai de Melion und lai de Bisclaveret, wo ein bretagneſcher Ritter ſich in einen Wehrwolf verwandelt und durch ſeine treuloſe Gemahlin verrathen wird. — Pomponius Mela erzählt ſchon von den keltiſchen Druidinnen auf der Inſel Sena (Queſſant?), daß ſie, ſo oft ſie wollten, ſich in Thiere verwandeln konnten.

Wenn der Wolf auf der einen Seite meiſt als Repräſentant grauſamer und ungerechter Begierde und Habſucht, die ſich aber zuweilen auf lächerliche Weiſe abgeführt und betrogen ſieht, in Schrift- und Bildwerken vorgeſtellt wird, ſo läßt ihn doch auch die mittelalterliche Sage, wie einſt die der Griechen und Römer bei Cyrus und Romulus, in der Jugendgeſchichte des Wolfdietrich, der davon den Namen trägt, eine freundlichere Rolle ſpielen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Prairien.

(Fortſetzung.)

Ich lag noch ſpät Abends an des Kapitäns Feuer und horchte den Geſchichten von den Rennern der Prairien, da entſtand Geſchrei und lauter Jubel am andern Ende des Lagers, und es kam die Meldung, Beatte, mein Meſtize, habe ein wildes Pferd eingebracht. Im Nu waren alle Feuer leer, das ganze Lager ſtrömte dem Indier und ſeiner Beute zu. Es war ein etwa zweijähriges Füllen, ſehr hübſch gebaut, zart von Gliedern, mit ſchönen vorſpringenden Augen, feurig und doch dabei ſanft. Mit Blicken des Staunens und der Ueberraſchung ſah es die Leute, die Pferde, die Wachfeuer an, während mein Indier, das Ende der Schlinge in der Hand, mit übereinandergeſchlagenen Armen vor ihm ſtand und es, ohne eine Miene zu verziehen, betrachtete. Beatte, ein Blendling von einem Franzoſen und einer Oſageindierin, war von grünlicher Olivenfarbe, mit ſeinen ſtark ausgeprägten Zügen erinnerte er ſtark an die Bronzebilder Napoleons, und wie er ſo mit verſchränkten Armen und unverwandtem Blick vor ſeinem gefangenen Roſſe ſtand, glich er wirklich mehr einer Statue als einem lebenden Menſchen. Zeigte ſich aber das Pferd im mindeſten ungeberdig, ſogleich zog

Beatte am Riemen und zerrte es herüber und hinüber, daß es faſt zu Boden fiel; hatte er es ſo auf eine Weile zur Raiſon gebracht, ſo ſtand er wieder ſo ſtarr und ſtatuenähnlich wie zuvor. Die ganze Scenerie war wildſchön: das dicke Gebüſch, ſtellenweiſe von den flackernden Feuern beleuchtet, hier und dort die an Bäume gebundenen Pferde, ringsum Wildpret aufgehängt, und in der Mitte der wilde Jäger und ſein wildes Roß, in einem ſtaunenden Haufen nicht viel weniger wilder Milizen.

Den ganzen Abend herrſchte große Aufregung im Lager; man hörte von nichts ſprechen, als von Pferdefang: unſere ganze Jugend war für dieſe edle Jagd höchlich eingenommen, und jeder gedachte, im Triumph, auf einem wilden Renner der Prairien vom Zuge heimzukehren. Man blieb länger wach als ſonſt, an allen Feuern war ein Geſumme, hin und wieder von ſchallendem Gelächter unterbrochen, und es war tief in der Nacht, bevor Alles ruhig wurde.

Mit dem grauenden Morgen ging es von Neuem los, und Beatte und ſein wildes Pferd waren wieder das einzige Lagergeſpräch. Das Pferd war die Nacht über unter die anderen an einen Baum gebunden worden; jezt führte es Beatte an einer langen Halſter, und wenn es ſich im mindeſten unartig zeigte, ward es wie früher durch Zerren müde gemacht. Es ſchien gutartig und gelehrig, und ſein Auge hatte einen ſehr wohlgefälligen Ausdruck von Sanftmuth. Es war, als ob das arme Thier in dem völlig ungewohnten, hülfloſen Zuſtand ſich ſogar bei dem Pferde, das es hatte fangen helfen, nach Schutz und Freundſchaft umſähe. Da Beatte ſah, wie ſanft und gutartig es war, band er ihm, juſt da wir aufbrachen, einen leichten Pack auf den Rücken, als erſte Unterweiſung im Sklavendienſt. Ob dieſem Schimpfe aber empörte ſich der natürliche Stolz und das Freiheitsgefühl des Thieres; es bäumte ſich, ſchlug hinten und vorne aus und ſuchte auf jede Weiſe der ſchmählichen Bürde los zu werden; doch es vermochte nichts gegen die Uebermacht des Indiers: bei jedem Sprunge wiederholte ſich das Spiel mit der Halſter, bis endlich das arme Thier, zur Verzweiflung getrieben, ſich platt auf den Boden niederwarf und regungslos liegen blieb, als gäbe es ſich überwunden. Ein Bühnenheld, der die Verzweiflung eines gefangenen Prinzen darzuſtellen hätte, könnte ſeine Rolle nicht dramatiſcher ſpielen; der Auftritt hatte moraliſch wirklich etwas Großartiges. Der eiskalte Indier ſah eine Zeitlang das Thier ſtillſchweigend an, als er aber ſah, daß es an keinen Widerſtand mehr dachte, nickte er ſachte mit dem Kopf, verzog ſeinen Mund zu einem triumphirenden Lächeln und gab ihm mit einem Zug an der Halſter das Zeichen zum Aufſtehen. Es gehorchte und ſezte ſich von nun an nicht wieder zur Wehr. Im Laufe dieſes Tages trug es geduldig ſeinen Pack und ward an der Halſter geführt; aber nach zwei Tagen ſchon lief es frei mit den überzähligen Pferden in unſerm Zug.

Ich konnte das hübſche junge Thier, deſſen ganzer Lebenslauf eine ſo plözliche Umkehr erlitten, nicht ohne Mitleid betrachten: kaum noch ein freier Bürger dieſer herrlichen Weiden, der ungebunden von Ebene zu Ebene, von Anger zu Anger ſchweift, von jedem Kraut, von jeder Blume koſtet, aus allen Strömen trinkt, und jezt, auf Einmal zu ewiger harter Sklaverei, zum Zaum und Geſchirr verurtheilt, vielleicht gar im Lärm und Staub und Frohndienſt unſerer Städte! Iſt doch auch ſich hoch dünkender Menſchen Geſchick gleichem Wechſel unterworfen: heute ein Fürſt der Prairien, morgen ein Packpferd!

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beſchluß.)

Geſchichte eines Selbſtmörders.

Auf dem Heimwege ließ Dick ein feindliches Geſchick zwei Dirnen begegnen, wie ſie zu Hunderten und zu Tauſenden, Tag und Nacht, zu jeder Stunde, die Straßen Londons durchwandern. Er unterlag ihren Lockungen, begleitete ſie in ihre Wohnung und fand ſich am andern Morgen der halben Krone beraubt, die er von ſeinem Dienſtherrn zum Geſchenk erhalten hatte. Der Wunſch, das Geld wieder zu erlangen, führte ihn noch zweimal in das Haus, und er täuſchte ſeine Eltern ſowohl durch das Vorgeben, daß er bei ſeiner Schweſter geweſen, als durch die Angabe, daß er einmal ſeinen ganzen Wochenlohn verloren und ein anderes Mal die Hälfte für ein zerbrochenes Fenſter habe aufwenden müſſen. Zufolge deſſen, was er in dieſer Beziehung ſeinem Vertrauten eröffnete, ſcheint es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß die Dirnen den unerfahrenen Knaben durch geiſtige Getränke ſeiner Beſinnung, und im Zuſtande halber Trunkenheit ſeines Wochenlohns beraubt haben. Bei ſeinem lezten Beſuche hatte plözlich, laut ſeiner Erzählung, über der Stube, in welcher ſie ſich befanden, ein Kind angefangen zu ſchreien. Auf ſeine Frage, wem das Kind gehöre, hatte eines der beiden Mädchen geantwortet, ſie ſey die Mutter, war, erzürnt über das fortdauernde Geſchrei, aus dem Zimmer gelaufen und nachher zurückgekommen, das Kind zwar ſchweigend, aber erwürgt in ihren Armen. Entſezt über den Anblick und vom tiefſten Abſcheu ergriffen, hatte Dick ſogleich das Zimmer und das Haus verlaſſen wollen; doch die Mädchen hatten ihn erſt begütigend verhindert, und als er endlich mit Gewalt ſich von ihnen loszumachen geſucht, hatte die Dirne, welche ſich die Mutter des Kindes genannt, ihn „bei allen Teufeln“ verſichert, daß, wenn er ihnen nicht beiſtehe, das Kind wegzuſchaffen, ſie ihn des Mordes anklagen und an den Galgen bringen würden. Die grauſame Angſt, die den armen Jungen bei dem Gedanken an Vater und Mutter überfallen, hatte ihn zu Allem willig gemacht, und ſo war er den Dirnen behülflich geweſen, das Kind unter der Treppe zu begraben. Seit dieſer Stunde war aller Friede aus ſeiner Seele, jeder Schlaf von ſeinen Augen gewichen, und nächſt den Vorwürfen, welche ihm

Digitized by Google

die Liebe zu ſeinen Eltern wegen der Täuſchung derſelben, und ſein Gewiſſen wegen der Theilnahme an einer verbrecheriſchen That erregten, hatten auch die Mädchen gleich böſen Geiſtern ſich an ſeine Ferſen geheftet. „Welchen Weg ich gehe,“ hatte er zu Jack geſagt, „ich kann mit Gewißheit darauf rechnen, daß ich ihnen begegne.“ — „Du brauchſt ja nicht mit ihnen zu ſprechen,“ hatte Jack bemerkt. — „Nie, nie,“ war die von Thränen begleitete Antwort geweſen, „wollte ich je wieder eine Sylbe mit ihnen wechſeln oder einen Fuß über ihre Schwelle ſetzen; aber ſie, ſie verfolgen mich und laſſen mir keine Ruhe. Oft, ehe ich es weiß, ſteht eine der Beiden neben mir und wiederholt mir, daß, wenn ich anzeige, was ich in ihrem Hauſe geſehen, ſie mir den Mord ſchuld geben, und, wenn ich ihnen nicht von nun an jeden Sonnabend die Hälfte meines Wochenlohns brächte, mich an den Strick liefern würden. Noch geſtern haben Beide mir das zugeſchworen, und morgen iſt Sonnabend. Mein armer Vater! meine arme Mutter!“

Nach ſolcher Mittheilung und nach wiederholter Bitte, das Vertraute als ſtrengſtes Geheimniß zu bewahren, indem jede weitere Verbreitung ein gerichtliches Einſchreiten, und dieſes unfehlbar ſeinen Tod zur Folge haben würde, war Dick troſtlos von dem Freunde geſchieden, und ehe am nächſten Tage die Sonne über dem armen, verführten, betrogenen, geängſteten Knaben unterging, hatte er den Schmerz eines jungen, bitter getäuſchten Lebens in die Fluthen der Themſe niedergelegt. Ob er mit ſolchem Entſchluſſe am Morgen das elterliche Haus verlaſſen, oder ob er der Eingebung des Augenblicks gefolgt, weder für das Eine, noch für das Andere gibt es einen entſcheidenden Beweis, es wäre denn, daß man das Leztere daraus ſchließen dürfte, daß er wie gewöhnlich und ohne ein beſonderes Zeichen von Wehmuth zu ſeiner Arbeit gegangen war. Wie ſchmerzlich er aber unter dem Gewichte ſeiner Seelenangſt gelitten haben muß, möchte aus dem einfachen Umſtande abzunehmen ſeyn, daß er an jenem Morgen ſein Frühſtück unberührt gelaſſen, ſeine Mutter ihm deßhalb einen Sixpence gegeben, um ſich im Falle des Bedarfs etwas zu kaufen, und dieſer Sixpence, in daſſelbe Papier gewickelt, in welchem er ihn von ſeiner Mutter empfangen, ſich bei ihm vorgefunden hat. Jacks ungeſchminkte und treuherzige Erzählung machte auf alle Anweſenden den tiefſten Eindruck. Die Geſchwornen ſprachen über den Ertrunkenen das Verdict momentanen Wahnſinns, und forderten den Richter auf, Alles anzuwenden, um die beiden Dirnen zu entdecken und zur Unterſuchung zu bringen. Allein obgleich es weder an Bekanntmachungen, noch an wiederholter Aneiferung der Polizei mittelſt von Privatperſonen ausgeſezter Belohnungen gemangelt hat, ſo iſt doch bis jezt vergebens ein Reſultat erwartet worden. Die mit der Nachforſchung verbundenen Schwierigkeiten ſind allerdings ſehr groß, indem es nicht allein an jeder, die Entdeckung erleichternden Spur gänzlich fehlt, ſondern auch die That allem Anſcheine nach in einem Theile Londons verübt worden iſt, den man geſehen haben muß, um ſich zu überzeugen, daß es hier den Verbrechern eben ſo leicht iſt, ſich den Späheraugen der Polizei zu entziehen, als ſchwierig für dieſe, ſelbſt mit Einſetzung des eigenen Lebens ihre Pflicht zu erfüllen. Das polizeiliche Inſtitut hat jedoch in ſeiner neuen Organiſation — was auch immer Anfangs dagegen geſagt und geeifert worden iſt — ſich bereits als zu praktiſch-tüchtig bewährt, als daß man an einem Erfolge verzweifeln dürfte, der, wiewohl er den armen Eltern des unglücklichen Dick den verlornen Sohn nicht zurückzugeben vermag, doch die bürgerliche Geſellſchaft von zwei weiblichen Scheuſalen reinigen könnte.

W. S.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Der Reiſende d'Orbigny.

In dem Berichte der geographiſchen Geſellſchaft wurden verſchiedene neuere Reiſen durchgegangen, keiner aber die Wichtigkeit beigelegt, welche die Reiſe des franzöſiſchen Naturforſchers d'Orbigny in's Innere von Südamerika gehabt habe. Dieſe in der That ſehr wichtige und an Ergebniſſen reiche Reiſe iſt bereits in dieſem Blatte und in allen Zeitungen umſtändlich beſprochen worden, und die Regierung hat den Reiſenden in Stand geſezt, die Beſchreibung derſelben auf ſplendide Weiſe herauszugeben, wie man aus den neulich erſchienenen erſten Lieferungen erſehen kann. Graf von Montalivet, welcher den Vorſitz führte, hielt eine kurze Rede aus dem Stegreife, ehe er dem Reiſenden die ihm von der geographiſchen Geſellſchaft zuerkannte Ehrenmedaille überreichte; er ſprach viel von dem Muthe, der dazu gehöre, ſich von ſeinem Vaterlande loszureißen und unbekannte Länder unter tauſend Mühſeligkeiten und Gefahren zu durchziehen; er behauptete, ein ſolcher Muth ſey erhabener, als der kriegeriſche und der bürgerliche Muth, weil man auf dem Schlachtfelde und bei einem Aufſtande das Gefühl ſeiner Pflicht und die Anweſenheit ſeiner Mitbürger zur Stärkung, zur Aufmunterung habe, wogegen ein Reiſender ganz allein und verlaſſen in einer unbekannten Gegend zuweilen umkomme, ohne daß er die Gewißheit habe, daß auch nur ſein Name in ſeinem Vaterlande werde genannt werden. Ganz verhält ſich die Sache doch wohl nicht, wie Graf Montalivet ſie darſtellte; denn erſtlich iſt dieſer Muth nichts Seltenes; jeder von Wißbegierde brennende Geiſt beſizt ihn, und hat dabei weit edlere Gefühle, um die Gefahren nicht zu achten, als der Krieger auf dem Schlachtfelde; zweitens iſt auch der Ruhm, der ſeiner wartet, nicht ſo ungewiß, als der Herr Graf meint; die geographiſche Wiſſenſchaft behält die Namen der verunglückten Reiſenden, welche zur Erweiterung derſelben beigetragen haben, oder auch nur haben beitragen wollen, in werthem Angedenken, und ſchreibt ſie in ihre Jahrbücher ein, wo ſie nicht ſo leicht vergeſſen werden, als die Namen der Tauſende von Kriegern, welche ihr Leben auf dem Schlachtfelde eingebüßt haben, und zwar manchmal wegen eines Streites zwiſchen zwei Fürſten, deſſen Entſtehen und Fortgang die Nachwelt ſehr wenig kümmert. Graf Montalivet drückte dem Reiſenden d'Orbigny ſehr freundlich die Hand, und belobte nochmals ſeinen Muth. Nun hat d'Orbigny allerdings großen Muth gezeigt, aber noch mehr Eifer für die Wiſſenſchaft; denn er hat für dieſelbe einen großen Theil ſeines Vermögens zugeſezt. Allerdings hatte die Regierung ihm einen Jahrgehalt von 8000 Franken während ſeiner acht Jahre lang dauernden Reiſe ausgeſezt; wenn man aber, wie d'Orbigny und andere berühmte Reiſende, überall ſammelt, Zeichnungen entwirft, Thiere und Pflanzen aufbewahrt und tauſend Meilen weit verſendet, Begleitungen nimmt, um gefährliche unbekannte Orte zu unterſuchen u. ſ. w., ſo ſind 8000 Franken ein kärglicher Lohn; es iſt daher auch nicht auffallend, daß d'Orbigny 30 bis 40,000 Franken von ſeinem eigenen Gute aufgeopfert hat. Dafür iſt er denn auch freilich mit einem Schatze von Kenntniſſen und Erfahrungen heimgekommen, wie ihn wenige Reiſende mitbringen können.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 7. Mai 1835.

— Du grauſer Todesvogel,
Schreck unſrer Nation und blut'ge Geißel,
Du dringſt zu uns nicht ein, als durch den Tod;
Denn ich betheur' es, wir ſind wohl verſchanzt.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Nidwalden.

Zweiter Abſchnitt.

95.

Indeß flog Rifl zu dem Schwarm der Streiter,
Der am Geſtad zum Schutz der Grenze ſteht;
Dort wird die ſchwer gedrückte Bruſt ihm weiter,
Wo ihn des Krieges friſcher Sturm umweht.
Die Stirn iſt noch vom Abſchied gramumdunkelt,
Indeß dem Aug' des Muthes Bliz entfunkelt;
Umſchauend ſieht er da Latour im Kahn,
Gleich einer ſturmgejagten Wolke, nahn.

96.

Da gießt er eilig in der Büchſe Rachen
Der Ladung zweimal aufgefülltes Maß;
Er ſpannt, er zielt und läßt den Schuß erkrachen.
Wie Geier ſtürzen auf lebend'gen Fraß,
So fährt das Blei heißhungrig durch die Lüfte:
Latour! ſchon gähnen dir die feuchten Grüfte;
Du wankſt, du fällſt, die breite Bruſt durchbohrt,
Und hauchſt die lezte Kraft in's laute Wort:

97.

„Ob auch im Tod des Führers Blicke brechen,
Ihr endet doch des Ruhmes lichte Bahn;
Hinan, ihr Braven, meinen Fall zu rächen!
Es melde jede Zunge doch: der Kahn
Latour's hat ſich zuerſt an's Land geſchwungen,
Im Sterben hat der Held den Sieg errungen!“
So ruft er, und ſein Mund verſtummt, erbleicht,
Und der noch nimmer wich, der Geiſt entweicht.

98.

Doch den Gefährten, welchen Schmerz und Schrecken
Zuerſt aus ſtarrer Fauſt das Ruder wand,
Hallt nach ſein leztes Wort, den Muth zu wecken:
Der Rache Sturmwind jagt ſie her zum Strand.
Doch hoch vom Thurm und aus des Ufers Büſchen
Läßt Unterwalden ſeine Kugeln ziſchen:
Es ſinken Aſſas, Clairfait, Tolun wund,
La Roche und Raimond todt zum Schiffesgrund.

99.

Doch löſcht der Franken Zorn kein thatlos Trauern;
Der junge Dorat, reich an jeder Liſt,
Heißt tief in's Schiff hinab die Freunde lauern,
Bis ihrer Rache Zeit gekommen iſt.

Digitized by Google

Doch plötzlich kracht der Kiel, entzwei geſpalten
Von ſpitzem Pfahl; ſein Flug iſt feſtgehalten,
Ein dringt die Fluth, in's dunkle Wellengrab
Sinkt er beſiegt mit allem Volk hinab.

100.

Doch unentmuthigt ziehn die andern alle
Stets näher, näher ſtets an's Ufer her,
Bereit zum Handgemeng am Küſtenwalle;
Den See verdeckt der Kähne wimmelnd Heer,
Und droh'nder braust der eh'rne Mund der Zinken,
Und wilder mahnt das Schlachtgeſchrei, es blinken
In vollerm Glanze Schwert und Waffenzier,
Und näher rauſcht das flatternde Bannir.

101.

Jezt rast der Kampf. Die Gegner hinzuſchmettern,
Spei'n tauſend Büchſen ſtets ihr Feuer aus.
Und wie bei ſchweren, grauenvollen Wettern,
Wenn Dörfer lodern in des Brandes Graus,
Die Donner, die herab vom Himmel dröhnen,
Das Sturmgeheul der Glocken übertönen:
So ſtirbt der Trommeln und Trompeten Hall
In der Musketen und Kanonen Knall.

102.

Nicht hundert Schritte von dem Ufer halten
Des Feinds Geſchwader alle, doch verhüllt
Der dichte Rauch die kämpfenden Geſtalten,
Verworren wogt des Streites düſter Bild.
Doch jezt entſchwebt des Dampfes ſchwarzen Wellen
Ein mächtig Schiff voll kühner Kampfgeſellen,
Die gleicher Muth zu gleicher That verband,
Und naht auf Steinwurfsweite ſich dem Strand.

103.

Dies ſchaut, umſpähend ſtets mit Falkenblicken,
Vom hohen Thurm der kriegeriſche Greis;
Schnell ruft, die Büchſen auf ſie loszudrücken,
Sein mahnend Wort heran der Söhne Kreis.
Die Brüder Luſſi auch, die nie ſich trennen,
Amſtad und Zelger, die beherzten Sennen,
Und Frunz und Scheuber ſehn das Schiff jezt nahn
Und ſchlagen zielend ihre Büchſen an.

104.

Der Alte ſelber lenkt ſein tödtend Feuer
Zuerſt auf Talard, der, erzeugt am Strand,
Mit ſichrem Arme führt des Schiffes Steuer,
Wie vormals, da er noch im Vaterland
Marſeille's ſchöne Meeresbucht befahren,
Wo er der Fiſche mannichfache Schaaren,
Mit beſſerm Glück, in ſeine Reußen ſchloß;
Ihm trifft die braune Stirne das Geſchoß.

105.

Das Steu'r entgeht der Hand, ſein Leben endet,
Und ſeitwärts hängt ſein blutergießend Haupt
Vom Bord des Schiffs herab; die Fähre wendet
Sich rechts im Kreis, des Steuermanns beraubt.
Da faßt beherzt der junge Fouchat ſchnelle
Das blut'ge Steuer an des Todten Stelle;
Doch kaum daß er's mit raſcher Fauſt umſpannt,
So läßt er's ſinken aus gelähmter Hand.

106.

Denn Scheuber traf ihn ſchwer am Vorderarme,
Durch Fleiſch und Knochen bohret ſich das Erz;
Es ſtrömt ſein Blut, das jugendliche, warme,
Zu Boden ſitzend, knirſcht er herben Schmerz.
So müſſen Alle, die das Steuer faſſen,
Wund oder todt, es plötzlich fahren laſſen;
Schon wagt es keiner mehr, ſich ihm zu nahn,
Es ſtockt des Schiffes Lauf auf halber Bahn.

107.

Doch naht indeſſen manches Schiff der Franken,
Bis an der Palliſaden hohen Zaun.
Hier mühn ſie ſich entbrannt, die läſt'gen Schranken,
Die ſie vom Ufer trennen, zu zerhau'n;
Zugleich ergeht der kleinen Schüſſe Knittern,
Beſchützer ſammt der Schutzwehr zu zerſplittern;
Ein andrer Schwarm beſtürmt der Pfähle Wall,
Und keinen rührt des Nebenmannes Fall.

108.

Hier ſauſen hochgeſchwungen ſcharfe Degen
Und Aext' und Beile auf das Gitter ein,
Dort müh'n ſich hin und her gezogne Sägen,
Der Flotte den verrammten Weg zu frei'n.
Hier ſprengen ſie des Wehres Eiſenbande,
Dort werden aus des Seees tiefem Sande
Verborgne Pfähle durch vereinte Kraft
Nach heißer Müh zulezt herausgeſchafft.

109.

Doch ſieh, derweil ſie Plankenzaun und Gitter,
Wie Wölfe Lämmerhürden, wild umdräu'n,
Und losgehaune Spän' und tauſend Splitter
Die Luft durchſauſen und den See beſtreu'n:
Kommt Dügardet mit ſeinen Kriegerſcharen
Durch offnes Thor zum Strand dahergefahren;
Das blanke Schwert in hochgehobner Hand,
Entſchwingt er ſich zuerſt dem Schiff an's Land.

Digitized by Google

110.

Ward durch den Rauch der Wächter Blick betrogen?
Hat ferur Noth die nächſte ihm verhedlt?
War allzudünn der Wachen Kreis gezogen?
Hat ihnen Vorſicht, hat der Muth gefedlt?
Hat ihrer Büchſen Sendung nicht geteoffen?
Ließ einen Pſad der Pſählr Gatter offen? —
Schon ſtößt das Schiff zu dem Geſtad heran,
Die Franken jauchzen auf im Siegeswahn.

(Der Beſchluß folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortſetzung.)

Wir kommen auf „den brummenden Alten mit dem Pelz,“ an deſſen ſonſt ſo häufigen Aufenthalt in Deutſchland, wo er auch vor Alters in den Wäldern und auf den Helden den ſo beliebten Honig zur Genüge finden konnte, nicht nur vielr Ortsnamen, ſondern auch hier und da noch Bärengruben oder Bärenfänge rrinnern, z. B. im Baireuthiſchen. — Im bayeriſchen Walde, z. B. in der Gegend von Zwiſel, ſagt man, halten ſich noch jezt ſolchr unwillkommene Gäſte auf, und einr Art ſchwarze Bären iſt in Tyrol und der Schweiz einheimiſch. Bekanntlich hat Bern von dem Thiere den Namen, welches, nach der Legende, rinem Holzhauer auf dem Platze, wo nachher die Stadt rrbaut worden iſt, entgegen gekommen ſeyn ſoll, und deſſen Bild daher auch im Stadtwappen prangt; ja zum ewigen Andenken an die merkwürdige Begebenheit weeden ſelbſt im dortigen Wallgraben lebrndige Exemplare davon ſorgſam unterhalten. In der Ueberſetzung von K. Gesners Thierbuch heißt rs von dieſer Stadt im Uchtland: „dieſſelbig zeucht ſtetigs ein oder rin paar Bären aus geſtiffter Pfründe der Herzoge von Lothringen.“ Der ſeit dem Cluver allgemein verbreiteten Annahme, daß Bärenhäuter einen (beſonders Deutſchen) bedeutr, der auf der Bärenhaut ruht unb faulenzt, ſtellte ein älterer Theolog, Gerhard Maier, dieſe andere entgegen: rs heiße ſo viel als Bärhüter, d. h. rin Schweinhüter, nämlich Bär übeehaupt in der Brdeutung von größern, wilden und zahmen, beſonders zottelhaarigen Thieeen genommen.

Zwar findet ſich kein ausdrückliches Zeugniß vor, daß der in Höhlen (Dänen) ſich rinbauende, an Farbe meiſt weißgeaue, an Geſtaltung faſt ſchweinartige Sohlengänger, welchen wir Dachs, die Nirderländer Das nennen, ſchon im alten Germanien gehauſt habe; allein es läßt ſich mit Recht annehmen, da er bis in Norwegen hinein gefunden wird. Merkwüedig iſt es, daß faſt alle Namen des Thiers ſowohl in den übrigen germaniſchen Speachen, als auch in den romaniſchen aus dem Deutſchen hrrſtammen. Vom Decken, bedecken, vrrbergen, kommt ſowohl Dach, als Dah—s, Dachs, woraus im barbariſchen Latein taxo und taxus, auch tassus gebildet wurde, das in dir meiſten romaniſchen Sprachen überging; italieniſch tasso, franzöſiſch taisson, ſpaniſch texon; im Schwediſchen grafswin (Grauſchwein), ferner im Niederländiſchen auch grevink, brides von der alten germaniſchen Wurzel gra (grau).

Ein nordiſches Thier, und darum wohl auch ſchon im alten Deutſchland einheimiſch, wenigſtens iſt er noch in Oeſtereeich, Schleſien und Böhmen zu finden, und auch auf dem Harz und in den Thüringer Wäldern läßt er ſich zuweilen ſehen, iſt der Luchs (alt: luhs) oder Katzenwolf, Hirſchwolf, isländiſch lynxdyr, ſchwediſch lodyr, gleichſam das lohende (leuchtende) oder Glühaugenthirr, auch lo allein. Luchs und lynx erinnern an lux, lumen, liuht, liuhten, d. i. leuchten. — Könntr der zum ehemaligen Bisthum Speier gehörigr Wald Luſſart nicht rinen Wald voll Luchſe bedeuten? nämlich nach Analogie von Speſſart, d. i. Spechteshart oder Spechtshart, wie wirklich die Münchener Handſchrift des Nibelungenliedes V. 3883 hat, d. i. ein Hart oder Waldgebirge voll Spechte.

Haſen gibt rs in der ganzen alten Welt die Fülle, warum nicht auch im alten Germanien? zumal, da ſie Kälte ertragen können, und rs ihnen am wohlſten iſt, wo nicht viele Menſchen zuſammenwohnen. Dies wohlbehaarte Thier — was ſchon Plinius an ihm hervorhebt — hieß angelſächſiſch hara, altdochdeutſch haro (engliſch noch jezt hare); wie aber die Buchſtaben s und r leicht in rinander überfließen, wie das alte frieſen, wovon noch jezt Frirſel, in frieren, das gothiſche basi in bari, beri, Beere übeeging, ſo haro in haſo, ſpäter Haſe. Bei der Gelegenheit muß ich aber bedeuten: zu ſchließen, daß, weil manches Thier einen ächtdeutſchen Namen trägt, es deßhalb im alten Germanien einheimiſch geweſen ſeyn müſſe, wäre eben ſo vernünſtig, als wenn man annehmen wollte, daß jene kleine, auf dem Kap einheimiſche Art von Trappen, die der dortige Holländer koorhaan benennt, deßhalb als ein in Holland einheimiſcher Vogel zu betrachten ſey. So hat der Affr (engliſch ape, däniſch abe), der ja bekanntlich in Europa nicht wild lebt, ausgenommen die Gegend von Gibraltar, wo der ſogenannte türkiſche Affe verwildert gefunden wird, einen ganz deutſchen Namen, vom alten: aben, ſchwediſch apa, d. h. wiederholen, nachahmen, was noch im „Ab- und Ebenbild“ ſich vorfindet. — Die mit den Haſen verwandten Minengräber, die Kaninchen,

noch beſſer Künlein (in ältern Schriftwerken), als mehr dem lateiniſchen *cuniculus* entſprechend, ſind erſt ſpät aus dem Fernen, an ſolchen fruchtbaren Geſchöpfen überreichen Spanien, wohl über Frankreich, nach Deutſchland gekommen.

Der Ottern- und Biberjagd geſchah ſchon oben Erwähnung. Ich füge noch hinzu, daß, nach Oken, ſich Biber in faſt ganz Deutſchland vorfinden, nicht bloß an der Donau in Schwaben und Bayern, ſondern auch an der Elbe, Lippe und Maas; am Rhein hingegen, wenigſtens am Oberrhein, ſcheinen ſie vertilgt zu ſeyn. Sie bauen noch hie und da, namentlich in den Altwaſſern der Elbe bei Wittenberg, wie Oken berichtet. Bei der Fiſchotter, die zuweilen auch in der Redniz gefangen wird, muß ich noch dreierlei bemerken. Erſtlich erinnere ich an die Fabel in der Edda von Hreidmar und ſeinen drei Söhnen, Faſnir, Regino und Otr, von welchen der Leztere — ganz dem Worte entſprechend — ſich in die Geſtalt einer Otter verwandelte und Fiſche fing, die er, mit den Augen blinzelnd, gierig verzehrte; zweitens an eine köſtliche etymologiſche Vermuthung des ſonſt ſo umſichtigen und wackern Friſch, den übrigens neuere Etymologen, zwar nicht an gründlicher Gelehrſamkeit, aber an unglücklicher Kühnheit weit übertreffen; er meint nämlich, daß der Phyſeter des Plinius, der doch ein ganz anderes Thier iſt und etwa den Pottfiſch bedeutet, nichts ſeyn möge, als Fiſcheter oder Fiſcheſſer, welches leicht mit unſerm Fiſchotter könnte verwechſelt worden ſeyn; drittens muß ich noch aus dem Leben Karls des Großen von Eginhard erwähnen, daß jener König zur Winterszeit Bruſt und Schultern mit einem Thorax von Ottern- und Mäuſefellen zu bedecken pflegte.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beſchluß.)

Reiſen und Reiſeeindrücke.

Naturgeſchichte, Erdbeſchreibung und auch Völkergeſchichte werden ſich von dem bereichern, was d'Orbigny aus Amerika mitgebracht hat. Das Naturalienkabinet beſizt von ihm eine Menge neuer, das heißt, für die Naturforſcher neuer Naturprodukte. Nebenbei hat d'Orbigny auch einige ältere Vorurtheile und von andern Reiſenden verbreitete Irrthümer zerſtört, z. B. das Daſeyn vorgeblicher Rieſengeſchlechter in Patagonien; in der Nähe beſehen, ſind es ganz gewöhnliche Menſchen, wie manche Helden. — Eines andern Reiſenden wurde von der geographiſchen Geſellſchaft erwähnt, der ebenfalls in Amerika ſeine Forſchungen angeſtellt, aber in einer beſchränktern Gegend, nämlich in Guyana, und jezt wieder dahin zurückkehrt. Er heißt le Prieur; wahrſcheinlich wird die geographiſche Geſellſchaft ihn ſpäter zu belohnen haben. Auch dieſer reist auf Koſten der Regierung. Ein Offizier vom Generalſtabe, Texier, wenn ich recht gehört habe, war von einer Reiſe in Kleinaſien zurückgekommen, und las ein Bruchſtück aus der Beſchreibung ſeiner Reiſe vor. Dieſes Bruchſtück betraf das alte Kappadozien, wo der Verfaſſer unter andern die alte Stadt Cäſarea, jezt Kaiſſar, beſucht hat. Er hat in derſelben keine Alterthümer, am allerwenigſten in der Umgegend die von Paul Lucas erwähnten 200,000 Pyramiden gefunden. Wo P. Lucas doch dieſe Nachricht mag hergenommen haben! geſehen hat er die 200,000 Pyramiden doch gewiß nicht. Um nun auch etwas über Afrika mitzutheilen, las ein anderer franzöſiſcher Reiſende, Berthelot, welcher ſich zehn Jahre lang auf den kanariſchen Inſeln, beſonders auf Teneriffa, aufgehalten hat, wo er, wie ich glaube, dem Pflanzengarten vorſtand, ein Bruchſtück aus einer Beſchreibung dieſer Inſel vor, die er herauszugeben gedenkt. Er erwähnte der Beſchreibung der kanariſchen Inſeln von L. v. Buch rühmlichſt, und bemerkte, daß, wenn der Plan von Teneriffa in derſelben etwas mangelhaft ſey, dies von der Unkenntniß von Lokaleigenheiten herrühre, die man nur durch einen langen Aufenthalt erhalten könne. Teneriffa ſcheint Berthelot durch und durch zu kennen, was denn auch bei einem zehnjährigen Aufenthalte daſelbſt leicht zu glauben iſt. Große Seereiſen ſcheint die Regierung jezt nicht zu beabſichtigen. Es ſind deren mehrere wichtige unter der vorigen Regierung unternommen worden, deren Reſultate erſt in den lezten Jahren vollſtändig bekannt gemacht worden ſind. Sie haben das naturhiſtoriſche Muſeum zwar bedeutend bereichert, aber auch viel gekoſtet, und man kann es der Regierung nicht verdenken, wenn ſie eine Zeitlang mit dieſen koſtſpieligen Weltumſeglungen inne hält. Der Schiffskapitän d'Urville klagt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe, daß er von der Regierung ſchlecht belohnt worden ſey, und daß man es ihm wenig Dank gewußt habe, ſo große Gefahren überſtanden und mit ſeinen Reiſegefährten ſo Wichtiges geleiſtet zu haben. Dieſe Spannung zwiſchen dem Marineminiſterium und dem zulezt ausgeſchickten Seefahrer iſt eben nicht dazu geeignet, erſteres zu neuen Unternehmungen aufzumuntern. Uebrigens kann auch viel von einzelnen Reiſenden, beſonders Naturforſchern, geleiſtet werden, wenn die Regierung ſie gehörig unterſtüzt, und die gelehrten Geſellſchaften in Paris den Forſchungen derſelben eine zweckmäßige Richtung geben. d'Orbigny's Reiſe liefert ein Beiſpiel davon. Auch die Dichter reiſen jezt, und geben dem Publikum Reiſeeindrücke, ein Wort, welches ſie, glaube ich, aus dem Engliſchen entlehnt haben. Wir haben Alex. Dumas Reiſeeindrücke, und bekamen in dieſen Tagen auch die Erinnerungen und Eindrücke Lamartine's, die wahrſcheinlich wichtiger ſeyn werden. Dafür verſpricht uns Alex. Dumas ſeine Schifffahrt um das mittelländiſche Meer. Bisher iſt er aber, glaube ich, nicht weiter gekommen, als nach Toulon und Marſeille, und vermuthlich hat es mit ſeiner Schifffahrt keine Eile. Paris muß weit mehr Reiz für ihn haben, als das Meer; von Zeit zu Zeit ſieht man bald hiſtoriſche Romane von ihm erſcheinen. Ueberhaupt verſucht dieſer lebhafte, unruhige Kopf Manches, ohne daß er durch irgend einen dieſer Verſuche außerordentliche Senſation erregte. Warum ſchreibt er nicht bloß Aufſäze in den Zeitſchriften, wie manche ſeiner Kollegen, welche ſich vortrefflich dabei ſtehen?

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Mai 1835.

— Thiere zu Schaaren, das Eichhorn, die Wieſel
Und das Hermelin.

Reinecke Fuchs.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortſetzung.)

Daß hier nicht eigentliche Mäuſe zu verſtehen ſeyen, iſt um ſo mehr anzunehmen, da bei den Römern und nach ihnen im Mittelalter mehrere kleinere Thiere, die ein weiches, feines Fell haben, ſo benannt worden ſind. Auch die Hamſter gehören dazu, die wirklich im Syſtem als mures mit aufgeführt werden: ein Thier, das ich meines Theils bei Griechen und Römern nirgends gefunden habe. Es iſt überhaupt mehr ein öſtliches Thier, wie Oken ſagt, welches in Deutſchland kaum weſtlicher als Thüringen, wo es bekanntlich zur Landplage wird, und kaum ſüdlicher als Baireuth, dieſſeits des Böhmerwaldes, alſo nicht bei Straßburg zu finden ſey, obwohl es die Franzoſen marmotte de Strasbourg nennen. Ferner rechnete man dazu die miteinander verwandten Iltiſſe, Marder und Wieſel, vorzüglich das große oder Hermelinwieſel, welches bisweilen, wie die Zieſelmaus und das Eichhorn, die pontiſche Maus genannt wurde und auch in Deutſchland ſich findet, und deſſen koſtbares Fell als auszeichnende Kleidung und Schmuck großer Herren berühmt und geſucht wurde und ſelbſt als Symbol der Fürſtenmacht in die Heraldik überging. In einem lateiniſchen Gedicht auf Karl den Großen ſingt Alkuin, daß deſſen Tochter Bertha um ihren ſchneeweißen Hals ein koſtbares Mausfell getragen habe, worunter wohl gleichfalls Hermelin zu verſtehen iſt.

Pelzwerk von mancherlei großen und kleinen Thieren war ſchon früher Kleidung und Schmuck der alten Deutſchen. Tacitus erwähnt auch, daß ſie die abgezogenen Häute des auserleſenen Wildes mit den gefleckten Fellen von Thieren geſprenkelt oder verbrämt hätten, die der äußerſte Ocean und ein unbekanntes Meer erzeugte; vielleicht ſind darunter die Felle von Seehunden und andern Robben, die in der Nord- und Oſtſee ſich finden, zu verſtehen.

Die Alpenmäuſe des Plinius, welche auf zwei Füßen gehen, ſind nichts anderes als die Murmelthiere, die bei den Griechen auch Bärenmäuſe heißen, weil ſie, außer dem Aufrechtgehen, noch manches, z. B. den Winterſchlaf, mit den Bären gemein haben. Plinius erzählt von ihrer Art und Weiſe, Heu einzuſammeln und einzufahren, was noch jezt der Aelpler in Savoyen u. ſ. w. davon erzählt. Der Name iſt wohl nicht vom Murmeln herzuleiten, welches das Thier wirklich beim Saufen, namentlich der beliebten Milch, von ſich gebe, ſondern vom graubündiſchen oder romaniſchen murmont,

Digitized by Google

in welchem die mures montani ſogleich zu erkennen ſind, woraus wieder marmontana, marmotta und marmotte, und von dieſem erſt marmotter, murmeln, brummen gebildet iſt; bei Notker murmenti, in der Schweiz Murmentli, in Bayern Murmentl, und daraus, wie Marmel aus Marmor, Murmel gebildet. — Hiebei die Bemerkung, daß in den ältern und mittelhochdeutſchen Schriftwerken fremde Wörter, namentlich lateiniſche, oft ſeltſam corrumpirt und germaniſirt ſind; ſo ſteht im Parcival Kokodrill, für Krokodil, ja ſelbſt Kokatrelle, etwa wie Aberelle für April bei Veldegk; ferner Kemmel für Kameel, etwa wie noch jezt hier und da Käſten für Kaſtanien, ferner Helpant, Ulband, Elpender für Elephant.

Ohne Zweifel hat es in den Tannen- und Eichenwaldungen des alten Germaniens außer Wildſchweinen auch genug Eichhörnchen gegeben; dieſe Affen in unſern Wäldern, die den erſten Theil ihres Namens eben von den Eichen haben, den griechiſchen und lateiniſchen aber (sciurus) von ihrem langen Schweif, der ihnen nicht bloß zum Fall-, ſondern auch zum Sonnenſchirme dient: Schattenſchweif. Ueber das horn oder hörnlein im deutſchen Namen iſt verſchiedentlich etymologiſirt worden: es iſt vielleicht gar aus Hermlein oder Hermelin corrumpirt? alſo das Eichhermelin; bekanntlich wird das Fell unſeres Eichhorn unter dem Namen Grauwerk und Vehwamm benuzt.

Zulezt noch Einiges von den Walen, ein Wort, das angenſcheinlich mit bal-aena verwandt iſt. Wal, angelſächſiſch hwael, mag wohl Meer oder Meerestiefe bedeuten, was auch noch vorkommt im Walroß oder Roßwal, und im Narwal, deſſen ungeheure Zähne, die wie Elfenbein verarbeitet werden, man früherhin für das Horn des fabelhaften Einhorn gehalten hat. Bei Walfiſch bemerke ich noch, daß der Sprachgeiſt im Volke die Thiere, Pflanzen und Steine anders zu benennen pflegt, als der ſpäter hinzutretende und nach Geſchlechtsmerkmalen zugleich ausſcheidende und zuſammenordnende Naturforſcher. Den ältern Deutſchen mußten alle Arten von Walen, namentlich auch Delphine, ferner Fiſchottern und Biber als Fiſche erſcheinen, weil ſie mit dieſen nicht nur den Aufenthalt im Waſſer, ſondern einige noch anderes, z. B. Schwanz- und Rückenfloßen gemein haben. Dieſe Meinung theilte früher mit dem Volk auch die Kirche, die daher zur Faſtenzeit das Fleiſch von Fiſchottern erlaubt hat, welches beſonders von den Karthäuſern, die durchaus kein anderes Fleiſch eſſen dürfen, als Fiſche, ſehr geſucht war und wohl noch jezt iſt.

(Schluß des zweiten Abſchnitts.)

Nidwalden.

(Beſchluß.)

111.

Wie manchmal aus des Nords beeisten Meeren
Der Sturm, der übermächtig ſie durchwühlt,
Auf breitem Eisgeflöze weiße Bären
Zum Strande weitentlegner Länder ſpült;
Da halten ſie, von Hunger ausgemagert,
Des Normanns Ställ' und Hütten hart umlagert,
Und fallen, blind in Wuth, mit gier'gem Zahn,
Nicht ſchreckt ſie Hirt noch Hund, die Heerden an:

112.

So ſtürzen an's Geſtad die fremden Krieger,
So lechzen ſie nach Raub und heißem Blut;
Nein, wie der Wüſte mordgereizter Tiger,
Wenn Jägerliſt getödtet ihre Brut.
Daß allen Widerſtand ſie niederwerfe,
Vereint die Schaar der Bajonette Schärfe:
Geſchloſſen ſtarrt der Spitzen ehrner Wald,
Dügardet lenkt des Angriffs Sturmgewalt.

113.

Wie in geſchloſſnen Forſten eine Tanne
Manchmal die ſtarken Eichen überſchaut,
So überragt ſein Haupt um eine Spanne
Die ganze Schaar, die Schaumburg ihm vertraut.
Die Mütze ſteigt, gedeckt vom Bärenfelle,
Auf ſeiner Bruſt erſtrahlt in Sonnenhelle
Ein goldner Stern; hochmüth'ger, eitler war
Noch keiner, welchen Gallien gebar.

114.

Dem ſieggeblähten, rauſchenden Bannlee
Folgt raſchen Muths der Kampfgenoſſen Schwall,
Und ſchnell erklimmt die Macht der Grenadiere,
Sieg rufend oder Tod! den Uferwall.
Der Sturmgewalt der Feindesbajonette
Erliegt der Wachen dünn gezogne Kette;
Abacker ſinkt, von Mandourgs Schwert zerſtückt,
Frank, Zelger, Frunz, von Uebermacht erdrückt.

115.

Zroz, Niederberger, Rothefluh und Murer
Sind todt, von Bajonetten hingeſtreckt;
Lang kämpft, vom Feind umringt, der ſtarke Durer,
Bis er entſeelt den heim'ſchen Grund bedeckt.
Gleich Wetterbächen wälzt ſich weit und weiter,
Durch Leichen, Blut und Tod der Grimm der Streiter,
Bis Obermatt, gemahnt vom Schreckenslaut,
Der Freunde Flucht, der Feinde Sieg erſchaut.

116.

Jetzt fliegt er angſtgeſpornt zur Dorfkapelle,
Dort harret ſeines Rufs der Hinterhalt,
Im ſchützenden Gewölb an heil'ger Stelle
Geborgen vor des Bombenſturms Gewalt.
Bewehrt mit langen Speeren und mit Keulen,
Mit mächt'gen Schwertern, heißt er ſie enteilen;
Auch kühne Knaben und beherzte Frau'n
Ziehn feſten Schrittes mit in's Todesgrau'n.

117.

So wirft der Landſturm ſich dem Feind entgegen;
Doch Dügardet verlacht ihr Rachedrohn,
Und erdwärts deutend mit dem blut'gen Degen,
Erhöht er ihre Wuth mit ſtolzem Hohn:
„Elendes Volk! ſtreckt hin die roſt'gen Waffen!
Wollt ihr euch noch dem nahen Tod entraffen?
Seht, tapfre Frau'n, die Hülfe kommt zu ſpät,
Wenn Frankreichs Siegsbannir am Ufer weht!

118.

Flieht, daß nicht Weiberblut die Schwerter netze!
Fürwahr, die morſchen Hütten ſind's nicht werth —
Doch wie? ſie wahren wohl verborgne Schätze,
Daß ihr dafür ſo furchtbar euch bewehrt?“
Doch Odermatt fällt ein: „Wohlan, Verwegner,
Erprobe gleich die Ohnmacht deiner Gegner
Und lerne noch: es wohnt beglückte Raſt
In Hütten öfter als im Prunkpallaſt!“

119.

Er ſpricht's und ſchwinget mit der Kraft der Alten,
Mit beiden Armen, hoch ein roſtig Schwert;
Dügardet's Stahl vermag's nicht aufzuhalten,
Er bricht dem Schlag, der klirrend niederfährt.
Der Stolze ſchwankt, es fällt die Bärenmütze,
Noch ehe ſeines Gegners Schwertesſpitze
Sein Haupt berührt und ſpaltet bis zur Bruſt;
Hinſinkt der Franke, ſeiner unbewußt.

120.

Doch wie, vom Erdſtoß abgeſprengt, hernieder
In's bange Thal ein Heer von Felſen rollt:
So brechen in des Feinds beſtürzte Glieder
Nidwaldens Söhne. Blut und Leben zollt
Für ihre kühne Landung dieſe Rotte;
Ihr Spott und ihre Kriegskunſt wird zu Spotte
An eines Völkleins ungeübter Kraft,
Vom Geiſt der Freiheit plötzlich aufgerafft.

121.

Wie ſät der Kolben Schlag da ſchwere Beulen!
Wie durſtig taucht der Speer in Blut ſich ein!
Wie fällt das Schwert der Franken Heeresſäulen!
Wie ſchmettern Hellebarten durch die Reihn!
Der Knaben Schaar entſendet ſcharfe Bolzen
Mit ſichrem Arm und Aug' in's Herz der Stolzen;
Dort ſiehſt du des Gebirges kräft'ge Frau'n
Mit blankem Stahl die Feinde niederhau'n.

122.

Das Lied verſchweigt die ſchmachbedeckten Namen
Der flücht'gen Feinde, die vom Unglücksſtrand
In leichtem Nachen ſchreckenbleich entkamen,
Verſchweigt die Menge, die den Tod hier fand.
Wie nah'nde Wetter oft vom Sturm zerſtieben,
So ward von der Nidwaldner kräft'gen Hieben
Die erſte Schaar, die ſich an's Land gewagt,
Zerſtreut, zerſchmettert, ſchimpflich fortgejagt.

123.

Doch du, der mit des Frühroths düſtern Bildern
Den Flug des Sangs erhoben, ſonder Ruh'
Des wechſelvollen Tages Kampf zu ſchildern:
O Geiſt! aufathmend fleuch der Feier zu.
Die Sonne ſenkt des müden Hauptes Locken,
Zur Ruhe mahnen rings die Abendglocken,
Und ob des Jammerthales Blut und Pein
Entglimmt der ew'gen Sterne Hoffnungsſchein.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

Neu entdeckte Quelle des Romantismus in Frankreich.

Man hat Unrecht, wenn man den Romantismus in Frankreich zugleich mit dem Namen „der neuen Schule“ belegt, und dann gemeinhin Victor Hugo als ihren Stifter betrachtet. „L'école nouvelle est un fait, Messieurs, elle n'a plus besoin de se défendre, elle n'a plus besoin que de produire,“ ſo ſprach kürzlich Jules Janin, welchen boshafte Journaliſten le feuilletoniste-historien du Journalisme nennen, da er bekanntlich kürzlich im Athenée zu Paris Vorleſungen über die Geſchichte des Journalismus in Frankreich ſeit Ludwig XIV. gehalten hat. Aber eben dieſe neue Schule iſt ſchon längſt ein Faktum geweſen, und hat ſchon längſt treffliche Stücke hervorgebracht. Die alten Großväter und Ahnherren der jetzigen Franzoſen haben ſich ſchon als Jünglinge an ähnlichen Dramen ergötzt, die fälſchlich als eine Erfindung der jüngſten Zeit gelten wollen. Ich will, um dies zu beweiſen, den Inhalt eines Stückes hier mittheilen, das eben ſo gräßlich, als fürchterlich und haarſträubend iſt, und das deſſenungeachtet auf die Zuſchauer einen unwiderſtehlichen Reiz ausübte. Ein Mord folgt darin auf den andern, und der Held dieſes Drama's bringt mehr Menſchen um, als Margaretha von Burgund im „Thurm von Neſle“ und Lucrecia Borgia zuſammengenommen. Das merkwürdige Schauſpiel, von dem ich hier ſpreche, entſchlüpfte unbegreiflicher Weiſe dem Verbote unter der Herrſchaft des alten bon plaisir, ſo wie den Verfolgungen zur Zeit des Terrorismus, dem kaiſerlichen Cenſurzwange, wie dem der Reſtauration, und noch jezt iſt es — ein einziger, unerhörter Fall! — frei von jeder Beſchränkung, der Manie der

Digitized by Google

modernen Verbeſſerer und Umarbeiter entgangen. Eben ſo glücklich war dieſes Werk hinſichtlich der Kritik, welche nie die geringſte Notiz davon genommen hat, obgleich das Livre des cent-et-un es nicht verſchmähte, ihm eine allerliebſte Lobrede zu halten.

Ich will es daher verſuchen, die Analyſe dieſes Schauſpiels zu geben, das zwar alt, aber werthvoll genannt werden darf, und wie durch ein Wunder bis auf unſer allzu flüchtiges Zeitalter gekommen iſt.

Die erſte Scene eröffnet das Stück auf würdige Weiſe. Sehnſüchtig wird der Held des Stücks von einem zahlreichen Kreiſe erwartet. Sein Vertrauter meldet ihn endlich, und ein lärmender Chorus verkündet ſeine Ankunft. Er erſcheint auf der Scene, und ſeine Begrüßungen, die ſich durch eine ganz eigenthümliche Grazie bemerkbar machen, ſein einſchmeichelndes Benehmen, ſein Ton, ſeine gefälligen Manieren, ſeine lebhaften Antworten, Alles an ihm bereitet ihm einen entzückenden Empfang; Munterkeit, Naivität und Gutmüthigkeit ſcheinen die glücklichen Beſtandtheile ſeines Charakters zu ſeyn. Aber wie ſehr täuſcht dieſe Maske!

Die Freude, welche er über ſeine ganze Umgebung verbreitet, wird zuerſt durch die Dazwiſchenkunft ſeiner Gattin geſtört, welche ihm ſeinen unordentlichen Lebenswandel vorwirft; ſie klagt ihn der Verſchwendung an, und um ihn zu rühren, ſtreckt ſie ihm ihr jüngſtes Kind entgegen. Er ſtößt das Kind wild von ſich, antwortet auf den Jammer der Mutter nur durch bittern Spott, durch Sarcasmen und Ironie, und geht endlich, um ſich dieſer Thränen und Klagen zu entledigen, ſo weit, daß er den armen Kleinen zum Fenſter hinauswirft und über die unglückliche Mutter mit wahnſinniger Wuth herfällt. Sein Vertrauter, der bei dieſer entſetzlichen That gegenwärtig iſt, will ihm einige Vorſtellungen über ſeine Grauſamkeit machen, aber ein höhniſches Gelächter iſt die Antwort des Ungeheuers, und ohne Gewiſſensbiſſe zu empfinden, nimmt er die Spielpartie an, die ein Freund ihm vorſchlägt. Das Spiel beginnt vorerſt gemäßigt, dann werden die Theilnehmer wärmer, endlich hitzig. Ein zweifelhafter Fall erregt einen kleinen Streit; man fängt von Neuem an. Derſelbe Fall kehrt jedoch wieder, und der Gegenmann unſers Helden merkt nun erſt, daß er betrogen werden ſoll. „Ah, ſo geht es nicht!“ ruft er, und wirft die Karten hin; aber der, der die ſüßeſten Bande der Natur vor unſern Augen zerriß, kennt eben ſo wenig die Gefühle der Freundſchaft; er ſtürzt ſich auf ſeinen Freund mit Tigerwuth, und ſieht ihn mit höhniſcher Miene unter ſeinen wüthenden Streichen den Geiſt aufgeben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Chambery, April.

Der Prieſter Ducrey.

Es iſt leichter, über unſere Geiſtlichkeit zu ſpotten, was täglich in den franzöſiſchen Journalen geſchieht, als ſo viel Gutes zu ſtiften, wie ſie. Einer unſerer ausgezeichnetſten Prieſter, Martin Ducrey, ſtarb kürzlich in Melan, und was er ſeit 1792, in der traurigen Revolutionszeit, durch Lehre, Troſt und Beiſpiel Gutes in Savoyen geſtiftet hat, welchen Gefahren er ſich dabei ausſezte, grenzt an das Unglaubliche. Er wurde zuerſt eingezogen und zum Tode verdammt, weil er den in der Revolution geforderten Prieſtereid nicht hatte ablegen wollen und deſſenungeachtet ſeine geiſtlichen Funktionen fortſezte. Er entkam glücklich aus dem Gefängniß durch Hülfe gutdenkender Perſonen, die es ihm durch Verkleidung möglich machten, als Krämer und Hauſirer das Land zu durchziehen, wobei ihm der angenommene Gang, die Sprache und die Weiſe der Bauern ſehr behülflich waren. So hatte er den Muth, in Savoyen und in den anliegenden Ländern geiſtliche Hülfe, Zuſpruch und Troſt zu bringen, ja er wagte dies ſogar bei Perſonen, die der Religion ganz entfremdet waren. In dieſer Zeit hatte er keine bleibende Stätte. So folgte er einmal in Prieſterkleidung einer Abtheilung ſardiniſcher Truppen, die ſich nach Piemont zurückzogen; ſie ſtießen auf Franzoſen, und mußten ihnen weichen. Umſonſt räth man ihm, zu fliehen und auf ſeine Rettung zu denken; er bleibt allein bei einem tödtlich verwundeten Soldaten, um ihm zu helfen und zuzuſprechen. Dies bemerken die Franzoſen, und eine Kanonenkugel reißt einen Theil des Baumes weg, an den Ducrey den Soldaten gelehnt hatte; ohne ſich daran zu kehren, ſezt er ſein frommes Werk fort, bis nach wenigen Augenblicken der Soldat verſcheidet. Nun ſteht er auf und will weiter gehen; da kommt eine zweite Kanonenkugel, ſchlägt bei ihm in die Erde, überdeckt ihn damit, ſpringt wieder ab und reißt ihm ein Tuch aus der Hand, das ihm eben erſt zur Zurückhaltung des Bluts des Soldaten gedient hatte. Seine Frömmigkeit, ſein Mitleid, ſeine Geiſtesgegenwart in der Gefahr, ſeine Geſchicklichkeit, jeder Verfolgung zu entgehen und ſie bisweilen ſelbſt zu ſeinen frommen Zwecken zu benützen, erwarben ihm ſelbſt bei den Franzoſen eine gewiſſe Celebrität. Einmal verſteckt er ſich in das auf einen Wagen geladene Reißig und fährt ſo in ein Haus, um das rings herum Schildwachen ſtehen; kaum iſt er vom Wagen, ſo dringt er an das Sterbebette ſeines größten und gefährlichſten Feindes; es gelingt ihm, deſſen verhärtetes Herz zu rühren, ihn mit Gott zu verſöhnen und ſeine Familie zu tröſten. Ein anderes Mal treten vier Gendarmen in ein Haus, um ihn da zu arretiren; er war wirklich darin, wußte ſich aber gut zu verbergen, und da ihn die Häſcher nicht fanden, wurden ſie wüthend und erlaubten ſich allerlei Exzeſſe, bis ein Maire in Amtskleidung und Schärpe erſcheint, ihnen Vorwürfe über ihr Betragen macht und ſie im Namen des Geſetzes zur Ordnung mahnt; ſie ziehen ſich auch ſogleich zurück; der Maire aber war Niemand anders, als Ducrey ſelbſt. Nach kurzer Abweſenheit von ſeinem Vaterlande, wo er ſich in dem benachbarten Wallis aufgehalten hatte, kehrte er nach Savoyen zurück, weil viele der Religion und Kirche Treugebliebene es wünſchten. Bald aber wurde er erkannt und vor das Revolutionstribunal geſchleppt, das ſogleich ſein Verfahren begann und ihm den Prozeß machte. Ducrey erſchien vor ſeinen Richtern und antwortete mit großer Ruhe und ſeltenem Muth auf ihre Fragen, wodurch ſie manchmal ganz aus der Faſſung kamen. Auf die Frage: „Warum biſt Du nach Savoyen zurückgekehrt?“ erwiderte er: „Weil man mich zurückgerufen hat.“ — „Und wer hat Dich zurückgerufen?“ — „Euer König.“ — Allgemeiner Unwille; der neben ihm ſtehende Gendarme haut ihn mit ſeinem flachen Säbel. „Wer iſt denn unſer König?“ — „Das Volk, deſſen Souveränität ihr proklamirt habt, dies Volk hat mich zurückgerufen.“ Dieſe Antwort ſezte das Revolutionstribunal in nicht geringe Verlegenheit. Deſſenungeachtet wird Ducrey zum Tod verurtheilt, und am folgenden Morgen ſoll er guillotinirt werden; aber in der Nacht entkommt er glücklich mit zwei andern Revolutionsopfern aus dem Gefängniß, und als der Tag anbricht, ſieht er aus dem Hauſe, wohin er ſich geflüchtet hat, die Soldaten und Henker nach dem Gefängniß ziehen, um ihn zur Hinrichtung zu führen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Mai 1835.

— Welch ein Lärmen, welches Schrei'n!
Iſt es möglich? ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt in's Heiligthum herein! —

Goethe.

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

Von Friedrich Rohmer.

Mademoiſelle!

Indem ich mir, um eindringlicher zu Ihnen ſprechen zu können, Ihr Bild vor die Augen ſtelle, ſchleicht ſich Philinens Geſtalt und Antlitz unabwendbar in meine Seele, zwar nach der Mode des Tages bekleidet und ohne die reizenden Pantöffelchen mit den Klapperabſätzen, durch die der arme Serlo ſo arg zugerichtet wurde, aber doch Philine vom Kopf bis zum Füßchen, nur ungezwungener noch, und, wenn Sie mir verzeihen wollen — durchgemachter. Darum gebrauche ich auch das liebe Wort „Mamſell,“ und mögen Sie mich ſcheel anſehen oder nicht, Sie ſollen auch Philine heiſſen. — Ihre großen, freien Augen blicken verwundert, meſſen mich von unten nach oben, von oben nach unten, und das Ende von dem iſt die übermüthigſte Stellung, vermöge deren Sie von vornher, was ich Ihnen nun ſagen will, verachten werden, wenn Sie auch nicht entſchieden ſind, ob lobend, ob tadelnd, oder auch beides, was von äuſſern Umſtänden abhängt, oder auch davon, Mademoiſelle, was von beiden Ihnen ungewöhnlichere Redensarten gewähren wird, das Lob oder der Tadel. — Was iſt's, das mich, ſeit ich dieſe lezten Zeilen niederſchreibe, beängſtigt, als hätte ich großes Unrecht gethan? Philine aus Wilhelm Meiſter, mein Jugendſchätzchen, das liebliche Kind, beklagt ſich bei mir auf das Rührendſte über die heilloſe Profanirung, mit der ich ſie befleckt, als ich Ihnen ihren Namen, ihr Bild gegeben. „Bin ich eine Dirne, frech, ohne Gefühl und Gedanken und jeden Liebreizes entbunden, wenn Du, mein Geliebter, nicht etwa eingeſalzene Sardellen liebreizend nennen willſt, die auf wunderliche und unheimliche Weiſe zwiſchen Leben und Verweſung fixirt ſind? — Ich flehe Dich an, Du ſollſt mein Bild rein in dir haben, wie mich der liebe Vater gezeugt hat (ſie meint Goethe), wie du mich als 16jähriger Junge ſo herzlich lieb gehabt haſt—“ und ſo will ich Ihnen denn wieder den Namen Philine nehmen und mit ihm den Titel Mademoiſelle, will Sie Fräulein nennen; wenn die Literatur generis masculini wäre, würde ich Sie Männlein nennen, und das würde ſehr ſchön paſſen. Alſo, mein Fräulein, ich möchte ein Wort mit Ihnen ſprechen. Ich bin ein proteſtantiſcher Predigerſohn, das Predigthalten iſt mir angeboren, und ſo dürfen Sie mir nicht verdenken, wenn ich Ihnen nun eine Predigt halte; denn wann und wo ich ſpreche, halte ich immer ein Stück von einer Predigt. — Ich will Ihnen dagegen erlauben, über meine Predigt ſich luſtig zu machen, wenn Sie können, und laſſen Sie dann von einem

Digitized by Google

Ihrer Söhne eine „geiſtreiche“ Recenſion darüber ſchreiben, wo möglich eine „hinſchlendernde oder hingeſchlenderte.“ Der Groll nimmt hier vorweg, was ich Ihnen erſt im Verlauf einer ſalbungsreich motivirten Rede durch viele Gründe beibringen wollte und was ich vor der Hand unbegründet ausrufe: Sie ſind ekelhaft gefallen, Ihre Miene iſt wüſt und öde, der Zufall treibt ſich darin umher, als übergewaltiger Herrſcher, und jede Art von Buhlerei. — Armes, gefallenes Kind einer herrlichen Mutter! ich will Dich nicht mehr ſchelten. Mein Herz möchte um Dich weinen, zerrüttetes Mädchen. Es wäre aber nutzlos, denn Du biſt ſo tief gefallen, daß Du Dich nicht einmal für elend hältſt, ſondern für glorreich, für die kraftvolle und anmuthige Gebärerin einer neuen umgeſtalteten und neugeſtaltenden Weltepoche, für die große Mutter einer neuern, beſſern Poeſie und Philoſophie, für witzig, ſchön, beſonders aber für „geiſtreich,“ und vor allen Dingen für pikant. O! Philine hat Recht, Du biſt pikant, wie eine Sardelle! Doch ich will Dir keine Predigt halten, denn indem ich es thun will, fällt der Inbegriff aller Deiner Laſter ſo überwältigend über mich, daß ich mich verliere und nur ſchelten kann; darum werde ich zu Deinen Söhnen ſprechen, von denen doch jeder nur einen Theil Deiner Laſter auf ſich genommen hat, zu Deinen Söhnen — ich will zu den Pikanten ſprechen.

Berühmte Söhne moderner deutſcher Belletriſtik, große Pikante!

Verzeiht mir, wenn ich euch ſo anrede. Ich ſuche ja nur, wie Schiller es oft gemacht hat, den Erzzug eures Charakters und Inbegriff eures Strebens größerer Wirkung wegen herauszuheben (und er iſt nicht ſchwer anzugreifen), ich will ihn mir individualiſiren, wie Schiller es mit dem abſoluten philoſophiſch-moraliſchen Edelmuth, den er Marquis Poſa nannte, gethan hat; ihr pikanten Leute ſollt lediglich als pikant, ohne ſonſtige Tugenden und Laſter vor mir auf und ab gehen, nur eben der ſo pikant und der anders.

Ich beſchwöre euch, mich anzuhören. Ihr ſeyd gut, kräftig zum Theil, talentvoll Alle. Bei dieſen Tugenden möchte ich euch beſchwören — es wäre eine gute Beſchwörung — aber ſie gilt nichts mehr; darum beſchwöre ich euch bei dem Gott des Pikanten, und das iſt ein Schwur, furchtbar für euch, wie der beim Styx dem Zeus war; denn wie Zeus, verlaſſen vom Styx, in ewige Nacht ſtürzte, würdet auch ihr, verlaſſen von jenem eurem großen Gott, in Oede und Leerheit ſinken, baar alles Lebens und aller Bewegung, troſtlos, ohne Realität, ſteifleinen durch und durch. Hört ihr mich nun?

Ich will euch ſagen, daß ihr, Jeder ſo viel ihm gebührt, auf euch beziehen ſollt, was ich eurer Mutter zugerufen habe. Ihr habt euch den ſchönen Wiſſenſchaften ergeben, das heißt der Poeſie und dem, was ihr Haltung und Richtung gibt, der Kritik der Poeſie. Nach eurem Schalten und Walten aber heißt es: dem „Hinſchlendern“ in Allem, was ſich pikant behandeln läßt, dem Hinſchlendern in Poeſie, Philoſophie, Politik, Kritik, und ſo fort in's Unendliche, denn Allem und Jedem läßt ſich eine Spitze, eine Pointe, ein Wortſpiel, eine Antitheſe, läßt ſich eine neue Redensart, ein großartiges Bild, eine groteske Figur, läßt ſich Lüſternheit und Liederlichkeit, phantaſtiſcher Anſtrich, mit einem Wort, Allem und Jedem läßt ſich etwas einimpfen, dem der Titel pikant gebührt, ihr habt es bewieſen. — Darum nur, weil ihr *Alles* in euren Schlund gezogen habt, vermag jedes Talent und jedes Talentchen unter eure Fahne ſich zu ſtellen, jedes Talent aus jeder Branche des Lebens.

Ihr wißt nun, was ihr aus dem Begriff und dem Wort *Belletriſtik* gemacht habt: — einen großen, auf flacher Schüſſel flach aufgetragenen Brei aus tauſend Ingredienzien, fad ſchmeckend in ſich, dem aber Würze, Firniß und Einheit der dick übergeſtreute Pfeffer gibt. Ihr, die ihr Alles ſeyd, Poeten, Philoſophen, Politiker, Kritiker, habt nicht allein die Poeſie, ihr habt auch die Philoſophie verdorben; nicht die Philoſophie, denn ihr habt dem Standbild, das ihr in Deutſchland errichtet worden, nicht bis an die Füße geſchaut, ſondern das Bewußtſeyn für ſie in den Herzen der Nation, und vor Allem in den Herzen unſerer unglücklichen, euch und eurem Flitter preisgegebenen Jugend, die euch gehorcht, weil ſie an euch glaubt; denn jede Jugend iſt gläubig und hingebend.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.*

Von

Dr. Nürnberger.

Die Leſer erinnern ſich aus ihren geologiſchen Studien der unzählbaren Spuren, welche darauf hinweiſen, daß die Erde in vorgeſchichtlichen Zeiten, die nicht einmal annäherungsweiſe beſtimmt werden können, ungeheure Revolutionen erlitten hat, von deren Gewalt wir uns gar keine Vorſtellung machen können, und bei welchen ganze Geſchlechter damaliger Thiere und Pflanzen zerſtört worden ſind. Der auffallendſte Charakter der meiſten dieſer präadamiſchen Thiere und Pflanzen, von denen ſich die erſteren als Gerippe, die lezteren aber

* Vergl. Nr. 53 u. ff. dieſer Blätter.

Digitized by Google

meiſtens in Abdrücken auf Stein erhalten haben, iſt ihre koloſſale Größe, obgleich ſich, wie wir weiter unten ſehen werden, zuweilen auch Exemplare nach jezt exiſtirender Arten darunter vorfinden. Man hat, um nur einige Beiſpiele aus unzähligen anzuführen, im ſächſiſchen Erzgebirge Abdrücke in Stein eines ſolchen vorweltlichen Rieſenſchilfgraſes gefunden, welches anderthalb Fuß breit iſt. Die unter dem Namen **Ammonshörner** bekannte Muſchelart jener Vorwelt, welche man unter Andern bei Wolfenbüttel aus großen Tiefen an den Tag gefördert hat, gleichen Wagenrädern an Umfang. In Neuſibirien hat man Vogelkrallen von der Länge einer Elle gefunden, die einem untergegangenen Geſchlechte von Rieſenvögeln angehört haben müſſen. Der Schenkelkopf des größten Ochſen unſerer Zeit iſt nur von der Größe eines Hühnereis; beim Mammuth aber, der am häufigſten vorkommenden vorweltlichen Thierſpecies, hat er den Umfang eines Menſchenkopfs, und der Schädel eines am Eismeere aufgefundenen, von Adams ſkelettirten und in Petersburg aufgeſtellten Mammuths wiegt gegen 500 Pfund. — Man kann ſich hieraus einen Begriff von der Rieſenkraft der Natur in der Urwelt machen, und man hat an dieſe gänzliche Verſchiedenheit der damaligen und jezigen animaliſchen und vegetabiliſchen Dimenſionen den Schluß geknüpft, daß es menſchliche Weſen unſerer Art in jener Urwelt gar nicht gegeben habe, da ihr Mißverhältniß zu den übrigen Formen derſelben zu offenbar ſey. Dieſe Meinung iſt ſeit **Blumenbach** und **Cuvier**, dieſen beiden ſo ausgezeichneten Forſchern, welche ſo manches voradamiſche Thier aus dem Schooße der Erde gezogen haben, die vorwaltende geweſen; und beſonders behauptet der leztere in ſeiner als klaſſiſch anerkannten Schrift über dieſen wichtigen Gegenſtand: Recherches sur les ossements fossiles de quadrupèdes, où l'on rétablit le caractère de plusieurs espèces d'animaux que les révolutions du globe paraissent avoir détruites, Paris 1812, daß ſich Spuren von Menſchengebeinen unter jenen übrigen animaliſchen Reſten einer Urwelt **niemals** vorfinden.

Dieſe Behauptung Cuviers nun, welche auf dieſem Gebiete bis jezt faſt als ein Axiom gegolten hat, kann nach einer eben gemachten Entdeckung, und welche ich gar keinen Anſtand nehme, als eine der allerwichtigſten unſerer Zeit zu bezeichnen, nicht ferner als gültig betrachtet werden. Man hat nämlich am 15ten Januar d. J. in der Kalkgrube bei **Sorau** in der Niederlauſitz in großer Tiefe und inmitten anderer Petrefakten vorweltlicher Geſchöpfe, z. B. Mammuthsknochen, Trilobiten, beſonders aber auch eines koſtbaren verſteinerten Nachtſchmetterlings, von ebenfalls untergegangener Species, einen vollſtändig gut erhaltenen, ganz verkalkten **Menſchenfuß** (den rechten) aufgefunden, an welchem alle Zehen, beſonders aber die große, deren Nagel abgegangen iſt, Knöchel, Ferſe, Schienbein mit dem Knie, Dickbein mit den ſogenannten Aepfeln u. ſ. w. unzweifelhaft zu erkennen ſind. Die Abnormitäten dieſes höchſt merkwürdigen Fußes beſtehen darin, daß derſelbe durch ungewöhnliche Kürze und Dicke faſt einem chineſiſchen gleicht, und daß namentlich das Schienbein ſehr kurz und das Knie ſehr ſtark iſt. Dieſer Anthropolith befindet ſich jezt im Beſitze des Archidiakonus Dr. **Kirchner** zu Sorau, welcher unverzüglich zwei eigene Abhandlungen in lateiniſcher und deutſcher Sprache darüber erſcheinen laſſen wird, gleichwie wir von der oberlauſitzſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und der naturforſchenden Geſellſchaft zu Görlitz ein beſonderes visum repertum über dieſen wichtigen Fund zu erwarten haben. Das Faktum ſteht hiernach und zufolge der Mittheilungen, die ich mir noch beſonders verſchafft habe, unangreifbar feſt; und da der Anthropolith zugleich mit den urälteſten Petrefakten an den Tag gefördert worden iſt, die Knochen keine Spur von thieriſchem Leim mehr haben, ſondern vielmehr theilweiſe ſogar ſchon kryſtalliſirt ſind, ſo darf man gar nicht zweifeln, hier einen ächten Präadamiten vor ſich zu haben. Auch ſchmeichelt man ſich mit der Hoffnung, die übrigen Knochen dieſes Skeletts gleichfalls noch aufzufinden, und ſtellt jezt in denſelben Tiefen Nachgrabungen darnach an, über deren Reſultat wir ſeiner Zeit ferner berichten werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortſetzung.)

Der Prieſter Ducrey. Miſſionsberichte aus Siam.

So wachte die Vorſehung wunderſam über Ducreys Tage, denn ſie hatte an ihm eines ihrer Werkzeuge, wodurch nach der Revolution Religion, Sitten, Ordnung und Kirche durch Lehre, Beiſpiel und eigene Opfer wiederhergeſtellt werden ſollten. Kaum hatte 1800 Napoleon die Kirche der Form nach wieder aufgerichtet, ſo eröffnete Ducrey ein Schulhaus in Sallanches und ſpäter die Karthauſe Melan, die in der Revolutionszeit zerſplittert und an mehrere Einwohner von Tanninges verkauft worden war. Gebäude und Garten koſteten ihn ſiebentauſend Franken, wozu ſeine gutdenkenden Freunde redlich beitrugen. Im Jahr 1804 war ſeine Schule ſchon zahlreich und durch ihre Trefflichkeit bekannt, als fünf Jahre nachher eine heftige Feuersbrunſt die Hälfte der Gebäude verzehrte. Reichliche Unterſtützungen von allen Seiten machten es ihm möglich, das Niedergebrannte wieder aufzubauen und noch zu erweitern; 1812 ließ die kaiſerliche Univerſität ſeine nach mehr Unabhängigkeit ſtrebende Schulanſtalt ſchließen, eröffnete ſie aber bald nachher wieder, um ſich nicht den allgemeinen Unwillen des

Landes zuzuziehen. Voriges Jahr endlich fühlte ſich Ducrey nicht mehr kräftig genug, ſeinem Kollegium vorzuſtehen, und als er immer kränklicher wurde und lange das Zimmer nicht mehr verlaſſen konnte, haben ſeine Schüler ihn auf rührende Weiſe wie ihren Vater gepflegt bis zu ſeiner lezten Stunde. Große Liebe und werkthätigen Eifer hatte er auch für die Miſſionen, und er bedauerte immer, daß er ſelbſt ſchon zu kränklich und alt dazu ſey. Er hat aber mehrere wackere Geiſtliche für das Miſſionsgeſchäft erzogen; zwei ſind ſchon in Amerika geſtorben, und mehrere andere ſind jezt in China, Siam, am Ganges und in Tong-king.

Die Briefe unſerer Miſſionarien aus dieſen verſchiedenen Ländern zeigen immer den gleichen Eifer für ihr ſchönes, aber ſchweres Werk, und wir wollen hier Einiges aus Briefen vom Jahr 1833 mittheilen. So ſchreibt der Miſſionär Pallegoix aus Juthia (Siothia) in Siam an einen unſerer Biſchöfe: „Mein Befinden iſt leidlich zu nennen bei der außerordentlichen Ungeſundheit des Landes; von geringern Uebeln ſpreche ich nicht. Ich rede nun die Landesſprache ſo ziemlich, was für Europäer ſehr ſchwer iſt. Schon mancherlei Projekte habe ich gemacht und auch einige davon ausgeführt; aber Alles geht nur ſehr langſam, aus Mangel an Geldmitteln. In Siothia habe ich bereits eine Kapelle aus Backſteinen erbaut und da eine Katechiſation eingerichtet. Gleiches will ich nun bei den nördlichen Laoſiern unternehmen, denn dieſes Volk iſt dem Chriſtenthum geneigt und hat es zum Theil ſchon angenommen. Immer will ich nur mit den Armen, Geringen und Unwiſſenden zu thun haben, nicht aber mit den Reichen und Stolzen. Schon oft haben mich Fürſten und Fürſtinnen zu ſich rufen laſſen, angeblich, um meinen Unterricht im Chriſtenthum zu empfangen; aber bald habe ich gemerkt, daß ſie nur die Neugierde trieb, denn ſie fürchten den König viel zu ſehr, um ihren Göyen zu entſagen. Es ſind in dem großen Siam nur noch zwei europäiſche Miſſionäre: Florent, apoſtoliſcher Vikar, ſiebzig Jahre alt und ſchwach, und ich, denn Dechavannes, der die Miſſion nur ein Jahr lang verſah, iſt vor einiger Zeit geſtorben; er hat in dieſer kurzen Zeit Unglaubliches gewirkt. Sein leztes Werk war die Bekehrung eines ganzen laoſiſchen Dorfs von zwanzig Einwohnern, wobei er in dem ungeſunden Klima keine Mühe und Anſtrengung ſcheute, aber von einem peſtartigen Fieber ergriffen wurde und ſchnell daran ſtarb. Ich habe an ihm meine einzige Hülfe und Stüze, meinen Freund und Bruder verloren, und bin nun ſo zu ſagen allein in dem weiten Land.

(Die Fortſezung folgt.)

Straßburg, April.

(Fortſezung.)

Neu entdeckte Quelle des Romantismus in Frankreich.

Feige, wie alle Mörder, entflieht unſer Held, da ſein Vertrauter herbeieilt und ihm meldet, daß die Brüder des Getödteten heranziehen werden, um Rache zu nehmen. Dieſe kommen leider zu ſpät, und es bleibt ihnen nunmehr nichts übrig, als über die entſeelten Reſte ihres Bruders Thränen zu vergießen. Nachdem ſie ihn auf eine Bahre gelegt und mit einer Trauerdecke geſchmückt haben, ſchwören ſie, ihn zu rächen, und tragen ihn zu ſeiner lezten Wohnung, indem ſie Klagelieder ertönen laſſen, die ſich weithin in die Ferne verlieren. Kaum hat ſich dieſer Trauerzug entfernt, ſo erſcheint der Mörder aus ſeinem Schlupfwinkel wieder, und überläßt ſich mit ſeinem Vertrauten der roheſten Freude, ſo gut mit der Angſt davongekommen zu ſeyn. Die Frau des Ermordeten erſcheint plözlich, von Schmerz aufgelöst, und überhäuft ihn mit den erſchütterndſten Vorwürfen. Er lacht ihrer Thränen, ihrer Leiden, ihrer Verzweiflung; dies aber verdoppelt die Wuth des armen Weibes, und ſie ertheilt dem elenden Mörder jenes Zeichen der Verachtung und Schmach, welches ein junger und anmaßender Graf einſt dem ehrwürdigen Vater des Cid ertheilt haben ſoll. Der Böſewicht aber verſpottet auch dieſen Angriff auf ſeine Ehre, und rächt ſich durch die erniedrigendſte Züchtigung, die einer Frau auferlegt werden kann. Nun kennt die weibliche Wuth keine Grenzen mehr, die tiefgekränkte, zerriſſene Wittwe ſtürzt ſich auf den Mörder ihres Gatten. Was vermag jedoch der Muth ohne Kraft und ohne Waffen? Umſonſt ſchreit ſie um Hülfe; die Menſchen bleiben taub bei dieſem herzbrechenden Geſchrei, und die, welche ihr beiſtehen könnten, ſind mit dem Leichenzuge abweſend. Endlich erliegt ſie, und ihre Seele ſchwebt ihrem geliebten Gatten in höhere Regionen nach. Der Vertraute läßt es abermals an kalten Ermahnungen nicht fehlen, und ſcheint empört von dem Uebermaß des Schrecklichen, deſſen Zeuge er ſeyn muß; aber der Verbrecher verharrt in ſeiner unbefangenen Laune, und tritt mit teufliſchem Hohne den Leichnam mit Füßen. Nun folgt eine Scene, die zwar nur Epiſode genannt werden darf, deſſenungeachtet aber den wilden Charakter im grellſten Lichte zeigt, der nun ſchon ſo lange der gierigen Neugierde des Publikums preisgegeben wird. Ein ehrwürdiger Greis, den die Hülfloſigkeit der Tochter dem tiefſten Elende preisgab, flehe die Menſchlichkeit des Böſewichts an. Wie ſollte aber eine ſolche Regung in einem herzloſen Weſen erwachen? Er fragt ihn ſpöttiſch über die Urſache ſeiner Armuth aus, und unterbricht dann mit grauſamem Hohne die Erzählung ſeiner Leiden. Endlich fordert er den Schlüſſel ſeiner Geldkiſte, um ein erbärmliches, erniedrigendes Almoſen herauszuholen. Aber der Arme, Unglückliche ſchwört, ſich zu rächen, und indem er, wie aus Dankbarkeit, eine Romanze zu ſingen beginnt, läßt der boshafte Troubadour ſeinen Stock auf den ſchmuzigen Wohlthäter fallen. Piu presto folgt bald dem moderato, der Stock kommt aus dem Takt, aber dem Geſchlagenen gelingt es, ſich des metriſchen Inſtruments zu bemächtigen, und der Greis muß ſeine gerechte Rache mit dem Leben bezahlen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 105:

Die Spindel.

Räthſel.

Es ſträubet Körper ſich und Geiſt
Vor Jeglichem, was nur ſo heißt.
Friſch will's am wenigſten behagen,
Alt wird's am eheſten getragen;
Friſch blendet es wohl durch den Schein,
Wird drum nicht ſtets das beſte ſeyn;
Uralt, mit Moder überzogen,
Hab man's mit Golde aufgewogen.
Wer ſeine Kinder zärtlich liebt,
Sie unbeſehn ihm übergibt.

A. v. St.

Digitized by Google

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Mai 1835.

Ich habe ſchon in meinen Wanderjahren
Kryſtalliſirtes Menſchenvolk geſehn.

Goethe.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Merkwürdig genug trifft mit dieſer wichtigen Entdeckung, und gleichſam um ſie zu unterſtützen, ein ähnlicher, faſt gleichzeitiger, obwohl auf einem entfernten Punkte der Erde gemachter Fund zuſammen. In den Höhlen zu Engis und Engihoul, unfern Lüttich, ſind nämlich im Jahre 1833 im Bergkalk ebenfalls Menſchenknochen, ganz unter denſelben Verhältniſſen wie die Knochen erloſchener vorweltlicher Thiergeſchlechter, gefunden worden. Die ausführliche Beſchreibung davon findet ſich in einem, eben zu meiner Kenntniß gelangenden Werke: Recherches sur les ossemens fossiles de la province de Liège. Par le Docteur Schmerling. Liège, 1833, mit lithographirten Tafeln. Auf einer dieſer Tafeln iſt der Schädel eines ſolchen Präadamiten abgebildet, welcher der äthiopiſchen Race angehört. Ein anderer unvollſtändiger Menſchenſchädel eines jungen Individuums ſand ſich neben einem Mammuthszahn. Außerdem ſind mehrfache andere Menſchengebeine in denſelben Höhlen und in derſelben Vermiſchung mit Mammuthsknochen entdeckt worden, und Cuviers obige Behauptung, daß die präadamitiſche Welt keine Menſchen enthalten habe, ſcheint alſo, wie geſagt, ſchon nach dieſen beiden Entdeckungen fernerhin unhaltbar. Sie ſind aber überdies nicht die einzigen, wiewohl ich ſie hier als die neueſten und am beſten konſtatirten hervorhebe; wer über eine Menge früher aufgefundener Spuren von einem präadamitiſchen Menſchengeſchlecht auf der Erde belehrt ſeyn will, den verweiſe ich auf folgendes Werk: Die Urwelt, oder Beweis vom Daſeyn und Untergange von mehr als einer Vorwelt. Von Ballenſtädt. Leipzig, 1818, wo Cuviers Hypotheſe ebenfalls bereits beſtritten wird, ohne daß der Verfaſſer damals mit ſeinen Einwendungen beſonders beachtet worden wäre, was nun bei der Unterſtützung, die ſie durch dieſe neueſten Entdeckungen erhalten, wohl beſſer gelingen wird. In der That enthält aber die Hypotheſe von einem etwa nur ſechstauſendjährigen Alter des menſchlichen Geſchlechts, auch abgeſehen von den augenſcheinlichen Beweiſen des Gegentheils, eine große innere Unwahrſcheinlichkeit, und man iſt wohl berechtigt, mit Ballenſtädt zu fragen, ob ſich das Daſeyn unſeres Sonnenſyſtems nicht in das Unendliche erſtrecke? und mit welchem Grunde man alſo vernünftige Weſen von dem früheren Mitgenuſſe deſſelben ausſchließen wolle? Dadurch werden jene, die ganze Oberfläche des Erdballs umformenden großen Revolutionen, deren zweifelsohne bedeutend viele ſtattgefunden haben, nicht ausgeſchloſſen; und die Menſchenſpecies beſitzt kein Privilegium, welches ſie vor den Folgen derſelben mehr als die übrigen Thierſpecies ſchützte.

Digitized by Google

In daſſelbe Gebiet vorweltlicher Entdeckungen gehört der ebenfalls kürzlich gemachte Fund einer lebenden Kröte inmitten eines harten Steins und in großer Tiefe. Bekanntlich iſt von dergleichen Vorfällen in öffentlichen Blättern ſchon öfters die Rede geweſen, und man hat aus den dabei vorgekommenen Umſtänden ſchließen wollen, daß dieſe Thiere ſich viele Jahrtauſende in ihrem Gefängniſſe befunden haben, und nur bei den Revolutionen, wodurch die Urwelt zerſtört worden iſt, in daſſelbe gerathen ſeyn können. Der hier in Rede ſtehende neueſte Fall ſcheint dies auch außer allen Zweifel zu ſetzen. Bei der Ausgrabung des Schachtes von Bellevue bei Saint Laurent (unſern Lüttich) fanden die Arbeiter in einer Tiefe von gegen 2000 Fuß im Riſſe eines Sandſteins, welcher Riß durch eine Lage von Quarzkryſtallen verſchloſſen war, eine lebende Kröte, die mit ihrem Gehäuſe ſofort an den Conſervator des naturhiſtoriſchen Kabinets zu Lüttich übergeben wurde. Das Faktum iſt vollſtändig konſtatirt, und man darf gar nicht daran zweifeln, hier ſogar einen lebenden Präadamiten vor ſich zu haben. Wenn er ſich mittheilen könnte! — Ich will indeß auf dieſe Veranlaſſung aus meinen eigenen Erfahrungen anführen, daß man in der Grafſchaft Mansfeld in Schieferbrüchen nicht ſelten runde, druſenartige Steine findet, in welchen ebenfalls ſolche vorweltliche lebende Kröten angetroffen werden; die Sache kommt dort ſogar ſo häufig vor, daß die Bergleute dergleichen Steine ſchon an der äußern Geſtalt kennen und ſie wenig mehr beachten. Einige Naturforſcher haben zur Erklärung angenommen, daß ſich Kröteneier durch Zufall in ſolche Steine verſenkt und darin ausgebildet haben. Wie aber könnte ein weiches Ei durch den harten Stein dringen, ſich darin ausbilden, Raum gewinnen u. ſ. w. Dieſe Annahme iſt vollkommen unhaltbar. Die Schiefermaſſe muß vielmehr zu der Zeit, als die Kröte hineingerieth, noch weich, und das Thier damals ſchon völlig ausgebildet geweſen ſeyn. Dafür bürgen die Formen dieſer Steine, welche immer bucklig, höckerig und ungleich ſind, was von anfänglichen, gewaltſamen zappelnden Bewegungen des darin eingeſchloſſenen Thiers zeugt, bis die dadurch von demſelben gewonnene Höhlung dem Raumbedürfniſſe angemeſſen war. Die auf den erſten Blick unfaßliche Möglichkeit, daß in einem ſolchen Gefängniſſe ohne Nahrung und Jahrtauſende hindurch das Leben ſolle erhalten werden können, ſcheint durch einen, dem Winterſchlafe anderer Thiere analogen, eigenthümlichen Lebensprozeß der Kröten bedingt zu ſeyn. Ereignet kann ſich aber nach dieſem Allem der Vorgang des Einſchließens nur in den chaotiſchen Zeiten jener großen Erdrevolutionen haben, wo eben der Schiefer noch eine unverhärtete, oder auch neuerdings erweichte Maſſe war.

(Die Fortſetzung folgt.)

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

(Fortſetzung.)

So habt ihr auch die Politik verdorben, und dieſe große Geſtalt, keuſch, mit egyptiſch-langſamem Tiefſinn hinſchreitend über Glück und Unglück, über neues und altes Wiſſen, über Reformation und Reſtauration, unmenſchlich, darum unantaſtbar von Menſchenhand, ſie, die unabhängig iſt von eurer Aufklärung oder Verfinſterung — zu eurer Metze wolltet ihr ſie machen, und ſeyd in beſter Zuverſicht, ſie gehöre euch mit ganzer Seele, und horche euren Befehlen, weil ihr eure Redensarten an ſie hingehängt habt, als bunten, rothen Flitter, eure geheuchelten Gefühle und lächerlichen Weltſchmerzen, welche Fabrikarbeit ſind, gleich euren Novellen und Liedern.

Das Alles, wie es im eigenthümlichen Leben abgeſchloſſen gewaltet hat, wird ſterben und luſtig begraben werden, und an ſeine Stelle wird treten der Genius des Pikanten, ein gelbrother, heiſer ſchreiender Hermaphrodit in Harlekinstracht. — Kennt ihr den Untergang Roms, der Weltherrſcherin? Rom iſt an einer Indigeſtion geſtorben, die ihr das Uebermaß des Pikanten verurſacht hatte. Aber hier iſt mehr denn Rom, und wenn Deutſchland fällt, iſt es ein größerer Fall, als der römiſche; denn Rom war nur eine leibliche Königin, und Deutſchland iſt eine geiſtige.

Ich weiß freilich, ihr wollt nichts wiſſen von Deutſchlands Herrſchaft. Dieſe Herrſchaft, errungen im Schweiße unſeres Angeſichts, durch tauſend Nachtwachen und die edelſte Hingebung an das Heiligſte und Größte, durch lächelnde Verachtung leiblichen Gewinns, der Hofgunſt und Volksgunſt und — ich will nicht einmal ſagen des Reichthums, doch der Wohlhabenheit, dieſe Herrſchaft dünkt euch pedantiſch, ihr höhnt uns darum als unpraktiſche Träumer, Kathedermänner, die Jahrelang denken, bis ſie einmal handeln, und was ihr ſonſt noch der glorreichen Menge unſerer Denker aufbürden möget. Ihr habt uns darum die Franzoſen zum Muſter hingeſtellt, ein leichtes, tändelndes Volk, jedes großartigen innern Lebens entbehrend, glatt nach außen und innen, und freilich wohl ihren Vortheil geſchickt in's Auge faſſend. — Was ihr an ihnen preiſt, iſt Kurzſinn und enges Gefühl. Das Leben dieſer flachen Gemüther reicht nicht über 50 Jahre, darum wendet es ſich mit deſto brünſtigerer Liebe dieſen kurzen Tagen zu und müht ſich, mit gutem Recht, ſie weiſe zu benützen und zu genießen. Wir ſind ein Geſchlecht, deſſen Arme aus dieſer, ſo lange ſie nicht gerechtfertigt iſt, ſchlechter Endlichkeit ſich ausſtrecken durch die Unendlichkeit, ſuchend nach dem Quell des Lebens, nach Einheit und Zuſammenhang der Welt, nach Hoffnung und

Digitized by Google

Unſterblichkeit. Wir haben das Alles noch nicht gefunden und wir haben Jahrhunderte lang geſucht. Doch ſind wir ſo gewaltiger Natur, daß wir noch nicht rufen: „eſſet und trinket, denn morgen ſind wir todt;“ wir ſuchen noch heute und laſſen uns Philiſter, Schlafröcke, Ideologen ſchelten von Franzoſen und franzöſelnden Deutſchen. Ideologen, ſo hat uns ein großer Franzoſe genannt und nicht geahnt, daß, was uns zu Ideologen macht, ihm gefehlt hat zum großen Mann: die Gewalt des Gedankens, eine Gewalt, nicht ſo augenblicklich und glänzend, wie die des Kaiſerreichs, aber ſchwer und allmächtig für die Zukunſt.

Ich habe geſagt, ihr habt die Poeſie verdorben, und will mein Wort rechtfertigen. Es iſt nur **ein** Name, dem ich mich nun gegenüberſtellen muß; denn alle übrigen Verderber ſind Schüler dieſes Namens. Ich brauche ihn nicht zu nennen. Berufen, der größte lyriſche Dichter Deutſchlands zu ſeyn, hat er dieſen Beruf verſchmäht — um zu pikiren. — Darum hat er alle wirkliche und geheuchelte Zerriſſenheit ſeines tiefern Gemüths faſt frech kokett zur Schau getragen, gewürzt für Damen und Herrn mit einer nie mißſchmeckenden Würze, der feinſten und ſüßeſten Lüſternheit, hat dem heiligen Schmerz, natürlich auch nur des Leſers wegen, geiſtreichen Spott beigegeben, hat gebuhlt mit ſich und der Welt, ſein innerſtes Herz aufgeriſſen und bluten laſſen vor dem Publikum, hat gelogen und betrogen, bis er der Sentimental-malitiöſe genannt wurde, und Diplomaten und Weiber, Adel und Geiſtlichkeit, Greiſe und Jünglinge, Ariſtokraten und Demagogen enthuſiasmirt hat, der nämliche Mann, welcher gedichtet:

> Ein Eichenbaum ſteht einſam
> Im Norden auf kahler Höh' —
> Ihn ſchläfert — mit weißer Decke
> Umhüllen ihn Eis und Schnee.
>
> Er träumt von einer Palme,
> Die fern im Morgenland
> Einſam und ſchweigend trauert
> Auf brennender Felſenwand.

Er hätte berühmt werden können auch ohne jenes falſche Spiel, ja **groß** in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen, wie in den Augen der Nachkommen. Nach dieſer Flöte nun zwitſchert unſere poetiſche Jugend; je ſchrillender und geheuchelter, je ſpitziger und weltſchmerzenvoller, und vor Allem, je lüſterner und kitzelnder ihre Lieder und Novellen ſind, deſto „geiſtvoller“ ſind ſie; dazu bedarf es allerdings nicht der Einheit und Harmonie, der Vollendung und Ruhe — mit Einem Wort, **der Kunſt**; es gibt keine Kunſt mehr, man weiſt ſie zu den veralteten Regeln der franzöſiſchen Tragödie und läßt, verlachend die alten Philiſter und verehrt von der verwirrten Mitwelt, ſein Roß zaumlos umrennen; wirft es einmal den Reiter ab, ſo wiegt er nicht ſchwer genug, um ſich weh zu thun. Soll ich euch Namen, ſoll ich euch Titel nennen? — Jene Novellen, voll bunter Phraſen und ungewöhnlich zerriſſen-lüſterner Gefühle, aber von nicht mehr **Gedanken** und **poetiſchem Gefühl**, als ausgedroſchen Stroh, und kunſtlos, wie die ledernen Sandalen der Zigeuner — war es euch, als ihr ſie ſchriebt, darum zu thun, ein Kunſtwerk zu ſchaffen, lauter und ungeheuchelten Lebens voll, geregelt und getragen vom **Gedanken**, und habt ihr der Wahrheit und Kunſt den Effekt geopfert? O hättet ihr, wie ich, die Flitter von dem Körper dieſer modernen Poeſie geriſſen, die Schminke von ihren Wangen gewaſchen, hättet ihr den faulen Verweſungsgeruch eingeſogen, den ſie ekelhaft ausdünſtet, wenn man ihr die Odeurs nimmt!

Wie ihr aber das Bewußtſeyn für die **Philoſophie** verdorben habt, bedürfte langer Erörterung; denn ihr habt es auf alle Weiſe gethan; mehr mittelbar als unmittelbar, weil ihr zu ſchmerzhaft auf die Finger geſchlagen werdet, wenn ihr philoſophiſch ſeyn wollt; darin könnt ihr uns nicht ſo leicht übertölpeln. Obwohl euer Herr und Meiſter noch nicht genug auf die zarten Finger geſchlagen worden iſt; denn er wirft ſich immer wieder in die Philoſophie hinein, freilich nur erſtaunlich für die Franzoſen, ſehr lächerlich für ſeine ernſten Landsleute. Darum wollen wir uns auch nicht weiter um dies mißliche Beſtreben kümmern; die Franzoſen mögen dabei lernen, wir lachen und bewundern den erotiſchen Styl. **Vorzüglich** aber habt ihr das philoſophiſche Bewußtſeyn verdorben, weil ihr unſere Jugend jeder Kraftanſtrengung entfremdet habt, ſo daß die gewaltigſte Natur, wenn ſie durch eure Hände gegangen iſt, nur mit unſäglicher Pein ihrer Herr werden kann und mittelmäßige Naturen verdammt ſind, für immer Sklaven ihrer Schwäche zu bleiben — ihr könnt euch rühmen, das junge Deutſchland entnervt zu haben!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(Beſchluß.)

Neu entdeckte Quelle des Romantismus in Frankreich.

Endlich ſind dieſe furchtbaren Gräuelthaten zu den Ohren der Gerechtigkeit gedrungen. Ein Inſtruktionsrichter erſcheint und ſchickt ſich an, das Protokoll aufzunehmen; aber der Verbrecher verlacht eben ſo menſchliches, wie göttliches Gericht, und ſendet ihn in die Ewigkeit, um einen neuen Rechtskurſus zu beginnen. Die Wachen jedoch, die ſchon da waren, um ihn zu ergreifen, ertappen ihn hier auf friſcher That. Es ſcheint jezt unmöglich, zu entkommen; doch die Gefahr verleiht ihm Muth. Ein hitziger Kampf entſpinnt ſich; einer von der Wache unterliegt, und nur nach unglaublichen Anſtrengungen gelingt es ihr, den Böſewicht zu bezwingen und ihn an den finſtern Ort zu ſchleppen, der für Leute ſeines Gelichters in Bereitſchaft

Digitized by Google

gehalten wird. Der Prozeß beginnt; ſein Ausgang kann nicht zweifelhaft ſeyn. Man ſieht die Vorbereitungen zur Hinrichtung und erfährt, daß die Richter ihm einſtimmig den Tod durch den Strick zuerkannt haben. Ein dumpfes Gemurmel der ſchauluſtigen Menge verkündet den Delinquenten, den der Scharfrichter zum Schaffot begleitet. Ein Jeder iſt jezt wohl der Meinung, daß zur tiefen moraliſchen Erbauung der Zuſchauer das Ungeheuer die gerechte Strafe ſeiner Verbrechen endlich empfangen werde. Aber weit gefehlt! Indem er den Ungeſchickten ſpielt und ſich ſtellt, als wiſſe er nicht, wie er ſich zu benehmen habe, um in die andere Welt leicht expedirt zu werden, weiß er den Nachrichter zu vermögen, ihm die Anweiſung an ſich ſelbſt zu geben, und er, mit boshafter Liſt dies benützend, zieht die Schlinge ſchnell zu und henkt mit verruchter Hand den Henker. Nun erſcheint Satan aus einem Flammenſchlunde und holt den Hanſen Leichen, den dieſer gräßliche Verbrecher hingemordet hat, zur Hölle. Man hofft, daß er den noch lebenden Mörder als ſeine Beute nicht zurücklaſſen werde. Aber nochmals weit gefehlt! Nach dem erſten Schreck widerſezt er ſich ſelbſt dem Teufel und hält ihm Stand. Sie kämpfen mit hölliſcher Liſt gegen einander, und unter ihrem wilden Geſchrei ſenkt ſich der Vorhang und läßt die Zuſchauer in Zweifel, ob die Hölle dieſen Böſewicht von — Palichinell verſchlingen werde oder nicht.

Dies iſt das Schauſpiel, welches man unſerer zarten Jugend darbot, darbietet und ewig darbieten wird. Immer iſt es Palichinell, wie er lärmt, ſchimpft, ſtößt, ſchlägt, ſtreitet, tödtet, mit dem Unterſchiede, daß er bald als Büſte, bald in ganzer Figur erſcheint. Der Erſte ſchlägt Alles mit ſeinem Stocke todt, der Zweite wirft den Gegner um mit ſeinem hölzernen Schuh und tritt ihm dann auf den Leib. Wir ſehen aber hieraus, daß der Romantismus der Franzoſen ſchon ſehr alt iſt und eigentlich von dem berühmten Briochée erfunden wurde, dem erſten Direktor des Theaters von Fantoccini, das während des Jahrmarkts in St. Germain Vorſtellungen zu geben pflegte, die Hof und Stadt damals weidlich ergözten. Viele ſpätere Theater fingen gleichfalls mit Marionetten an, denen dann Kinder folgten, wie z. B. das Ambigu-comique. Auf dem Théâtre-Baujolais, jezt Theater des Palais-royal, ſpielten zuerſt auch große Marionetten, dann Kinder. Die Einen, wie die Andern agirten draußen auf der Scene, während die Schauſpieler in den Kouliſſen ſprechen und ſingen mußten.

Die Luſt am Schrecklichen iſt lange unter den Franzoſen einheimiſch, faſt älter als ihre Liebe zum Vaudeville, und man darf nicht behaupten, daß Hugo und Sue ſie erſt neuerlich erzeugt und ſeitdem genährt haben. Wollte es einer unſerer geübten Dramenfabrikanten einmal verſuchen, den hier mitgetheilten romantiſchen Cadre mit Worten zu durchweben, ſo hätten wir ein Stück, das viele der neueſten, z. B. Hinko, das böſe Haus, den Thurm von Nesle, Maria Tudor, Katharina Howard, die wir alle ſchon auf der Bühne zu ſehen ſo glücklich waren, bei Weitem überbieten würde, und das jeder Kenner neuer romantiſcher Kunſt für ein ächtes Meiſterwerk der neueſten Schule anerkennen müßte.

Chambery, April.

(Fortſetzung.)

Miſſionsnachrichten aus Siam.

„Ich habe mich nach Dechavannes Tod,“ fährt der Miſſionär fort, „in das von ihm bekehrte Dorf verfügt und ſein Werk fortgeſezt; deßhalb baute ich eine Kapelle von Bambusrohr an den einſamen Ufern des Fluſſes, und habe da bereits fünfzehn Laozier getauft. Sie ſind mit jenen zwanzigen die erſten dieſer Nation, die ſich zum Chriſtenthum wenden. An andern Orten haben jährlich Bekehrungen ſtatt, freilich nur wenige. Voriges Jahr zählte ich neunzehn Chineſen, Siameſen und Cambodjer. Wohl auf ſiebenhundert belaufen ſich die Sterbenden, die ſich taufen laſſen, und die Kinder, deren Eltern ſich dem Chriſtenthum noch nicht zugewendet haben... Seit lange hat bei uns keine eigentliche Chriſtenverfolgung ſtatt gehabt, und wir ſind in dieſer Beziehung glücklicher, als unſere Glaubensgenoſſen in dem benachbarten Tong-king. Von Zeit zu Zeit kommen proteſtantiſche Prediger nach Bangkok; der König ſieht ſie aber nicht gern, weil er ſie für engliſche Spione hält. Daraus iſt auch uns Nachtheil erwachſen; denn der König iſt auch gegen uns mißtrauiſch geworden, und ſeine Mandarine beſtärken ihn darin. Wenn wir weit in's Land gehen, ſo fragt man uns um die Urſache. Wir antworten ihnen freilich, es geſchehe, um die Religion des wahren Gottes zu predigen; aber dieſe grobſinnlichen Menſchen begreifen dies nicht, und manchmal bilden ſie ſich ein, wir unterſuchten nur das Land, um den Europäern davon Kenntniß zu geben; Andere behaupten, wir ſuchten Gold und Silber, oder Gruben von Diamanten und andern koſtbaren Steinen. Darum müſſen wir bei unſern Reiſen Vorſicht anwenden und unſer geiſtliches Gewand ablegen. Wir tragen uns dann wie die Layen-Chriſten, Favang genannt, die oft im Land herumziehen, um etwas zu erwerben. Uebrigens verſchmähen es die Fürſten ſelbſt nicht, in unſern elenden Hütten einzukehren; aber dabei leitet ſie nur gemeine Gewinnſucht; denn ſie nehmen uns am hellen lichten Tag alle kleinen europäiſchen Gegenſtände und Werkzeuge weg, die ſie in unſern Hütten gewahr werden. Machen wir aber Schwierigkeiten und wollen wir ſie nicht hergeben, ſo wollen ſie ſie geliehen haben, und ſie verſtehen darunter für immer... Die Miſſion in Siam iſt die ärmſte von allen, denn ſie hat durchaus kein Einkommen. Der apoſtoliſche Vikar ſelbſt hat nur eine elende hölzerne Hütte, ungefähr fünfzehn Fuß lang, mit Blättern bedeckt; die dünnen Stämme, aus denen ſie beſteht, faulen unten und oben und wimmeln von Ungeziefer. Zu ſeiner Bedienung hat er zwei junge Chriſten, denen er nichts gibt, als den Reis und die Fiſche, von denen ſie ſich nähren. Iſt man unterwegs, ſo darf man an kein Unterkommen, an kein Gaſthaus denken; drei bis vier Perſonen müſſen in einer engen Barke ſchlafen, und ſich darin von Muskitos faſt auffreſſen laſſen. Meine Hütte in Siothia iſt ſehr theuer, denn ſie koſtet mich Armen zwanzig Franken zu bauen, und doch beſteht ſie nur aus abgeſchnittenen Bambusſtäben und Blätterwerk zur Bedachung. Unzählig ſind meine Mitbewohner, die ſich bei der in den Tropengegenden ſo wunderbar ſchnellen Erzeugung und Vermehrung zum Theil ſchon in den erſten Tagen nach Erbauung der Hütte einſtellten: gegen zehn Schlangen, über hundert Kröten, fünfzig große Ratten, eine Menge Eidechſen, Skorpionen, Laubfröſche, fingergroße Tauſendfüße, Chamäleons, Grillen, Eichkätzchen, Muskito's u. ſ. w.; dazu kommen noch Hühner, Hunde und Katzen, die mit jenen Thieren in immerwährendem Krieg leben. Auf dem Dach lebt überdies noch ein ſonderbares Thier, das große Aehnlichkeit mit der Eidechſe hat. Es iſt faſt auf allen Häuſern, und man kann es nicht ohne Grauſen anſehen, denn es iſt entſetzlich dick und roth gefleckt. Die Ratten fängt es mit großer Geſchicklichkeit, und dient mir überdies als Hausuhr, denn genau zu gewiſſen Stunden ſtößt es ein lautes Geſchrei aus. Dieſer Schrei klingt wie das Wort tokke.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 12. Mai 1835.

Ein Hund ſeyn lieber und den Mond anbellen,
Als ſo ein Römer!

Shakeſpeare.

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

(Fortſetzung.)

Ich komme zu Erläuterungen über eure Beſtrebungen in der Politik, und wären nicht die Frohnveſten in Deutſchland durch euern Wahnſinn bevölkert worden mit Wahnſinnigen, irrten nicht deutſche Jünglinge, dem Elend und der Verwahrloſung preisgegeben, in allen Theilen der Welt; auch durch euch — hier wäre der Ort, ein ſchallendes Lachen aus luſtigem Herzen aufzuſchlagen über euern unſäglich thörichten Wahn, eure kindiſche Eitelkeit, euern ergötzlichen politiſchen Grimm, und nun gar über eure politiſchen Schmerzen und Zähren. — Ihr Großgläubigen! denkt ihr durch zufällig helle Gedanken, durch etwaige Einſicht in beſtehende Mißbräuche, durch Theorien, in der Eile gebildet, weil ihr eben eine braucht, aber ſo haltlos und gemacht, daß ſie jeder Umgeſtaltung fähig ſind, ſo wie ihr eine andere lieber wollt, vor allem durch Redensarten jeder Gattung, glaubt ihr dadurch Weltumwälzer zu werden, wie es uns ſcheint, wenn wir jene im eigentlichen, ſeirten Sinne des Worts wahn-witzigen „Briefe aus Paris“ leſen. Ihr werdet es nicht, nun und nimmermehr, und es iſt euch bloß Eines zu rathen, Geſchichte zu ſtudiren und Geſchichte und wieder Geſchichte, um vernünftig zu werden a posteriori, weil ihr es a priori nicht ſeyn könnt. Ueberhaupt, es iſt höhniſch oder dumm, da viel Geſchwätz zu machen, pikantes oder poetiſches, wo Völkerleben und Völkertod in der Wagſchale liegen, und Herrlichkeit oder Elend künftiger Geſchlechter, Fortſchritt und Rückſchritt für Jahrtauſende. Wenn die Politik Talente braucht, braucht ſie Denktalente, aber ſie hört nicht auf euer Sprechtalentchen, ſo laut ihr auch ſchreien mögt, ſammt und ſonders, und eure Antitheſen und Parodien und geprieſenen Witze, eure Thränen ſogar auf dem Papier, das Alles, im überraſchendſten Styl vorgetragen, ſieht und hört ſie nicht.

Nur Eines, ehe ich zu eurer Todſünde übergehe, will ich euch und euern politiſch-weinenden Herzen zu bedenken geben: Habt ihr nie von einer Erziehung der Völker gehört? — O der Schande, daß ihr gerade in dem, was allen Nationen am verſtändlichſten iſt, Deutſchlands Namen einen ſo ſtinkenden Makel anhängt und Thorheit, Leichtſinn und Unſinn, abgeſchmackte Schwärmerei und fade Tiraden als eine ſchwergewonnene, ſüße Frucht deutſchen Geiſtes den Fremden reicht, zur Speiſe für ihren eiferſüchtigen Hohn, als eine Frucht Deutſchlands, was nichts weiter iſt, als nachgemachte franzöſiſche Hohlheit,

ſchlecht nachgemachte, ohne den leichten Reiz franzöſiſchen Vortrags, und der man noch dazu die Heuchelei, die ſie in ſich birgt, in allen Wendungen anſieht. Es iſt aber Deutſchlands Beruf eben das Gegentheil von dem, was ihr thut. Es ſoll hemmend in das Beginnen der Völker einſchreiten, als das vernünftigſte unter ihnen, wo der Taumel ſie über die Schranken werfen will, daß eine neue Barbarei uns nicht überſtürze — unverſehens.

In Allem dem alſo habt ihr ſehr übel gehandelt, aber in Einem fluchwürdig. Ich will, um euch verſtändlicher zu ſeyn, zurückgehen in die Zeit Leſſings: Leſſing, mit König Friederich der einzige große Mann, deſſen Deutſchland ſich rühmen kann ſeit Jahrhunderten (denn es iſt zu unterſcheiden zwiſchen großen Geiſtern und großen Männern), Leſſing, ein gewaltiges Bild deutſcher Kraft, deutſchen Ernſtes und Tiefſinns, deutſchen Heldenmuths und deutſcher Sitte, ein Rieſe, in die zwerghafteſte Zeit gebannt, doch ungebeugt von dem Zorn des Schickſals und raſtlos ſtrebend fort und fort, unverſtanden von der niederträchtigen Mitwelt, zu wenig verſtanden von der hochmüthigen Nachwelt. Ich laſſe mich gern von dem Gefühl überwältigen, das dieſer geliebte und verehrte Name in mir hervorruft; war es doch ſein Bild, das mich von dem drohenden Untergang bewahrt hat in dieſer Zeit der ſchweren Noth für lebensreiche, junge Gemüther; war es doch ſein edles, gehaltenes, immer wahres Wort, das mich aus dem Meer der Lüge gezogen hat, das mich umſtrömte und in dem es ſchwer war, nicht zu verſinken — ſein Bild und ſein Wort, nicht Goethe's, nicht Schiller's, über deren lauter Herrlichkeit ihr Leſſings ſtille Größe vergeſſen habt. — Pikante! wenn dieſer Leſſing aufſtehen würde, um die Schärfe ſeines Schwertes zu kehren gegen die, welche unwürdig ſind des deutſchen Namens in der bändereichen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, wie Viele unter euch, oder vielmehr wer unter euch flöhe nicht und verkröche ſich vor ſeinen richtenden Augen, wie ihr vor der Ruthe der Amme geflohen ſeyd, als ihr noch Kinder wart und beſſer als jezt! — Ich ſage euch, dieſes große Herz, dieſes mehr als Römerherz, dieſes deutſche Herz würde weinen über euch — und ihr ſeyd die Enkel dieſes Leſſings!

Ihr werdet errathen haben, warum ich dieſen heiligen Schatten berufen habe, darum kann ich alle Mittelſätze weglaſſen und euch fragen: wagtet ihr, Entartete, eine eurer Kritiken niederzuſchreiben im Angeſicht dieſes eures großen Ahnen? Er würde euch züchtigen, wie man die Buben züchtigt, und eure humoriſtiſch-kritiſchen loſen Witze und feilen Rodomontaden, die frechen Baſtardgeburten des Augenblicks, euch in's übermüthige Geſicht werfen.

Ich bin zu Ende mit meiner Anklage, und nun will ich euch ſagen, als Tröſter und Verſöhner: nicht ihr tragt die Schuld eurer Faulheit und Verderbniß; das Schickſal hat euch Armen Alles genommen, was ihr nicht mehr habt und haben ſolltet, ein tüchtiges Streben, Ernſt und Tiefe des Gemüths, wahren Stolz, darum auch Beſcheidenheit und Gehaltenheit — Alles hat es euch gierig geraubt und nichts gelaſſen als jene unſelige Fähigkeit, unter deren Fluch ein ganzes Geſchlecht zu Grunde gehen könnte, unter deren Fluch ihr zu Grunde gegangen ſeyd oder zu Grunde gehen werdet. — Das nämliche Schickſal, deſſen ſchwerer Sinn den Oedipus gezwungen hat, ſeinen Vater zu erſchlagen, ſeine Mutter zu ſchänden, deſſen eiſerne Hand ihm zulezt noch das Licht aus den Augen geriſſen hat, hat auch eure Jugend gebunden in der Wiege, hat den Lorbeer, der glorreich um eure Scheitel wachſen ſollte, mit Gift begoſſen, hat euch zu Menſchen des Tags gemacht, und es gibt unter euch Männer, berechtigt, für Jahrhunderte zu blühen. — Das Alles hat das Schickſal gethan, nicht ihr. — Aber das Schickſal hat noch mehr gethan als das, es iſt barmherzig im Anfang, um am Ende ſeine Grauſamkeit voll erſättigen zu können. Und wie den Oedipus das ganze Ungeheure ſeiner Thaten erſt überwältigte, lange nachdem ſie geſchehen, ſo ſeyd ihr jezt bewußtlos für euer Elend, zufrieden mit eurem Seyn und Streben, gefeiert ſogar und für groß geachtet, geliebt vom Freund, gefürchtet vom Feind.

(Der Beſchluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Ich geſtehe, daß ich bei Verfolgung dieſer Ideen von ſo unendlichem Reize oft auf den Gedanken geführt worden bin, daß man vielleicht einſt auch noch ein ſo zu ſagen präadamitiſches Herkulanum und Pompeji aufgraben dürfte. Denn in der That fehlt es nicht an allen Spuren menſchlicher Kunſtwerke aus jener vorweltlichen Zeit. So fand man z. B. zu Anfang dieſes Jahrhunderts zu Auch im Departement du Gers tief in der Subſtanz eines Kalkfelſens ein regelmäßig gearbeitetes Lineal von Kupfer, welches, ſeinem Anſehen nach, als Maßſtab gedient zu haben ſchien. Der Felſen war ganz und zeigte keine Spuren neueren Urſprungs, ſo daß mit größter Wahrſcheinlichkeit angenommen werden kann, jenes Kupferlineal ſey zu den Zeiten einer der großen, unſern Geſchichtbüchern unbekannten Revolutionen hineingerathen, in welchen die Formation dieſer Gebirgsarten

Digitized by Google

erfolgte. — Aber das allerauffallendſte unter mannichfachen ähnlichen Beiſpielen, welches ſich auch ſorgfältig konſtatirt und allem Detail nach in Bournons Traité de Minéralogie, II. 402 erzählt findet, iſt folgendes. Im Jahre 1786 — 88 beſchäftigte man ſich zu Aix in der Provence mit dem Bau eines neuen Gerichtshauſes, und nahm die Steine dazu aus einem benachbarten Hügel. Die Lager derſelben fanden ſich ſchichtenweis übereinander; die Steinmaſſe war von der Art, daß ſie weich gebrochen wurde und erſt an der Luft erhärtete; jede Schicht aber war von der andern durch eine Zwiſchenlage kalk- und thonhaltigen Sandes getrennt. Die erſten zehn Schichten zeigten nichts Auffallendes, zwiſchen der eilften und zwölften aber ſtieß man auf eine Lage Muſcheln, die doch unzweifelhaft erſt durch eine der großen vorweltlichen Fluthen dort hatten aufgehäuft werden können, und nach Wegräumung derſelben fand man Stücke von behauenen Säulen und mehrere hölzerne Hammerſtiele, die aber in gut gefärbten Achat übergegangen waren. — Dieſes Faktum iſt mir immer höchſt merkwürdig vorgekommen, und der Schritt von demſelben bis zu einem völligen präadamitiſchen Herkulanum und Pompeji, wie ich die Sache oben genannt habe, ſcheint mir ſehr klein.

Da wir einmal von den unterirdiſchen Beſitzthümern der Erde ſprechen, ſo wäre hier der Ort, der im diesjährigen Annuaire du bureau des longitudes enthaltenen trefflichen Notizen Aragos über arteſiſche Brunnen zu erwähnen; ich ſehe aber eben, daß ſie in dieſen Blättern bereits (Nr. 53. u. ff.) mitgetheilt worden ſind, und beſchränke mich daher auf die Bemerkung, welch weitere unermeßliche Schätze die Tiefen der Erde noch enthalten mögen, welche gehoben werden könnten, wenn es gelänge, weiter als bisher in die Tiefe hinab zu dringen, und wie zweckmäßig es demnach erſcheinen möchte, meinen in der Verſammlung der Naturforſcher zu *Wien* gemachten Vorſchlag eines möglichſt tiefen Schachtes zur Entdeckung ſolcher Schätze zu befolgen. Ich ſehe keinen Grund ein, warum man nicht wenigſtens tiefer in die Erde dringen könnte, als bisher, und in jedem Fall würde man bei dieſem Verſuche über die Grenze entſcheiden lernen, wo ein Tieferdringen abſolut unmöglich fiele, eine Beſtimmung, die man auch ſchon als einen großen wiſſenſchaftlichen Gewinn zu betrachten hätte.

In der Erwartung indeß, daß es zur Ausführung eines ſolchen Verſuches noch kommen könne, erheben wir uns vor der Hand aus den Tiefen der Erde in die Höhen der Lüfte, um der höchſt intereſſanten Vorleſungen zu erwähnen, welche Profeſſor *Wheatſtone* im verfloſſenen Winter zu London im Kings-College über den *Schall* gehalten hat, deſſen Urſache er durchaus auf Oscillationen der Luft * zurückführt, eine Behauptung, worin ihm ſchon die ältere Phyſik beipflichtet, und über deren Richtigkeit das bekannte Experiment entſcheidet, wo man eine Glocke im luftleeren Raume der Luftpumpe in Schwingung verſezt, aber keinen Schall vernimmt; man ſieht hier die Bewegungen der Glocke, aber wenn ſorgfältig alle Mittheilung durch feſte Körper gehindert iſt, *hört* man gar keinen Schall. Um die Oscillationen des Schalles dem Auge ſichtbar zu machen und nach ihrer verſchiedenen Intenſität zu meſſen, hängt Wheatſtone Korkkügelchen an Fäden dergeſtalt auf, daß ſie den Rand eines Glaſes berühren. Fährt man nun mit dem angefeuchteten Finger über dieſes Glas und macht daſſelbe dadurch erklingen, ſo theilen ſich deſſen Vibrationen den Korkkügelchen mit, und leztere werden, nach Maßgabe der Stärke des Tons, mehr oder weniger weit vom Glaſe abgeſtoßen; ein Verfahren, welches alſo an die ſo bekannten Korkkugelelektrometer erinnert. Unter den Vorkehrungen, um die Zahl der Schwingungen zu beſtimmen, welche ein beſtimmter Ton in Einer Sekunde hervorbringt, zeigte der Experimentator zwei an einander gefügte Glasſtücke mit daran befeſtigter Glaskugel vor. Läßt man auf leztere Licht fallen, während man den Rand des Glaſes mit einem Violinbogen ſtreicht, ſo nimmt der Lichtſchein auf der Kugel eine ähnliche wellenförmige Bewegung an, als der erregte Ton im geſtrichenen Glaſe hervorbringt. Wir übergehen, um nicht undeutlich zu werden, noch eine komplicirtere Einrichtung, durch welche dieſer Erfolg deſto anſchaulicher gemacht wird; im Allgemeinen iſt klar, daß hier Schall und Licht in eine ſolche Verbindung gebracht ſind, daß die Geſetze des erſtern durch die Erſcheinungen des leztern ganz ſinnlich dargeſtellt werden; und dieſer Gedanke von Wheatſtone iſt neu in der Experimentalphyſik, wenn man nicht etwa die bekannten Chladniſchen Klangfiguren hieher rechnen will. Unter den Urſachen endlich, durch welche Schall erregt wird, führte der Experimentator auch die Schwingungen erhizter Metalle auf. Er nahm nämlich eine, wie ein V gekrümmte Metallſtange, erhizte ſie und legte ſie auf eine Bleiplatte, das Metall vibrirte dann und verſezte die Luft in Pulſationen, wobei ein Schall hörbar wurde. Manches andere in dieſen, mit großem Beifalle aufgenommenen Vorträgen iſt uns nicht recht deutlich geworden, und wir verſparen die weiteren Mittheilungen darüber bis zum Empfang ausführlicherer Berichte.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Verſteht ſich, wenn die Luft das einzige Medium zwiſchen dem ſchallenden Körper und dem Ohre abgibt, indem ſonſt Schallmittheilung bekanntlich auch durch feſte Körper vermittelt werden kann. M.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortſetzung.)

Miſſionsnachrichten aus Siam.

„Die aus Europa hieher kommenden Miſſionäre leiden, wenigſtens anfänglich, ſehr durch die wunderliche, abgeſchmackte und ſchmutzige Lebensweiſe. Lediglich den Chineſen verdanke ich es, daß ich in Bangkok Schweinefleiſch, Hühner, friſche Fiſche und Gemüſe in Ueberfluß um ein Geringes haben kann. Da mir ſeit geraumer Zeit ein Fürſt der königlichen Familie mein Beſteck Meſſer und Gabel auf ſeine Weiſe abgeborgt hat, ſo muß ich Alles mit den Fingern eſſen, und habe mich auch bereits ganz daran gewöhnt. Außer Bangkok herrſcht überall Elend und Armuth. Zu dem Fiſch, den man allenfalls findet, machen die Siameſen zweierlei Brühen, entweder von rothem, brennendem Pfeffer, oder von ſtinkendem, von tauſend Würmern wimmelndem Ziegenkäſe... Wir müſſen immer barfuß gehen, bald in tiefem Koth, bald durch Dornen, und manchmal ſogar über glühenden Sand. Das Klima verurſacht uns eine Menge Krankheiten, die jedoch nicht tödtlich ſind, z. B. Schwindel, Geſchwülſte, Schwären und beſonders dicke Flechten, die Tag und Nacht jucken und uns wie Ausſätzige entſtellen... Wenn wir den noch nicht bekehrten Landeseinwohnern inmitten der Wälder Unterricht in der Religion geben, ſo kann dies nur in der Nacht und im Freien geſchehen; die Leute machen dann Feuer an, um durch den dicken Rauch die Mosquito's zu verjagen. Der ſtarke Thau legt ſich einem bald auf Bruſt und Luftröhre und verhindert das Weiterreden. Bei all dieſen kleinen Unbequemlichkeiten ſchenkt uns Gott Seelenſtärke und Geduld, mit der wir in ſeinem Namen und zu ſeinem Dienſt Alles freudig ertragen.“

Derſelbe Miſſionär ſchreibt in einem frühern Brief an den Biſchof von Pignerol: „Ich ſprach in einem frühern Bericht von der ſiamiſchen Religionsſekte der Talapoins, die in dem Religions- und Kirchenſyſtem des Landes eine bedeutende Rolle ſpielen. Ich füge in dieſer Beziehung noch Einiges hinzu. Talapoin zu ſeyn, iſt ein ſehr verdienſtliches Werk, es lange ſeyn, iſt noch verdienſtlicher, es aber bis zum Tod ſeyn, iſt eine große Sünde; ſtirbt Einer in dem gelben Gewande (der Talapoinskleidung), ſelbſt wenn ihn der Tod ſo ſehr übereilte, daß er es vor dem Sterben nicht ablegen konnte, ſo iſt er unfehlbar zur Hölle verdammt; das Gewand fällt ſogleich in die Hölle und wird da an einer dicken Eiſenſtange aufgehängt, die täglich ſiebenmal zerbricht, ſo groß iſt die Menge der gelben Kleider, die da hängen. Wahrhaft närriſch iſt dagegen die Verehrung der Siameſen für dieſe Geiſtlichen, die ſie verachten und zugleich hochſchätzen. Stirbt ein Talapoin, ſo ſtreiten ſie ſich um ſeinen Körper, und da ihn Alle haben wollen, ſo legen ſie den Leichnam in einen Kahn mitten in dem Fluß, an dieſen binden ſie vorne und hinten Kähne, die aus allen Kräften rudern müſſen; weſſen Strick reißt, der hat verloren, und der Andere führt den Leichnam triumphirend fort und verbrennt ihn... Der König iſt dieſen Talapoins ganz ergeben, wiewohl er ſelbſt eingeſtehen muß, und es auch mehrmals geäußert hat, daß ihr Betragen oft ſehr ſkandalös iſt. Täglich ernährt er dreihundert und fünfzig; ſie bekommen das Beſte und Auserwählteſte, während die Soldaten faſt Hungers ſterben. Wenn der König ſeltene Früchte oder Eingemachtes zum Geſchenk erhält, ſo ißt er es nicht ſelbſt, ſondern ſchickt es den Talapoins, ja oft gibt er es ihnen mit eigenen Händen. Ihnen iſt keine Art von Speiſen verboten; ſie eſſen Fleiſch, wenn ſie nur die Thiere nicht ſelbſt tödten, wiewohl ſie das Sprüchwort haben: es ſündigt der, welcher Thiere tödtet, aber nur der, welcher ſie verzehrt, wird beſtraft. Sie lehren, ihr Verdienſt und das der Almoſengeber ſteige in dem Maß, als ſie ſelbſt Nahrung zu ſich nehmen; darum ſtopfen ſie ſich auch tagtäglich voll. Es iſt ganz unbegreiflich, wie ein vernünftiger Menſch ſolch ſcheußliche Freſſerei für die erſte und höchſte Tugend halten kann, und doch iſt dies der allgemeine Glaube. Wenn man gegen die Siameſen einige Zweifel über die Vortrefflichkeit und Gottähnlichkeit der Talapoins äußert, ſo geben ſie ſogleich dieſe unerſättliche Gefräßigkeit als unwiderleglichen Beweis. Ein Siameſe, den ich auf das Lächerliche und Widerſprechende ſeiner Religion aufmerkſam machte, antwortete mir ganz treuherzig und ernſthaft: wie wären die Talapoins nicht gottähnlich, da ſie ſo viel eſſen? Aber nicht bloß Talapoins gibt es, ſondern auch Talapoininnen. Ihnen iſt durchaus nichts Böſes nachzuſagen, denn ſie eſſen und trinken nur wenig. Es ſind großentheils alte Wittfrauen, die nicht mehr wiſſen, wo aus und ein, und ſich deßhalb in ein Kloſter zurückziehen, das ſie Haran heißen. Sie kleiden ſich weiß, müſſen eine Art von Roſenkranz herſagen, was eben nicht ſchwierig iſt, da ſie dabei mit ihren Nachbarinnen ſprechen können, wenn nur der Roſenkranz hübſch durch die Finger gleitet. Sie werden nicht für gottähnlich gehalten, haben jedoch das Recht, um Almoſen zu bitten; darum ſtehen ſie auch lange nicht in ſo großem Anſehen, wie ihre Brüder, die Talapoins. Das Volk nennt ſie Xi, d. h. Dienerinnen der Pagode; ihre Häuſer ſind nahe bei den Tempeln, jedoch außer ihrem Umfang. Ihre Zahl iſt nur gering, und wenn ſie beten, müſſen ſie ſich den Rücken zukehren... Nach Phra-Phu-Thi-Chau, der unter ihren Göttern der Angeſehenſte iſt, haben die Siameſen noch mehrere andere von geringerer Bedeutung. Phra-Sian bedeutet ſo viel als Gott-Meſſias. Dieſer Gott war früher ein Menſch, und ſoll wieder auf die Welt kommen, um das ganze Weltall glücklich zu machen; die Zeit iſt aber noch unbeſtimmt. Die Talapoins lehren indeſſen, außerordentliche Zeichen am Himmel und auf der Erde werden ſeine zweite Ankunft hienieden verkünden. Sie ſagen auch, die Welt müſſe in ihrer jetzigen Geſtalt untergehen. Vorher werden große Kriege wüthen, die Menſchen werden ſich erwürgen und merklich kleiner werden an Wuchs; nach und nach werden ſie nur noch ſo groß ſeyn, wie eine Puppe, ſo daß ſie eines Hakens und einer Leiter bedürfen werden, um das Gemüſe in ihren Gärten zu ſammeln. Vor der Welt Ende werden zwei Sonnen am Himmel ſtehen, darauf drei, vier, bis zu ſieben; dieſe Sonnen werden viel Unglück bringen. Gleich wenn die zweite kommt, werden die Flüſſe und Quellen vertrocknen, ſpäter wird es auch den großen Strömen und Meeren ſo gehen; nach und nach vertrocknen Raſen, Bäume und Pflanzen, die Thiere ſterben und nach ihnen die Menſchen; wenn endlich die ſiebente Sonne kommt, zerfällt das ganze Weltall in Aſche. Dann wird Phra-Sian vom Himmel ſteigen und die Menſchen vom Tode auferwecken; die Erde verwandelt ſich in einen herrlichen Garten, und auf Erden wird kein Ungemach mehr ſeyn, kein Leid, keine Thränen, keine Krankheiten, keine Hölle; die Menſchen werden unſterblich ſeyn und ewigen Frieden, ewige Freude und ewiges Glück genießen, ſelig im Anſchauen des erhabenen Phra-Sians. Reichliche Gaben an die Talapoins können die Ankunft dieſes Gott-Befreiers beſchleunigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Mai 1835.

Kleine Frauen, kleine Lieder,
Ach man liebt, und liebt ſie wieder.
Fr. Schlegel.

Gedichte von Chriſtian Wurm.

Die Grammatiker.

Mein Adelung, mein Adelung,
Das war ein feiner Sachſe;
Da lernt man zur Verwunderung,
Wo jedes Wörtlein wachſe.

Doch ſpricht man von der Leber frei,
Dann fängt er an zu zanken,
Daß jenes Wort vom Pöbel ſey,
Dies von den alten Franken.

Und will ein Sätzchen allenfalls
Nicht unter ſeinen Stempel,
Dann zeigt er's allen Deutſchen als
Abſchreckendes Exempel.

Mein Adelung, wie blickt er ſchief
Auf dich, auf mich noch ſcheeler;
Mein Liebchen und dein Liebesbrief
Sind beide voller Fehler.

Die Natur.

Es iſt kein Baum ſo feſt gepflanzt,
Die Krone ſchwankt im Winde;
Kein Jünglingsherz ſo wohl verſchanzt,
Das Liebe nicht empfinde.

Und iſt ein Mägdlein noch ſo fein,
Es fühlt den Buſen ſchwellen;
Und iſt ein Bächlein noch ſo klein,
So ſchlägt es dennoch Wellen.

Des Dichters Stoff.

Weißt, was die kleinen Vögel ſingen,
Da Feld und Wälder widerklingen?
Es iſt nicht Jammer und nicht Noth,
Sie beten nicht um's liebe Brod.

Wir danken Gott für ſeine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben.
Das iſt's, was jeder pfeift und ſingt,
Darum's ſo ſchön und luſtig klingt.

Digitized by Google

Das Rockenlied.

Fragment.

Es ſtreichen die Tage, die Wochen vorbei,
Und beide ſie liebten ſich inniglichſt treu.
Und wurden vor Sehnſucht die Stunden ihr lang,
Sie kürzte die Weile mit Liebesgeſang:

Die Winde, ſie brauſen, es feiert das Land,
Ach, wäre mein Garn auf den Webſtuhl geſpannt.
Drum tanze und ſpute mein Spindelchen ſich;
Es gibt wohl ein ſtattliches Hemdchen für mich.

Wenn die Schwalbe rückkömmt, wenn die Bäumchen aufblühn,
Dann breit' ich es ſonnend auf's blumige Grün.
Drum Spindelchen ſpute ſich, was es nur kann,
Es gibt wohl ein Hemd für den ſtattlichen Mann.

Wenn die Aepfel einſt glänzen in röthlichem Schein,
Dann bring' ich nach Hauſe den blendenden Lein.
Drum ſpute ſich Spindelchen, tanze geſchwind,
Es gibt wohl ein Hemdlein für's herzige Kind.

Und wenn dann am Abend der Jägersmann kam,
An der grünenden Seite ſein Plätzchen einnahm,
Dann ſchüttelt und klopft er mit Liebesgekos
Die ſtachlichen Acheln vom magdlichen Schoß.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Im Gebiete der Optik machen wir auf eine ſehr artige Bemerkung des kaiſerlich ruſſiſchen Staatsraths Gretſch aufmerkſam, worüber er ſich in der neueſten Nummer des „Journals gemeinnütziger Kenntniſſe" (Nr. 3.) erklärt. Beobachtet man nämlich die Sonnenſtrahlen, wenn ſie durch die Blätter der Bäume dringen und auf den Boden fallen, ſo ſtellen ſie auf letzterem nicht die Umriſſe der Blätter dar, ſondern bilden kleine helle Kreiſe. Der Grund davon liegt, wie aus der Theorie des „verfinſterten Zimmers" hervorgeht, in der runden Geſtalt der Sonne. Um ſich davon aber noch auf andere Weiſe zu überzeugen, ſtelle man die nämliche Beobachtung zur Zeit einer partiellen Sonnenfinſterniß an. Man erblickt alsdann auf dem Boden nicht mehr, wie vorhin, einen vollen Kreis, ſondern ein Abbild des eben nicht verdunkelten Theils der Sonne, d. h. alſo die Geſtalt eines Kreiſes mit dem Ausſchnitte des vom Monde bedeckten Theils. Um demnach künftig eine Sonnenfinſterniß zu beobachten, braucht man nicht mehr geſchwärzte Gläſer anzuwenden, ſondern man gehe nur in den Garten oder Wald und betrachte das, durch die Blätter auf die Erde fallende Abbild der Sonne, und man wird alle Phaſen der Finſterniß wahrnehmen. Um die Leſer auf eine ſo intereſſante Beobachtung vorzubereiten, machen wir ſie aufmerkſam, daß den 15ten Mai 1836, etwa um 3 Uhr Nachmittags, eine geeignete Sonnenfinſterniß Statt haben wird. Wenn Sie es bis dahin nur nicht vergeſſen!

Aus den Regionen der Geologie, Akuſtik und Optik begeben wir uns nunmehr auf den gewinnreichen Boden der Gewerbwiſſenſchaften, indem ich zunächſt eines neuen Bienenkorbs erwähne, den ein gewiſſer Grandmont in der Sitzung der franzöſiſchen Akademie vom 19ten Januar d. J. vorgezeigt und in ſeiner ſinnreichen Einrichtung erläutert hat. Die erſte Idee davon gehört, wie Grandmont zugab, eigentlich einem Engländer, Nutt in Lincolnſhire, der ſchon vor mehreren Jahren auf dieſe wichtige Verbeſſerung der Bienenzucht verfallen iſt und außerordentliche Reſultate dadurch erzielt hat. So iſt es ihm z. B. gelungen, von einem einzigen Stock gegen drei Centner Honig zu gewinnen, wobei den Bienen gleichwohl noch ein hinreichender Wintervorrath belaſſen worden iſt. Praktiſch muß die Sache wohl ſeyn, denn man hat Nutts Bienenkorb ſogleich in der Nähe von London und nun auch in andern Gegenden von England nachgeahmt, und es iſt im vorigen Jahre konſtatirt worden, daß ein engliſcher Bienenwirth aus acht nach dieſer Einrichtung gefertigten Bienenkörben über tauſend Pfund Honig gewonnen hat. Der Korb, welchen Grandmont der Akademie vorzeigte, und an welchem von ihm noch Verbeſſerungen vorgenommen worden ſind, beſteht aus vier Theilen, wovon zwei übereinander und zwei an den Seiten liegen. Der mittelſte, größte Theil wird von den Bienen lediglich zur Fortpflanzung ihrer Kolonie benutzt; der oberſte dagegen enthält eine Glasglocke, in welcher die Bienen den Honig machen. Die Einrichtung iſt hiebei ſo ſinnreich getroffen, daß ſich der Honig ohne alle Gefahr und ohne daß eine einzige Biene getödtet zu werden braucht, herausnehmen läßt. Ein anderer Vortheil beſteht darin, daß ein ſolcher Stock nie ſchwärmt, als wenn der Bienenvater dies ſelbſt will. Nutt ſoll ſchon ſeit zwölf Jahren von einem und demſelben Stocke der Art fortwährend die reichſten Ernten gezogen haben. Die beiden oben noch erwähnten Seitentheile des Bienenſtocks müſſen zu andern eigenthümlichen Zwecken beſtimmt ſeyn, welche ſich in dem vor mir liegenden Berichte noch nicht näher angegeben finden. In jedem Fall erſcheint die Sache wichtig und intereſſant genug, um die allgemeinſte Aufmerkſamkeit darauf zu richten, und unſer weit verbreitetes Blatt mag dazu beitragen.

Digitized by Google

In unſern frühern Nummern iſt mehrfach von den Vervollkommnungen die Rede geweſen, welche die Uhrmacherkunſt in den neueſten Zeiten erfahren hat. Einen ganz beſondern Fortſchritt wird ſie jezt in Frankreich dadurch machen, daß ſich in Paris ein eigener Verein auf Aktien gebildet hat, um die Verfertigung und den Verkauf ſehr ſorgſältig gearbeiteter Taſchenuhren unter ſeine beſondere Aufſicht zu nehmen und ſolchergeſtalt dergleichen genauere Werkzeuge auch in den Mittelklaſſen allgemeiner zu verbreiten. Da an die Spitze dieſes intereſſanten Vereins, welcher bei uns Nachahmung finden ſollte, der berühmte Aſtronom Arago getreten iſt, ſo läßt ſich allerdings Ausgezeichnetes davon erwarten, und man wird wohl künftig vorzugsweiſe die daraus hervorgehenden Uhren zu kaufen ſuchen. Wir entnehmen dieſe vorläufige Nachricht übrigens bis jezt nur der betreffenden Annonce im franzöſiſchen Courrier, und behalten uns vor, noch beſonders darauf zurückzukommen, da viele Leſer Antheil daran nehmen werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

An die moderne deutsche Belletriſtik und ihre Söhne.

(Beſchluß.)

Ja, der Fluch, der auf einer ganzen Generation laſtet, kann nicht geboren worden ſeyn durch die zufällige Verwilderung ſo vieler Talente; er iſt ein Kind dieſer ſchweren Zeit, der ſchwerſten unter allen, deren Angedenken und Zeichen auf uns gekommen ſind. Denn die Stützen ſind weggeriſſen, oder ſind morſch und altersſchwach, welche das Völkerbewußtſeyn, wie das Bewußtſeyn des Einzelnen getragen haben ſeit zwei Jahrtauſenden, und mit dem Zerfallen des Princips iſt auch Einheit und Zuſammenhang ein leerer Klang geworden in dem Willen des Jahrhunderts. Jede Einrichtung und Verfaſſung, alles Geſchehene trägt jenen Keim des Todes in ſich, der dem grundlos Begonnenen bei ſeiner Geburt auf den ſchwankenden Weg mitgegeben wird. Das alte Wort „mit Gott“ hat ſein jahrtauſendlanges Verſtändniß verloren; nicht mit, noch aus, noch zu Gott wandelt der taumelnde Geiſt der Zeit, er weiß auch nicht mit, oder aus, oder zu wem er ſonſt wandelt; hinter ihm iſt es Nacht, wie vor ihm, und darum hat er ſich zum Gott geſezt, was zunächſt lag in den Kammern ſeines Innern, die Luſt.

So, Pikante! indem ihr zügellos nach der Herrlichkeit des Augenblicks haſchet, ohne anderes Wollen, als zu reizen oder gereizt zu werden, folgt ihr nur dem ſtarren Zug des Jahrhunderts, deſſen demüthigſte Sklaven ihr ſeyd, weil ihr nicht vermöget, euch ſelbſt Maß und Halt zu geben, wo ſie nicht von außen an euch kommen, euch ſelbſt ein Ziel zu ſetzen, wo es nicht euern blöden Augen in die nächſte Nähe gerückt iſt. Ihr folgt dem ſtarren Zug des Jahrhunderts, ſprach ich, und indem ich es ausſprach, ſtand die griechiſche Meduſe vor mir, das Bild kalt mordender Wolluſt, endlos ſchwelgend in ſich, ohne Wiſſenſchaft des Verderbens, das ſie nach außen bereitet. Dieſe Geſtalt, die großartigſte Verkörperung des böſen Princips unter den vielen, welche die ſcheue Phantaſie der Völker geboren hat, iſt auch ein Gleichniß unſerer Zeit, und wie wir in jenen Zügen keine Ahnung finden von natürlichem Leben und Harmonie der Seelenkräfte, ſondern nur eine Kraft hervortreten ſehen, ſtarre Wolluſt, ohne anderes Leben und Gefühl, ſo vermögen wir auch in dem Charakter der Zeit, in deren wilde Gährungen wir gebannt worden ſind, nichts zu erkennen, als Wolluſt.

Und wenn es noch jene weltmächtige Leidenſchaft wäre, in welche ein maßloſes und ungebändigtes Streben des Geiſtes nach Hoheit, Herrſchaft, Göttlichkeit ſich verhüllt hat oder zurückgeſunken iſt! aber wie das Geſchlecht mark- und kraftlos geworden iſt, iſt es auch ſeine Sünde, und aus der ſtarken Wolluſt iſt ſchwache Lüſternheit geworden. In dieſe Kategorie nun gehört auch, was ihr das Pikante nennt. Aber ſo viel iſt gewiß, ein neuer Gedanke und ein neues Wort muß als Friedensbote aus der Verworfenheit und Verweſungsſucht aufblühen, der entweder die alten Stützen des Weltwillens reinige und verjünge, oder auf den Ruinen ein anderes Pannier aufpflanze, eines für das ganze, noch folgende Leben dieſes Balls und ſeiner Kinder, der Menſchen. Woher dieſe Friedensfahne ſich erheben und entfalten müſſe, wiſſen Viele, aber es wiſſen auch Viele unter uns, wie unfähig die neue Philoſophie iſt, das Gewebe dieſer Glorie zu bereiten, dieſe hochmüthige Perſon, aus deren vielköpfigem und verworrenem Bewußtſeyn Alles verſchwunden ſcheint, was das eigentliche Weſen und Wollen der Philoſophie bildet. Und darum iſt wenig Hoffnung für die nächſte Zukunft.

Was ihr aber zu thun habt, iſt leicht geſagt, ſchwer vollbracht. — Doch ſeyd ihr deutſchen Stammes, und ſo Gott will, iſt eure deutſche Kraft noch nicht ganz verweſt, und ihr könnt noch, wenn ihr wollt. Werft darum jene gleißneriſche, fluchdringende und fluchbeladene Einheit der geſchiedenſten Beſtrebungen von euch, und Jeder, mit tüchtigem Wollen und lauterem Sinne, arbeite in dem Fach, in das ihn ſein Talent führt, aber nach Regel und Maaß, und in eifrigem Streben nach einem hohen, feſtgeſteckten Ziele. — Mit dieſen ſchlichten Worten nehme

ich Abſchied von euch und fürchte nicht, mißverſtanden oder verhöhnt zu werden; denn es ſind Deutſche, zu denen ich ſpreche, und mag das deutſche Herz überſchüttet ſeyn von fremdem Wuſt, ein heller deutſcher Laut dringt immer klar durch in ſeine Tiefe, und was aus einem wahren, ſtarken Sinne kommt, wahr und ſtark, iſt noch von keinem Deutſchen verhöhnt worden. — Geſtattet mir, im Scheiden Eins noch euch zuzurufen: Vergeſſet nicht, daß ihr Deutſche ſeyd, Söhne eines Volks, ſo erleuchtet und gut, ſo ſtark und mild — des Volkes, daß ich's eurem glanzliebenden Sinn in Einem vor die Augen ſtelle, des Volkes, das geboren iſt, König zu ſeyn über die Völker.

Und nun, mein Fräulein, darf ich mich, Abſchied nehmend, auch zu Ihnen noch wenden? Ich möchte nicht gern im Groll von Ihnen ſcheiden. Erlauben Sie mir darum, Ihr Bild zu umarmen, wie es die Zukunft uns bringen möge, verwandelt und verklärt, eine verſöhnte, ſiegprangende Magdalena, lächelnd in ernſter, ſtrahlender Geiſtigkeit, Liebe ausſtrömend und Liebe empfangend, jene wunderbare, germaniſche Liebe, mit der kein anderes Volk begnadigt worden iſt — eine große Frau nur, keine Buhldirne mehr, in Keuſchheit keuſche Kinder gebärend.

Ich bin vielleicht ein lebensmüder Greis, wenn du ſo geworden biſt, aber mit aller Wildheit eines jungen Herzens will ich jubelnd an deinen Buſen ſinken, deine ſüßen, unſterblichen Lippen küſſen. Mein Fräulein, auf Wiederſehen!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortſetzung.)

Miſſionsnachrichten aus Siam.

„Phra-Thumalai iſt ein anderer Gott, der die Macht hat, Seelen aus der Hölle zu ziehen: wenn er hinabſteigt, ſo erliſcht das Feuer des Abgrunds, darum beten die Ausgeſtoßenen immer zu ihm. — Phra-That-Xulamuni reſidirt über den zwölf Himmeln, die von Engeln bewohnt werden. Er iſt grün von Farbe, ungeheuer groß und gleicht einer Säule. Alle Menſchen, die tugendhaft ſterben, treten vor ihn, um ihn anzubeten. Wenn dieſe reinen und ſeligen Weſen eine Zeitlang im Himmel gelebt haben, ſo wird ihnen verſtattet, wieder zur Erde hinabzuſteigen, wo ſie dann vornehme Herren, Fürſten, Könige und ſelbſt Talapoins werden. Dann beginnen ſie ihre Laufbahn von Neuem, und es iſt wohl möglich, daß ein aus dem Himmel auf die Erde Herabgeſtiegener ſich da ſchlecht aufführt und dann in die Hölle kommt. — Der Gott Phra-Phum iſt am meiſten beſchäftigt, denn er muß in einem großen Buch alle guten und ſchlechten Handlungen der Menſchen aufzeichnen. Die mitleidigen Siameſen bauen vor ihren Häuſern kleine Kapellen, um dieſen Gott, wenn er zum Aufſchreiben kommt, gegen Wind und Wetter zu ſchützen. — Die Dämonen haben auch einen Fürſten, das iſt Phaja-Jom; er iſt zu gleicher Zeit König der Hölle und Richter der Seelen der Verſtorbenen. Viermal des Jahres hält er ſeine Aſſiſen, am erſten, achten, fünfzehnten und ein-und-zwanzigſten jedes Monats. Phra-Phum bringt ſein Buch, und nach dem, was er ſagt, wird der Schuldige mehr oder weniger beſtraft. Die Ausführung der Sentenz ſteht aber den Jom-Phra-Bans zu. Dies ſind ſcheußliche Rieſen, mit häßlichem Geſicht; aus ihren Mäulern ſtehen lange und ſpitzige Zähne hervor, wie Wildſchweinshauer. Sie müſſen die Pforten der Hölle hüten, auf die Erde ſteigen, da die Seelen der Verſtorbenen holen und unterwegs peinigen. Hier ſtehe Einiges aus dem Code pénal Phaja-Joms. Alle Verdammten werden zuerſt in einen großen Sumpf von Feuer und Schwefel geworfen; dies iſt die allgemeine Strafe, welche aber eine Menge beſondere nach den einzelnen Verbrechen nicht ausſchließt. So z. B. wird die Seele desjenigen, der mit der Angel gefiſcht hat, mit der Gurgel an eine große Angel befeſtigt und dann aufgehängt wie ein Fiſch. Noch ſchlimmer geht es der Seele desjenigen, der ein Schwein getödtet hat, denn es wird ihr erſt der Kopf abgeſchnitten und hierauf der Bauch aufgeſchlitzt; hat ein Talapoin zur verbotenen Stunde gegeſſen, ſo wird ſeiner Seele mit zwei Haken das Maul aufgeriſſen und geſchmolzenes Kupfer hineingegoſſen. Für gewiſſe Verbrechen wird eine Seele an einen friſchen Baum gepfählt, dieſer Baum wächſt, wird größer und dicker, die Seele muß ſich darnach ſtrecken, bis endlich der Baum vor Alter abſtirbt. Wer in einem Tempel ſtiehlt oder ihn verunreinigt, wird in ein ſchreckliches Monſtrum verwandelt, deſſen Bauch ſo groß iſt, wie das Königreich Siam, ſein Mund hingegen iſt nicht größer, als ein Nadelöhr; wer in einer Pagode ſchläft, wird in eine Kröte verwandelt; paſſirt ihm dies aber gar, während ein Talapoin predigt, ſo wird ſeine Seele ein dicker Wurm. Wenn die Seelen der Verdammten ſo mehrere Jahrhunderte lang Qualen ausgeſtanden haben, gehen ſie in den Körper irgend eines Thiers über; ſtirbt daſſelbe, ſo geht die arme, ausgetriebene Seele in ein Thier anderer Art über, und ſo nach und nach bis zum Elephanten und Affen; endlich wird die Seele wieder Menſch und beginnt ihren Lauf zum zweiten Mal. Wir haben eine Frau in Bangkok, die öffentlich ſteif und feſt behauptet, ſie erinnere ſich, drei Verwandlungen erlitten zu haben, ehe ſie wieder als Frau auf die Welt gekommen. Aus der feſten Ueberzeugung, daß die Thiere unſere Brüder ſind und daß des Menſchen Seele oft in ſie gebannt iſt, geht das Verbot, ſie zu tödten, hervor. Die frommen Siameſen kaufen oft lebende Fiſche und werfen ſie in den Fluß; ſie geben Schweine und andere Thiere in die Pagoden, damit ſie dort auf ihre Koſten ernährt werden, bis ſie natürlichen Todes ſterben. So machen alſo dieſe Siameſen Ausgaben, um Thiere am Leben zu erhalten, ſie geben ſie in Hoſpize und kümmern ſich ſehr darum, während es ihnen niemals eingefallen iſt, ein Hoſpital zur Verpflegung ihrer leidenden Mitmenſchen zu gründen, und ſo betrachten ſie denn die Thiere als ihre einzigen Nächſten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 14. Mai 1835.

Ein Haupt, ein Führer ward von uns gefunden,
Den Jedes als den keuſchen Sänger ehrt,
Den früher Tod für Alles, was nach oben
Sich ſehnlich kehrt, zum Schutzgeiſt hat erhoben.

G. Schwab.

Rede,

gehalten am Stuttgarter Schillerfeſte den 9ten Mai.

Wir behalten uns vor, über das diesjährige Schillerfeſt näher zu berichten und ſchicken hier die von Dr. Hauff verfaßte, von Hofſchauſpieler Maurer abgelegte Rede voraus.

* * *

Zum zehntenmale erneut ſich der Frühling, ſeit dieſer Verein ſich das Wort gegeben, an dieſem bedeutſamen Tage das Andenken des Mannes zu feiern, den die Welt eine Zierde des Menſchengeſchlechts, den das deutſche Volk mit dem gerechteſten Stolze und im vollſten Sinne den Seinigen nennt. Wie immer haben wir das Abbild des theuern Hauptes mit dem Lorbeer geſchmückt, wie immer gedenken wie mit Verehrung und Begeiſterung des Genius, in welchem ſich der deutſche Geiſt zu ſolcher Wunderblüthe entfaltet, mit Rührung und Dankbarkeit des Mannes, den Jeder bei einem Rückblick auf die durchlaufene Bahn des Lernens und Strebens freudig als einen ſeiner guten Genien anerkennt. Das Bild eines ſolchen Mannes, wie es feſt und rein in jeder Seele gezeichnet ſteht, mit dem zweideutigen Worte zu umſchreiben, iſt wohl unmöglich, es iſt aber auch überflüſſig, und ſtatt jenen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, deſſen ſie nicht bedürfen und der ihrer vielleicht nicht würdig wäre, faſſen wir den Umſtand in's Auge, der den heutigen Tag durch die nahe Erfüllung eines langgenährten Wunſches zu einem doppelt freudigen macht. Wir haben vor zehn Jahren, bei Einſetzung dieſes Feſtes, gelobt, mit regem Eifer darauf hinzuarbeiten, daß unſerm großen Landsmann ein öffentliches, ſeiner und des Vaterlandes würdiges Denkmal errichtet werde, und dieſes Gelübde iſt ſeiner Löſung nahe.

In einer abgelebten, verdorbenen Zeit, wo der Glaube an alles Göttliche, und damit der Glaube an die Würde der menſchlichen Natur zum Spotte geworden war, erſteht einer jener Geiſter, in denen zuweilen der in der Maſſe eines Volks gebundene Geiſt zur Offenbarung kommt, und die durch ihre bloße Erſcheinung die Göttlichkeit unſerer Natur verkündigen, ein Dichter, groß wie einer durch gewaltigen geiſtigen Einfluß auf ſeine Zeit, größer und verehrungswürdiger als die meiſten durch die ſittliche Natur dieſes Einfluſſes; und mitten in ſeiner Laufbahn, in der Blüthe ſeiner Kraft wird er, ein Liebling der Götter, der Erde enthoben; gütig erſparen ſie ihm die grauſame Probe des Alters, das nur zu oft, auf niedergehendem Pfade des Lebens, unbewußt den eigenen Lorbeer zerpflückt; und ſo lebt auch ſein

Digitized by Google

ſinnliches Bild, ewig jung, wie ſeine Poeſie, in den Herzen ſeines Volks, und mit Begeiſterung, mit den erhebendſten Gefühlen ſieht es ihn von der Stimme der Welt in jenes Pantheon der größten Geiſter verſetzt, in welchem weder jedes Volk, noch jedes Jahrhundert ſeine Repräſentanten hat. — Wo lebte ein Menſch, der weniger eines Denkmals bedürfte? wo lebte einer, bei deſſen Angedenken ſich würdiger und natürlicher jener menſchliche Trieb regte, der Liebe, der Dankbarkeit, der Hochachtung ein ſinnliches Zeichen zu geben? Wo iſt das Volk, das eine ſtärkere Aufforderung hätte, in einem Manne, der es hoch geehrt, ſich ſelbſt zu ehren? — Wir haben Deutſchland an ſeine Schuld gemahnt; es hat ſie anerkannt, und ſeine Bereitwilligkeit, ſein immer wachſender Eifer, ſie abzutragen, in einer Zeit, welche ſich ganz in das Intereſſe des Augenblicks verſenkt hat und, von der Vergangenheit abgewandt, ihre Blicke auf eine ungewiſſe Zukunft richtet, beweiſt, wie ſehr die Liebe zum großen Mann Nationalgefühl geworden iſt; und wenn es auch wahr ſeyn ſollte, daß im vierten Jahrzehent des laufenden Jahrhunderts kein anderer Name auf der Welt im Stande geweſen wäre, die Maſſe zu ſolcher Theilnahme zu bewegen, ſo knüpft ſich an den Namen Schiller ſo viel Edles, Großes und Erhebendes, daß das geiſtige Band, welches er um ein Volk ſchlingt, weder ein lockeres, noch ein unfruchtbares ſeyn kann.

Was wir vor zehn Jahren ſchüchtern, mit zweifelhaftem Erfolg unternommen, was vor Kurzem noch in dämmernder Ferne lag und nur in unſerer Phantaſie Geſtaltung und Wirklichkeit hatte, das ſehen wir jetzt nach Form und Zeit in immer feſtern Umriſſen näher und näher rücken; bereits hat der Genius, dem wir unſer Votivbild anvertraut, die Idee geboren, und wenn wir in kurzer Friſt, an dieſem oder einem andern Tage, das herrlichſte Wahrzeichen unſerer Stadt enthüllen, wird es weder zu früh ſeyn, noch zu ſpät. Wohl mag unſer Volk dem Erfinder einer Kunſt, die durch Sicherung des geiſtigen Gutes. die Welt umgeſtaltet, dem gewaltigen Wortführer einer vom Bedürfniß der Geiſtesfreiheit durchdrungenen Zeit erſt nach Jahrhunderten den Tribut ſeiner Achtung und ſeiner Dankbarkeit durch öffentliche Denkmale entrichten; die Bilder dieſer Männer ſind zugleich Symbole ihres Jahrhunderts, und die ſie aufrichten, ſanctioniren damit geſchichtliche Thatſachen und ganze Reihen von Begebenheiten. Wohl mag die richtende und wägende Nachwelt aus der Perſpektive den ganzen geiſtigen und ſittlichen Einfluß Schillers ſicherer und feſter zu umſchreiben wiſſen, und ihre Bewunderung kann eine gründlichere ſeyn. Aber der Dichter iſt ſeinem Weſen nach ein Individuum, das um ſein ſelbſt willen geliebt ſeyn will, und wie er ſich im Leben von der Liebe ſeines Volks genähet hat, ſo ſoll ihm auch nur die Liebe ein Denkmal bauen, die Liebe derer, denen ſeine Sprache noch der ſüße, altgewohnte Dialekt ihrer Zeit iſt. Denn die Sprache eines Zeitalters verhält ſich zu der eines andern, wie die verſchiedenen gleichzeitigen Mundarten im Schoße derſelben Sprache, die ſo enge Bande zwiſchen den Gliedern deſſelben Stammes knüpfen; und wie der Menſch vor der Aſche ſeiner Väter Ehrfurcht hat, ein Herz aber nur für diejenigen, die ihm nahe ſind in der Zeitlichkeit oder ihn in der Wiege geſegnet, ſo mag der Geiſt des Dichters bei der Folgezeit die vollſte Anerkennung finden, aber den ganzen Mann verſteht doch nur das Herz und das Gemüth derer, mit denen ihn das gemeinſame, lebendige Wort verbindet.

Seit Schillers Tode iſt gerade eine Generation hingegangen; ihrer ſind nur noch wenige, die mit ihm unter jenem Dach gelebt, unter dem ihm bei den jugendlichen Regungen ſeines Genius in äußerer Beſchränkung am wohlſten war; die mit ihm jung geweſen, machen ſich fertig, dahin zu gehen, wohin er ſo lange vorausgegangen; aber an der Geiſteswiege des reifen und des reifenden Geſchlechts hat er mit unſterblichen, unveräußerlichen Geſchenken geſtanden, und ſo iſt es nicht kritiſche Bewunderung, nicht abgewogener Dank, was uns zu unſerem Werke treibt, ſondern dankbare Begeiſterung und die lebendige Liebe. In ſeinem Bilde begrüßen wir einſt nicht nur den geiſtigen Helden, der der Welt, nicht nur den großen Deutſchen, der der ganzen Zukunft des Vaterlands angehört, ſondern auch den Menſchen, der das Stück der Weltgeſchichte, das ſich in einem gährenden Jahrhundert an uns abſpielt, noch mitgelebt.

Was der Menſch baut, baut er für ewige Zeiten, aber Natur und Geſchichte ſpotten dieſer menſchlichen Ewigkeit, und der Menſch ſelbſt, im unabweislichen Gefühl der Vergänglichkeit ſeiner Schöpfungen, gedenkt im Augenblicke, da er die Hand an ein Werk legt, auch der Zeit, da es nicht mehr iſt, und legt in dem Grundſteine einen Gruß an denjenigen nieder, der einſt das Gebäude dem Boden gleich machen wird. Auch wir werden, nach dieſem ſeltſamen Geſetze unſerer Natur, dem Grundſtein unſers Denkmals einen Schatz anvertrauen; während man aber ſonſt bei derlei Ceremonien nicht viel zu denken pflegt, werden wir es mit dem Bewußtſeyn thun, daß ein Schillern von ſeinem Volke errichtetes Monument von den Zuckungen, welche die Denkmäler der Gewaltigen dieſer Erde und ihre Paläſte in den Staub werfen, nichts zu fürchten hat.

Der große Zaar Peter, von ſeinen Völkern kaum erſt begriffen, ſprengt im Erzbild muthig den Fels hinan; Heinrich IV., Joſeph II. blicken freundlich auf die

Kinder nieder, die, zu ihren Füßen ſpielend, ihre Namen wiederholen. Noch ſprechen ihre Züge laut und vernehmlich zu den Geſchlechtern, die an ihren Fußgeſtellen vorübergehen; aber es kommt der Tag, wo, wenn die Geſchichte ſie auch nicht zwingt, von ihren Roſſen zu ſteigen, ſie in einer fremden Welt, die ſie nicht mehr verſteht, zu hiſtoriſchen Nebelbildern geworden ſind und der Lorbeer um ihre Häupter keine Wurzel mehr hat, weder im Gedächtniß der Völker, noch in ihrem Herzen. So lange aber nicht ein ungeheurer Riß die Jetztzeit von einer unbekannten Zukunft ſcheidet und die Geſchichte wieder zum unbeſchriebenen Blatte wird, ſo lange die Kultur ſich neu gebiert, lebt Schiller als einer jener wenigen Geiſteshelden, der eigentlichen Träger des Adels unſeres Geſchlechts, und der fernſten Nachwelt überliefert ſich ſein geiſtiges Bild in denſelben feſten, großartigen Zügen, in denen das der größten Männer der Vorwelt uns vor der Seele ſteht. So lange Europa das Schwert und die Wage über den Erdkreis hält, müßte das Volk aus einem fremden Planeten am Strande unſerer Erde landen, das es wagte, den tempelſchänderiſchen Strick um ſein Erzbild zu legen, das nicht vor dem großen Namen auf dem Fußgeſtelle die Häupter entblößte und ſeine Schwerter ſenkte. Von dem Tage aber, an dem wir unſer Gelübde vollſtändig löſen, wird es heißen: an ihm hat das deutſche Volk wieder einmal etwas gethan, was ſeines geiſtigen Ruhmes würdig iſt, und bewieſen, daß es nicht verlernt hat, ſich ſelbſt zu achten.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Deutſche Uhrmacherkunſt iſt hinter den Beſtrebungen unſerer weſtlichen Nachbarn auch nicht zurückgeblieben, und wir finden darüber in einer Mittheilung aus Dresden nachſtehende, von dem dortigen Oberinſpektor des mathematiſchen Salons, Lohrmann, dem bekannten Herausgeber der erſten Blätter einer Mondkarte, welche ſo viel verſprach, ausgegangene Notiz. — Vor mehreren Jahren nämlich hatte der berühmte Uhrkünſtler Breguet zu Paris eine von ihm ſogenannte Pendule sympathique verfertigt, die auf der Kunſtausſtellung zu Paris wegen ihres ſinnreichen Mechanismus allgemeines Aufſehen erregte, und deren Leiſtung darin beſtand, daß ſie mit dem Schlage der Mittagsſtunde eine mit geöffnetem Glaſe über ihr, in einem Halbmonde eingeklemmte Taſchenuhr genau einſtellte, vorausgeſetzt, daß deren Abweichung nicht über fünf Minuten + oder — betrug. Der Preis dieſes ſchönen Kunſtwerkes war aber auf die hohe Summe von 15,000 Franks geſtellt. Jetzt hat nun der beim königlichen mathematiſchen Salon zu Dresden als Chronometerverfertiger angeſtellte Fr. Gutkäs, ohne Breguets Idee gekannt zu haben, eine ähnliche „Pendule sympathique“ verfertigt, welche ſo konſtruirt iſt, daß eine, jedoch ausdrücklich für dieſen Zweck gefertigte und eingepaßte, in eine Lyra einzuhängende Taſchenuhr von keiner Seite geöffnet zu werden braucht, und dennoch mit dem Schlage 12 Uhr genau eingeſtellt wird. Dabei iſt das Werk eben ſo fleißig als ſchön gearbeitet und gleichwohl von einem ungleich billigeren Preiſe als Breguets Uhr. Da ſich aber dieſer Preis nicht genauer angegeben findet, ſo nimmt Lohrmann wohl eine Gelegenheit wahr, uns darüber noch weiter aufzuklären, da es an reichen Liebhabern doch nicht fehlen dürfte.

Ich habe Breguets ſogenannte Pendule sympathique noch nicht ſelbſt geſehen, und darf mir daher über deren Mechanik kein Urtheil erlauben; der Name erinnert aber lebhaft an die ebenfalls von Breguet erfundenen ſogenannten ſympathetiſchen Doppelchronometer. Bei dieſen werden nämlich zwei, mit der größten Sorgfalt und genau nach denſelben Grundſätzen, Verhältniſſen und Dimenſionen verfertigte Uhrwerke in demſelben Gehäuſe dergeſtalt neben einander befeſtigt, daß ſich ihre Unruhen, jedoch ohne wirkliche Berührung, ſo nahe als übrigens nur irgend möglich kommen. In dieſem Zuſtande wird zwar der Gang beider Uhren, aller angewendeten Sorgfalt ohngeachtet, anfänglich immer noch nicht vollkommen übereinſtimmen; ja es werden ſich in dieſer erſten Zeit mitunter ziemlich beträchtliche Differenzen zeigen, deren gänzliche Wegräumung auch alle Kräfte bloßer mechaniſcher Uhrmacherkunſt überſteigen dürfte. Allmählich aber fangen die ſolchergeſtalt eng vereinigten beiden Uhren an, einen geheimnißvollen ſympathetiſchen Einfluß auf einander zu üben, dergeſtalt, daß ſie, wie unglaublich es auch klingt, ferner nicht im Mindeſten mehr von einander abweichen, indem die Schwingungen beider Unruhen nunmehr ganz genau mit einander übereintreffen, und beide Zeiger durchaus denſelben Strich zeigen. Am merkwürdigſten dabei iſt, daß die Uhren in dieſer Vereinigung nicht abſolut richtig zu gehen brauchen, ſondern daß vielmehr eine kleine Unrichtigkeit der einen den richtigern Gang der andern ſogar alteriren kann, um nur die ſympathetiſche Haupttendenz des Wechſeleinfluſſes, nämlich die vollkommene Gleichheit des beiderſeitigen Ganges, zu erreichen. An der vollkommenen Zuverläſſigkeit des Reſultats einer ſolchen Uhrenvereinigung darf aber gar nicht gezweifelt werden, da daſſelbe von den Aſtronomen des franzöſiſchen Bureau des longitudes, ſowohl der Merkwürdigkeit, als des zu erwartenden Nutzens wegen,

Digitized by Google

einer langen und äußerſt ſtrengen Prüfung unterworfen und durchaus beſtätigt worden iſt. Auch haben wir ſelbſt, wie ich eben finde, in Nr. 201 des Jahrganges 1830 dieſer Blätter ausführlich darüber berichtet, und verweiſen dahin ſchwerer zu überzeugende und darum nur achtbarere Leſer, welche noch andere Beiſpiele eines ſolchen ſympathetiſchen Wechſeleinfluſſes von Uhren auf einander kennen zu lernen wünſchen. Es wird nun darauf ankommen, welche nähere oder fernere Aehnlichkeit die Idee der obigen pendule sympathique mit dieſem chronomètre sympathique haben dürfte. Ich behalte mir aber dabei ausdrücklich vor, nur eine Andeutung geben zu wollen, da die Konſtruktion ſelbſt freilich weſentlich verſchieden ſeyn muß.

(Der Beſchluß folgt.)

Reiſeblätter von Karl Mayer.

Genügſamkeit.

Wie ſeh' ich Tannenſchöpf' und Wieſen
In welches Indigblau verfließen
Bis zu des Ferngebirges Grenzen!
Wie Waldesteiche weiß erglänzen,
Dorfdächer roth und Stoppeln falb!
Sey farblos, Himmel, meinethalb!
Aus grauer Luft ein ſchön'res Sauſen
Will mich im Tannenwald umdrauſen,
Und ſeines Harzes Würzeſchwall
Dringt ſüßer durch den düſtern Schall.

Der Köhler.

Ein Meiler! Sein Geruch von Ruß
Iſt mir ein trauter Waldesgruß.
Der Köhler lebt in eigner Welt,
Die mir bei allem Ruß gefällt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortſetzung.)

Miſſionsnachrichten aus Siam.

„Es iſt ein großes Verbrechen, ein Thier zu tödten, ſey es auch nur aus Verſehen. Troß dem tödten und verzehren die gemeinen Siameſen die Thiere ſo gut wie andere Nationen. Ich reiste einmal mit einem Mann, der durchaus behauptete, Menſchen und Thiere ſeyen Brüder. Dies hinderte ihn jedoch nicht, ohne Erbarmen den Hühnern, die er unterwegs bekommen konnte, den Kopf abzuſchneiden. Ich machte ihn auf den Widerſpruch zwiſchen ſeinem Handeln und ſeinen Grundſätzen aufmerkſam. „Wenn“ ſagte ich ihm, „Deine Meinung richtig und dieſe Hühner Deine Schweſtern ſind, wie kannſt Du das entſetzliche Verbrechen begehen, Deinen Verwandten den Hals abzuſchneiden und ſie dann aufzueſſen?“ Er wußte mir darauf nichts zu erwidern, tödtete und aß aber ſeine lieben Schweſtern nach wie vor... Sehr ungleich ſind die Siameſen in ihrer Zuneigung oder ihrem Widerwillen gegen gewiſſe Thiere. So z. B. ſind ihnen die Hunde ſehr verhaßt; dies müſſen neuankommende Miſſionarien wohl bedenken, um den Leuten nicht unangenehm aufzufallen. Hingegen lieben ſie ſehr die Katzen, weil ſie die Ratten vertilgen, und dieſe ſind ihnen hauptſächlich deßwegen zuwider, weil ſie die Bücher der Talapoins zernagen. Raben und Geier haben den Rang der Engel, und der Haſe gilt hier für ein ſehr geiſtreiches, verſchmiztes Thier; von ihm werden alle die liſtigen Streiche erzählt, die man in alter und neuer Zeit dem Fuchs beigelegt hat. Die höchſte Verehrung zollen jedoch die Siameſen den weißen Elephanten. Der König muß wenigſtens Einen haben, denn er iſt wie ein Palladium, an dem des Herrſchers Leben und das Gedeihen ſeines Reiches hängt. Stirbt dieſer Elephant, ſo verliert der König alles Verdienſt, das er ſich im Jahr erwirbt, das auf des Elephanten Tod folgt. Darum wird auf die Verpflegung dieſes Thiers große Sorgfalt verwendet. Es heißt Chaupbaga, und dieſer Titel entſpricht dem Rang eines ſpaniſchen Granden erſter Klaſſe und kommt unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt. Wer Chaupbaga bloß bei ſeinem Namen nennt, wird ſtreng beſtraft; er wohnt in einer Art von Palaſt, hat einen zahlreichen Hof, Leibwachen, Offiziere und Kammerdiener. Auf dem Kopf trägt er eine Art Diadem; um ſeine Zähne herum liegen mehrere goldene Ringe, und ſein Eſſen und Trinken wird ihm auf oder in goldenen Geräthſchaften gereicht; man nährt ihn mit Zuckerrohr und köſtlichen Früchten. Geht er in's Bad, ſo begleitet ihn ein zahlreiches Gefolge; einer der Leibwachen ſchlägt nach dem Takt auf ein kupfernes Becken, ein anderer hält einen rothen Sonnenſchirm über ſeinen Kopf, eine Ehre, die nur den Großwürdenträgern geſtattet iſt; ſeine Offiziere dürfen ihn nicht verlaſſen, ohne ſich vorher tief verbeugt zu haben. Iſt er krank, ſo muß ihn ein Leibmedikus behandeln, und die Talapoins machen ihm Viſiten; ſie ſagen Gebete für ſeine Geneſung her, und beſprengen ihn häufig mit ihrem Weihwaſſer. All dieſer Devotion ungeachtet iſt der weiße Elephant gar manchmal übler Laune, und er hätte ſchon oft Talapoins getödtet, wenn ſie ſich nicht immer in kluger Ferne von den Zähnen und dem Rüſſel Seiner Durchlaucht hielten. Der gegenwärtige Chaupbaga iſt ſehr ungelehrig, wie toll ſtieß er immer um ſich, ſo daß ihm Niemand nahe kommen durfte. So ſah man ſich gezwungen, ihm die Zähne zur Hälfte abzuſchneiden. Alle Abend iſt bei Seiner Durchlaucht Konzert, denn Höchſtdieſelben können nur beim Ton der Inſtrumente einſchlafen. Stirbt der weiße Elephant, ſo geräth der König und ſein Hof in die größte Betrübniß, und dem Todten wird ein ſeinem Leben angemeſſenes Begräbniß. Manchmal gibt Chaupbaga öffentliche Audienz und man macht ihm Geſchenke. Nimmt er ſie an, ſo gilt dies als ein untrügliches Zeichen, daß der Geber ein Mann von beſonderem Verdienſt iſt; verſchmäht er ſie aber, ſo iſt der Schenker dem Himmel gewiß nicht angenehm.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. Mai 1835.

— Auf! zu den Waffen, und hinaus!
Verhält ſich's wirklich ſo, wie jener ſpricht,
So iſt kein Fliehen und kein Bleiben nicht.

Shakespeare.
Macbeth.

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Der Allarm.

Eben lagerten wir uns, da kam unſer Franzoſe Toni triumphirend von der Jagd zurück: ſein Schimmel war ganz mit Büffelfleiſch behängt. Nachdem er ſeiner Eitelkeit durch Erzählung ſeiner Großthaten Genüge gethan, erwähnte er auch, er habe friſche Pferdeſpuren bemerkt, welche verſchiedenen Umſtänden nach herumſtreifenden Pawneesindiern zuzuſchreiben ſeyn möchten. Dies verbreitete einige Unruhe; am Morgen hatten ein paar junge Jäger von der Marſchlinie weg zwei Büffel verfolgt; ſie waren noch nicht wieder zurück, und man beſorgte, ſie könnten den Indiern in die Hände gefallen ſeyn. Der Kapitän machte ſich mit ſeiner Büchſe auf, um von der freien Höhe eines benachbarten Hügels das Land zu überſehen. Man ließ die Pferde graſen, hieb Holz, machte Feuer an und rüſtete das Abendeſſen.

Auf einmal entſtand Feuerlärm im Lager. Eines der Feuer hatte das hohe dürre Gras in Brand geſteckt, es ging ein Wind und das ganze Lager konnte in einem Augenblick in hellen Flammen aufgehen. „Seht nach den Pferden!“ ſchrie der eine; „das Gepäcke weg!“ ein anderer; „lauft nach Büchſen und Pulverhörnern!“ ein dritter: Alles war im größten Aufruhr. Die Pferde rannten wild umher, hier flüchtete man eilends Gewehre und Pulver, dort ſchleppte man Sättel und Satteltaſchen weg; an's Löſchen dachte kein Menſch, und Niemand wußte auch, wie dies anfangen. Da machten ſich Beatte und ſeine Kameraden auf indiſche Manier an's Werk: ſie warfen Pferdedecken auf die Ränder des Feuers, traten darauf und ſuchten ſo zu verhindern, daß es im Graſe nicht weiter griff; die Jäger folgten ihrem Beiſpiel, und ſo war in Kurzem die Brunſt glücklich gedämpft. Die Feuer wurden nun vorſichtig an Stellen angezündet, wo man das dürre Gras zuvor weggeſchafft. Toni machte ſich daran, uns von ſeinem Büffelfleiſch ein treffliches Abendeſſen zu bereiten, er verſprach uns eine kräftige Suppe und ein köſtliches Stück Roſtbeef; wir ſollten aber einen zweiten und ernſtlichern Schreck erleben.

Auf dem Hügel oben hörte man ein verworrenes Geſchrei von mehreren Jägern, wovon wir nur die Worte verſtanden: „Die Pferde! die Pferde! thut die Pferde ein!“ Jezt ſchrie Alles durcheinander, Fragen, Antworten kreuzten ſich verworren, daß man gar nicht wußte, was es gab, und Jeder auf ſeine Fauſt Schlüſſe machte. „Der Kapitän hat Büffel aufgejagt,“ rief der eine, „und hat keine Pferde, ſie zu verfolgen.“ Im

Digitized by Google

Augenblick griff ein Trupp Jäger zu den Büchſen und eilte der Spitze des Hügels zu. — „Die Prairie hinter dem Berg ſteht im Feuer,“ ſchrie ein anderer; „ich ſehe den Rauch! Der Kapitän meint, wir ſollen die Pferde über den Bach treiben.“ Allermittelſt kam ein Jäger den Hügel herab in's Lager gelaufen. Er war faſt athemlos und konnte kaum die Worte herausbringen, der Kapitän habe in der Ferne Indier bemerkt.

„Pawnees! Pawnees!“ ſchrie jezt unſere ganz tolle Jugend zuſammen. „Treibt die Pferde in's Lager!“ hieß es hier; „ſattelt die Pferde!“ hieß es dort; „angetreten!“ befahl ein dritter. Der Lärm, die Verwirrung, die jezt in's Lager kam, geht über alle Beſchreibung. Man lief auf das Feld hinaus, die Pferde einzufangen; der eine zerrte ſein Pferd an der Halſter vorwärts, ein anderer ſprengte in bloßem Kopf auf dem nackten Pferde einher, ein dritter trieb ein Pferd, das noch die Feſſeln an den Beinen hatte und unbehülfliche Sprünge machte wie ein Kängurnh.

Die Verwirrung wurde immer toller; vom untern Ende des Lagers kam die Nachricht, in einer benachbarten Schlucht ſtecke eine Bande Pawnees. „Sie haben den alten Ryan durch den Kopf geſchoſſen; dem, der bei ihm war, ſind ſie auf den Ferſen!“ — „Nicht der alte Ryan iſt todt, ſondern einer der Jäger, die nach den Büffeln aus ſind!“ — „Dreihundert Pawnees ſtehen gerade hinter dem Berg!“ erſcholl eine Stimme; „mehr! mehr!“ rief eine andere.

Rings von Hügeln umgeben, konnten wir nicht weit hinausſehen, und ſo blieben wir all dieſen Gerüchten preisgegeben. Man glaubte einen grauſamen Feind in nächſter Nähe und mußte jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig ſeyn. Allermittelſt waren die Pferde in's Lager getrieben, liefen unter den Feuern herum und traten das Gepäcke mit Füßen. Alles eilte, ſich zum Kampf zu rüſten, aber das war keine leichte Sache. Beim Feuerlärm vorhin waren Sättel, Zäume, Büchſen, Pulverhörner und andere Waffenſtücke von ihren Plätzen geriſſen und in der Eile unter die Bäume zuſammengeworfen worden. „Wo iſt mein Sattel?“ hörte man hier einen fragen; „hat Niemand meine Büchſe geſehen?“ rief ein anderer; „wer leiht mir eine Kugel?“ ein dritter, der ſein Gewehr lud; „ich habe meinen Kugelbeutel verloren.“ — „Um Gotteswillen, helft mir das Pferd gürten! es iſt ſo ſtättiſch, ich kann nicht mit ihm fertig werden!“ In der Haſt hatte er den Sattel verkehrt aufgelegt.

Manche ſchwadronirten und machten große Worte, andere ſprachen nichts, rüſteten aber beſonnen ihre Pferde und Waffen, und leztere flößten mir am meiſten Vertrauen ein. Auf nicht wenige wirkte der Gedanke, mit Indiern handgemein zu werden, ſichtbar erhebend und begeiſternd. Unſer Diener Beatte brachte ſeine Pferde hinten in's Lager, lehnte ſeine Büchſe an einen Baum und ſezte ſich dann ſchweigend an's Feuer. Der kleine Toni dagegen, der ſich emſig mit Kochen beſchäftigte, unterbrach ſein Geſchäft jeden Augenblick, um den Fanfaron zu ſpielen; er ſang, er fluchte und war ganz ungewöhnlich luſtig, was mich gar ſehr argwohnen ließ, bei dieſer Beweglichkeit möchte ein klein wenig Angſt im Spiele ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

Den Schluß unſers diesmaligen Berichtes machen wir, wie gewöhnlich, wieder mit einigen meteorologiſchen Bemerkungen. Die Hauptſorge des Landmanns beim Scheiden des diesmaligen Winters beſtand in der viel zu unbedeutenden Feuchtigkeit, welche uns derſelbe gebracht hat, und welche ſich in gar keinem Verhältniſſe mit der außerordentlichen Trockenheit des vorigen Sommers findet. Welch eine ungeheure Menge von Waſſer iſt während der langen Dauer jener Dürre durch Verdunſtung in die Atmoſphäre empor geſtiegen! wie niedrig iſt noch jezt der Stand aller Seen und Ströme, wie ſehr iſt das Erdreich ausgedörrt! — Es war die allergrößte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß der Winter viel Schnee oder Regen bringen müſſe, um den Ausgleichungsprozeß zwiſchen der Ueberſchwängerung der Luft durch aufgeſogene Feuchtigkeit und der durſtigen Erde zu bewirken. Gleichwohl iſt Nichts davon erfolgt, und man lernt aus dieſem Beiſpiele wieder die außerordentliche Kraft der Atmoſphäre in Aufnahme und langer Bergung der Feuchtigkeit kennen. Ich bin dadurch neuerdings auf Betrachtung der jezt am meiſten verbreiteten Theorie des Regens geführt worden, welche denſelben bekanntlich lediglich durch Abkühlung der Luft und ſomit bewirkte Reduktion des in ihr enthaltenen Waſſerdampfes entſtehen läßt, und den Behauptungen dee ältern Phyſiker, namentlich de Lücs und Lichtenbergs, wornach das Waſſer bei der Verdampfung in ſeine Gasarten zerſezt werden, und in dieſem Zuſtande hygroſkopiſch nicht ferner wahrnehmbar ſeyn ſoll, keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenkt. Mir ſcheint es vielmehr, nach den Erfahrungen des merkwürdigen Jahrs 18$^{34}/_{35}$, als wenn die Wahrheit bei dieſer Kontroverſe der meiſt beſonneneren ältern und der oft ſehr arroganten neueſten Phyſik wie gewöhnlich in der Mitte liege. Die

Digitized by Google

nächſte Thätigkeit der Atmoſphäre bei dem Verdunſtungsprozeſſe der Feuchtigkeiten beſteht allerdings wahrſcheinlich in bloßer Aufnahme des dadurch entſtehenden Waſſerdampfes; wenn lezterer aber länger in der Luft verweilt und die Umſtände, welche den normalen Niederſchlag bewirken ſollten, nicht bald genug eintreten, ſo daß bei fortdauernden Verdunſtungen eine Feuchtigkeitsüberſchwängerung eintritt, ſo ſcheint es mir nicht ganz unzuläſſig, der Atmoſphäre eine weitere Einwirkung auf den Waſſerdampf durch ſeine chemiſche Zerſetzung in Waſſer- und Sauerſtoffgas beizumeſſen und darin eine ihrer Lebensäußerungen zu ſuchen. Die Wiederherſtellung des Waſſers aus jenen ſeinen Elementen erfolgt ſodann durch elektriſche Prozeſſe. Als einen allgemeinen Beweis dafür habe ich immer den wohl ziemlich allgemein bekannten Umſtand betrachtet, daß bei Gewittern unmittelbar nach einer Exploſion der Regen immer gewaltiger herabſtürzt, gleichſam als ſey er durch jene bedingt. Im verwichenen Sommer nun war bei der unerhört langen Dürre eine ſolche Ueberſättigung der Atmoſphäre mit Waſſerdampf gewiß erfolgt; und da es zu Niederſchlägen nicht kam, und ſelbſt ſchon ſich bildende Gewitter immer augenblicklich durch ſogleich entſtehende Stürme wieder zerſtört wurden, welche überhaupt während dieſer ganzen Zeit eine vorherrſchende Rolle geſpielt haben, ſo hat die Atmoſphäre die angegebene chemiſche Einwirkung auf den in ihr enthaltenen Waſſerdampf ganz unzweifelhaft ausüben müſſen. Die Elemente der Waſſerbildung ſind alſo in ihr enthalten, und die Feuchtigkeit des nahenden Sommers würde demnach davon abhängen, ob während deſſelben wieder Winde, oder aber Gewitter vorherrſchend ſeyn werden. Ich wage es nicht, über dieſe Frage zu entſcheiden: der Meteorolog legt meiſtens den kleinen Maßſtab menſchlicher Hoffnungen oder Befürchtungen an die unermeßlichen Operationen der Natur. Am Ende kömmt es immer zu einer Ausgleichung, das Beſtehen der poſtdiluvianiſchen Welt nun ſchon ſeit mehreren Jahrtauſenden zeugt dafür; wie lange es aber die Natur aushalten kann, ehe ſie jenen Ausgleichungsprozeß der Dürre durch Feuchtigkeit, der Wärme durch Kälte u. ſ. w. eintreten läßt, iſt durch unſere phyſikaliſchen Theorien noch nicht entſchieden worden. Hier muß Alles mittelſt der Erfahrung beſtimmt werden; und wenn wir vielleicht durch fortgeſezten meteorologiſchen Fleiß einmal einen tauſendjährigen Kalender ſtatt des jezt ſo oft citirten hundertjährigen beſitzen, ſo wird es ſicherer um unſere Witterungsvorherſagungen ausſehen. Mit der Andeutung dieſer Idee eines tauſendjährigen Kalenders verlaſſe ich für diesmal die Leſer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Philippsfeſt.

Geſtern wurde das Namensfeſt des Königs gefeiert. Es könnte ſchwerlich zu einer paſſendern Jahreszeit, als zu Anfang des ſchönen Maimonats gleichſam als ein Frühlingsfeſt gefeiert werden; diesmal trat es jedoch ganz zur Unzeit, mitten unter dem Getümmel der Vorbereitungen zu dem berüchtigten Kriminalprozeſſe, dem ſogenannten Procès-monstre, ein. Ein Volksfeſt konnte es daher auch nur in ſo weit heißen, als dem Volke in den Champs élysées und an andern öffentlichen Orten in Paris die gewöhnlichen Luſtbarkeiten geboten wurden, welche ihm Republik, Kaiſer- und Königthum zu bieten pflegten, mit Ausnahme des ehemaligen, ſeit mehreren Jahren mit Recht abgeſchafften Balgens um Lebensmittel, die dem Volke hingeworfen wurden. Gegen ſo verächtliche Behandlung deſſelben haben ſich die Tagesblätter ſo häufig und ſo dringend erhoben, daß die Regierung ſich zulezt geſchämt und das Umſichwerfen mit Lebensmitteln in ein ſtilles Vertheilen derſelben verwandelt hat. Abends gibt es in dem Tuileriengarten ſtarke Orcheſtermuſik, welche ſeit 1830 nicht unterlaſſen kann, auch die Marſeillaiſe zu ſpielen, dann ein Feuerwerk, und hiemit iſt der Tag geſchloſſen. Die Hauptſache aber, freilich nicht für's Volk, ſind die Aufwartungen und Reden ſämmtlicher Behörden und der gelehrten Geſellſchaften im Tuilerienſchloſſe. Begeben wir uns alſo auf einen Augenblick dahin; denn es iſt hier Manches zu ſchauen und zu bemerken. Bekanntlich iſt das Tuilerienſchloß ein langes Gebäude, das nur an den beiden Enden bewohnbar iſt; denn der ganze mittlere Theil beſteht aus langen Sälen zum Empfange, welche man anderswo Galaſäle nennen würde, und die unter der jezigen Regierung bei den vielen und ſtark beſuchten Feſten häufig gebraucht werden, und ſo groß ſie auch ſind, doch manchmal voll werden. Die große Treppe liegt unter dem Haupteingange, in der Mitte des ſogenannten Pavillon de l'horloge (weil die Schloßuhr mitten vor dieſem Pavillon befindlich iſt), aber die alte, breite Auffahrtstreppe, die ſonſt an Galatagen, oder eigentlich bei allen Vorſtellungen bei Hofe gebraucht wurde, dient jezt nicht mehr; Ludwig Philipp hat eine neue zur Seite anlegen laſſen, die zwar nicht ſo breit und ſtattlich iſt, als die vorige, aber dagegen auch nicht mitten in's große Gemach, ſondern ganz an's Ende der langen Galerie zur Rechten führt. Dieſe an den Wänden prächtig verzierte, aber doch ſonſt keine Koſtbarkeiten enthaltende Galerie führt zu dem großen, hohen Saale in der Mitte des Schloſſes; man nennt ihn Salle des maréchaux, weil hier an zwei Seitenwänden die Porträts der lebenden Marſchälle des Königreichs angebracht ſind. Stirbt einer derſelben, ſo wird ſein Porträt in die Sammlung der Marſchallsbilder im Invalidenhotel gebracht. So iſt jezt gerade eine Stelle leer, die nämlich des unlängſt verſtorbenen Marſchalls Jourdan. Eine auf Säulen geſtüzte, oben angebrachte Rundgalerie, ſchöne Lüſtres und andere Verzierungen geben dieſem Hauptſaale ein erhabenes Anſehen. Von hier gelangt man dann zur Linken in einen langen Saal, der dem vorigen zur Rechten des Salle des maréchaux ähnlich iſt, und wie alle langen Säle eine Galerie heißt. Hier ſind mehrere Büſten aus dem Alterthum und dem Mittelalter, mit koſtbaren Steinen eingelegte Tiſche, Vaſen, Tafeluhren u. dgl. zur Zierde aufgeſtellt. Schildwachen und wachehabende Offiziere finden ſich im Innern des Schloſſes gar nicht vor, eben ſo

wenig Hofbeamte; nur in den erſten Sälen erblickt man eine Menge Lakayen in Hofliorey. In jener Galerie zur Linken des Pavillon de l'horloge, oder was daſſelbe iſt, zur Linken des Mittelſaales verſammeln ſich am Neujahrs- und am Namensfeſte des Königs die Behörden, jedoch ohne allen Zwang, ohne alle Etikette. Geſtern ſah es daſelbſt ſehr bunt aus. Hier erblickte man die Pairs in elegantem Koſtüm, dort die Deputirten mit oder ohne Koſtüm, die richterlichen Beamten mit ihren altfränkiſchen Schleppkleidern, die Univerſitätsbeamten, welche ein ähnliches Koſtüm haben, der Präfekt des Seinedepartements langte mit den Maires und Adjoins der zwölf Arrondiſſements von Paris und mit den neuerwählten Mitgliedern des Munizipalrathes an; auch dieſe haben eine beſondere Tracht, blau mit einer hochrothen Stickerei, die ſich hübſch ausnimmt, wogegen das Nationalinſtitut ſchwarz mit hellgrüner Stickerei trägt. Neben all dieſen goldenen und ſeidenen Stickereien nahm ſich die Tracht der Maires der um Paris liegenden Dörfer und der, wahrſcheinlich zu den Gemeinderäthen gehörenden Bauern in ihren grobtuchenen Wämſern ſonderbar aus. Von katholiſchen Geiſtlichen waren wenige zu ſchauen; noch immer ſchmollt der Erzbiſchof mit dem neuen Hofe, wahrſcheinlich hofft er, ſich damit ein Verdienſt zu erwerben, falls jemals der alte Hof wieder zum Vorſchein kommen ſollte, worauf die Partei, wozu ſich Herr de Quelen bekennt, noch immer harrt. Dagegen ſah man ein ziemlich zahlreiches Konſiſtorium von proteſtantiſchen Geiſtlichen und Kirchenvorſtehern, ſo wie den Großrabbiner, der der Vater des berüchtigten Deutz ſeyn ſoll; bunt darunter miſchten ſich die auf allerlei Weiſe gekleideten Mitglieder der gelehrten Geſellſchaften und verſchiedener Korporationen, als Notarien, Wechſelagenten u. a. Einen Adel als beſondern Stand kennt man in Frankreich bekanntlich weder bei Hofe, noch anderswo mehr, mithin war auch bei der Aufwartung am Namensfeſte davon nichts zu ſehen und zu hören. Die Militärs ſollten ſpäter vorgelaſſen werden, daher ſah man auch nicht viele; nur der Generalſtab fing an, ſich zu verſammeln. Manche Bürger, welche Offiziere der Nationalgarde waren, trugen ihre Uniform bei den Deputationen; die ſämmtlichen Offiziere der Nationalgarde ſollten ſpäter vorgelaſſen werden, und verſammelten ſich beſonders in der Gemäldegalerie vom Louvre. Um zwölf Uhr näherten ſich die Gratulanten dem Thronſaale, in welchem der König die Behörden und Deputationen zu empfangen pflegt; hier ſtand bloß ein Huiſſier oder irgend ein Ceremonienmeiſter, obſchon keine Ceremonien mehr gemacht werden, und ließ die Behörden eine nach der andern vor; dieſe gingen hernach durch eine andere Thüre und eine andere Treppe aus den Tuilerien heraus, ſo daß nicht die geringſte Unordnung entſtehen konnte. Der König hatte über dreißig Reden anzuhören und zu beantworten. Ehemals, unter dem Kaiſerthum, und, wenn ich mich recht beſinne, auch unter den ältern Bourbonen empfing der Monarch an ſolchen feierlichen Tagen die Behörden auf dem Throne ſitzend und umgeben von den oberſten Beamten im Staate. Ludwig Philipp macht es nicht ſo; er ſteht dem Throne gegenüber, ungefähr mitten im Saale, in der Uniform der Nationalgarde, mit dem großen rothen Bande der Ehrenlegion und mit dem Hute unter dem Arme; hinter ihm ſtehen ſeine Adjudanten, zur Seite, doch etwas hinter ihm, ſeine geſammte Familie, nämlich die Königin, Adelaide, die Schweſter des Königs, ſeine Söhne und Töchter, lauter ſchlank gewachſene und ſchön gebildete Kinder, die wahrlich weit lieblicher anzuſchauen ſind, als die alten Hofbeamten, mit denen der König ſonſt umringt war, und die jezt Gottlob! nichts mehr bei ſolchen Feierlichkeiten zu thun haben. Für die Damen aber muß es eine langweilige Sache ſeyn, dreißig Reden anzuhören und dabei immer zu ſtehen. Hier bedarf die Etikette noch einer Reform; denn wer kann ſo etwas von zarten Frauenzimmern verlangen? Das Anſehen des Königs würde ja dadurch, daß die Damen ſäßen, nicht geſchmälert werden. Bei dem König iſt es etwas anderes; ihm gelten alle die Glückwünſche, es iſt in der Ordnung, daß er ſie ſtehend empfange; im höherm Alter wird er ſich aber wahrſcheinlich ebenfalls nach einem Seſſel umſehen, und ich denke, es wird Niemand etwas dagegen haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Chambery, April.

(Beſchluß.)

Miſſionsnachrichten aus Siam.

„Wer ſo glücklich iſt, einen weißen Elephanten zu fangen, iſt für ſich und ſeine Nachkommenſchaft frei von allen Dienſten und Abgaben. Die Urſache der Verehrung dieſes Thiers wird nicht gleich angegeben, denn einige Siameſen behaupten, die alten Könige von Siam haben ſich für Söhne eines weißen Elephanten gehalten, Andere verſichern, die Seele eines verſtorbenen Königs ſey in ein ſolches Thier übergegangen. Faſt gleiche Verehrung und gleiche Privilegien werden dem weißen Affen zu Theil; er iſt auch Grande und genießt großes Anſehen bei Hof, auch er hat Offiziere zu ſeinem Dienſt, aber vor ihm hat doch der weiße Elephant den Rang. Die Siameſen ſagen, der Affe ſey ein Menſch, freilich häßlich und ungeſtalt, aber doch ein Menſch und unſer Bruder. Wenn er nicht ſpricht, ſo geſchieht dies bloß aus Klugheit; denn er fürchtet, der König würde ihn ſonſt in ſeinem Dienſt arbeiten laſſen und ihm nichts dafür geben. Es ſcheint, er habe ehemals geſprochen; denn vor undenklichen Zeiten wurde er als Generaliſſimus gegen ein Heer von Rieſen geſchickt. Mit einem Fußtritt ſpaltete er einen Berg in zwei Theile und beendigte dieſen Krieg ruhmvoll... Die Siameſen haben überhaupt mehr Reſpekt vor den weißen Thieren, als vor den farbigen. Wenn ein Talapoin einem weißen Haſen begegnet, ſo grüßt er ihn, da er dies doch keinem Fürſten thut... Kein Siameſe darf auch ein Ey zerbrechen, abermals bei Strafe der Verdammung. Wenn ſie Eyer eſſen wollen, ſo müſſen ſie ſie von Andern zerbrechen laſſen; die Malaien und Chineſen erweiſen ihnen gewöhnlich dieſen Dienſt. Auch die Bäume und Pflanzen haben, wie ſie ſagen, Seelen, ein Umſtand, der die armen Leute in die grauſame Alternative verſezt, entweder Hungers zu ſterben, oder verdammt zu werden. Beſonders werth iſt ihnen der Pappelbaum, und ſie pflanzen ihn vor die Pagoden. Am geachtetſten ſind die, welche von Ceylon kommen. Wenn ein Talapoin einen Baum fällen will, ſo läßt er einen ſeiner Schüler die erſten Axthiebe thun, d. h. ihn tödten; denn wenn er einmal todt iſt, hauen die Talapoins tüchtig darauf los. Dieſe Verehrung für Thiere und Pflanzen macht die ſiameſiſchen Namen erklärlich, die von ihnen hergenommen werden; denn im Siameſiſchen heißt der Eine Hund, der Andere Katze, es gibt jezt einen Fürſten Elephant, einen Prinzen Tiger, einen vornehmen Herrn Granatenbaum; wir haben eine Fürſtin Pferdefuß.“ So weit diesmal unſer Miſſionär in Siam.

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Mai 1835.

> Sey's denn! wie ſehr auch die Erinn'rung mir
> Die Seele ſchaudernd mag empören.
>
> Schiller.
> Nach Virgil.

Die irische Wittwe.

Ich leſe wenig jezt in Zeitungsblättern,
Und will mich gern, daß ich es laſſe, ſchämen.
Zuweilen nur, um das Trompetenſchmettern
Von den Geſchwadern Mina's zu vernehmen;
Um am Piräus Ludwigs Sohn zu ſchauen,
Wie er ihn füllt auf's Neue mit Triremen;
Um ſtill erfreut zu ſegnen Deutſchlands Frauen,
Die da ihr Scherflein bringen allerorten,
Daß ihrem Sänger man ein Mal kann bauen;
Um mit dem Herold an des Kloſters Pforten
Für Kaiſer Franzen Einlaß zu begehren,
Gerührt zu lauſchen ſeinen lezten Worten,
Und die Gebete ſeines Volks zu hören;
Um — an dem Tag, wo Er und zwei Genoſſen
Paris ſich öffnen ſahen ihren Heeren —
Zum Rhein zu gehn, zum Platz, wo man erſchoſſen
Eilf Männer Schills; — ein ehern Monument
Wird heut' enthüllt dort, wo ihr Blut gefloſſen —
Um Das und Andres, was ihr jezt ſchon kennt,
Aus minder Tröſtlichem herauszufiſchen,
Nehm' ich zuweilen, was man Zeitung nennt.
So ſaß ich auch, zwei Monden ſind es, zwiſchen
Kaufherrn und Schiffern auf dem Kaffeehauſe,
Und blätterte, das Herz mir zu erfriſchen.
Um mich herum war Summen und Gebrauſe,
Und laut Geruf; — ſo grade leſ' ich gerne!
Vier Sprachen hör' ich nicht auf meiner Klauſe.
Welſch, Däniſch, Engliſch — das erſt bringt die Ferne,
Von der ich leſe, meinem Geiſte nah. —
So denn am Herd, vertrauend meinem Sterne,
Land im Papiermeer ſuchend, ſaß ich da.
Rings auf den Tiſchen klapperten die Steine
Des Domino; — „à Point!“ und drauf: „Point à!“
Begann der Zähler drüben ſein Gegreine. —
Nichts! — Umgeſchlagen! — Ha, was iſt das? — Gott!
Es läuft mir kalt durch Adern und Gebeine.
Täuſcht mich ein Traum? bin ich des Schreibers Spott?
Nein, es iſt wahr! es hat ſich zugetragen!
Acht Tage ſind es kaum! ich hör' den Trott
Der Reiter noch, die nach der Hütte jagen!
Hört: — weil ein iriſch Weib, in Wittwennöthen,
Den Zehenten nicht zeitig abgetragen,
Ließ ihr den einz'gen Sohn ein Prieſter — tödten!
Fünf Pfund! — ein Prieſter! — einer Wittwe Sohn!
Die Lippe bebt mir, aber nicht zu beten,
Und die von ſelbſt geballten Fäuſte drohn.
Ohnmächtig Zürnen! — nennt es nicht ſo! — ward
Das Wort mir nicht, zu züchtigen den Frohn?

Digitized by Google

Dies Blatt iſt einzig für die Gegenwart,
Den Augenblick, fort weht es mit der Stunde;
Doch um den Dichtee beängen ſich geſchaart
Die Enkel noch, was er mit ſeinem Munde
Gedeandmarkt, dleidt es; mächtig bringt das Lied
In Ohr und Herzen, ſoegend, daß die Kunde
Nicht untergeht. — Von Zornesloh' durchglüht,
Wollt' ich das Biid mit ſeinen kleinſten Zügen —
Da liegt der Sohn! ſtarr, blutig jedes Glied!
Der knie'nden Mutter greiſe Haare fliegen! —
Euch augenblicklich vor die Seele ſtellen,
Treu, Strich für Strich, und keiner ſollte lügen.
Es war ſo leicht! es war Gedicht! — doch Schellen
Des Reims zu hängen an dies Wittwenkleid —
Ich mocht' es nicht! So meines Zornes Wellen
Dämmt' ich zurück in meine Bruſt bis heut',
Und habe nicht im Liede ſie ergoſſen. —
Jezt denk' ich wieder an das Herzeleid
Der Zitteenden, der man den Sohn erſchoſſen.
Zwei Monden ſind es — kurze Zeit fürwahr!
Und doch, in mir wie dämmernd, wie zerfloſſen
Das düſtre Bild, wie farblos ganz und gar! —
Ich fragte haſtig nach dem alten Blatte:
Verflattert war es längſt, und Keiner war,
Der da bewahrt in ſeinem Herzen hatte
Die Schandthat des Entweihers ſeiner Weihen.
Da fuhr ich auf, warf zürnend auf die Latte
Den Zeitungsſtoß; faſt wollt' es mich gereuen,
Daß ich geſchwiegen, da noch friſch im Ohr
Mir klang dee Mutter heezzerreißend Schreien.
Es iſt geſchehn! doch red' ich jezt; — verloe
Sich in mir auch des erſten Eindrucks Friſche,
Doch führ' ich das Entſetzliche euch vor,
Auf daß nicht ganz die Zeit ſein Bild verwiſche.
Wer wehrt es mir, daß Schatten ich beſchwöre?
Wohl red' ich nicht, wie am Geſchwornentiſche
Die Wittwe ſprach, berufen zum Verhöre;
Mit beſſern Worten ſprach ſie, und mit ſchlichtern.
Doch — vor der Hütte blitzen die Gewehre!

(Der Beſchluß folgt.)

Die Prairien.

(Fortſezung.)

Etwa ein Duzend Jäger machten ſich, nachdem ſie raſch ihre Pferde geſattelt, auf, der Gegend zu, wo die Pawnees unſere Jäger ſollten angegriffen haben. Es ward nun beſchloſſen, falls unſer Lager angegelffen werden ſollte, die Pferde hinten in den Bach zu bringen, wo ſie außerhalb des Bereichs von Pfeilen oder Kugeln waren, und uns ſelbſt dieſſeits des Ufees des Baches aufzuſtellen. Im Dickicht und hinter den Bäumen, die ihn einſäumten, konnten wir uns gehörig gegen die Geſchoſſe der Feinde decken. Die Pawnees hüten ſich überdies, einen auf dieſe Weiſe gedeckten Feind anzugeeifen; ihr eigentliches Schlachtfeld iſt die offene Praieie, wo ſie auf iheen flüchtigen Roſſen gleich Geieen über ihee Feinde heefallen, oder ſie umſchwärmen und ihre Pfeile auf ſie abſchießen können. Troz dem konnte ich mir nicht verbergen, daß, war wirklich ein ſo ſtarker Haufen dieſer gut berittenen, kriegeriſchen Wilden in der Nähe, und wueden wir von ihnen angegriffen, die Unerfahrenheit unſerer neu gewordenen Mannſchaft, ihr Mangel an Kriegszucht und ſelbſt der Muth mancher jüngern unter ihnen, deren Sinn auf Abenteuer und Keiegsthaten ſtand, uns keiner geringen Gefahr ausſezten.

Alleemittelſt langte der Kapitän im Lager an, und Alles drängte ſich neugierig um ihn her. Er erzählte, er ſey auf ſeinem Streifzuge ziemlich weit gekommen, und habe langſam, längs des Graths einer kahlen Anhöhe ſeinen Rückweg in's Lager eingeſchlagen, da ſey ihm oben auf einem Hügel gegenüber etwas aufgefallen, das ausgeſehen wie ein Menſch. Er blieb ſtehen und ſah ſcharf hinüber; das Ding ſtand aber ſo regungslos, daß er es am Ende füe einen Buſch oder den Wipfel eines Baums an der andern Seite der Anhöhe hielt. Ee ging weiter, da rückte es gleichfalls in deeſelben Richtung fort. Jezt ward auch eine andere Geſtalt daneben ſichtbar, wie wenn einer bisher am Böden gelegen oder eben über die Anhöhe herübergekommen wäee. Der Kapitän hielt an und ſah hinübee; ſie blieben gleichfalls ſtehen. Er legte ſich in das Geas, da gingen ſie weiter; als er ſich wieder erhob, blieben ſie wieder ſtehen, als beobachteten ſie ihn. Er wußte, daß die Indier ihre Lauerpoſten auf dieſe Weiſe auf kahlen Anhöhen aufſtellen, wo man eine weite Ausſicht beherrſcht, und die verdächtigen Bewegungen der Leute mußten ihn vollends ſtutzig machen. Er ſteckte ſeine Mütze auf die Büchſe und ſchwenkte ſie in der Luft; ſie achteten nicht auf das Signal. Er ſchritt nun zu und betrat ein Gehölz, das ihn jenen aus dem Geſicht brachte. Als er nach einer Weile wieder freie Ausſicht bekam, ſah er die beiden Leute raſch vorwärts eilen. Da die Anhöhe, auf der ſie gingen, in einem Bogen auf diejenige zulief, wo er ſelbſt ſich befand, ſo war es, als ob ſie ihm den Rückzug in's Lager abſchneiden wollten. Er muthmaßte jezt, ſie könnten zu einem ſtaeken Haufen Indier gehören, die entweder im Hinterhalt lägen oder im Thal jenſeits der Anhöhe dahinzögen; er eilte daher, nach Hauſe zu kommen, und da er auf einer Höhe zwiſchen ſich und dem Lager ein paar Jäger gewahete, rief er ihnen zu,

ſie ſollen die Pferde in's Lager treiben laſſen, weil nach dieſen die Indier zu allererſt zu greifen pflegen.

So war der Lärm entſtanden, der das ganze Lager in Aufruhr gebracht. Man zweifelte nicht daran, daß die Männer auf dem Hügel Vorpoſten der Bande von Pawnees geweſen, die unſere Jäger niedergeworfen. Von Zeit zu Zeit hörte man in der Entfernung Schüſſe fallen; man dachte nicht anders, als ſie rühren von dem Detachement her, das fortgeeilt, die Kameraden zu befreien. Noch mehrere Jäger, die jezt mit ihrer Rüſtung fertig waren, ſprengten in der Richtung des Feuers davon; andere ſahen ängſtlich und verlegen aus. Einer meinte: „Sind ihrer ſo viele, als man ſagt, und ſo gut beritten, wie ſie immer ſind, ſo wird es uns auf unſern müden Roſſen ſchlecht ergehen.“ — „Ei,“ erwiderte der Kapitän, „unſer Lager iſt feſt, wir können ſchon eine Belagerung aushalten.“ — „Ja doch, aber bei Nacht ſtecken ſie die Prairie in Brand und brennen uns aus unſerem Lager heraus.“ — „Dann zünden wir Gegenfeuer an.“

Jezt ward gemeldet, ein Reiter komme auf das Lager zu. „Es iſt einer von den Jägern!“ — „Es iſt Clemens!“ — „Er bringt Büffelfleiſch!“ ſo hieß es durcheinander, während der Reiter näher kam. Und es war wirklich einer der Jäger, die am Morgen den Büffeln nachgeſezt hatten und ſeitdem vermißt wurden. Er kam in's Lager, ſein Pferd rings behängt mit Jagdbeute, hinter ihm her ſeine Kameraden, alle friſch und geſund, und gleichfalls tüchtig beladen. Sie erzählten nun, wie lange ſie hinter zwei Büffeln her geweſen, und wie viele Schüſſe es ſie gekoſtet, bis ſie einen erlegt. — „Gut, aber die Pawnees — wo ſind die Pawnees?“ — „Was für Pawnees?“ — „Die euch angefallen!“ — „Uns hat kein Menſch angefallen.“ — „Ihr habt aber doch Indier geſehen unterwegs?“ — „Ja, ja, zwei von uns ſtiegen auf eine Anhöhe, um nach dem Lager auszuſchauen, und ſahen auf einer Höhe gegenüber einen Kerl, der närriſche Fratzen machte; allem nach war das ein Indier.“ — „Warum nicht gar! das war ich!“ rief der Kapitän, und jezt kam Alles an den Tag: der ganze Lärm rührte vom beiderſeitigen Irrthum des Kapitäns und der Jäger. Die Geſchichte von den dreihundert Pawnees und ihrem Angriff auf unſere Jäger erwies ſich als eine muthwillige Lüge.

Da es jezt lediglich keinen Anſchein hatte, als ob es zum Gefechte kommen ſollte, ſo dachte Jedermann an's Eſſen; Toni trug uns die verſprochene Büffelſuppe nebſt Braten auf; die Suppe war aber furchtbar gepfeffert, und der Ochs, der den Braten hergegeben, mußte ein Patriarch der Prairie geweſen ſeyn. Nach den Strapatzen und der Aufregung den Tag über war das Lager bald in tiefen Schlaf geſunken, mit Ausnahme der Poſten, die wachſamer waren, als gewöhnlich; denn man hatte denn doch kürzlich Spuren von Pawnees bemerkt, und befand ſich mitten in ihrem Jagdgebiete. Nach zehn Uhr wurden wir durch einen neuen Allarm aus dem Schlaf aufgeſchreckt. Eine Schildwache hatte ihr Gewehr losgeſchoſſen und kam in's Lager gerannt, mit dem lauten Geſchrei, es ſeyen Indier um den Weg. Im Nu war Alles auf den Beinen; der Eine griff nach der Büchſe, der Andere machte ſich auf, ſein Pferd zu ſatteln; Viele eilten zu des Kapitäns Quartier, wurden aber zu ihren Feuern zurückgewieſen. Man befragte die Schildwache: der Mann verſicherte, er habe einen Indier auf allen Vieren auf ſich zu kriechen ſehen, daher er Feuer auf ihn gegeben und in's Lager gelaufen. Der Kapitän meinte, der vermeintliche Indier werde ein Wolf geweſen ſeyn; er gab dem Manne einen Verweis, weil er ſeinen Poſten verlaſſen, und ſchickte ihn wieder hinaus. Manche ſchienen indeſſen gar ſehr geneigt, dem Bericht der Wache Glauben zu ſchenken; die Vorfälle den Tag über hatten ſie für die Furcht vor lauernden Feinden und plötzlichem Ueberfall in finſterer Nacht empfänglich gemacht; lange noch ſaßen ſie um ihre Feuer, die Büchſe in der Hand, leiſe mit einander wiſpernd und ſcheue Blicke umherwerfend. Es fiel indeſſen nichts weiter vor; allgemach erſtarben die Stimmen, die Plauderer nickten, ſchlummerten, entſchliefen, und nach und nach ſank Schlaf und Stille wiederum auf das ganze Lager herab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Der König als Redner. Das Verſailler Muſeum.

Bei dem diesjährigen Namensfeſte des Königs konnte ſich Jedermann wieder von der außerordentlichen Geläufigkeit deſſelben im Stegreifreden überzeugen, eine beſondere pſychologiſche Erſcheinung. Sobald der Vorſtand einer Behörde oder einer Deputation vortritt und ſeine Anrede abliest oder herſagt, neigt ſich der König zu ihm hin und horcht aufmerkſam auf jedes Wort, wobei ſich ſeine ganz beſonders reizbaren Geſichtsmuskeln oft zum Lächeln verziehen; wahrſcheinlich rührt jede Bewegung dieſer Muskeln von einem beſondern Eindrucke her, den ſeine Seele von den Worten des Redenden empfängt. Kaum iſt nun das lezte Wort der Rede vernommen, ſo ſtrömt die Antwort des Königs wie ein Fluß daher, und dieſe Antwort bezieht ſich immer auf eine oder mehrere Stellen der eben vernommenen Rede. Kommt in der Antwort keine beſondere Beziehung auf die Anrede vor, ſo kann man kühn daraus ſchließen, daß der König ſie abſichtlich vermieden hat, und ſeine Urſachen hatte, ſie mit Stillſchweigen zu übergehen. Zuweilen nimmt er in

Digitized by Google

der Antwort ein Wort zurück und ändert daſſelbe, aber ohne Unterbrechung, und das Ganze iſt wie aus Einem Guſſe. Nach meiner ſcharf angeſtellten Beobachtung ſtelle ich mir vor, daß die Antwort in dem Maße fertig wird, wie die Rede vorrückt; denn ſie fährt ſo ſchnell heraus, daß ſie unmöglich erſt nach angehörter Rede gemacht ſeyn kann. Dabei ſieht er äußerſt freundlich aus, und bückt ſich ſehr höflich, ich möchte faſt ſagen, ſehr beſcheiden gegen die Behörde oder die Deputation. Es gibt manche Redner in Frankreich, die ſehr ſchön aus dem Stegreife reden; aber ich glaube nicht, daß es einen gibt mit dem Talente, eine feierliche Rede, oder vielmehr dreißig Amtsreden mit ſolch unglaublicher Schnelligkeit zu beantworten. Dies iſt eine beſondere, wahrſcheinlich ihm angeborne Fähigkeit; denn daß ſie ſich durch Uebung, ſey es auch eine vieljährige, erwerben laſſe, iſt nicht wahrſcheinlich. Ludwig Philipp hat ſie ſogleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung, ohne vorhergegangene Uebung, an den Tag gelegt. Uebrigens will ich ſie keineswegs als eine hohe und beſonders nützliche Gabe rühmen, ſondern nur als auf eine Eigenheit aufmerkſam darauf machen. Natürlich beweiſen die vielen Amtsreden durchaus nichts. Die dreißig Reden und Lobſprüche verhinderten daher auch das Volk gar nicht, das Feſt bei dem ſchönen Wetter ruhig und ohne lebhafte Aeußerung von Anhänglichkeit zu genießen oder ſtill vorübergehen zu laſſen. An dieſem Namensfeſte ſollte das viel beſprochene hiſtoriſche Muſeum, deſſen Einrichtung Ludwig Philipp mit ganzer Seele betreibe, eröffnet werden; auch ſpielten einige Amtsreden wieder darauf an; es war aber nicht möglich, und die Eröffnung iſt auf die Feier der drei Julitage aufgeſchoben; aber vielleicht wird es auch dann noch nicht vollſtändig eingerichtet ſeyn. Der Plan ſcheint ſich in den Gedanken des Königs allmählich erweitert zu haben, ſo daß jezt kaum das große Schloß Raum genug hat, um Alles zu faſſen. Obſchon die miniſteriellen Tageblätter noch immer nichts Umſtändliches über dieſe großartige Anſtalt geben und man ſie Niemand ſehen läßt, ſo glaube ich doch Folgendes als richtig angeben zu können. Das Muſeum ſoll eine Sammlung hiſtoriſcher Gemälde und Statuen oder ſtatuariſcher Arbeiten für drei Epochen werden, nämlich die Regierung Ludwigs XIV., unter welchem Verſailles das geworden, was es jezt iſt, die Regierung Ludwigs XV. und das Napoleoniſche Kaiſerthum. Hieraus folgen alſo drei Abtheilungen, worunter dann Porträts, Büſten, Schlachtgemälde, andere geſchichtliche Darſtellungen u. dgl. klaſſifizirt werden ſollen. So viel als möglich iſt, ſoll keine einzige Perſon fehlen, welche irgend eine geſchichtliche Bedeutung in jenen Epochen hat. Wo aber ſoll man die Porträts hernehmen? Hier hat der König Rath geſchafft, er hat ſie nämlich nach Zeichnungen, Kupferſtichen oder Denkmälern aus jener Zeit verfertigen laſſen. Sind dieſe Porträts gut gerathen, ſo iſt der Gedanke lobenswerth; läuft aber Fabrikarbeit mitunter, wie es bei der ſchnellen Fertigung dieſer beſtellten Arbeiten zu fürchten ſteht, ſo wäre es ſchlimm. Dann kommt es auch noch darauf an, ob man für die fehlenden Porträts getreue Muſter gewählt hat; denn ein ungetreues Porträt iſt in hiſtoriſcher Hinſicht keinen Heller werth. Schon ſeit einem Jahre ſind mehrere Säle im Louvre, worin ſonſt Zeichnungen berühmter Meiſter aufgehängt ſind, dem Publikum verſchloſſen; dieſe dienen den Künſtlern, welche dazu berufen worden, zu Werkſtätten, um die mehr oder weniger verdorbenen Gemälde aus der Zeit Ludwigs XIV. zu reſtauriren. So z. B. werden hier die ganz verſchoſſenen Schlachten von Van der Meulen nach den Tapeten, welche Ludwig XIV. glücklicherweiſe nach den Gemälden hatte wirken laſſen, genau wieder hergeſtellt. Bei den Gemälden aus der Napoleonſchen Kaiſerzeit bedarf es dieſer Arbeit nicht; dennoch erleiden einige dieſer Gemälde eine Ueberarbeitung, die mir eben nicht ſehr lobenswerth ſcheint. Ludwig Philipp will nämlich, daß die Kunſtwerke nicht allein an und für ſich da ſeyen, ſie ſollen auch ein harmoniſches Ganze ausmachen und zur Zierde jedes Saales mitwirken, alſo mit der architektoniſchen Anordnung der Ausſtellung in Einklang gebracht werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 111:

Der Druck.

Räthſel.

Unter vielen
Schönen Spielen
Hab' ich eines mir erkoren,
Dazu bin ich ſelbſt geboren;
Ohne Glück beginnt man's nicht,
Ohne Kunſt gewinnt man's nicht.

Unter ſeinen
Vielen feinen
Gängen ſich den beſten wählen,
Leicht könnt ihr die Kunſt verfehlen,
Und der Narr des Spieles bleibt,
Wer es als Hazardſpiel treibt.

Doch verrücken
Seine Tücken
Leicht auch eure feinſten Plane,
Bringen euch zurück vom Wahne,
Daß ihr eurem guten Spiel
Dankt ein erwünſchtes Ziel.

Wie ſich quälet,
Wer's verfehlet,
Und ein Glück für ſich zu rauben
Wähnt mit manchem Aberglauben;
Ach! wie hab' ich oft gelacht,
Ja geweint, wenn ich's bedacht.

Doch erringen,
Ja erzwingen
Kann ſein Glück, wer will beachten,
Wie's die guten Spieler machten;
Ihm wird nie ſein Spiel vergällt,
Ob auch ſchlecht ſein Würfel fällt.

Trümpfe ſparen
Für Gefahren,
Zeitig jedes Matt! entfernen,
Ruhig müßt ihr ſpielen lernen!
Denn Ein raſcher Streich zu viel,
Und verloren iſt mein Spiel.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. Mai 1835.

Verſprechen iſt der Geiſt der Zeit, es öffnet die Augen der Erwartung; Halten iſt immer der Narr dabei, und außer bei plattem, einfältigem Volk iſt Halten des Verſprochenen ganz außer Kurs geſezt.

Shakespeare.
Timon.

Die Londoner Büchertrödler.

Unter den mancherlei theuern Dingen, die man in London dem Anſcheine nach wohlfeil erhält, ſtehen die Büchee und Flugſchriften obenan, die ziemlich auf allen lebhaften Straßen, voezugsweiſe aber in der faſt eine Stunde langen Orfordſtraße und in der ſie durchkrenzenden und nicht kürzeen Regentſtraße vom Morgen bis zum Abende, alle Jahrszeiten dindurch zum Verkanf ausgeenſen und herumgetragen werden. Die Pamphlets ſind wohlfeil, denn der Preis derſelben übeeſteigt ſelten für das Stück den Betrag eines kupfernen Penny, acht Pfennige ſächſiſch; auch die Bücher ſind wohlfeil, denn ſie werden höchſtens um den vierten Theil des Ladenpeeiſes ausgedoten und, wenn man nicht haſtig zugreift, um eine andere Hälſte dieſes anſehnlichen Radatts übeelaſſen. Gleichwohl ſind die auf ſolche Art erworbenen Bücher und Flugſchriften, mit vielleicht Einer Ausnahme in hundert Fällen, theuer, ſehr theuer. Der Büchertrödel wird gleichmäßig von Männern und Frauen, obgleich in der überwiegenden Zahl von erſtern getrieben. Da wandeln ſie denn die Straßen auf und ab, alle Taſchen mit eingebundenen liteeariſchen Produkten vollgeſtopft und unter dem linken Arme deeen ſo viele, als die Krümmung zu dalten vermag, während die ausgeſpreizten Finger deider Hände in aufgeſchlagenen Büchern ruhen, um ſolche den Vorübergeheuden zeitgemäß vor die Augen zu bringen. Zu ſolchen Aushängeſchildern dienen namentlich die Taſchenbücher, dieſe den Schnee ankündigenden und in merkwürdiger Regelmäßigkeit wiederkehrenden Zugvögel. Ihre goldnen Schnäbel funkeln im hellen Sonnenſchein; ſelbſt durch den dicken Nebel brechen ihre Lichtſtrahlen ſich Bahn, und ihe ſchönſtes Gefieder ſind die allerliebſten ſchwarzen Bildchen, welche die erſten zwölf oder zwanzig Seiten füllen. Teödler und Trödlerinnen veeſtehen die Colibrifedern ſo geſchickt zu handhaben, daß fünf Finger vollkommen ausreichen, zehn Stück zu faſſen, und ſie wiſſen ſo kunſtfertig damit zu manöv riren, daß es faſt unmöglich iſt, an ihnen vorüberzuſtreifen, ohne ſie anzuſehen. Iſt man dadurch zum Stillſtehen und nähern Betrachten bewogen worden, ſo iſt auch der Handel ſo gut wie abgeſchloſſen. Gleich einer Klette hängt der Verkäufer ſich an, gleich einem böſen Geiſte folgt die Verkäuferin, und wer nicht kauft, weil er meint, einen guten Handel zu machen, der kauft, um den ſchreienden Trödler, um die krächzende Trödleein los zu werden. Und ſchmunzelnd ſteckt man das Keepsake u. ſ. w. in die Taſche, denn es iſt doch gewiß ein preiswürdiger Kauf, für zwei oder drei Schillinge ein Buch zu erhalten, welches beim Verleger nicht unter ein-und-zwanzig Schillingen zu bekommen iſt.

Man kommt nach Hauſe, nimmt das wohlfeil erworbene Gut aus der Taſche, durchblättert es und

entdeckt, daß man ſehr theuer gekauft hat, denn der angebliche Almanach auf das nächſte Jahr iſt beeeits beei, vier oder noch mehr Jadre alt. Wer das hört oder liest, während er gemächlich im Sopha ſizt und in einer Stadt wohnt, auf deren Straßen man ſtundenlange Geſpräche führen kann, ohne die Vorübergehenden zu behindern, der wird ſeldſtgefällig denken oder ſagen: das ſoll mir nicht paſſiren, und er kommt nach London, und ſiehet es paſſirt ihm. Wie dreit auch die Trottoirs der Orford- und Regentſtraße ſind, ſie daben doch nur Raum für die Gehenden, nicht für die Stehenden, und ein Stillſtand von fünf Sekunden teägt zu manchee Tageszeit richtig ſeine zehn Rippenſtöße ein. Der Deutſche glandt ſeinee angeboenen deutſchen Voeſicht vollſtändig Genüge geleiſtet zu haben, wenn er den Titel des Buchs angeſehen und ſich daraus überzeugt hat, daß es dem laufenden oder ſpäteſtens dem nur eden ablaufenden Jahre angehört. Der Titel des Buchs iſt allerdings, wenn der neue Beſitzer es nach Hauſe dringt, unverändert derſelde, wie im Augenblicke her Eewerbnng; aber das Unglück will, daß er ſchon in jenem Augenblicke faiſch wae, und daß mithin dee Käufee für ſeine zwei odee drei Schillinge eigentlich nichts gekauft hat, ais den nenen Titei eines alten Buchs. Nun gut, ruft der Mann, dem ich ſo feei war, zu bemeeken, haß ungeachtet ſeines Glaubens an das Gegentheil idm ſo etwas ebenfalls paſſiren könne, nun gut, ich kanfe kein Taſchenbuch, und kann ich die verfolgende Sibylle nicht anders als durch einen Kauf los werden, ſo wähie ich mir ein geſchichtliches Werk oder eine von Bulwers neueſten Novellen, die wegen des geringen Abſatzes, den ſie im Buchdandel finden, gewiß ein gangbarer und wohlfeiler Trödelaetikel ſind. — Schön, mein Herr, thun Sie das; Sie können dann ſicher ſeyn, mit keinem Taſchenduche angeführt zu werden; aber zähien Sie, ehe ſie den Handel adſchließen und Iheen Bentel öffnen, die Blätter des gewählten Werks, vergleichen Sie die Zadl mit ber gedruckten Seitenzahl, oder Sie lanfen Gefahr, ein Week zu erhandeln, in welchem viele Dutzend Blätter feblen.

Und gidt's in dem geſetzlichen England gegen ſo betrügeriſchen Verkehr nicht geſetzlichen Schutz? — Ein ſo defragter Sachwaiter antwortete: nein, und führte als Entſcheidungsgeünde die auch in Deutſchland üblichen Redensarten an: wer die Katze im Sacke kauft, darf nicht klagen, wenn ſie keine Mänſe fängt, und, wer bie Angen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. Wie aber jene Trödiee in ben Beſitz iheer falſchen Waare gelangen? Auf veeſchiedene Aet. Entweder ſie kauſen alte Bücher und geben ihnen neue Titel, oder ſie ſteblen alte Bücher und geden ihnen auch neue Titel, oder Menſchen, die beides an ihrer Statt thun, geben ihnen die Bücher in Kommiſſion, oder Verlagshandiungen, denen die deſekte und nicht defekte Waare bleiern auf dem Lager laſtet, ſuchen durch Hülſe der Trödler ſich der Laſt zu entledigen.

Wie man die wohiſeilen Bücher theuer bezahit, weil man für ſein Geld oft rtwas Unbeauchbares und höchſt ſeiten das eehält, was man zu haben deabſichtigt und zu eehalten meint, ſo auch mit den Flugſchriften. Die Veekäuſer dieſer gehören nur dem ſtarken männiichen Geſchlechte an und unterſcheiden ſich von jenen Teödlern theils dadurch, daß ſie, ſtatt wandelnd, ſtationär ſind, theils dadurch, daß ſie nicht bloß den angeblichen Inhalt ihrer Waare mit unermüdeter Stimme auseufen, ſondern ihn auch in mächtiger Schriſt auf geoßen, an hohen, vor ſich aufgepſlanzten Stangen deſeſtigten Beettern männiglich kund thun. Daein aber ſtimmen ſie mit jenen überein, daß ſie bie Käuſer anführen. Was ſchreit der Mann doet für den Preis von zwel Pence aus? Eine Menge Menſchen umſteben ihn; ſeine Worte ſind unverſtändlich, aber geoß und leſeelich ſteht auf der übereagenden Tafel geſchrieben: Interesting disclosures. Memoirs of the public and private liſe, amourous adventures and wonderful exploits at home and abroad of Madame Vestris, the modern Don Giovanni, Macheath and Don Juan; auf Deutſch: Intereſſante Eeöffnungen. Denkwürdigkeiten aus dem öffentlichen und Peivatleben, verliebte Abentener und wunderbare Thaten im In- und Auslande, von Madame Veſtris, dem nenen Don Giovanni, Macheath und Don Juan. Den lockenden Inhalt der ausgebotenen Brochüre noch lockender zu machen, iſt die Tafel mit einer feinen Malerei verſehen, darſtellend eine hübſche weibliche Geſtalt, nachläſſig auf dem Sopha ruhend, hintee ihr zu ihren Häupten ein Mann mit einer Grenadiermütze auf dem Kopfe, ob Offizier oder Gemeiner, iſt nicht zu erkennen, und ſeine Hand vertraulich auf iheee Schulter. Es eefoedeet keineswegs den Schaeſſinn eines Newton, um das Bild mit der Schrift in Einklang zu dringen und die weidliche Geſtalt für Madame Veſteis zu nehmen. Madame Veſtris iſt eine dem Publikum wohl dekannte Dame. Ehe ſie Madame Veſtris wurde, war ſie Fräulein Bartolozzi, älteſte Tochter eines Herrn Bartolozzi, der, wie ich glanbe, um einer Religionsverſolgung zu entgehen, ſeine Geburtsſtadt Liſſabon verlaſſen mußte, ſich nach London flüchtete und hier in dem Theile der Stadt, der Weſtminſter heißt, als Sprachmeiſter auftrat. Zugleich mit ihm kam ſein Bruder nach England, der berühmte Kupferſtecher Bartolozzi, der ſeinen Namen duech ſeine Weeke wahrſcheinlich ebenſo auf die Nachwelt beingen wied, wie ee ihn durch ſein erceuteiſches Weſen in den Mund ſeiner Zeitgenoſſen brachte.

(Die Fortſeyung folgt.)

Digitized by Google

Die iriſche Wittwe.

(Beſchluß.)

Hört eine That, wie ſie noch nicht von Dichtern
Beſchrieben ward! hört eines Prieſters Schmach! —
So ſprach die Wittwe Ryan zu den Richtern:
„Ich war auf's Feld gegangen jenen Tag,
Unfern vom Dorf; es lag zu meinen Füßen.
Und da mir Dick geſagt: ich komme nach,
So harrt' ich ſein. Auf einmal hört' ich ſchießen,
Und durch die Dächer ſah den Dampf ich wehn.
Da kam des Nachbars Weib mit haſt'gem Grüßen;
Die fragt' ich zitternd: habt ihr Dick geſehn?
Sie ſagte: nein! doch drin im Dorfe wüthet
Der ſchwarze Bill, und vor den Hütten ſtehn
Dragonerhaufen, denen er gebietet.
Mit Schwert und Feuer will er zücht'gen Jeden,
Der nicht alsbald den Zehnten ihm vergütet. —
Ich keuchte heim, entſezt ob ſolchem Reden;
Ich ſelber ja noch ſchuldete dem Harten.
Denn ich bin arm! — Mißwachs und Hagelſchäden —
Mein Gatte todt — wohl müht in Feld und Garten
Mein Dick ſich ab! o Gott, er war ſo gut,
Und ſeine Freude war es, mein zu warten!
Doch wollte ſich nicht mehren unſer Gut,
Und dünn und dürftig fielen unſre Garben,
Der Mann im Chorrock drückt' uns bis auf's Blut;
Um ihn zu ſätt'gen, mußten wir oft darben.
Ich war ihm ſchuldig grade jezt fünf Pfund
Und achtzehn Schillinge; — vor Chriſtag ſtarben
Zwei Kühe mir: dies des Verzuges Grund. —
Ich kam in's Dorf; da hielten die Soldaten,
Da, Zehnten fordernd, ritt der Mann, deß Mund —
Nicht uns! — das Wort lehrt! — Der und ſolche Thaten!
Zertrümmert war die Pforte meiner Hütte;
Ich war betäubt, und wußte nicht zu rathen.
Doch trat ich näher mit verzagtem Schritte,
Und ſprach fußfällig ihn um Nachſicht an.
Er aber wies mich ab, und ſchwur, er ritte
Nur mit dem Zehnten aus des Dorfes Bann;
Er — doch mein Sohn? — es fällt mir ſchwer auf's Herz!
Was redet er nicht mit dem harten Mann?
Mein Dick! — die Nachbarn deuten ſcheunenwärts,
Wie ich den Namen meines Sohnes nenne.
Ich ſchrei' hinein — ihr habt von Mutterſchmerz
Wohl reden hören? — ſehet, auf der Tenne
Kalt, leblos liegt er, eine Jünglingsleiche,
Vom Tod entſtellt, doch kenn' ich ihn! ich kenne
Mein eigen Blut! — o Gott! — ich knie, ich ſtreiche
Aus ſeiner Stirn das blonde, ſchlichte Haar;
Ich nehm' die Hand, die blaſſe, marmorgleiche;
Die Arme ſteif, das braune Antlitz war
Bedeckt mit kaltem, kaltem Todesſchweiße;
Der Mund halb offen, doch des Odems baar,
Und von den Augen ſah man nur das Weiße;
Vorn aus der Jacke quoll das dunkle Blut.
O Gott, mein Sohn, mein einz'ger Sohn! ich reiße
Das Hemd ihm auf, Einhalt zu thun der Fluth:
Die Kugel war ihm recht durch's Herz gegangen.
Beſchützen wollend ſeiner Mutter Gut,
Hatt' auf des Prieſters Wink er ſie empfangen. —
Da lag er leblos auf den harten Steinen,
Und Todtenbläſſe lag auf ſeinen Wangen.
Ich weinte nicht — o Gott, ich kann nicht weinen!
Ich ſah ihn an, und ſah ihn an — fortwenden
Die glüh'nden Augen konnt' ich nicht von ſeinen
Erſtarrten Zügen — mag ich mit den Händen
Sie auch bedecken, mag ich feſt ſie ſchließen,
Doch ſeh' ich ihn! — und ließet ihr mich blenden,
Ich ſäh' ihn noch, wie er zu meinen Füßen
Im Blute lag! — ich ſeh' ihn Tag und Nacht,
Doch Thränen, weh' mir! kann ich nicht vergießen.
Schlaf? — ſeit dem Tage hab' ich nur gewacht,
Und meine ſtarren alten Augen glühn,
Zu ſpringen droh'nd; — doch ſeine ſchloß ich ſacht
Mit dieſer Hand; die Krieger draußen ſchrien.
Alſo geſchah's, ich hab' euch Nichts verhohlen!“ —
Ich bog mich ſchürend vor in den Kamin,
Und eine Thräne ziſchte in die Kohlen.

Ferdinand Freiligrath.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Wilhelm v. Humboldt.

Es war ein warmer Frühlingstag, einer aus dem täuſchenden Vorfrühlinge dieſes Jahres, als man eine große Zahl Kutſchen aus der Reſidenz nach einem der beliebteſten Vergnügungsorte, anderthalb Meilen von der Stadt, fahren ſah. Die erſten Männer der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des Staates ſaßen in dieſen Kutſchen; aber ihre ernſte Miene, ihr ſchwarzes Kleid verriethen nichts von einer Luſtpartie, auch fehlten die Frauen; und wie die Kutſchen durch die dunkeln, traurigen Kiefern ſich langſam dem Dorfe näherten; wurde auch einem Unnunterrichteten ihre Beſtimmung deutlich. Dorf und Vorwerk Tegel werden für immerdar, auch wenn es einſt die austretende Havel überſchwemmen, oder ein Erdbeben verſchlingen ſollte, in der deutſchen Poeſie leben. Goethe hat dieſen winzigen Ort durch ein Epigramm in der Walpurgisnacht aus dem Meere der Gewöhnlichkeit gezogen. Es geſchah, weil einmal in einer albernen Zeit ein alberner Geiſt daſelbſt geſpukt. Seitdem wohnte dort, einer der hellſten, edelſten Geiſter unſers Jahrhunderts, ein Geiſt, deſſen Name die Geiſter der Unwiſſenheit, des Aberglaubens und der Engherzigkeit verſcheuchte, genannt,

gefeiert in beiden Hemiſphären, ein helles Licht in der Wiſſenſchaft und in unſerm Staate, ein Geiſt, dem ein ererbter, glorwürdiger Name aus der deutſchen Vorzeit zu Hülfe kam, der es aber vorzog, durch ſich und aus ſich heraus ihn geltend zu machen. Dieſer Geiſt hatte, nach vielen Leiden, ſeine ſterbliche Hülle verlaſſen, und die Kutſchen und die ſchwarz gekleideten Männer waren gekommen, bei der ſtill feierlichen Beiſetzung als Ehrenzeugen zugegen zu ſeyn. Die Sonne ſchien freundlich am Himmel, als Wilhelm von Humboldts Leiche, ſeinem Wunſche zufolge, in dem ſchönen Garten, den er aus der Verwilderung geſchaffen, zur Erde beſtattet wurde. Die Theilnahme ſprach ſich weniger in Worten und prunkenden Reden aus, als in einem alle Gegenwärtigen übermeiſternden Gefühle der Wehmuth. Sie Alle fühlten, was er geweſen, was er geleiſtet, was er ſeiner Zeit bedeutet, und was ſie ihm dafür gewährt hatte. Es gehört auch zur Charakteriſtik derſelben, daß ein Mann, wie Wilhelm Humboldt, quiescirend die lezten, langen Jahre ſeines einflußreichen Lebens verbrachte. Angeklagt wird das mit Niemand, denn man weiß nicht ſo genau, wer, und ob nicht er ſelbſt die mittelbare Urſache davon iſt; ich führe es aber eben auch nur als Symbolum unſerer Zeitepoche an, die meint, fortleben zu können in den ſicheren, gegebenen Geleiſen, ohne noch ferner der ungewöhnlichen Geiſter zu bedürfen, die in einer außergewöhnlichen Zeit ſie bahnten. Unter den Gerührteſten war ſein edler, hochberühmter Bruder, der nun ganz allein ſteht in der Sphäre, wo ſich zu bewegen der deutſche Adel einſt für Ehre und Pflicht hielt. Wilhelm Humboldts lezte Krankheit näherte ſich ſchon lange mit ſicherm Schritte dieſem Ausgang. Er duldete viel; auch äußere Umſtände kamen hinzu, ihm ſeine lezten Tage zu verbittern, z. B. das tödtliche Erkranken ſeines treueſten Dieners und Pflegers, die Entfernung ſeiner Familie. Aber er duldete mit der Seelenſtärke, die ihn ſein ganzes Leben hindurch begleitet, und ſcherzhaft recitirte er noch kurze Zeit vor ſeinem Tode griechiſche Verſe, um zu beweiſen, wie ungeſchwächt ſein Gedächtniß ſey. Seiner bekannten Aeußerung, daß es nur zwei Dinge wären, die er nicht begreife, die Muſik und ein Etwas, das ich aus Furcht vor Mißdeutungen nicht nenne, blieb er bis an ſein Ende in ſo weit treu, als es ein ſo tiefer Geiſt, wie er, gemeint haben konnte. An falſchen Auslegungen kann es auf dem Markte nicht gefehlt haben. Humboldt hinterläßt ein bedeutendes Vermögen; der ſchöne Park von Tegel mit dem antiken Ausbau des Schloſſes daſelbſt iſt ſein Werk. Die ernſten Künſte verlieren in ihm einen ernſten Freund, der in dem Sinne, wie er es war, erſt wieder geboren werden muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Beſchluß.)

Das Verſailler Muſeum.

Es trifft ſich, daß einige große Schlachtgemälde des Baron Gros noch nicht groß genug ſind; er muß ſie alſo verlängern; vom Verkürzen iſt glücklicherweiſe keine Rede; denn ſonſt würde das Verſailler Muſeum ein wahres Prokuſtesbett für die armen Kunſtwerke werden. Man behauptet zwar, wenigſtens habe ich behaupten hören, die Künſtler ſeyen nimmer abgeneigt, ihre großen Schlachtgemälde noch zu vergrößern, weil ihnen dies Gelegenheit an die Hand gebe, noch irgend eine anziehende Epiſode hineinzubringen; aber zuweilen muß es doch der Harmonie der erſten Anlage ſchaden. Dies müſſen jedoch die Künſtler ſelbſt am beſten wiſſen, und ich denke, Gros und Gérard würden nicht eingewilligt haben, ihre Gemälde zu vergrößern, wenn ſie überzeugt wären, daß ſie ſie dadurch verderben. Von den Bildhauerarbeiten, deren Originale man nicht bekommen konnte, weil ſie eine andere Beſtimmung haben und bereits an einem öffentlichen Orte aufgeſtellt ſind, z. B. von den Basreliefs am Napoleonſchen Triumphbogen auf dem Carrouſſelplatze, hat man Abgüſſe genommen, die nun ſtatt der Originalien im Verſailler Muſeum zur Vervollſtändigung des Ganzen aufgeſtellt werden. Faſt keinen Tag läßt der König vorübergehen, ohne die Werkſtätten im Louvre zu beſuchen und zu ſehen, wie weit die Arbeiten vorrücken. Auch ſieht man faſt täglich ſchwer beladene Wagen vom Louvre nach Verſailles fahren; es muß dort ſchon eine ungeheure Menge von Kunſtſachen beiſammen ſeyn. Wahrſcheinlich ſoll die Büſtenſammlung über die drei Epochen weit hinausreichen und ſich bis in die Zeit der kapetiſchen Monarchie erſtrecken; wenigſtens ſind in der gothiſchen Kirche zu St. Denis, wo ſich bekanntlich die königlichen Grabgewölbe und Grabmonumente vorfinden, eine Menge von Köpfen für das Verſailler Muſeum abgeformt worden. Ueber dieſe Zeit hinaus kann man auf keine genauen Porträts rechnen, und daher geht der Anleger des Muſeums auch nicht tiefer in die Geſchichte hinein. Man iſt nun ſehr begierig auf die Eröffnung der unſtreitig ſehr reichhaltigen und mannichfaltigen Sammlung, worin ſich Manches wieder finden wird, was man längſt für verloren hielt und als verdorben und ohne Werth auf die Speicher des Louvre gebracht hatte. In artiſtiſcher Hinſicht iſt das konſtitutionelle Geſetz der Unverantwortlichkeit der Perſon des Königs nicht gültig. Jedermann weiß, daß die geſammte Anſtalt nach Ludwig Philipps Sinn angelegt und ausgeführt worden iſt. Iſt alſo die Anlage großartig ſchön, ſo gebührt ihm allein Lob und Dank; wo nicht, ſo wird auch nur ſein Kunſtgeſchmack getadelt werden können; denn obwohl der Architekt Fontaines, wie auch der Intendant Graf Montalivet den König oft nach Verſailles begleiten, ſo iſt doch gewiß, daß ſie nur Rath geben, aber nichts leiten. Wie ich ſchon einmal erwähnt habe, ſo iſt bloß das Erdgeſchoß zur Aufſtellung der Kunſtſachen beſtimmt; was nun aber die großen Appartements des Verſailler Schloſſes betrifft, nämlich die weltberühmte Galerie, wo die Hofleute nach einem huldvollen Blicke des mächtigen Monarchen geizten, und die Gemächer, welche Ludwig XIV., ſeiner Familie und auch ſeinen Maitreſſen zur Wohnung dienten, ſo ſollen ſie nach damaligem Geſchmacke wieder möblirt und ausgeſchmückt werden. Man hat alſo die ohnehin jezt wieder zur Mode gewordenen Möbeln jener Zeit aus dem Gardemeuble hervorgeſucht, aufgeputzt, reſtaurirt und renovirt, und man wird nun bald das Vergnügen haben, die Grandsappartements ungefähr ſo ausſtaffirt zu ſehen, wie ſie zur Zeit waren, als Turenne und Villars, Mad. de Sevigné und die Montespan noch in denſelben umherwandelten. Die aus England herüberkommenden Lords werden entzückt ſeyn, hier im Großen ausgeführt zu ſehen, was einige von ihnen bereits mit großen Koſten im Kleinen verſucht haben, nämlich ein altes Ameublement im Geſchmacke des Zeitalters Ludwigs XIV. wieder herzuſtellen, und gewiß werden einige ächten Tories bloß deßwegen eine Reiſe nach dem revolutionären Paris antreten, um im Anblicke eines Gemaches aus der ächt monarchiſchen Zeit einige Augenblicke ſchwelgen zu können. So etwas richtet das über den Sieg der Whigs niedergeſchlagene Gemüth wieder auf, und das Vergangene dient zum Troſte für das Gegenwärtige. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 19. Mai 1835.

Held Nimrod ſelbſt geſtand es frei,
Nicht jeder ſchöne Jagdtag ſey
Zum Fangtag auserkoren.
Bald kommt kein Wild ihm zu Geſicht,
Bald nicht zum Schuß, bald trifft er nicht,
Und bald verſagt die Flinte.

v. Wildungen.

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Die Büffeljagd.

Unſere fardigen Leute waren lange ausgeweſen, jezt langten ſie an auf dampfenden, abgetriebenen Roſſen, die rings mit Fleiſch behängt waren, wie Fleiſcherbuden. Sie hatten jenſeits des Waldes eine ungeheure, mit Büffelheerden bedeckte Prairie entdeckt und ſich begnügt, vier Stücke zu erlegen. Wollte man freilich Toni glauben, ſo hätten ſie die Büffel zu Dutzenden ſchießen können.

Nach einigen Stunden Wegs zeigte uns Beatte von einer Anhöhe den Ort, wo er mit ſeinen Kameraden die Büffel gejagt, und wir ſahen in der Ferne mehrere ſchwarze Gegenſtände ſich bewegen, Büffel, die zu der Heerde gehörten. Der Kapitän beſchloß, hier ein paar Tage zu lagern, um eine regelmäßige Büffeljagd anzuſtellen und ſich Proviant zu verſchaffen. Beatte verſprach mir und meinen Begleitern, uns an einen Ort zu führen, wo wir der Jagdluſt recht genießen könnten; wir verließen daher das Lager und wandten uns der Prairie zu. Von einer Anhöhe gewahrten wir ein Rudel wilder Pferde in der Entfernung von etwa einer Meile. Jezt war bei Beatte kein Gedanke mehr an Büffeljagd; er ritt ein kräftiges, halbwildes Pferd, die Schlinge am Sattelknopf, und machte ſich auf, den Pferden entgegen; wir blieben auf der Anhöhe und ſahen ihm nach. Gedeckt von einem Waldſtreif, ritt er ſachte dahin, ſo daß er ihnen ganz nahe kam, bevor ſie es merkten. Kaum wurden ſie aber ſeiner anſichtig, riſſen ſie alle aus. Wir ſahen den verfolgenden Jäger am Horizont hinſtreichen, wie einen Kaper, der auf einen Kauffahrer Jagd macht; aber nicht lange, ſo verſchwand er ſammt den Pferden. Es zeigte ſich nachher, daß er ein kräftiges Pferd mit der Schlinge gefangen, dieſes ihm aber ſammt dem Strick ausgeriſſen war.

Während wir ſeiner Rückkehr harrten, ſahen wir zwei Büffelochſen den Abhang an einem Waſſer, das ſich durch eine mit Bäumen bewachſene Schlucht wand, herabkommen. Ich und einer meiner Begleiter verſuchten es, ſie unter dem Schutz der Bäume zu beſchleichen; ſie erblickten uns aber ſchon in der Entfernung von drei-, vierhundert Yards, kehrten um und liefen die Anhöhe wieder hinauf. Das ungeheure Gewicht von Kopf und Vordertheil macht, daß der Büffel ſich mühſam bergan arbeitet, bergab aber geht es eben deßhalb deſto ſchneller. Wir waren daher im Vortheil und kamen ihnen raſch auf den Leib, konnten aber unſere Pferde nicht nahe genug hinanbringen, weil ſie ſchon vom Geruch des Büffels ſcheu werden. Mein Begleiter, der ein Doppelgewehr

führte, gab Feuer, fehlte aber. Jetzt ſchlugen die Büffel eine andere Richtung ein und ſprengten pfeilſchnell bergab. Da ſie ſich getrennt hatten, ſo nahm jeder von uns einen auf's Korn. Ich hatte ein paar alte Piſtolen, und Piſtolen ſind auf der Büffeljagd ſehr brauchbar, weil der Jäger nahe an das Thier heranreiten und im vollen Galopp Feuer darauf geben kann, wogegen die langen, ſchweren Büchſen, wie man ſie auf der Grenze führt, zu Pferde ſchwer zu handhaben ſind und man unmöglich damit ſicher zielen kann. Ich bemühte mich daher, dem Büffel auf Piſtolenſchußweite nahe zu kommen. Dies war aber kein Leichtes; ich war trefflich beritten, mein Pferd ſchien feurig bei der Jagd und holte das Wild bald ein; ſobald es ihm aber beinahe zur Seite war, machte es Miene, abzuſpringen, mit geſpitzten, vorwärts gereckten Ohren und allen Anzeichen von Abſcheu und Angſt. Und dies war kein Wunder: kein Thier ſieht, wenn ihm der Jäger hart zu Leibe geht, ſo diaboliſch aus wie der Büffel. Die kurzen ſchwarzen Hörner erheben ſich aus einem mächtigen Buſche zottiger Haare, die Augen brennen wie Kohlen, das Maul iſt offen, die Zunge trocken und halbmondförmig aufwärtsgeſchlagen; der Schwanz ſteht gerade aufrecht und der Haarbüſchel am Ende peitſcht die Luft: aus ſeinem ganzen Weſen ſpricht Wuth und Schrecken im Verein.

Mit Mühe brachte ich mein Pferd nahe genug hinan, zielte, aber zu meinem Verdruß verſagten beide Piſtolen. Im Galopp war das Zündkraut abgefallen. Als ich die zweite Piſtole abdrückte, war ich ganz nahe am Büffel, da kehrte er ſich in der Verzweiflung plötzlich ſchnaubend um und ſtürzte auf mich zu. Mein Pferd drehte ſich, wie auf einem Zapfen, machte einen heftigen Satz, und da ich mich gerade mit vorgeſtreckter Piſtole ſeitwärts hinausbeugte, wäre ich beinahe dem Büffel vor die Füße geworfen worden. Ein paar Sätze des Pferdes brachten uns außerhalb des Bereichs des Feindes, und dieſer, der ſich nur in der äußerſten Bedrängniß gegen mich gewandt, ſprengte ruhig ſeines Wegs weiter. Sobald ich mein furchtbar geängſtetes Roß wieder zur Ruhe gebracht und friſches Pulver aufgeſchüttet hatte, ging es wieder dem Büffel nach, der im Lauf nachgelaſſen hatte, um zu verſchnauben. Als ich herbeikam, riß er wieder aus, weit vorwärts gelehnt, in ſchwerem polterndem Galopp dahinſchießend, mit wüthendem Ungeſtüm durch Büſche und Schluchten brechend, während verſchiedene Stücke Rothwild und Wölfe, von ſeinem donnernden Laufe aufgeſchreckt, links und rechts Hals über Kopf hinausſtoben.

Ein Wild in vollem Laufe auf den Prairien zu verfolgen, iſt keineswegs ein ſo ſanfter Ritt, als man ſich vorſtellen mag, wenn man ſich darunter eine offene, ebene Fläche denkt. Allerdings ſind die zu dieſem Jagdgebiet gehörigen Prairien nicht ſo wirr mit grünenden Gewächſen und langem Gras bedeckt, wie die tiefern Prairien, und größtentheils mit kurzem Büffelgras bewachſen; dagegen iſt hier der Boden ſtark gehügelt, und wo er am ebenſten erſcheint, häufig von tiefen Spalten und Schluchten durchſchnitten, welche Waſſerſtröme nach Platzregen eingeriſſen, und die ſich wie Fallgruben dem Jäger in den Weg legen, indem er im vollen Laufe jählings anhalten oder Hals und Bein wagen muß, um darüber zu kommen. Auch gibt es auf den Ebenen eine Menge von kleinen Thieren gegrabener Löcher, in welche das Pferd leicht bis über die Feſſel tritt und mit dem Reiter ſtürzt. Wir waren überdies gerade jetzt in einem ſehr unebenen, durchſchnittenen Strich der Prairie. Der Büffel, dem es an's Leben ging, achtete gar nicht darauf, wohin er lief, und ſtürzte ſich kopfüber in Schluchten hinab, an deren Rande man nothwendig erſt eine Stelle ſuchen mußte, wo beſſer hinabzukommen war. Endlich kam er zu einer Stelle, wo ein Winterſtrom eine tiefe Rinne durch die ganze Prairie geriſſen und zackiges Geſtein bloßgelegt hatte, eine lange, von ſteilen, abbröckelnden Wänden begrenzte Kluft. Da ſtürmte der Büffel hinab, halb fallend, halb ſpringend, und rannte dann unten weiter, während ich, die weitere Verfolgung aufgebend, anhielt und ihm vom hohen Ufer ruhig nachſah, bis er in den Windungen der Kluft verſchwand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Londoner Büchertrödler.

(Fortſetzung.)

Fräulein Bartolozzi war ein junges, bezauberndes, lebhaftes Mädchen, drei Eigenſchaften, von denen die letzte ihr den Wunſch einflößte, ſich auf den Brettern zu verſuchen, während die beiden erſten ihr ſchnell ein Engagement bei der italieniſchen Oper erwarben. Ihr Geſchmack entſchied ſich für die edle Tanzkunſt. Veſtris war Balletmeiſter; ſie bat ihn um Unterricht, er erfüllte ihre Bitte, gewann ihre Neigung und heirathete ſie. Veſtris war jedoch, um mit wenigen Worten Alles zu ſagen, kein Mann für ſeine lebhafte, damals neunzehn Jahre alte Frau. Dieſer fehlte es an nichts weniger als an Anbetern; Lords, Herzoge, der Prinz ſelbſt ſchmeichelten ihrer Schönheit, warben um ihre Gunſt. Konnte Madame Veſtris ihre Verehrer kalt von ſich ſtoßen? Madame Veſtris war Tänzerin, folglich konnte ſie es nicht; auch ſahen das alle Menſchen ein, nur

Digitized by Google

nicht Herr Veſtris. Er war ſtreng, hart, eiferſüchtig, Beweis genug, daß er kein Mann für ſeine Frau war. Demgemäß gehörte die Ehe nicht zu den glücklichſten. Dies zu verbeſſern, ging Veſtris mit ſeiner Frau nach dem Kontinent. Sie trat dort auf, fand auch dort Anbeter, das kranke Glück der Ehe genas nicht, aber Veſtris wurde krank und ſtarb, nachdem kurz zuvor eine Trennung erfolgt war. Die junge und ſchöne Wittwe ging nun nach England zurück und iſt jezt zwar nicht mehr jung, doch immer noch ſchön und nebenbei Eigenthümerin und Direktrice des Olympictheaters.

Da wir nächſt dieſer Skizze manch größeres Gemälde aus Madame Veſtris Lebensgalerie kennen, ſo geſchieht es nur, um unſere Kenntniſſe zu vermehren oder zu berichtigen, daß wir die „intereſſanten Eröffnungen“ zu leſen wünſchen. Alſo reichen wir dem Ausrufer die geforderten zwei Pence und erhalten dafür, zierlich in einen blauen Umſchlag geheſtet, das viel verſprechende Pamphlet. Kein Zweifel, ſein Inhalt rechtfertigt ſeinen Titel; verbürgt das nicht ein Holzſchnitt, den wir wider Erwarten, und vom Ausrufer unerwähnt, der Brochüre beigegeben finden, darſtellend eine angekleidete Dame, die auf einem Beine ſteht, während ein ſchnurrbärtiger Elegant, ein Bein in beiden Händen, zur Thüre hinausläuft? Es ſteht allerdings zu vermuthen, daß dieſes Bein das andere Bein der einbeinigen Dame ſeyn ſoll, allein die Darſtellung iſt durchaus nicht unanſtändig. Das gibt uns Hoffnung, daß die intereſſanten Eröffnungen es ebenfalls nicht ſeyn werden. Man kann ja Alles ſagen, von Allem ſprechen, ohne anzuſtoßen, ohne den Anſtand zu verletzen. Fünf weitläufig gedruckte Oktavſeiten liegen vor uns; wir leſen, wir haben geleſen und — ſind angeführt. Nichts von intereſſanten Eröffnungen, keine Zeile von verliebten Abenteuern, kein Wort von wunderbaren Thaten, keine Sylbe von einem weiblichen Don Giovanni. Nichts als Lob über Madame Veſtris öffentliches und Privatleben; wie ſie auf Provinzialbühnen zum Vortheil des Unternehmers unentgeldlich geſpielt, wie ſie nicht hat vermocht werden können, diejenigen vor Gericht zu verfolgen, die ihr unlängſt ihre Juwelen geſtohlen haben, wie ſie keine Klage gegen einen gewiſſen Anderſon erhoben, weil er Leute gedungen, ſie auszupochen, wie ſie nie die hundert Pfund gefordert, welche die Jury wegen eines ſie betreffenden Pasquills ihr zugeſprochen u. ſ. w. Kurz, der Geiſt des Ganzen ergibt ſich aus folgender Stelle: „das glückliche England war das Land ihrer Wahl. Wir hoffen, ſie werde nie den Vorzug bereuen, den ſie England geſchenkt hat. Angebetet und verehrt von Allen, die Zeugen ihrer Leiſtungen, Bewunderer ihrer Talente ſind, möge ſie den ſchräg ſich ſenkenden Pfad ihres Lebens ſanft hinabwandeln — in Frieden, Glück und Geſundheit!“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Der Nonnenaufruhr im Hoſpital.

Wir haben ſeiner Zeit in dieſen Blättern über die traurigen Empörungs- und Zerſtörungstage geſprochen, die 1831 und im April vorigen Jahres Lyon ſo ſchmerzlich aufregten. Wir erwähnten dabei auch rühmend des ſchönen Chriſtenmuths unſerer barmherzigen Schweſtern in den Tagen der Gefahr. Damals glaubten wir aber nicht, daß das in Frankreichs Städten herumziehende Inſurrektionsmiasma auch dieſe in chriſtlicher Demuth, in Gehorſam und Wohlthun erzogenen Mädchen ergreifen und ſo gewaltſam und leidenſchaftlich aufregen würde, wie es noch nie und nirgend geſchehen. Natürlich, ſehr natürlich iſt dies freilich zugegangen, aber wenig im Sinn des reinen Chriſtenthums, das dieſe Schweſtern voriges Jahr furchtlos unter den Kartätſchen und Kanonenkugeln in den Straßen hin und her trieb, um zu retten und zu helfen. Damals wurden viele Schwerverwundete in's Hôtel-Dieu geſchafft, faſt lauter junge, hübſche, kräftige Männer, die bald keine Gelegenheit verſäumten, den Schweſtern, beſonders den jüngern, ihre Gefühle, Ideen und Meinungen mitzutheilen. Dabei mag manches Menſchliche mituntergelaufen ſeyn; kurz, der Geiſt dieſer Mädchen bekam eine andere Richtung. Ihr Aumonier, oder der ihnen vorgeſetzte Geiſtliche und Beichtvater, that nichts, um die Schweſtern zur Ordnung zurückzuführen; ja, da ſich ſeit einiger Zeit Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und der Hoſpitaladminiſtration erhoben hatten, ſo ſuchte er auch die ihm vertrauten Schweſtern gegen dieſelbe aufzuregen, was um ſo leichter war, da dieſe Adminiſtration ſich ſchon mehrmals entſchieden gegen die Stimmung und das Betragen der jüngern Schweſtern ausgeſprochen hatte. Dieſe erklärten nun auf einmal, die Hoſpitaladminiſtration habe ihnen nichts vorzuſchreiben. An ihrer Spitze ſtand die Schweſter Robert, ein junges, ſchönes und feuriges Mädchen, kaum zwanzig Jahre alt, die der Adminiſtration zuerſt allen Gehorſam aufkündigte. Sie wurde deshalb vor das Hoſpitalkonſeil gefordert und erſchien auch, aber nicht als eine fromme Dienerin der Kirche, oder wenigſtens als ein beſcheidenes Mädchen, ſondern als eine gelehrige Schülerin der Inſurrektion, als eine wahre Judith. Es war dem Konſeil unmöglich, ſie durch mildes Zureden von ihrem Unrecht zu überzeugen und zum Gehorſam zurückzuführen; im Gegentheil, ſie ward immer kecker, und es war leicht, an ihren Aeußerungen zu bemerken, daß ſie in der Politik der Revolution und in der Inſurrektionskunde Privatunterricht bekommen, auch wohl profitirt hatte. Das Konſeil ſah ſich alſo gezwungen, um nicht ſeine ganze Autorität aufzugeben, der Inſurgentin zu erklären, ſie ſey von nun an von dem Hoſpitaldienſt ausgeſchloſſen, und dabei wurde ihr ein Tag beſtimmt, wo ſie das Hotel zu räumen habe. Sie erklärte hierauf, ſie ſey von Gott hieher geſendet, um den Leidenden Hülfe zu bringen und ihre Schmerzen zu erleichtern, Menſchen können ihr dies nicht unterſagen; ſie werde daher nur der Gewalt

Digitized by Google

weichen, und wolle man dieſe gegen ſie anwenden, ſo werden ſich gewiß Helfer zu ihrem Schutz finden; hierauf ließ ſie noch einige obligate Stellen aus den paroles d'un croyant folgen. Als nun am dritten, zu ihrem Austritt beſtimmten Tag die ſiebente Abendſtunde herbeigekommen war, ohne daß das Mädchen Anſtalten zum Weggang machte, ſah die Hoſpitaladminiſtration ein, es ſey nun Zeit, Gewalt zu brauchen. Ein Polizeikommiſſär traf mit einigen ſeiner Leute ein, und für jeden Fall wurde in der Straße des Hotels ein Piket von fünfzig Mann Truppen aufgeſtellt, ein Kraftaufwand, der allerdings komiſch ſcheint, wenn man bedenkt, daß nur von einem zwanzigjährigen Mädchen die Rede war, der aber bei der Stimmung des Pöbels gegen Autorität und Regierung klug genannt werden muß. Um jedoch unnützes Aufſehen zu vermeiden, wollte man die inkulpirte Schweſter in die Zimmer der Adminiſtration kommen und von da abführen laſſen. Die andern Schweſtern hatten jedoch von der Ankunft des Polizeikommiſſärs Wind bekommen, und die Inſurgentin erſchien nicht. Der Kommiſſär will nun ernſtliche Maßregeln gebrauchen, da bricht in einem Augenblick die Inſurrektion im ganzen Hoſpital aus. Eine dreifache Reihe Schweſtern — die jüngſten im Vordertreffen — ſtellt ſich dem Kommiſſär entgegen und widerſezt ſich jeder Unterſuchung. Umſonſt beruft ſich dieſer auf das Geſetz, umſonſt ſchwingt er ſeine dreifarbige Schärpe; nur Schimpfworte und Drohungen werden ihm zur Antwort. Der Hoſpitalökonom, der bei ihm ſteht, wird wirklich mißhandelt. Immer mehr ſteigt der Tumult, die inſurgirten Schweſtern ſtoßen ſo furchtbare Verwünſchungen aus, daß es der Offizier des Infanteriepoſtens auf der Straße hört und mit ſeiner Schaar herbeieilt, um den bedrohten Kommiſſär zu ſchützen. Dieſer aber war beſonnen genug, ihm für ſeinen guten Willen zu danken und ihn zum Abmarſch zu veranlaſſen. Durch die Erſcheinung des Militärs waren die Schweſtern noch erboster geworden; drei verließen den Saal, eilten in die Kirche und zogen die Sturmglocke. Es wurden Soldaten nachgeſchickt, und vor dieſen ergriffen ſie die Flucht. Wiewohl nun das Sturmläuten nur einige Minuten gedauert hatte, ſo waren dadurch doch in dem volkreichen Quartier und bei den in den Abendſtunden ſehr belebten Straßen über achthundert Menſchen vor dem Hoſpital verſammelt, und dieſe verlangten Eintritt, da ſie glaubten, die Sturmglocke bedeute Feuer. Glücklicherweiſe waren die Thore feſt zu, und der Schweizer verſicherte auf alles Andringen, es ſey kein Feuer, ſondern nur ein falſcher Lärm. So zog denn die Volksmaſſe nach und nach wieder ab, gar Manche aber nicht ohne Unwillen und Zögern, denn ſie ſchienen zu wiſſen, was eigentlich im Innern des Hoſpitals vorgehe, warum und von wem Sturm geläutet worden ſey. Hätten dieſe Leute eindringen können, ſo wäre die Verwirrung in der Dunkelheit noch viel größer geworden und hätte wohl nur ein blutiges Ende genommen. Darauf ſchienen es auch die Schweſtern abgeſehen zu haben. Während einige die Sturmglocke läuteten, eilte die Schweſter Trouillod in den Saal der am Fieber darniederliegenden Frauen, wo vier Reihen Betten ſtehen, und ſchrie: „Steht auf, ſteht auf! man entführt, man maſſakrirt eure Schweſtern!“ Die Wirkung dieſes Zurufs auf fieberkranke Frauen iſt leicht zu ermeſſen; mehrere fielen ſogleich in Zuckungen, andere kamen im Hemd herbeigelaufen und wollten mit den Soldaten handgemein werden, darunter Geſtalten, die an die Hexen in Macbeth erinnern konnten. Was geſchah nun endlich? Es iſt lächerlich, zu ſagen, aber es iſt ſo, es geſchah — Nichts.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, April.

(Fortſetzung.)

Bettina's Briefe. Die archäologiſche Geſellſchaft.

Die Briefe der Wittwe von Arnim mit Goethe ſtehen noch auf dem Niveau der höhern geſellſchaftlichen Mittheilungen. Doch dringen ſie auch durch Vermittelung der Leihbibliotheken bereits in die große Leſerklaſſe, welche freilich nicht zu viel davon verſtehen wird; aber ſie iſt es doch jezt, welche einem Werke den Stempel der Geltung aufdrückt. Die Leihbibliothekare ſind die Nilmeſſer der öffentlichen Anerkennung geworden. Sie wiſſen beſſer, als Kritiker, Societätsmänner und Buchhändler, was gezündet hat und fortwirkt. Von renommirten Büchern müſſen ſie natürlich mehrere Exemplare ankaufen, ohne doch dem Verlangen der Neugierigen damit nur verhältnißmäßig entſprechen zu können, und wie bei einem Konkursverfahren werden die Expectanten nach der Zeitfolge der Anmeldung in ihre Liſten eingetragen und ſo befriedigt; ob doch auch da viel über bevorzugte Klaſſen geklagt wird? Für die Bettina'ſchen Briefe ſollen ſchon in jeder größern Leihbibliothek Liſten mit 80 — 100 Expectanten liegen. Vielleicht führt das zu einem neuen Induſtriezweig, der in der Mitte zwiſchen dem Buchhandel und den Leihbibliotheken liegt, wandelnde Leihbibliotheken für Novitäten anzulegen. In größern Städten, wo ein zahlreiches, nur auf das Moderne begieriges Publikum iſt, würden ſolche Inſtitute gewiß rentiren und zugleich dem Bedürfniß entgegenkommen, und dem Buchhandel durch vermehrten Abſatz der Novitäten helfen. Die abgeleſenen Novitäten bleiben denn noch immer von Werth für die gewöhnlichen Leihbibliotheken, oder können in den Provinzen auf's Neue Novitäten werden. Einige literariſche Manifeſte haben die Bettina'ſchen Briefe auch veranlaßt, zu einem ordentlichen literariſchen Bürgeraufruhr iſt es indeſſen noch nicht gekommen, Perſonen wie Streitfragen liegen in der Zeit zu entfernt.

Die große archäologiſche Geſellſchaft, welche, von Rom und Paris aus dirigirt, in der Perſon unſers Kronprinzen ihren Protektor hat, ſcheint mehr und mehr auch hier in Berlin einen feſten Stapelplatz ſich zu gründen. Gerhards Vorleſungen im Muſeum über daſſelbe haben gewiß günſtig gewirkt, um eine allgemeinere Theilnahme rege zu machen. Vielleicht hatte auch ſein Auftreten den offiziellen Zweck, die Wächter über den Schätzen aus dem Schlaf aufzurütteln, ein Schlaf, der zwar unſchädlich iſt, denn die Schätze werden nicht geſtohlen werden, aber die Sammlung iſt noch ſo jung, und bedarf noch ſo ſehr des Zuwachſes, daß man billigerweiſe der Meinung ſeyn konnte, die Poſten dabei dürften noch nicht zu Sinecuren werden. Dr. Panofka's, des Generalſekretärs des Inſtitutes, Anweſenheit hier hat denn auch wohl mit dieſen Zweck. Auch reist Dr. Waagen in dieſem Augenblick nach England, wie man glaubt, in Aufträgen für das Muſeum. Am 21ſten April feierte dieſe archäologiſche Geſellſchaft das Palilienfeſt, als das mit Roms Stiftungsfeſt herkömmlich amalgamirte, durch gelehrte Vorträge und ein Mittagsmahl. Auch dem Scherze wurde nachher beim Weine ſein Recht gewährt, wie er denn nie ganz ausgeſchloſſen bleiben darf, wo in einem geſelligen Verein ein Fortleben beabſichtigt wird. Was hier von namhaften Künſtlern, Gelehrten und Staatsbeamten, die ſich für gelehrte Kunſt intereſſiren, anſäßig iſt, fehlte nicht bei dieſem Feſte, und der Toaſt des Profeſſor Gerhard auf eine ſehr alte, aber — ſo wurde gewünſcht — immer jugendlich bleibende Dame, Roma, verfehlte unter den übrigen Geſundheiten ſeine Wirkung nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Mai 1835.

Falſtaff. — Gnädiger Herr, ich will dieſen Ausputzer nicht ohne Antwort hinnehmen! Edle Kühnheit nennt Ihr unverſchämte Frechheit?

Shakespeare.

Die Londoner Büchertrödler.

(Beſchluß.)

Das iſt Alles recht ſchön, und wir haben es mit großer Erbauung geleſen, aber angeführt ſind wir doch. Wir dürfen uns indeſſen daraus in keiner Beziehung einen Vorwurf machen, nicht bloß, weil hundert andere Käufer unſer Geſchick theilen, ſondern weil vor ganz Kurzem der kluge, von Alters- und Amtswegen erfahrene Lord Mayor, der König der City, gleichmäßig angeführt worden iſt, und ſein Fall iſt um Vieles ſchmerzlicher. Seinen Fall haben die Zeitungen erzählt, und da er ſeit dem Austritte des Melbourneſchen Miniſteriums durch ſeine ultratoriſtiſche Geſinnung ſich vielfach verhaßt gemacht hat, ſo iſt er bedeutend ausgelacht worden. Als in den lezten Tagen des verwichenen Decembers die politiſchen Zuſammenkünfte in der City mit entſchiedenem Uebergewichte gegen das Peelſche Miniſterium ſich ausgeſprochen, glaubte der Lord Mayor den Strom dadurch hemmen zu können, daß er das Herumtragen von Aufforderungen zur Theilnahme an ſolchen Verſammlungen ſtreng unterſagte und ſeinen Conſtables befahl, alle an Stangen befeſtigten und herumgetragenen Anſchläge, wodurch Volksaufläufe entſtünden, wegzunehmen und die Träger nach Befinden zur Haft zu bringen. Da ſieht nun einmal ein Conſtable auf der neuen Straße, welche von Manſion-houſe nach der Londonbrücke durchgebrochen worden und eine ſehr lebhafte Straße iſt, eine gewaltige Menſchenmenge um zwei Tafeln verſammelt. Dem ausdrücklichen Befehle gehorſam, nimmt er ſie weg und überliefert ſie dem Gericht haltenden Lord Mayor. Es fand ſich, daß die Tafeln keinen Aufruf zu einer politiſchen Zuſammenkunft, ſondern ſelbſt zwei Zuſammenkünfte von ganz anderer Art enthielten. Auf der erſten war zu ſchauen die Zuſammenkunft der Begründer des Menſchengeſchlechts, unſerer erſten Eltern, und auf der zweiten die Zuſammenkunft eines Herrn in geiſtlicher Kleidung mit einem Frauenzimmer. Der Lord Mayor war höchlich entrüſtet und fragte nach dem Herumträger. Der Conſtable erwiderte, er habe ſich bloß der Tafeln bemächtigt, denn er ſey des Glaubens geweſen, daß ſie vorzugsweiſe die Uebertreter der obrigkeitlichen Anordnung ſeyen, indem der Herumträger nur die Abſicht gehabt, dadurch Käufer zu einem Paket Bücher zu bekommen. Die Entſchuldigung ſchien dem Lord Mayor nicht zu genügen. Weil man aber in England nicht friſchweg verhaften kann, ohne ſeine Börſe und ſeine Perſon großen Fährlichkeiten auszuſetzen, ſo ließ er es bei ſtillſchweigender Unzufriedenheit bewenden und befahl, die Tafeln, bis der Eigenthümer derſelben ſich melden würde, ſorgſam

Digitized by Google

aufzubewahren. Der Eigenthümer ließ nicht lange auf ſich warten, und auf die Frage des Lord Mayor, ob er ſich nicht ſchäme, ſo unſittliche Darſtellungen öffentlich zu zeigen, antwortete er ſehr ruhig: „er könne Seine Gnaden heilig verſichern, daß der von ihm ausgeſtellte Gegenſtand nichts weniger als Tadel verdiene. Die Abbildungen auf den Tafeln, namentlich die, welche Adam und Eva darſtelle, ſeyen Kopien nach einem der größten Meiſter, und da das Original dem Publikum täglich gezeigt werde, ſo ſey er keinen Falls mehr zu tadeln, als die Mitglieder der königlichen Akademie oder die Vorſteher der Nationalgalerie.“ — Der Lord Mayor, der im Fache der ſchönen Künſte nicht ſehr bewandert iſt, hatte auf dieſen Einwurf nichts zu entgegnen und verlangte nun zu wiſſen, was das für Bücher ſeyen, die mittelſt ſolcher Ankündigungen an den Mann gebracht werden ſollten. „Viel Gutes,“ ſagte er, „läßt ſich nicht von Büchern erwarten, die auf ſo zweideutige Art empfohlen werden.“ — „Es thut mir ſehr leid,“ erwiderte der Eigenthümer, „daß Ew. Gnaden eine ſo üble Meinung von mir haben, um ſo mehr, je ungerechter ſie iſt. Nichts auf der Welt ſollte mich vermögen, ein ſo ſchlechtes, verworfenes Gewerbe zu treiben, als in meinen Augen das eines Verkäufers unſittlicher Bücher iſt. Ich fordere Jeden auf, mir das Schuld zu geben und ſeine Behauptung zu beweiſen. Hier ſind die Bücher, zu deren Empfehlung die Gemälde dienen ſollten.“ Ziemlich lebhaft ergriff und durchblätterte der Lord Mayor die dargereichten Druckſchriften, aber wahrhaftig, ſie enthielten auch nicht ein Jota von Immoralität, ſondern bezweckten vielmehr, den Menſchen an die ungewiſſe Dauer ſeines Lebens, an ſeine Hinneigung zum Laſter und an alles das Elend zu erinnern, welches die unvermeidliche Folge iſt, wenn er ſich in Verſuchung führen läßt und nicht die Kraft hat, ihr zu widerſtehen. Der Lord Mayor verzog das Geſicht, nannte dieſe Art, die Leute — und ihn — anzuführen, eine neue Erfindung, und entſchied, daß, obgleich gegenwärtiges Verfahren minder ſtrafbar ſey als das entgegengeſezte, unmoraliſche Bücher unter moraliſchen Titeln zu verkaufen, es doch, als die Schicklichkeit verletzend, ebenfalls nicht geduldet werden könne. Demgemäß ging ſein Ausſpruch dahin, daß zwar die Bücher zurückgegeben, die Abbildungen aber vernichtet werden ſollten. Der Eigenthümer war darüber ſo wenig betreten, daß das Ganze ein angelegter Plan ſchien, um die Verordnung des Lord Mayor und dadurch ihn ſelbſt lächerlich zu machen. „Ich bedaure,“ ſagte der Verurtheilte, „daß meine Abbildungen ſo unglücklich ſind, Ew. Gnaden zu mißfallen. Abbildungen muß ich jedoch haben, wenn ich meine Bücher abſetzen will. Alſo werde ich mich bemühen, ihren Inhalt auf andere Art zu verſinnlichen.“

Die Prairien.

(Fortſezung.)

Jezt blieb nichts übrig, als mein Pferd zu wenden und meine Begleiter aufzuſuchen. Dies war aber nicht ſo ganz leicht: im Weidmannseifer war ich unbedachtſam weit fortgeſprengt und ſah mich nun mitten in einer Einöde, wo wellenförmige Hügel, kahl und einförmig, den Geſichtskreis beſchränkten, und wo, weil es völlig an charakteriſtiſchen Formen, an Punkten fehlt, nach denen man ſich richten kann, der Unerfahrene ſich ſo leicht verirrt als auf der wüſten See. Noch dazu war der Himmel bedeckt, ſo daß ich mich nicht nach der Sonne richten konnte. Das einzige Mittel war, die Spuren, die mein Pferd im Herkommen gemacht, wieder rückwärts zu verfolgen, aber ich verlor ſie oft, wo der Boden mit dürrem Gras bedeckt war. Wer nicht daran gewöhnt iſt, für den hat die Einſamkeit der Prairie etwas unbeſchreiblich Schauerliches; Waldeinſamkeit iſt nichts dagegen. Hier iſt die Ausſicht durch Bäume beſchränkt, und die Einbildungskraft kann ſich, was dahinter liegt, ſo lieblich malen als ſie will; dort aber eine unermeßlich hingebreitete Landſchaft, ohne die Spur eines menſchlichen Weſens. Es drängt ſich einem das Gefühl auf, daß man weit, weit von allen menſchlichen Wohnſitzen iſt, es iſt einem, als lebte man allein in einer ausgeſtorbenen Welt. Jezt, da das Feuer der Jagd verraucht hatte, war ich doppelt empfänglich für dieſe Eindrücke. Die Stille der Einöde brach zuweilen hier das Geſchnatter eines Trupps Pelikane, die Geſpenſtern gleich um ein Waſſer in der Ferne herwackelten, dort das unheimliche Geſchrei eines Raben in der Luft, während hin und wieder ein ſchuftiger Wolf vor mir aufſprang, eine Strecke lief, ſich ſezte, und heulte und winſelte, in Tönen, welche die weite Einſamkeit umher wirklich ſchauerlich machten. Endlich gewahrte ich oben auf einer Anhöhe in der Ferne einen Reiter, und erkannte ihn bald als meinen Begleiter von vorhin; er hatte kein beſſer Glück gehabt als ich. Bald darauf ſtieß noch ein würdiger Freund, der Engländer, oder der Dilettant, wie wir ihn nannten, zu uns; er hatte mit der Brille auf der Naſe zu Pferde zwei oder drei Schüſſe gethan, ohne zu treffen.

Wir beſchloſſen, uns nicht zum Lager zu wenden, bevor wir nicht noch einen Verſuch gemacht. Wir muſterten die weite Ebene und entdeckten, etwa zwei Meilen weit weg, eine Büffelheerde, welche zerſtreut bei einem ſchmalen Streif von Buſchwerk und Bäumen weidete. Es brauchte keinen ſtarken Aufwand von Phantaſie, um ſich dabei zu denken, zahmes Rindvieh graſe auf einer Gemeindeweide und hinter dem Gebüſch liege ein einſamer Bauerhof. Unſer Plan ging dahin, die Heerde zu

umgehen, und ſie von jenſeits der Gegend zuzujagen, wo, wie wir wußten, ungefähr unſer Lager ſich befand; machten wir es nicht ſo, ſo konnten wir durch die Jagd leicht ſoweit hinausgeführt werden, daß es uns unmöglich wurde, uns vor Einbruch der Nacht zurückzufinden. Wir machten daher einen weiten Umweg, ritten ſachte, vorſichtig dahin und hielten an, ſobald wir ſahen, daß ein Stück der Heerde aufhörte zu graſen. Zum Glück wehte der Wind von ihnen her, ſonſt möchten ſie uns leicht gewittert haben. So gelang es uns, die Heerde förmlich zu umgehen, ohne ſie aufmerkſam zu machen. Sie beſtand aus etwa vierzig Stücken, Ochſen, Kühen und Kälbern. Wir gingen jezt aus einander und rückten langſam in gleicher Linie vor, in der Hoffnung, unbemerkt ganz nahe kommen zu können. Allermittelſt ſezten ſich die Büffel langſam in Gang und blieben alle paar Schritte wieder ſtehen, um zu graſen; da ſprang auf einmal ein Ochs, der, unbemerkt von uns, zu unſerer Linken unter einer Baumgruppe ſeiner Ruhe gepflegt hatte, von ſeinem Lager auf und eilte den andern nach. Wir waren noch ziemlich weit entfernt, aber bereits war das Wild gewarnt; wir ritten ſchärfer zu, die Heerde ſezte ſich in Galopp, und jezt ging die Jagd los.

Da das Terrain eben war, ſo ſprengten ſie ſehr raſch dahin, eins hinter dem andern, zwei oder drei Ochſen im Nachtrab; der hinterſte erſchien durch ſeine ungeheure Größe, durch den ehrwürdigen Stirnbüchel und Bart von ſonnenverbranntem Haar als der Altvater der Heerde, und lange ſchon mochte er als König der Prairie geherrſcht haben. Der Anblick dieſer plumpen Thiere iſt ſchrecklich und komiſch zugleich: mühſam ſchieben ſie ihre ſchwere Maſſe vorwärts, wobei der unbehülfliche Kopf und das Vordertheil ſich beſtändig auf und ab bewegen, der Schwanz ſteht in die Höhe, gleich Pantalons Schweif im Puppenſpiel, ſtolz und ſpaßhaft zugleich flattert die Trodel an der Spitze in der Luft, und aus den giftig rollenden Augen ſprüht Schreck und Wuth.

Ich ſprengte eine Weile neben dem Zuge der Büffel her, war aber nicht im Stande, mein Pferd auf Piſtolenſchußweite hinan zu bringen, ſo ſehr hatte es ſich beim Angriff des Büffels vorhin entſezt. Endlich gelang es mir doch, aber leider verſagten meine Piſtolen wieder. Meine Begleiter, deren Pferde nicht ſo flüchtig und munter waren, konnten die Heerde nicht einholen; endlich ſchlug der Dilettant, der der hinterſte war und des Terrains wegen nicht weiter konnte, ſeine Doppelflinte an und that einen ſehr weiten Schuß. Die Kugel traf einen Büffel über der Lende, zerſchmetterte den Rückgrat, und das Thier ſtürzte. Er hielt an und ſtieg ab, um ſeinen Fang abzuthun; da entlehnte ich das Gewehr von ihm, in dem noch ein Schuß war, ſezte mein Pferd in vollen Lauf, und holte die Heerde wieder ein, die, von unſerm dritten Mann verfolgt, dahindonnerte. Bewaffnet, wie ich jezt war, brauchte ich mein Pferd nicht ſo nahe hinzuzwingen; ich nahm einen Büffel auf's Korn und brachte ihn durch einen glücklichen Schuß zu Boden. Das Thier war zum Tod getroffen; es vermochte ſich nicht mehr aufzuraffen, ſondern blieb zappelnd im Todeskampf liegen, während die Heerde über die Prairie weiter ſprengte.

Ich ſtieg ab, feſſelte mein Pferd, damit es ſich nicht verlaufen konnte, und betrachtete nun mein Opfer. Ich bin kein Weidmann; die Größe des Wilds, der Reiz einer abenteuerlichen Jagd hatten mich zu dieſer ungewohnten Heldenthat getrieben. Jezt, da die Aufregung vorüber war, blickte ich mitleidig auf das arme Thier nieder, das zappelnd und blutend zu meinen Füßen lag. Gerade ſeine gewaltige Größe, die mich eben in ſeiner Verfolgung ſo hitzig gemacht, ſchärfte jezt meine Gewiſſensbiſſe. Es war mir, als ſtände das Leiden, das ich verſchuldet, im Verhältniß mit der Körpermaſſe meines Opfers, als wäre hier hundert Mal mehr Leben vernichtet, als durch die Tödtung eines kleinen Thiers.

Dieſe Regungen der Reue wurden dadurch noch ſchmerzlicher, daß der Todeskampf des Thiers andauerte. Wohl war die Wunde tödtlich, aber der Tod konnte erſt ſpät eintreten. Ich konnte es nicht über mich bringen, es ſo liegen zu laſſen, damit es noch lebendig von den Wölfen zerriſſen würde, welche bereits ſein Blut gewittert, und, meines Abzugs gewärtig, in der Entfernung heulend umherſchlichen, ſo wie von den Raben, welche umherflogen und ihr unheimliches Geſchrei hören ließen. Es war jezt ein Werk der Barmherzigkeit, ihm den Gnadenſtoß zu geben und ſeinen Leiden ein Ende zu machen. Ich ſchüttete daher friſches Pulver auf eine der Piſtolen und trat zum Büffel heran. Ich fühlte, ſo mit kaltem Blute eine Wunde ſchlagen, iſt etwas ganz anderes, als in der Hitze der Jagd Feuer geben. Doch ich legte an, gerade hinter dem Schulterblatt, und diesmal that die Piſtole ihre Schuldigkeit; die Kugel mußte durch das Herz gegangen ſeyn, denn das Thier zuckte nur noch einmal und verſchied.

Während ich über die Zerſtörung, die ich ſo muthwillig angerichtet, philoſophirte, und mein Pferd ruhig neben mir weidete, langte mein Jagdgefährte, der Dilettant bei mir an; und dieſer, der, wie in Allem, ſo auch im edlen Weidwerk trefflich bewandert war, machte ſich ſogleich daran, dem Büffel die Zunge auszuſchneiden, und überreichte ſie mir, um ſie als Siegeszeichen in's Lager zu bringen.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortſetzung.)

Lyons ſittlicher Zuſtand.

Die Schweſter Robert ward überall geſucht, wo ſie ſich gewiß nicht verſteckte, da aber, wo ſie wahrſcheinlich verborgen war, in dem Bette oder in dem Schrank einer andern Schweſter, hielt es der Polizeikommiſſär doch nicht für paſſend, Nachſuchungen anzuſtellen und Gewalt zu brauchen; er zog alſo mit dem Offizier und ſeinen fünfzig Mann unverrichteter Sache wieder ab. Die Hoſpitaladminiſtration konnte ſich aber natürlich mit dieſen halben Maßregeln nicht begnügen, ohne ihre Stellung aufzugeben; denn die Schweſtern wollten ihr von nun an weder gehorchen, noch das Hoſpital verlaſſen. Das Konſeil beſchloß daher, fünf soeurs prétendantes (angehende Schweſtern) ganz aus dem Hoſpital zu entfernen, eine soeur croisée (ein Kreuz tragende Schweſter) zu beſtrafen, überdies aber einen Kommiſſär zu ernennen, um über das Betragen vier anderer Unterſuchung anzuſtellen. Glücklicherweiſe wurde wenigſtens bei dieſen Maßregeln Feſtigkeit gezeigt, und die widerſpenſtigen Mädchen unterwarfen ſich, als die Schweſter Robert und die andern Inſurgentinnen aus dem Haus entfernt waren. Es würde wahrſcheinlich gar nicht zur Empörung gekommen ſeyn, wenn die Behörde gleich bei der erſten Gehorſamsweigerung Ernſt gezeigt und die rechten Maßregeln ergriffen hätte. Indeſſen wurde mit dieſer Ahndung der Inſurrektionsgeiſt der Schweſtern noch lange nicht gedämpft, denn ganz vor Kurzem zeigte er ſich wieder in dem Hoſpital, wiewohl in geringerm Maß, gerade wie die recrudeszirende Cholera in Marſeille.

Alle Erſcheinungen, welche uns in und um Lyon jezt täglich beunruhigen, laſſen ſich nur aus dieſem gänzlichen Mangel an Einigkeit und Zuſammengreifen der Behörden erklären. Sie geben die Diagnoſe des Marasmus, in dem unſere Verwaltung verſunken iſt und der ſich täglich mehrt. Daher die unaufhörlichen und empörenden Unſittlichkeiten und Skandale auf den Straßen, daher die unverſchämten Einbrüche an den belebteſten Orten, die großen Diebſtähle am hellen lichten Tag, die Kirchenräubereien, die Angriffe, Beraubungen, Verwundungen und Tödtungen in und dicht bei der Stadt, daher die immer wieder auflebenden Seidenarbeiter-Aſſociationen, ihre vehmgerichtartigen Anmaßungen, Arbeitsverbote, Geldſtrafen, Androhungen u. ſ. w., daher die neuen Inſurrektionsſcenen zwiſchen den Arbeitern, ihr Drohen unter einander, ihr Wüthen gegen das Militär, wo ſie ſich bald mit Verwundungen begnügen, bald zu heimlichen Schüſſen und Dolchſtößen auf die einzeln ſtehenden ſchutzloſen Schildwachen übergehen. Wäre den Leſern mit dergleichen Erzählungen gedient, ſo könnte ich alle Monate mit einigen Seiten aufwarten; einige andere könnten gefüllt werden mit Erzählung der verſuchten oder ausgeführten, gewöhnlich durch die Nebenumſtände noch gräßlicher werdenden Morde in Lyon und der Umgegend. Wir fragen Alle, wir fragen täglich: wann wird dies aufhören? werden wir wieder einen ruhigen und geſicherten Zuſtand erleben? werden wir in unſerer ſchönen, reichen Stadt einmal nicht mehr für unſer Hab und Gut zittern müſſen? werden wir in dieſem geſegneten Land ſeines Segens und unſers Lebens wieder froh werden? Allerdings! aber nicht eher, als bis ſeine Bewohner aufhören, auf der niedrigſten Stufe der Sittlichkeit und ächten Bildung unter den Völkern Europa's zu ſtehen, wenn ſie anfangen, auch noch für etwas Anderes Sinn zu haben, als was dem gemeinſten Materialismus und Egoismus angehört. Man ſieht dies auch oben recht gut ein, daher die dankenswerthen Bemühungen der Regierung, durch beſſere Volksſchulen und andere gute Anſtalten dieſer Art eine beſſere Generation zu erziehen, die der Mehlthau der Revolution nicht ergriffen und verdorben hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, April.

(Fortſetzung.)

Neue Kunſtwerke und Kunſtbeſtrebungen.

Verſchiedene verſpätete Einſendungen zur vorjährigen Kunſtausſtellung — darunter auch einige aus Rom — haben es nöthig gemacht, noch einmal die Säle der Akademie dem Publikum zu öffnen, und ſo gering an Zahl auch die ausgeſtellten Kunſtwerke ſind, locken ſie doch täglich eine große Anzahl Beſchauer. Ein Altarblatt von Julius Hübner, das ein reicher Kaufmann aus Meſeritz für die dortige Kathedrale beſtimmt hat, nimmt als ein gewiſſermaßen vollendetes Kunſtwerk die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Chriſtus erſcheint den vier Evangeliſten. Chriſtus als Erſcheinung iſt für alle Meiſter eine mißliche Aufgabe; ſie ſo gelöst zu haben, daß das poſitiv Störende wenigſtens entfernt bleibt, iſt ſchon genug. Unter den Evangeliſten, deren jeder in ſeiner eigenthümlichen Anſchauungsweiſe verſunken daſizt, iſt beſonders der jugendliche Johannes, der ihn allein ganz erſchaut, gelungen. Wenige neuere Kirchen werden ſich eines ähnlichen Altarblattes zu erfreuen haben. Faſt iſt es zu bedauern, daß das ſchöne Bild, welches Hübners Namen unter den Schadowſchen Schülern wieder hoch in Ehren bringt, dort vergraben wird. Sonſt ſieht man wenig aus Düſſeldorf. Einige treffliche Landſchaften ſind da von Ahlborn und Schirmer. Als reizende Effektſtücke locken indeſſen zwei weibliche Porträts die Menge, eine ſchöne Brünette von A. Schmidt mit ſüdlichem Anflug, und das ſinnige Geſicht einer jungen Dame aus den höhern Ständen von Begas, eben ſo treffliche Werke, als die Schönheit der Züge ausgezeichnet iſt. Unter den Skulpturen zeichnen ſich mehrere Reliquien des zu früh für die Kunſt in Rom geſtorbenen Rudolph Schadow aus. — Die Theilnahme des Publikums für das wenige Neue, das ihm hier geboten wird, iſt ein gutes Prognoſtikon für das gehoffte und erwartete Nationalmuſeum, deſſen Säle vermuthlich minder leer ſtehen werden, als leider die Hallen unſers großen Muſeums. Auch verlautet, daß der kunſtliebende Graf Raczinski, welcher mit bedeutender Anſtrengung und großen Opfern an einem Werke über die neuern deutſchen Malerſchulen arbeitet, ein Werk, das, in franzöſiſcher Sprache, dieſe Schulen endlich auch zur Kenntniß des Auslandes bringen ſoll, ſeine eigene reiche Gemäldeſammlung in ſeinem Hotel ausſtellen und dem Publikum den Zutritt öffnen will. Möchte dies doch auch dem ſchwediſchen Generalkonſul Wagner möglich werden, einem Manne, der das Verdienſt hat, zuerſt als Privatmann eine ſehr große und werthvolle Sammlung von trefflichen Stücken jüngerer Maler nachgerade an ſich gebracht zu haben. In dieſer ſeiner Sammlung läßt ſich auch hiſtoriſch der Fortſchritt der neuern Kunſt verfolgen, und manches Bild, das vor zehn, zwölf Jahren auf der Ausſtellung als unerreichtes Meiſterwerk ſtrahlte, tritt jezt ſehr beſcheiden vor der höhern Ausbildung der neuern Werke zurück. Leider kann ein Privatmann nicht immer offene Hallen unterhalten, wenn auch Herrn Wagners Humanität dies, wie wir nicht zweifeln, gern wollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 21. Mai 1835.

Was ſtets und aller Orten
Sich ewig jung erweiſt,
Iſt in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geiſt.

Platen.

Gedichte von H. Heine.

I.

Ich liebe ſolche zarte Glieder,
Der zarten Seele ſchlanke Hülle;
Ich liebe ſolche ſanfte Augen
Und ſolche wilde Lockenfülle.

Du biſt ſo recht die rechte Sorte,
Die ich geſucht in allen Landen!
Auch meinen Werth hat Euresgleichen
So recht zu würdigen verſtanden.

Du haſt an mir den Mann gefunden,
Wie du ihn ſuchſt. Du wirſt mich reichlich
Beglücken mit Gefühl und Küſſen,
Und dann verlaſſen, wie gebräuchlich.

II.

Gleich Merlin, dem eitlen Weiſen,
Biſt du, armer Nekromant,
Nun am Ende feſtgebannt
In den eignen Zauberkreiſen.

Feſtgebannt, zu ihren Füßen
Lieg' ich nun, und immerdar
Blick' ich in ihr Augenpaar; —
Und die Stunden, ſie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum;
Was ich rede, weiß ich kaum,
Weiß auch nicht, was ſie geſprochen.

Manchmal iſt mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund;
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen ſpüren.

III.

Du liegſt mir gern im Arme,
Du liegſt mir am Herzen ſo gern!
Ich bin dein ganzer Himmel,
Du biſt mein liebſter Stern.

Tief unter uns da wimmelt
Das närriſche Menſchengeſchlecht;
Sie ſchreien und wüthen und ſchelten,
Und haben alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben ſchlagen
Sie ſich die Köpfe wund.

Digitized by Google

Wie glücklich ſind wir beide,
Daß wir von ihnen ſo fern!
In deinem Himmel verbirgſt du
Dein Haupt, mein liebſter Stern!

IV.

Wenn ich, beſeligt von Liebesküſſen,
In deinen Armen mich wohlbefinde,
Dann mußt du mir nie von Deutſchland reden —
Ich kann's nicht vertragen — es hat ſeine Gründe.

Ich bitte dich, laß mich mit Deutſchland in Frieden;
Du mußt mich nicht plagen mit ewigen Fragen,
Nach Heimath und Sippſchaft und Lebensverhältniß —
Es hat ſeine Gründe — ich kann's nicht vertragen.

Die Eichen ſind grün, und blau ſind die Augen
Der deutſchen Frauen, ſie ſchmachten gelinde,
Und ſeufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben —
Ich kann's nicht vertragen — es hat ſeine Gründe.

V.

Unſre Seelen bleiben freilich
In platoniſcher Empfindung
Feſtvereinigt; unzerſtörbar
Iſt die geiſtige Verbindung.

Ja, ſogar im Trennungsfalle
Fänden ſie doch leicht ſich wieder;
Denn die Seelen haben Flügel,
Schnelles Schmetterlingsgefieder;

Und dabei ſind ſie unſterblich,
Und die Ewigkeit iſt lange;
Und wer Zeit hat und wer ſuchet,
Findet, was er auch verlange.

Doch den Leibern, armen Leibern,
Wird die Trennung ſehr verderblich,
Haben keine Flügel, haben
Nur zwei Beine und ſind ſterblich.

Das bedenke, ſchöne Kitty,
Sey vernünftig, klug und weiſe;
Bleib' in Frankreich, bis zum Frühling,
Bis ich mit nach England reiſe.

VI.

In meinen Tagesträumen,
In meinem nächtlichen Wachen,
Stets klingt vor meiner Seele
Dein allerliebſtes Lachen.

Denkſt du noch Montmorencys,
Wie du auf dem Eſel ritteſt
Und von dem hohen Sattel
Hinab in die Diſteln glitteſt?

Der Eſel blieb ruhig ſtehen,
Fing an die Diſteln zu freſſen —
Dein allerliebſtes Lachen
Werde ich niemals vergeſſen.

VII.

Ein Jeder hat zu dieſem Feſte
Sein liebes Liebchen mitgebracht,
Und freut ſich der blühenden Frühlingsnacht.
Ich wandle allein, mir fehlt das Beſte.

Ich wandle allein, gleich einem Kranken,
Ich fliehe die Luſt, ich fliehe den Tanz,
Und die ſchöne Muſik und den Lampenglanz —
In England ſind meine Gedanken.

Ich breche Roſen, ich breche Nelken,
Zerſtreuten Sinnes und kummervoll.
Ich weiß nicht, wem ich ſie geben ſoll.
Mein Herz und die Blumen verwelken.

Zeitbilder aus Paris.

Die Pariſer Spielhäuſer.

Es gibt in Paris ſechs privilegirte Spielhäuſer; vier davon ſind im Palais-royal, dieſem Zaubergarten der Circe, ein fünftes iſt in der Rue de Marivaux, und das ſechste bei Fraskati in der Rue Richelieu. Es iſt unbegreiflich, wie ſich noch immer eine ſo große Menge Leichtgläubiger finden mag, welche mit der Hoffnung auf mehr oder minder bedeutenden Gewinn die Schwelle dieſer Häuſer betreten, da es hier notoriſch bekannt iſt, daß die Spieldirektion an den Staat eine jährliche Pacht von ſechs Millionen Franks bezahlt, daß die Verwaltung dieſer Spielhäuſer außerdem nicht weniger als drei Millionen im Laufe jeden Jahrs koſtet und die Aktionärs der Spielgeſellſchaft dennoch ſämmtlich ein unermeßliches Vermögen dabei gewinnen.

Jedes dieſer Spielhäuſer hat, gleichwie in Bayern ein Brauhaus, ſeine regelmäßigen Beſucher, ſeine Standgäſte, welche in kein anderes gehen und es als eine Verſuchung des böſen Prinzips betrachten, ſo oft es ihnen einfallen ſollte, ihr Glück einmal irgendwo anders auf die Probe zu ſtellen. Der Aberglauben der Spieler

Digitized by Google

iſt in der ganzen Welt ſprichwörtlich geworden, und es gibt in der That nichts Wahreres. In Paris waren ſelbſt die geiſtreichſten Spieler davon nicht frei. Benjamin Conſtant, ein leidenſchaftlicher Spieler, legte die Gold= und Silberſtücke jedesmal ſo vor ſich hin, daß die Bildniſſe der Kaiſer und Könige, welche darauf ausgeprägt waren, auf die umgekehrte Seite zu liegen kamen, weil er glaubte, ihr Anblick bringe ihm Unglück. Die meiſten Spieler glauben ſteif und feſt, daß ihnen das Glück nur in dem und dem Hauſe gewogen ſey; andere kehren ſogleich wieder um, wenn ihnen Jemand mit der Brille oder eine ältliche Dame beim Hinausgehen auf der Treppe begegnet. Il n'y a pas de moyen de gagner, hörte ich eines Tags einen Spieler laut ausrufen, der ſich erzürnt von ſeinem Sitze erhob, nachdem er eine bedeutende Summe verloren hatte, quand on a devant les yeux une figure aussi horrible que celle de Monsieur, und dabei warf er dem gegenüberſitzenden Pontirer grimmige Blicke zu, und ging fort, um ſeinen Aerger und ſeinen Verluſt zu verſchmerzen.

Ein Transparent mit blaßrothem Lichtſchimmer erhellt die Nummern der Spielhäuſer im Palais=royal, und dient dieſen Laſterhöhlen als Aushängeſchild. Am übelberüchtigtſten darunter iſt Nr. 36 in der Galerie Montpenſier. Wenn der Spieler von Stand und Profeſſion ungeheure Summen verloren, wenn ſein abgeſtumpfter Geiſt ihn keine Sorgfalt mehr auf ſein Aeußeres und ſeinen Anzug verwenden läßt, und jedes Gefühl für Anſtand und Sitte in ihm erſtorben iſt, ſo ſieht er ſich genöthigt, die vornehmen Spielhäuſer zu meiden; die Thüren bei Fraskati öffnen ſich nicht mehr für ihn, und er begibt ſich alsdann in die Rue de Marivaux, bis er endlich in den lezten Hafen, in Nr. 36 des Palais=royal, einläuft. Dies iſt das Invalidenhotel und Bettlerhoſpital alter, heruntergekommener Spieler, welche hier im Winter von Mittag bis drei Uhr des andern Morgens ein gewärmtes Zimmer und ein ſchlechtes Bier, zu jeder Jahreszeit aber ein Obdach, und, was viel ſagen will, immer noch unglücklichere Leute als ſie ſelbſt finden. In andern Spielhäuſern ſpielt man zum Zeitvertreib oder aus Gewinnſucht und Leidenſchaft; hier iſt das Spiel ein wirklicher Gewerbszweig. In jenen hektiſchen, lungenſüchtigen Phyſiognomien, in jenen ſtieren, glotzenden Augen, in jenen ſpärlichen, grauen Haaren, in jenen von Runzeln durchfurchten, eingedrückten Hirnſchädeln — iſt in ihnen nicht das Spiel Fleiſch und Blut geworden? kann da noch ein Funke von Leidenſchaft wohnen, oder noch ein anderes Gefühl, als der thieriſche Inſtinkt der Selbſterhaltung und des Genuſſes aufkommen?

Vor Kurzem berichteten die Pariſer Tageblätter folgenden Vorfall. Eines Abends verirrt ſich ein ehrlicher Mezgermeiſter von Paris in Nr. 36. der Galerie Montpenſier; er ſpielt und verliert. In der Hoffnung, ſeinen Verluſt wieder gut zu machen, hatte er ſeinen Beſuch zu wiederholten Malen erneuert, und am Ende ſein Vermögen dabei zugeſezt. Eines Abends blieb ihm nichts mehr als ein armſeliges Zweifrankenſtück; er ſezt es, und verliert. In der Angſt und Verzweiflung ſeines Herzens ſtürzt er ſich zum Fenſter hinaus in den Garten des Palais=royal; man findet ihn leblos auf dem Boden liegen. Unter den anweſenden Spielern befand ſich ein Arzt, welcher dem Sterbenden zur Ader läßt und die Hülfe ſeiner Kunſt an ihm verſchwendet; doch vergebens, der Unglückliche ſtirbt nach wenigen Minuten. Die Spieldirektion bezahlt dem Arzte, einem habituellen Spieler, für ſeine Mühe zwanzig Franken, womit derſelbe ſofort zu pontiren anfängt und im Verlauf kurzer Zeit mehrere hundert Franken gewinnt. Wegen dieſes unverhofften Glücks will er ſeine Freunde mit einem prächtigen Mittagsmahl regaliren, und die Geſellſchaft begibt ſich ſofort vom Spieltiſch zu den Trois Frères Provençaux, wo der Gaſtgeber während des Eſſens verſchiedene Male äußert: Est-ce heureux, que cet imbécille se soit jeté par la fenêtre! Und nun frage man noch, ob das Spiel nicht das Herz eintrocknet, und ob Paris nicht der Mittelpunkt der europäiſchen Civiliſation iſt?

Paris iſt der geeignetſte Ort, wo das Talent und die raſtloſe Induſtrie ſich am freieſten bewegen und am großartigſten entwickeln können; aber zu gleicher Zeit finden auch jene tauſend und aber tauſend Individuen, deren Exiſtenz prekär und für einen ehrlichen Menſchen räthſelhaft iſt, an keinem Orte ſo viel Gelegenheit, ihre Betriebſamkeit auszuüben und auf eine jämmerliche Weiſe ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, als in Paris. Keine Stadt der Welt bietet dem Beobachter ſo ſchneidende Kontraſte des menſchlichen Lebens dar. Wenn der Millionär ſich auf die Börſe begibt, um im Tempel des neuen Jeruſalems ſeinen Gott anzubeten, rollt ſein Tilbouri an einem Manne vorüber, deſſen einziges Gewerbe darin beſteht, Papierſtreifen und Lumpen von der Straße aufzuſacken, oder kleine Stücke Eiſen aus den Rinnſteinen auszufiſchen. Hier ſpekulirt man auf Alles, auf ſpaniſche Fonds, auf Ehre, guten Namen und Ruf, auf Renten, auf Weiber, ja auf den Zufall.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortſetzung.)

Spaniſche Tänzer. Seydelmann.

Nachdem die Loiſſetſche Kunſtreitergeſellſchaft, die hier merkwürdiges Glück gehabt, Berlin verlaſſen, hat Spanien

uns einige Nationaltänzer zugeſandt. Sie kommen aus dem Süden von Deutſchland, alſo werden Ihre Leſer von hier aus keine Berichte über ſie erwarten. Noch hat Natur und Anmuth die Nationaltänze der Spanier nicht verlaſſen; alſo können ſie dem Publicum, das ſich an unſern Balletten freut, nicht zuſagen. Man findet es zu einfach, zu natürlich. Aber die Verehrer wahrer Grazie beſuchen unſere Ballette ſchon längſt nicht mehr; alſo fehlt es den Fremden an der Bewunderung, von der der Bühnenkünſtler leben muß. — Madame Birch-Pfeiffer hat Berlin verlaſſen, um nach Hamburg zu gehen, während noch ihr Glöckner das Publikum in der Königsſtadt zuſammenläutet. Die Sängerin Vial, eine geborne Deutſche, aus Turin, erfreut ſich bei ihren Gaſtſpielen eines großen Beifalls. Auf dem königlichen Theater ſind die Töchter der Crelinger, Bertha und Klara Stich, als wirkliche Mitglieder engagirt, haben aber mit ihrer Mutter Berlin zu einer längern Kunſtreiſe verlaſſen. Auch wäre jezt keine Zeit für ſie, zu glänzen. Alle Theilnahme wendet ſich dem Einen Gaſte zu, den Sie uns geſandt, und es iſt kein Raum da für einen andern.

Seydelmann hat eine ältere Zeit des Berliner Theaterweſens wieder hervorgerufen. So gedrängt volle Häuſer, ſo geſpannte, athemloſe Aufmerkſamkeit, ſo viel Redens hat ſeit unvordenklicher Zeit kein dramatiſcher Künſtler aus der Fremde erregt. Bei Künſtlerinnen iſt es ein anderer Fall. Ich will nicht behaupten, daß er die apathiſche Menge elektriſirt hat, denn dazu gehören, wie die Sachen jezt ſtehen, andere magiſche Kräfte, aber mit denen, die er beſizt, hat er das Mögliche erreicht, er hat ohne allen Glanzapparat ſich zum Gegenſtand der Mode gemacht, und die ſchlafen gegangene Berliner Kritik aufgeweckt. Es kann mir nicht beikommen, Ihnen über einen Mimen, den Sie beſſer kennen, als wir, einen referirenden Bericht zu ſchreiben, ſelbſt um ein Geſammturtheil über ſeine Gaſtſpiele zu geben, wäre es zu früh; aber das berichte ich, daß Seydelmann, wie ein gewiegter Schauſpieler, auch ein weltkluger Mann iſt, und keinen günſtigern Augenblick, herzukommen, wählen konnte. Wenn ich Ihnen ſage, daß an den Abenden, wo er ſpielt, in dem gewöhnlich leeren Hauſe kein Plaz zu bekommen iſt, und wenn Sie in allen Blättern ſein Lob leſen und nur ſein Lob, ſo meinen Sie indeſſen nicht, daß die Anerkennung oder Bewunderung eine einſtimmig durchgehende iſt. Der Appiaus konnte Ordnung, das Zuſtrömen Mode, die Sprache der Kritik Rückſicht und Pflicht der Gaſtlichkeit ſeyn, es gibt auch in der That nicht ganz unbedeutende Oppoſitionsſtimmen, die ſich ſpäter vielleicht erſt laut machen, aber eben daß ſie das nicht ſind, ſpricht auch von der Wichtigkeit ſeiner Erſcheinung. Seit zwanzig Jahren hat kein Mime von auswärts eine intruſive Oppoſition angeregt, und während Klaqueurs erkauft und beſtellt werden können, vermag nur eine wirkliche Größe ernſte Gegnerſchaft hervorzurufen. Die am meiſten an ihm auszuſezen haben, erkennen vielleicht durch die Würdigung, welche ſie ihm werden laſſen, am meiſten ſeine Bedeutung an. — In meinem nächſten Briefe, wenn ſeine Gaſtſpiele geendet ſind, ſchreibe ich Ihnen mehr von dem Eindrucke, den er gemacht, bewahrt und zurückgelaſſen hat.

(Der Beſchluß folgt.)

Lyon, Mai.

(Fortſezung.)

Kleinkinderſchulen. Wiederherſtellung der Fakultät der Wiſſenſchaften.

Für die Erziehung dieſer neuen Generation iſt es gewiß von bedeutendem Nuzen, daß ſich auch hier Kleinkinderſchulen, oder, ſchöner geſagt, Salles d'asile bilden. Dazu hat die Stadt nicht allein ein Bedeutendes ausgeworfen, ſondern viele Privatperſonen ſteuern auch anſehnliche Summen bei. Schon ſind mehrere errichtet, und bald dürfte jedes Quartier Lyons ſeine Schüler haben. Alle Kinder der Arbeiter und der ärmern Klaſſen, die drei Jahre alt ſind, werden hier den ganzen Tag über aufgenommen, beaufſichtigt und unterrichtet. Erſt am Abend kehren ſie zu ihren Eltern zurück, wenn dieſe ſelbſt von der Arbeit nach Haus kommen, der ſie, ohne Beſorgniß für ihre kleine Familie, den ganzen Tag über nachgehen konnten. Sehr viel iſt ſchon damit gewonnen, daß die Kinder den ganzen Tag über dem Straßenleben, und was oft noch ſchlimmer iſt, dem Beiſpiel und dem Einfluſſe ihrer Eltern entzogen werden, daß ihre zarte, eindrucksfähige Jugend nicht mehr die Rohheit und Verdorbenheit der Eltern in Wort und That ſieht, ſondern in reinerer Luft aufwächst. Später kommt freilich wieder eine böſe Zeit für ſie, die Lehrjahre, wo beſonders in großen Fabrikſtädten ſchlechte Beiſpiele am gefährlichſten wirken, weil die Leidenſchaften ihnen zu Hülfe kommen. Indeß ſind doch immer die Eindrücke der Jugend von großem Werth.

In der höhern Bildungsſphäre iſt die Wiedererhebung und Eröffnung unſerer ehemaligen Faculté des sciences von beſonderer Bedeutung für Lyon. Es iſt dies eines der vielen und großen Verdienſte, die ſich der Miniſter Guizot um die geiſtige Erhebung und Läuterung Frankreichs erworben hat, Verdienſte, die man erſt dann recht bei uns erkennen und würdigen wird, wenn ſich einmal die politiſchen Leidenſchaften und Spaltungen mit ihren Parteinamen verwiſcht haben werden. Unſere alte Faculté des sciences entſtand in der Kaiſerzeit, als ergebene Dienerin der Univerſität zu Paris, ſchlief aber bald unter deren Einfluß ein und ſchlummerte auch ſo fort, bis ſie ſpäter 1816 unter der Reſtauration ganz aufgehoben wurde. Man bemerkte aber dieſes Hinſterben kaum, denn Frankreich hatte damals keinen Sinn für die Wiſſenſchaften. Später, in den Friedensjahren, fing man bei uns wieder an, einiges Bedürfniß nach höherm und gründlicherm Unterricht in den Wiſſenſchaften zu fühlen, freilich nur da, wo ſie in Beziehung und Wirkung auf die Induſtrie ſtehen, und es ging endlich von unſern ſtädtiſchen Behörden der Antrag auf Wiederherſtellung der alten Faculté des sciences nach Paris. Beſonderes Verdienſt hatte dabei unſer ehemaliger Maire Prunelle. Am 9ten December 1833 wurde ihre Herſtellung mit ſieben Lehrſtühlen vom Miniſter beſchloſſen. Seitdem hat man unausgeſezt an der materiellen Vorbereitung zur Eröffnung dieſer Lehranſtalt, beſonders an den nöthigen Bauten gearbeitet. Zwar ſind ſie noch nicht ganz vollendet, aber doch wurde die wiedergegebene Fakultät am 29ſten Januar dieſes Jahres eröffnet. Bei dieſer feierlichen Gelegenheit, an der alle Gebildeten Lyons und auch viele Damen Theil nahmen und ſich zu dem Palais St. Pierre drängten, wurden mehrere Reden gehalten, aus denen ich hier Einiges, entkleidet von franzöſiſcher Emphaſe und Phraſeologie oder akademiſcher Rhetorik, für die Leſer ausziehen will, weil das Geſagte nicht allein für Lyon gilt, ſondern ſo ziemlich den jezigen verſtändigen Standpunkt der Wiſſenſchaften in Frankreich überhaupt bezeichnet. Zuerſt ſprach der Peofeſſor Soulacroix, Rektor der Akademie.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Mai 1835.

Gib nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen! —
Da regſt du dich nach ew'gen Normen,
Durch tauſend, abertauſend Formen,
Und bis zum Menſchen haſt du Zeit.

Goethe.

Die Metamorphosen des Menschengeschlechts.

Von Joh. Meesler.

Der große Meiſter des Alterthums, Ariſtoteles, unternahm es, der Iſis einen Tempel zu erbauen. Ein rieſiger Bau begann ſich zu erheben; die Welt ſtaunte über die gewaltige Kraft des Mannes. Aber eines Menſchen Leben reichte nicht hin zur Vollendung eines ſolchen Werks. Der Meiſter ſtarb, und es verfloß ein Menſchenalter nach dem andern, und Keiner fühlte Kraft genug in ſich, des alten Meiſters Werk auszubauen. Die mächtigen Mauern und Säulen aber trozten den Jahrhunderten und den Stürmen, und legten bei der Nachwelt Zeugniß ab von dem hohen Geiſt einer frühern Zeit.

Es war unſerer Zeit vorbehalten, das unterbrochene Werk wieder fortzuſetzen, und die Meiſter unſerer Tage zeigten ſich nicht unwürdig des Gründers des Tempels. Raſch ward das Werk gefördert, und je mehr es ſich ſeiner Vollendung näherte, deſto klarer wurde die Bedeutung manches Theils, den man vorher nicht recht zu deuten gewußt, deſto vollkommener ward die Symmetrie nach allen Seiten. So gewährt denn ſchon jezt der Bau einen erhebenden und erfreuenden Anblick, und gar viel läßt ſich von der Zukunft hoffen; denn die Arbeiter ſind tüchtig und thätig und zahlreich.

Aber nicht bloß das Aeußere des Naturtempels hat unſere Zeit aufgebaut; auch im Innern hat überall, wie früher nie in dem Grade, der Verſtand und die Phantaſie gewaltet. Alles in dem todten Raume hat Leben gewonnen, und reicher Farbenſchmuck prangt an den früher kahlen Wänden. Wenn Cuvier es verdient, unter denen zuerſt genannt zu werden, die den äußern Bau gefördert,* ſo gebührt dagegen unter den Arbeitern im Innern des Tempels die Palme unſerm Oken.

Oken hat am gründlichſten und am geiſtreichſten die Philoſophie auf die Naturgeſchichte übertragen, hat lebendigen Zuſammenhang gebracht in das todte Aggregat der Thatſachen, und ſeine reiche Phantaſie hat Allem Licht und Farbe und Form gegeben.

Eine der ſchönſten und fruchtbarſten philoſophiſchen Ideen, die wir im Gebiete der Naturwiſſenſchaften unſerer Zeit verdanken, iſt der von Oken am klarſten dargeſtellte und am gründlichſten durchgeführte Satz: „Der Menſch iſt das vereinigte Thierreich; nur iſt der Menſch das ſucceſſiv, was im Thierreich zumal vorhanden iſt.“ Es iſt die Aufgabe des gegenwärtigen Aufſatzes, das

* Es iſt hier natürlich zunächſt bloß von der Zoologie die Rede.

Digitized by Google

Terrain dieſer Idee nach einer Seite hin etwas zu erweitern. Es iſt möglich, daß man das Ganze für ein grundloſes Spiel der Phantaſie erklären wird. Es kann aber auch geſchehen, und ich geſtehe, ich hoffe es, daß man wenigſtens den Grundgedanken nicht ganz verwerflich findet, und dann nur die Ausführung für mißlungen erklärt. Würde ſich dann ein geiſtig Stärkerer als ich dadurch angeregt fühlen, das zu realiſiren, was ich nur gewollt, ſo wäre dies der ſchönſte Lohn, der mir für meine kleine Arbeit werden kann. Schon ein flüchtiger Blick auf die Annalen der Weltgeſchichte belehrt uns, daß das Menſchengeſchlecht wie das menſchliche Individuum in einem fortwährenden Zuſtand der Entwicklung begriffen iſt; eine Sache, die an ſich ſo evident iſt, daß ſie im Allgemeinen nie verkannt wurde. Unſere Abſicht iſt es nun, die Parallele zwiſchen der Entwicklung des Individuums und der des Geſchlechts mehr im Detail durchzuführen. Wir wollen daher verſuchen, ob nicht, wie die Evolutionen des menſchlichen Individuums den verſchiedenen Thierklaſſen in ihrer Abſtufung entſprechen, ſo ſich auch zwiſchen den Evolutionen des Menſchengeſchlechts und der Entwicklung der Idee des Thiers auf den verſchiedenen Thierſtufen Beziehungen auffinden laſſen, ſo daß gleichſam die im menſchlichen Individuum wie im Menſchengeſchlechte vorüberrauſchende, wechſelnde Form im Thierreich dauernd abgedruckt bliebe. — Freilich werden wir bei der Aufgabe, die wir uns ſtellen, mehr geiſtige Aehnlichkeiten zwiſchen den Thierklaſſen und Evolutionsſtufen finden, während der individuelle Menſch mehr hinſichtlich der körperlichen Organiſation die verſchiedenen animaliſchen Klaſſen ſucceſſiv repräſentirt. Eine ſcharfe Abmarkung werden wir auch im Gebiete der Welthiſtorie nirgends machen können, ſo wenig als im Thierreich zwiſchen den einzelnen Klaſſen ſich je eine ſcharfe Grenze ziehen läßt. Wie hier eine Klaſſe in die andere, ſo greift dort eine Periode in die andere über. Es braucht auch kaum erwähnt zu werden, daß wir, wenn wir von dem Entwicklungszuſtande einer Zeit ſprechen, dabei nur das Hervorſtechende in derſelben, ihren Totaleindruck berückſichtigen. So ſteht der Feuerländer noch jezt auf einer der früheſten Stufen der Kultur; aber auf unſer allgemeines Urtheil über den geiſtigen Zuſtand unſerer Zeit kann das keinen Einfluß üben.

Die früheſten Menſchengeſchlechter werden nach unſerer Theorie der unterſten Thierklaſſe entſprechen, den Keimthieren, wie ſie Oken nennt, unter denen die Infuſionsthiere die charakteriſtiſchſten ſeyn möchten. Es iſt bekannt, daß uns alle Data über die Zuſtände jener Urgeſchlechter fehlen, und da überdies auch das Weſen der erwähnten Thierklaſſe zum Theil noch von tiefem Dunkel bedeckt iſt, erhellt, daß hier von einer ſichern Parallele nicht die Rede ſeyn kann. Eine merkwürdige Aehnlichkeit drängt ſich uns aber doch auch ſchon hier auf: die äquivoke Schöpfung, die bei der Entſtehung der erſten Menſchen nothwendig ſtattgefunden haben muß, dann aber für immer aufgehört hat, dieſe findet noch jezt ſtatt bei den Infuſorien. — Ferner wird ein auf Wahrſcheinlichkeit gegründetes Urtheil über den Zuſtand jener Menſchen, die ja eben erſt aus der Hand der ſchaffenden Natur hervorgegangen, ziemlich auch auf ſie anwenden, freilich mit den nöthigen Modifikationen *, was Oken (Lehrbuch der Naturphiloſophie, zweite Auflage, Seite 492) von den Keimthieren ſagt: „Sie haben nur Empfindung, ſonſt nichts; ſie vermögen gar nichts, als ſich zu bewegen und zu faſſen. Alle andern geiſtigen Verrichtungen ſind für ſie nicht da.“

(Die Fortſetzung folgt.)

* Wir haben, indem wir dieſen Aufſatz ſchreiben, ein gebildetes Publikum vor Augen, und hoffen daher nicht mißverſtanden zu werden. Was wir hier ausſprechen, iſt nicht zu materiell zu nehmen.

Zeitbilder aus Paris.

(Fortſetzung.)

Von Spekulanten des Zufalls iſt Nr. 36 des Palais-royal angefüllt; dort haben ſie ihr Bureau, ihre Audienz- und Arbeitsſtunden. Man kann das Perſonal daſelbſt am füglichſten in drei Klaſſen abtheilen: die eigentlichen Spieler, les pontes; die Spielkünſtler, les professeurs de jeu; die Freibeuter, les flibustiers. Die zur erſten Klaſſe gehörigen, die eigentlichen Gegenſpieler, ſind leicht begreiflicherweiſe die angeſehenſten und willkommenſten Gäſte der Spielhäuſer; mit ihrem Gelde zahlen die Spielpächter die ſchweren Koſten der Adminiſtration und legen dabei noch ein Anſehnliches zurück. Man hat nach einem mäßigen Ueberſchlage berechnet, daß jeder einzelne Spieltiſch für den Abend 1500 Franks zu unterhalten koſtet; darnach mache man den Anſchlag, welch unermeßliche Kapitalien in dieſem ſtets geöffneten Schlunde begraben werden. Sobald in Nr. 36 ein neuer Gegenſpieler erſcheint, wird er der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit; die angeſtellten Spieldiener, die Mouchards und anweſenden Polizeiagenten ſetzen ſich ſofort in Bewegung, umkreiſen von nah und ferne den Neuangekommenen und ſuchen ſeinen Namen und Vornamen, ſeinen Stand und Rang auszukundſchaften. Wenn dieſer gar un jeu d'ambadeur, wie man in der Kunſtſprache ſagt, d. h. ein hohes Spiel

ſpielt, verdoppelt ſich die Aufmerkſamkeit, die Neugierde und die Nachforſchungen. Daher kommt es, daß wenige der Pontiers unbekannt bleiben, und zum Ueberfluß und zur Ergötzlichkeit gibt man dann den Einzelnen entweder nach ihrem Aeußern, oder nach ihrer Art zu ſpielen, nach ihrem Glück oder Unglück im Spiele Spitznamen. So erhielt ein ſtets glücklicher Spieler den Beinamen Maſſena, weil dieſer General vorzugsweiſe der Liebling der Siegesgöttin war; ein anderer hieß wegen ſeines kühnen, gewagten Spiels der Risque-tout, der Wag-Alles; ein dritter, welcher die Gewohnheit hatte, zu weinen, wenn er ſein Geld verloren, wurde die Thränenweide, Saule-pleureur, genannt, und ein vierter endlich, welcher während des Spiels mitunter einige Verſe aus den franzöſiſchen Tragikern zu rezitiren pflegte, hieß Talma.

Die Spielkünſtler oder Spielprofeſſoren verſpielen keineswegs ihr Geld; ſtets mit einer Nadel in der Hand, merken ſie den ganzen Abend hindurch auf einer vor ihnen liegenden Karte jedesmal ſorgfältig an, auf welcher Seite der Gewinn oder Verluſt iſt, wie oft Roth oder Schwarz herausgekommen. Darnach ſtudiren ſie die ungewiſſen Chancen des Spiels, ziehen daraus ſichere Schlüſſe, bauen darauf herrliche Schlöſſer und gewinnen dabei unermeßliche Summen, natürlich in der Einbildung. Sie wiſſen beſonders ihr Geld gut in Maſſen anzuwenden, bien masser son argent, und dieſe Kunſt lehren ſie auch, deren ganzes Geheimniß bloß darin beſteht, immer um das zu ſpielen, was man verloren hat und ſo am Ende die Bank zu ſprengen, faire martingaler la banque, wobei ſie aber nicht bedenken, daß ſie ſich ſelbſt zuerſt geſprengt haben und daß, wenn andere ihren guten Rath befolgen wollten, es Allen nicht beſſer ergehen würde. Aus Erfahrung und langjährigem Studium kennen ſie übrigens mehrere ſichere Koups, die nie fehlſchlagen oder mißlingen können. Der Spielprofeſſor hat vorigen Tags, wenn man ihn hört, 2 bis 3000 Franken gewonnen; er ſtellt ſich gleich zu Anfang und mit Eröffnung der täglichen Sitzung ein, ſucht neben einem Pontier einen Platz zu bekommen, überhäuft dieſen mit ſeinen Rathſchlägen, unterhält ihn von ſeinen glücklichen Spielabentheuern und verſteht oft ſein Handwerk ſo gut, daß er den Gegenſpieler am Ende überredet, ihm eine Zeitlang ſein Geld anzuvertrauen, um anſtatt ſeiner das Glück damit zu verſuchen. Vom Gewinnſt zieht er fünfzehn Procent, der etwaige Verluſt liegt außerhalb ſeiner Berechnung. Dieſe Spielprofeſſoren erhalten ebenfalls ihre Spitznamen. Ein alter Spielprofeſſor, welcher vielleicht zwanzig Jahre lang ununterbrochen an dem Untergange der Bank gearbeitet hatte, wurde der Krontodtengräber, Fossoyeur des Trônes, benannt, und ein anderer bekam denſelben Beinamen, weil er ſtets das Geld derer verlor, welche ſeine Redſeligkeit beſchwazt hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beſchluß.)

Graf Spiegel vom Deſenberg. Mordthat.

Vor einigen Jahren meldete ſich hier bei mehreren Gelehrten ein junger, fein gebildeter Mann, ein Graf Spiegel vom Deſenberge. Er nannte ſich einen Neffen des würdigen Erzbiſchofs von Köln, und ſprach über gelehrte und ungelehrte Dinge, über Toleranz und Aufklärung. Schleiermacher, Chamiſſo und Andere der namhafteſten gelehrten Charaktere wurden auf dieſe Weiſe von ihm heimgeſucht, und das Reſultat des verbindlichen Beſuches war, daß der vornehme Beſucher ſich einzelne ſeltene Bücher, und namentlich Exemplare der eigenen Werke der Gelehrten auf ein paar Tage erbat. Wer ſollte das dem Grafen Spiegel vom Deſenberge abſchlagen! Mancher fühlte ſich geehrt, zumal da der feine Graf die Begier zur Wiſſenſchaft ſo weit trieb, daß er die ſchweren Folianten ſelbſt unter den Arm nahm und nach Hauſe trug. Das Schlimme bei der Sache war nur, daß keiner der Gelehrten die Bücher wieder erhielt; und als man ſie wieder fand, waren ſie längſt im Trödelhandel an ehrliche Beſitzer gelangt, wo das jus postliminii aufhörte. Der Graf Spiegel vom Deſenberge wurde zwar auch, als man ihn fand, ſeines Oheims und ſogar ſeines Namens beraubt, indem man ihn vor Gerichte nur als einen Handlungsdiener Fritze aus Altdamm bei Stettin wollte gelten laſſen, aber was half das den Beſitzern? Fritze büßte ſeine gelehrten Beſuche durch einen freien Aufenthalt im Zuchthauſe, der, ich weiß nicht wie lange dauerte, ihm aber nicht allein um jener Liebe zur Wiſſenſchaft willen, ſondern auch wegen anderer kalligraphiſchen Experimente gewährt worden. Es war auch nicht das erſte, noch ſollte es das letzte Mal ſeyn. Ob er zuletzt ſein Quartier wider den Willen ſeiner Wohlthäter verlaſſen, oder als ſie meinten, daß es genug ſey, iſt mir gleichfalls unbekannt. Es erregte aber keine geringe Verwunderung, als der geſchickte Polizeiinſpektor Duncker einen Chevalier von Klinkoſtröm aus Gothenburg, indem er einen falſchen Wechſel präſentirte, arretirte, und in ihm nicht allein einen von Danzig aus verfolgten Grafen von Mongelas Jeſſy, einen Chevalier du Vergier, ſondern auch den berüchtigten Gauner, den Baron von Minigerode, entdeckte. Wie er dieſen vornehmen Proteus in die Stadtvogtei lieferte, der noch in hoch diplomatiſchem Tone, franzöſiſch und deutſch, gegen die Willkührlichkeiten unſerer Polizei proteſtirte, ſtieg indeſſen das Erſtaunen, als der Inſpektor den weltberühmten Gauner mit den Worten empfing: „I Fritze, biſt Du auch wieder da!“ Zu ſolchem hat ſich der Diplomat nun wieder bekennen müſſen, wiewohl er ſtolz darauf ſcheint, aus einem Spiegel vom Deſenberg noch nicht gerade zu einem Spiegelberg degradirt zu ſeyn. Er ſoll noch immer einen gewiſſen hohen Ton führen, und namentlich entrüſtet ſeyn, wenn man von Mainz ſpricht. Dort habe er entweichen müſſen, denn ein Ort, der ihn an den Pranger geſtellt, könne keine Anſprüche auf Achtung von ſeiner Seite machen, etwas, was ihm Niemand verargen wird. Seine Lebensgeſchichte dürfte eine der intereſſanteſten Biographien liefern, wenn er ſeine Mußeſtunden

Digitized by Google

und ſeine gewonnene Bildung dazu benutzen wollte, ſie niederzuſchreiben. Zu einem Gefühl von Reue ſcheint der vierundzwanzigjährige, blühende Menſch indeſſen noch nicht gelangt; denn auf den Ausruf wehmüthiger Entrüſtung, den ein angeſehener Mann bei ſeinem erſten Anblicke that: „Noch ſo jung, und ſchon ſo weit!“ erwiderte er keck: „Zum Holzhauen fühle ich mich zu gut.“ Als jener bemerkte, es gebe doch viele Zwiſchengrade von einem Holzhauer zum Betrüger, antwortete er mit Pathos: „Das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend immer neue Schuld gebiert, ſagt Schiller oder Shakeſpeare, Herr Präſident.“ — Luſtig iſt, daß der Betrüger in Danzig die Rolle des Emiſſärs einer republikaniſchen Propaganda zu ſpielen für gut befunden, und es wirklich dahin gebracht, daß er mit aller diplomatiſchen Schonung unter Surveillance geſtellt wurde. Vermuthlich geſchah es nur, um zu prahlen, eine Verſuchung, der auch ein Gauner nicht zu widerſtehen vermag.

Eine räthſelhafte Mordthat beſchäftigt hier die Aufmerkſamkeit. Man findet eines Morgens am Waſſer, unfern einer Kaſerne, ein ſchönes, junges Mädchen todt liegen, mit entſetzlichen Wunden; unter andern iſt ihr die Kehle durchſchnitten und alles Blut abgezapft, ohne daß man auf eine Spur davon trifft. Ueber die Perſönlichkeit der Todten hat man Nachricht, ihr Lebenswandel war nicht der beſte, doch fehlt jede Spur der Thäter und der Motive der That.

—

Lyon, Mai.

(Fortſetzung.)

Utilität und Wiſſenſchaft.

„Bei der Wiedererrichtung der Fakultät,“ ſagte Profeſſor Soulacroix in ſeiner Rede, „ſoll nicht bloß das Lokalbedürfniß Lyons bedacht, ſondern es ſoll auch eine wiſſenſchaftliche Lehranſtalt in weiterem und höherem Sinn, ein wiſſenſchaftlicher Mittelpunkt für das öſtliche und ſüdliche Frankreich, ja ſelbſt für die anliegenden Länder gegründet werden, die in zu großer Entfernung von den reichen Sammlungen und Schätzen der Hauptſtadt liegen. Zu dieſem Zweck wurde nicht eine von den Schulanſtalten gegründet, wie ſie mehrere Städte Frankreichs beſitzen, ſondern eine Fakultät mit ſieben Lehrſtühlen und ausgezeichneten Profeſſoren. Die Tendenz unſerer Fakultät wird doppelt ſeyn, zuerſt das reine Studium der Wiſſenſchaft ihrer ſelbſt wegen, mit dem Zweck, die Wahrheit zu erkennen und zu lehren, der Wiſſenſchaft in ihren rationellen und theoretiſchen Fortſchritten. Wenn unſere neue Anſtalt dieſe Richtung nicht hätte, wenn ſie den Eifer für die reinen Wiſſenſchaften nicht erweckte und unterhielte, wenn ſie ſelbſt nur eine wiſſenſchaftliche Fabrikanſtalt wäre, ſo würde ſie bald tief ſinken. Aber in Lyon, mehr als irgendwo in Frankreich, ſtrebt der praktiſche Geſichtspunkt, der Geſichtspunkt der Anwendung und Nützlichkeit, nach Herrſchaft über rein ſcientifiſche Beſtrebungen. Die Wiſſenſchaften ſollen bei uns vor Allem der Induſtrie und dem Handel dienen. Allerdings wollen ſie auch dieſem Verlangen entſprechen, ſie werden immer dahin arbeiten, die Lage der Menſchheit zu verbeſſern, Wohlſtand und Reichthum zu befördern; der Nutzen wird ihr nie fremd oder gleichgültig ſeyn. Ohne ihren erſten Geſichtspunkt, die Pflege und Vervollkommnung der Wiſſenſchaft ſelbſt, aus dem Auge zu verlieren, wird die Fakultät den Bedürfniſſen und Wünſchen der Geſellſchaft zu entſprechen ſtreben, ſie wird beide Rückſichten umfaſſen, ohne Einer ausſchließlich zu dienen.“

Hierauf ſprach Vachon-Imbert, der Adjunkt des abweſenden Maires Prunelle, der bekanntlich einer der Lyoner Deputirten in der zweiten Kammer iſt. „Der Unterricht in den höhern Wiſſenſchaften ging bisher in Lyon nur von einigen ganz einzeln ſtehenden Männern aus, die zwar voll Kenntniſſe und Eifer waren, denen es aber an Zuſammenwirken und Aufmunterung fehlte. Gottlob gehören die Wiſſenſchaften bei uns nicht mehr bloß gelehrten Spekulationen an; ſchon ſeit geraumer Zeit ſind ſie nicht mehr im ausſchließlichen Beſitz einer kleinen Zahl Philoſophen und einiger Männer, die ein einſames Kloſterleben unter Büchern und Manuſcripten führen. Wenn die Wiſſenſchaft der neuen Lyoner Fakultät nicht aus dem Studirzimmer oder dem Laboratorium herausgehen ſollte, wenn ihr Unterricht nur den Ideen- und Wiſſenskreis der wenigen Begünſtigten und Privilegirten erweitern ſollte, die ſich mit ihnen beſchäftigen, ſo wäre hier und am heutigen Tag die Gegenwart der Munizipalbehörde ganz unpaſſend. Hohe Wiſſenſchaften und ihre Studien ſind nur Wenigen zugänglich, die höhern wiſſenſchaftlichen Lehranſtalten ſind aber darum nicht weniger für das Volk im Allgemeinen. Die in dieſen höhern Schulen entwickelten Theorien dringen bald weiter in die wohlhabenden Klaſſen, die gern ihre Kapitalien zu nützlichen Unternehmungen verwenden, und dadurch ſich ſelbſt und Andern Vortheil verſchaffen. Die ſtädtiſche Verwaltungsbehörde muß ſich alſo lebhaft für wiſſenſchaftliche Anſtalten intereſſiren, wenn ſie zu nützlicher Anwendung führen, weil die Fortſchritte in der Civiliſation, wie in der Induſtrie immer mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaften gleichen Schritt halten (?). Nie war die Anwendung der Wiſſenſchaften auf wirkliche Lebensbedürfniſſe ſtärker und herrſchender, als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Dieſer Impuls des menſchlichen Geiſtes war ſehr glücklich, denn er dehnte die Herrſchaft der Intelligenz weiter aus, er gab ihr auch eine ernſte, großartige (?) Richtung, die zugleich reich an materiellen Vortheilen war. Die Chemie, die Naturlehre und Mechanik, dieſe Wiſſenſchaften, welche ich wegen ihrer unmittelbaren, vortheilhaften Anwendung die Wiſſenſchaften der Künſte nennen möchte, erhielten eine unermeßliche Entwicklung. Chemie und Naturlehre nahmen nun offen und laut ihren Rang unter den poſitiven Wiſſenſchaften ein, und durch ihre gegenſeitige Unterſtützung führten ſie die Menſchen zu unerſchöpflichen Wundern und Reichthümern. Die Mechanik grenzt jezt an das Reich der Wunder und ſezt die Welt in Erſtaunen, nicht durch ihre Theorien, ſondern durch ihre praktiſchen Leiſtungen. In ihr kann der ſcheinbar einfachſte und gewöhnlichſte Gedanke zu den ungeheuerſten Reſultaten führen. So kann ein veränderter Webſtuhl in unſerm wichtigſten Lyoner Induſtriezweig eine Revolution bewirken. Das in Dampf aufgelöste Waſſer hat dem Menſchen gleichſam Götterkraft gegeben, und ihn weit über das hinausgetragen, was man ehemals für möglich hielt, und noch kennen wir die Grenzen dieſer Kraft nicht. All dieſe wundervolle, immer fortſchreitende Thätigkeit der Wiſſenſchaft, im Verein mit dem Gewerbsfleiß, dürfte einſt die Löſung der wichtigſten Probleme und Fragen der Staatswirthſchaft herbeiführen, die unſere Zeit bewegen und aufregen; aus ihnen dürfte der ewige Friede und ein über alle Klaſſen verbreiteter Wohlſtand hervorgehen. Ja, um uns her iſt Alles im Fortſchreiten begriffen, und die junge Lyoner Generation iſt überzeugt, daß alle Zweige induſtrieller Kunſt auf dem Boden der Wiſſenſchaft gepflegt ſeyn und aus dieſem hervorwachſen müſſen, wenn ſie künftig ihre wahre Beſtimmung erfüllen ſollen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Mai 1835.

But are you so much in love as your rhymes speak?
Shakespeare.
As you like it.

Gedichte von H. Heine.

VIII.

Kitty ſtirbt! und ihre Wangen
Seh' ich immer mehr erblaſſen.
Dennoch kurz vor ihrem Tode
Muß ich Aermſter ſie verlaſſen.

Kitty ſtirbt! und kaltgebettet
Liegt ſie bald im Kirchhofsgrunde.
Und ſie weiß es! Doch für Andre
Sorgt ſie bis zur lezten Stunde.

Sie verlangt, daß ich die Strümpfe
Nächſten Winter tragen ſolle,
Die ſie ſelber mir geſtrickt hat
Von der wärmſten Lämmerwolle.

IX.

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab —
Ach, Alles, was hold und lieblich,
Verwelkt und ſinkt in's Grab.

Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein ſchmerzlicher Sonnenſchein;
Das mögen die lezten Küſſe
Des ſcheidenden Sommers ſeyn.

Mir iſt, als müßt' ich weinen
Aus tiefſtem Herzensgrund;
Dies Bild erinnert mich wieder
An unſre Abſchiedsſtund'.

Ich mußte dich verlaſſen,
Und wußte, du ſtürbeſt bald!
Ich war der ſcheidende Sommer,
Du warſt der ſterbende Wald.

X.

Geſanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder!
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodiſch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größ'rem Leiden,
Von Herzen, die ſich ſchlecht vertragen,
Und dennoch brechen, wenn ſie ſcheiden.

Manchmal iſt mir, als fühlt' ich wehen
Ueber dem Haupt die deutſchen Eichen —
Sie flüſtern gar von Wiederſehen —
Das ſind nur Träume — ſie verbleichen.

Digitized by Google

Manchmal iſt mir, als hört' ich ſingen
Die alten deutſchen Nachtigallen —
Wie mich die Töne ſanft umſchlingen! —
Das ſind nur Träume — ſie verhallen.

Wo ſind die Roſen, deren Liebe
Mich einſt beglückt? All ihr Blüthe
Iſt längſt verwelkt! — geſpenſtiſch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüthe.

Zeitbilder aus Paris.

(Fortſetzung.)

Außer dieſen beiden Spielerracen beſteht das Perſonal von Nr. 36 noch aus einer großen Anzahl von Leuten, deren Anzug ſtets derſelbe, d. h. ärmlich und Zeuge ihres Elends iſt, deren mattes, erloſchenes Auge nur dann in ſeiner feuchten Höhle ein Lebenszeichen von ſich gibt, wenn es einem glücklichen Spieler folgt und ihm nachzurechnen ſcheint, wie hoch ſein Gewinnſt ſteigt, um darauf eine Hypothek zu gründen. Dieſe Leute ſind die ſogenannten Flibuſtiers, deren Börſenſtand ſtets hypothetiſch und deren Stand überhaupt entweder aus angeborner Stumpfheit freiwillig erwählt, oder gezwungen iſt, weil ihnen infamirende Strafen und gerichtliche Verurtheilungen die Pforten der bürgerlichen Geſellſchaft verſchloſſen haben. Ihren Reden nach zu urtheilen, haben ſie wenigſtens 100,000 Franks verloren; ſie ſtammen aus einer ſehr angeſehenen Familie und könnten in Glück und Wohlſtand leben, aber ſie beſitzen zu viel Unabhängigkeitsgefühl und Stolz, um ihren Nacken unter das geſellſchaftliche Joch zu beugen. Was am deutlichſten aus ihren Reden hervorgeht, iſt, daß ſie noch nicht gefrühſtückt haben und nicht wiſſen, wo ſie zu Mittag eſſen werden, daß ſie vom Hunger geplagt ſind, wie andere Leute auch, und daß ſie Einem abborgen, was man ihnen gerade leihen will. Dieſe Flibuſtiers leidet die Spieldirektion nur aus Gnade und Barmherzigkeit in den Spielhäuſern, und wenn die armen Teufel nicht behutſam und ſtille ihre Induſtrie betreiben, wird ihnen auch wohl der Zutritt für immer verweigert. Ein junger Mann verlor eines Abends eine ſtarke Summe, ſo daß ihm nur noch wenige Fünffrankenſtücke übrig blieben, mit denen er zögernd und ärgerlich in der Hand hin und her klimperte. Als er gerade den lezten Reſt ſetzen will, nähert ſich ihm ein Flibuſtier und ruft ihm zu: avant de tout perdre, donnez moi une pièce. Der Spielende, aufgebracht durch den Verluſt, den er erlitten, dreht ſich zornig um, und als er die ſcheußliche Geſtalt, welche ihn anbettelte, erblickt, ſchreit er: Qu'on me jette cette sangsue à la porte! Der Befehlende war ein habitueller Spieler; er hatte noch Geld, und ihm zu Gefallen mußte man dem armen Freibeuter die Thüre weiſen. Seit jener Zeit klagt der Unglückliche Jedem, der ihn anhören will: l'administration m'a ôté mon pain.

Deſto nachſichtiger iſt die Spieldirektion gegen alle diejenigen, welche hoch ſpielen und von denen ſie weiß, daß ſie noch Geld zu verlieren haben. Dieſen iſt Alles zu thun und zu ſagen erlaubt, zumal wenn ſie bedeutend gewonnen haben. An einem Winterabende beſuchte ich im Vorbeigehen die Spielſäle von Nr. 36; es war ſchon 11 Uhr vorüber, als ich eintrat. Das Spiel war nicht recht belebt, nur hie und da warf man einige Fünffrankenthaler auf den Teppich; die Spielprofeſſoren waren ſchläfrig geworden und vergaßen beinahe, ihre Karten zu punktiren; die Bankiers ſchwazten mit einander, und der, welcher die Kugel am Roulettetiſch warf, wiederholte maſchinenmäßig ſein: Le jeu est fait; rien ne va plus. Da öffnet ſich die Thür; ein junger Mann tritt herein, deſſen Kleidung und äußere Haltung ſogleich den Faſhionable von jenſeits der Meerenge verräth; er ſtellt ſich mit dem ſeiner Nation eigenthümlichen, ſelbſtgefälligen Phlegma an den Tiſch von trente-et-quarante und zieht aus der Buſentaſche ſeines ſeinen blauen Fracks ein Portefeuille, mit franzöſiſchen Bankbillets gefüllt. Dieſer Anblick belebt die ganze Spielgeſellſchaft; die Spielprofeſſoren meſſen den Neuangekommenen vom Kopf bis zu den Füßen, die Flibuſtiers ſuchen eine verwundbare Stelle an ſeinen Ferſen auszuſpähen, und der Bankier hält inne und wartet, bis der Fremde ſein Spiel gemacht. Er ſezt ein Billet von 6000 Franks auf Schwarz, und gewinnt; er fährt fort zu ſpielen, und zwar mit ſeltenem Glück; in wenigen Minuten liegen über 50,000 Franks vor ihm. C'est ennuyeux, de toujours gagner, murmelt er vor ſich, und ein ſataniſches Lächeln zuckt bei dieſer Aeußerung über die blutleeren Wangen der Bankiers und der Freibeuter. Je voudrais bien fumer un cigare, fügt er hinzu, zieht dabei aus einer eleganten Cigarrenbüchſe eine echte Havannacigarre hervor, feuchtet ſie an, nimmt ſie zierlich zwiſchen den Daumen und den Zeigefinger und ruft: Garçon, apportez-moi du feu! Darob allgemeines Staunen im Saal; die Flibuſtiers flüſtern unter einander, der Chef der Bankiers macht dem Engländer Gegenvorſtellungen: Mylord, j'en suis désolé; mais on ne fume pas ici; le règlement .... Alors, je m'en vais, erwidert kaltblütig der Inſulaner, und ſeine Hand rafft die vor ihm liegenden Bankzettel zuſammen, um ſie in ſeine Brieftaſche einzupacken. Die Bankiers halten unterdeſſen Rath, der Fremde ſteht von ſeinem Stuhle auf; da erlaubt man ihm, ſeine Cigarre anzuzünden. Der Garçon bringt Licht; es fehlt an einem Fidibus; der Sohn Alt-Englands zerreißt ein Bankbillet von 1000 Franken,

Digitized by Google

zündet damit ſeine Cigarre an und wirft den brennenden Reſt in's Zimmer. Da hätte man ſehen ſollen, wie alle jene erſtorbenen Augen beim Anblick dieſes brennenden Papierſtreifens Leben und Glanz wiederfanden, wie jene dürren Geſtalten ganz verduzt und verblüfft, wie am Fußboden feſtgenagelt daſtanden und die Mäuler aufſperrten. Die Bank von Frankreich gewann den Abend 1000 Franken und Mylord verlor deren 60,000.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Metamorphoſen des Menſchengeſchlechts.

(Fortſetzung.)

Die erſten Strahlen der verbürgteren Geſchichte fallen auf das nördliche Afrika und das weſtliche Aſien. Man könnte die zweite Periode die egyptiſch-aſiatiſche nennen. Es iſt bekannt, daß die alten Egypter der düſtere Ernſt, die Scheu vor jeder Neuerung, die große Bedächtlichkeit in allen Dingen charakteriſirte. Eben ſo bekannt iſt der epikuräiſche Sinn der meiſten aſiatiſchen Völker der damaligen Zeit. — Es entſpricht dieſe zweite Periode der zweiten Thierklaſſe, den Mollusken. Wir begnügen uns, auch hier Einiges von dem anzuführen, was Oken zur Charakteriſtik dieſer Klaſſe gibt (S. 494): „Welche Majeſtät in einer kriechenden Schnecke, welche Ueberlegung, welcher Ernſt, welche Scheu und zugleich welch feſtes Vertrauen. — Bedächtlichkeit, wähleriſche Gefräßigkeit ſcheinen überhaupt den geiſtigen Charakter der Weichthiere auszumachen.“

Die Strahlen der hiſtoriſchen Sonne fallen nun auf Hellas. Die Hellenen machen ſich während der ganzen dritten Periode bei weitem am bemerklichſten, und man könnte dieſe Periode die griechiſche nennen. Geiſt und Charakter des alten Griechenvolks iſt ſattſam bekannt. Man weiß, zu welch ungeheurer Höhe der menſchliche Geiſt ſich in Griechenland plötzlich aufſchwang. Die höchſte künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Begeiſterung, nicht bloß bei Einzelnen, ſondern bei dem ganzen Volke, zumal beim atheinienſiſchen, wahre Verehrung des Kalokagathon, große kriegeriſche Tapferkeit, dazu ſüdliche Glut und ſüdliche Beweglichkeit — das ſind die Grundzüge des Charakters der alten Hellenen. — Analog dieſer dritten Periode im Gebiet der Geſchichte iſt im Gebiet des Thierreichs die dritte Klaſſe, die der Inſekten. Oken ſagt von ihnen (S. 495): „Geſundheit, Lebensfülle, Edelſinn, Großmuth, Heldenmuth wohnt in der Bruſt.“ Gleich darauf: „das Inſekt hat ferner einen Bewegungsgeiſt oder die Gewandheit des Taſtſinns; welche ſich in der Darſtellung ſymmetriſcher Figuren offenbart. Dieſe Darſtellung tritt beſonders bei den ſchaffenden Geſchlechtsverrichtungen hervor als Kunſttrieb.“

In der vierten Periode der Weltgeſchichte treten alle andern Nationen in den Hintergrund; die Römer allein ſind es, die unſere Aufmerkſamkeit feſſeln. Wir möchten daher dieſe Periode mit dem Namen der römiſchen bezeichnen. Die Kultur des Menſchengeſchlechts ſcheint in dieſem Zeitraum einen großen Rückſchritt gethan zu haben, oder vielmehr ſie hat ihn gethan. Das Schwert verſtanden die Römer zu führen, ſie verſtanden die Völker zu unterjochen und zu beherrſchen; kriegeriſcher Muth wohnte in ihrer Bruſt, aber fremd war ihnen der geläuterte Sinn für alles Schöne und Gute, der die Griechen belebt hatte. Verſuchten es auch Einige, die Griechen nachzuahmen (an Originalität iſt vollends gar nicht zu denken), das römiſche Volk war und blieb ein roher Soldatenhaufe. — So ſichtbar dieſer Rückſchritt iſt, ſo kann er doch Keinem auffallen, der mit einigem philoſophiſchen Sinn das Gebiet der Geſchichte überblickt. Ihm iſt es wohl bekannt, daß die Macht, die die Weltereigniſſe lenkt, zuweilen ein ſolches Zurückſinken auf eine tiefere Stufe zuläßt, wenn ſie erkennt, daß nur auf dieſe Weiſe wieder ein friſches Vorwärtsſchreiten möglich werde. So läßt oft der erfahrene Heerführer in der Schlacht ſeine Krieger ſcheinbar weichen, aber nur um bald darauf wieder deſto rüſtiger mit ihnen vorzudringen. — Dieſer vierten Periode entſpricht die vierte Klaſſe des Thierreichs; die der Fiſche. Auch die thieriſche Organiſation ſcheint, nachdem ſie in den Inſekten ſchon einen ſo hohen Grad erreicht hat, in dieſer Klaſſe plötzlich wieder gar tief zu ſinken. Aber klar vermag der Anatom nachzuweiſen, daß auch hier der ſcheinbare Rückſchritt nur der nothwendige Uebergang zu den vollkommenern Organismen iſt. — Was Oken von den Fiſchen ſagt (S. 396), rechtfertigt unſern Verſuch, ihren Charakter dem der Römer zu vergleichen: „Sie ſind ahnende, ernſte Thiere, welche, durch geheime Bande angezogen, die größten Reiſen machen, in Flüſſe und aus ihnen ſteigen, ihren Raub meilenweit aufzufinden wiſſen. Alle Kunſttriebe ſind dagegen in ihnen verwiſcht.“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Beſchluß.)

Utilität und Wiſſenſchaft.

Bedeutender war, was hierauf Bouſſingault, der Dekan der Fakultät, ſagte. „In unſerer Zeit — zum Lob des Jahrhunderts muß es geſagt werden — hat Jeder mehr als

ſe Unterricht nöthig. Schon haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika viele gelehrte Univerſitäten (?), ja ſogar die jungen Republiken Südamerika's machen Anſtrengungen, um in ihren Ländern die Wiſſenſchaften zu verbreiten. Um ſo auffallender iſt es, daß Lyon, dieſe durch ihre Einwohnerzahl bedeutende, durch ihre Induſtrie und ihren Handel hochwichtige Stadt Frankreichs, bisher keine höhere Lehranſtalt, keine Fakultät hatte... Die Vorleſungen der unſrigen werden ungefähr alle Zweige der Naturphiloſophie (verſteht ſich, im franzöſiſchen Sinn) begreifen, und zwar immer in genauer Beziehung und Anwendung auf Gewerbsfleiß; denn auf der Höhe, wohin jezt die Induſtrie und die ihr verwandten Künſte gekommen ſind, genügt ihnen nicht mehr oberflächliche Kenntniß, es muß tiefer in die Wiſſenſchaft eingedrungen werden. Dies hat ſich auch früher ſchon gezeigt, es wurde nur nicht allgemein anerkannt, und man glaubte, mit halben Kenntniſſen auszureichen und eben ſo weit zu kommen. Die jezige Zeit erfordert tüchtige Arbeiter mit tüchtigen Kenntniſſen. Watt, der durch ſeine Vervollkommnung der Dampfmaſchine eine Revolution in der engliſchen Induſtrie hervorbrachte und dieſem Land eine mehreren Millionen Arbeitern gleichkommende Kraft verlieh, der geniale Watt war weder Phyſiker, noch Mechaniker von Profeſſion, er verfertigte nur mathematiſche Inſtrumente, hatte ſich aber durch Selbſtſtudium große Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften erworben. Ganz vor Kurzem iſt eine für die Eiſenfabrikation ſehr wichtige Entdeckung gemacht worden, es wird nämlich jezt, ſtatt kühler Luft, erhizte in die Schmelzöfen geleitet. Dieſes Verfahren wurde nicht von einem Chimiſten oder Phyſiker entdeckt, ſondern von einem bloßen Eiſenwerkmeiſter, aber von einem ſehr unterrichteten und denkenden. Zur Anwendung wiſſenſchaftlicher Grundſätze auf die Induſtrie gehöre angeſtrengte Aufmerkſamkeit und eine große Beobachtungskunſt; um ein verwickeltes Problem zu löſen, muß man unausgeſezt darüber nachdenken, und die Fähigkeit ſolchen Nachdenkens wird nur durch ſehr ernſte wiſſenſchaftliche Studien erworben. Der große Newton wurde gefragt, was ihn auf die Entdeckung der Geſeze der Schwere geführt habe. Ich dachte immer darüber nach, war ſeine Antwort. So war es auch mit Watt, der die Eigenſchaften des Dampfes nie aus dem Sinn verlor. Von dieſer Beharrlichkeit gibt uns auch Kolumbus im fünfzehnten Jahrhundert ein merkwürdiges Beiſpiel. Um nach Indien zu gelangen, ſchifften die Portugieſen immer nach Oſten; Kolumbus, der den Gedanken der Erdrundung immer feſt hielt, beſchloß, in weſtlicher Richtung dahin zu gelangen. Der Gedanke war allerdings verſtändig, aber zur Ausführung gehörten Schiffe und unerſchrockene Schiffsmannſchaft; wie hätte der arme, kreditloſe Kolumbus dazu gelangen können? Sieben Jahre lang reiste er nun umſonſt von Land zu Land, und ſuchte vergebens Jemanden, der ihn anhören und begreifen wollte; bald war er ſo arm, wie ein Bettler, aber darum verließ er doch ſeinen leitenden Lebens- und Lieblingsgedanken nicht, und dieſer führte ihn endlich über Ocean, Stürme und Gefahren zur Entdeckung Amerika's... Von hoher Wichtigkeit für die Induſtrie ſind beſonders Chemie und Mechanik. Erſtere hat weniger auf ſchnelle Verbeſſerung althergebrachter Verfahrungsarten gewirkt, als eine Menge ganz neuer Künſte auf die Bahn gebracht, mit deren bloßer Aufzählung ich eine ganze Sizung füllen könnte. Welch mächtigen Einfluß hat nicht die Chemie auf die Anwendung neuer, wohlfeilerer Färbeſtoffe gehabt! wie mächtig hat nicht die Erfindung der Dampfmaſchinen die ganze Induſtrie umgeſtaltet! Sehr bedeutend haben auch Chemie und Mechanik auf die Metallurgie gewirkt, und große Entdeckungen laſſen ſich hierin noch vorausſehen. Sehr merkwürdig und an's Wunderbare grenzend iſt auch die Gewinnung des Zuckers aus holzigen Stoffen, und aus dieſem Zucker kann bekanntlich durch Fermentation Weingeiſt gewonnen werden... Hieher gehört auch die Entdeckung der Sodafabrikation auf franzöſiſchem Boden, wodurch unſere Fabriken von Spanien unabhängig geworden ſind; die Anwendung des Chlors auf die Bleichen, die Erfindung der Zuckergewinnung aus Runkelrüben u. ſ. w."

Es iſt ſehr zu wünſchen, daß dieſe neue Fakultät das große und wichtige Problem löſen helfe, welches ſchon ſo lange für Lyon vorliegt, nämlich der Stadt, wenn nicht gutes, doch leidliches Trinkwaſſer zu verſchaffen, woran es uns alle Tage mehr fehle. Durch die immer zunehmende, ſich immer mehr zuſammendrängende, in engen, ſchmuzigen Straßen angehäufte Bevölkerung werden unſern Brunnen durch Infiltration ſo viele unreine und ekelhafte Beſtandtheile zugeführt, daß ihr Waſſer kaum mehr zu trinken iſt. Auf welchem Wege iſt dieſem furchtbaren Mangel nun abzuhelfen? Dies iſt die große Frage, über deren Löſung jezt zwei Parteien in heftigem Streit ſind, die Quellpartei und die Dampf- oder Rhonepartei, und worüber ich das nächſte Mal Einiges berichte.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 117:

Das Leben.

Räthſel.

Zwei Feen hat euch, beide Seherinnen,
Mein Zauberlämpchen ſchon erſcheinen laſſen,
Hoffnung, beſchwichtigend für Herz und Sinnen,
Und Einſamkeit, wenn Liebes euch verlaſſen;
Die dritte nun, geführt an beider erſten Hand,
Wirft dann mein Lämpchen an die weiße Wand.

An ihren Werken ſollt ihr ſie erkennen,
An ihrer Herrſchaft in drei großen Reichen,
So weit die Strahlen eurer Sonne brennen,
Und weiterhin, wo alle Grenzen weichen;
Ein Reich des Todes iſt's, das ſie bewegt,
In dem ſie Neigung oder Haß erregt.

Ein Reich des Friedens auch, in dem ſie waltet;
Da baut ſie Veilchen ſich in ſüßen Düften,
Erneut, verjüngt, was lange ſchien veraltet,
Und wiegt ſich in des Frühligs lauen Lüften.
So ſeht doch hin, wie ſie mit Zauberkraft
So ſchöne Blumen, ſüße Früchte ſchafft!

Ein Reich des Krieges auch, dem ſie den Frieden
Mit ihrer Augen wonnevollem Strahle
Zu ſchaffen weiß; was lang ſich ſchen gemieden,
Küßt ſich in edler Luſt mit Einemmale,
Und wo ſie wandelt, grüßen ihre Spur
Die ſchönſten Töne, Stimmen der Natur.

Sie hebt empor, was lebet, aus dem Staube
In ihres eignen Himmels lichte Hallen,
Und läßt ſie dann es auch dem Tod zum Raube,
Doch iſt ſein Loos auf's Lieblichſte gefallen;
Denn ſelig ſtirbt, wer ihr in's Auge ſah:
Er iſt am Ziele, ruhig ruht ſich da.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Mai 1835.

> Ich ſehe nicht gerne, wenn man gewiſſe Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, ſo hoch erhebt und rühmt, andere dagegen ſchilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Guckuks.
>
> Goethe.
> Dichtung und Wahrheit. 12 Buch.

Die ſchwäbiſchen Sänger.

An Goethe.

Die Nachtigall im friſchen Hain
Singt wohl gar ſchöne Weiſen,
Doch iſt der Vogel nicht allein
Ob ſolcher Kunſt zu preiſen.
Kein König iſt im freien Wald,
Wo bunt ringsum Geſang erſchallt.

Da ſinget jeder ſeine Weiſ'
Nach ſeinem eignen Schnabel,
Ob Nachtigall, ob Fink er heiß',
Wenn ſchön nicht, doch paſſabel.
Die Wachtei bleibt beim Wachteiſchiag,
Fink nicht wie Lerche ſingen mag.

So iſt's im ſchwäbſchen Sängerhain.
Preis, Sänger dir von Thule!
Doch hör' es unter'm Leichenſtein:
Bei uns gibt's keine Schule,
Mit eignem Schnabei jeder ſingt,
Was halt ihm aus dem Herzen ſpringt.

Juſtinus Kerner.

Die Metamorphoſen des Menſchengeſchlechts.

(Beſchluß.)

In der fünften Periode füllt ſich die Scene des Welttheaters mit einem Gewimmel von barbariſchen Nationen: Barbarenperiode. Auch bei dieſen Völkern findet ſich kriegeriſcher Geiſt, ja ihre Unerſchrockenheit iſt noch größer, ihr Muth wilder, als bei den Römern. Aber dieſe Vorzüge dienen ihnen nicht etwa wie den Römern zur Realiſirung einer großen Idee. Sie wollen keine Weltherrſchaft, nur einen Boden wollen ſie gewinnen, der ſie nährt. — Man wird vielleicht, um uns zu widerlegen, die großen Eroberungsunternehmungen einiger Beherrſcher barbariſcher Völker anführen. Aber wir können von dem Sinne Einzeiner keinen Schluß auf den Sinn der Nationen ziehen; wir haben es, wie geſagt, bloß mit dem Totalcharakter zu thun. Daß aber die barbariſchen Völker keine eigentlichen Eroberer waren, findet ſeinen Beweis darin, daß nach dem Tode der erwähnten Fürſten alsbald ihre koloſſalen Reiche wieder zerfielen. In Rom dagegen war das Volk Eroberer; darum that keines Konſuis oder Kaiſers Tod der römiſchen Herrſchaft Abbruch. — Dieſer

Digitized by Google

Periode korreſpondirt die fünfte Klaſſe der Thiere, die bunte Klaſſe der Reptilien. Oken ſagt von ihnen (S. 496): „der Muth, den ſie als Bruſtthiere haben, geht mehr in Frechheit, Unverſchämtheit über. Sie ſind nur hungrige Helden.“

Ein ſchöneres Leben beginnt ſich zu entfalten in der nun folgenden ſechsten Periode, der ſogenannten Ritterzeit. Schon zeigt ſich die Morgenröthe des bald anbrechenden ſchönen Tags. Allmählich beginnen die Wiſſenſchaften wieder ſich Bahn zu brechen, die Künſte heben ſich wieder auf eine bedeutende Höhe; beſonders ſchafft die Baukunſt Werke, die wir noch jezt nur bewundern, nicht erreichen können. Vor Allem aber iſt es die Dicht- und Tonkunſt, die in dieſer Periode recht eigentlich ein Volksbeſitzthum wird, nicht von Einzelnen bloß ausgeübt, wie allenfalls in unſerer Zeit. Wir brauchen die nähern, hieher bezüglichen Data nicht anzuführen, ſie ſind bekannt genug. Dazu kam ein allgemein verbreiteter freier, leichter Sinn, ein idealiſcher Aufſchwung der Ideen, eine gewiſſe romantiſche Färbung des Lebens. Darum erſcheint auch jezt uns Allen noch das Mittelalter in einem phantaſtiſchen Farbenglanz. Man kann der Periode nicht füglich eine andere an die Seite ſtellen, als die griechiſche. — Die Vergleichungsmomente, die die entſprechende zoologiſche Klaſſe der Vögel darbietet, ergeben ſich von ſelbſt. Eben ſo fällt die große Aehnlichkeit der Vögel mit den Inſekten in die Augen.

Die ſiebente Periode kann man nach ihrem hervorſtechenden Charakter die wiſſenſchaftliche nennen. Raſch und ununterbrochen folgen Entdeckungen auf Entdeckungen, Erfindungen auf Erfindungen. Die Wiſſenſchaften erhalten eine populäre Verbreitung, wie nie vorher. Mit hellerem Blick als je erfaßt der menſchliche Geiſt die Tiefen der Natur und des Lebens. Es iſt das geiſtige Auge, was in dieſer Zeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Mit Recht ſtellen wir daher dieſe Periode der ſiebenten Klaſſe der Thiere gegenüber: den Säugethieren, von denen Oken ſagt (S. 498): „die Seele des Augs geſellt ſich bei ihnen noch hinzu, und damit ſcheint ein Erkennen, ein Verſtehen, ein Begreifen gegeben zu ſeyn.“

Eine zukünftige Zeit wird der Menſchenklaſſe ſelbſt entſprechen. Gegenwärtig werden wir, gleich dem alten Diogenes, noch vergeblich ein eigentliches Menſchengeſchlecht aufſuchen. Die Weſen, die auf der Stufenleiter der lebenden Geſchöpfe noch höher ſtehen als der Menſch, kennen wir eben ſo wenig, als den Zuſtand des menſchlichen Individuums nach ſeiner lezten Metamorphoſe, nach dem Tode, und eben ſo wenig iſt uns die ſpäte Zukunft des Menſchengeſchlechts bekannt. Kann aber auch hier von keinem wiſſenſchaftlichen Vergleiche die Rede ſeyn, ſo gibt es doch alte Ueberlieferungen, denen zufolge auch hier dieſer harmoniſche Dreiklang der Reihe der lebenden Weſen, der Perioden des menſchlichen Individuums und der Perioden des Menſchengeſchlechts ſich wiederholte, und man braucht nicht eben Myſtiker zu ſeyn, um auf ſolche uralte Lehren der Religion einiges Gewicht zu legen.

Wir begnügen uns mit dieſer ſkizzirten Darſtellung. Wir haben unſere Idee dargelegt und gezeigt, wie wir ſie ungefähr durchzuführen beabſichtigen. Ein weitere Ausführung dürfte ſich weniger für dieſe Blätter eignen und möchte auch kaum räthlich ſeyn, ehe das Urtheil kompetenter Richter über das Schickſal des Grundgedankens entſchieden hat.

Zeitbilder aus Paris.

(Beſchluß.)

In Nr. 129 des Palais-royal, in der Galerie Valois, trifft man ſchon eine bei weitem geringere Anzahl von Gaunern, Freidenkern und andern Induſtriellen, wovon Nr. 36 wimmelt, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil hier um 12 Uhr Abends geſchloſſen wird, während dort bis Morgens 3 Uhr der Ein- und Austritt geſtattet iſt. Die ſtändigen, gewöhnlichen Beſucher von Nr. 129 ſind außer den habituellen Spielern eine große Anzahl alter Leute mit grauen Haaren, erloſchener Stimme, ſchlotternden Knien und zitternden Händen, und eine Maſſe Spielprofeſſoren. Die Erſteren ſind in der Regel alte Hageſtolze, Penſionärs, die von einer kleinen Rente leben, Bureaudiener, welche für ihre dreißig Jahre langen Dienſte eine Penſion von 5 — 600 Franken beziehen. Dieſe alle haben in Nr. 129 ihren Sammelplatz; dort können ſie ruhig ſitzen, haben Feuer und Licht und brauchen doch nichts zu verzehren. Manchmal, gewöhnlich zu Anfang eines neuen Monats, wenn ihre Penſion oder Rente monatlich ausbezahlt wird, wagen ſie ein Fünffrankenſtück, welches ſie zuvor drei Stunden lang in der Hand herumdrehen, während ſie die Chancen des Spiels ſtudiren. Wenn ſie verlieren, wollen ſie ſich vor Leid noch ihre wenigen Haare ausraufen, ſchlagen ſich vor die Stirn und rufen unaufhörlich aus: C'est fait pour moi! ça n'arrive qu'à moi! Wenn ſie gewinnen, gehen ſie ſogleich fort und thun ſich ganz im Stillen etwas zu Gute, indem ſie in ihrem Kaffeehauſe eine demi-tasse Kaffee mit einem Gläschen Aniſette oder ſonſt einem feinen Liqueur trinken. Einige unter ihnen ſpielen gar nicht, ſondern betreiben eine andere, vielleicht die ſonderbarſte Art von

Digitized by Google

Induſtrie, die man vielleicht nur hier kennt und ausüben kann. Sie bitten nämlich einen Spieler, ihnen einen Napoleonsd'or gegen vier Fünffrankenthaler zu geben, und ſobald ſie denſelben haben, gehen ſie in den erſten beſten Wechslerladen, um das Goldſtück gegen die wenigen Sous Agio auszuwechſeln.

Hier in Nr. 129 ſind die Spielprofeſſoren am zahlreichſten; man muß Stundenlang die Geduld haben, dieſe Leute anzuhören, um alle die bizarren Plane und Luftſchlöſſer, welche das leere, verbrannte Gehirn dieſer Thoren ausbrütet und aufbaut, glaubwürdig zu finden. Ein alter Spielprofeſſor hat ſeinen Kindern 41,000 punktirte Karten hinterlaſſen — ein rührendes Vermächtniß! Oft laſſen ſich die Spielprofeſſoren auch, gleichwie die fremden Sprachmeiſter, eigene Karten mit hochtrabenden Phraſen ſtechen; auf der Karte eines derſelben las man: Monsieur N. N., professeur des chances aléatoires, inventeur de la sauteuse perfectionnée, de la progressive indépendante et analytique, du grand et petit chapeau parabolique. Mit dieſen Titeln ließ ein Spielprofeſſor ſich in's Journal général d'Annonces einrücken und bemerkte dabei, daß er täglich Vorleſungen von zwei bis vier Uhr in der Passage du Saumon, zwiſchen der Rue Montmartre und Rue Montorgueuil halte; das Eintrittsbillet koſte fünf Franken. Und ſollte man es glauben? er hatte zahlreiche, andächtige Zuhörer. Man weiß nicht, ob man mehr über die Unverſchämtheit des Lehrers oder die Dummheit der Zöglinge ſtaunen ſoll. Noch unbegreiflicher aber ſcheint es, daß die Polizei ſich in's Mittel legte und unter dem Vorwand, daß der Herr Profeſſor ein nicht privilegirtes Spielhaus eröffnet habe, den Saal, worin die Vorleſungen gehalten wurden, ſchloß und alle Gegenſtände des Spielapparats konfiszirte.

Ein anderer dieſer Spieldoktoren entdeckte eines Tags ein untrügliches Mittel, die Bank zu ſprengen. Er theilt es ſeinen Freunden mit; die Entdeckung findet allgemeinen Beifall und man beſchließt, ſie zu benutzen und in Ausübung zu bringen; doch zuvor will man ſich, um ganz ſicher zu gehen, erſt mit eigenen Augen und eigener Erfahrung von der Unfehlbarkeit des Vorgangs überzeugen. Man kauft Alles, was zu einem Roulettetiſche gehört, etablirt in einem Zimmer der zahlreichen Aktionärs eine förmliche Spieldirektion und Spielgeſellſchaft, und wiederholt zwei Monate lang täglich die angegebenen Verſuche des Wunderſpieldoktors. Anſtatt mit Geld, ſpielten die Pontirer mit rothen Bohnen, und die Bankiers zahlten mit weißen Bohnen. Die ganze Probezeit hindurch waren die Chancen ſtets glücklich für die Gegenſpieler, und dieſe gewannen eine ſo beträchtliche Anzahl weißer Bohnen, daß die Bank ihren Vorrath und ihre Kaſſe dreimal aus der Gemüſehalle mußte erneuern laſſen. Endlich ſezt man den entſcheidenden Tag feſt, an welchem man die erſte Vorſtellung dieſes großartigen Schauſpiels ernſthaft geben will: es war die erſte und die lezte; denn in einer halben Stunde waren ſämmtliche Fonds der Geſellſchaft erſchöpft. — Dieſe Spielſitzung erhielt den Namen: la journée aux haricots.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Das Verhältniß der Stände.

Wenn wir jezt, bereits bis zur lezten Faſtenwoche vorgerückt, noch des verfloſſenen Karnevals erwähnen, ſo geſchieht dies bloß, weil er gewiſſermaßen einen Wendepunkt in der Geſchichte des Prager geſelligen Lebens bildet. Seit Jahrzehenden machte man die Bemerkung, daß die Trennung zwiſchen dem Adel und den höhern bürgerlichen Klaſſen hier ſchroffer und auffallender dem Blicke entgegentrete, als in Wien und den meiſten andern großen Städten Deutſchlands. Daß in dieſer Hinſicht eine Parallele zwiſchen der Reſidenz und einer zahlreich bevölkerten Provinzſtadt ſtets zum Nachtheil der leztern ausfallen müſſe, iſt natürlich, da in jener die Nähe des Monarchen gar viele Diſſonanzen zur Einheit verſchmilzt, insbeſondere, wo der Landesfürſt, wie unſer Herrſcherſtamm, ſeinen Großen mit dem Beiſpiel einer angebornen und aus dem Herzen kommenden Humanität und Freundlichkeit voran geht. Anders iſt es in der Provinz, vorzüglich in ſolchen Städten, wo ein reicher Adel dominirt, und kein geſellſchaftliches Band beide Stände in jene leiſe Berührung bringt, welche allein wünſchenswerth ſeyn dürfte. In Prag hat ſie ſeit einem längern Zeitraum ganz gefehlt; hoher und niederer Adel, wie die höhern Bürgerklaſſen, waren ſchon in der äußern Erſcheinung kaſtenmäßig ſtreng geſondert, und wo in den gemiſchten Verſammlungen — die faſt nur bei den Geſellſchaftsbällen der Juriſten und Mediziner ſtattfanden — jene zuſammentrafen, ſahen die Adeligen ſo auffallend ſtolz und geringſchäzig auf die andern Menſchen herab, und mieden es ſo gefliſſentlich, ſich in ihre Reihen zu miſchen, daß nicht ſelten das allgemeine Vergnügen durch die Gegenwart des hohen Adels, nach welcher, als der Elite der Geſellſchaft, gleichwohl alle Ballunternehmer geizten, mehr geſtört, als der Glanz des Tanzfeſtes durch ihre Erſcheinung erhöht wurde. Es iſt unſerm neuen Theaterunternehmer, Stöger (früher Bühnendirektor in Grätz, Preßburg, Trieſt und zulezt im Wiener Joſephſtädter Theater), gelungen, dieſen Zauber zu löſen und eine wenigſtens ſcheinbare Verſchmelzung aller Klaſſen herbeizuführen, daſſelbe nämlich, was wir oben eine leiſe Berührung genannt haben. Dieſer äußerſt thätige und unternehmende Mann hat im lezten Herbſt nicht allein einen vergrößernden Umbau des Schauſpielhauſes in einer unglaublich ſchnellen Zeit zu Stande gebracht, ſondern daſſelbe zugleich ſo verändert, daß es mit geringer Mühe für den Sonntag des Karnevals in einen Doppelſaal verwandelt werden kann, und dieſes Jahr ſchon zum Schauplatz der Redouten benuzt worden iſt, die durch ihn, gleich dem Phönix, verſchönert und verjüngt, aus der Aſche wieder hervorgegangen ſind, und nicht allein ſehr zahlreich, ſondern auch von den Perſonen des höchſten Ranges und Standes beſucht wurden, welch leztere nicht, wie zu erwarten ſtand, das wogende Getümmel des Volkes nur

aus ihren Logen beſchauten, ſondern ſich munter unter die Menge miſchten; ja, die erſten Damen ſcheuten ſelbſt das furchtbare Gedränge der dritten Redoute nicht, worin jeder Schritt, wenn auch nicht mit Blut, doch mit Strömen Schweißes erkauft werden mußte. Es ſcheint in der That, als ſey es unſer Adel müde geworden, immer nur ſich ſelbſt zu ſehen, und wolle auch in andern Kreiſen ſich vergnügen, wenn ihm dazu nur anſtändige Gelegenheit geboten würde. Mehr zurückgezogen hielten ſich die Damen des Bürgerſtandes, die nur wenig von ihren Logenſitzen aufſtanden und ſich aus der Ferne bewundern ließen.

Den Hörern der Rechte und der Medizin iſt durch eine kaiſerliche Verordnung vom vorigen Jahre unterſagt worden, Bälle zu geben, wahrſcheinlich, weil man von dem Geſichtspunkt ausging, die Jugend ſolle wohl die Beluſtigungen des Karnevals mit genießen, doch nicht die theure Zeit ihren Studien entziehen, um jene für andere zu bereiten. Nur den Kandidaten der mediziniſchen Doktorwürde war es in dieſem Jahre geſtattet worden, ein Ballfeſt zu veranſtalten, welches, als das einzige, deſto glänzender ausfiel. Auch hier erſchien der Adel in bedeutender Anzahl, freundlich und gefällig; mehrere der jüngern Damen und Herren miſchten ſich in den Reihen der Tänzer, und im Ganzen beſtritt dieſer Ball, wie die Redouten, Alles, was man von der ſtrengen Abgeſchiedenheit der Stände in Prag ſo oft und viel erzählt hat. So ſehr die Vergnügungen des Karnevals durch dieſe neue und erfreuliche Erſcheinung an Glanz und Intenſität gewannen, ſo unerwartet und trauervoll wurden deſſen lezte Freuden durch den Tod des Kaiſers Franz geſtört; die zwei lezten Redouten und zahlloſe kleinere häusliche Tanzunterhaltungen, mit denen der Faſching luſtig zu Grabe getragen werden ſollte, wurden abgeſagt, das Theater und alle andern öffentlichen Beluſtigungsorte geſchloſſen, und ein dichter Trauerſchleier deckte ſich verhüllend über jede geſellige Luſtbarkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Mai.

Regſamkeit im Buchhandel.

Es herrſcht jezt eine ſo furchtbare Thätigkeit und Regſamkeit in der Pariſer Literatur, daß die Buchdrucker darüber klagen, ſie können nicht ſo viele Gehülfen bekommen, als ſie nöthig haben. Bedenkt man, daß manche Drucker mechaniſche Preſſen haben, bei welchen die Arbeit nur mit geringer Beihülfe von ſelbſt von ſtatten geht, und daß manche Werke ſtereotypirt werden, alſo, einmal geſezt, beſtändig wieder abgedruckt werden können, ohne der Sezer ferner zu bedürfen, ſo läßt ſich daraus ſchließen, welch furchtbare Menge von neuen Schriften und literariſchen Unternehmen jezt zu Tage gefördert werden muß. Um nun das Publikum nicht abzuſchrecken, ſind die Unternehmer genöthigt, demſelben ihre ſchön gedruckten, manchmal mit Vignetten und ſchönen Kupfern gezierten Novitäten, oder neuen Auflagen älterer Schriften in Heftchen wöchentlich vorzulegen, und jedesmal nur zehn, zwölf, oder fünfzehn Sous zu verlangen. Die Käufer verarmen jezt auf eine neue Weiſe, nämlich nicht durch den zu hohen Preis, ſondern durch die Wohlfeilheit der Waare. Die auf's Koſtbarſte gedruckten Bücher koſten ja nur einen halben Franken das Heft; wer iſt nicht im Stande, auf mehrere dergleichen zu pränumeriren, oder, da hier faſt gar keine Vorausbezahlung ſtatt findet, zu ſubſcribiren, was auf Eins hinausläuft! Auch mancher Verleger läuft Gefahr, vor lauter Reichthum an Verlagswerken arm zu werden; denn es wird mit einer ſolchen Wuth darauf losgedruckt, daß man glauben ſollte, es gebe keine alten Auflagen mehr, und ſie ſeyen aus der Welt verſchwunden. Nun hat freilich die Zahl der Leſer bedeutend zugenommen, und die Zweiſouszeitſchriften haben doch ſo viel Gutes bewirkt, daß die Leute mehr leſen und ſich mehr nach Unterricht umſehen, als ſonſt; allein es geht mit den Büchern, wie in England mit den baumwollenen Zeugen: es wird weit über den Bedarf fabrizirt. Die Revolution vom Juli 1830 war auch eine für den Buchhandel, weil damals alle Büchermagazine von neugedruckten Voltaires, Rouſſeaus, Montesquieus, Laharpes und Barthelémys vollgepfropft waren, und nun auf einmal der Sinn des Publikums eine ganz andere Richtung bekam, vor der Hand von Büchern keine Rede mehr war und die Buchhändler nicht wußten, was ſie mit dem ungeheuern Büchervorrathe anfangen ſollten. Der Staat mußte den Verlegern viele Millionen vorſtrecken, um ihnen aus der Noth zu helfen. Manche haben ſich aber ſo wenig herausgeholfen, daß man die Bücher von Gerichts wegen hat verkaufen müſſen, um nur einigermaßen den Vorſchuß zu decken, was aber wenig eingebracht hat. Man hätte glauben ſollen, dieſe Erfahrung werde fruchten und den Buchhandel vorſichtiger machen. Einige Jahre lang ging es auch ſehr langſam und bedächtig darin her; aber jezt wird ärger als je ſpekulirt, konkurrirt, gedruckt und angekündigt. Doch ſind es keine Voltaires und Rouſſeaus mehr, die man um die Wette herausgibt, ſondern Chateaubriands, Buffons, Walter Scotts, Coopers u. ſ. w., und häufiger noch Magazine mit Kupfern, Encyklopädien und artiſtiſche Muſeen. Dabei macht die Buchdruckerkunſt große Fortſchritte und thut es der engliſchen gleich. Das Beſte dabei, wenigſtens für die Käufer, iſt, daß die Unternehmer zugleich für Wohlfeilheit ſorgen und durch niedrige Preiſe einander auszuſtechen ſuchen; dennoch iſt die Konkurrenz ſo groß, daß einige doch auf etwas Außerordentliches ſinnen müſſen, um die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zu lenken. Da iſt denn die Verbindung der Abonnements mit einer Lotterie zu Stande gekommen. Wenn ich nicht irre, ſo hat das Tageblatt Figaro das erſte Beiſpiel davon gegeben, wofern nicht alle Unternehmer ſich nach einem einzigen Muſter, nämlich nach der Opernlotterie des Dr. Veron, gerichtet haben. Dieſer Figaro beſtand vor der Julirevolution, und machte zuweilen durch ſeine witzigen Sticheleien den Miniſtern Karls X. nicht wenig zu ſchaffen. Hernach aber fehlte ihm der Stoff zum Spaſſe, auch iſt man kurz nach einer Staatsumwälzung nicht ſehr zum Sticheln aufgelegt; deßhalb ging der Figaro ein. Aber ſeitdem ſind alte Mißbräuche, alte Herrſchſucht, alter Ehrgeiz, alte Kriechereien und alte Schliche wieder lebendig geworden; für einen Figaro gibt es wieder genug zu ſpaſſen, und obwohl ſeine Stelle unterdeſſen von zahlloſen Witzlingen eingenommen worden iſt, ſo iſt doch auch noch für einen witzigen Barbier Platz da, wenn er nur ſcharf und geiſtreich witzelt. So iſt er denn wieder erſchienen, und gleich Anfangs wollten die Unternehmer etwas Neues mit ihm verſuchen. Da nämlich in England Tageblätter bei den Fleiſchern und Bäckern zu haben ſind, weil ſich Jedermann an dieſe Leute wenden muß, ſo wollte man dieſen Gebrauch auch in Paris einführen; es wurde alſo angekündigt, der Figaro werde in den Fleiſcher- und Bäckerbuden täglich für zwei Sous zu haben ſeyn. Dieß war eben kein glücklicher Einfall; denn in Paris ſendet man nur die Mägde zu den Fleiſchern und Bäckern, und manche Haushaltungen laſſen ſich Fleiſch und Brod in's Haus bringen; der Figaro hätte alſo lange in den Buden unbeachtet liegen bleiben können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 26. Mai 1835.

Ich ſah Euch, Königin — Euch ſelbſt,
Nicht Euer Bild! — O welchen Schatz bewahrt
Dies Schloß!

Schiller.

Aremberg.

Das Andenken Napoleons und der Seinigen miſcht ſich in den Köpfen vieler Franzoſen mit politiſcher Emanzipation auf eine Weiſe, welche uns nur darum ſo ſeltſam erſcheint, weil die Begeiſterten keine Ahnung davon zu haben ſcheinen, daß ihre Ideen, auf ihrem Standpunkte ſo abgeſchmackt, aus einem höhern ſich oft ganz anders geſtalten könnten. Aber bei der jüngern Generation, deren mächtigſte Jugenderinnerungen von den Strahlen jenes Meteors vergoldet ſind, iſt das Gefühl für den Mann und ſeine Angehörigen ſeiner Natur nach ein poetiſches, und was dem Eindruck bei dem nicht ſehr entwickelten poetiſchen Sinn der Nation an Tiefe abgehen mag, das ſezt ihm der Nationalſtolz in der Breite reichlich zu. Alexandre Dumas, der Tragiker des Porte St. Martintheaters, beſchreibt in ſeiner Weiſe einen Beſuch bei der vormaligen Königin von Holland. Wie nun der Dichter überhaupt der Stimmführer ſeiner Zeit und ihrer Regungen iſt, ſo ſoll uns in Folgendem einer das Gefühl ſeiner jüngeren Landsleute und Zeitgenoſſen für eine Dynaſtie verſinnlichen, unter der ſie geboren ſind, und die Glieder, als ſie zum Bewußtſeyn erwachten, das tragiſche Geſchick über die ganze Welt zerſtreut hatte.

* * *

Napoleon war geſtorben, ſeine Adler zerſtreut, flüchtig, verbannt weit und breit. — Jene Niobe, welche einen Kaiſer, drei Könige und zwei Großherzoginnen geboren, lebte zurückgezogen in Rom, Lucian auf ſeiner Herrſchaft Canino, Ludwig in Florenz, Joſeph in Amerika, Hieronymus in Würtemberg, Eliſa in Baden, die Fürſtin Borghese in Piombino und die Königin von Holland auf dem Schloſſe Aremberg. Da dieſes Schloß nur eine halbe Stunde von Konſtanz entfernt iſt, ſo ergriff mich der Wunſch, meine Huldigungen zu den Füßen dieſer entthronten Majeſtät niederzulegen, um zu beobachten, wie viel von einer Königin in einer Frau zurückbleibt, wenn das Schickſal ihr das Diadem von der Stirne, das Scepter aus der Hand und den Mantel von den Schultern geriſſen; und beſonders in dieſer Frau, der anmuthigen Tochter Joſephinens, der Schweſter Eugens, des koſtbarſten Juwels in Napoleons Krone.

Ich hatte ſo viel von ihr gehört in meiner Jugend; man ſprach damals von ihr, wie von einer ſchönen und hülfreichen Fee, und die ſo ſprachen, waren Mädchen, die ſie ausſteuerte, Mütter, deren Söhne ſie losgekauft, Verurtheilte, für die ſie Gnade erwirkt hatte. Wie verehrte ich ſie! Nun denke man ſich noch den Eindruck, welchen die Romanzen auf mich machten, die meine Schweſter ſang, die von dieſer Königin herrühren ſollten, und die ſich mir im Herzen wie im Gedächtniß ſo feſtgeniſtet

hatten, daß noch jezt, nach zwanzig Jahren, Worte und Muſik friſch in mir leben. Romanzen, die eine Königin komponirt und ſingt, ſind etwas Mährchenhaftes und machen einen Eindruck, wunderbar und golden, wie in Tauſend und Einer Nacht.

Es war noch zu früh, um mich ſelbſt im Schloſſe zu zeigen; ich ſandte daher meine Karte hin, und ſprang in ein Boot, das mich in einer Stunde nach der Inſel Reichenau führte. In der kleinen Kirche, mitten auf dieſer Inſel, ruhen die Gebeine Karls des Dicken, des fünften Nachkommen Karls des Großen; ſeine Grabſchrift, die man in dem Chor unter einem Bildniſſe lieſt, welches für das ſeinige ausgegeben wird, enthält ſeine ganze Geſchichte. Hier gebe ich ſie wörtlich:

„Karl der Dicke, Neffe Karls des Großen, zog mit großer Macht nach Italien und eroberte dieſes Land; hierauf erhielt er das Reich und wurde als Kaiſer in Rom gekrönt; nach ſeines Bruders Ludwig Tode ward er durch das Recht der Geburt Herr von Germanien und Gallien. Endlich aber — da Geiſt, Herz und Körper ihm verſagten — warf ihn ein Glückswechſel von der Höhe ſeiner Herrſchaft in dieſe beſcheidene Zurückgezogenheit, wo er, von allen den Seinen verlaſſen, ſtarb im Jahre unſers Herrn 888.“

Da es außer dieſem Denkmale nichts weiter hier zu ſehen gab, beſtieg ich wieder mein Boot und ſteuerte nach Aremberg. Das Schloß Aremberg iſt keine königliche Reſidenz, ſondern nur ein ſchönes Haus, welches eben ſo gut dieſem oder jenem, ſogar Herrn Scribe gehören könnte. Nichts imponirte mir, und die innere Bewegung, worin ich mich verſezt ſah, floß daher einzig aus der moraliſchen Quelle deſſen, was meine Gedanken beſchäftigte. Dieſe Bewegung war aber ſo mächtig, daß der Wunſch, den ich ſehnlichſt gehegt, Madame de St. Leu zu ſprechen, jezt plötzlich ſchwankend wurde, ſo daß ich bei jedem Schritte inne hielt, um den Augenblick der Zuſammenkunft hinauszuſchieben. Ich ſandte meine Blicke nach jedem Gegenſtande, der ſich mir zeigte; ich betrachtete Alles ohne Unterſchied mit Aufmerkſamkeit, ohne etwas recht zu unterſcheiden; kurz, ich war eher aufgelegt, umzukehren, als meinen Weg fortzuſetzen. Die Urſache hievon war, daß ich auf dem Punkte ſtand, ein Hirngeſpinſt ſich verwirklichen zu ſehen, oder eine Illuſion zu verlieren; lieber hätte ich mich auf der Stelle wieder mit einem zweifelhaften Gefühle entfernt, ſtatt vielleicht ſpäter völlig enttäuſcht den Rückzug anzutreten. Plötzlich gewahre ich beim Einbiegen in einen Laubgang, nur etwa dreißig Schritte von mir, drei Frauen und einen jungen Menſchen. Mein erſter Gedanke war, die Flucht zu ergreifen, allein ſchon war es zu ſpät; man hatte mich geſehen, und ich fühlte zu wohl das Lächerliche eines ſolchen Benehmens. Ich heftete meinen Blick auf die Näherkommenden und glaubte die Königin zu erkennen. Ich ging ihr entgegen.

Wie ſie ſo auf mich zu kam, konnte ſie wahrlich nicht wiſſen, was in meiner Seele vorging; ſie war gewiß weit entfernt, zu glauben, daß in den Tagen ihrer Macht ſchwerlich ein Menſch in dem Audienzſaal im Haag dem Throne, wo ſie in der ganzen Fülle ihrer Schönheit ſtrahlte, ſich mit Empfindungen genähert habe, wie ſie mich in dieſem Augenblicke durchdrangen; alle ſchönen Gefühle, die des Mannes Herz umſchließt, Liebe, Ehrfurcht, Mitleid, drängten ſie nach meinen Lippen; ich war nahe daran, ihr zu Füßen zu fallen, und wenn ſie allein geweſen wäre, hätte ich es gewiß gethan.

Sie mochte indeſſen doch von dem, was in mir vorging, etwas ahnen, denn ſie lächelte huldvoll und reichte mir die Hand. „Sie ſind tauſendfach gut,“ ſprach ſie, „daß Sie bei einer armen Verbannten nicht vorübergehen wollen, ohne ſie zu beſuchen.“ Ich war alſo gut, und ihr gebührte es, dankbar zu ſeyn. Schön, mein Herz, du haſt dich alſo diesmal nicht getäuſcht. Jüngling, dies iſt die gute, ſchöne Königin deiner Kindheit; Dichter, dies iſt der Ton, dies der Blick, wie du ſie von Joſephinens Tochter dir immer geträumt haſt; laß dein Herz nur ſtärker ſchlagen! alſo doch einmal konnte die Wirklichkeit dem Traum gleichkommen! drum ſchaue, höre und ſey ganz glücklich! — Die Königin ſtüzte ſich auf meinen Arm, ſie führte mich, denn ich ſah nichts mehr; ſo gingen wir, ich weiß nicht wie lange, dann traten wir in den Saal. Hier war das Erſte, was meine Sinne wieder ſammelte und meine Blicke auf ſich zog, ein prächtiges Bildniß.

„O, wie ſchön!“ rief ich. — „Ja,“ ſagte Madame de St. Leu, „das ſtellt Bonaparte auf der Brücke von Lodi vor.“ — „Dies Bild iſt von Gros, nicht wahr?“ — „Es iſt von ihm.“ — „Gewiß nach dem Leben, ohne Zweifel! die Aehnlichkeit iſt bewundernswerth!“ — „Der Kaiſer iſt drei oder viermal geſeſſen.“ — „Hatte er die Geduld dazu?“ — „Gros war auf ein herrliches Mittel gefallen.“ — „Und welches?“ — „Er ließ ihn meiner Mutter auf den Schoß ſitzen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Die Prairien.

Nach Waſhington Irving.

Der Prairiehund.

Ich hörte, ein großer Bau, oder wie man es nennt, ein Dorf von Prairiehunden ſey auf dem ebenen Gipfel eines Hügels, etwa eine Meile vom Lager, entdeckt worden. Nachmittags machten wir uns auf, es zu

Digitized by Google

beſuchen. Der Prairiehund iſt ein kleines Thier vom Kaninchengeſchlecht, ohngefähr ſo groß wie das unſrige, munter, aufgeweckt, muthwillig. Das Thier iſt ſehr geſellig und lebt in großen Gemeinden, deren Wohnungen oft mehrere Morgen Landes bedecken, wo ſtark betretene Pfade von der Rührigkeit der Einwohner Zeugniß ablegen. Es iſt auch, als hätten ſie immer vollauf zu thun, ſey's, die Zeit zu vertreiben, oder die öffentlichen Geſchäfte zu beſorgen; unaufhörlich huſchen ſie hin und her, als beſuchten ſie einander in ihren Höhlen, oder ſitzen im Freien beiſammen und tummeln ſich an den kühlen Abenden nach Regenſchauern. Zuweilen erluſtigen ſie ſich halbe Nächte lang und kläffen und bellen leiſe dazu, wirklich wie junge Hunde; aber beim geringſten Lärm verſchwinden alle in den Behauſungen und das Dorf iſt völlig einſam und ſtill. Ueberraſcht man ſie, daß ſie nicht entſpringen können, ſo machen ſie ſich zum Widerſtand fertig, und ihr unmächtiger kriegeriſcher Trotz läßt äußerſt komiſch.

Die Prairiehunde ſind aber nicht die einzigen Bewohner dieſer Dörfer. Eulen und Klapperſchlangen ſollen unter ihnen hauſen, ob aber als geladene oder als zudringliche Gäſte, darüber iſt man nicht einig. Die Eulen ſind von beſonderer Art, ſehen lebendiger aus, ſind hochbeiniger, fliegen raſcher als die gewöhnlichen, und mitten am Tage. Nach einigen bewohnen ſie nur die verfallenen Höhlen der Prairiehunde, welche von leztern verlaſſen werden, weil ihnen ein Verwandter darin geſtorben; es ſoll dem Gefühl dieſer ſonderbaren kleinen Geſchöpfe zuwiderlaufen, an einem Orte zu bleiben, wo ſie einen der Ihrigen verloren. Andere behaupten, die Eule ſey eine Art Haushälterin des Prairiehunds, und da ihr Geſchrei faſt ganz klingt wie das ſeinige, ſo behauptet man ſogar, ſie lehre die Jungen bellen und verſehe ſo das Amt eines Hauslehrers. Was die Klapperſchlange betrifft, ſo konnten wir nichts Beſtimmtes darüber erfahren, welche Rolle ſie im Haushalt der kleinen Gemeinde ſpielt; Manche erklären ſie geradezu für einen Schelm und Verräther und behaupten, ſie nehme ſchnöderweiſe die braven, leichtgläubigen kleinen Prairiehunde zu ſich, und daraus, daß man hin und wieder ein junges Mitglied der Familie in ihrem Magen entdeckt, geht ſattſam hervor, daß ſie ſich insgeheim nach etwas Beſſerem als Aſchenbrödels Koſt umſieht.

Was ich von dieſen geſelligen, poliʒirten Thierchen erzählen hören, hatte mich begierig gemacht, ihr Thun und Treiben näher kennen zu lernen, und mit lebendigem Intereſſe wanderte ich daher ihrem Dorfe zu. Leider war es im Laufe des Tages bereits von einigen unſerer Jäger beſucht, und von dieſen ſogar zwei oder drei Bürger erſchoſſen worden. Daher befand ſich die ganze Gemeinde im Zuſtand höchſter Aufregung und Erbitterung; es waren wohl ringsum Wachpoſten ausgeſtellt, denn als wir uns näherten, ſchienen Pikete hineinzueilen und Lärm zu ſchlagen, worauf die vorſichtigen Bürger, welche am Eingang ihrer Höhlen ſaßen, ein kurzes Bellen hören ließen und unter die Erde fuhren, wobei ihre Hinterbeine in der Luft baumelten, als hätten ſie einen Purzelbaum geſchlagen.

Wir gingen durch das ganze Dorf, das etwa dreißig Morgen Landes umfaßte. Kein einziger Bewohner ließ ſich blicken. Den Boden bedeckten zahlloſe Löcher auf kleinen Erdhügeln, die das Thier beim Graben aufgeworfen; ſie waren leer, ſo weit wie mit unſern Ladeſtöcken unterſuchen konnten. Wir gingen leiſe ein Stück weit hinaus, legten uns auf den Boden nieder und lauerten lange, ohne uns zu rühren. Allgemach streckte nahe bei uns hier und dort ein vorſichtiger alter Bürger langſam die Schnautze hervor, zog ſie aber raſch wieder zurück. Weiterhin kamen einige ganz heraus, aber kaum wurden ſie unſer anſichtig, machten ſie einen Purzelbaum und ſchlüpften in ihre Löcher. Die am entgegengeſezten Ende des Dorfs bekamen endlich wieder Muth, da es ſo lange ſtill blieb, und huſchten herum von einer Behauſung zur andern, als wollten ſie Verwandte und Gevattern beſuchen und die Berichte über die lezten Vorfälle austauſchen. Andere, noch kecker, traten in kleinen Gruppen auf Straßen und öffentlichen Plätzen zuſammen, um über den dem Gemeinweſen neuerlich zugefügten Schimpf und die himmelſchreiende Ermordung ihrer Mitbürger zu deliberiren. Wir erhoben uns vom Boden und gingen ſachte vorwärts, um ſie mehr in der Nähe zu ſehen, da lief es von Mund zu Mund: kläff! kläff! im Nu ſtob Alles auseinander, nach allen Seiten hin ſah man Füße trippeln, und in Kurzem waren alle unter dem Boden.

Die Dämmerung machte weitern Forſchungen ein Ende, aber noch tief in die Nacht hinein hörte man im Lager aus dem fernen Dorfe herüber einen dumpfen Lärm, als ob die Einwohnerſchaft in allgemeiner Verſammlung einen großen Mann beklagte, den das Gemeinweſen verloren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſezung.)

Literariſche Lotterien.

Man hat den urſprünglichen Plan inſoweit abgeändert, daß der Figaro zwar noch in den Bäckerbuden, aber auch außerdem noch in den Leſekabinetten und an vielen andern Orten zu haben iſt. Von den Fleiſchern iſt man ganz abgegangen; dieſe ſezten, wie es ſcheint, blutwenig Figaro'ſchen Witz ab. Noch erfreute ſich aber das Blatt

keiner großen Abnahme; daher erfand man ein neues Mittel, das Publikum zum Ankauf zu reizen. Die Herausgeber kündigten nämlich an, daß die 8100 erſten Abonnenten, wenn ſie auch nur auf ein Vierteljahr ſubſcribirten, alle ein Loos zu einer Lotterie bekommen ſollten, worin Aktien der Unternehmung, jede zu 1000 Franken, gezogen werden würden, ſo daß man für ein Abonnement von zwölf Franken einer der Inhaber der Anſtalt werden könne. Es wurde dabei bemerkt, daß vor der Julierevolution der Figaro eines ſolchen Anſehens genoſſen, daß die Aktien deſſelben von 1000 Franken auf 2400 ſtiegen, obſchon es deren, wie jezt, hundert gab. Die gewöhnlichen Mitarbeiter an allen eleganten Zeitſchriften von Paris, als da ſind Balzac, Scribe, E. Sue, Ph. Chasles (Jules Janin wird hier ausnahmsweiſe vermißt), ſollen regelmäßig Beiträge liefern, und zwar ſoll wöchentlich einer von dieſen fleißigen Artikeldichtern mit einem Aufſaze erſcheinen. Ob nun dieſe neue Spekulation den Figaro beſonders heben wird, ſteht dahin; wahrſcheinlich werden die Aktien nach Maßgabe des in dem Blatte verſchwendeten Wizes ſteigen. Wird derſelbe den Leſern kärglich zugemeſſen, und haben die Herausgeber des Figaro ihnen nichts Beſſeres zu ſagen, als was ein Duzend anderer Tageblätter ſchon ſagt oder geſagt hat, ſo werden alle Bäcker der Stadt Paris nicht im Stande ſeyn, dieſem geiſtig-trockenen Brode einen guten Abſaz zu verſchaffen, und auf der Titelvignette wird der Barbier von Sevilla vergebens ſein Scheermeſſer aufheben. Wenige werden ſich darum bekümmern, wem ſein Scheeren gilt. Indeſſen hat der Einfall mit der Figaro'ſchen Lotterie bereits ſeine Früchte getragen, denn ein ſpekulativer Kopf hat davon Anlaß genommen, mit einer neuen Ausgabe der Chateaubriandſchen Schriften eine Lotterie zu verbinden, und zwar nach einem weit größern Maßſtabe. Mit der Herausgabe dieſer Schriften hat es eine beſondere Bewandtniß; es ſcheint, der Verfaſſer hat ſich durch einen Kontrakt mit einem frühern Verleger des Verlagsrechts ſeiner Werke auf immer entäußert. Der Käufer dieſes Verlagsrechts unterhandelt ſeitdem mit Andern, welche eine Ausgabe zu veranſtalten wünſchen, und es ſcheint, man druckt Chateaubriand ab, ohne daß er ſich weiter darum bekümmert und irgend einen Nuzen davon zieht. Man behandelt ihn bereits als einen leiblich todten Schriftſteller, deſſen Schriften dem Domaine public, wie man hier ſagt, anheimgefallen ſind, und er kann ſich lebend das Vergnügen verſchaffen, ſich zehnmal vervielfältigt zu ſehen, was andern Schriftſtellern erſt lange nach ihrem Tode zu begegnen pflegt. Der zulezt aufgetretene Verleger hat es nun ſeinen Vorgängern weit zuvorthun wollen, und das ohnehin ſchon große Unternehmen noch weit mehr in's Große getrieben. Er ſezt nämlich voraus, daß ſich 3000 Subſcribenten finden werden. Anderwärts würden dieſe ſchwer zuſammenzubringen ſeyn, beſonders bei einem Werke von 32 Bänden, zu acht Franken der Band; in Frankreich iſt dies aber ſehr wohl möglich, und mit Hülfe großer Ankündigungen und Zeitungsartikel ſogar leicht.

(Der Beſchluß folgt.)

Prag, April.

(Fortſezung.)

Die Landestrauer.

Wenn die Aeußerungen des Schmerzes bei den Bewohnern Prags nicht ſo laut und ſtürmiſch waren, als jene der Wiener, die den milden Landesvater täglich ſahen und vor allen andern Unterthanen vorzugsweiſe beſaßen, ſo gingen jene auch nicht ſo ſchnell in frivolen Muthwillen über, der kecke, mitunter freche Wize an die feierliche Erinnerung eines großen Verluſtes kettete. Die Trauerfeierlichkeiten begannen in Prag erſt zwei Wochen nach dem Tode des Kaiſers, und wurden zuvörderſt vier Tage lang in der Domkirche, dann in den Pfarrkirchen, ſpäter auch von der Univerſität, der evangeliſchen Gemeinde, den Iſraeliten, und zum Schluß erſt am 10ten April von dem Konſervatorium begangen. Die vom Hofe angeordnete Landestrauer bietet uns durch die zahlloſen regel- und unregelmäßigen Abſtufungen, in welchen ſie getragen wird, ein Bild, das freilich, da all ſeine wechſelnden Schattirungen aus Schwarz in Schwarz beſtehen, nicht bunt genannt werden kann, troz dem aber äußerſt mannichfaltig iſt. Es iſt natürlich, daß der ganze Adel ſchwarz erſcheint, was bei der Kleidung der Herren, die gewöhnlich dunkle Gewänder tragen, weniger bemerklich wird, als an der Toilette der Damen, deren Kleider eben jezt in allen Nüancen des Regenbogens zu ſtrahlen begannen; mit einem Zauberſchlage iſt die geſammte Farbenpracht verſchwunden, und die Farbe der Nacht, die bei den vornehmſten Damen auch die Enveloppen und Ueberwürfe in Beſchlag genommen, umhüllt die Geſtalten aller weiblichen Huldinnen. Fürſten, geheime Räthe, Kämmerer und die Ritter der öſterreichiſchen Orden, denen es Stand oder Rang geſtattet, geben auch ihrer geſammten Dienerſchaft ſchwarze Livree, mit Epauletten, Achſelſchnüren und andern Zierrathen verbrämt, und die zahlreichen Equipagen unſers Adels rollen wie Trauerwagen durch die Straßen. Manche Damen des niedern Adels und von geringern Vermögensumſtänden finden es mitunter auch recht nobel, bequem und ökonomiſch zugleich, mit einem ſchwarzen Tibetkleide und einem Seidenhut ſich mit Schneider und Puzmacherin auf ein halbes Jahr abzufinden, und zugleich eine Andeutung ihrer hohen Stellung zur Schau zu tragen. Von den übrigen Bewohnern Prags trägt das Militär auch in Civilkleidung, ſo wie alle kaiſerlichen, ſtändiſchen und ſtädtiſchen Beamten, die Univerſität, die Doktoren aller Fakultäten und die geſammten Studirenden unſerer uralten Hochſchule den bezeichnenden Trauerflor und in Gala den ſchwarzen Frack. Der Ueberreſt der männlichen Bevölkerung, der in keinem unmittelbaren Verhältniß mit der Regierung ſteht, hat — mit wenigen Ausnahmen, wobei man wohl glauben machen wollte, man gehöre einer jener privilegirten Klaſſen an — in ſeiner gewöhnlichen Kleidung keine Aenderung vorgenommen. Anders iſt es mit der weiblichen Welt; die Frauen hielten förmliche Sizungen, um über die wichtige Frage zu deliberiren, wem die Trauer zukomme, und wem nicht, und man konnte bei den meiſten mit Zuverſicht darauf zählen, daß ſie gerade das Gegentheil von dem thaten, was in dieſen Seſſionen ausgemacht worden war. So ſieht man denn auch zwei Frauen von höhern Staatsbeamten gleichen Ranges, die eine vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz eingehüllt, in Geſellſchaft mit ſchwarzem Schmuck angethan, wie die allerhöchſten und höchſten Frauen, die andere in bunten Gewändern, als hätte ſie nie ein Wort von einer Hof- oder Landestrauer vernommen; hier eine in blauem oder rothem Gewande mit Trauerhut und ſchwarzem Schleier, dort eine zweite im ſchwarzen Wollkleide mit buntem Kopfzeug, wohl gar mit Blumen geziert. Mitunter legen ſelbſt die Gattinnen angeſehener bürgerlicher Beamten, die von Adel ſind, durch ihre Erſcheinung in bunter Tracht das ſchöne Bekenntniß ab, daß ſie den Gatten als Haupt des Hauſes anerkennen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Mai 1835.

> Sey mir, o Inſel, gegrüßt, Friedſelige, Liedergeprieſne!
> Inſel, du taucheſt herauf aus des Oſtmeers grollendem Fluthbett,
> Wie aus des Nachtgrauns Schooß ein Traumbild. —
>
> Koſegarten.

Briefe über die Insel Rügen.

Erster Brief.

Vor zwei Decennien noch las man einen Reiſebericht über Rügen beinahe mit demſelben Erſtaunen wie weiland die Griechen einen über Colchis. Ich weiß mich noch eines Buchs aus meinen Knabenjahren zu erinnern, welches ein Engländer über ſeine Reiſe dahin herausgegeben, wogegen die Viſionen der Frau v. Montangleau in neuerer Zeit als die glaubwürdigſten Wahrheiten erſcheinen. Nach ihm, und als Koſegartens Geſänge auf den Kontinent herübertönten, ſezten ſich auch einige deutſche tollkühne Weltentdecker auf die Poſt und fuhren nach Norden zu, dem rügiſchen Drachen eine Feder auszurupfen. Mit dieſer Feder ſchrieben ſie ſodann zwei Dutzend Epiſteln an die Sachſen und Bayern, Franken und Schwaben, und rollten vor der Welt ihr fabelhaftes Vließ auf, welches ſie da drüben, jenſeits Pommern, im Wunderlande erbeutet haben wollten. Wenn man dieſe Beſchreibungen las, ſo wurde Einem ſeltſam und ſchauerlich zu Muthe, und man glaubte den Schauplatz von Fouqué's Mährchenwelt nun plötzlich in der Oſtſee fixirt zu ſehen. Bei ſolchen Myſtifikationen thun Namen immer das Beſte, und man kann ſehr ungereimte Dinge glauben machen, ſobald man dieſen Dingen nur einige recht myſteriöſe, hiſtoriſch klingende Benennungen anzupaſſen weiß. In unſerm Wunderlande fanden ſich dieſe Benennungen ſchon fertig vor. Da gab es Hühnengräber, Opferſteine, Götzenbilder, Herthaburgen, Wikingerſitze, Heidenveſten, heilige Haine, von denen die Drachenſänger im Namen Apolls Beſitz nahmen, um ſich mit ihrer Ignoranz dahinter zu verſchanzen, und aus dieſem Verſteck die Phantaſie der Leſewelt mit glühenden Pfeilen in Brand zu ſtecken. So wurde Rügen bekannt, und figurirte zur Zeit des Freiſchützen als Deutſchlands Wolfsſchlucht.

Seit jenen Tagen, in welchen die Literatur in mehr als Einer Disciplin Faſtnacht hielt, erſchienen auf der Leipziger Meſſe wieder einige Boten aus dem Rügenlande, doch in beſcheidener Geſtalt. Die Zeit der poetiſchen Illuſionen in den Wiſſenſchaften und die der improviſirten Reiſebeſchreibungen war vorüber, das erkannten die Autoren, wollten aber ihren Roman nicht gänzlich fallen laſſen, und warfen ſich jezt, der Mährchenform entſagend, in die Arme der Idylle. — Unter den zahmen Pinſeln dieſer Landſchaftmaler wurde aus dem düſtern Inſellande der Wunderſagen ein Armidagarten, ein nordiſches Capri, eine Schweiz in Duodez. Die archäologiſchen Kurioſitäten wurden jezt Nebenſache, die Magie der Natur das Hauptobjekt. Man übertrieb im Eifer der Beſchreibung nach Möglichkeit, machte aus

Digitized by Google

Remiſen Wälder, aus Niederungen Thäler und aus Hügeln Gebirge. Daher das Erſtaunen der Fremden, wenn ſie ganz etwas anderes fanden, als ſie erwartet hatten, und daher auch das Erſtaunen der Eingebornen, wenn ein Fremder über ihren Fernſichten und den verſchiedenen renommirten Naturſcenen ihres théâtre pittoresque nicht ſogleich in Extaſe gerieth oder gar erklärte, er habe ſich die Sache weit beſſer vorgeſtellt.

Es mag billig auffallen, daß das deutſche Rügen den Mittel- und Süddeutſchen noch zur Zeit unbekannt war, als ſich ihnen bereits das Innere von Afrika aufgeſchloſſen hatte. Dies erklärt ſich nur aus dem Umſtande, daß das Land der Rugen mehr als anderthalb Jahrhunderte lang (von 1648 bis 1815) im Beſitze Schwedens war und bis dahin die Peene die nördlichſte Grenze Deutſchlands bildete, und daß noch zehn und mehr Jahre hernach alles Land, was jenſeits der Peene lag, als ein berüchtigtes Straßengebiet, und in veralteten, fremdartigen Formen verdarrend, außer aller Kommunikation mit den übrigen Theilen des Staats geblieben war, dem es nun angehörte. Selbſt gegenwärtig haben ſich noch Reſte ſchwediſcher Normen erhalten; hie und da herrſcht noch das lübiſche Recht und transbaltaniſche Gewohnheiten. Der Landmann rechnet noch gerne nach alten Stapelgulden und Schillingen, und man kann zu gleicher Zeit mit Dreien zu thun bekommen, von denen Einer nach altpommerſchen, der Zweite nach ſchwediſchen, der Dritte nach preußiſchen Ellen und Zollen handelt und mißt. Daß Rügen in der neueſten Zeit bekannter iſt, verdankt es vornehmlich der Aufnahme der Oſtſeebäder, deren Gebrauch in Norddeutſchland zur Mode, und womit der Beſuch des maleriſchen Rügenlandes, dieſer Oaſe in einer hügelloſen Wüſte, zur eigentlichen Sucht geworden iſt. Chauſſeen und Dampfſchiffe, Schöpfungen der neueſten Zeit, tragen nicht minder dazu bei. Mancher, der nie dazu gekommen wäre, ſich die Hände in der Oſtſee zu waſchen, wird, ohne es ſich vorgenommen zu haben, von Station zu Station gelockt, von Eilwagen in Eilwagen, von Boot zu Boot; am Ende ſteht er auf Rügen, und weiß ſelbſt nicht, wie das ſo eigentlich gekommen.

Die Inſel Rügen wird bekanntlich durch einen Meeresarm vom pommerſchen Feſtlande getrennt. Dieſer Waſſerſtreifen hat, ich weiß nicht warum, noch keinen geographiſchen Namen erhalten, heißt aber ſeit Jahrhunderten im Lande der Sund. Ueberhaupt wird hier unter Sund jedes Seeſtrömchen, unter Oie oder Oee jede Inſel, unter Wiek eine Bucht, und unter Bodden jedes Baſſin verſtanden, das ein Meeresarm bildet; ſo ſagt man: der Jasmunder Bodden, die Tromper Wiek ꝛc. Dieſe fremdartige Nomenklatur iſt nicht ohne Einfluß auf die Phantaſie; denn der ſo ſehr an jeder Form klebende Menſchengeiſt denkt ſich die Dinge, welche Sund und Oie heißen, ſogleich ganz anders, als wenn ſie ihm unter den Prädikaten Inſeln und Seeſtröme vorgeführt würden. Auch malte ich mir, die letzte Station vor Stralſund verlaſſend, ſchon im Geiſte den mir verheißenen Sund mit bunten Farben, nach den in meiner Einbildungskraft lebenden Skizzen norwegiſcher Fiords, aus. Als ich aber auf der Rhede von Stralſund, das Segelfährboot erwartend, hinausblickte über die Waſſer- und Landebenen des Sunds und ſeiner Ufer, da ſtrich ich ſchnell die Unterſchrift von meinem voreilig entworfenen Konterfei, welches auch nicht das Geringſte mit ſeinem Originale gemein hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aremberg.

(Fortſetzung.)

Man denke ſich die Tochter, die mir von ihrer Mutter ſpricht, und dieſe Mutter war Joſephine, von ihrem Stiefvater, und der war Napoleon, die mich dieſe häusliche Scene mit anſehen läßt, mir den Löwen ſanft und gezähmt zeigt, den Kaiſer auf dem Schoße der Kaiſerin, und vor ihnen jenen Gros, den Mann von Jaffa, Eylau und Abukir, den Pinſel in der Hand, mit dem er jenen großen Kopf auf die Leinwand wirft, der weit genug iſt, um die Erde zu umfaſſen. Und alles dies war kein Traum! —

Ich ſetzte mich in eine Ecke, und den Kopf in beiden Händen, verlor ich mich in eine Welt von Gedanken. Als ich wieder zu mir kam, ſchlug ich die Augen auf und ſah, wie Madame de St. Leu mich lächelnd anblickte; ſie begriff zu gut die Urſache meiner Unhöflichkeit, als daß ſie eine Entſchuldigung von meiner Seite erwartet hätte, und ich dachte auch nicht entfernt daran. Sie ſtand auf und trat auf mich zu. „Wollen Sie mit gehen,“ ſagte ſie, „ſo kommen Sie.“ — „Und welche Wunder werde ich jetzt erblicken?“ — „Meinen kaiſerlichen Reliquienſchatz.“

Sie führte mich vor einen verſchloſſenen Schrank, der Bücher zu enthalten ſchien und Glasthüren hatte. Sie öffnete ihn und ich erblickte hier in Fächern Gegenſtände, welche Napoleon und Joſephine angehört hatten. Zuerſt eine Brieftaſche mit J und N bezeichnet, worin die vertraute Korreſpondenz des Kaiſers und der Kaiſerin aufbewahrt wurde. Alle dieſe Schreiben waren eigenhändig, datirt von den Schlachtfeldern von Marengo, Auſterlitz und Jena, geſchrieben auf der Lafette eines Geſchützes, den Fuß im Blute, Alle enthielten ein Wort von Sieg;

Digitized by Google

dann folgten ganze Seiten voll Liebe, voll jener tiefen, glühenden, leidenſchaftlichen Liebe, wie ſie Werther, René, Antony * empfanden. Welch ungeheuere Organiſation in dieſem Manne, der zu gleicher Zeit ſo viele Dinge in ſeinem Kopfe und in ſeinem Herzen hatte! — Ferner ſah ich hier auch den Talisman Karls des Großen, deſſen Geſchichte ich hier mittheilen muß.

Als man zu Aachen das Grab geöffnet, wo der große Kaiſer lag, fand man ſein Gerippe, angethan mit ſeinen römiſchen Gewändern, die Doppelkrone von Franken und Deutſchland ruhte auf dem gelben Todtenkopfe, und neben ihm der Sack eines Pilgeims und ſein gutes Schwert, womit er einſt, wie die Sage geht, einen gebaeniſchten Ritter mitten von einander hieb; ſeine Füße ſtützten ſich auf den Schild von gediegenem Gold, den ihm der Pabſt geſchenkt hatte, und um ſeinen Hals ſchlang ſich der Talisman, der ihn ſtets ſiegreich machte. Dieſer Talisman war ein Stück des echten Kreuzes, das ihm Irene, die Kaiſerin, geſendet hatte. Es war von einem Smaragd umſchloſſen, der an einer goldenen Kette aus großen Ringen hing. Die Bürger von Aachen ſchenkten dies Kleinod Napoleon, als er ſeinen Einzug hielt, und 1811 warf Napoleon ſcherzend dieſe Kette der Königin Hortenſie um den ſchönen Hals, und geſtand ihr, daß er ſie an den Tagen von Auſterlitz und Wagram auf ſeiner Bruſt getragen habe, wie Karl der Große vor 900 Jahren.

Noch ſah ich hier den Gürtel, der ſeinen Leib bei den Pyramiden gürtete, den Trauring, den er ſelbſt der Wittwe Beauharnais an den Finger geſteckt, das Bild des Königs von Rom, von Marie Louiſe geſtickt, auf dem ſein letzter Blick verweilte; ſein Adlerauge, bevor es ſich auf ewig ſchloß, war auf denſelben Gegenſtand gerichtet, den ich jezt vor mir erblickte; ſein ſterbender Mund hatte dieſen Atlas geküßt, ſein letzter Hauch ihn berühet, und erſt ein Monat war ſeit dem Tode ſeines Sohnes verfloſſen, der auch wieder ſeine verlöſchenden Augen auf das Bildniß ſeines Vaters richtete. Die Zeit und die Freiheit werden vielleicht dieſes Geheimniß der Vorſehung uns einſt noch enthüllen (?); bis es geſchieht, wollen wir uns beugen und anbeten! Ich verlangte den Degen zu ſehen, der durch Marchand von St. Helena überbracht worden war und welchen der Herzog von Reichſtadt ſeinem Oheim Ludwig vermacht hatte; die Königin hatte jedoch dieſe theure Gabe noch nicht erhalten und beſorgte, es dürfte wohl nie geſchehen.

(Der Beſchluß folgt.)

* Lezterer iſt der Held eines Schauſpiels von Dumas.

Meine Schmerzen.

Ich hab' ſie all zur Ruh' gebracht,
Die großen und die kleinen;
Gott geb' ihnen eine ſanfte Nacht!
Ich hab' mich ſacht
Davongemacht;
Von fern nur, will mir ſcheinen,
Hör' ich im Schlaf ſie weinen.

Im Garten aber iſt's nächtlich ſchön,
Die Sterne blitzen und blicken;
Die Blumen träumend im Mondſchein ſtehn,
Ich kann nicht gehn,
Muß ſinnen und ſehn,
Muß mich nach ihnen bücken,
Ein' um die andre pflücken.

Die Blumen nehm' ich mit hinein,
Und geh' zur Kammer wieder.
Noch ſchlafen ſie alle, groß und klein;
Sie ruhn ſo fein,
Die Schmerzen mein;
Auf ihren Schlummer nieder
Streu' ich die blumigen Lieder.

Ludwig Seeger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Fortſetzung.)

Eberts neues Trauerſpiel.

Als Gegenſtück präſentiren ſich ſelbſt die Theaterſängerinnen und Schauſpielerinnen, wenn ſie in Konzerten ſingen oder deklamiren, meiſt in tiefer Landestrauer, und bei manchen kohlſchwarzen bürgerlichen Damen kann man ſo wenig den Grund der Landestrauer begreifen, daß man glaubt, dieſe trauern über das Unglück, einen treuloſen Mann, jene, einen liederlichen Sohn zu haben. Doch werden viele von denjenigen, welche die Landestrauer auf ſolche Weiſe uſurpirt, das ſtete Schwarz ſchon nach und nach müde, und es beginnen manche vom Haupte mit dem Hut und der Haube, andere vom Leibe mit dem bunten Gewande ſich wieder zu färben. Auch die ſingenden und ſchönredenden Damen begnügen ſich, im Gewande der Unſchuld vor unſere trunkenen Blicke zu treten, eine ausgenommen, welche bis zur Charwoche ſich nicht entſchließen konnte, ihr ſchwarzes Kleid und einen kleinen ſcheſuniſchen Reiherbuſch aus ſchwarzen Hahnenfedern abzulegen. Erſchrecken Sie nicht, wenn wir, um nach dieſem vermittelnden Uebergange einen vollſtändigen Gegenſatz zu dem ernſten Bilde einer allgemeinen Landestrauer zu ergreifen, das Wort Theater nennen. Fern ſey es

von uns, die Leſer mit langen und langweiligen Relationen über unſere Künſtler und ihre Leiſtungen heimzuſuchen, womit ſie in andern Zeitblättern zum Ueberdruß bedient werden können; nur in manchen Fällen, wo ganz beſondere Intereſſen durch eine dramatiſche Erſcheinung angeregt werden, wie es zum Beiſpiel gerade jezt der Fall iſt, können wir es uns nicht verſagen, derſelben in Kürze zu erwähnen. Wir haben nämlich, kurz nach der Wiedereröffnung des Theaters, in einer Woche ein paar Dramen von zwei der vorzüglichſten Dichter der öſterreichiſchen Monarchie erhalten; das erſte: „Czeſtmir,“ vaterländiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Karl Egon Ebert, ganz ein Eigenthum Böhmens, das zweite: „der Traum ein Leben,“ dramatiſches Mährchen in vier Akten, von Fr. Grillparzer, das Erzeugniß eines poetiſchen Geiſtes aus dem nachbarlichen Oeſterreich. Der Verfaſſer des erſtern Trauerſpiels ſcheint es ſich vorgenommen zu haben, nur böhmiſche Stoffe zu bearbeiten, und wenn gleich ſein erſtes, „Bretislaw und Jutta,“ ſich nur in Prag eines patriotiſchen Erfolges erfreute, in Wien und München aber, troz mancher großen poetiſchen Schönheiten, durch den alltäglichen Stoff mißfiel, hat er ſich doch zum zweiten Male abermals einen noch minder glücklichen Stoff aus der Vorzeit Böhmens erwählt. Czeſtmir, eigentlich Stier von Cherſudw, den uns die Chronik als einen ſehr tapfern Kriegsmann rühmt, zu welchem der verzagte Herzog Neklan ſeine Zuflucht nahm, und ihn in ſeiner eigenen blanken Rüſtung an die Spize des Heeres gegen den ihn bedrohenden Herzog von Saaz ſtellte, dem Stier mit einem gewaltigen Streiche den Schild zerſchmetterte, mit dem zweiten den Kopf ſammt dem Helm ſpaltete, daß er todt vom Pferde fiel, hierauf aber ſelbſt in der gewonnenen Schlacht umkam. So wenig bot ihm die Chronik dar, und da Alles, was er derſelben hinzugefügt, ſein Eigenthum iſt, ſo dürfte uns dieſes Stück wohl in den Stand ſezen, zu beurtheilen, ob ihm dramatiſches Talent inwohne. Der gewählte Gegenſtand war nicht allein ſo arm, daß er weder Charaktere, noch eine tragiſche Handlung oder frappante Situationen darbot, ſondern zugleich ſo ſchroff und abgeſchloſſen, daß es gar keine leichte Sache iſt, Epiſoden an denſelben zu ketten. Schon dieſe Wahl ſcheint alſo anzudeuten, daß er mit dem innern Weſen des Drama nicht vertraut ſey. Noch ſchlimmere Fehlgriffe that aber Ebert in der fruchtloſen Bemühung, dieſes poetiſche Gerippe mit Fleiſch zu bekleiden. Die Nebenfiguren ſind zum Theil (z. B. die beiden Wahrſagerinnen) weder intereſſante, noch dramatiſche Perſonen, die, ſtatt den Mangel der Handlung zu ergänzen, vielmehr durch leeres Geſpräch ermüden und Langeweile machen. Noch ſchlimmer iſt es, daß alle epiſodiſchen Geſtalten durchaus nicht ſo mit dem Stoff verwebt und verſchmolzen ſind, daß durch ihre Trennung von demſelben eine Lücke entſtehen würde. Abgerechnet, daß das Stück nur gewinnen kann, wenn die erwähnten zwei Heren des Landes — oder beſſer des Stückes — verwieſen werden, wenn nur ihre prophetiſchen Sprüche da blieben, ſo iſt ſelbſt die recht anmuthige, leider aber nur in ſchwachen Strichen angedeutete Epiſode der beiden Liebenden keineswegs mit der Haupthandlung unauflöslich verbunden. Wlaſtislaw könnte die Feindſchaft Czeſtmirs, in dem er Neklans Schwert in der Wahrſagung zu erkennen glaubt, ſuchen, auch wenn dieſer keinen Sohn hätte, und er könnte eben ſo gut den ſchwachen Neklan in der Schlacht beſiegen, ohne daß die Wuth über den Verluſt einer Tochter ſeine Tapferkeit zur Raſerei ſteigerte.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beſchluß.)

Literariſche Lotterien.

Sind die 5000 Abnehmer der Chateaubriandſchen Werke einmal da, ſo behält ihnen der Herausgeber etwas recht Hübſches vor, nämlich 70 Prämien, die zuſammen 180.000 Franken betragen, und zwar ſoll die erſte Prämie ein Drittel vom Eigenthum der Chateaubriandſchen Werke ſeyn. Will der Gewinnende lieber Geld, als ein literariſches Eigenthum, mit welchem freilich kein Wahlrecht in den Wahlkollegien der Arrondiſſements verbunden iſt, ſo erbietet ſich der Unternehmer, ihm eine baare Summe von 100.000 Franken auszuzahlen. Es gibt nicht viele Schriftſteller in der Welt, deren Schriften, merkantiliſch genommen, zu 300.000 Franken angeſchlagen werden können, wenn dieſelben bereits mehrmals aufgelegt worden ſind. Die andern Prämien ſollen in Büchersammlungen von 500 bis zu 15.000 Franken an Werth beſtehen. Dieſes Unternehmen ſoll alſo nicht allein den Unternehmer bereichern, ſondern auch ſeinen Buchladen ausleeren, nebenbei einen der Subſcribenten wohlhabend machen und 69 Bibliotheken unter die andern vertheilen. Seit einiger Zeit waren die hieſigen Zeitungen mit Annoncen von Ausſpielungen öſterreichiſcher Schlöſſer angefüllt, ohne daß ſich die Frankfurter Kollekteurs, welche dieſe Ankündigungen mit ſchweren Koſten beſorgen ließen, die Mühe gaben, das franzöſiſche Publikum wiſſen zu laſſen, wie viele Theilnehmer zu dieſen Ausſpielungen erforderlich ſeyen, und wer das Ganze verbürge. Zulezt machte die Regierung dem mit dieſen Ankündigungen getriebenen Unfuge dadurch ein Ende, daß ſie das Geſez wieder in Erinnerung brachte, welches das Einſezen in fremde Lotterien verbietet. Jezt können die Bewohner Frankreichs durch Subſcriptionen auf literariſche Unternehmungen Schlöſſer gewinnen, die ſie nicht an den Ufern der Donau oder der Wien zu ſuchen brauchen. Aber auch hier ſchwebt das Schwert des Damocles über ihrem Haupte, denn auch die einheimiſchen Privatlotterien ſind in Frankreich nicht erlaubt. Nun überſchreitet man freilich manchmal dieſes Geſez, und die Beamten geben ſelbſt das Beiſpiel der Uebertretung, indem ſie das Ausſpielen von allerlei Gewerbprodukten zum Beſten der Armen begünſtigen; allein die Regierung kann einſchreiten, wenn es ihr beliebt, und dies that ſie vor einigen Jahren, als ein freiſinniger Deputirter, Audry de Puyraveau, der noch dazu großen Antheil an der Staatsumwälzung von 1830 gehabt hatte, ſeine Güter ausſpielte, um ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden aufzuhelfen; die bereits in Gang geſezte Lotterie wurde durch einen Urtheilsſpruch des Gerichts aufgehoben, und vielleicht haben die Theilnehmer nicht ohne Mühe ihren Einſaz zurückerhalten. Eben ſo kann ſie jezt bei literariſchen Lotterien verfahren. Nun hat bereits der Figaro dadurch der drohenden Gefahr zuvorzukommen geſucht, daß er behauptet, ſo etwas könne keine Lotterie heißen, weil ja kein Verluſt und kein Wagniß dabei ſey, und der Gewinnſt den Subſcribenten als eine Zugabe, als ein unerwartetes Geſchenk ertheilt werde. Vielleicht haben aber die Richter keinen ſo ſcharfen Verſtand, daß ſie dieſen ſubtilen Unterſchied recht einſehen, und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn einmal der Procureur du Roi ſeinen langen Arm ausſtreckte, den von literariſchen Unternehmern erfundenen Lotterien Einhalt thäte und die Sache vor die gar nicht literariſch geſtimmten Gerichte brächte.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 28. Mai 1835.

Heil dir, lächelnder Mai,
Blumenſchöpfer,
Herzenfeſſler,
Wecker des Vergnügens,
Heil dir, lächelnder Blüthenmond.

Hölty.

Mailied.

Die Sänger all, die vorigs Jahr
Den ſchmucken Frühling grüßten,
Erheben ihre Stimmen klar,
Als die nicht anders wüßten;

Als wären ſie auf Gottes Welt
Alljährlich, ſo auch heuer,
Zum Muſiciren aufgeſtellt
Bei ſolcher hohen Feier.

Die Gäſte, die zum Luſtturnier
Seit alter Zeit einlieſen,
Sie ſteigen auf in neuer Zier
Aus ihrer Schlöſſer Tiefen;

Blühn rings in magdlichem Gewand,
Gewebt mit ſtillem Fleiße,
Und ſinnen drauf, wem ihre Hand
Wohl ſchlingt die Maienſträuße.

Gern mag der Ringer auf der Bahn
Feſt an der Pracht ſich ſaugen,
Und Glaub' und Lieb' und Muth empfahn
Aus frommen Blumenaugen.

Aus duftgeſchwellten Lüften trinkt
Die müde Kraft ſich munter,
Und aus dem blauen Himmel ſinkt
Der Siegerkranz herunter.

Und ſchallen nun, wie's Gott beſchied,
Viel tauſend Frühlingskehlen,
Stimm ich auch in das hohe Lied
Zum Feſttag aller Seelen.

Bis Mondesſilber wird mein Haar
Aus hellem Sonnengolde,
Will ich ſie grüßen Jahr um Jahr
Des Lenzes Feſtheroïde.

Will bringen jeden Mai zum Sang
Des Frühlings meine Spende;
Denn ſing' ich hundert Jahre lang,
Ich ſing' es nicht zu Ende.

Ludwig Seeger.

Digitized by Google

Arenemberg. *

(Beſchluß.)

Die Mittagsglocke iäutete. „Schon?“ rief ich betrübt. „Sie ſollen Alles morgen wiederſehen,“ ſprach ſie ſanft. Nach dem Eſſen gingen wir wieder in den Saal. Nach ungefähr zehn Minuten wurde Madame Recamier gemeldet; ſie war noch jezt eine Königin, eine Königin an Schönheit und Geiſt; auch empfing ſie Hortenſia wie eine Schweſter. — Ich habe viel über das Alter der Madame Recamier ſtreiten hören; zwar habe ich ſie nur Abends geſehen, in einem ſchwarzen Kleide und Kopf und Hals verſchleiert, aber die Friſche ihrer Stimme, die Schönheit ihrer Augen, die Zierlichkeit ihrer Hände — wahrlich! ich hätte auf fünf-und-zwanzig Jahre mit Jedem wetten mögen. Und wie erſtaunte ich, da ich dieſe beiden Frauen von Direktorium und Konſuiat wie von Dingen ſprechen hörte, die ſie erlebt und geſehen. — Endlich erſuchte man die Gräfin St. Leu, ſich an den Flügel zu ſetzen. „Wird es Ihnen Vergnügen machen?“ feagte ſie mich, halb von ihrem Sitze erhoben, als wartete ſie auf meine Entſcheidung. „O wie ſehr!“ antwortete ich mit gefalteten Händen. Sie ſang mehrere Romanzen, die ſie erſt kürzlich komponirt hatte. „Dürfte ich mir etwas erbitten?“ fragte ich zögernd. — „Und was?“ — „Eine ihrer frühern Romanzen.“ — „Welche?“ — „Du ziehest fort auf kühnen Ruhmeswegen.“ — „Ach, mein Gott! das iſt ja das Früheſte, deſſen ich mich ſelbſt noch erinnere; die Romanze iſt von 1808, wie können Sie davon wiſſen? Sie waren kaum geboren, als ſie geſungen wurde.“ — „Ich war fünf Jahre alt; aber von allen Romanzen, die meine ältere Schweſter ſang, war mir dieſe die liebſte.“ — „Es iſt nur ein Umſtand dabei: ich weiß nichts mehr davon.“ — „O, ich kann ſie auswendig.“ Dabei ſtand ich auf, und auf die Lehne ihres Seſſels geſtüzt, diktirte ich ihr folgende Verſe: **

Du zieheſt fort auf kühnen Ruhmeswegen,
Mein trauernd Herz wird immer bei dir ſeyn.
Schon ſtrahlt der Nachwelt Tempel dir entgegen,
Gehorch' dem Ruf — jedoch gedenke mein!

— „Ja, ſo heißt es!“ ſprach die Königin traurig. Ich fuhr fort:

Treu deiner Pflicht, bleib' treu auch deiner Milde,
Flieh' ſichern Tod, willſt du dem Ruhm dich weihn;
Und ruft die Ehre dich in's Schlachtgefilde,
Kämpf' wie ein Held — doch ſtets gedenke mein!

— „Meine arme Mutter!“ ſeufzte die Gräfin St. Leu.

Was ſoll ich thun? Nie wird mein Leiden enden,
Friede und Krieg wird mir verderblich ſeyn;
Die Schönen werden Blicke nach dir ſenden,
Du ſiegſt auch hier! — nur ach! gedenke mein!

So wirſt du ſtets gefallen, ſtets nur ſiegen,
Mars und die Liebe werden bei dir ſeyn;
Ich ſehe dich von Ruhm zu Ruhme fliegen,
Lebe beglückt! — doch ach! gedenke mein! —

Die Königin ſtrich mit der Hand über die Augen, um eine Thräne zu trocknen. — „Eine trübe Erinnerung?“ fragte ich. „Ja wohl, ſehr trübe,“ ſprach ſie. „Sie wiſſen ja, daß im Jahre 1808 das Gerücht von der Scheidung ſich zu verbreiten begann. Es traf meiner Mutter in's Herz. Der Kaiſer wollte eben nach Wagram abreiſen, und ſie bat Herrn von Segür, ihr eine Romanze auf dieſe Abreiſe zu dichten. Er brachte ihr, was Sie ſo eben rezitirten, und meine Mutter gab ſie mir, damit ich die Muſik dazu machte. Am Abend vor der Abreiſe des Kaiſers ſang ich ſie ihm vor. O meine arme Mutter! Ich ſehe ſie noch, wie ſie auf dem Geſichte des Gemahls, der mich verſtimmt anhörte, den Eindruck leſen wollte, den die Romanze auf ihn machte, welche ſich auf ihre Lage ſo treffend bezog. Der Kaiſer hörte bis zum Schluſſe zu, endiich, als der lezte Ton des Flügeis verhallt war, trat er zu meiner Mutter. „Vous êtes la meilleure créature que je connaisse,“ ſagte er, dann küßte er ſie ſeufzend auf die Stirn und ging in ſein Kabinet; meine Mutter ſchwamm in Thränen, denn nun wußte ſie es, ihr Schickſal war entſchieden. Sie können leicht denken, welche Erinnerung für mich in dieſer Romanze ruht, und indem Sie die Worte ſprachen, berührten Sie alle Saiten meines Herzens.“ Ich bat um Vergebung und wagte um nichts mehr zu bitten. Aber die Königin ſagte, indem ſie ſich wieder zum Flügel ſezte: „Es iſt ſo viel Unglück ſeitdem an uns vorübergezogen, daß mein Gedächtniß auf dieſem noch am liebſten ruhen mag, denn meine Mutter, obgleich von dem Kaiſer getrennt, ward doch ſtets von ihm geliebt.“

Ihre Finger gleiteten über die Taſten, ein klagendes Vorſpiel begann, dann ſang ſie mit ganzer Seele, mit demſelben Ausdruck, wie ſie vor Napoleon geſungen haben muß. Ich zweifle, ob je ein Menſch das empfand, was ich an dieſem Abend empfunden habe . . .

Seitdem habe ich die Königin Hortenſie nicht wieder geſehen, auch habe ich ihr nicht geſchrieben, und ſie mochte wohl denken, ich habe ſie vergeſſen, wie jene, die ſie in den Tagen ihrer Macht gekannt.

---

* Bisher iſt aus Verſehen Aremberg geſezt worden.

** Die bekannte, einſt überall geſungene Romanze der Königin von Holland:

Vous me quittez pour aller à la gloire;
Mon triste coeur suivra partout vos pas, etc.

Briefe über die Inſel Rügen.

(Fortſetzung.)

Ueber dieſen Seeſtrom geben drei Fähren, welche das pommerſche Feſtland mit der Inſel verbinden. Der Reiſende, der Chauſſee von Berlin aus folgend, wählt ſtets die ſogenannte alte Fähre als die beſtbeſorgte, obgleich der Strom hier am breiteſten iſt (6000 Schritt). Die Chauſſee von Berlin durchſchneidet einen Theil der ſandöden Mark Brandenburg, dann das fette Kornland der Ukermark, überſpringt im Hafen von Auclam die Peene und eilt, nun im ehemaligen Schwediſch-Pommern, jezt preußiſchen Neuvorpommern, durch die königlichen Forſten um Ferdinandshof über die See- und Univerſitätsſtadt Greifswalde nach der alten Hanſeſeſte Stralſund.

Stralſund iſt berühmt geworden durch ſeinen Widerſtand im dreißigjährigen Kriege, berühmter durch Wallenſteins Wort: „und wäre es mit Ketten an den Himmel gebunden!“ es hat ein hiſtoriſches Intereſſe. Ueberſieht man die Lage der Stadt vom Marienkirchthurme, dem ſiebenten höchſten in Europa, ſo erkennt man bald ihre ehemalige Wichtigkeit als Feſtung. Nach Nordoſt von der Binnenſee beſpült, rundum von breiten und tiefen Teichen umfangen, liegt ſie gänzlich iſolirt mitten im Waſſer. Mächtige Wälle umgaben ſie, und innerhalb dieſer, zum Schutz des Wallgangs, eine ſtarke Stadtmauer mit einem Syſtem von Trutzthürmen, theils im Viereck, theils rund erbaut. Nur drei ſchmale Erddämme führen von den Vorſtädten in die drei Landthore durch die Teiche. Zur Zeit ihres Glanzes verbanden dieſe Dammſtraßen, von bombenfeſten Thoren vertheidigt, die Veſte mit ihren weitläufigen doppelten Außenwerken. Den Hafen beſchützten zwei mächtige Baſteien in den Flanken, geradeaus ein Palliſadenwerk und im Rücken deſſelben eine ſtarkarmirte Courtine. Den wichtigſten Vertheidigungspunkt von der Waſſerſeite beſaß aber die Veſte in der, ihr auf eine halbe Büchſenſchußweite nahe liegenden Inſel Dänholm, deren Batterien die Meerenge nach allen Seiten hin wirkſam beſtreichen konnten. Arnheim, der ſie belagerte, hatte ſich ſchon dieſes Schlüſſels bemeiſtert, da überrumpelten, in dunkler Nacht auf Fiſcherböten landend, die kühnen Bürger den ſorgloſen kaiſerlichen Hauptmann von Schellendorf, der auf dem Dänholm kommandirte, und dieſer Streich entſchied den fernern Gang der Belagerung. Von den trozigen Mauern, die in jener Zeit einer kunſtloſen Waffengewalt widerſtanden, blicken nur die Grundlagen aus den Waſſerſpiegeln der See und der Teiche. Auf ihnen ruhen jezt mäßige Erdwälle, die Lineamente der alten Befeſtigung bezeichnend. Einige Thürme der Stadtmauer und ſtellenweiſe dieſe ſelbſt haben ſich noch erhalten. Die bombenfeſten Thore ſind verſchwunden und werden durch Lünetten erſezt. Von den Außenwerken blieben wenige Spuren, und der Pflug gleicht von Herbſt zu Herbſt die Gräben mehr und mehr aus, hinter denen einſt die Wallbüchſen der Schweden donnerten. Die vielen Wechſelfälle des Kriegs, welche dieſe Stadt in neuerer Zeit trafen, und das Spoliirſyſtem Bonaparte's vornämlich, haben hier Walpurgisnacht gehalten. Einige Uferſchanzen und ein Brückenkopf am Strande, dem Dänholm gegenüber, ſind Denkmale aus dem Jahre 1814. Aus der Wallenſteinszeit iſt nichts übriggeblieben, als die Eiche im „Heinholze,“ worunter der Gewaltige ſaß, als die Kugel eines Bürgerſchützen ihm den Becher vom Munde ſchlug.

Dem Hafen Stralſunds gegenüber, jenſeits des Sundes, gewahrt man einen flachen Streifen Landes, mit einem dürftigen Stranddörſchen; am öſtlichen Ende des Streifen etwas Wald, das weſtliche in die Gewäſſer verlaufend, die ſich dort, wo zwei Bergſpitzen der Inſel Hiddenſee wie zwei Wölkchen am Horizonte hängen, in die offene See ausbreiten. Dieſer fahle, ſandbrüchige, mit einzelnen verkümmerten Bäumen und dem Bischen Wald bewachſene Landſtreifen iſt — die Inſel Rügen, das Dörſchen die alte Fähre. Im Segelboote überfliegt ſich der Sund in zehn Minuten. Drüben am dreißig Fuß hohen Ufer, wo der Eingang zum Dörſchen ein tiefes Defilé bildet, ausgeſtiegen, genießt man im auf der Anhöhe liegenden Wirthshauſe einer ſchönen Ausſicht; beſonders an einem klaren Morgen bei Windſtille, wo die alte Stadt mit ihren Thurm- und Giebelſpitzen, ihren Gärten und Windmühlen und ihrer Flottille, im vollen Sonnenglanze ſtrahlend, im Waſſer ſchwimmt und ſich trefflich ausnimmt. Links und rechts dehnt ſich im halben Kreisbogen die pommerſche Küſte aus, öſtlich mit fernen Wäldern bedeckt, weſtlich kahl und erſäuft in den Waſſern. Nur einzelne Punkte Land, wie ſchwimmende Enten, ſchweben auf dem Spiegel, die gefährliche und nördlichſte Landſpitze von Barhöft bezeichnend, wo die wilde Gewalt der Wogen am furchtbarſten im Grundſande wühlt und den Eingang zum Sunde mit immer wechſelnder Laune ſchließt und öffnet, aller Vorſicht und Macht der nautiſchen Kunſt ſpottend. Kehrt man nun dieſem Anblick den Rücken und wendet ſich der Inſel zu, da gewahrt man nach allen Seiten hin nichts als ein gewöhnliches pommerſches Ackerland, flach und eintönig und zum Verzweifeln ermüdend für das Auge, wenn nicht hie und da der Waſſerſpiegel einer Bucht oder der See den durſtenden Blick erquickte. Man nehme nun auf ſeiner Reiſe eine

Digitized by Google

Richtung wie man wolle, überall auf drei Meilen Wegs dieſelbe Langweiligkeit: ein Kornacker, ein Stückchen Weidrland mit unſcheinbarem Vieh, ein Repsfeld, eine Torfgrube, dazwiſchen etwas Gebüſch, einige Katben und Bäume, und Alles eben, wie auf einem Teller.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Beſchluß.)

Neue Theaterſtücke von Ebert und Grillparzer.

Das Schlimmſte, was Ebert begegnete, war, daß er, gleich dem Schiffbrüchigen, der im Sturm nach dem erſten beſten Balken zur Rettung greift, in dem mühſamen Streben, den Stoff auf dem verlängernden Prokuſtesbette auszudehnen, ſich ſelbſt unbewußt, Situationen und Geſtalten aus ältern Stücken dem ſeinen einverleibte, die ſelbſt dem ungeübten Auge auffallen mußten. Dieſes Unglück begegnete ihm namentlich mit dem Herzog Neklan, dem er eine tragiſche Würde zu geben verſuchte, indem er ihn zu einem Friedensfürſten erhob. Einige Stellen, die auf Kaiſer Franz hindeuteten, erregten patriotiſche Beifallsbezeugungen, doch hinkt dieſes Gleichniß noch mehr als die gewöhnlichen, durch ein altes Sprüchwort bezeichneten; denn wenn Franz I. auch gewiß der friedliebendſte Fürſt der Erde war, ſo vermied er doch nie den Krieg, wo ihn die Nothwendigkeit gebot, er ſcheute kein eigenes Opfer für das Allgemeine, und Ebert hat (abgeſehen davon, daß derlei Behelfe, um das Publikum zu beſtechen, des tragiſchen Dichters unwürdig ſind) dem verewigten Kaiſer ein ſchlechtes Kompliment gemacht, indem er ihn mit dieſem Herzog des neuntrn Jahrhunderts parallelliſirt, der ſich höchſtens bis zu einem Pendant zu Karl VII. in Schillers Jungfrau von Orleans erhebt, an den er auch durchaus mahnt, bis zu dem Zweikampf, den er dem Herzog von Saaz anbietet. Auch Czeſtmir, der den weichlichen Fürſten zum Kriege ermuntert, und, wie ſeine Worte fruchtlos verhallen, ſich von ihm wendet, gleicht hierin nicht minder dem Dünois, nur mit dem Unterſchiede, daß der Böhme des neunten Jahrhunderts viel glatter und zierlicher und minder kräftig ſpricht, als der Franzoſe des fünfzehnten, und dergleichen Reminiscenzen, beſonders ans Schillerſchen Stücken, könnte man noch ſehr viele anführen. Die Aufführung ließ, wie man zu ſagen pflegt, wenn man geſchwind über eine unangenehme Erinnerung hinſchlüpfen möchte, Vieles zu wünſchen übrig, und wir können keinen der darin beſchäftigten Schauſpieler hervorheben, da ſich keiner ſelbſt hervorhob, was wir ihnen hier um ſo leichter verzeihen wollen, da nicht viel durch ſie unterging. Uebrigens fand das Trauerſpiel „Czeſtmir“ bei ſeiner erſten Aufführung ein ſo freundliches, empfängliches Publikum, wie es die Götter nur dem glücklichſten der Dichter ſenden können, da es den Augenblick kaum erwarten zu können ſchien, ſeinen Beifall laut werden zu laſſen; aber die langweiligen zwei Schlußakte kühlten die Zuſchauer völlig ab. Die zweite Aufführung zeigte eine ſtrenge Nachkritik des Publikums, ein ungewöhnlich leeres Haus an einem Faſtenſonntage, wo Prag durchaus keine andere Unterhaltung darbietet, und eine Eiſeskälte im Publikum. Wie wir hören, will Ebert das Stück umarbeiten; das iſt löblich, wenn wir gleich nicht hoffen, daß aus dieſem „Czeſtmir“ ein gutes Trauerſpiel werde; aber er hüte ſich, daſſelbe dann noch einmal auf die Prager Bühne zu bringen. Daß dieſes Stück dem Publikum nicht gefallen hat, iſt in ein paar Monaten vergeſſen, und will Ebert einen dritten dramatiſchen Verſuch wagen, ſo wird er kein ſtrengeres Publikum zu fürchten haben; aber jenes Drama iſt in Prag einmal gefallen und wird nicht wieder auferſtehen.

Bei dem zweiten Stücke, deſſen wir zu erwähnen haben, handelt es ſich nicht mehr darum, ob ein reichbegabter Dichter auch dramatiſches Talent beſitze; Grillparzer hat ſich durch ſeine Schöpfungen längſt als einen der talentvollſten Bühnendichter unſerer Zeit bewährt; wenn gleich nicht zu leugnen iſt, daß er gleichfalls in der Wahl ſeiner Stoffe manchen Fehlgriff gethan, ſo iſt er doch meiſt ſelbſt über die ſprödeſten Herr geworden, und findet ſich hie und da Manches gegen ſeine Charakteriſtik einzuwenden, ſo iſt er doch immer durch und durch dramatiſcher Dichter. Bei einem ſolchen dürfte die Aufgabe, die er ſich ſelbſt ſezt, einen Traum uns in Handlung vor die Augen zu führen, als ein etwas abſonderlicher Einfall ſtutzen machen. Raupach hat dies unter den Deutſchen zuerſt in ſeinem „Mährchen im Traum“ gewagt, und wahrſcheinlich hat dieſer Verſuch auch dem Dichter der Ahnfrau Muth gemacht, eine ähnliche Produktion ſeines Geiſtes, die ſchon früher begonnen und, wie wir vernehmen, bloß für den Druck beſtimmt war, gleichfalls der Bühne zuzuführen. Wir kennen Raupachs Drama nicht, und können daher nicht entſcheiden, welchem von Beiden die Löſung einer ſo ſchwierigen Aufgabe vollkommener gelungen ſey; Grillparzer hat darin viel geleiſtet, und Alles, um das Publikum mit einer demſelben ſo fremden Idee zu befreunden. Die Anlage des Ganzen, das Verſchmelzen von Traum und Wirklichkeit, die Haltung der Geſtalten, wie Sprache und Versbau reihen dieſes Drama unter die gelungenſten Werke der neuern dramatiſchen Kunſt und ſichern ihm einen erfreulichen Erfolg.

Der Zuſtand unſerer Bühne hat ſich im Ganzen ſeit dem Jahre, wo Stöger die Leitung derſelben übernahm, weſentlich verändert; mit ihm erhielt die Oper einen bedeutenden Umſchwung, was aber das recitirende Schauſpiel betrifft, ſo ſind die wichtigſten Lücken deſſelben noch immer nicht ausgefüllt. Auch ſcheint die zweimalige Schließung des Theaters — im Herbſte während des Baues und mit Anfang März wegen der Landestrauer — einmal von fünf, das zweitemal von drei Wochen, ſtatt das Publikum begieriger auf theatraliſche Genüſſe zu machen, vielmehr eine entgegengeſezte Wirkung hervorgebracht zu haben, und es dürfte derber Zugmittel bedürfen, um die Prager wieder ſo zahlreich in die erweiterten Räume des Theaters zu locken, als ſie in der erſten Zeit der neuen Direktion ſich daſelbſt einfanden.

A.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Mai 1835.

Ehre beſeelt mich, vorzudringen; wenn aber Ehre mich beim Vordringen entſeelt? wie dann? Kann Ehre einen Arm anſetzen? nein; oder den Schmerz einer Wunde ſtillen? nein. Ehre verſteht ſich alſo nicht auf die Chirurgie? nein. Was iſt Ehre? ein Wort. Was ſteckt in dem Wort Ehre? was iſt dieſe Ehre? Luft. Eine feine Rechnung.

Shakespeare.

Das erste Duell.

„Lieber Freund, dies iſt ein verbrießlicher Handel.“ — „Ein höchſt verbrießlicher Handel,“ antwortete Franz. — „Und doch ſehe ich kein ander Mittel.“ — „Wohl,“ erwiderte der Freund lebhaft, „aber glaube mir, Du ſtellſt Dir jezt die Sache weit ärger vor, als Du es draußen auf der Wieſe, dem Burſchen gegenüber finden wirſt. Jezt aber, gute Nacht! Mitternacht iſt vorüber und um ſechs Uhr müſſen wir fort. Doch noch eins —“ — „Was iſt's?“ — „Ich weiß wirklich nicht,“ fuhr Franz zögernd fort, „ob es der Mühe werth iſt, daß ich Dich daran mahne; in Fällen wie der Deinige iſt es einmal Brauch, daß man ſeinen —“ — „Seinen Freunden, ſeinen Verwandten Lebewohl ſagt, meinſt Du?“ — „O nein, nein, nichts weniger, und ich hoffe zu Gott, dergleichen braucht es gar nicht; Du wirſt ſehen, Alles läuft nach Wunſche ab.“ — „Elendes Poſſenſpiel!“ ſagte ich etwas bitter; „doch was meinſt Du? was willſt Du?“ — „Eine nichtsſagende Formalität!“ erwiderte er verlegen; „wäre es nicht gut, Du benüzteſt dieſe Gelegenheit und brächteſt zu Papier, wie Du über das Deinige zu verfügen gedenkſt?“ — „Wahrhaftig!“ rief ich, „das iſt die Geſchichte vom Berg und der Maus! Ueber das Meinige verfügen? das wird bald gethan ſeyn; ich vermache Dir meine Schulden und diſpenſire Dich von der Bezahlung der Zinſen. — Doch, ich danke Dir für die Mahnung, und jezt, gute Nacht! und ſey pünktlich morgen früh.“ — „Sey ganz ruhig,“ ſagte Franz im Hinausgehen und rief noch zur Thüre herein: „Hör einmal, Du thuſt gut, wenn Du ein Glas Madera trinkſt, aber keinen Tropfen rothen Wein oder gar Branntwein! Du ſollſt mir morgen frei um den Kopf ſeyn und eine feſte Hand haben.“

Ich war allein. „Eine liebenswürdige Geſchichte!“ dachte ich. „Ja, wenn ich das Mädchen liebte, ſo hätte ich doch vielleicht etwas davon, wenn ich das Leben für ſie wagte; aber für nichts und wieder nichts, mit kaltem Blute für eine Hexe ſich todtſchießen laſſen, die einen auf der Welt nichts angeht, ſich bloß des Ehrenpunktes wegen ſchlagen zu müſſen, das iſt doch gewiß ſehr verbrießlich! Leider iſt's einmal ſo, und der gute Freund hat Recht, ſein Rath iſt gut, wohl gar prophetiſch. Mein lezter Wille alſo — Wäſche und Kleider ſoll die arme Liſe haben; wenig wahrhaftig für ihre treuen Dienſte! Leider hat ſie mir vielleicht nichts mehr zu thun! Die Bücher? Nur mit Scheu erwähne ich des koſtbarſten, meiner Bibel, da ich im Begriffe ſtehe, das Blut meines Nebenmenſchen zu vergießen. Franz, Du ſollſt ſie meiner geliebten Mutter übergeben. Sag' ihr, wie hoch ich ſtets ihre guten Lehren geachtet, wenn es

Digitized by Google

mir auch an der Seelenſtärke gebrach, ſie immer und überall zu befolgen. Ihr Herz müßte brechen, erführe ſie, wie unſinnig und gottlos ich mich ſelbſt um's Leben gebracht; erſpare ihr dieſen Jammer, ſag' ihr, ich ſey an dieſem oder jenem geſtorben, ſag' ihr, was Du willſt, aber nimmermehr erfahre ſie die ſchreckliche Wahrheit, vor der ſich Herz und Vernunft in mir empören. Ihr Sohn ein Duellant! Doch weg mit ſolchen Gedanken! dem Brauch muß man ſich einmal fügen; an die Mutter darf ich nicht mehr denken. — Die andern Bücher — mein beſter Freund ſoll ſie haben. Sie mögen Dich, mein lieber Franz, an die frohen Stunden erinnern, die Du mit ihnen zugebracht in der Geſellſchaft deſſen, der Dir für Deine treue, aufopfernde Freundſchaft tauſendmal dankt. In der Schieblade meines Pults wirſt Du ein Bildniß und einige Briefe finden; ihren Namen brauche ich nicht niederzuſchreiben, Du wirſt ſie ſogleich im Gemälde erkennen. Ich bitte Dich, Freund, ich beſchwöre Dich bei Allem, was dem Menſchen heilig iſt, laß die Briefe in keines Menſchen Hände kommen als in die ihrigen, übergebe ſie ihr ſelbſt. Verhehle ihr, ſo viel als möglich, die traurigen Umſtände meines Todes, ſuche ihr die Nachricht überhaupt ſo ſchonend als möglich beizubringen, und verſichere ſie, daß ich, troß meiner tollen Streiche, ſie ſtets herzlich lieb gehabt, daß ich in den lezten Augenblicken meines Lebens ihrer mit der innigſten Zärtlichkeit gedacht; ſag' ihr —"

So weit war ich, da wurde ich durch ein Klopfen an die Thür unterbrochen, und Franz trat herein. „Iſt es ſchon Zeit?" fragte ich. „Ja," antwortete er; „ſchön, daß Du ſchon gerüſtet biſt; es iſt gleich ſechs Uhr." — „Nun, da iſt die Zeit unbegreiflich ſchnell vergangen; doch, ich bin bereit. Du ſprachſt geſtern von meinem lezten Willen; die Vorſicht kann nicht ſchaden, und ich danke Dir, daß Du mich daran gemahnt. So eben habe ich etwas niedergeſchrieben, nimm das Papier. Dich, Freund, beauftrage ich mit der Vollziehung; ich weiß, Du ſchlägſt es mir nicht ab." — „Zähle auf mich," ſagte Franz und drückte mir die Hand; „doch weg mit den trüben Gedanken! ich weiß gewiß, daß ich die traurige Pflicht nicht zu erfüllen haben werde." — „Ich will es wohl hoffen," erwiderte ich, „aber meine Ahnungen haben noch ſelten getrügt, und ich kann den Gedanken nicht los werden, daß der heutige Tag mein lezter iſt." — „Sprich nicht ſo!" rief Franz. „Wenn ich das wüßte — Aber, großer Gott, wie willſt Du Dich mit Ehren aus dem Handel ziehen?" — „Du irrſt Dich; niemals ſollſt Du eine Gemeinheit oder eine Feigheit von mir erleben! Ueber eine unwillkührliche Regung bin ich nicht Herr; aber nimmermehr, und wäre mein Grab ſchon gegraben, nähme ich ein einziges Wort zurück; komm!" — Damit nahm ich ihn am Arm, wir gingen ſchweigend aus dem Haus und befanden uns bald an Ort und Stelle.

Mein Gegner harrte unſer bereits. Ich hatte ihn noch nie bei Tag geſehen, und ſein Aeußeres war nichts weniger als tröſtlich: ein bleicher, hagerer, großer und ſichtbar ausnehmend ſtarker Mann mit einem ungeheuern Schnurrbart. Wir begrüßten uns kalt und wandten uns beide ab, während die Sekundanten ſich miteinander beſprachen. Die Unterhandlungen ſchienen meinem Gegner zu lange zu währen; er trat ungeduldig vor und ſagte: „Um Vergebung, ihr Herren, daß ich unterbreche; ich meine aber, die Sache ſey ſogleich ausgemacht. — Zuerſt alſo," ſo wandte er ſich mit entſchloſſener Miene zu Franz; „ſchießen wir auf fünfzehn oder auf zwanzig Schritte?" Franz antwortete ſogleich, zwanzig ſcheine ihm recht, und ich las in ſeinem Auge, daß Beſorgniß für mich ihn ſo ſprechen ließ. „Gut," ſagte der Schnurrbärtige, ſtieß den Abſatz ſeines Stiefels tief in den Raſen und zählte die Schritte ab. Ich geſtehe, in Betracht ſeiner gewaltig langen Beine war es mir gar nicht unlieb, daß er ſich ſelbſt dem Geſchäft unterzog; aber dieſer Hoffnungsſchimmer erloſch bald, denn der Spitzbube ſezte kaum einen Fuß vor den andern und trippelte dahin wie ein Weib.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe über die Inſel Rügen.

(Fortſezung.)

Dieſe Pinſelſtriche geben ein Bild vom Hauptlande, der eigentlichen Inſel Rügen. Das Land Rügen iſt ein Inſelkontinent, beſtehend aus vielen Inſeln, Halbinſeln, Erdzungen, Inſelchen und Sandbänken, ſogenannten Böcken und Hacken. Jedes dieſer Aggregate bildet gleichſam ein eigenes Land, eine Provinz, und unterſcheidet ſich durch Eigenthümlichkeiten der Natur und des landwirthſchaftlichen Lebens. Der Bewohner von Jasmund ſpricht vom Wittower, wie der Schwede vom Norweger; der Mönchguter hält ſich für ein eigenes Volk und unterſcheidet ſich, ſeit Jahrhunderten immer derſelbe, durch beſondere Tracht, Sitte und Gewohnheit von allen übrigen. Von den beiden zu Rügen gehörenden größern Inſeln, Ummanz und Hiddenſee, bietet nur dieſe einiges Intereſſe. Schon ihre ſonderbare Geſtalt auf der Karte würde zum Beſuch reizen. Sie iſt ein langer, ſchmaler Erdfaden, am nördlichen Ende in einen Knoten von mäßigen

Bergen auslaufend. Zwei Drittheile des Landes ſind ein niedriger, mit dem Spiegel der See beinahe eben liegender Sandboden, deſſen Unterlage Mergel und eine Art von Porzellanerde bildet. Die Natur und der Zuſtand, worin hier der Menſch lebt, erſcheinen in der traurigſten Geſtalt. Die Inſel iſt größtentheils von Fiſchern bewohnt, welche ſich vom Heringsfang nähren, und wegen der eigenthümlichen Tackelung ihrer Böte und als vorzügliche Segler berühmt ſind. Dieſe Böte führen ein langes Bogſpriet mit zwei ſchmalen dreiecki- gen Segeln und ſind dadurch ſchon von Weitem vor an- dern zu erkennen. — Der gebirgige Theil der Inſel hat ein romantiſches Anſehen, zeigt aber auch nur geringe Spuren von Kultur. Auf einer der Höhen lag ehemals ein Mönchskloſter, welches die Schweden zerſtörten und dem damals die Inſel gehörte. Einige Ueberreſte al- ter Grundmauern deuten auf ein tüchtiges Gebäude. Am Abhange des Vorgebirgs, wo die Brandung der See an Felſengewölbe ſtößt, iſt das Revier des See- hunds, welcher von Zeit zu Zeit hier geſchoſſen wird. Auf den höchſten Punkten genießt man eine prächtige Ausſicht auf das naheliegende Rügen und Pommern, die offene See und die ferne Däneninſel Moen. In meteorologiſcher Beziehung iſt die Inſel noch merkwür- dig als ſicherer Barometer für die Nachbarn. Steigt ſie am Horizonte höher empor und nähert ſie ſich ſchein- bar dem Auge, ſo iſt Sturm und Regen gewiß; ſenkt ſie ſich und entfernt ſich wieder, ſo tritt bald ſchönes Wetter ein.

Von den großen Halbinſeln des Landes Rügen ſind, Mönchgut wegen ſeiner ſchon erwähnten Originalität ausgenommen, die beiden größten und nördlichſten: Jasmund und Wittow, die merkwürdigſten und die ei- gentlichen Träger des Rügiſchen Ruhms. In ihrem Bereiche liegen die ſchönſten großen Binnenwaſſer und die See am offenſten, liegen die denkwürdigſten Gegen- den, Oerter und Plätze, die intereſſanteſten Denkmäler der Vorzeit. Doch bevor ich von dieſen beiden ſpreche, will ich, mich der Leitung der Landſtraße überlaſſend, erſt bei dem Seebade Putbus verweilen, dem Haupt- quartiere aller auf Rügen Reiſenden.

Nach dem Ausſterben der Rügenſchen Linie nahmen die däniſchen Dynaſten und Barone des Namens Putbus (Putbutzke, Podeboſch) von den Beſitzungen ihres Hauſes auf Rügen Beſitz. Dies war im Jahre 1702. Damals ſtand auf der Stelle, wo ſich das Städtchen Putbus er- hob, nichts als ein altes, einſames Jagdſchloß, welches vor zwanzig Jahren nebſt einigen Wirthſchaftsgebäuden noch die ganze Zier der Wuſternitz ausmachte. Seit dieſer kurzen Zeit iſt auf dieſer Stelle erſtaunlich viel geſchehen. Die finſtere Waldung iſt zu einem der rei- zendſten Parks umgeſchaffen, in deſſen Mitte jezt auf den Grundmauern des alten Jagdhauſes ſich ein ſtattli- ches Schloß mit moderner Façade und einem von Säulen getragenen Portikus im griechiſchen Style erhebt. Im Winkel mit der Fronte des Schloſſes und dieſem nahe befinden ſich die ſehr eleganten Ställe des Fürſten von Putbus mit einer Reitſchule. Dieſen gegenüber, auf einer mäßigen Anhöhe, über welche ſich ein herrli- cher breiter Raſenteppich ausſpannt, zwiſchen Bosquets exotiſcher Holzpflanzen, gewahrt man ein geſchmackvoll angelegtes Gewächshaus. Teiche, mit Waſſergeſchöpfen belebt, ein zierlich eingezäunter Thiergarten mit zah- mem Dammwild, eine kleine Faſanerie zieren die ver- ſchiedenen trefflich geordneten Partien. Reizende Per- ſpektive und Ausſichten auf die See, die Pommer- ſche Küſte, die fern im blauen Dufte ſchwimmt, und auf die waldige Inſel Vilm, die wie ein friſcher Kräuterſtrauß aus den Wellen blüht, vollenden die An- muth und den großartigen Effekt dieſer umfaſſenden Anlagen. Oeſtlich von der See begrenzt, ſtößt der Park weſtlich an die Stadt, die längs einer ſchönen Allee, welche den Badegäſten zur Promenade dient, in einer Reihe zierlicher, weiß getünchter Häuſer hinläuft. In dieſer Reihe ſtehen der große „Fürſtenhof“ (das Gaſt- haus) und das ſehr geſchmackvolle Theater. Dieſe bei- den Gebäude bilden beide Ecken des Marktes, der im Viereck, in ſeiner Mitte eine Pappelpartie, ſich nach der hintern Stadt zurückzieht. In der Mitte der ge- nannten Hauptallee führt eine andere von mächtigen Linden, der zu Töplitz ähnlich, in den Park hinein, auf das Portal des Speiſe- und Tanzſalons zu, eines ſehr artig ausgeſchmückten Gebäudes. Links von dieſem und mit ſeiner Fronte einen Winkel bildend, ſteht auf einer Sockelerhöhung von drei Stufen eine Art Halle, welche die Spiel- und Geſellſchaftszimmer, einen Konditor-, einen Putz- und einen Galanteriewaarenladen enthält. Am nördlichen Ende des Parks läuft eine Straße, mit doppelter Baumreihe beſezt, über ein Weideland nach dem über eine halbe Stunde entlegenen Badhauſe. Rechts genießt man die ſchon erwähnte Ausſicht auf die See, links breitet ſich eine coupirte Gegend mit dem maleriſch gelegenen Dörfchen Vilmnitz aus, in der Ferne ragen in bunten Wellen die Höhen Jasmunds. Das Bad- haus lehnt ſich an das waldige Vorgebirge, die roman- tiſche Goore, und iſt ein ſchönes Gebäude mit vielen Säulen geſchmückt. Hinter dem Vorgebirge befinden ſich die kalten Bäder hinausgebaut in die hier flache See. Ihr Grund iſt ſanft und weich, belegt mit dem röth- lichen, feinen, glänzenden, der Oſtſee eigenthümlichen Sande.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

a Paris, Mai.

Der Mann mit der Puppe. Theater.

L'homme à la poupée iſt gegenwärtig eine der Sehenswürdigkeiten von Paris, oder eine von den vorübergehenden Celebritäten, mit denen man ſich zur Abwechslung beſchäftigt, bis etwas Anderes, nicht erheblicheres, dieſes wieder verdrängt. Der Mann wird ſich vielleicht ſechs Wochen bis zwei Monate im Tagesgeſpräch erhalten, dann aber wird ſeine Zeit unwiderruflich verſtrichen ſeyn, und er wird ſich nach einem andern Schauplatze ſeiner Kunſtfertigkeit umzuſehen haben. Er heißt eigentlich Valentin, und ſcheint aus Belgien gebürtig. Sein Talent beſteht in der Bauchredekunſt, die er auf beſondere Weiſe anwendet. Dieſe Kunſt, wenn ſie mit Wiz ausgeübt wird, kann manchen Spaß gewähren, und Paris beſizt faſt immer einige Bauchredner, die ihr Publikum angenehm zu unterhalten wiſſen. Bei Valentin iſt daher auch nicht ſo ſehr das Bauchreden merkwürdig, als die Art, wie er im théâtre du Palais-royal und in Geſellſchaften Poſſen damit ſpielt. Der Mann hat vollauf zu thun, faſt jeden Abend tritt er in dieſem kleinen Theater auf, und dann erſcheint er noch in Soirées, zu welchen er beſtellt wird. Ich ſah ihn neulich in einer ſolchen Soirée, wo er aber erſt um eilf Uhr Abends oder Nachts erſcheinen konnte, ſo beſchäftigt war er den Abend geweſen. Er trat mit einem Sack unter dem Arm auf, und zog eine große Puppe aus demſelben hervor, die einen acht bis zehnjährigen Jungen vorſtellte und ſo gekleidet war. Er und dieſe Puppe erſcheinen immer zuſammen, weßhalb er auch kurzweg l'homme à la poupée genannt wird, ohne daß man ſich weiter um ſeinen Namen bekümmert. Mit dieſem Jungen nun beginnt er ein Geſpräch, und dieſes wird zulezt ſehr lebhaft. Der Junge kann Arm und Bein bewegen, und geſtikulirt wie ein kleiner Südländer. Der Mann bleibt ernſthaft, der Junge aber iſt muthwillig, antwortet manchmal ſehr droſtigt, zulezt wird er etwas zu ausgelaſſen; ſein Herr will ihn wieder in den Sack ſtecken, der Junge wehrt ſich, muß aber doch der Uebermacht nachgeben, und damit iſt der erſte Auftritt zu Ende. In einem Zimmer iſt die Täuſchung der Zuſchauer nicht ſo ſtark, wie auf einem Theater, wo man, bei der Entfernung des Mannes und ſeiner Puppe, ſich kaum überreden kann, daß dies kein wirklicher Junge iſt und daß ſein Herr für beide ſpricht und handelt. Beſonders wenn das Wechſelgeſpräch zulezt ſo lebhaft wird, ſo läßt es ſich kaum denken, wie der Mann ſo ſchnell Ton, Rolle und Sprachweiſe wechſeln kann, ohne ſich zu irren. Vermuthlich iſt das ganze Geſpräch eine wohleinſtudirte Rolle; allein auch als ſolche iſt es noch eine erſtaunliche Erſcheinung. Im zweiten Auftritt ſtellte er eine Wiege mit einer kleinen Puppe, die einen Säugling vorſtellen ſollte, auf, und dann kam er mit einer mittlern Puppe und dem obigen Jungen hervor. Nun hatte er für drei Perſonen zu ſprechen, und noch obendrein für den Säugling zu ſchreien oder zu quäken. Auch hatte er noch hinter der Thür einen aus der Ferne antwortenden Bedienten und deſſen kranken Vater darzuſtellen. Dies thun andere Bauchredner auch, und ich fand hier nichts Neues. Es ſollte noch ein dritter Auftritt kommen, ich habe ihn aber nicht abgewartet. Das Beſte war, daß, als er im Zwiſchenakte ſeinen Sack mit dem Jungen hatte auf der Erde liegen laſſen, eine Dame, welche ſich aus dem Saale wegbegeben wollte, zufällig den Fuß auf den Sack ſezte, worauf man vernehmlich die Worte hörte: Ach, Sie thun mir entſezlich weh! worüber die Dame ſo erſchrack, daß ſie den Fuß ſchnell zurückzog. Erſt dann bemerkte man, daß der Bauchredner einige Schritte davon ſtand. Außer dieſem homme à la poupée hat das kleine Palais-royal-Theater noch mehrere neue Schnurren, wovon ſich einige aus der Faſchingzeit herſchreiben und, weil ſie luſtig anzuhören ſind, das Publikum noch immer ergözen, unter andern les beignets à la cour, worin die muthwillige Dlle. Dejazet, der Abgott der Studenten und Notarien-Clercs, die Rolle des jungen Königs Ludwig XV. ſpielt. Ein Muſter guter Sitten wird in dieſer Farce eben nicht aufgeſtellt; ſo etwas erwartet aber auch kein vernünftiger Zuſchauer, wenn ihm der Hof des wollüſtigen Vorgängers Ludwigs XVI. vorgeführt wird. Seitdem das nun eingegangene Théâtre nautique durch ein chineſiſches Ballet die Bewohner Chinas wieder in Erinnerung brachte, hat Scribe für die komiſche Oper ein mit Chineſen angefülltes Singſpiel verfertigt, wofern ſein Plan nicht älter iſt, als jenes Ballet, und diesmal hat Auber, ſein Mitarbeiter, wieder Anklänge an jene heitere, gefällige Muſik, die er ſeit ſeiner „Stummen von Portici" nicht mehr treffen konnte. Im Odeon war neulich eine Benefizvorſtellung, zu welcher die komiſche Oper drei Stücke geliefert hatte, und eines von dieſen dreien war der „Freiſchüz," daher dauerte die Darſtellung auch bis Mitternacht. Die beiden andern Stücke waren Operetten von einem jungen Tonkünſtler Namens Adam, der ſeit einiger Zeit durch mehrere leichte Operetten ſich Eingang in die Theaterwelt gebahnt hat, und aus dem noch etwas werden kann, wenn er ſo fortfährt, oder vielmehr, wenn er es noch beſſer macht, als bisher. Das erſte Operettchen heißt Le chalet, die Schweizerhütte, hat einen Scribe'ſchen Text, und ſoll das Beſte ſeyn, was Adam bis jezt geliefert hat. Der Inhalt gleicht einem Stücke aus der Florian'ſchen Schule und ſchildert die unſchuldig-naive Liebe eines jungen Alpenbewohners mitten in dem Kriegsgetümmel; vielleicht hatte es der junge Tonkünſtler ſo verlangt, um die einfachen Hirtentöne mit der lärmenden Trommel in Gegenſaz zu bringen. Das geſchieht denn auch ſchon in der Ouverture und wird durch das ganze Stück durchgeführt. Die Muſik iſt raſch, gefällig und kein gewöhnliches Geleier; auch gibt die komiſche Oper dieſe Operette häufig als Nachſpiel zu einem größern Stücke. Darauf folgte die Operette la Marquise, die zwar nicht von Scribe, aber doch in ſeiner Art gedichtet iſt; einige wizige Kollegen haben ihm, wie es ſcheint, ſeine Manier abgemerkt und ahmen ſie kühn nach. Die Intrigue des Stücks beruht auf der Neigung, die eine ſpaniſche Marcheſa zu einem franzöſiſchen Schauſpieler wegen ſeines gefühlvollen Spiels faßt, und die ſie bereut, da ſie in der erſten Unterredung erkennt, daß der auf der Bühne ſo leidenſchaftliche Spieler ein gefühlloſer, eitler Narr iſt. So zeigt ſich wenigſtens der Schauſpieler; dieſer Menſch bekommt jedoch Ehrgefühl, als ihn ein ſpaniſcher Grande verhöhnen will, und als ihn auch die Marcheſa ihre Verachtung blicken läßt. Er wird ein ganz anderer Mann, und die Marcheſa empfindet zulezt Hochachtung für ihn und gewinnt ihn lieb. Zu einem ſolchen Konverſationsſtücke eine Muſik zu ſezen, war eine allzuſchwierige Aufgabe, als daß ein junger Tonkünſtler ſie hätte befriedigend löſen können.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Mai 1835.

Wer biſt du, der des Wandrers Herz
Mit unbekanntem Grau'n durchſtrömt,
Sein Haar ihm leiſe ſträubt?
O Hain der Hertha, Lieblingsſitz
Der hehren Göttin, Heiligthum
Der Vorwelt, ſey gegrüßt!

Koſegarten.

Briefe über die Inſel Rügen.

(Fortſetzung.)

Man macht dem Bade hier den Vorwurf, daß es zu geringen Salzgehalt biete, und der Wellenſchlag, durch die vor der Bucht liegende Inſel Vilm gebrochen, von zu geringer Wirkung ſey. Die Theorie der Seebäder iſt noch zu wenig entwickelt, als daß man ſich geradehin dieſer Meinung anſchließen könnte. Gewiß aber iſt es, und durch die Erfahrung beſtätigt, daß bei dem Gebrauch von Bädern jeder Art der Genuß der Luft, die Beſchaffenheit derſelben und der Einfluß der Naturſcene auf das Gemüth des Gaſtes eine höchſt wichtige Rolle ſpielen. Was nun die Luft und die Annehmlichkeit des Orts und ſeiner Umgebungen betrifft, ſo läßt Putbus kaum etwas zu wünſchen übrig. Es iſt ein allerliebſtes Miniaturbild, ein Doſenſtück der Natur und Kunſt. Hier iſt Alles elegant, friſch und freundlich, und man glaubt ſich bald in ein heſperiſches Thal, bald auf den Landſitz eines Reichen nach dem blühenden Wales verſezt. — Die Frequenz des Bades beginnt mit halbem Juni, ihr Kulminationspunkt iſt der dritte Auguſt, der allgemein gefeierte Geburtstag des Königs. Bis zur Hälfte dieſes Monats verlieren ſich allmählich die Gäſte, und nur reiſende Zugvögel ſchwärmen bis in den Spätherbſt über ſeine Fluren. Der Herbſt iſt die günſtigſte Jahrszeit für den, welcher Rügens Fernſichten genießen will; denn die Ausdünſtungen der See bei warmem Wetter verhüllen zur Sommerszeit mit wenigen Unterbrechungen den Horizont.

Die beiden großen Halbinſeln, deren ich erwähnte, ſind durch dünne Erdfäden an das Hauptland gebunden und ſchwimmen gleichſam wie ein Fiſch an der Angelſchnur im Waſſer. Die Verbindung der erſten: Jasmund, geſchieht durch das kleine Waldgebirge, die Prora, einen ſchmalen, mit Holz bewachſenen Erddamm zwiſchen dem Jasmunder Bodden und der großen See eingeengt. Dieſer Walddamm läuft gegen die Halbinſel in eine Düne, die ſogenannte „ſchmale Heide“ aus. Sobald man, von welcher Seite man auch kommen mag, die beiden großen Binnenwäſſer (den großen und kleinen Jasmunder Bodden) erblickt, öffnet ſich Einem ein reizendes Naturtheater. Mit je hundert Schritten vorwärts ändert ſich die pittoreske Scene, obgleich die Stücke, aus denen ſie beſteht, immer dieſelben bleiben. Jenes Baſſin, jenes Vorgebirge, jenes Inſelchen machten noch vor wenigen Augenblicken die Kouliſſen, jezt ſtellen ſie ſich gegenüber in ganz andere Geſtalt als Hintergrund dar, und die übrigen Landſchaftſtücke, welche früher die Courtine bildeten, machen

jezt den Rahmen aus. So bieten ſich hunderterlei Aus- und Anſichten, von denen ſich kein deutliches Bild durch Beſchreibung geben läßt. Die merkwürdige Zerſtücktheit des Landes, das wie ein verronnenes, im Guſſe erſtarrtes Stück Wachs auf den Waſſern liegt, von dieſen nach allen Richtungen und in den abenteuerlichſten Figuren eingeriſſen und durchfluthet, dies iſt es, was Rügen ſeine Eigenthümlichkeit, ſeinen beſondern Reiz gibt. Aber man muß, wenn man es nicht in der Natur geſehen, die Karte zur Hand nehmen, um von dieſem ſeltſamen Gemenge von Waſſer und Land einige Vorſtellung zu bekommen.

Jasmund iſt ein ſchiefliegendes Kalkſteinplateau, das ſich binnenwärts in ſeine Bodden flach abſenkt, ſeewärts aber an 600 Fuß hoch über die Meeresfläche ſteil emporragt. Der Boden iſt mit guter fruchtbarer Erde bedeckt, welche viele wellenförmige Hügel ſchlägt, die, bunt zerſtückt in kleine Gevierte Ackerland und Weiden, mit einzelnen Höfen und kleinen Dörfern beſpickt, ein anmuthiges Landſchaftbild gewähren, deſſen Hintergrund nach drei Seiten ſtets und überall die offene See ausmacht. Da nun, am nordöſtlichen Ende, wo der dichte Buchenwald, die Stubnitz, auf 3000 Morgen ausgebreitet, das hohe Ufer bedeckt, da findet man die geprieſenſten Wunder des ſo lange fabelhaften Eilandes. — Man denke ſich einen ſonnenhellen Tag im Juni, deſſen Glanz im blaßblauen Himmel, deſſen Abglanz auf den blanken Waſſern und der buntſchillernden Ebene das Auge bis zum Erblinden angeſtrengt. Man tritt nun in die Kühle und die Schatten des dichten Waldes. Man weiß, daß man ſich der Burg der alten Göttin Hertha nähert, daß man den klaſſiſchen Boden eines unſern Voreltern heiligen Haines betritt, daß man an der Schwelle einer großen Naturſcene wandelt. Im Walde geht es nun höher und unmerklich höher hinan; ehe man es gewahr wird, ſteht man ſchon 500 Fuß über der Fläche des Meeres. Und jezt noch einige Schritte, und plötzlich öffnet ſich die Waldwand, und zwiſchen rieſigen, blendendweißen Kreidezacken liegt vor unſerm Blick die unendliche See. Man tritt nun hinaus an den tiefen, gähen, kreideweißen Abgrund, der in vielen ſeltſamen Riſſen und Pfeilern abſtürzt unter dem Waldſaum. Ganz unten wuchert ein Kranz friſcher Buchen, in der Perſpektive aber ſo klein wie Strauchwerk. Die ſchäumende Brandung beſpült ihre Wurzeln und leckt an den ausſpringenden Kreidefelſen, die jährlich ihre Geſtalt wandeln, tiefer einreißen und abſtürzen, in die Gewäſſer ſich auflöſend. — Das iſt Stubbenkammer.

Die Eingebornen halten ſehr auf dieſen Standpunkt und meinen, es gebe keinen zweiten der Art in Deutſchland. Das iſt aber nur inſofern wahr, als man es buchſtäblich nimmt. Ueberhaupt genießt nur der hier das Außerordentliche des Eindrucks, dem der plötzliche Anblick der offenen See noch etwas Neues iſt.

Ich breche hier ab und behalte die Beſchreibung der Alterthümer auf Stubbenkammer und Wittow, und was ſich von allgemeinen Betrachtungen daran *anſchließen* möchte, einem zweiten Briefe vor.

Das erste Duell.

(Beſchluß.)

Als mein Gegner mit dem Abmeſſen der Diſtanz fertig war, wandte er ſich wieder zu Franz in kaltem, ruhigem Ton, der einen an dergleichen Händel gewohnten Mann verrieth: „Nun, Herr, laßt jezt ſehen, womit ſchießen wir? Ihre Piſtolen kommen mir herzlich ſchlecht vor; aber die meinigen ſchießen vortrefflich, man könnte ein Haar damit ſpalten, wenn es ſeyn müßte. Ich denke, wir nehmen ſie; wir kommen deſto ſchneller in's Reine.“ — „Ohne allen Zweifel,“ dachte ich. — „Was ſagſt Du dazu?“ fragte mich Franz. — „Mache, was Du willſt,“ erwiderte ich und zwang mich zu einem gleichgültigen Lächeln; „ich verlaſſe mich ganz auf Dich.“ Franz nahm den Vorſchlag des Gegenparts an. „Wohl,“ fuhr dieſer mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit fort, „jezt handelt es ſich nur noch darum, wer den erſten Schuß hat. Hat Jemand einen Thaler in der Taſche?“ fragte er leichthin, nahm aber zugleich einen aus dem Beutel und ſagte: „Da iſt einer.“ Er gab ihn ſeinem Sekundanten, dieſer warf ihn in die Luft, und das Loos entſchied gegen mich.

Franz trat zu mir, drückte mir die Hand und ſagte mit bewegter Stimme: „Muth, lieber Freund! Du ſiehſt wohl, der Schurke denkt Dich durch ſein prahleriſches Weſen einzuſchüchtern; aber nur Courage! und Alles geht gut. Komm, laß Dich ſtellen: Du biſt ſchlank, mache Dich noch dünner; glaube mir, kehre ihm nur die Seite zu. Man ſtreitet viel darüber, ob es beſſer iſt, ſich ſo oder geradeaus zu ſtellen; aber folge kecklich meinem Rathe! So, mache Dich dünner, und es müßte mit unrechten Dingen zugehen, wenn er Dich träfe. Gott ſey mit Dir!“ ſprach er gerührt, drückte mir noch einmal die Hand und trat zur Seite.

Wir machten uns fertig, und das Zeichen ward gegeben. Ich blickte hinüber und ſah meinen Gegner die Piſtole aufheben und zielen; er fixirte mich, wie der Falke ſeine Beute, und mit dem Blicke des Meiſters. Es war das Werk einer halben Sekunde, aber ich wußte, er ſey ſeiner Sache gewiß, und den Augenblick darauf

fühlte ich eine ſtarke Erſchütterung an meinem rechten Ellbogen, und etwas wie Eis lief mir am Arm vor, der kraftlos niederhing und die Piſtole fallen ließ. Wie der Bliz war Franz an meiner Seite und band mir ſein Halstuch um den Arm. „Iſt Dir ſchwach?“ fragte er; „nein,“ erwiderte ich; „aber raſch! ich muß Revanche haben!“ — „Iſt der Herr verwundet?“ fragte mein Gegner mit ſchlecht verhehltem Spott. — „Kaum geſtreift,“ erwiderte ich; „nicht der Mühe werth!“ Er machte mir eine höfliche Verbeugung. „Kannſt Du im Ernſt fortmachen?“ fragte Franz ängſtlich. — „Gewiß,“ erwiderte ich; „ſey ruhig, gieb mir nur die Piſtole!“ Ich faßte ſie, bemühte mich aber vergeblich, ſie aufzuheben; mein Arm mußte ſchlimmer zugerichtet ſeyn als ich gedacht. „Verſuche es mit der Linken!“ ſagte Franz; ich folgte ſogleich ſeinem Rath, fand aber die Piſtole weit ſchwerer als ich geglaubt, ja weit ſchwerer, als eine Piſtole überhaupt ſeyn ſoll; mit der linken Hand konnte man ſie unmöglich führen. Ich blickte auf und ſah meinen Gegner eine Fratze ſchneiden wie Mephiſtopheles; da überfiel mich eine unbeſchreibliche Wuth und ich rief: „Hölle und Teufel! ſoll ich dem verſchmizten Schurken keine Kugel durch den Leib jagen können!“ — „Ich fürchte, Du haſt nicht die Kraft dazu,“ ſagte Franz ängſtlich; „aber,“ fuhr er lebhaft fort, „gieb her! herzlich gerne binde ich mit ſeinem Sekundanten an!“ — „Nimmermehr!“ erwiderte ich; „laß mich noch einmal verſuchen.“ Ich ſtrengte meine ganze Kraft an, die Piſtole aufzuheben, es war unmöglich, und ich überzeugte mich jezt, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe; ich betrachtete das Gewehr: kein Zweifel, es mußte mit Blei ausgegoſſen ſeyn. Der Betrug lag offen zu Tag und der ganze Zuſammenhang war mir klar. Um den erſten Schuß war mit einem Thaler geloost worden, der dem Gegner angehörte; wahrſcheinlich war er für dergleichen Fälle zugerichtet und hatte wohl auf beiden Seiten daſſelbe Gepräge. Nach meinem rechten Arm hatte er gezielt, für die linke Hand war ſeine Piſtole zu ſchwer — ſonnenklar, ich war das Opfer einer Spizbüberei! „So geht es nicht!“ rief ich jezt, ſtieß Franz zurück, der vor mir ſtand, und lief auf den Schurken zu, entſchloſſen, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich ſtemmte die Piſtole an die Bruſt und wollte ganz dicht vor ihm losdrücken, da fiel mir Franz, der von meinem Argwohn nichts wußte, in den Arm, riß mir die Piſtole weg und rief: „Willſt Du einen Mord begehen?“ — „Bei einem ſolchen Spizbuben machte ich mir wahrhaftig kein Gewiſſen daraus!“ entgegnete ich raſch; jener aber, da er ſich jezt in Sicherheit ſah, blickte mich mit ſo teufliſchem Lächeln an, daß mich die Wuth übermannte und ich auf ihn losſtürzte. Wir rangen eine Weile, aber der Blutverluſt mußte mich erſchöpft haben, ich verlor das Bewußtſeyn. Doch nicht lange, ſo wurde ich von einer derben Hand aufgerüttelt.

Ich ſchlug die Augen auf, Franz ſtand vor mir und rief: „Auf, Freund, aufgeſtanden! es iſt ſpät!“ — „Aufſtehen? und warum?“ — „Warum? Deine und meine Ehre zu retten! Es ſcheint, Dir liegt die Sache eben nicht ſehr am Herzen, und ſo muß ich daran denken. Es iſt drei Viertel auf ſechs Uhr, und Du weißt doch wohl, wohin wir zu gehen haben.“ — „Was ſoll das heißen? weißt Du nicht mehr, daß ich eine Wunde habe?“ — „Eine Wunde! und von wem in aller Welt, da Du nicht aus dem Bett gekommen? Auf! auf! Du haſt einen böſen Traum gehabt.“

Und ſo war es auch; ich hatte den Tiſch an das Bett gerückt, um meinen lezten Willen aufzuzeichnen; ehe ich die Seite voll geſchrieben, war ich eingeſchlafen und hatte Alles geträumt. „Alſo,“ ſagte ich ſeufzend, „müſſen wir noch einmal daran, und diesmal wird es Ernſt mit der Wunde!“ — „Das wohl ſchwerlich, Gottlob!“ erwiderte Franz; „eben höre ich, Dein Gegner, dem Deine feſte Haltung bange gemacht, ſey geſtern Abend auf und davongegangen.“ — „Wirklich?“ fragte ich, ſo kalt ich nur konnte, und ſagte Gott im Herzen Dank dafür. „Ja,“ fuhr Franz fort, „ſo iſt's; aber komm, wir müſſen hinaus und eine Stunde auf den Schurken warten; ſo will es der Brauch.“ — „Von Herzen gern,“ erwiderte ich; in fünf Minuten war ich fertig und ſchritt, die Cigarre im Munde, rüſtig dahin. Ich geſtehe, ſeit vier-und-zwanzig Stunden hatte mir das Herz nicht ſo ruhig geſchlagen.

Wir trafen draußen den Sekundanten meines Gegners, ganz außer Faſſung über die Nachricht, die ihm eben zugekommen. Wir warteten eine ganze Stunde, kein Gegner ließ ſich blicken, da wandte ſich Franz an den Sekundanten: „Kapitän, Sie werden hoffentlich meinem Freunde bezeugen, daß er ſich als Mann von Ehre betragen?“ — „Von ganzem Herzen,“ erwiderte der Kapitän, und wir ſahen uns alle drei nach einem guten Frühſtück um.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beſchluß.)

Theater. Vorſtellungen im Gabeſchen Inſtitut.

Beſſer hätten die Dichter gethan, wenn ſie ein Vaudeville aus dem Stücke la Marquiſe gemacht hätten. Der Tonkünſtler hat eine pompöſe Arie geſezt, worin der ſpaniſche Grande ſeine Grandezza beſingt; dies iſt beinahe das einzige

Dramatiſche, das er anbringen konnte. Nun ſind freilich manche italieniſche Stücke eben nicht reichhaltiger an dramatiſchen Situationen, und dennoch haben ſich manche eines langen Beifalls zu erfreuen gehabt. Dies war aber zu einer Zeit, als man von der Oper noch nicht forderte, was man jezt von derſelben fordert; auch ſind alle neuern italieniſchen Stücke auf eine intereſſante Handlung geſtüzt, und keine bloßen Luſtſpiele, wie es ehemals der Fall war. Es mag alſo wohl nicht Adams Schuld ſeyn, daß er mit ſeiner „Marquiſin“ wenig Beifall eingeerntet hat. Indeſſen iſt doch auch dieſes Stück nicht verworfen und wird faſt wöchentlich gegeben. Zulezt ward der „Freiſchüz,“ oder wie er in hieſiger Einkleidung heißt, Robert des Bois gegeben, und zwar mit ſchöner ſcenlſcher Ausſtattung, was die große Opernbühne weit beſſer zuläßt, als die kleine der komiſchen Oper, wo dieſes Stück gewöhnlich gegeben wird. Der Geſang läßt noch Manches zu wünſchen übrig; die komiſche Oper hat viele Mühe, ſich in dieſer Hinſicht wieder auf ihren vorigen Standpunkt zu erheben, der Chor iſt aber beſſer, als ſonſt; er hat Gelegenheit gehabt, ſich nach dem deutſchen Chore, den man unbedachtſamerweiſe hieher verſchrieben hatte, zu bilden, und wahrſcheinlich ſind mehrere Deutſche, anſtatt nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, bei dem Chore der Pariſer komiſchen Oper geblieben. Eine außerordentliche Vorſtellung am Odeon kann nie ohne das Abſingen der Marſeillaiſe vorübergehen. Auch diesmal unterließen die Studenten, welche im Parterre die Mehrzahl ausmachten, nicht, das Orcheſter zum Spielen aufzufordern; da nun die Muſikanten wiſſen, daß Widerſtand oder die vis inertiae hier nichts hilft, ſo waren ſie auch ſogleich bereit, und der herrliche Marſeiller Marſch, das einzige Lied aus der Revolution, das zu einem wahren Nationalliede geworden iſt, ward in einem raſchen Tempo geſpielt; das ganze Parterre ſtimmte in den Refrain ein. In einem vollen Saale nimmt ſich ein ſolcher mit Begeiſterung einſtimmig geſungener Freiheitshymnus vortreſflich aus, obſchon er nicht mehr auf die friedliche Zeit paßt, in der wir jezt leben. Als der allgemein ausgeſprochene Wunſch vom Orcheſter befriedigt war, verhielten ſich die jungen Leute ruhig, und es fiel nicht die geringſte Störung vor. — Neulich gaben auch die Zöglinge der Gaßcſchen Erziehungsanſtalt, wie im vorigen Jahre, eine theatraliſche Vorſtellung, wozu man ſehr viele Perſonen eingeladen hatte. Diesmal beſtand die Darſtellung aus einem deutſchen Luſtſpiele (Kozebues „Kleinſtädtern“), einem engliſchen Luſtſpiele (Allinghams Weathercock) und einem ſpaniſchen (Canizares Advokat und Geſpenſt). Alles natürlich abgekürzt; voran ging die Ouvertüre aus Aubers Fra Diavolo, mit vollem Orcheſter, auch von den Zöglingen aufgeführt. Am beſten wurde der engliſche „Wetterhahn,“ in welchem eigentlich nur eine einzige Rolle iſt, die des jungen Wetterhahns, gegeben, und zwar von dem Sohne des Direktors der Anſtalt. Die Engländer haben wenig gute Luſtſpiele in einem Aufzug; meiſtens ſind es Farcen; von der Art iſt auch der Wetterhahn, den man eher einen Narren betiteln ſollte; denn ein Mann, der in Zeit von einigen Stunden zehnmal die Neigung ändert, eine Viertelſtunde lang Advokat werden will, dann in der folgenden plözlich einen Soldatenrock anzieht, in's Feld rücken will, mit dem Säbel um ſich ficht und dem armen Cicero auf dem Pulte die Naſe abhaut, zulezt ein Gärtner wird und die Blumenbeete begießt, kann doch nur verrückt ſeyn. Auf der franzöſiſchen Bühne würde dieſes Stück gar keinen Beifall finden. Uebrigens wurden die drei Stücke in drei verſchiedenen Sprachen natürlich nur ſehr mittelmäßig dargeſtellt, und konnten bloß als Beweis dienen, daß die Schüler Fortſchritte in den drei Sprachen gemacht hatten. Dies könnte aber wohl zweckmäßiger erprobt werden, wenn man ſie eine Auswahl von guten proſaiſchen und poetiſchen Stücken aus jenen Sprachen, mitunter auch einige Bruchſtücke aus dramatiſchen Gedichten deklamiren ließe. Daß die Knaben Schauſpieler ſeyn ſollen, kann ja kein vernünftiger Menſch von ihnen verlangen, und wenn ſie es wären, ſo würde man daraus folgern müſſen, daß ſie etwas anders lernen, als was ſie lernen ſollten. Indeſſen iſt es lobenswerth von Gaßc, daß er in ſeiner Erziehungsanſtalt den anderwärts ſo nachläſſig betriebenen Unterricht in fremden Sprachen mit ſo vielem Eifer betreibt. Ein deutſches Luſt- oder Trauerſpiel von Zöglingen aufführen zu laſſen, iſt bisher in Paris noch Niemand im Stande geweſen, als er. Nur ſind die meiſten Zuhörer bei ſeinen theatraliſchen Darſtellungen nicht ſo weit, als ſeine Schüler; denn um ihnen die Stücke genießbar zu machen, iſt er genöthigt, ein ſogenanntes Programm drucken und vertheilen zu laſſen, worin der Inhalt jeglichen Auftritts angegeben, auch wohl eine Hauptſtelle oder ein ſpaßhafter Einfall franzöſiſch überſezt iſt damit die Zuhörer doch darüber lachen können. Dennoch bleibt ihnen Manches unverſtändlich; ſo z. B. begreifen die Pariſer nicht recht, warum in den Kozebueſchen Kleinſtädtern die Frau Staar ſo plözlich Hochachtung vor einem Fremden bekommt, weil er auf einem eben angekommenen Briefe „Herr Kommiſſionsrath“ heißt. Solch einen von Titeln ausgeübten Zauber begreift man in Paris gar nicht.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 125:

Die Liebe.

Räthſel.

Ich bin ein flinker Webersmann;
Magie iſt meine Kunſt, ſie ſtellt
Mich jedem Weber weit voran,
Denn mein Geweb' regiert die Welt.

Im Zettelwerk liegt das Genie:
Straff und gedrang, doch kurz und klein,
Bricht es ſtets ab und reißt doch nie;
Den Einſchlag werf' ich ſpielend ein.

Mein Deſſin iſt oft garſtig kraus,
Doch von unſterblichem Gehalt,
Gar oft armſelig überaus,
Doch ſchmuck, ſymmetriſch von Geſtalt.

So lang mein Arm am Stücke ſchafft,
Schafft auch verfolgend der Verſtand;
Den Reſt verſieht des Armes Kraft,
Und prägt das Werk zum Werk der Hand.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 16 u. Monatsregiſter Mai.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Juni 1835.

Gedulde dich! dies Licht, das dunkle Schatten bleichen,
Reicht hin, zu leiten dich durch dieſen dunkeln Ort.
Schau mich an, wer ich bin, und wandle fort mit Schweigen;
Thut nicht die Welt deßgleichen
Auf ihres Gottes Wort?

G. Schwab.
Nach Lamartine.

Aus dem Volksbüchlein.

Das bekannte Volksbüchlein, enthaltend die Geſchichte des ewigen Juden, die Abenteuer der ſieben Schwaben, nebſt vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Hiſtorien, wird nächſtens in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in einer neuen, bedeutend vermehrten Auflage erſcheinen. Wir theilen daraus einige Stücke von verſchiedenem Charakter mit.

* * *

Die Wunder.

Es hielten zwei Männer der Gemeinde vertrauliche Zwieſprache über die Irren und Wirren ihrer Zeit. Der eine, ein Mann in rüſtigen Jahren, nach allen Seiten hin umſichtig und rührig, der ſich aber überall gehemmt ſah in ſeiner Wirkſamkeit und betrogen in ſeinen beſten Erwartungen, blickte mit Kummer auf die Gegenwart hin, und ohne Hoffnung in die nahe und ferne Zukunft. Er klagte dies ſeinem Nachbarn, einem bejahrten, vielgeprüften Mann, der nach mannichfaltigen Erfahrungen eines langen Lebens eine Ruhe, Sicherheit und Klarheit im Geiſt und Gemüth errungen hatte, wie wir ſie an dem Spiegel unſeres Innern, an dem Himmel wahrnehmen, wenn er nach ſtürmiſchen Gewittertagen wieder ſeine Heiterkeit gewinnt und rein und mild auf die Erde niederſchaut. — „Es drängt ſich mir, ſagte jener, mit jedem Tage mehr der furchtbare Gedanke auf, als ſey die Welt aus ihrem Fundamente geriſſen und als Spielball preisgegeben den böſen Mächten, welche ein zürnender und ſtrafender Gott losgelaſſen zur Züchtigung eines verderbten Geſchlechts. Wohin wir die Augen wenden, wir ſehen überall nur Zerrüttung und Verkehrung menſchlicher Verhältniſſe. Alte Throne ſtürzen ein, die auf Granitveſten erbaut zu ſeyn ſchienen; neue errichten ſich auf Sandhügeln, welche der Wind des morgigen Tages wieder verwehen wird. Die Völker ſind und — ſind nicht mehr; denn die Satzungen und Rechte der Väter wurden verworfen, und es haben ſich neue eingeſchlichen und eingedrängt, welche die Auflöſung ſchon in ihrem Entſtehen in ſich tragen. Ueber den Formen, um welche man ſtreitet, wird das Weſen, der Beſtand und Gehalt des Volkslebens bloßgeſtellt; und indem man vorgibt, immer nur das Beſſere zu ſuchen, verliert man vollends das Gute. Und in Allem, was ſie faſſen, treiben und thun, iſt es überall nur auf das Irdiſche, das Vergängliche abgeſehen, und Eigennutz regiert die Welt. Was ſonſt als der Anfang der Weisheit gegolten hat, und als das Ende alles Lebens und Strebens, und als der Mittelpunkt, an dem ſich das Wohl und Wehe ganzer Völker, ſo wie Einzelner

Digitized by Google

angeknüpft und gehalten hat: das Ewige, Göttliche, es iſt aus dem öffentlichen Leben, von dem unheiligen Markte verſchwunden, und mit ihm Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit. Und die wenigen, die ihr Herz dem Heiligen noch erſchloſſen und geweiht, retteten ſich und ihr Geheimniß aus dem Marktgetümmel und verblieben einſam und ſtumm; denn ihre Stimme, wie die Stimme des Rufenden in der Wüſte, würde doch nur eitel verhallen an den Ohren und Herzen eines thörichten Geſchlechts. O Freund!“ ſchloß der Bewegte, „wer ſoll in dieſe Irren und Wirren Ordnung und Licht und Frieden bringen? Wenn hier kein Wunder geſchieht, ſo ſteht der Welt Auflöſung nahe. in Blut und Feuer.“ — Der Nachbar ſah ihn mild lächelnd an, und indem er ſeine Hand ergriff, ſprach er mit dem Tone der Zuverſicht und des Glaubens: „Wahrlich! es geſchehen noch Wunder; und wenn wir ſie auch mit unſern Augen nicht ſchauen können, ſie geſchehen doch, wie das Licht die Nacht des Gewölkes durchdringt und die Luft den Verſchluß des Abgrunds, obgleich wir den Quell nicht gewahren, aus dem ſie strömen. Es geſchehen noch Wunder! Erſt noch neulich habe ich deren zwei geſehen, die mir ein eben ſo großes Vertrauen gegeben, als ſie mich in Erſtaunen geſezt haben. Es war in einer Nacht, als ich vor Kummer nicht ſchlafen konnte; da trat ich in's Freie, und ich erblickte nun ein hohes, weites, unermeßliches Gewölbe über meinem Haupte, und unzählige Sterne funkelten an deſſen Decke, und die ſchlummernde Erde ruhte ſicher, wie ein Menſchenkind, unter dem ſchützenden Obdach. Und nirgends ſah ich doch Pfeiler, darauf der Meiſter das Gewölbe geſezt hätte, und es fiel dennoch der Himmel nicht ein, und er ſtand feſt, auch ohne jene Pfeiler. Da ſprach ich zu mir: Sollen wir armen Menſchen darum zappeln und zittern, den Einfall und Sturz des Himmels befürchtend, weil wir die Stützen nicht greifen noch ſehen, die ihn halten? Und ſoll es uns nicht genügen, zu wiſſen, daß Gottes wunderbare Hand den Bau gebildet, und daß ihn dieſelbe Hand in der ſichern Schwebe trägt und erhält? Und ich ging beruhigt in meine Hütte zurück und überließ mich getroſt dem Ruheſchlummer, da ich wußte, daß ein Wächter wacht über die Weiten und über die Hütten der Menſchen. — Und ein anderes Mal, als ich an einem Tage von ſchwerer Trübſal niedergedrückt war, blickte ich zum Fenſter hinaus, und da ſah ich große, dicke Wolken über mir ſchweben, und ſie zogen einher, wie Meereswogen vom Sturme fortgetragen, und die Gewäſſer drohten herabzuſtürzen und ſchier den Erdball zu erſäufen. Aber es floß der Regen gar ſänftiglich nieder und erquickte Feld, Wald und Flur, und das Gewölke zog fort, um den Segen weiter zu verbreiten in die Länder der Menſchen. Da ſprach ich zu mir ſelbſt: Wo iſt denn der Boden, auf dem die Wolken ruhten oder fußten? oder wo die Kufen, darein die Gewäſſer gefaßt wären? Und weſſen Hand leitet dieſe gewaltigen Maſſen in den Lüften hin, und weſſen Arm ſtützet die hohen, ſchweren Waſſerſäulen, daß ſie nicht mit all ihrer Wucht auf uns zumal herabſtürzen? Und ſieh! indem ich mich noch ſo fragte, da erbaute ſich in der Ferne ein lichtglänzender Bogen mitten in die Wolkennacht hinein, und ich erkannte ihn ſogleich als jenes Zeichen, das Gott unſern Vätern geſezt hat zum Bunde zwiſchen ihm und uns, daß er das Menſchengeſchlecht nimmer vertilgen werde auf Erden. — Seit jenen Tagen, da mir dieſe Geſichte geworden, kann kein Zweifel mehr mein Gemüth beſchleichen, und aller Kummer verſchwindet vor dem Lichtblicke, der in mein Innerſtes gefallen.“ — Der Freund verſtand und würdigte die Worte des Freundes. Und er klagte nicht mehr über die Irren und Wirren der Zeit; wohl aber trug er, nach deſſen weiſem Rathe, deſto mehr Sorge für den engern Kreis ſeiner Familie und der Gemeinde, daß ſie ſo viel möglich geſichert ſtänden gegen den Ungeſtüm des Verhängniſſes, welches die Völker und Länder zu bedrohen ſchien.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutſchland.

Dritter Artikel.

Wir ſpringen von den Säugethieren zu den beweglichen, im Reich des Klanges lebenden und klangreichen, gefiederten Geſchöpfen über und ſtellen die Betrachtung voran, daß der Vogel, ſeiner luſtigen Natur gemäß, zwar keine Schranken kennt und in kürzeſter Zeit den weiteſten Raum durchſchneidet, indem er der Alpen, der Flüſſe und Meere ſpottet; daß er aber bei alle dem, faſt noch mehr als das Säugethier, an ein feſtes Heimathland, an eine beſtimmte Gegend gebunden iſt, in die er, ſelbſt nach den weiteſten Wanderungen, immer wieder zurückkehrt, um zu niſten und zu brüten. Manche von ihnen hauſen durchaus nur in der heißen Zone, andere dagegen in der kalten, und dieſe kommen nur als Seltenheiten zu uns. Die meiſten leben in dem gemäßigten Gürtel, und zu dieſen gehören nun auch beſonders die Vögel, die wir in Deutſchland finden und die wohl ſchon vor vielen tauſend Jahren dort geweſen ſind, ausgenommen einige hühnerartige, Vogelvögel, bei Oken, und Fiſchvögel oder Auken, wie ſie Oken benennt, die entweder erſt ſpäter zu den Deutſchen gekommen ſind, oder vor der Entdeckung der neuen Welt unmöglich dahin kommen konnten.

Beginnen wir die Betrachtung der Vögelwelt in Deutſchland ſogleich mit zweien von leztern, nämlich dem Pfau und dem Puterhahn, deren beider Geſchichte merkwürdiger iſt, als die mancher Menſchen, welche eben ſo buntfarbig und ſtolz ausſehen, oder eben ſo lächerlich vornehm und abgeſchmackt zornig ſich benehmen.

Es bleibt immer merkwürdig, daß ein aus dem entfernteſten Orient, der heißen Zone gebürtiger Vogel nun ſeit vielen Jahrhunderten in ganz Deutſchland und in Scandinavien ſo einheimiſch und verbreitet iſt, daß man ihn auch im Gehöfte des armen Bauern ſein Rad ſchlagen ſehen und ſeine Eſels- oder Wagenradſtimme vernehmen kann.

Noch zur Zeit des atheniſchen Redners Antiphon, des auch durch ſein tragiſches Ende berühmten Lehrers des Thukydides, war der Pfau in Griechenland eine große Seltenheit, wie aus einer eigenen davon handelnden Rede, die dieſem Griechen zugeſchrieben wird und worin er ihn mehreremal bloß den buntgemalten Vogel nennt, zu erſehen iſt. Viele aus Lakedämon und Theſſalien, ſagt er, ſeyen nach Athen zu einem gewiſſen Demos gekommen, um die Pfauen zu ſehen, die dieſer hielt. Man ſchäzte das Pfauenpaar auf hundert Drachmen. Auch in des Ariſtophanes geiſt- und witzreichen Poſſen wird des Pfauen als eines ſeltenen Vogels oft erwähnt. Aber doch ſagt ſchon Antiphanes, ein komiſcher Dichter der mittlern Komödie, irgendwo, daß ſeit der Zeit, da ein Pfauenpaar nach Griechenland gebracht worden, dies ſonſt ſo ſeltene Geflügel nun häufiger gefunden werde, als die Wachteln, die bekanntlich ein Lieblingsvogel der Griechen waren, und welche ſie ähnliche Kämpfe anſtellen ließen, wie die wettgierigen Engländer ihre Hähne. — Mehr und mehr verbreitet wurde der Pfau durch Alexanders Feldzüge im Orient, die überhaupt die Geographie und Naturgeſchichte zur Freude ſeines naturforſchenden Lehrers, des Ariſtoteles, der die Thierwelt und Flora der eroberten Länder unterſuchte und beſchrieb, mit neuen Eroberungen bereicherten. — Im Mittelalter war der Vogel, der bereits im Kapitulare Karls des Großen erwähnt wird, wie bei den alten Römern, wo Hortenſius der erſte war, welcher ihn eſſen lehrte, eine Zierde des feſtlichen Mahls an den Hoftagen der Fürſten und Herren, mehr ſeines herrlichen Gefieders, als des Fleiſches wegen. Bisweilen wurde er in eine Paſtete gethan, an deren einem Ende der Kopf mit ſeinem Gefieder und mit vergoldetem Schnabel hervorragte, am andern aber der Schweif in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſich ausbreitete. Dies geſchah beſonders, wenn Ritter ſich anſtellten, ein ſchweres Abenteuer zu beſtehen, und von dieſem Gebrauch ſoll ſich der Schwur: bei Pfau und Paſtetel herleiten. Bekanntlich ſchmückten auch die Troubadours ſich mit Pfauenfedern, ſo wie ſie auch auf den Helmen und Hüten der Ritter prangten.

Wundern wir uns aber noch, daß ein oſtindiſcher Vogel im Norden von Europa ſo weit verbreitet iſt, z. B. auch in Norwegen, wo es weiße Pfauen gibt — wohl eine Folge des Klima's, während Vögel, wie Pflanzen und Kerfe, unter wärmerem Himmel auch mit heißern Farben prangen — wundern wir uns noch, frage ich, über dieſe Verbreitung, wenn wir bedenken, daß ein anderer wohlbekannter und weit nützlicherer Vogel, dem beſonders Plinius in einer maleriſchen Schilderung (X, 24) ſeine Hochachtung zollt, das Symbol der deutſchen Hörigkeit und des wachſamen Kirchenlehrers, darum auch auf die Kirchthürme erhöht, und das Wappen des orleaniſchen Frankreichs, kurz, unſer Haushahn mit ſeinen gefiederten Odalisken, urſprünglich auch aus Oſtindien gebürtig und doch ſeit Jahrtauſenden über Perſien in die andern Länder gekommen und allgemein verbreitet iſt? — Weil er zunächſt aus Perſien kam, nannten ihn die Griechen den perſiſchen Vogel, eine Benennung, welcher Ariſtophanes in ſeinen Vögeln eine komiſche Wendung gibt: er heiße wohl deßwegen ſo, weil er früher über die Perſer geherrſcht habe; deßhalb ſchreite er auch jezt noch, wie der perſiſche Großkönig, mit einer aufgerichteten Kyrbaſia oder Turban auf dem Kopfe gar ſtolz einher. — Der die Natur und ihre Geſchöpfe, beſonders aber die Vögel, mit genialiſcher Komik auffaſſende Dichter hat das Sultaniſche des Hahns ſchon wohl bemerkt; dazu ſtimmt auch deſſen perſiſcher Name Churchan, d. i. Sonnenfürſt, da er gleichſam der Sultan im Hühnerhofe iſt und die Sonne krähend verkündigt und begrüßt. Und leicht kann man wieder zwiſchen Chan (Fürſt) und dem altnordiſchen und deutſchen han und Hahn eine Verwandtſchaft finden. Auch haben ſchon Wachter und Friſch das Wort vom perſiſchen Fürwort han (Er) herleiten wollen, das auffallend auch im Schwediſchen (hann) vorkommt; es wäre dann ſo viel als das männliche Huhn vorzugsweiſe; eine Ableitung, die Adelung Anfangs wahrſcheinlich fand, weil man auch im Deutſchen das Geſchlecht der kleinern Vögel durch Er und Sie unterſcheide, ſpäter aber verwarf, weil die Gothen jenes Fürwort nicht, aber doch das Wort hana (Hahn) kannten, und überdieß der Vogel in andern Sprachen ſeinen Namen von der Stimme erhalten habe. J. Grimm dagegen bemerkt: „auffallend, aber tief begründet iſt die Aehnlichkeit der perſönlichen Fürwörter Hann und Hun in der nordiſchen Sprache mit den Subſtantiven Hahn und Huhn (gallina). Man erinnere ſich, daß beide Ausdrücke häufig im weitern Sinne für jedes Männliche (Er) und Weibliche (Sie) in dem Vogelgeſchlecht gelten. Völlig und individuell wird dieſe Einſtimmung nirgends, indem z. B. auf nordiſch

Digitized by Google

der Hahn hani, die Henne hana heißt. Hün bedeutet auch einen Welp (catellus); das deutſche huon (Huhn) iſt dagegen neutral.“

Ob der Hahn erſt von den Römern nach Gallien und vielleicht von da aus nach Deutſchland gebracht worden ſey, oder ob ihn ſchon die älteſten Deutſchen mit aus Aſien gebracht haben, mögen Andere unterſuchen; genug, er findet ſich ſchon frühe daſelbſt, und ward beim Beginne des Feudalweſens das vorzüglichſte Symbol der Hörigkeit in der deutſchen Rechtsſymbolik. Ich verweiſe vor Allem auf die, je nach Eigenſchaft und Verhältniß der Bevogteten und Zinspflichtigen, ſo wie nach Zeit und Umſtänden der Abgabe verſchiedentlich benannten Zinshennen, welche an vielen Orten, als Zeichen der Hörigkeit, noch jezt entrichtet werden müſſen. Bei Eiſenhart (von deutſchen Rechten und Sprüchwörtern) finden ſich viele darauf bezügliche ſymboliſche Redensarten, z. B. die Henne geht in den Wald, geht bis an die Kirchmauer, fliegt aber nicht darüber, trägt das Handlohn auf dem Schwanz, hühnert fort, iſt die Henne mein, gehören mir auch die Eyer, wenn die Henne nicht mitſcharrt, gewinnt der Hahn nichts, und dergleichen mehr. — Die Henne, meinen Manche, ſey deßhald ein lebendiges Symbol und älteſtes Kennzeichen des deutſchen Schutzes und Schirmes, weil ſie mit mütterlicher Sorgfalt ihre Küchlein vor allen Unfällen und Ungemach unter ihren Flügeln ſchirme und ſchütze und vor dem Habicht warne. Dieſe Eigenſchaft ward wohl von den Alten ſchon im Bilde und Sprüchworte hervorgehoben; am kräftigſten tritt ſie aber hervor in jenem Gleichniſſe aus dem Munde Jeſu, da von ihm Jeruſalem in feierlicher Klage angeredet wird, deſſen Kinder er ſo oft, aber umſonſt, unter ſeine Flügel habe verſammeln wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Außerordentlicher Aufſchwung der Dampfſchifffahrt.

„Und als der Frühling kam mit ſeiner warmen Luft, das Eis der Berge ſchmolz, die Lerche zwitſchernd zum Himmel aufſtieg, die Schwalben wiederkehrten und neue Kräfte die Natur verjüngten, da zog es auch mich aus dem engen Kreiſe fort und nach dem Süden hin.“ So ungefähr mag der Uebergang zur Erzählung der Reiſeerlebniſſe in dem Tagebuche manches ſentimentalen Engländers und mancher ſentimentalen Engländerin lauten, ſeit der kalte April ſein Regenwetter eingeſtellt, der Mai die Luſt zum Reiſen geweckt, jede Zeitungsnummer die ſicherſten, bequemſten und wohlfeilſten Mittel, den Kontinent zu erreichen, angekündigt und empfohlen, und demgemäß die Wanderung des reiſeſüchtigſten Volkes auf Erden begonnen hat. Unter den gerühmten Ueberfahrtsmitteln ſtehen natürlich die Dampfſchiffe oben an, und in der That wird unter den engliſchen Schiffern, Fiſchern, Bootführern und Seeleuten nach und nach die Beſorgniß rege, daß die Dampfboote alle übrige Schifffahrt vernichten, und beſonders den Verdienſt der ſogenannten Waſſermänner in London auf Null bringen werden. Dieſe Beſorgniß iſt keine leere. Sie muß ſich Jedem aufdrängen, der die Themſe hinabſchwimmt oder von der neuen Londonbrücke den Fluß überſchaut, da er zu allen Tageszeiten ſchwarze Rauchwolken die Abfahrt oder Ankunft der Dampfboote verkünden ſieht, und ſich erinnert oder erzählen läßt, wie das vor Jahren war. Die Vermehrung der Dampfſchifffahrt grenzt wirklich an's Unglaubliche. Es ſind kaum zwanzig Jahre, ſeit das erſte Dampfboot auf der Themſe erſchien, und einige Jahre lang beſchränkten ſich die Waſſerdampfreiſen auf die Fahrten nach Margate, Graveſend und Calais. Jezt iſt während des Sommers gewiß kein Tag, und während des Winters nur wenige Tage, wo nicht Dampfſchiffe auslaufen nach den vorzüglichſten Häfen Englands, Schottlands und Irlands und nach allen Theilen Europa's. Faſt wöchentlich treten neue Dampfſchiffgeſellſchaften zuſammen, und einige derſelben beſitzen nicht bloß bedeutende Fonds, ſondern wahre Dampfflotten. Die General Steam Navigation Company muſtert vier-und-zwanzig große Packetboote, die Gravesend and Milton Steam Packet Company ſechs, die Old Margate Company zwölf, die zwiſchen Margate, Herne-Bay, Graveſend, Ramsgate und London gehen, die London- und Margate-Geſellſchaft drei, die Star Gravesend Company ſechs. Außerdem ſind jezt im Bau begriffen: vier für die Commercial Steam-boat Company, deren Theilhaber meiſt aus Viktualienhändlern beſtehen, drei für die neue Herne-Bay Company und eben ſo viele für die Greenwich-Geſellſchaft. Hiezu ſind noch drei Dampfboote zu rechnen, welche ſeit vorigem Sommer den größten Theil des Woolwichhandels betreiben. Und nun, welche zahlloſe Dampffahrzeuge zwiſchen London und Dublin, Cork, Edinburg, Newcaſtle, Stockton, Dundee, Rotterdam, Oſtende, Antwerpen, Hamburg, Richmond, Brighton, Southend, Sheerneß u. ſ. w., der Dampfboote nicht zu gedenken, welche unter dem Namen tug-boats andere Schiffe die Themſe auf und niederſchleppen. Es kann demnach nicht fehlen, daß faſt der ganze Küſtenhandel in Kurzem nur von Dampffahrzeugen betrieben werden wird, und in der That ſieht man bereits mehrere jener herrlichen Segelſchiffe, die den Namen Scotch smacks führen, aus Mangel an Beſchäftigung ruhig und verlaſſen beiliegen. Die Einführung der Greenwich- und Woolwich-Dampfboote muß dem zahlreichen und fleißigen, obgleich allerdings auch etwas ſtark zum Prellen geneigten Korps der ſogenannten Waſſermänner die größten Nachtheile bringen. Niemand wird mehr ein Boot miethen, um die halbſtündige Ueberfahrt von den Treppen des Towers nach Greenwich zu machen. Faſt jede Viertelſtunde laufen Dampfſchiffe hin und zurück, und der Verluſt, den die guten Waſſermänner hiedurch nur allein an lezten Oſtern erlitten haben, muß ſehr bedeutend und um ſo fühlbarer geweſen ſeyn, je gewiſſer ihnen bisher nach einem langen, erwerbloſen Winter in der Oſterwoche eine erſte Frühlingsernte war; denn welcher Londoner hätte nicht wenigſtens einmal, ſey es zu Oſtern oder Pfingſten, den berühmten Jahrmarkt von Greenwich beſucht! Ein Fremder, der an einem dieſer beiden Feſte in London iſt, darf nun vollends gar nicht unterlaſſen, dahin zu gehen, und ſo — von den Freuden und Leiden des Jahrmarktes ſelbſt will ich ein anderes Mal ſprechen — bot ſich von jeher den Waſſermännern in dieſem Umſtande eine Ernte, in welche dieſes Jahr ein bitterer Mehlthau gefallen iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 2. Juni 1835.

Ein giftig Maul hat dieſer Fleiſcherhund,
Und ich kann's ihm nicht ſtopfen.

Shakeſpeare.
Heinrich VIII.

Der König und die Königin von England und das englische Volk.

Es iſt in der Welt gegenwärtig viel die Rede von der Königin Adelaide, der Gemahlin des vierten Wilhelm, von ihrem vermeinten Einfluſſe auf das Staatsregiment und von der Abneigung, in welcher ſie vorzüglich deßhalb bei der Maſſe der Nation ſteht. Einen Beweis für beides und zugleich einen Beweis für die merkwürdige Freiheit der engliſchen Preſſe enthält ein an ſie überſchriebener Brief, welcher, nach dem Sturze des Peelſchen, oder richtiger zu ſagen, des Wellingtonſchen Miniſteriums, indem unter Peel's Rocke ſtets der Marſchallsſtab ſichtbar war, und vor Löſung der der Bildung eines neuen Miniſteriums ſich entgegenſtellenden, vielleicht entgegen geworfenen Schwierigkeiten, zuvörderſt in einer ſogenannten Sonntagszeitung — Weekly Dispatch iſt ſie getauft — und dann im Pennyhandel durch ganz London erſchien. Wenn es der Mühe werth wäre, den Brief ſeiner ganzen Ausdehnung nach mitzutheilen, ſo dürften wir die Leſer und beſonders die Leſerinnen nur bitten, ſich auf den hiſtoriſchen Standpunkt zu verſetzen und denſelben als einen Beleg für die unheimlichen Geſinnungen der radikalen Partei in England zu betrachten. Auch die politiſche Cenſur würde, von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, uns nichts in den Weg legen; aber ſchon die häßlichen Ausfälle auf die Prinzeſſinnen von nicht engliſcher Abſtammung, welche ſich ſeit der Thronbeſteigung des Hauſes Hannover bekannt gemacht, nöthigen uns ſelbſt zur Cenſur, und da es zu nichts frommen kann, das Sendſchreiben in ſeiner ganzen Grobheit und Plumpheit zu geben, ſo theilen wir nur ſoviel davon mit, als hinreicht, die Geſinnung, aus der es hervorgegangen, zu charakteriſiren und die Betrachtungen zu begründen, die ſich über das Verhältniß des Königs und ſeiner Gemahlin zur Nation und über die engliſche Preſſe daran knüpfen werden.

„An die Königin. — Madame, die Ehrfurcht und Ergebenheit, von welcher die Europäer gegen ihre Königinnen durchdrungen waren und welche ſelbſt die Aſiaten und Afrikaner in einigen Fällen empfunden haben, iſt in England untergegangen. Eine der vornehmſten Urſachen dieſer Erſcheinung liegt in dem barbariſchen, unſinnigen Geſetze, welches unſere Fürſten den Gefühlen für die Eingebornen des Landes tyranniſch entfremdet und ſie zu ehelicher Verbindung mit Ausländerinnen zwingt, die in ihren Grundſätzen, in ihren Sitten und in ihrem ganzen Seyn und Denken nur wenig mit der engliſchen Nation gemein haben. Iſt es nicht erwieſen, daß die Ausländerinnen, welche unſere Fürſten nach England übergeführt haben, um ſpäter Königinnen eines

Digitized by Google

ſittlichen und freien Volkes zu ſeyn, ſehr wenig gethan haben, um Achtung einzuflößen, ſowohl für ihre Perſönlichkeit, als für den öffentlichen Charakter der Königinnen?

„Das Anſtößigſte von Allem, was nach engliſchen Begriffen Anſtoß findet, iſt — eine politiſirende Königin. Die Zartheit, der Eifer, die Ergebenheit, die Begeiſterung, ja die Schwärmerei, womit der Mann am Weibe hängt, wird den Engländer ſtets vermögen, in der Königin das Weib von der Königin zu ſcheiden. Deßhalb rede ich zu Ew. Majeſtät nur in lezterer Eigenſchaft. Wenn das Ohr des Publikums nicht auf das Schändlichſte getäuſcht worden iſt, ſo ſind es vorzugsweiſe, wenn nicht einzig und allein, Ew. Majeſtät, welcher das Volk die Schmach, die Schande, die Kränkung beimeſſen muß, daß vor Kurzem das Ruder des Staats in die Hände der Torypartei gelegt wurde, einer Rotte politiſcher Miſſethäter, einer zuſammengefloſſenen Maſſe kleinerer und größerer Verbrecher, Räuber, die mit dem öffentlichen Raube ſich behängen und, um den Raub ſich zu ſichern, alle Grundſätze des Eigenthums und geſellſchaftlichen Vertrags ſo verkehrt und verwirrt haben, daß ein großer Theil des Volks jezt fürchten muß, alles Eigenthum ſey in Gefahr, und das einzige Mittel, es zu ſchirmen und zu ſchützen, ſey Unterwerfung unter eine Toryherrſchaft und Ergebung in Torymißbräuche. Dieſe Uebel bürdet das Volk Ew. Majeſtät auf, und Ew. Majeſtät haben den Glauben des Volks beſtätigt, indem Sie ſich mit Männern umgaben und um Ihre Perſon Männer dulden, deren einzige Auszeichnung darin beſteht, daß ſie ausgezeichnete Glieder der dem Volke ſo verhaßten Partei ſind. Iſt das ſchicklich? iſt das klug?

„Ein beredter Schriftſteller, der volksthümlichſte und gefeiertſte des Tags, hat den zahmen Verſuch gemacht, das Betragen Ew. Majeſtät, ſey es wirklich ſo oder nur vermeint, zu entſchuldigen. „Ich bin, ſagt er, als braver Mann zu ritterlich geſinnt, um Frauen Verirrungen beizumeſſen, die ihnen ſchwerlich zur Laſt zu legen ſind und von deren Folgen ſie faſt ohne Ausnahme keine Ahnung haben. Ich kann mir ſogar denken, daß, wenn des Königs Gemahlin oder der weibliche Theil ſeiner Familie wirklich einen Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats ausüben ſollte, die Triebfeder ihres Handelns keine andere wäre, als die liebevollſte Rückſicht für die Intereſſen des Königs und für ſeine Würde. Auf einen engen Kreis beſchränkt ſich und muß des Weibes Umſicht ſich beſchränken. Selbſt auf niedrigerer Stufe des bürgerlichen Vereins fühlt ſich das Weib ängſtlich befangen für das Intereſſe derer, mit denen es verbunden iſt, und das macht ſein Urtheil oft krankhaft eiferſüchtig auf die geringſte anſcheinende Verminderung des Glanzes oder der Macht derſelben. Der Gedanke, daß, je feſter ein Monarch an ſeinen Vorrechten hängt, um ſo feſter ſein Thron ſteht, iſt ein dem weiblichen Geſchlechte angeborner Irrthum.“ Ew. Majeſtät Ritter erſchüttert den Thron in ſeiner unterſten Feſte! Alſo eine unordentliche Beſteurung, einen verſchwenderiſchen Staatshaushalt, ſchlechte Geſetze, wankendes Eigenthum, verkümmerte Beſtrebungen und unterdrückte Reformen — mit Einem Worte, ein Toryregiment ſoll das engliſche Volk haben oder von einem Toryregiment ſoll das engliſche Volk unabläſſig bedroht ſeyn, weil ein König unter dem Einfluſſe von Frauen ſteht, weil es die Natur des Weibes iſt, ſeine Umſicht auf einen engen Kreis zu beſchränken, weil ſein Urtheil krankhaft eiferſüchtig, und weil ſeine Begriffe von königlichen Vorrechten ein dem weiblichen Geſchlechte angeborner Irrthum ſind! — So werden Ew. Majeſtät vertheidigt!

„Hätten Ew. Majeſtät Kinder, ſo würden Sie das engliſche Volk jedes Jahr ſechzigmal die Summe gekoſtet haben, mit welcher Amerika ſeinen oberſten Herrſcher beſoldet. Aber ſelbſt jezt, die Nebenvortheile eingerechnet, welche eine verwittwete Königin von England genießt, wird der geduldige Engländer Ihnen jedes Jahr wenigſtens dreißigmal mehr bezahlen, als was vierzehn Millionen unſerer amerikaniſchen Abkömmlinge für die Handhabung der beſten Regierung in der Welt entrichten. Der Gedanke, daß eine Frau, daß eine eingeborne Frau, daß eine talentvolle Frau das amerikaniſche Volk benachtheiligen oder Einfluß üben könnte auf die Angelegenheiten des Staats, würde jenem klugen und ſtolzen Volke eben ſo lächerlich dünken, als wenn der Präſident von Amerika alle öffentlichen Vorfälle nach dem Poltern ſeines Theekeſſels entſcheiden wollte. Seyen alſo Ew. Majeſtät dankbar für die wahnſinnige Verſchwendung, womit das engliſche Volk den Erwerb ſeiner ſauren Arbeit Ihnen zu Füßen geworfen hat, und wollen Sie oder müſſen Sie, mittelbar oder unmittelbar, ſich ſchlechterdings in öffentliche Angelegenheiten miſchen, ſo bilden Sie Ihre Anſichten nach und vereinigen Sie dieſelben mit denen des engliſchen Volks und vernichten Sie den Glauben, im Bündniß zu ſtehen mit einer Partei, welche jeder Engländer, ſobald er die freie Sprache ſeines Herzens redet, als eine Bande Miſſethäter bezeichnet, die allein die ganze Schuld alles Unglücks tragen, das dieſes Land betroffen. — Publicola.“

Wer dieſer Publicola iſt? Einer der vielen, wenn auch nicht großen Unbekannten, welche der täglichen Preſſe ihre Feder widmen und ihren täglichen Unterhalt verdanken. Was vorerſt auffällt, iſt, daß dieſe Schreiber ſo reichlich bezahlt werden. Wäre England Frankreich, ſo dürfte man glauben, es geſchehe aus Rückſicht für den zu Abfaſſung ſolcher Briefe erforderlichen Muth, und als Entſchädigung für den wahrſcheinlichen temporären Verluſt der Freiheit; wäre England Deutſchland,

ſo dürfte man noch anderes glauben. Aber in England, wo ſolche Sachen heute geleſen werden, um morgen vergeſſen zu ſeyn, wo kein Hahn nach ihren Verfaſſern kräht, und die Herausgeber ſich ruhig zu Bette legen können, ſobald ſie nur die Stempelgebühr entrichtet und den Namen des Druckers beigeſezt haben, in England beweiſt das hohe Honorar, welches die Schreiber beziehen, daß es zu Fertigung ſolcher Aufſätze entweder an Luſt oder an Geſchick fehlt. Bei der hohen Achtung, welche ich für die deutſchen Schriftſteller hege, gebe ich mich gern dem Glauben hin, daß es ihnen zwar nicht an Geſchick, beſſere, aber an Luſt fehlen würde, ähnliche Briefe, wie der mitgetheilte, in die Welt zu ſchicken. Dennoch iſt es mir um ihretwillen lieb, daß kein deutſcher Zeitungsredakteur für ein Machwerk, wie das vorſtehende, die Summe bieten wird, welche der Herausgeber des Weekly Dispatch bezahlt hat, die Summe von zwanzig Guineen, d. h. einhundert und vierzig Thaler ſächſiſch. Wäre das nicht für die deutſchen Schriftſteller eine fürchterliche Verſuchung, obgleich um ſo ehrenvoller, ihr zu widerſtehen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Zulezt möge zur Ergötzlichkeit des Leſers noch eine Schilderung des Haushahns voll naiver Anſchaulichkeit ſtehen, die ſich in des alten Bonerius 45ſter Fabel findet.

Sie (die Mäuſe) lieſen in, ſie lieſen us,
Do kam ein hahne in das hus
Geflogen mit den hennen ſin;
Wil ſtolz war ſeines kambes ſchin,
Sin sporn ihm ſuſee ſtunden an;
Die mäuſe wunderen began,
Wer der herr möchte weſen u. ſ. w.

Und ſpäter ſagten die Mäuſe zur Mutter: Har kam mit groſem ſchalle Ein krönter herr mit ſeinem sporn.

Bekanntlich iſt der Pfau kein guter Freund vom Hühnergeſchlecht; deſto beſſer verträgt er ſich aber mit einem andern Vogel, der eben ſo viel von ihm, als vom Haushahne ſelbſt an ſich hat, daher er auch von den Syſtematikern Gallopavo, d. h. Pfauhahn, getauft wurde. Schade, daß Ariſtophanes den choleriſchen, lächerlich vornehmen, dumm aufgeblaſenen Puter- oder Truthahn nicht kannte, wir hätten eine komiſche Scene mehr in ſeinen Vögeln. Aber ſo iſt er kein Landsmann aus der alten Welt; nicht aus Kalekut, der oſtindiſchen Stadt, wie ſelbſt noch Friſch annimmt, durch den Klang des Namens Kalekutter verführt, ſondern aus Amerika iſt dieſes Geſchöpf im Jahre 1530 nach Deutſchland gebracht worden. Bekanntlich heißt er auch noch hie und da, z. B. in Bayern, der Indian, in Wien der Indier, wie im Franzöſiſchen, außer dem gewöhnlichen dindon, coq d'Inde, engliſch dagegen the turkey (der Türke); nicht viel beſſer oder ſchlimmer, als der gleichfalls aus Amerika zu uns herübergebrachte Mais das türkiſche Korn, oder die in Südamerika einheimiſche, bei uns zur Zierde in Lauben gepflanzte Bohnenart, phaseolus multiflorus, mit hochrothen Blumen, die türkiſche Bohne, oder die aus Braſilien herſtammende Biſamente auch türkiſche Ente genannt wird. Den Namen Kalekuter und Puter erhielt er wohl von ſeinem kollernden Geſchrei; Piphahn heißt er entweder von der Pipe oder Pfeiſe, d. i. dem fleiſchigen Zapfen oberhalb der Naſenwurzel, oder auch vom Gepip, Geſchrei, beſonders der Jungen; Trut ſcheint Trutz, Streit, zu bedeuten, oder bezeichnet auch das Geſchrei. — Beiläufig erwähnen wir, daß er als Zierde eines Mahles bei uns vorzugsweiſe der Konſiſtorialvogel zubenannt iſt, während er in Frankreich der Jeſuite heißt. Heute ſpeiſen wir, ſagt man da zu Lande, einen fetten, mit Trüffeln gefüllten Jeſuiten. Dies kommt daher, weil Jeſuiten, wenn ſie auch nicht die Erſten waren, die ihn nach Frankreich brachten, doch ſeine Verbreitung beſonders beförderten.

Wann der Faſan oder Phaſan, der ſchon durch ſeinen Namen an den Fluß Phaſis in Colchis, dem heutigen Mingrelien, erinnert, wo er zu Hauſe iſt, und von wo ihn die Argonauten nach Griechenland gebracht haben ſollen, nach Deutſchland gekommen, läßt ſich nicht ermitteln. Aber ſchon im oft erwähnten Kapitulare und dem Fundbuch werden die Phaſane genannt, von denen ja ſchon der Gothe Jornandes ſagte, daß ſie in der ganzen Welt für die Tafeln der Groſen in reichlicher Menge gehalten würden, und ſpäter kommen ſie in mittelhochdeutſchen Schriften zuweilen vor; wenigſtens iſt unter dem Vaßhann, den im Gedichte Wigamur der junge Ritter ſchießt und ſeinem hungrigen Fräulein zur Zubereitung gibt, nichts anderes zu verſtehen, als der Faſan, wobei wirklich an einen Hahn gedacht wird, zu deſſen Gattung er ja doch mit gehört. In Böhmen, das überhaupt reich an nützlichem Geflügel iſt, leben bekanntlich wilde Phaſanen; auch auf einigen Rhein- und Donauinſeln ſoll dieſer freiheitliebende Vogel im wilden Zuſtande ſich befinden.

Das Perlhuhn oder der numidiſche Vogel, das bei uns noch ſelten gehalten wird, in Amerika aber ſchon verwildert iſt, kam erſt vor einigen Jahrhunderten aus Afrika nach Frankreich, von wo es nach Deutſchland gebracht wurde.

Digitized by Google

Daß der **Schwan**, der Lieblingsvogel der alten Gallier, auf deren Flüſſen er ſich häufig aufhielt, und welchem ein kälteres Klima nicht zuwider iſt, namentlich dem **wilden**, der von Nordafrika bis nach Island gefunden wird, auch im alten Germanien einheimiſch war, läßt ſich, auch ohne ausdrückliche Zeugniſſe, von ſelbſt annehmen. Er heißt auch in manchen Ländern, z. B. der Schweiz, Elbſch oder Elbitſch, entweder vom celtiſchen alp (lateiniſch albus), **weiß**, oder vom ſkandinaviſchen Alf oder Elf, d. h. See, Fluß.

Ein wohlbekannter, ſehr nützlicher Vogel war urkundlich ſchon frühe in Deutſchland einheimiſch: das welthiſtoriſche Geſchöpf, das einſt in den Myſterien der Iſis ſo bedeutungsvoll war, noch wichtiger in der römiſchen Geſchichte als Retter des Kapitols und ſomit römiſcher Heerſchaft und Sprache erſchienen iſt, ſpäter auch wirkſam eingriff in das Leben des h. Martinus von Tour, indem es den beſcheidenen Mann an ſeine Verfolger, d. h. diejenigen, die ihn mit aller Gewalt zum Biſchof machen wollten, durch ſein Geſchrei verrieth: die weltberühmte **Gans**. Gleich vorauf müſſen wir bemerken, daß ſie im Sanskrit hanaa heißt, womit das griechiſche χήν (doriſch χάν), noch mehr das lateiniſche anser, das althochdeutſche **kans**, das altnordiſche gás und das ſlaviſche gus oder hus (man denke an die böhmiſche Gans in Koſtnitz) mehr oder weniger zuſammenſtimmen. Auch heißt die verwandte **Ente** im Sanskrit ondana. Zu ermitteln aber, ob der deutſche Name des Vogels von der Stimme oder Farbe herkomme, iſt hier nicht der Ort. Nur ſoviel: verlockend war die Aeußerung des Plinius (H. N. X, 27), der bekanntlich ſelbſt in Deutſchland geweſen, daß weiße Gänſe, jedoch von etwas kleinerer Art, in Germanien gantae oder ganzae hießen. Vermuthlich kamen dem Römer zuerſt weiße Gänſe, die auch jezt noch die häufigſten ſind, und zwar gerade etwas kleinere zu Geſicht; er hörte den Namen ganza, gleich ſchloß er nun, daß bloß die kleinern weißen Gänſe ſo hießen. — Im erwähnten Kapitel berichtet Plinius kurz vorher, daß die Federn der deutſchen Gänſe ſehr geſucht ſeyen. In Rom galt das Pfund ſolcher Gansfedern fünf Denarien, ohngefähr 2 Thlr. 8 Gr. — Gantae ſind im mittelalterlichen Latein beſonders die wilden Gänſe, wie noch jezt in Languedoc eine ſolche durch gante bezeichnet wird, und in Weſtphalen heißen die Gänſeriche Gente.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beſchluß.)

Uebelſtände der Dampfſchiffahrt.

Da die meiſten Menſchen, und ganz gewiß die meiſten Engländer, eine angenehme, wohlfeile und ſichere Flußfahrt einer ſtaubigen, theuern und nicht immer gefahrloſen Landfahrt vorziehen, ſo ſind die Waſſermänner nicht die Einzigen, welchen die Dampfſchiffe den Verdienſt ſchmälern. Die Kutſcher zwiſchen London und den an der Themſe gelegenen Orten klagen ganz jämmerlich. Auf ſolche Art würde das große Publikum der allein gewinnende Theil und dies allerdings auch die Hauptſache ſeyn, wenn nur aus der Ueberzahl der Dampfboote und aus der Pfeilſchnelligkeit, mit welcher ſie den Fluß auf und niederſchießen, nicht Nachtheile entſtänden, welche die Wagſchale des großen allgemeinen Nutzens um ein Gutes leichter machen. Sieht man von der Londonbrücke in das Gewirr der Schiffe, das von hier aus, Ameiſen ähnlich, den Fluß bedeckt, ſo muß man ſich allerdings mehr wundern, daß die jagenden Dampfboote nicht größeres, als daß ſie ſo großes Unheil anrichten. Das iſt aber für die darunter Leidenden ein ſchlechter Troſt, und da doch viele Individuen des großen Publikums aus Gründen mannichfacher Art ſich fortwährend der kleinen Schifferbarken bedienen, ſo iſt dies eben der bemerkte, den Nutzen mindernde Umſtand. Mir ſelbſt war es vor wenigen Tagen beſchieden, Zeuge eines Unfalls zu ſeyn, wie ſie nach Verſicherung der öffentlichen Blätter ſich in Maſſe ereignen. Ein alter Fiſcher und ſein Junge ruderten ſtromaufwärts ein ſogenanntes wherry, das ein langes, mit Eiſen beladenes Boot im Schlepptau hatte. Ein Dampfſchiff flog den Strom abwärts; der alte Mann ſah es auf ſich zukommen, und ſeine ganze Kraft ſtrengte er an, theils der gefährlichen Nähe zu entrinnen, theils den Leuten auf dem Dampfſchiffe die ihm drohende Gefahr zuzurufen. Aber kein Gehör und kein Entrinnen; gegen das kleine wherry ſtieß das mächtige Dampfſchiff, und gleich als ſey nichts geſchehen, als ſey das Boot nicht überfahren und der alte Mann und ſein Junge nicht dem Wellengrabe preisgegeben, ſezte es ſeinen Flug fort. Es iſt wahr, der alte Mann und ſein Junge wurden von einem herzueilenden Fiſcherkahne gerettet, und der Eigenthümer des Dampfſchiffes mußte den dem wherry zugefügten Schaden mit drei Pfund und zehn Schillingen vergüten; was hätte aber die verlorenen Leben bezahlen können? und ſelbſt für eine ſtarke Verlezung ſeines Schenkels wurde dem alten Manne keine Entſchädigung zuerkannt. Und hat denn in einem Lande wie England, wo die Oeffentlichkeit ſo unbeſchränkt und von ſo mächtigem Einfluſſe iſt, ihr Ruf noch nicht an das Ohr der Geſezgeber geſchlagen? Allerdings. Wie man jedoch in Sachſen an den abſchüſſigſten Wegſtellen nur erſt Barrieren befeſtigt, wenn einige Wagen hinabgerollt und einige Menſchen dabei um's Leben gekommen ſind, und wie man überhaupt in Deutſchland den Stall erſt verſchließt, wenn das Pferd geſtohlen iſt, ſo hat es auch auf dem Themſefluſſe des Verluſtes einiger Leben und des Verſenkens einiger Boote bedurft, ehe die Geſezgebung ſich entſchloſſen hat, dem eingeriſſenen Unfuge Schranken zu ſetzen. Allein ſie hat es nun, und kann ſie auch die armen Fiſcher nicht von **dem** Verderben retten, welches die Dampfſchifffahrt ihrer finanziellen Exiſtenz droht, ſo ſollen ſie wenigſtens gegen zu vermeidendes Unglück geſchüzt werden. Wundere ſich daher Niemand über das Erſcheinen der vorbereitenden Verordnung, daß kein Dampffahrzeug bei namhafter Strafe einen beſtimmten Grad von Schnelligkeit während der Flußfahrt überſteigen ſoll.

W. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Juni 1835.

> Die Seele, jüngſt ſo hoch getragen,
> Sie ſenket ihren ſtolzen Flug,
> Sie lernt ein friedliches Entſagen,
> Erinnerung iſt ihr genug.
>
> Uhland.

Gedichte von J. L. Pyrker.

Meine Berge.

Seh' ich euch dort in nebelgrauer Ferne,
  Emporgethürmt in's blaue Himmelszelt,
Und, nun vom Mond, im milden Glanz der Sterne,
  Nun von dem Gluthenſtrahl der Sonn' erhellt,
Mir winken — o, wie zög' ich da ſo gerne
  Zu euch; das Herz pocht auf, die Thräne fällt,
Ergriffen ſenkt der Geiſt die regen Schwingen,
Und heiß vor Sehnſucht will die Bruſt zerſpringen!

Oft wandelt' ich auf euren Alpenräumen
  Im jugendlichen Herzensmuthe hin;
Was Sterbliche ſich ſonſt von Glücke träumen,
  Ward dann mir ſtets zum ſicheren Gewinn:
Denn jedem Gräschen ſah ich es entkeimen,
  Und hob's an meine Bruſt mit frohem Sinn;
Entrückt der Ebne qualmbeladnen Triſten,
Fühlt' ich mich frei in euern freiern Lüften.

So ſchwand mir dort der Abend, ſo der Morgen
  In ihrer hehren Stunden goldnem Schein,
Vor jedem herben Lebenszwang geborgen,
  Jauchzt' ich laut auf — die ganze Welt war mein!
Nun kommt die Nacht mit ihrem Gram'n und Sorgen,
  Der Pilger ſteht auf öder Wüſt' allein:
Nicht können ihn, wie ſonſt in Jugendtagen,
Zu euch empor die müden Füße tragen.

Meine Bäume.

Ich liebt' euch ſtets, ihr hochgethürmten Bäume,
  In eurer ſtillerhab'nen Majeſtät;
Ihr ragt empor in ſaphirblaue Räume,
  Wo frei des Aethers reiner Odem weht;
Ich liebt' euch ſtets, und meiner Jugend Träume
  Nah'n mir in holdem Licht auch jezt noch ſpät,
Mit all den ſüßen, wonnevollen Stunden,
Die mir vor euch ſo ſelig hingeſchwunden.

Noch weil' ich freudig auf des Berges Höhen
  Bei euch: die Welt täuſcht oft — Natur iſt treu!
Die rege Bruſt wird ſtill bei eurem Wehen,
  Und fühlt ſich bald von jeder Bürde frei;
Denn lieblich iſt es, dort ſich zu ergehen
  In munt'rer Vögel jubelndem Geſchrei,
Zu ſeh'n im Thal die Abendlandſchaft glühen,
Und über euch die erſten Sterne ſprühen.

Digitized by Google

Doch raſt' ich, kehrend, dann, ihr Doppellinden,
Die ihr des Friedhofs ſtille Pforte ſchmückt,
Bei euch noch aus — da ſcheint mein Streben zu ſchwinden;
Der lebensmüde Pilger ſitzt gebückt,
Er glaubt ſich endlich an dem Ziel zu finden,
Das ihn des Schickſals Pfeilen mild entrückt,
Und möcht', entſchlummert, dort in's beſſ're Leben,
Von euerm Duft umhaucht, hinüberſchweben.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Im Gänſerich wie im Enterich (Antrach bei Fiſchart, althochdeutſch anet recho, engliſch drake) wohl auch im ſeltenern Tänderich, däniſch durik, will man das altdeutſche rih oder reho, gothiſch reiks, d. i. Fürſt, wiederfinden. Im Schwediſchen heißt er gaskarl (Ganskerl oder Gansmann), wie umgekehrt im Engliſchen carlcat (Katzenmann) der Kater heißt.

Als Schimpfname kommt Gans ſchon frühe vor, ſo z. B. im Parcival von Eſchenbach. — Man könnte auch fragen, ob etwa das griechiſche χαίνω und unſer mit ihm verwandtes Gähnen, den Mund aufſperren, nicht von χήν und Gans herkomme, alſo: den Mund aufſperren, wie eine Gans? — Das Völklein der weiland Kechenaten iſt aus Ariſtophanes zur Genüge bekannt; aber die Maul- und Gähnaffen (jan-lorgnes) ſind auch bei uns noch nicht ausgeſtorben. — Zuletzt frage ich noch, ob man nicht die hochfliegenden, wilden Gänſe, die Boten des Winters, mit rauher Naturpoeſie, die zahmen dagegen, die aufgeſchreckt bald laufen, bald fliegen, und das immer an der Erde hin, nicht mit einer gewiſſen poetiſchen Proſa vergleichen könnte?

Plinius erwähnt außer den Amſeln und Staaren auch der Droſſeln, die als Wandervögel zur Winterszeit in Deutſchland geſehen wurden, wo ſie ihr Futter ſuchten, wovon bereits früher, in Bezug auf den Wachholder die Rede war. Unſer Krametsvogel, däniſch kransfugl, ſchwediſch kramsfogel, in's neuere Deutſch überſetzt, ſo viel als Grünholzvogel, bleibt alſo nicht nur für den Jäger und Vogelſteller, ſondern auch für den Etymologienjäger, eine Jagd, die heutzutage gar fleißig getrieben wird, oder, wenn man lieber will, für den Wortwurzelgräber ein intereſſanter Vogel.

Daß unter dem attagen des Plinius (X, 68) der, ſeinem Zeugniſſe zufolge, auch in den Alpenländern gefangen wurde, der tetrao francolinus, der Frankolin, gemeint ſey, und daß dieſer ſich auch in Deutſchland aufgehalten habe, weil unter den Alpen die Noriſchen u. ſ. w. zu verſtehen ſeyen, dies hat der Eine und der Andere behaupten wollen, aber mit Unrecht, denn der Frankolin lebt, wie Oken verſichert, bloß im wärmeren Europa, namentlich Spanien und Italien. Ohne Zweifel iſt darunter unſer tetrao bonasia (franzöſiſch bonasse), das köſtliche Haſelhuhn zu verſtehen, aber keineswegs die nahverwandte, bis an die Krallen behoste, einer Ringeltaube ähnliche Art, tetrao lagopus, unſer Schnee- oder Moraſthuhn, welcher ſchneeliebende Vogel zwar auch in Deutſchland, namentlich auf den deutſchen Alpen und im Schwarzwald als Standvogel ſich aufhält, und gleichfalls köſtlich ſchmeckt — praecipuo sapore, ſagt Plinius — aber von dieſem ausdrücklich unter dem Namen lagopus (Haſenfuß), welchen er wegen der rauhen Füße erhalten, vom Attagen verſchieden genannt und gleichfalls an Größe einer Taube gleich geachtet wird.

Ohne Zweifel trappten auch ſchon vor Alters Trappen in Deutſchland umher, die jetzt bloß noch in Sachſen, namentlich Thüringen angetroffen werden. Dieſen Strauß der nördlichen Länder, unſern größten Vogel, ſcheint Plinius (X, 29) unter der einen Art von tetraones zu verſtehen, welche noch an Größe den Geier übertreffe, dem ſie auch an Farbe gleiche. Kein Vogel, außer dem Strauß, gelange zu ſo großem Körpergewicht, dermaßen, daß er auf der Erde unbeweglich bleibe und ſo gefangen werde. Ihre Heimath ſeyen die Alpen und die nördlichen Gegenden u. ſ. w. Ferner ſagt er: ihnen zunächſt verwandt ſeyen jene Vögel, die man in Spanien aves tardas, in Griechenland ὠτίδας nenne. Nun verſteht man aber unter dieſen gemeiniglich den Vogel, den die Franzoſen nach jenem lateiniſchen Namen outarde nennen, nämlich unſere Trappe.

Auch die Schnepfen verdienen Erwähnung, da ſie, als dem Norden zugehörige Vögel, wohl ſchon frühe in unſerm Vaterlande geſtrichen haben, bevor man noch daran dachte, ihre ſogenannten Excremente, eigentlich, wie Oken annimmt, die darin enthaltenen Eingeweid- und andere Würmer, gebraten auf Semmelſchnitten zu verſpeiſen. — Der Name kommt vom alten Schneppe, niederſächſiſch snepp, angelſächſiſch snebbe, altnordiſch neff, niederländiſch neb, sneb, d. h. Naſe, Schnabel und Mund. Schnabel ſcheint nur Verkleinerungswort und verwandt mit ſchnauben, ſchnaufen, ſchnupfen, ſchniffeln u. ſ. w. Unſer Vogel heißt ſo wegen des ausgezeichneten Schnabels, wovon der obere Theil etwas länger iſt, als der untere. Von snepp, als Mund, kommt auch das niederländiſche snappen (ſchwatzen). Vielleicht iſt auch das engliſche snap damit verwandt; a merry snap iſt ein luſtig plaudernder Kamerad. Ferner

vergleiche man ſchneppern, Schnepperin (Geſchwäzzige), ſchnippiſch und Schnepperer, wie der Nürnberger Meiſterſänger, Hans Roſenplüt, zubenannt iſt. — Nach Sueton (Vitellius, c. 18) bedeutet becco im Galliſchen einen Hahnenſchnabel, und noch heutiges Tags das franzöſiſche bec; mehrere Wörter ſind davon gebildet oder damit zuſammengeſezt, ſo becasse, Waldſchnepfe, becassine, Waſſerſchnepfe. Dem deutſchen Schnepperin entſpricht das franzöſiſche becquenant, ein albern ſchwatzendes Mädchen. — Im Isländiſchen heißt die Schnepfe hrossa-gaukr, Roßkukuk, wegen des Geſchreis, das dem Wiehern eines Pferdes gleichen ſoll.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der König und die Königin von England und das englische Volk.

(Fortſezung.)

Was aber Königin Adelaide zu jenem Briefe geſagt hat, vorausgeſezt, daß ſie ihn geleſen? Ich bedaure, das nicht zu wiſſen, fordere jedoch auf der andern Seite Glauben für die Verſicherung, daß, wenn ſie ihn geleſen, er bis zum zweiten oder dritten Tag nach ſeinem Erſcheinen einen ſichtbar übeln Eindruck auf ihre Geſundheit nicht gemacht hatte. Es geſchah nämlich an einem dieſer Tage, daß die Königin, begleitet von den dienſtthuenden Damen Lady Clinton und Miß Hudſon, ſo wie von den dienſtthuenden Herren, den Grafen Howe und Denbigh, den zoologiſchen Garten in Regents-Park beſuchte, ſich bei dieſer Gelegenheit dem Volke und mir zeigte und mich und das Volk ihre blühende Geſichtsfarbe ſehen ließ. Weniger glücklich, als uns dieſer Anblick machte, drohte der königliche Beſuch, welchem auch der Prinz Georg von Cambridge ſich anſchloß, den Schoßhund der Königin und einen Affen der Menagerie zu machen. Das verhielt ſich folgendermaßen. Wie Kleines immer an Großem Anſtoß findet, ſo fand der Königin Schoßhund am königlichen Elephanten ein Aergerniß, und drückte ſein Mißfallen durch wüthendes Gebell aus. Keine Bemühung der Königin vermochte dem kleinen Kläffer den Mund zu ſtopfen, und da ſelbſt der unartigſte Schoßhund einer Königin gewiſſe Rückſichten verdient, ſo blieb das Mittel unangewendet, welches den kleinen Störefried unverzüglich bewogen hätte, mit zwiſchen die Beine geklemmtem Schwanze den Rückzug anzutreten. Seine Großmuth vergeſſend, nahm der Elephant von dem Gebelle Notiz und geruhte ſogar, ſich darüber dergeſtalt zu erzürnen, daß dem königlichen Gefolge angſt und der kleine Hund immer lauter wurde. Die Grenzen der Verwegenheit überſpringend, unternahm er es, den Elephanten in den Rüſſel zu beißen. Aber nach ihm griff, ihn erfaßte der Rüſſel, mörderiſch quiekte der Hund, und wäre nicht der Wärter, ſolchen Ausgang vorherſehend, ſchnell als Vermittler dazwiſchen getreten, der Schoßhund würde wahrſcheinlich in ſeinem ganzen Leben keinen Elephanten wieder angebellt haben. Von hier wendete ſich der Zug zu den Käfigten zweier großen Affen. Wenn ich in Geſellſchaft von Damen eine Menagerie beſuche, ſo eile ich ſtets ſo viel als möglich, an den Affen vorüber zu kommen. Der königliche Zug that das nicht, und Miß Hudſon beſonders ſchien an dem größten der beiden Affen einen, dem Zartgefühle der engliſchen Damen gar ſehr widerſprechenden Gefallen zu finden, und ſie ließ ſich ſogar herab, mit ihm zu tändeln. Ihre grünſeidene Börſe in der Hand, klimperte ſie dem Affen vor. Mißbilligend, gleich manchem Zuſchauer, ſchüttelte der Affe ſein Haupt; noch näher rückte ihm Miß Hudſon, da wendete er ſich, und ſchnapp! laut ſchrie Miß Hudſon, und verſchlungen war die grünſeidene Börſe. Auch hier trat der Wärter unverzüglich als Vermittler auf, packte den Affen und würgte das arme Thier, bis es die Börſe ſammt Gold und Silber wieder von ſich gab. Diesmal war indeſſen die Intervention minder gefahrlos geweſen. Der Affe hatte den Wärter derb gebiſſen; das Blut tropfte ihm von der Hand, und Miß Hudſon knüpfte das gereinigte Geld in einen Zipfel ihres Taſchentuchs.

Die vielfache Beſprechung, welche der Hunde- und Affenvorfall erfuhr, das ſinnlos neugierige Zuſtrömen des Volks, ſobald ein königlicher Wagen ſich in der Ferne zeigt, das ſtundenlange Harren zahlloſer Menſchen, um den König oder die Königin oder ſonſt ein namhaftes Glied der königlichen Familie ein- und ausſteigen oder vorüberrollen zu ſehen: alles das weist mich auf das Verhältniß des Königs zur Nation und ſodann auf einen Gegenſtand hin, der ſchon während der erſten Tage nach meiner Landung in London mir in die Augen gefallen war, ſich dem Beobachter in allen engliſchen Städten darbietet, in Windſor und Brighton, wo König Wilhelm meiſt ſein Hoflager hält, ſehr erklärlich iſt und an allen übrigen Orten als ein ſeltſamer Widerſpruch mit dem engliſchen Charakter erſcheint.

Es bedarf eben nicht der außerordentlichen Veranlaſſung eines Miniſterwechſels, um bei öffentlichen Zuſammenkünften ſehr ungezwungene Aeußerungen über König, Königin, und über Alles zu vernehmen, was zu des Königs und der Königin Haushalt gehört. Bei Gelegenheit wichtiger, anſcheinend oder wirklich vom König ausgehender Maßregeln begegnet man dergleichen in jedem Zeitungsblatte, und es muß, meines Erachtens, mindeſtens merkwürdig freimüthige Sprache genannt

werden, wenn ein Herr Galloway ſchlechtweg in einer großen Verſammlung, welche wegen Sir Robert Peels Ernennung zum Premierminiſter in London gehalten wurde, mit Bezug auf des Königs Vorrecht, ſeine Miniſter nach Belieben zu ernennen und zu entlaſſen, ſich folgendermaßen äußerte: „Ich beſtreite des Königs Vorrecht keineswegs, der König hat es, aber das Volk beaufſichtigt den Gebrauch, den er davon macht. Die verantwortlichen Miniſter handeln für den unverantlichen König, und der König bleibt König, ſie mögen gut handeln oder ſchlecht. Wer iſt der Gewinnende, wenn ſie gut, wer der Verlierende, wenn ſie ſchlecht handeln? Das Volk und immer nur das Volk. Weſſen Intereſſe iſt alſo bei Miniſterwahlen mehr betheiligt, das des Königs, oder das des Volks? — kein Zweifel, das des Volks. So mag der König das Recht haben, zu ſagen, den wünſche ich zum Miniſter, das Volk hat das Recht zu ſagen, den wollen wir zum Miniſter, und es wäre ſchrecklich, wenn es umgekehrt wäre; dann läge des Volkes Wohl nur in des Königs Hand. Und welche Gewähr hätten wir? Ich habe drei Könige erlebt, der erſte war wahnſinnig, der zweite ein Wüſtling, der dritte iſt ein ſchwankendes Rohr.“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Lyons Waſſerſyſtem.

Die Trümmer römiſcher Aquädukte in der Nähe Lyons beweiſen, wie wichtig dieſer Gegenſtand den Eroberern und Beſitzern Galliens ſchien. Lugdunum hatte vier Aquädukte. Zuerſt erbauten die Römer den des Mont-d'or, deſſen Waſſer Julius Cäſars Truppen diente, als ſie bei Ecully unter Marc-Anton gelagert waren. Da jedoch dieſes Waſſer nicht hinreichte, ſo erbauten dieſe Truppen bei Feurs eine zweite Waſſerleitung, die aus der Loire das noch nöthige Waſſer zuführen ſollte. Dieſer Aquädukt leitete es jedoch nur bis auf die Höhen von Fourvières, wo bekanntlich die Paläſte der Kaiſer und Präfekten ſtanden, und von hier aus ward ſpäter der große Aquädukt von Pila erbaut. Er verdankte dem aus Lyon gebürtigen Kaiſer Claudius ſeine Vollendung. Später wurde noch ein vierter, weniger bedeutender gebaut, der nur die untere Stadt mit Rhonewaſſer verſah. Es iſt bewieſen, daß bloß jener Aquädukt von Pila in vier-und-zwanzig Stunden über eine Million Kubikfuß Waſſer in die Stadt führte. Dabei aber war gewiß eine Menge Luxuswaſſer zur Unterhaltung großer Fontainen und anderer Waſſerwerke, denn dieſe Waſſermaſſe übertrifft bei Weitem das Bedürfniß der damaligen Stadt. Zum Bau dieſer Aquädukte verwandten die Römer in Gallien ihre Legionen, wenn ſie nicht in Kriegsdienſt waren. Welches Beiſpiel für unſere heutigen Militärſtaaten! Aber gehen wir zur neuern Zeit über. Schon im Jahr 1770 fühlten die ſtädtiſchen Behörden das Waſſerbedürfniß, das ſeitdem mit der Vermehrung der Einwohner und dem zunehmenden Verderben der alten Brunnen immer größer geworden iſt. Schon damals gab die Akademie deßhalb einen Preis auf, aber die eingekommenen Denkſchriften entſprachen ihrer Forderung nicht. Später kamen ſechs andere ein, und eine davon wurde auch gekrönt; örtliche Umſtände und die kurz darauf ausbrechende Revolution hinderten jedoch die Ausführung des Plans. Im Jahr 1808 wurde die Frage abermals aufgegeben, aber es kam gar keine Denkſchrift ein. Auch unter dem thätigen Maire Rambaud und ſpäter unter dem verſchwenderiſchen Lacroix de Laval wurden zahlreiche Projekte gemacht, deren Ausführung Millionen gekoſtet hätte; es kam aber nicht dazu, zumal unſere ſtädtiſchen Finanzen durch den höchſt koſtſpieligen Theaterbau — von dem in dieſen Blättern ſchon öfters die Rede geweſen iſt — und andere unſinnige Anlagen ſchnell in großen Verfall geriethen. Es iſt merkwürdig: Frankreichs erſte Städte, Paris und Lyon, haben Alles im Ueberfluß, was in die Augen fällt: ſie haben prächtige Theater, Kays, Brücken, Triumphbogen, Säulen, prächtige Paſſagen, Gasbeleuchtung u. ſ. w., aber was für das Leben ſo nothwendig iſt, freilich nicht in die Augen fällt, das haben beide nicht. Paris und Lyon leiden Mangel an gutem, trinkbarem Waſſer. Ein charakteriſtiſcher Zug für Frankreichs Hauptſtädte! Da jedoch in Lyon das Bedürfniß immer dringender wurde, ſo ſuchte man ihm wenigſtens zum Theil abzuhelfen. Im Oktober 1832 ließ die Munizipalität eine hydrauliſche Maſchine aufſtellen, die wenigſtens einiges Rhonewaſſer in die Brunnen treiben ſollte; dadurch wurde täglich faſt eine halbe Million Litres (Maaß) gewonnen, was freilich für die zweite Stadt Frankreichs mit 146 000 Einwohnern ſehr unbedeutend iſt. Ueberdies erkannte man bald, daß dieſes Rhonewaſſer nicht mit dem in Genf verglichen werden kann; dort ſtrömt es klar und ſaphirblau aus dem See, und wird durch die hydrauliſche Maſchine in die obere Stadt geführt, wo es alle Brunnen überflüſſig verſieht. Bei uns iſt es in der Regel trüb und unreinlich, wie die Rhone. Der Maire Rambaud hatte 1824 in ſeinem Proſpektus eine Waſſerlieferung von drei Millionen Litres in vier-und-zwanzig Stunden gefordert, und bei dieſer Annahme legte er das Verhältniß zum Grund, welches gemeinlich für das Waſſerbedürfniß in England und Frankreich angenommen wird, nämlich einen Zoll Waſſer auf tauſend Perſonen, oder ungefähr zwanzig Litres auf den Kopf. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß überall, wo klares und geſundes Waſſer in die Brunnen geliefert worden iſt, der Verbrauch bedeutend zunahm. So war es in London, Mancheſter, Liverpool, Glasgow, Edinburg, Dublin und andern Orten, ſo daß die Waſſerkonſumtion dort jezt mehr als fünfzig Litres für den Kopf beträgt. Auch Paris bekommt durch ſeine Waſſerleitungen, Pumpen, Dampfmaſchinen, Baſſins und Kanäle täglich nur 19.200.000 Litres zugeführt, was lange nicht für den Bedarf einer Population von 800,000 Einwohnern zureicht; und von dieſem Waſſer iſt überdies der größte Theil trüb und muß vor dem Gebrauch gereinigt werden, beſonders das Seinewaſſer; das Waſſer aus dem Ourcqkanal iſt den Pariſern noch mehr zuwider. Um dieſem Mangel abzuhelfen, wird Paris jezt ein großes Waſſer- und Brunnenſyſtem anlegen, das freilich 40 bis 50.000.000 Franken koſten, aber auch ſtatt der jezigen tauſend Zoll künftig ſechstauſend oder faſt 116.000.000 Litres täglich liefern ſoll.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 4. Juni 1835.

O harter Stand, der Größe Zwillingsbruder!
Dem Odem jedes Narren unterthan! —
Was hat ein König, das den Einzlen fehlt,
Als allgemeine Ceremonie nur?
Und was biſt du, du Götze Ceremonie?

Shakeſpeare.

Der König und die Königin von England und das engliſche Volk.

(Beſchluß.)

Wer auf dem Kontinente über dieſe läſterliche Rede erſchrickt, den wird die Gänſehaut überlaufen, wenn er hört, daß ein angeſehener Einwohner von Birmingham den König bei derſelben Veranlaſſung in einer dortigen öffentlichen Zuſammenkunft einen Schwachkopf nannte, mit dem Zuſatze, er glaube dies ohne Hochverrath ſagen zu können. Daß dieſer kecke Grobian, ſo wie jener läſterliche Redner, ſtatt gebührend ſo oder ſo beſtraft zu werden, nicht einmal in Anklageſtand verſezt wurde, das iſt es nicht, weßhalb ich beider gedenke. Ich wünſche bloß durch dieſe zwei aus Hunderten von Thatſachen herausgegriffene Beiſpiele den Satz zu unterſtützen, daß Reſpekt vor König, Königin und Königthum und jene in den Staub ſinkende Verehrung alles deſſen, was damit in Verbindung ſteht und aus ihm ſeinen Urſprung nimmt, mit dem Charakter der Engländer, wie er *gegenwärtig* ſich kund gibt, nicht knorpelfeſt verwachſen iſt. Gleichwohl — und das iſt eben der angedeutete ſonderbare Widerſpruch — gleichwohl, wo wird dem Namen, der Perſon, der Familie des Königs tiefer, ich möchte ſagen gewiſſenhafter gehuldigt, als gerade in England? — Der Herzog von Gloceſter ſtarb, der Hof legte Trauer an und allen bemittelten Einwohnern Londons ſchien ein Blutsverwandter geſtorben zu ſeyn. Die Männer trugen ſchwarzen Krepp um ihre Hüte, die Frauen gingen ſchwarz vom Scheitel bis zur Zehe, und wer bunt gekleidet in eine Geſellſchaft eingetreten wäre, hätte mindeſtens hinter ſeinem Rücken, vielleicht aber auch in's Geſicht, die Vermuthung gehört, es geſchehe in Ermanglung eines ſchwarzen Anzugs. — Eine Anzahl Freunde hat ſich zu einem kleinen, eine ganze Stadt hat ſich zu einem großen Mahle vereinigt; es ſind Einige unter jenen, Viele unter dieſen, die, wenn ſie öffentlich als Redner aufträten, juſt ſo ſprechen würden wie Galloway und Konſorten. Aber das Tiſchtuch wird abgehoben, friſche Flaſchen, friſche Gläſer werden aufgeſezt, the king, ſagt der Wirth, der ſeine Freunde bei ſich ſieht, ſagt der Präſident, den Stimmenmehrheit auf den Stuhl gerufen hat, und Alle ſtehen auf, und Alle trinken ſchweigend, ehrerbietig des Königs Geſundheit. Ihm, dem Erſten im Staate, gebührt das erſte Glas, der erſte Trinkſpruch. Wer nie Zeuge der feierlichen Stille war, welche den zwei kurzen, eine der ſchönſten Kronen der Welt bezeichnenden Worten folgt, der kann viel Erhebendes, aber nirgends ein einfach treueres Bild wahrer Loyalität geſehen haben. Die Perſon des Königs iſt heilig, ſeiner Perſon gilt der erſte

Digitized by Google

Trinkſpruch; aber er kann Handlungen vollziehen, die über das Wohl und Weh eines groſsen Volks entſcheiden, und deſshalb ſteht über ſolche Handlungen jedem Einzelnen im Volk ein freies, offenes, ungekränktes Urtheil zu.

Ich habe am Geburtstage mehr als eines deutſchen Herrſchers ſtehend mein Glas geleert auf ſein Wohl; aber weder die bekränzte Büſte, noch die Reden, noch die Thränen haben mich ſo tief ergriffen, den Glanz des Herrſchers mir ſo rein und die Achtung vor ſeiner Perſon ſo edel gezeigt, als die Weiſe, wie in England bei dem nächſten beſten Gaſtmahl jene zwei kurzen Sylben ausgeſprochen und aufgenommen werden: the king!

So auffallend und widerſprechend die Erſcheinung ſeyn mag, die Familie und Perſönlichkeit eines Königs hoch gefeiert und doch ſeine Handlungen der ſchärfſten Kritik unterworfen und mit den ſtärkſten Ausdrücken der Miſsbilligung belegt zu ſehen, ſo geht ſie doch nur daraus hervor, daſs ſich der Engländer durch das Weſen ſeiner Verfaſſung daran gewöhnt hat, die Perſon von der Sache zu trennen und den König in zwei groſse Hälften zu ſpalten, den Repräſentanten der Nation und den erſten Diener derſelben. Was dagegen wirklich als Widerſpruch erſcheint, was mich bei meiner Ankunft in London und während eines Aufenthalts in Brighton und Windſor überraſchte, das war in dieſen wie in vielen andern engliſchen Städten die Anziehungskraft, welche die handeltreibenden Klaſſen den Namen des Königs und der königlichen Familie beimeſſen. To their Majesties, to their royal Highnesses, und dann die einzelnen Namen aller Mitglieder des regierenden Hauſes — man geht wahrhaftig in London nicht zwanzig, in Windſor nicht fünf Schritte, ohne jene Aufſchriften und dieſe Namen über den Gewölben der Krämer und über den Laden der Handwerker zu finden. Seit ich ſogar die Königin Adelaide als Patronin von Fabrikaten geleſen habe, die, mit dem Namen einer Frau in Verbindung geſezt, nothwendig Lachen erregen müſſen, bin ich verſichert, daſs es kein Gewerbe und keinen Handelszweig gibt, die nicht die Güte ihrer Waaren durch fürſtliche Kundſchaft zu beweiſen ſuchen. Und dabei wieder auf der andern Seite, welche Petulanz! Eine groſse Menge engliſcher Gaſthäuſer und Tavernen führen die Namen: the kings head, the queens head, des Königs, der Königin Haupt, und Viele laſſen es ſich eine hübſche Summe Geld koſten, um durch ein ſchönes Gemälde die Aufſchrift zu verſinnlichen. Sollte man nun nicht glauben, daſs der Beſitzer eines zum Haupte der Königin getauften Gaſthauſes auf der Straſse von London nach Windſor, eines Gaſthauses, an welchem die Königin faſt wöchentlich vorüberfuhr, ſchon aus Rückſicht für ihre Anhänger und ſeinen eignen Vortheil, wenigſtens die äuſsere Achtung gegen ſie nicht verletzen würde? Gewiſs; was geſchah aber? Kaum war das Melbourneſche Miniſterium aufgelöst und die Königin als Urheberin bezeichnet worden, da nagelte der Wirth unter der Königin Bruſtbild ein Paar — gelblederne Beinkleider. Daſs die Königin dieſen ſchlechten Spaſs nicht gleichgültig hinnahm, bewies die Thatſache, daſs ſie von dem Tage an, wo ſie dieſes Zeichen ihrer männlichen Herrſchaft zum erſtenmale erblickte, auf ihren Fahrten von London nach Windſor eine andere Straſse einſchlagen lieſs. Ging nun etwa der ungalante Gaſtwirth in ſich und bezeugte ſeine Reue durch Wegnahme der inexpressibles? Keineswegs; er hing an den Fuſs derſelben einen — Pantoffel, und obgleich das Ganze ſich nun drollig genug ausnahm, ſo wurde die Königin dadurch nicht bewogen, auf die verlaſſene Straſse zurückzukehren.

Man kann an der Richtigkeit des den Krämern und Handwerkern untergelegten Grunds beabſichtigter Anziehung zweifeln und fragen, ob das Mittel dem Zwecke entſpreche, ob es überall ſich bewähre? Ueberall ſicherlich nicht, denn unter hundert Bankerotten, welche die London Gazette anzeigt, befinden ſich beſtimmt einige Dutzend Firmas, die in irgend einem Angehörigen der königlichen Familie ihren Patron oder ihre Patronin verehrten. Aber in Windſor, in Brighton, und überall, wo der König Hof hält, warum da nicht? — Eine Dame der Königin trug einen Hut, welcher der Königin, ein Kavalier des Königs trug ein paar Schuhe, welche dem Könige gefielen. Wo haben Sie dieſen Hut gekauft? fragte Königin Adelaide, die den Engländerinnen immer noch nicht die eigenthümliche Geſchicklichkeit im Hutaufſetzen abgelernt haben ſoll, und, wie heiſst Ihr Schuhmacher? fragte der vierte Georg, dem bekanntlich die Kunſt, ſich nett zu kleiden, für die höchſte aller Künſte galt und in welchem die Geſchichte den Erfinder der geſtärkten Halskragen rühmt. Und mit Stolz nannte der Kavalier den Namen des Schuhkünſtlers, denn er konnte hinzuſetzen: shoemaker to your Majesty. Aber die Dame der Königin verſicherte ſpäter, daſs nie in ihrem Leben eine Frage ſie ſo erſchreckt und daſs ſie gefürchtet habe, auf der Stelle des Todes zu ſeyn; denn — ſchrecklich! ſie konnte dem Namen der Putzmacherin nicht den Zuſatz geben: milliner to your Majesty. Entſpräche das Mittel ſeinem Zwecke nicht, würde es ſo allgemeine Anwendung finden? und haben etwa die deutſchen Reſidenzen nichts Aehnliches aufzuweiſen? Freilich kenne ich in einer reſpektabeln Hauptſtadt eine Hofbuchhandlung, die unter allen Buchhandlungen die ſchlechteſte iſt.

Digitized by Google

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Die Tiſchler oder Zimmerleute unter den Vögeln, als welche ſie Ariſtophanes in ſeiner Komödie aufführt — die Spechte ſind unter den Pelikanen dort zu verſtehen — mögen, wie bereits oben angedeutet worden, ſchon vor Alters nicht nur im Speſſart, ſondern auch in andern deutſchen Wäldern gehaust haben. — Pezronius, dem *Kanne* beiſtimmt, leitet das Wort *Specht* vom lateiniſchen picus, mit dem vorgeſezten Ziſchlaute, her, und dieſes wieder vom deutſchen *picken*; *Grimm* dagegen vermuthet, es könne picus ſoviel als pictus ſeyn, d. i. *Buntſpecht*. — Plinius bemerkt ausdrücklich, daß dieſer an ſich kleine, aber für die Augurien ſo wichtige Vogel des Mars dem alten Könige Picus ſeinen Namen zu verdanken habe. Augenſcheinlich kommt Specht oder Spech (alt Speht) vom altfränkiſchen *spiohan*, ſpähen, ausforſchen; daher Spech ein Spion — z. B. im Hagenſchen Chronicon: es kam den Deutſchen ein Spech — und das franzöſiſche espion; der Vogel wäre alſo ein Späher, der erſtlich, mit ſeinen Kletterfüßen die Bäume auf und nieder ſteigend — ſchleichend, nach Art der Katzen, bemerkt Plinius — mit dem feſten Schnabel an die Rinde klopft und durch den Klang *ausforſcht*, ob der Baum von Würmern und Larven angefreſſen ſey, und dann mit ſeiner Pfeilzunge hineinbohrt, um ſie heraus zu holen.

Wir können mit Recht annehmen, daß auch die alten Deutſchen zur Zeit des Frühlings jenen Vogel beſucht hat, den wir als Boten des Mai's ſo freudig begrüßen, troß dem, daß er, wie Oken ſagt, ein ſo phlegmatiſcher, wehmüthiger und ſchwermüthiger Vogel, und überdies noch ſehr verrufen, ja, nach Plinius, nichts weiter iſt, als ein verkappter, zu gewiſſen Zeiten in einen Kukuk ſich verwandernder *Habicht*: nämlich der *Kukuk*, oder *Gukuk*, denn er ſchreibt ſich auch, wie wir Deutſchen, bald ſo, bald ſo. Er ruft ſich in den meiſten Sprachen ſelbſt aus, nicht nur in den germaniſchen und in der griechiſchen und lateiniſchen, ſondern auch in den ſlaviſchen, z. B. ruſſiſch: kokuschka, böhmiſch: kukacka, polniſch: kukulka; ferner im Syriſchen coco, im Bretagneſchen cocou. Die alten Hiſpanier nannten ihn tucu. Das deutſche Kukuk, das perſiſche kuku und das ungariſche kakuk ſtimmen am meiſten zuſammen. Im Angelſächſiſchen heißt er geac oder gaec, wovon das deutſche Geck und das engliſche gawk, das verwandt iſt mit unſerm Gouch oder Gauch. — In neuern Zeiten unterſchied man Gukuk, als den ältern, und das davon abgeleitete Gauk, gewöhnlicher Gauch, Gäuchlein, Geck, als den jüngern, unbefiederten Vogel: daher *Gauchdart*. — Von der Unſitte, ſeine Eyer in fremde Neſter zu legen, von der ihn aber der gute Friſch freiſprechen will, und von dem Benehmen der jungen Gauche gegen ihre Pflegeeltern, haben ſich ſchon frühe bei Griechen und Römern, ſo wie bei den Deutſchen ſcherzhafte oder ſchimpfliche Nebenbedeutungen des Namens hergeleitet. Gauch (Gouch) überhaupt bedeutet im Mittelalter eine Kukuksbrut, d. i. Ehebrecher, Baſtarde, Undankbare. Im Nibelungenliede V. 3481 ſagt Hagen in Bezug auf die rühmende Aeußerung Sifrits, daß er die ſtarke Brunhild bewältiget: „suln wir gouche ziehen?“ d. h. ſollen wir Kukuksbrut, Baſtarde aufziehen? Auch bedeutet Gauch und Geck: thöricht, unbeſonnen, eitel, närriſch, beſonders von jungen Leuten; im Isländiſchen heißt gaukari ein dumm anmaßender Menſch. Schon bei *Notker* ſteht Gouch für Unweiſer. „Dumber Gauch!“ ſchilt ſeinen Gegner Heinrich v. Oſterdingen im 9ten Liede des Wartburger Sängerkampfes. Und wer kennt nicht *Murners* „Geuchmatt,“ d. i. Narrenwieſe, die noch bis auf den heutigen Tag fortgrünt und wohlbeſezt iſt?

Ob aber, wie Manche wollen, *Gaukler* (althochdeutſch gauklære, gukler), d. i. Poſſenreißer, Narr, als welcher der Zwergenkönig Luarm dem Dieterich von Bern nach ſeinem Hofſitz folgen mußte, ferner das gothiſche koukal, Gaukelwerk, Zauberei, gleichfalls von Gauk, Gauch herkomme — etwa weil der Gukuk gern von einem Baume zum andern fliegt, und bald hier, bald dort, wie mit abſichtlicher Täuſchung ſeine Stimme erſchallen läßt, ſo daß oft einer für mehrere gelten kann, wie ſchon Heſychius bemerkt — oder ob es lieber von Gogel oder Kogel, d. i. der bekannten ſpitzigen Narrenkappe, oder auch von *gauken* (verkleinernd gaukeln), ſich hin und her bewegen, oder endlich vom lateiniſchen jocari (davon im Mittelalter joculatores, jongleurs) herzuleiten ſey, iſt eine Frage, die ich mir nicht entſcheidend zu beantworten getraue. Bekanntlich gilt Gukuk oft für den böſen Geiſt. — Vom Kukuk (der im Schwäbiſchen, wie Prälat *Schmidt* in ſeinem trefflichen Wörterbuche bemerkt, auch Gukkigau (gauch), und im Bayriſchen, nach *Schmeller*, auch Gucker, Gukkegezer heißt), haben viele Pflanzen den Namen, ſo die ſchön und ſeltſam gebildeten Blumen der Orchis, die zur Zeit blüht, wenn der Kukuk kommt oder ſchreit.

Nach der deutſchen Volksſage ſoll er ein verwünſchter Bäckerknecht geweſen ſeyn, der den Leuten Teig geſtohlen habe, während, wie aus Shakespeares Hamlet zu erſehen, die engliſche Volksſage die *Eule* zu einer verwandelten Bäckertochter gemacht hat.

Auch der *Wiedehopf*, in manchen Gegenden Kukukslakai genannt, weil er gewöhnlich bei ſeiner Zurück-

Digitized by Google

kunft im Frühjahr etliche Tage vor jenem erſcheint und ihn gleichſam anmeldet (ſ. Bechſtein zu Lathams Vögeln, 1ſte B. S. 561), ſoll, nach Vielen, ſeinen Namen vom Geſchrei: hupp, hupp haben; im Lateiniſchen, wo er upupa heißt, iſt es gewiß, auch wenn es nicht ſchon Varro bemerkt hätte. Auch der Orientale benennt ihn darnach; er heißt dort hudhud, und ſpielt überhaupt in der morgenländiſchen Sage als kuppleriſcher Zwiſchenträger zwiſchen Salomo und der Königin von Saba eine Rolle. Im Armeniſchen heißt er popop. Sein griechiſcher Name, epops, könnte auch wohl vom Federbuſche über dem Kopfe herkommen, ſo wie ſein deutſcher Name von wit, weit, und hopp, huppe, Haube, d. i. Federbuſch, welchen, als Helmbuſch, auch Ariſtophanes an dem aus dem Könige Tereus einſt verwandelten Vogel hervorhebt. Nach Andern wäre es ſo viel, als das isländiſche veidehoppa, ein in Weiden (wide), wo er ſich gerne aufhält, herumhüpſender Vogel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortſetzung.)

Lyons Waſſerſyſtem. Unfälle auf der Eiſenbahn.

Lyon hat jezt, Alles zuſammengenommen, nur ſo viel Waſſer, daß täglich nicht mehr als drei Litres auf den Einwohner kommen, und davon iſt nur der geringſte Theil trinkbar. Man hat in der neuern Zeit behauptet, wir müßten uns, wie die Pariſer, mit Filtrirbrunnen helfen, um das Rhonewaſſer zu reinigen. Gegen dieſe haben jedoch die Einwohner eine große Abneigung, und auch in Paris bedient man ſich deren nur ſehr ungern. Wozu auch koſtbare hydrauliſche Maſchinen, wenn ſich derſelbe Zweck auf einfacherm, reinlicherm und bei weitem wolfeilerm Weg erreichen läßt? Wir haben in der Nähe Lyons auf dem ſchönen Plateau, das ſich um unſere Stadt zieht, von Caluire an über Neyron, Miribel, St. Maurice de Benoiſt, Sathonay, Fontaines und Cuire, eine Menge Quellen guten Bergwaſſers, das ſich bei einigem Nachſuchen gewiß vermehren würde; dieſes Waſſer müßte man in ein großes Reſervoir leiten, und von da könnten $^{19}/_{20}$ Theile Lyons mit gutem Waſſer verſehen werden. Die Koſten der erſten Ankäufe, Anlagen u. ſ. w. wären ungefähr 700,000 Fr., und die der jährlichen Unterhaltung 75,000 Fr. In Lyon ſelbſt könnten dann viele größere und kleinere Brunnen angelegt und mit Statuen aus Gußeiſen verziert werden, das jezt ſo gut und wohlfeil in Frankreich geliefert wird. Auf dieſe Weiſe könnte unſere Stadt eine große, ganz öffentliche Sammlung der merkwürdigſten Bildſäulen, Basreliefs und Büſten des Alterthums werden, von unverwüſtlicher Dauer. So ungefähr hat ſich Thiaffait in einer Denkſchrift ausgeſprochen, die er über dieſen Gegenſtand der hieſigen Akademie überreichte, und die auch von dieſer nach langer Prüfung den ausgeſezten Preis erhielt. Gegen ihn ſind hierauf einige induſtrielle Spekulanten bei der Munizipalität aufgetreten, haben jenen akademiſchen Konkurs lächerlich zu machen geſucht und ein ganz anderes Anerbieten gemacht, das allerdings Manches für ſich hat. In ihrer Denkſchrift ſuchen ſie darzuthun, daß das Waſſer aller jener von Thiaffait angegebenen Quellen ſchlecht, ungenügend und unzuverläſſig ſey, ſich oft vermindere, oft ganz ausbleibe, daß ſeine Koſtenberechnung überdies auf ganz falſchen Vorausſetzungen beruhe, wogegen ſie ſich für einen weit geringern Preis anheiſchig machen, die geforderte Waſſermenge durch Dampfmaſchinen aus der Rhone in die Stadt zu treiben, da zu reinigen und dann nach allen Gegenden hin zu vertheilen. Es fragt ſich nun: welcher von beiden Theilen hat Recht, und wie iſt dies genügend zu ermitteln? Wir werden ſpäter auf den Ausgang der für unſere Stadt ſo wichtigen Sache zurückkommen.

Gewiß, wenn Lyon einmal hinlängliches und gutes Waſſer hat, ſo fehlt ihm nichts Weſentliches mehr, denn die aller wichtigſten induſtriellen Erfindungen des vorigen Jahrhunderts haben es bereits mit trefflichen Anſtalten verſehen. Die Dampfſchifffahrt hat dem Verkehr auf der Saone und Rhone ein bewundernswürdig reges Leben gegeben, wodurch Induſtrie, Handel und Verkehr im Lande bedeutend gewonnen haben. Zur Dampfſchifffahrt ſind die Eiſenbahn von Lyon nach St. Etienne, die hängenden Eiſenbrücken von Draht und Ketten und die Gasbeleuchtung gekommen. Damit will ich jedoch nicht ſagen, daß alle dieſe Anſtalten den großen, darauf verwendeten Koſten und der Erwartung entſprochen hätten; am wenigſten die Eiſenbahn und die Dampffahrt darauf. Es ließe ſich in unſerer journalreichen Zeit ein eigenes Blatt ſchreiben, ein Journal des accidens, über die Unglücksfälle auf der Eiſenbahn zwiſchen Lyon und St. Etienne. Sprechen wir gar nicht vom vorigen Jahre, wo die Sache noch neu war und die vielen traurigen Unfälle dem Mangel an Erfahrung zugeſchrieben werden konnten, wiewohl es gewiß ſehr traurig wäre, wenn jede neue Einrichtung in der fortſchreitenden Mechanik ſo viel gebrochene Glieder und Menſchenleben koſtete. Allerdings iſt dabei der Adminiſtration viel Schuld zuzuſchreiben. In den erſten Tagen des Januars wurde ein Reiſender, von St. Etienne kommend, der einen Augenblick abgeſtiegen war, von dem Wagen ergriffen und in einem Augenblick zu Tod gequetſcht. Bald darauf kam eine Wagenreihe von St. Etienne und traf auf der Eiſenbahn andere Wagen an, die Steinkohlen führten. Zu warten, bis ſie vorüber waren, ſchien den Reiſenden zu lang, ſie ſtiegen daher ab, und dies war ihr Glück, denn gleich darauf kamen mehrere ſchwer beladene Wagen, welche mit ſolcher Gewalt gegen die leeren, kurz vorher von den Reiſenden verlaſſenen Wagen getrieben wurden, daß dieſe gleich in Stücken herumflogen. Bald darauf — immer noch im Januar — traf ein Wagenkonvoi auf andere ſtehende und beladene Wagen und ſtieß ſo heftig auf ſie, daß die vorderſten eine große Strecke zurückgeſchleudert wurden und dabei der Kondukteur jämmerlich umkam, viele Reiſende aber beſchädigt wurden. Kaum hatte man ſich darüber müde geſprochen — und dies geht bei uns ſehr ſchnell — ſo ſank nahe bei St. Etienne der Boden der Eiſenbahn um acht Zoll, und in den folgenden Tagen immer mehr, bis auf fünf Fuß. Darunter waren alte Steinbrüche, deren Gewölbe den Weg wohl noch lange getragen hätten, wenn ſie nicht durch allzugroße Laſten und die ſchwer beladenen Wagen eingedrückt worden wären. Glücklicherweiſe geſchah dabei kein Unglück; der ganze Zuſtand des Weges iſt aber beunruhigend. Unſer Präfekt hat zwar neue Verordnungen wegen der Fahrt auf der Eiſenbahn gegeben, ſie haben aber neuere Unglücksfälle nicht verhindern können.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Juni 1835.

Es öffnet ſich des Walles Ring,
Den rings die Väter ſchütteten
Zum Schirm des Heiligthums.
Wie brüllt das Meer! wie ſaust der Wald!
Wie glänzt der blut'ge Opferſtein!
Der ſchwarze Pfuhl verdampft.

Koſegarten.

Briefe über die Insel Rügen.

Zweiter Brief.

Ich habe am Schluß des vorigen Briefs den Leſer auf die Höhen von Stubbenkammer geführt, und trage nach, was über dieſen intereſſanten Punkt weiter zu ſagen iſt.

Der höchſte Punkt des Kreidefelſens iſt der ſogenannte Königsſtuhl (Friedrich=Wilhelmsſtuhl). Eine Büchſenſchußweite am Ufer hinab ragt aus dem am Saum der See wachſenden Buchenkranze eine ähnliche kleinere Kreidemaſſe von höchſt abenteuerlicher Geſtalt. Dem Schiffer erſcheint dieſes ſeltſame Schnitzwerk wie eine gebleichte Burgruine mit Warten, Thoren und Thürmchen. Dies iſt klein Stubbenkammer, oder plattdeutſch zu reden: de kleene Stowe. — Die Schönheit der Vegetation Jasmunds wird hier zu Lande hoch gerühmt; aber eigentlich iſt auch hier die Buche, obgleich an Wuchs und Kraft in ganz Pommern und Rügen König, dennoch ein Zwerg im Vergleiche mit dem Holzſchlage des mittlern und ſüdlichen Deutſchlands. Ihre Wurzel vermag kaum vier Fuß tief einzudringen, denn höher liegt die Dammerde nicht über dem Fels. Was die Buche aber an Höhe und ſtattlichem Anſehen verliert, gewinnt ſie an Konſiſtenz und Zähigkeit, und ſo liefert ſie in techniſcher Beziehung ein herrliches Material, beſonders für den Maſchinenbau.

Hat man nun noch eine Strecke hinab einen Wildbach beſucht, der durch die Riſſe und Zacken des Kreideſtrandes in Kaskatellen der See zuſtürzt, ſo iſt man mit der Betrachtung der Naturwunder Jasmunds zu Ende und kann nun auf die archäologiſche Jagd ausgehen. Tauſend Schritte vom Strande landeinwärts gelangt man zu einem Erdwall oder alten Burgring. Er iſt von nicht unbedeutender Höhe, in Eiform errichtet und hat zwei Eingänge von der Breite, daß ein Wagen hindurch kann. Sein hohes Alter bezeugen die auf ihm erwachſenen Buchen, die ihn an vielen Stellen ſo dicht bedecken, daß eine nähere Ermittlung ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit nicht gut möglich wird. Unzweifelhaft aber iſt dieſer Wall eine Doſſirung und kein durch Alluvion gebildeter Damm, wie viele Zweifler behaupten wollen. Der eine Einſchnitt des Walles führt zu einem ganz nahen, dem ſogenannten „ſchwarzen“ See, welcher ſüßes Waſſer hält. Nach dieſem Umſtande hat man eine Stelle im Tacitus, wo dieſer vom Götzendienſte der alten Germanen und dem Tempel der Göttin Hertha auf einer „insula in oceano“ und davon ſpricht, daß die Jungfrau, welche die Göttin bei feierlichen Umzügen vorſtellen mußte, nach der Rückkehr in den Tempel ſogleich in dem nahen See erſäuft wurde, auf Rügen,

Digitized by Google

dieſen Erdwall und den See bezogen. Andere dagegen haben dieſe Stelle, freilich mit eben ſo gutem Rechte, für Island oder Helgoland in Anſpruch genommen. Die Tradition im Munde des Volks nennt übrigens dieſen Erdring ſeit undenklichen Zeiten den „Burgwall“ und ſchweigt gänzlich von ſeiner ehemaligen religiöſen Bedeutung, obgleich ſich für den ganz ähnlichen Burgring der Veſte auf Arcona eine allgemein bekannte Ueberlieferung vom Dienſte des Svantevit erhalten hat. Auch bewohnten den nördlichen Theil der Inſel zu jener Zeit nur Slaven, welchen die Göttin Hertha wahrſcheinlich unbekannt war. Das mag nun ſeyn wie es will, dieſer Burgring bleibt immer ein intereſſanter Ueberreſt des Heidenthums, und außerdem genießt man auf ſeinem Rücken eine herrliche Ausſicht durch den Wald auf Arcona und die See, beſonders bei der reizenden Optik des Sonnenuntergangs.

Ein ähnlicher Wallring findet ſich ſüdlicher, und unweit davon, in der Nähe eines Förſtergehöfts, zwei Granitblöcke, welche die Antiquare für Opferſteine erklärten. Sehr möglich, daß auch dieſer Wallring zu religiöſen Verſammlungen diente, obgleich viele Andere hieher den noch nicht fixirten Wikingerſitz des in der rügiſchen Geſchichte berüchtigten Seeräubers Störtebeck verlegen, der hier auf Jasmund gehauſt haben ſoll. — Vergleicht man aber dieſe beiden Wallringe mit den Ueberreſten des ebenfalls ringförmigen Erdwalles der Veſte Arcona, und die Lage dieſer drei Fortifikationen auf der Karte miteinander, ſo möchte man annehmen, daß Herthaburg, der Wall beim Forſthauſe und jene Veſte Glieder eines kombinirten Küſtenbefeſtigungsſyſtems waren, wobei diejenigen Forts, die ehemals da, wo jezt Ackerland iſt, liegen mochten, von dem ebnenden Pfluge vertilgt wurden, und ſomit nur die vom Walde beſchüzten und die auf der Spitze des Caps für die Nachwelt ſich erhalten konnten.

Die Stubnitz iſt außerdem noch reich an alten Heidengräbern und Denkmalen des ſlaviſchen Götzendienſtes, deren ich am Schluſſe mit andern Antiquitäten erwähnen werde. Für jezt wende ich meine Aufmerkſamkeit der zweiten großen Halbinſel des Rugenlandes, Wittow, zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Auch die frechen, oft mit lächerlicher Grauſamkeit verfolgten, aber, gleich den zerſtreuten Beduinen, immer wieder in neuer, größerer Anzahl zurückkehrenden Sperlinge mögen auf den Aeckern und Fruchtbäumen der alten Germanen ſchon tüchtig geſchwärmt haben. Sie ſind Freunde der Landeskultur und ziehen gerne dahin, wo wüſtes Land angebaut wird, z. B. in Sibirien, um ihren Zehnten in Empfang zu nehmen. Der Name des kleinen Vogels ſcheint verkleinert aus Spaer, ſpar, altfränkiſch spar-o, was, wie das angelſächſiſche speara, spearwa, noch jezt engliſch sparrow, anfänglich auch jeden andern kleinen, zwitſchernden Vogel bedeutet hat. Bei Ulfila heißt er spar-wa, isländiſch spörr, däniſch spurv, ſchwediſch sperf. Vielleicht kommt das Wort von spieren, ſoviel als ſingen, zwitſchern. Geſpirk iſt wirklich in der ältern Sprache Geſang. Dazu ſtimmt Sperk, wie der Vogel in Oberdeutſchland auch heißt.

Sperber iſt nichts anderes als Spar-aar, Aar, Raubvogel, der auf kleinere Vögel, beſonders Sperlinge ſtößt. Das mehr komiſch klingende Spatz kommt wohl nicht aus dem griechiſchen spiza (zwitſchernder, kleiner Vogel, beſonders Finken), ſondern iſt etwa ebenſo aus Spar oder Spärling gebildet, wie Kunz aus Konrad, Maz aus Matthaeus, Hinz aus Heinrich u. ſ. w. — Ein Meiſterſänger gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, ein ſatiriſcher Kopf heißt Spervogel; wozu ich bemerke, daß noch jezt die Bayern gern zu dem Namen eines Vogels den Klaſſennamen ſelbſt ſetzen, ſo Hennevogl, Antvogl (Ente), gerade wie auch die Dänen und Schweden ihr fugl und fogel hinzufügen.

Es war, nach Tacitus, Sitte der alten Deutſchen, gleich den Tuskern, Griechen und Römern, der Vögel Stimme und Flug zu befragen, weil das ihnen inwohnende, noch heutiges Tags von Landleuten und Jägern wohl bemerkte und beachtete Witterungsvermögen ſie auf die prophetiſche Natur dieſer Geſchöpfe hinführen mußte. Vielleicht gehörte unter ihre oscines und praepetes auch die den Menſchen ſich freundlich zugeſellende, ſchon frühe auch in Deutſchland für heilig gehaltene Schwalbe, die uns immer noch als Sommerbote ſo lieb iſt, und als ſegensreicher Hausfreund erſcheint, den man ſchützen und hegen müſſe. — Von den Schwalben, die man als lebendige Symbole der politiſchen Bewegung anſehen könnte, ließe ſich noch viel ſagen. So iſt ihr Gezwitſcher höchſt mannichfach. Nach Oken, der, wie einſt der Trojaner Helenus, die Sprache der Vögel verſteht, ſingt die Rauchſchwalbe im neueſten Hochdeutſch: „da ich fortzog, da ich fortzog, waren alle Kiſten und Käſten voll; da ich wiederkam, da ich wiederkam, war alles wüſt und leer!“ was ſich recht gut auf die vielen Ausgaben, die die Winterergötzlichkeiten, z. B. Bälle, Faſching mit ſich brachten, beziehen läßt. — Was die Schwalbenbettelei und die dazu gehörigen Volkslieder bei Alt- und Neugriechen und bei den Deutſchen anbelangt, kann

man Anziehendes und Belehrendes beim Athenäus, bei Fauriel (neugriechiſche Lieder), in des Knaben Wunderhorn (1. Bd. S. 115) und zumal in jenem Aufſatze leſen, welchen über dieſen Gegenſtand vor mehreren Jahren der unvergeßliche Wilhelm Müller in das Morgenblatt geliefert hat. — Woher aber der Name unſers Vogels in den germaniſchen Sprachen? — Gothiſch swalama, bei Notker swalew, angelſächſiſch swalewe, davon engliſch swallow, isländiſch svala, ſchwediſch swala, bei Gotfrid von Straßburg ſchwalme, bei Boner ſchwaln, in Oberdeutſchland und der Schweiz noch jezt Schwalm, Schwälmle. Etwa von Schwelle, als ein gern an der obern Hausſchwelle ſich anbauender Vogel? oder vom isländiſchen und ſchwediſchen swal, Hausflur, Halle, aus eben der Urſache? oder von ſchwalg, Schlund, wovon ſchwelgen, wegen des ihm eigenthümlichen weiten Schlundes? oder auch von wallen, wegen des Flugs oder des Wanderns? — Schwalpen iſt in der Schweiz: hin und her ſchwanken, davon ſchwalpig. Da fragt nun Stalder: kommt wohl der Eigenname der Schwalbe von ihrem ſchwalpigen Flug her? — Das könnte wohl ſeyn, füge ich hinzu, da auch im Isländiſchen und Schwediſchen svamla hin und her ſchwanken bedeutet (unſer ſchwelmeln).

An die Schwalbe ſchließt ſich füglich ein anderer Zugvogel an, der Frühlingsbote Storch, der uns Deutſche alle Frühjahr regelmäßig beſucht, um bei uns zu brüten, alſo ein einheimiſcher Vogel, der aber, wie Latham berichtet, in ſeiner Heimath, England, nur ſelten angetroffen wird. — Schon Plinius ſagt von den Störchen, daß man noch nicht wiſſe, woher ſie kommen, und wohin ſie gehen; daß wir zwar wahrnehmen, wenn ſie abziehen wollen, aber noch keiner habe ſie abziehen ſehen; beides geſchehe zur Nachtzeit. — Auf einem freien Gefilde in Aſien, ſagt er ferner, halten ſie Verſammlungen und beſprechen ſich mit einander; die zum lezten dabei erſcheinen, werden zerriſſen. — Sie waren nicht bloß in den altpelasgiſchen Ländern am Kayſtros und in Theſſalien, wo, nach Plinius, die Tödtung dieſes, durch Schlangenvertilgung ſo heilſamen Vogels wie Menſchenmord beſtraft wurde, ſondern auch den Hunnen unter Attila heilig, und ſind es noch jezt den Türken und Tataren, ſo wie den meiſten europäiſchen Völkern. Merkwürdig iſt, daß das Männchen allezeit zuerſt ankommt, dann wieder fortfliegt und das Weibchen mitbringt, welches während der Reiſe wenig auf Sauberkeit und Toilette halten muß, da es gewöhnlich ſchmutzig und kothig ausſieht. Von dem berüchtigten Blutgerichte der Störche, meint Bechſtein, ſcheine ſo viel gegründet zu ſeyn, daß ſie bei der Verſammlung zum Wegzuge diejenigen tödten, welche unfähig ſind, die Reiſe mitzumachen. — Der Name des hochgebarnen und hochbeinigen Vogels in den germaniſchen Sprachen — angelſächſiſch, niederſächſiſch, ſchwediſch, däniſch, ſo wie noch bei Häuslein (im Vögelbuch) Stork — mag wohl vom alten stor, groß, ſtark (altnordiſch gleichfalls stór, davon storfiskr, d. i. Großfiſch, Wallfiſch), herkommen. Kommt Störger (Landſtreicher) von Storch, oder beide von einer Wurzel? — Das braunſchweigiſche: Heilebart bedeutet wohl: Heilbringer; bart, von baren, d. i. tragen, bringen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Neue Verbindung zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Norden mittelſt der Dampfſchifffahrt.

Nun iſt man doch ernſtlich darauf aus, die Verbindungen der Länder über Land und See zu vervollkommnen und die Mittheilungen zu beſchleunigen. Ein Geſez iſt im Vorſchlage, um eine Eiſenbahn zwiſchen Paris und Dieppe anzulegen, und von da geht es bereits mit Dampfſchiffen ſchnell nach England. Schon zwiſchen Calais und Douvres bleibt man aber zuweilen einen ganzen Tag unterwegs, wenn ſtürmiſche Winde ſich der Ueberfahrt entgegenſezen, obſchon die Entfernung nur drei und eine halbe Meile beträgt; zwiſchen Dieppe und Brighton iſt die Ueberfahrt noch weit länger. Aber wie viel Jahre werden vergehen, ehe eine ſo ungeheure Eiſenbahn, wie die zwiſchen Paris und Dieppe, falls der Geſezvorſchlag dazu von den geſezgebenden Kammern wirklich angenommen werden ſollte, wird vollendet werden können! Die Eiſenbahn würde wahrſcheinlich erſt dem künftigen Geſchlechte dienen können, denn das jezige möchte ſie ſchwerlich vollenden ſehen. In Erwartung dieſer Eiſenbahn nun iſt ein wichtiger Schritt zur Verbindung des Nordens und Südens durch die Einrichtung der Dampfſchifffahrt von Havre nach Hamburg geſchehen, und da man von Paris nach Rouen in einer Nacht fährt, und von Rouen nach Havre mittelſt des Dampfbootes, ungeachtet der Krümmungen der Seine, ziemlich ſchnell hinüberkommt, ſo iſt auch dadurch ein bedeutender Schritt zur beſſern und bequemern Verbindung zwiſchen dem nördlichen Deutſchland und der Hauptſtadt Frankreichs gethan worden, der für beide Länder außerordentlich erſprießlich ſeyn kann. Bisher ſah es mit der Handelsverbindung zwiſchen Hamburg und Frankreich ſehr kümmerlich aus, ausgenommen für Waarenverſendungen im Großen über See. Ich will hier nur einen Handelszweig nennen, der mir beſſer bekannt iſt, als andere. Wollte man z. B. Bücher aus Dänemark hier beziehen, ſo wurden die Pakete oder Ballen von Kopenhagen an einen Kommiſſionär in Hamburg geſchickt. Dieſer wartete eine Gelegenheit ab, und wenn ſich nach Verlauf von einigen Monaten keine vorgefunden hatte, ſo entſchloß er ſich, die Bücher an einen Frankfurter Spediteur zu verſenden. Lezterer machte ſich die Sache, da ſie ihm wenig erheblich ſchien, auch bequem, ließ das Paket liegen, bis ihm einmal einfiel, es ſey doch Zeit, deſſelben los zu werden, und ſandte es dann per Fuhre nach Frankreich; zuweilen kam es noch in die Magazine eines dritten Spediteurs, von deſſen Laune

es nun ebenfalls abhing, ob das Paket früher oder ſpäter beſorgt wurde. Ein halbes Duzend Mauthen machten ſich unterwegs über das arme Paket her, öffneten es und machten es wieder zu, oder thaten ſo, als ob ſie es wieder zumachten. Einige ließen ſich für die Mühe bezahlen, andere hatten die Gewogenheit, ſie unentgeldlich zu übernehmen. Die Frachtkoſten liefen ungeheuer an, bis denn nach Verlauf von acht oder zehn Monaten derjenige, der in Paris die Bücher erwartete, ſo glücklich war, ſie zu erhalten, nachdem er, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die Summe erlegt hatte, welche die Addition der von Speditionen und Mauthen entſtandenen Koſten ergab. Ich rede hier aus eigener Erfahrung, und wahrſcheinlich bin ich nicht der Einzige, welchem dergleichen begegnet iſt. Ich ſeze nun den Fall, die Anlegung des Dampfbootes zwiſchen Havre und Hamburg gebe einem oder mehreren Buchhändlern in lezterer Stadt den glücklichen Gedanken ein, der ober die Vermittler zwiſchen dem Süden und dem Norden zu werden, was hätten ſie nun zu thun? Sie müßten ſich einerſeits mit Paris und Havre, andernſeits mit Berlin, Kopenhagen, Stockholm und Petersburg in Verbindung ſetzen, auch wo möglich, ohne Beſtellungen zu erwarten, aus allen dieſen Hauptſtädten die wichtigſten, eben erſchienenen literariſchen Werke und auch die ältern verſchreiben. Von Havre würden nun die Bücher mit ſehr geringen Koſten, in wenigen Tagen und ohne irgend einer Mauthplackerei ausgeſezt zu ſeyn, nach Hamburg und von da nach dem ganzen Norden gelangen, und umgekehrt. Die größte Schwierigkeit lag bisher in dem Mangel einer direkten Verbindung zwiſchen den Hauptſtädten. Paris und Hamburg waren, was Bücherverſendungen betrifft, wie durch eine Kluft von einander getrennt; jezt wird ſie ein eben ſo bequemes, als wohlfeiles Mittel unter einander verbinden, und was das Beſte und Wichtigſte iſt, kein Zwiſchenſtaat vermag dieſe Verbindung zu erſchweren oder zu hemmen. Sollte nun einmal die Eiſenbahn zwiſchen Paris und Havre (als Nebenzweig der Eiſenbahn zwiſchen Paris und Dieppe) zu Stande kommen, ſo würde die Verbindung noch weit mehr befördert werden, und Paris ſowohl, als Hamburg einen Grund mehr haben, ihre gemeinſchaftlichen Verhältniſſe zu erweitern. Indeſſen müßten auch die Hauptſtädte des Nordens unter ſich beſſere Verbindungen einleiten. Man verſichert, daß z. B. zwiſchen Kopenhagen und Stockholm ſo wenig Buchhändlerverbindung herrſcht, daß es für Kopenhagener Gelehrte faſt eben ſo ſchwierig iſt, Bücher aus Schweden, als aus Frankreich zu bekommen. Soll alſo die eben eingeleitete Dampfſchifffahrt zwiſchen dem Norden und dem Süden den größten Nuzen hervorbringen, ſo müſſen die Hauptſtädte des Nordens unter ſich und mit Frankreich in nähere Verbindung treten, ſo wie andernſeits die Hauptſtädte im Süden mit Paris oder Havre. Die Pariſer überlaſſen ſich zuweilen träumeriſchen Hoffnungen, und Projektenmacher verſprechen ihnen ungeheure Dinge. Vor mehreren Jahren ſollte Paris ein Hafen werden, und Seeſchiffe ſollten am Marsfelde anlegen und ihre Waaren ausladen können; dann verſprach ihnen Herr Lennox, ſie durch die Luft nach London überzuſchiffen, und zeigte ihnen ſeinen ungeheuern Luftballon. Von dieſen prahleriſchen Projekten iſt man jezt enttäuſcht. Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt haben ſich durch vieljährige Erfahrung als höchſt nüzlich bewährt; an dieſe beiden Verbindungsmittel wird man ſich alſo halten müſſen, ohne Gefahr zu laufen, ſeine Kapitalien zu vergeuden. Dampfboote verſehen bereits auf der Seine ihren Dienſt. Eines derſelben führt die Reiſenden nach Melun und Montereau aufwärts, ein anderes fährt die Seine hinunter, wo aber wegen der großen Windungen und Krümmungen des Fluſſes die Schifffahrt nicht ſo nüzlich iſt. Eiſenbahnen fehlen noch, und vielleicht werden ſie zu koſtſpielig ſeyn, ſo lange man nicht durch Herabſezung des Mauthtarifs die Einfuhr fremden Eiſens begünſtigt; mit den Eiſenbahnen wird es daher auch nicht ſo ſchnell gehen, als mit den Dampfſchiffen. Da man jedoch in wenig Jahren gelernt hat, gute Dampfſchiffe in Frankreich zu bauen, ſo läßt ſich hoffen, daß man es auch dahin bringen wird, gute Eiſenbahnen anzulegen. Was läßt ſich nicht lernen, wenn der Privatvortheil dabei in's Spiel kommt! Dg.

Lyon, Mai.

(Beſchluß.)

Straßenpolizei.

Unſere Straßen werden brillant mit Gas beleuchtet, aber ſie ſind, beſonders bei anhaltendem Regenwetter, ſtinkend und voller Unflath. Selbſt wer die engen Gaſſen von Paris im November oder März kennt, wird finden, daß die Kloacität bei uns noch einen höhern Grad erreicht hat. Ich bin überzeugt, daß man ſich nirgend in Deutſchland einen Begriff von dieſen drei Zoll tiefen Kothflüſſen macht, die einen entſezlichen Geruch verbreiten, beſonders wenn ſie durch Wagen und Pferde aufgerührt werden. Wenn ſie ſo hoch werden, daß ſie in die Kellerlöcher zu fließen drohen und dem Lyoner für ſeinen Wein bange wird, kehrt ſie freundlich ein Nachbar dem andern zu, der ſeinerſeits aufpaſſen muß, daß dieſe ſchwarze, kühle Lava nicht bei ihm einfließt und ihm den Weg zu ſeinen Viktualien oder Weinbouteillen verſperrt. Sie fragen, ob es hier keine Polizei gibt? Wo denken Sie hin? Unſere franzöſiſche Polizei hat mehr zu thun, als ſich um Kleinigkeiten wie Reinlichkeit, Sitten und Geſundheit zu bekümmern. Sie muß vor Allem auf das Politiſche ſpioniren. Die Arbeiter-Aſſociationen und Bewegungen, die nie aufhören, und bald mehr, bald weniger bedeutend ſind, nehmen faſt allein ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Als unſere ſtädtiſche Behörde noch ausſchließlich für die Reinlichkeit der Straßen zu ſorgen hatte, war zwar Lyon immer ſchmuzig, ſehr ſchmuzig, aber die Straßen wurden doch von Zeit zu Zeit gereinigt. Nun aber hat die Präfektur oder Departements-Regierung einen Zweig der Polizei nach dem andern an ſich gezogen, und da geſchieht nichts mehr. Es iſt ſo arg, daß unſer Conseil de salubrité dem Medizinalkonſeil Vorſtellung gemacht hat, damit dieſes der Behörde bemerklich mache, wie gefährlich dieſer Schmuz und ſein Miasma ſey, und wie leicht er eine Epidemie erzeugen könne. Hierauf wird die Präfektur ſchon in einigen Wochen Bericht an das Miniſterium des Innern nach Paris erſtatten und da anfragen, was zu thun ſey, und gewiß wird ſich dieſes im Juli oder Auguſt beeilen, zu antworten: „bei ſo geſtalten Sachen müſſe es bei dem bisherigen Stand der Dinge ſein Bewenden haben, zumal indeſſen die eingetretene warme und trockene Witterung dem Uebelſtand ein Ende gemacht haben werde; ſollte ſich derſelbe aber ſpäter wider Verhoffen erneuern, ſo ſey abermals an das Miniſterium zu berichten.“ Möge indeſſen die Cholera ſo gefällig ſeyn, nicht die Rhone herauf nach Lyon zu kommen, denn ſie würde bei uns ein furchtbares Schlachtfeld für ihre Thätigkeit finden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 135.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Juni 1835.

Alle Geſchlechter verſammeln wir hier
Ahnender und langhalſiger Vögel.
Her denn eilt zum Wort, ihr alle!

Ariſtophanes.
Die Vögel.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

In Bezug auf die *Kraniche*, die beſonders den Galliern werth waren, ſo daß ſie als Feldzeichen von ihnen gebraucht wurden, wie man unter andern auf den Basreliefs am Triumphbogen zu Orange erſehen kann, bemerkt Bechſtein, daß man ſie jezt in Thüringen nur einzeln im Winter und auf ihren Wanderungen antreffe, daß ſie aber ſonſt nach der Sage in mehreren Gegenden (ſo wie z. B. im Brandenburgiſchen noch jezt) einheimiſch geweſen ſeyen; denn es gebe ſogar Oerter, die ihre Namen vom Kranich haben, z. B. Kranichfeld am Ilmfluß. Nach Oken ſind ſie in waſſerreichen Gegenden Deutſchlands, z. B. Pommern, Meklenburg, Schleſien nicht ſelten. Aus Afrika, wo die Fabel vom Pygmäenkrieg vielleicht aus der Thatſache entſprang, daß man dort wirklich gegen dieſe ſchädlichen Zugvögel wie zu Felde ziehen mußte, kommen ſie im März zu uns, und zwar mit großem Geſchrei, wovon vielleicht der griechiſche, lateiniſche und deutſche Name, das die Griechen beſonders durch ihr, mit unſerem *Klang* verwandtes κλαγγη bezeichnen. Und ſo mögen ſie wohl mit Veranlaſſung zur Sage vom wüthenden *Heer* gegeben haben.

Auch von dem prophetiſchen Vogel, der beſonders in der altnordiſchen Sage und Dichtkunſt, namentlich als unabläſſig, gleich den Gedanken, herumfliegender Liebling Othins, dann als ſchauriger Begleiter der Walkyrien auf das Schlachtfeld, ſo bedeutungsvoll erſcheint, haben deutſche Ortſchaften ihren Namen, z. B. Ravensberg und Ravensburg, ſo wie die Städte *Lyon* und *Leyden*, urſprünglich Lugdunum, was auf Deutſch gleichfalls Ravensberg bedeutet. Denn ſchon *Klitophon* (beim Plutarch: von den Flüſſen) ſagt: die Gallier nennen in ihrer Sprache den Raben lugus, dunum aber bedeutet einen Hügel, und er erzählt hierauf: „als man, dem Ausſpruch eines Orakels zur Folge, den Grund zu jener erſten Stadt auf einem Hügel legte, erſchienen plötzlich Raben.“ Noch jezt heißt im Iriſchen und Kymriſchen der Rabe lug, ſo wie dun Hügel, Anhöhe, das noch in Düne, Sandhügel am Meeresufer, gebräuchlich, und auch in den Namen *anderer* Städte, ſowohl im eigentlichen Gallien, als auch in Vindelicien, und ſelbſt in den ſogenannten Zehntländern Germaniens, im Südweſten zwiſchen der Donau, dem Main und dem Rheine, zu finden iſt. — Raven iſt in älterer Sprache Rabe, bei Willram rhab, auch rhaban, davon der Name Rhabanus Maurus, engliſch und däniſch noch raven und ravn, ſchwediſch rafn und ramn, in mittelhochdeutſchen Schriften, z. B. bei Boner, *Rapp*, nach Analogie von Knapp

Digitized by Google

aus Knabe. Der Name Wolfram (Wolveram, mittelhochdeutſch) iſt alſo Wolfrabe; Nachtram, Nachtrabe, heißt auch die Nachteule. — Iſt Rabe, Ram verwandt mit dem altſächſiſchen und altdäniſchen Ran, d. i. Raub, womit rapere und rauben zu vergleichen wäre? oder mit ravus, ravis, das ebenſo von Stimme als Farbe gebraucht wird, als dunkel, heiſer, rauh? Auch im ältern Deutſch gehen die Begriffe von Ton und Farbe gern in einander über, z. B. die von hell; ſo iſt Gold (isländiſch gauld) vorzugsweiſe das hellglänzende und helltönende Metall, aus dem gothiſchen galan, gallen, gellen, ja es ſoll ſogar des hellſchreienden Hahnes lateiniſcher Name, gallus, nach Einigen Gäller, Geller, d. i. Lautſchreier, bedeuten.

Vom Geſchrei kra, kra, wovon das angelſächſiſche crawan, das althochdeutſche kraen, kreien (creyant, der Kräher, heißt auch der Hahn im Reineke Fuchs), krächzen, krähen, kreiſchen gebildet iſt, benennt ſich, ohrvernehmlich, die Krähe; immer ſchimmert die Bedeutung des Rauhen, Heiſchern hindurch. Auch die Aelſter, oder Atzel, früher agalaſtra, aglaſtra (davon noch Aglaſtershauſen, zwiſchen Mosbach und Heidelberg), ſpäter Agelſter, nennt ſich vom Geſchrei (nach Friſch von agå, adå); Grimm findet galan, gellen, und aſter, etwa rauh bedeutend, darin.

Dieſes galan, gellen, ſingen, iſt unverkennbar auch in Nahtigala, Nachtigall, die in den mildern Gegenden am Rhein, dem Neckar u. ſ. w. gewiß ſchon vor Alters ſich vernehmen ließ; von ihr ſingt Gotfrid von Strasburg: „die natigall, dies liebe, ſüße Vögelein — das kallete aus der Blüt;“ und noch jezt iſt, nach Groote, am Niederrhein kallen ſoviel als ſchwatzen, ſingen; ferner tönt es in Steingall, wie ſonſt wohl der in ſteinigen Orten gern hauſende Steinſchmatzer heißt; ſo wie in Sergall, wie in der Schweiz noch jezt der Kiebiz (ſchwäbiſch Geiwitz) geheißen wird, welcher durch lautes, ängſtliches, faſt wie ſein Name klingendes Geſchrei ſein am Waſſer befindliches Neſt verräth.

Daß der Lieblingsvogel der Deutſchen, die Lerche, bei unſern Altvordern Bardale, Sängerin vorzugsweiſe, wie die Nachtigall bei den Griechen, geheißen habe, bemerkt Klopſtock zur ſchönen Ode dieſes Namens, gibt aber die Urkunde nicht an, wo er das Wort gefunden, das übrigens ſelbſt Blumenbach mit aufgenommen hat. Auch der liebe goldfarbige Emmerling (Golmer), der ja in ganz Europa zu Hauſe iſt und ſelbſt im Winter bei uns aushält, hat ſchon den alten Germanen ſein hübſches Liedchen vorgeſungen, das nach Oken ſo viel heißt als: „wenn ich e Sichel hitt, wollt' ich mit ſchnid.“ Auch die muntern Finken haben ſchon damals geſchlagen, die, wie die Deutſchen und Schweizer, in einer Entfernung von je vier bis fünf Stunden immer einen andern Dialekt ſprechen oder ſingen, aber eine ziemlich einſylbige Hauptſprache haben, die ihnen den deutſchen, engliſchen (finch) und holländiſchen Namen (vinke), wohl auch den franzöſiſchen (pincon) verſchafft hat, denn lezteres iſt aus dem barbariſchen pincio gebildet, in welchem wieder das pink, pink vernehmbar iſt. — Grimm dagegen möchte den Namen vom gothiſchen finkan, funkeln, flimmern, wegen der goldgelben Farbe des Vogels, herleiten. — Bekanntlich war der Finkenfang ein Haupttheil des Vogelfangs bei den ältern Deutſchen, daher Finkler ſoviel als Vogelſteller, wie der große Städtegründer Heinrich zubenannt iſt; oder Fink ſcheint überhaupt, etwa wie Sperling, für kleinere Vögel, beſonders Geſangvögel, genommen worden zu ſeyn.

Da man annimmt, daß alle Vögel, ſie ſeyen Stand-, Strich- oder Zugvögel, die bei uns Neſter bauen und brüten, auch ſchon im alten Germanien ſich aufhielten, ſo läßt ſich erwarten, daß auch der Papagai in unſern Tannenwäldern, der Krunitz oder Kreuzſchnabel, ſchon vor Alters dort gehaust hat, der ſogar im December und Januar bei der ſtrengſten Kälte bei uns niſtet und brütet, was eine ruſſiſche Natur vorausſezt. — Und ſo haſt auch du ſchon den alten Germanen geſungen und gepfiffen, guter, lernbegieriger Gimpel, oder Liebich, oder Dompfaff, oder Giger, oder wie du ſonſt noch geheißen ſeyn willſt, der du mit Kind und Weib, was faſt bei allen Vögeln der Fall iſt, von Haus aus muſikaliſch biſt, zehnmal geſcheiter biſt, als manche andere Vögel, die weit pfiffiger ausſehen, und keine vier bis fünf Jahre brauchſt, um auszuſtudiren, ſondern ſchon in dreiviertel Jahren als tüchtiger Sänger abſolvirt haſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe über die Insel Rügen.

(Fortſetzung.)

Wittow enthält dreierlei Sehenswerthes: ſeine Veſte Arcona, ſeinen Leuchtthurm und jenen Ufervorſprung, welchen man als die äußerſte nördliche Spitze Deutſchlands bezeichnet. Wittow und Jasmund ſind ſchlagende Kontraſte der Natur: dieſes ein lachendes Fruchtland, waldbewachſen, vor den verderblichen Oſtwinden durch ſeine Stubnitz geſchüzt; jenes ein ödes, kahles Steppenland, ewig kalt, unausgeſezt von Stürmen durchfegt. Die natürliche Brücke, welche die beiden Halbinſeln verbindet, iſt eine ſchmale ſenſenförmige Sanddüne, mit Feuerſteinſcherben beſät, auf der einen Seite vom Jasmunder Bodden beſpült, auf der andern nördlichen von der hier ſtets zürnenden Brandung gepeitſcht. Schon von Ferne gewahrt man den

Digitized by Google

hellweißen Kreisbogen, womit der Schaum der ſich brechenden Wogen die Düne beſäumt. Ein langweiliger und beſchwerlicher Weg führt über dieſe Brücke. Die Räder verſinken im Wellſande, die überſchlagenden Wogen benetzen ſie, der kalte Windzug erregt Froſt und Unbehagen. So geht es eine halbe, ja, je nachdem das Wetter iſt, eine ganze Stunde auf dem ſchmalen Sandſtreifen mitten durch das wogende Element. Eine Reiſe, einzig in ihrer Art!

Auf Wittow verändert ſich die Scene in ein zerwühltes Terrain voll Hügeln und kleinen Thälern, hie und da verkümmertes Dorngeſtrippe und einzelne Bäume. Der Weſtküſte zu gewinnt das Land ein fruchtbareres Anſehen, und dort liegen einige erträgliche Güter, aber der Baum mangelt überall. Setzt man den Weg an der öſtlichen Küſte fort, ſo geht es Hügel auf, Hügel ab, über karge Heiden, wo ſelbſt die Tanne nicht gedeiht. In einem kleinen Thale hart am Strande iſt das Fiſcherdörfchen Vitte, bemerkenswerth wegen ſeines Gottesdienſtes, welcher während des Häringsfangs unter freiem Himmel vollzogen wird. Hier hielt der bekannte Koſegarten ſeine ſchönen Uferpredigten. Nun geht es nach der Nordſpitze der Haidinſel, wo auf dem höchſten Hügel, nicht ganz am Ufer, ſich der Leuchtthurm erhebt. Es iſt ein vierkantiges, thurmähnliches Gebäude aus Backſteinen ohne Anwurf mit Cement gefügt. Im Erdgeſchoße wohnt der Wächter, im erſten und zweiten Stockwerk ſind Paſſagierſtuben angebracht. Seine mit einer Balluſtrade verſehene Plattform trägt die runde Laterne, aus Eiſen konſtruirt und mit 3 Linien dicken und 25 Zoll in der Höhe, 18 Zoll in der Breite meſſenden Glasſcheiben verſchloſſen. Im Innern der Laterne trägt ein eiſernes Gerüſte, im Halbbogen der See zugewendet, 17 Reverberlampen mit ſilberplattirten paraboliſchen Spiegeln von ausgezeichneter Arbeit. Der Reflex im Fokus dieſer Spiegel iſt ſo kräftig, daß die Flamme einer dieſer gewöhnlichen argantiſchen Lampen mit cylindriſchem Docht auf fünf Meilen und mit der Luftſpiegelung wohl auf mehr als ſechs Meilen in ihrer ganzen Größe und Helle erſcheint. Die Lichter dieſer Lampen fallen nicht in einem Kegel zuſammen, ſondern ſind ſo angebracht, daß auf der See nur immer eine ſichtbar wird, wenn die andere verſchwindet, wodurch der Schiffer zugleich über die Vertikale des Winkels ſeiner Entfernung vom Lande unterrichtet wird. — Das ganze Etabliſſement iſt in etwas kleinerm Maßſtabe ausgeführt, erfüllt jedoch ſeine Aufgabe vollkommen, die Schiffer vor dem gefährlichen Ufer zu warnen, welches mit ſeinen Untiefen und Klippen bis zum Jahre 1826, wo der König dieſen Leuchtthurm errichten ließ, der Schauplatz unzähliger Strandungen war.

Vom Leuchtthurme ab ſind etwa hundert Schritte bis zum Rande des ſteilen, zweihundert Fuß hohen Ufers. Es iſt eine von Regenbächen zerfurchte Lehmwand, kreidehaltig und grau. Der Uferrand ſpringt hier in eine ſtumpfe Ecke aus, deren eine Kante der vielbeſuchte nördlichſte Punkt der deutſchen Vatererde iſt, die andere aber jener, worauf einſt die Veſte Arcona und in ihr der Tempel des Svantevit ſtand.

Feſtung und Tempel wurden im Juni 1168 durch die Dänen zerſtört. Saxo Grammaticus, welcher Augenzeuge der Belagerung war, berichtet von ihr, daß ſie von einer Seite von dem ſteilen Ufer des Meeres beſchützt, auf der Landſeite von einem ſtarken Erdwall und einem Balkenwerk umgeben war. Nur ein von einem hölzernen Thurm vertheidigtes Thor führte in das Innere, wo der Tempel des Götzen ſich erhob. In Friedenszeiten war ſie unbewohnt. Granza, der Feldherr des Fürſten der Rugier, Ratze, vertheidigte, Fürſt Pribislaw von Mecklenburg und Borno, Biſchof von Schwerin, die Heerführer des Dänenkönigs Waldemar, belagerten ſie. Sie wurde durch Feuer bezwungen. Mit ihrer Eroberung endete der Götzendienſt auf Rügen und in Deutſchland. Mit dem größten Intereſſe ſtieg ich den kahlen Hügel hinan, trat ich durch den Einſchnitt im Wall, wo einſt jener Thurm in's alte Rugenland ſchaute, in den Ring der Burg. Ein großer Theil des Kreideplateau's, worauf ſie geſtanden, iſt, von der Brandung unterhöhlt, in die Wellen verſunken. So ſteht nur noch der halbe Kreisbogen des alten Walles von der Höhe einer mäßigen Schanze. Von allem Andern, ſelbſt von dem einſt hier nahen Eichwalde, aus welchem die Dänen ihr Belagerungswerkzeug nahmen, keine Spur mehr. In dem Halbzirkel des Burgrings, in der Region ewiger Stürme, wächſt gutes Korn. Im tiefen Bette der See bekränzt den Fuß des Ufers eine Lage von Feuerſteinſcherben; Felſengerölle, Blöcke und Klippen ragen, weitverſtreut, aus den Waſſern. Hieher komme man bei trübem Himmel und bewegter Fluth. Auf dem Rücken des alten Walles gelagert, in deſſen Ring auf der einſt mit Heidenopfern blutgetränkten Erde der dürre Rocken rauſcht, über ſich den eilenden Zug ſchwerer Wolkenmaſſen in vielfachem Grau, unter ſich, zweihundert Fuß tief, die tobende Brandung, über die Bänke und Untiefen ſchäumend, die Klippen überſchlagend, in dem Scherbenbette der Feuerſteine raſſelnd, um ſich die Oede des Landes, die tiefe Stille einer menſchenleeren Landſchaft, vor ſich die graugrüne, wallende, unabſehbare Fläche der See, kein lebendiges Weſen, ſo weit das Auge reicht, als eine einſame Möve, die wie ein weißes Meergeſpenſt über die Wogen ſtreicht, dazu die hiſtoriſche Bedeutung des Standpunktes — wer fühlt nicht das Poetiſche dieſer Situation!

Korrespondenz - Nachrichten.

London, Mai.

Der Verein der in Waſſerfarben malenden Künſtler.

Ende Aprils öffnete der Verein der in Waſſerfarben malenden engliſchen Künſtler und Künſtlerinnen ſeine in einem meiner frühern Berichte erwähnte Ausſtellung; es war die ein-und-dreißigſte. Wenn ein Buch das Schickſal hat, ein-und-dreißig Auflagen zu erleben, ſo iſt dies zwar kein triftiger Beweis für die Güte ſeines Inhalts, aber gewiß ein ſchlagender für die Güte ſeines Abſatzes. Bei einem Künſtlervereine hingegen, der ohne andere Unterſtützung, als die ſeine eigene Kraft ihm gibt, und, was in England eben ſo ſelten, als vielbedeutend iſt, nicht einmal mit patroniſirenden Namen an ſeiner Spitze ſich ein-und-dreißig Jahre blühend und in ſteigendem Anſehen erhält, muß nicht bloß die Vermuthung für ſeine Trefflichkeit ſprechen, ſondern ſeine Gediegenheit muß eine Wahrheit ſeyn. Und das iſt bei der Society of Painters in water colours der Fall. Das allgemeine Urtheil ſtellt dieſen Verein auf gleiche Höhe mit der vom König und von der ganzen königlichen Familie patroniſirten und vom Staate wenigſtens einigermaßen begünſtigten königlichen Akademie, und das gereicht dem Vereine um ſo mehr zum Ruhme, je ſtolzer ſeine Mitglieder darauf ſeyn können, daß ihr eigener Werth ihr alleiniger Beſchützer iſt, daß ſie durch ſich ſelbſt ihren jetzigen Standpunkt erkämpft und daß ſie ihn behauptet haben, wie ſehr auch der Neid gegen ihr Inſtitut gerungen und Konkurrenz ſich ihm entgegengeſtellt hat. Dieſem Vereine dankt England vorzugsweiſe den Glanz und Ruhm ſeiner Waſſerfarbengemälde, und da der Vorrang, welchen die engliſche Kunſtwelt in dieſer Beziehung vor den Künſtlern des Kontinents einnimmt, weſentlich eine Folge der Beſtrebungen jenes Vereins iſt, ſo glaube ich, daß einige Worte mehr darüber den Leſern willkommen ſeyn werden. Der Verein zählt dreißig Mitglieder, von denen ſechs dem ſogenannten ſchönen und die übrigen vier-und-zwanzig dem auch nur ſogenannten ſtarken Geſchlechte angehören. Die Damen, um dies auf einmal zu bemerken, nehmen an dem Vereine nur inſofern Theil, als ſie jedes Jahr durch eines oder mehrere ihrer Werke zur Ausſtellung beitragen, und wie ſie den Verein ſchmücken, ſo verbürgt die Mitgliedſchaft das Talent der Meiſterinnen. Von der innern Verwaltung der Vereinsangelegenheiten ſind ſie ausgeſchloſſen, und weder beim Gewinne, noch beim Verluſte intereſſirt. Nur den Geſetzen des Inſtituts müſſen ſie ſich fügen, von denen die hauptſächlichſten darin beſtehen, daß vor der Aufnahme zwei Gemälde zur Beurtheilung eingeſendet, und nach der Aufnahme — ſofern nicht bündige Entſchuldigungen ſtattfinden — bei Verluſt der Mitgliedſchaft, zu der jährlichen Ausſtellung Lieferungen gemacht werden müſſen, daß nur Originalgemälde, und einmal ausgeſtellte Gemälde nicht ein zweites Mal ausgeſtellt werden können, ſo wie, daß die Mitglieder dieſes Vereins nicht zugleich Mitglieder eines andern in Waſſerfarben malenden Künſtlervereins ſeyn dürfen. Gewinn und Verluſt iſt gemeinſchaftlich. Das alleinige Einkommen des Vereins beſteht in dem Eintrittsgelde und in dem Erlös aus dem Verkaufe der Kataloge während der Ausſtellung, jenes ein Schilling für die Perſon, dieſes ein Sixpence für das Stück. Die Ausgabe iſt bei jedem Unternehmen dieſer Art in London nicht unbedeutend. Ein elegantes Lokal iſt ein erſtes Erforderniß, und elegante Lokale zahlen in London einen hohen Miethzins; dann wollen Portiers und Sekretäre beſoldet, Zeitungsavertiſſements — in England ebenfalls keine Kleinigkeit — beſtritten, Aufwärter und Arbeitsleute gelohnt, Druckkoſten getragen und das ganze Heer von Ausgaben bedacht ſeyn, das in jeder guten Rechnung das Kapitel Insgemein füllt. Es darf daher nicht überraſchen, daß die erſten Lebensjahre des Inſtitutes ein Defizit von einigen tauſend Pfund Sterling verurſachten, und wenn gegenwärtig die Einnahme die Ausgabe überſteigt und der Saldo den männlichen Mitgliedern einen ſchönen Vortheil gewährt, ſo iſt ihnen dies gewiß nur zu gönnen, nicht aber zu neiden. Gleichwohl geſchieht dies ſeit den Jahren des Gewinns auf vielfache Art. Viele öffentlichen Blätter, die den Verlierenden wohl ihr Bedauern, doch keinen Pfennig Erſatz angedeihen ließen, nennen es jezt eine unverzeihliche Abgeſchloſſenheit, daß die Gewinnenden den Ueberſchuß für ſich behalten, anſtatt ihr Inſtitut allen Künſtlern deſſelben Fachs zu öffnen und den Gewinn dem Verdienſte zuzutheilen. Daher jedes Jahr laute und bittere Klagen über Mangel an liberaler Geſinnung, natürlich aus den Federn Solcher, die in der beſchränkten Zahl der Vereinsmitglieder die einzige Urſache ſehen, warum ſie nicht Aufnahme und Theil am Gewinne finden können. Der geringſte Schein von Schuld wird dem Inſtitute zum Verbrechen gemacht, und wenn die Wahrheit nicht genügenden Stoff zu Beſchuldigungen liefert, erlauben die ungünſtig Geſinnten ihrer Einbildungskraft kleine beliebige Abſchweifungen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 129:

Der Setzer.

Räthſel.

Sey mir verflucht, lebendig oder todt,
Biſt du geſchaffen, um im Ernſt zu trügen;
Wie viel Verſtand, wie ſcharfes Aug' iſt noth,
Um durchzuſchauen alle deine Lügen!

Dein Waugenroth, wohinter Bleichſucht ſteckt,
Dein Lilienweiß, um garſt'gen Fleck zu decken,
Den Lebensfirniß, wo der Tod ſchon heckt,
Den Goldglanz, um Arſenik zu verſtecken;

Der Katze leiſes Schleichen, wenn ſie mauſt,
Die himmelwärts gedrehten Schaltenblicke,
Die fromme Miene, wo der Teufel hauſt,
Und ſie vorſchiebet vor des Herzens Tücke;

Die dünne Rinde, die den Sumpf bedeckt,
Um für den Wandrer einen Weg zu lügen,
Die ſchöne Haut der Schlange, die nur leckt,
Um mörderiſch dem Feind ſich anzuſchmiegen.

Sey mir gegrüßt, wenn du nur kommſt zum Scherz
Und wiederbringſt die alten goldnen Zeiten
In unſere Jahrhunderte von Erz,
Daß Keinem einfällt, um den Rang zu ſtreiten,

Daß Alle ſich begrüßen Du und Du,
Als wenn ſie heut' noch alle Brüder wären,
Sey mir gegrüßt, führſt du uns freundlich zu
Des Dichters Menſchen und der Vorzeit Lehren.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Juni 1835.

> Die Einbildungskraft wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem ſie ſich hin und her ſchwingt, bezeichnet ſie die wunderlichſten Bahnen, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden.
>
> Goethe.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

Am Bord eines holländiſchen Schiffs befand ſich ein Knabe, den das Schiffsvolk nur Dick, den Träumer, nannte. Er war ein ſchlanker, hochaufgewachſener Burſche mit großen dunkeln, träumeriſchen Augen und wildhängenden blonden Locken, friſche Jugend auf den Wangen und der vollen Lippe, ſelten ordentlich und geregelt in der Kleidung, und in ſeinen Pflichten als Schiffsjunge oft nachläſſig. Dafür war Dick ein Sonntagskind, in der gefährlichen Stunde geboren zwiſchen Predigt und Mittagsbrod, wo die böſen Geiſter Macht erlangen über den armen Menſchen, daß er vor den Begierden des Magens die Anforderungen des unſterblichen Geiſtes vernachläſſigt. Kinder, in ſolcher Stunde geboren, ſind nie treu und zuverläſſig im täglichen Geſchäfte, ſie ſind leicht zu bethören und zu verführen, da die Mutter nur die halbe Predigt angehört hat, und weil ſie vom Mittagsmahle nichts verſäumen wollte, kann der Böſe nun den armen Knaben durch eine gutbeſezte Tafel oder durch ein ſchönes Weib zu Allem bringen. In Dicks Leben ſollten die Beweiſe hiezu nicht fehlen; die Geiſter der obern und untern Welt ſchienen ihn recht zu ihrer Freude geſchaffen zu haben; er war ſo ſchön, ſo träumeriſch und thöricht, ſo verliebt, ſo träge und ſo unverdorben, daß ſie ſich offenbar kein beſſeres Spielzeug wünſchen konnten.

In den Stunden, in denen der thätige Schiffsmeiſter den armen Dick nicht zur Arbeit vor ſich hertrieb, lag er gewöhnlich am Vordermaſte und ſah in die Meerestiefe hinab. Er dachte ſich dabei vielerlei; wie ein Wanderer wohl in das liebe Haus ſeiner Eltern hineinſchaut und beſonders in ein verhängtes Stübchen, wo er die Geliebte ſchlummern weiß, ſo ſchaute Dick in die Woge hinab, als wäre ſie ſein Vaterhaus, ſo ſuchte ſein Auge die ſtillen Kammern des alten Mährchenreichs, in dem er recht heimathlich bekannt war.

Es gibt Stellen in den Gewäſſern des ſüdlichen Oceans, wo die Meeresfläche gleich dem ſchönſten flüſſigen Kryſtalle wird, ſo daß das Auge, mit tiefem Wunderſchauer niederblickend, auf dem hellen Sandboden jede träumeriſche Blume ihr Haupt neigen ſieht. Das ſind die Oaſen in der todten Meereswüſte, das iſt das Meeresparadies, in dem die erſten Eltern, nachdem ſie oben den Himmelsgarten eingebüßt hatten, gebannt wohnen müſſen; ſo erzählt es die Schifferſage. In eine dieſer wunderbaren Gegenden gelangte nun auch das holländiſche Schiff. An einem Morgen, als ſich die Mannſchaft aus den dumpfen Kajüten hervormachte,

Digitized by Google

ſchrien ſie plötzlich wie mit Einer Stimme: „Hilf Himmel, das Schiff ſchwebt in der Luft, wir ſind verloren!“ der Schiffskapitän und einige alte verſtändige Matroſen traten jedoch lächelnd an den Bord und ſchauten mit altklugen, prüfenden Augen in die Tiefe, und der Kapitän ſagte: „Laßt euch das nicht anfechten, Kinder, es iſt eine ganz bekannte Erſcheinung, die ich wohl ſchon zu Dutzendmalen erlebt habe, und heißt die Meeresklarheit.“

Von dieſen weiſen Worten vernahm Dick an ſeinem Schiffsende nichts; er hätte ſich auch nicht ſo leicht bei ihnen beruhigt, denn weil er eben ein Sonntagskind war, ſo drang ſein Auge tiefer und ſein Gehör weiter als bei dem vielgereiſten Kapitän und ſeinen klugen Matroſen. Als dieſe ſchon, der neuen Erſcheinung überdrüſſig, unten in der Kajüte beim Punſchnapf zuſammenſaßen, ſtarrte er daher noch immer, mit weitoffenen Augen, übergelehnt in die Tiefe, und Thränen der Sehnſucht lieſen über ſeine Knabenwange, als er unten die heimlichen, ſtillen Gärten ſah, und darüber hin durch das luſthelle Waſſer die Wanderzüge fröhlicher Fiſche, die mit ſpitzigen Mäulern und rudernden Seitenfloßen in den Korallenbaumgängen auf und nieder glitten und gleichſam wie hoffährtige, geputzte Bürgersleute mit Weib und Kind ſpazieren gingen. Und je weiter das Schiff glitt, deſto ſtolzere Gewächſe, deſto ſchönere, überraſchendere Gärten kamen unten zum Vorſchein. Bald war es, als zögen ſich Gänge, von Menſchenhand geebnet, deutlich durch die Baumgruppen hindurch, bald ging wieder jede Spur von Ordnung und Regelmäßigkeit in einer phantaſtiſchen Pflanzenwildniß unter. Die Blätter und Stauden hatten alleſammt etwas Fremdes, ſo bekannt ſie auch auf den erſten Blick ſchienen, auch die Blumen, wenn man ihnen recht tief in's Auge ſah, zeigten ein völlig fremdes Antlitz; auch war es ſeltſam und unheimlich, daß ſtatt der bunten, hellen Schmetterlinge und geſchwätzigen Vögel immerdar ſtumme Fiſche auftauchten und die Blumenhäupter umkreiſten und vertraut mit ihnen ſcherzten. Goldene und purpurne Schlangen glitten auf den Kieſeln des Bodens pfeilſchnell dahin, und plötzlich lagen ſternartige Figuren da, die ſich langſam regten und endlich ſchwerfällig fortwanderten.

Dick konnte ſeine Erwartung nicht zähmen, er hoffte beſtimmt, daß gegen Abend nun bald unten eine herrliche Stadt hervorkommen werde, oder ein ſchöner Königspallaſt unter den Gärten, allein es blieb bei den ſtillen Hainen, die ſich immer mehr in Schatten hüllten, ſo daß nur hie und da eine hochaufſchießende rothe Blume, wie eine Flamme aus dem Dunkel, ſichtbar ward. Endlich war Alles in Nacht verſunken; Dick hätte weinen mögen, wenn er daran dachte, daß das Schiff jetzt ſo gefühllos über ſo viel geheimnißvolle Schönheit der Tiefe dahinglitt, ohne daß das Auge auch nur das Mindeſte davon erfaſſen könne. „Gewiß,“ rief er bei ſich, „kommen jetzt die Palläſte des Meerkönigs, und wir reiſen ihnen in Nacht und Dunkelheit vorüber, ohne daß Einer von dem Andern weiß.“ In dieſen Gedanken lehnte er ſich noch einmal weit hinüber und ſeine Augen drangen mit den ſehnſüchtigſten Strahlen in die verſchloſſene Tiefe. Doch ſiehe da, ſie blieb nicht verſchloſſen. Dick hatte nicht lange hinabgeſchaut, als tief unten eine feuchte, hellglühende, grüne Kugel erglomm und, wie es ſchien, langſam auf dem Meeresboden dahinrollte. Das funkelnde, milde, dunkle Grün ward immer klarer und warf immer hellere Scheine um ſich; zuletzt ſah der Knabe, daß das, was er für eine fortlaufende Kugel gehalten, nur der Schein eines durch die grünen Bogengänge dahinſchreitenden Lichtes war. Bald trat nun ein Männlein hervor, das tief unten auf dem Meeresboden mit einer Laterne herumwandelte, wie Einer, der zu ſpäter Nachtzeit von dem Beſuche bei Freunden nach Hauſe geht. Dick war ſo freudig erſchrocken, daß der Athem in ſeiner Bruſt ſtockte, er hätte gerne ſogleich den ſtillen Wanderer bei Namen gerufen, aber wußte er wohl, wie er hieß? Er begnügte ſich daher, ſeinen Gang zu verfolgen und bemerkte, wie der ſeltſame Mann oft mit ſeiner Laterne in die Kelche der ſchlafenden Blumen am Wege hineinleuchtete und wie es dann die herrlichſten rothen, blauen oder violetten Scheine gab. Einer dieſer Scheine leuchtete in Dicks Antlitz, und plötzlich ſah er, wie der Mann unten eines der hochſtaudigen Gewächſe erfaßte, raſch an den Blätterſproßen hinanklimmte und bald die ſchwankende Krone erreicht hatte, von der er mit einem blaſſen menſchlichen Antlitze bittend herüberſah, indeß unten auf dem Meeresboden die zurückgelaſſene Laterne leuchtete. Dick warf ihm geſchwind ein loſes Seil zu, er ergriff es geſchickt und behende, und ehe der Knabe es ſich verſah, ſaß der unheimliche Gaſt neben ihm auf dem nächtlichen Verdeck.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutſchland.

(Beſchluß.)

Auch der liebe Zaunkönig, nebſt Vetter Goldhähnchen mit dem gelblichgrünen Gefieder, die Colibris unſerer Breiten, dürfen nicht vergeſſen werden. Sie haben gewiß auch ſchon in den Gehölzen und auf den Zäunen und um die Wintererdhütten der alten Deutſchen ihre Stimmlein erſchallen laſſen; denn rauhes Klima ſchadet ihnen nichts, den kleinen, aber kecken und muntern Geſchöpfen.

Digitized by Google

Hier werde noch erwähnt, daß der Zaunkönig den Namen König mit Recht führet, da er noch höher fliegen kann, als der Adler ſelbſt.

Wir kommen auf dieſen und ſeine ganze Sippſchaft, die Oken die Hachte nennt. Wir überfliegen die Neuntödter und kommen gleich zu den Beizvögeln, als da ſind Sperber (ſchon oben erwähnt), der gemeine Habicht, angelſächſiſch hafuc, in den bajuoariſchen Geſetzen hapich (ſo Ganshapich, Anethapich), ein Name, womit der ältere Deutſche faſt alle Raubvögel außer dem Adler und Geier bezeichnet, und deſſen Wurzel im alten haben, heben, feſthalten, faſſen, oder im happen, an ſich raffen, zu ſuchen iſt; ferner zu dem edlen Volk der Falken, worunter der Wanderfalke und vor allem der isländiſche Edelfalke, der bei den ältern Deutſchen und den Scandinaviern als der beſte und gelehrigſte Beizvogel berühmt und geſucht war, vorzugsweiſe Falken genannt werden. Das deutſche Falk (isländiſch valr) und das lateiniſche falco ſind eins. Kommt dieſes von falx, Sichel, wegen der einwärtsgebogenen Kralle, oder vielmehr, da es vor Konſtantin dem Großen bei keinem Schriftſteller vorkommt, aus dem Deutſchen her und wurde latiniſirt? Vielleicht iſt walken, hin und her treiben, oder fallen, einherſtürzen, oder fällen, niederſtoßen, die Wurzel; oder iſt dieſe im althochdeutſchen walah, angelſächſiſch vealh, wäliſch, welſch, fremd (noch in Wallnuß, isländiſch valhnot, ſichtbar), zu ſuchen? Wirklich heißt der Wanderfalke, der beſonders zum Beizen abgerichtet wurde, im Angelſächſiſchen vealh-hafuc, d. i. welſcher, fremder Falke oder Habicht.

Die Jagd mit Beizvögeln iſt ſchon uralt. Außer den Indiern haben ſich auch die alten Thracier damit beſchäftigt. Auch den Griechen und Römern blieb ſie nicht fremd; im höchſten Grade der Vollkommenheit erſcheint ſie aber im Mittelalter, wo ſie ein Hauptſtück der hohen Jagd geweſen iſt, namentlich aber im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Friedrich der Rothbart ſoll die erſten Falken nach Italien gebracht haben; ja Friedrich II., überhaupt der Jagd wie der Naturforſchung ſehr ergeben, ſchrieb ein eigenes Buch über die Kunſt mit Falken zu jagen. Abſonderlich war das Beizen auf die Reiher, deren es zu allen Zeiten, zum Schaden der Fiſchweiher, genug in Deutſchland gegeben hat, ein ritterlich und fürſtlich Vergnügen bis auf die neuere Zeit. Auch nahmen die Frauen großen Antheil an der Falkenjagd. Eine komiſche Erneuerung dieſer Jagd, die ſeit dem Gebrauch des Schießpulvers nebſt andern Vergnügungen und Spielen der feudalen Vorzeit immer mehr in Abnahme gerieth, hat Waſhington Irving in „Bracebridgehall“ auf ergötzliche Weiſe erzählt.

Daß Adler das zuſammengezogene Adel-Aar iſt, weiß ſchon Jedermann, weniger, daß noch in Niederſachſen Aar für jeden großen Raubvogel gilt. Adler, ſelbſt der herrliche Goldadler, werden zuweilen noch in Schwaben, Tyrol, auch in Franken und Thüringen geſehen. Adler mit doppelten Köpfen, die bekanntlich in Wappen und namentlich als bedeutendes Sinnbild des deutſchen Kaiſerreichs figuriren, ſoll es doch ſchon wirklich als Mißgeburt gegeben haben, wenn den Berichten zu trauen iſt.

Die in Deutſchland nicht ſeltenen, kahlköpfigen, unedlen, freßgierigen Geier, althochdeutſch gir und gier — woraus im mittelalterlichen Latein gira, altfranzöſiſch goire geworden iſt — noch jezt niederländiſch ghier, mögen wohl von geren, begehren, ſich benennen; wie vielleicht vultur von vult? könnte man fragen. Isländiſch, wo grip auch Raub bedeutet, heißt er gripfugl, was aber auch den fabelhaften Greif bezeichnet. Gothiſch heißt greifen greipan, angelſächſiſch gripan, griopan, was ſich mehr oder wenig im Däniſchen, Engliſchen, Niederländiſchen, ſelbſt in dem franzöſiſchen gripper wiederfindet, und wobei man wohl das perſiſche giriftan, greifen, das isländiſche und altſchwediſche grip und greip, die Hand, und das Griff der Jägerſprache, d. i. Klaue der Raubvögel, vergleichen kann. Das griechiſche und lateiniſche gryphus ſcheint von derſelben Wurzel; in allen iſt der Begriff des Zugreifens, Raubens herrſchend. Dieſer iſt auch offenbar in grippi, griß, griffones, d. i. Seeräuber, gleichſam Seegreife, im mittelalterlichen Latein.

Die Greife der Alten, von denen ſie viel fabeln, wie die Morgenländer von ihrem Vogel Rock, ſollen, wie man gewöhnlich annimmt, nichts ſeyn, als in's Fabelhafte karrikirte Geier. Oder deutet vielleicht jener oft genannte gryphus antiquitatis der Naturbeſchreiber, von welchem noch ungeheure, ſeltſam gebildete Ueberreſte bei Gibraltar und am Eismeer gefunden worden ſind, auf ein wirkliches Geſchöpf dieſer Art hin?

An dieſe Frage knüpfe ich eine andere, die Oken aufgeworfen hat: ob die Singdroſſel, die von den Bäumen herab den ganzen Sommermorgen und Sommerabend hindurch ihr: David! David! u. ſ. w. erſchallen läßt, und die zu ihrem Neſte auch faulendes Holz nimmt, das bekanntlich des Nachts leuchtet, vielleicht jener leuchtende Vogel im hercyniſchen Walde ſeyn möchte, von welchem Plinius ſpricht? — Antons Meinung, es möchte etwa unter dieſem Vogel eine große Art Laternenträger (fulgora laternaria oder candelaria), die das damals ſehr ſumpfige Germanien hervorgebracht und der Römer für Vögel gehalten habe, zu verſtehen ſeyn, ſcheint mir deßwegen ganz unhaltbar, weil die genannten Inſekten ſich nur in Südamerika und in Aſien aufhalten, und eine Abart, die fulgora europaea, die ſich hie und da in Deutſchland, beſonders auf dem Wollkraute, vorfindet, ſo viel ich weiß, keinen ſolchen Glanz verbreitet.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortſetzung.)

Der Verein der in Waſſerfarben malenden Künſtler.

Wie mit Verläumdungen, ſo hatte der Verein, ſeit der Neid ihn jenen ausſezte, auch mit einer Konkurrenz zu kämpfen, die aus dem Zuſammentritte einer Anzahl in Waſſerfarben malender Künſtler entſtand, deren Abſicht keine geringere war, als dem alten Vereine die Grabesglocke zu läuten. An Anſtrengung, den Zweck zu erreichen, hat es nicht gefehlt. Die neue Geſellſchaft hat es ſelbſt nicht unter ihrer Würde gefunden, zum Behuf einer möglichen Täuſchung des Publikums den Namen des alten Vereins ſich beizulegen. Aber, wie tüchtige Mitglieder ſie auch zählt, noch iſt ihre Anſtrengung hinter ihrem Zwecke, noch ſind ihre Leiſtungen hinter denen des alten Vereins zurückgeblieben. Wenigſtens iſt dies das entſchiedene Urtheil unpartheiiſcher Kritik, und das große Publikum ſtimmt ihm inſofern bei, als es die Ausſtellung des alten Vereins um Vieles zahlreicher beſucht, als die gleichzeitig geöffnete des neuen. Es iſt in London bei allen Kunſtausſtellungen Gebrauch, einen oder zwei Tage früher, als die eigentliche Eröffnung ſtattfindet, einer erleſenen Zahl vornehmer Herren und Frauen und den Patronen und Patroninnen mittelſt beſonderer Einladungen eine Privatſchau zu gewähren. Obgleich gegen dieſen Gebrauch ſich Manches einwenden läßt, ſo hat er doch auch ſeine Vortheile, und beſteht ſo allgemein, daß, wie ich glaube, Niemand daran denkt, ihn abzuſchaffen. Demgemäß bot ebenfalls der urſprüngliche Künſtlerverein ſeine diesjährige Galerie den Blicken einer erwählten Verſammlung gratis, ehe er ſie Tags darauf gegen Bezahlung aufthat, und wem daran gelegen war, ſich in vornehmer Geſellſchaft zu befinden, der brauchte nur, wenn er nicht zu den Eingeladenen gehörte, von einem der Mitglieder ein auszuſtellendes Gemälde für die Kleinigkeit von hundert Guineen zu kaufen, und der Verein machte es ſich zum Vergnügen, ihn zur Privatſchau zuzulaſſen. In der Erwartung guter Geſellſchaft würde er ſich nicht getäuſcht haben. Der Saal war mit Leuten von Stand und Faſhion gedrängt voll, denn als ſolche dürfen doch wohl bezeichnet werden die Grafen von Tankerville und Cawdor, die Viscounts Eliot und Stormont, Lord Prudhon, der Biſchof von Wincheſter, der General Phipps und viele Andere mit gleich gut klingenden Namen, ihre ſchönen Frauen und noch ſchöneren Töchter natürlich eingeſchloſſen. Damit nun aber das Ausland nicht rufe: da ſeht das freiſinnige England! Ariſtokrat muß man dort ſeyn, wenn man bemerkt und beachtet werden will! ſo muß ich ſchnell eines andern Gebrauchs gedenken, der für das Gegentheil zeugt, der nicht bloß bei Kunſtausſtellungen, ſondern überall ſtattfindet, wo es für das Publikum etwas zu ſehen und zu hören gibt, und den ich herzlich gern in Deutſchland eingeführt ſähe, nicht weil er die öffentliche Achtung für einen Stand bekundet, welchem ich zufällig angehöre, ſondern weil ein Land die Achtung gegen ſich ſelbſt nicht ſchöner kund zu geben vermag, als durch Auszeichnung derer, welche mit der Preſſe in Verbindung ſtehen — gentlemen of the press; denn das eben iſt jener andere Gebrauch, daß die gentlemen of the press überall zuerſt freien Zutritt haben, und daß überall, wo etwas geſchieht, woran das Publikum zur Theilnahme berechtigt oder aufgefordert iſt, zuvörderſt für die gentlemen of the press geſorgt wird durch bequeme Size, durch Gewährung der beſten Ueberſicht und durch Raum zum Schreiben. Thut man das aber etwa, um die ſchreibenden Federn für ſich zu gewinnen? — Nun, wenn man es in dieſer Abſicht thut, ſo findet man ſich wenigſtens oft genug darin getäuſcht; keinem, nicht dem feindſeligſt geſinnten Journale wird der Zutritt verweigert und der Raum geſperrt.

Die Grenzen eines Korreſpondenz-Artikels beſchränken mich in Bezug auf den Inhalt der Ausſtellung auf einige wenige Bemerkungen. Was bei Künſtlervereinen nicht immer der Fall iſt, daß der Würdigſte den Präſidentenſtuhl einnimmt, das iſt hier der Fall. Copley Fielding verdient zuerſt genannt zu werden. Seine ſonnigen Seeufer und ſeine dunkeln Meeresfelſen, ſeine trockenen Dünen und ſeine ſaftigen Wieſen — es dürfte nicht leicht ſeyn, ihm das nachzuahmen, und wie aufſtrebend und glänzend auch die Talente jüngerer Mitglieder ſind, ſeine Gemälde gehören unſtreitig zu den Perlen der Ausſtellung. Da ſind ſeine Klippen zu Seaford, ſeine Anſicht des Waldes von Suſſex, mit dem Blicke über Buxted und Uckfield und in der Ferne die ſüdlichen Dünen, ſein Bowhügel in Suſſex, an deſſen Fuße bei Stoke in der Nähe von Chicheſter ſich eine tiefe Schlucht durch die Dünen hinzieht, in deren Mitte ein alter Hain ehrwürdiger Bäume aufragt, ſo alt, daß mancher Baum älter ſeyn mag, als die Zeit der Eroberung, bekannt in der Geſchichte durch die blutige Schlacht, welche die Sachſen und die norwegiſchen Eindringlinge dort unter Wikingr fochten, viel beſucht wegen der Gräber der in der Schlacht gefallenen Seekönige, und zur Erinnerung an jenes Treffen der königliche Grund genannt: die Wahrheit dieſer Gemälde iſt ſo ſchlagend, daß ſie verkleinerten Landſchaften gleichen, wie ſie in einer *camera lucida* ſich dem Auge bieten. — J. F. Lewis verſezt den Zuſchauer nach Spanien. Eine ſpaniſche Poſada, wie ſie nach einem Stiergefechte ausſieht, eine Weinbergsſcene in Granada, ein Mönch aus dem Orden *Los Trinitarios Descalzos*, Bettelmönche, die Almoſen empfangen, eine, ich weiß nicht aus welchem Grunde, für den Prinzen Georg von Cambridge gemalte Spanierin, ſpaniſche Kapuziner, die in Sevilla zum Beſten ihres Kloſters predigen — alle dieſe Gemälde ſind eben ſo viele überzeugende Beweiſe, welcher Höhe von Vollkommenheit die Kunſt, in Waſſerfarben zu malen, fähig iſt, und zu welcher ſie in England ſich emporgeſchwungen hat. Sehe man auf die Mannichfaltigkeit des Charakters, oder auf den Glanz der Farben, man muß bekennen, daß die Kunſt, in Oel zu malen, ihren frühern Vorzug nicht mehr ungetheilt beſizt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fürſtenau, im Großherzogthum Heſſen, Mai 1835.

Auch in der hieſigen Reſidenz hat die Idee eines dem unſterblichen Schiller zu errichtenden Denkmals ausgezeichnete Anerkennung gefunden. Der regierende Graf Albert zu Erbach-Fürſtenau, ein thätiger Beförderer alles Schönen und Edlen und ein hoher Verehrer Schillers, veranſtaltete bereits im Januar dieſes Jahres ein Darſtellung von „Wallenſteins Lager“ auf dem ſchon lange beſtehenden hieſigen Hof- und Liebhabertheater zum Vortheil des Denkmals, deren Ertrag ſich auf 66 fl. belief. Eine Privatſammlung des Herrn Grafen betrug 27 fl. 56 kr. — Vor einigen Wochen fand nun eine abermalige dramatiſche Darſtellung für das Denkmal, bei welchem der von Herrn Profeſſor Schwab zu der Darſtellung des „Fiesko“ auf dem k. Hoftheater zu Stuttgart gedichtete Prolog mit angemeſſenen Ortsabänderungen geſprochen wurde, unter allgemeiner Theilnahme ſtatt, und der Ertrag, zu dem noch einige anderweitige Beiträge des Herrn Grafen, der gräflichen Verwandten und der Dienerſchaft hinzukamen, iſt mit 330 fl. dem Vereine für Schillers Denkmal in Stuttgart zugeſtellt worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 9. Juni 1835.

Eher verwandt iſt hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Menſch und dem üppigen Saatfeld.

Platen.

Briefe über die Insel Rügen.

Dritter Brief.

Schon eine weite Reiſe habe ich jezt durch das Rügenland gemacht, und ſchon ſo viel davon geſprochen, daß ich befürchten muß, den Leſer zu ermüden. Ich übergebe daher manchen andern reizenden Punkt, manche zauberiſche Aus- und Anſicht, und eile dahin, wo ſich eine Totalüberſicht aller andern einzelnen Landſchaftbilder aufthut — zu dem Hauptpunkte der Inſel.

Gegen die Mitte der Hauptinſel nämlich erhebt ſich das Land und bildet hier gleichſam den Brennpunkt der konvexen Linſenform des Erdbodens. An dieſer Stelle liegt Bergen, die Hauptſtadt, freilich nur ein Städtchen und unſcheinbar gebaut, eine an ſich traurige, kleine Siebenhügelſtadt mit wellenförmig auf- und abſteigenden krummen Straßen, aber ihrer Lage nach mit nur wenigen die Konkurrenz fürchtend.

So weit man aus der Ferne, wohl auf fünf Meilen im Umkreis, ihre Thürme erblickt, ſo weit ſchweift von ihr aus der Blick über das ganze Land, die pommerſchen Küſten, die hohe See. Und ſo hoch die Stadt liegt, ſo gibt es doch eine Stelle auf dem Markte, von wo aus man über den Dächern der gegenüberſtehenden Häuſerreihe die Schiffe am Saum des Meeres vorüberziehen ſieht, wie fliegende Schwäne. Zwei große Hügel außer der Stadt, und an die Höhe, worauf dieſe liegt, grenzend, haben wegen der Ausſicht, welche man von ihren Gipfeln genießt, Bedeutung. Der kleinere, Raddaß genannt, iſt mit engliſchen Anlagen bedeckt und gewährt nicht den ganz vollen Ueberblick der Umgegend wie ſein berühmterer Nebenbuhler, der Rugard. Dieſer Hügel iſt gegenwärtig Eigenthum des für Rügen ſo wohlthätigen Fürſten zu Putbus. Er iſt ganz kahl, mit ſpärlichem Heidekraut bewachſen, und die Kunſt hat hier nur ſo viel gethan, um dem Beſteiger die Wege ſo angenehm zu machen, als er wünſchen kann, und die Schonung der Eigenthümlichkeiten der Naturformen es geſtattete.

Auf der Spitze dieſes Hügels, welcher in gleicher Ebene mit der Spitze des Marienthurms zu Stralſund liegen ſoll, erhält man eine vollſtändige Rekapitulation aller merkwürdigen Punkte. Gegen Weſt und Südweſt breitet ſich das Flachland Rügens, in kleine Areale getheilt, aus. Gegen Nord und Nordoſt übereilt der Blick die Bodden, Halbinſeln und Inſeln, und nach allen Seiten hin taucht er in die See. Dieſer Standpunkt iſt ſehr berühmt, und in ſofern man von ihm eine ganze, nicht kleine Inſel überblickt, hat er etwas Außerordentliches. Es kommt aber ſehr auf die Optik des Tages an, ob der Eindruck, den man hinwegnimmt,

Digitized by Google

ſich mit aller Magie der Erinnerung an impoſante Naturſcenen nachfühlt.

Von hier aus will ich noch einen kleinen Abſprung nach Südoſt machen, wo in merkwürdiger Zerriſſenheit ſich das Land in die See hinanshängt und die Halbinſel **Mönchgut** bildet. Die wieder ſehr reizenden Ausſichten abgerechnet, bietet die Natur hier wenig Bemerkenswerthes. Dagegen bleibt dieſes durch ſeine Lage und die Sitten ſeiner Bewohner vom Hauptlande iſolirte Ländchen in hiſtoriſcher Beziehung intereſſant. Denn ſeit Jahrhunderten hat der Menſch hier in ſeinen ſocialen Verhältniſſen nichts geändert und kaum einen Schritt weiter vorwärts gethan. Der Mönchguter ſpricht heute noch ſein eigenthümliches Patois, trägt ſeine beſondere Tracht, webt die Zeuche dazu ſelber, lebt in patriarchaliſcher Ungebundenheit und Zucht. Unter andern merkwürdig iſt bei ihm die in Europa gewiß hier einzige Sitte, daß ſich die Mädchen ihre Männer wählen und der Heirathsantrag von dem Weibe, nicht umgekehrt, wie ſonſt bei uns, ausgeht. Die Inſel war vor Zeiten Eigenthum eines Mönchskloſters, was eben ihr Name bezeichnet.

Ich komme jezt auf die Denkmale und Ueberreſte der deutſchen heidniſchen Vorzeit, welche ſich auf Rügen fanden und finden. Der Erdwälle und Burgringe habe ich bereits erwähnt, und es bleibt mir nur noch übrig, von den ſogenannten **Hühnengräbern** und Opferhügeln und ihrer Ausbeute etwas im Allgemeinen zu ſagen. Was Rügen an ſolchen Denkmälern beſizt, muß um ſo ſchäzbarer erſcheinen, wenn man erwägt, wie bei allem Reichthum unſerer Antiquitätenkammern und jener klaſſiſchen Gegenden unſers Vaterlands, wo jeder Morgen Landes eine intereſſante Ruine einſchließt, die Alterthumsforſchung ſicherer Belege aus der Urzeit unſerer Nation beinahe völlig entbehrt, während die Reſte des altrömiſchen und altgriechiſchen Lebens, ja ſelbſt die der egyptiſchen und indiſchen Vorzeit und die aus dem ſpätern Mittelalter ihr bis zum Uebermaße vorliegen. Bei der geringen Kultur der das alte Deutſchland bewahnenden Völkerſtämme und ihrer dürftigen Baukunſt konnte auf der nach allen Richtungen vom rieſernen Kriegsbeſen durchfegten Erde freilich wenig überbleiben, und ſelbſt dieſes Wenige verwiſchte der Fleiß und die Intelligenz ſpäterer Jahrhunderte. Auf unſerer einſamen, von den großen Völkerbewegungen weniger berührten Inſel erhielten ſich daher ſolche Denkmäler der rohen Zeit um ſo glücklicher, als auf ſie auch das Mittelalter und die neuere Zeit geringen Einfluß äußerten. Doppelt ſchäzbar werden dieſe Ueberreſte dadurch, daß ſie aus zwei verſchiedenen Epochen der einheimiſchen Geſchichte ſtammen und uns zugleich von Slaven und Wenden ſprechen, welche nacheinander Bewohner des deutſchen Nordens waren.

(Der Beſchluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortſezung.)

Das Männlein hatte ein dunkles Kleidchen an, um das blaſſe, welke Greiſesantliz legten ſich ſchlichte, lange, grüne Haare, die erloſchenen Augen blickten wehmüthig vor ſich hin, indeß er mit ſanfter Stimme ſprach: „Schöner Knabe, die Unterirdiſchen haben es erfahren, daß die flüchtige Welle in Dir ein geheimnißvolles Glückskind trägt, das zu unſrem Wohl, zu unſerer Freude geboren worden. Ich muß mich kurz faſſen, damit das Schiff nicht entgleitet und ich meine Laterne noch wiederfinde; vernimm alſo, daß die ſchöne Meerlilie mich ſendet und anfragen läßt, ob Du, holder Freund, ihr Retter ſeyn willſt aus ſchmählicher Geſangenſchaft.“ Dick ſah ſtaunend in die waſſerhellen Augen des kleinen Greiſes und fragte: „Sage mir nur, Gevatter Waſſermann, wer iſt die ſchöne Meerlilie, und auf welche Weiſe kann ich ihr Befreier werden?“ — „Das Erſtere,“ entgegnete der Greis, „erfährſt Du wohl zu ſeiner Zeit umſtändlicher, das Zweite kann ich Dir jezt gleich ſagen.“ Er warf einen Blick auf ſeine Laterne, und da ſie ſchon entfernter ſchimmerte, ſezte er eiliger hinzu: „Meerlilie iſt eine ſüße, wunderſchöne Jungfrau, die von dem übermüthigen Korallenfürſten, weil ſie ſeine Liebe nicht erwidern wollte, ſammt ihren Freunden und Angehörigen in den Grund des Meeres verzaubert worden iſt, wo ſie in einem jener Zaubergärten, die Du unten geſehen haſt, ſo lange hingebannt ſchlummern muß, bis ein ſchöner, unſchuldiger Knabe, den die Geiſter lieb haben, den Zauber überwindend, ſie befreit. Willſt Du nun die ſchöne Meerlilie ſehen, und geht Dir ihr herbes Leid zu Herzen, ſo entſchließe Dich, mit mir in die Tiefe herabzuſteigen, ich will Dich ſchnell und ſicher zu ihr führen. Vorher aber prüfe Dich, ob Du Stärke genug beſizeſt, die Probe zu beſtehen: drei Nächte nämlich hintereinander mußt Du neben der ſchönen Lilie wachen, ohne Dich von den Zaubertönen, die um ihr Blumenlager erklingen werden, in Schlummer wiegen zu laſſen. Gelingt Dir dieſes, ſo iſt das Schwerſte überſtanden und die andern Bedingungen, die ſie Dir ſelbſt aufgeben wird, ſind leicht zu erfüllen.“

Dick hörte dieſe Rede mit freudefunkelnden Augen. „Gevatter Waſſermann!“ rief er, „wenn Du mit ſcharfem Geiſtesblick mich auserſehen haſt, ſo ſollſt Du ſehen, daß ich gerade der Mann bin, den Du ſuchſt. Komm, zeige mir die Wege zu der ſchönen Lilie, das Andere laß mich machen.“ Der Kleine ſchüttelte, als er dieſe

Digitized by Google

Worte hörte, mißvergnügt das Haupt. „Wie ſchnell und unbeſonnen!“ rief er, „als gälte es, einen Apfel vom Baum zu brechen! Die Angelegenheit iſt zu wichtig, ich gebe Dir drei Nächte Bedenkzeit, dann komme ich, Dich abzuholen. Wiſſe, daß wenn der Schlaf Dich unten übermannt, Du auf ewige Zeiten dort eingeſchloſſen bleibſt, nie das Auge der Deinigen wieder ſiehſt, noch jemals die grünen Wieſen und Fluren der Oberwelt betrittſt. Beſtehſt Du aber die Probe, ſo ſind große Schätze und die Liebe der ſchönen Meerfee dein. Nun weißt Du, was Du wiſſen ſollſt. Gieb wohl Acht, am Abend des dritten Tags wird das Schiff an den Kelch einer ungeheuern, prächtigen Meerlilie heranſchwimmen; das ſoll Dir ein Zeichen ſeyn, daß Deine unbekannte Geliebte Dich erwartet. Jezt lebe wohl, ich muß hinunter, meine Haare fangen an trocken zu werden und nur noch wie ein fernes Pünktchen ſchimmert die Laterne.“ Er ergriff bei dieſen Worten eiligſt das Seil, löſte es ſo lang wie möglich und ſchwang ſich in's Meer hinab; Dick ſah ihn in die ſchwarzen Wellen untertauchen und ſpurlos verſchwinden. Es ward ihm weh um's Herz, denn er hatte in dieſen wenigen Minuten den alten Waſſermann ordentlich lieb gewonnen. Jezt ſaß er wieder einſam da, und wie ein Traum war die ganze ſeltſame Erſcheinung in die Wellen hinabgeglitten, das Meer todt und ſtille.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Dick erwachte, heftig geſchüttelt vom Arme des zornigen Schiffsmeiſters; verſtört blickte er in die Höhe und rief: „Aber ſo ſagt doch nur, warum kann die ſchöne Lilie nicht den Korallenfürſten lieben?“ — „O Du Kröte!“ ſchrie der Schiffsmeiſter und gab ihm einen derben Schlag, „wer ſpricht davon? hinunter ſollſt Du in den Raum, die Kajüte auskehren, das Geräthe zuſammenſtellen! ſeht doch den trägen Meerwurm!“ — Er packte in die blonden Locken des Knaben, zerrte ihn in die Höhe und ſtieß ihn vor ſich die kleine Stiege zur Kajüte hinab.

Es iſt eine ſchlimme Zeit, wenn die Sonntagskinder arbeiten müſſen; der Kehrbeſen ward wie Blei in Dicks Händen, der leichte Staubwedel kam nicht von der Stelle, und die wenige Arbeit wurde und wurde nicht fertig. Es regnete nun wieder Schläge und Scheltworte; Dick nahm ſie geduldig hin, indem er bei ſich dachte: ſie können mir doch nicht die Liebe der Meerfee rauben, und die Schätze, die ich gewinnen werde. Fand er einen Augenblick müßige Zeit, ſo lag er auf ſeinem Plätzchen am Bord und blickte hinab und erſtaunte im ſüßen Schrecken, wie Alles unten um Vieles prächtiger und ſchöner wurde. Das helle Waſſer ſchien noch durchſichtiger und kryſtallreiner, üppiger und ſeltſamer waren Gewächſe und Geſteine, bunter durcheinander ſpielten die herrlichen Fiſche. Am zweiten Tage fing Dick an, ſchon nach dem Kelch der Meerlilie auszuſchauen; doch ſo weit er ſein ſuchendes Auge ſchickte, war nichts als Waſſer und Himmel; aber am Morgen des dritten Tages tauchte am Horizont etwas Weißes auf, das hell in der Sonne flimmerte, und das die Schiffleute für die äußerſte Spitze eines Kreidefelſen hielten. Zu gleicher Zeit wurden Alle inne, daß ein ſüßer, unendlich lieblicher Duft ſich um das Schiff her zu verbreiten anfing; Einige, die ihre Augen mit Gläſern bewaffnet hatten, ſahen nun, daß das, was ihnen als ein Kreidefelſen erſchienen, der Kelch einer ungeheuern weißen Blume war, die ruhig auf dem glatten Spiegel ſchwamm und die himmliſchen Düfte ausſtreute. Darüber verwunderten ſich Alle nicht wenig, und ſelbſt der Kapitän wußte nicht gleich, wie er dieſe neue Seltſamkeit gehörig verſtändlich erklären ſolle. Dick allein trug das ganze Verſtändniß im Herzen. Er ſchlich an den einſamſten Platz, um ſein Entzücken und die bangen Schauer, die ſeine Bruſt durchbebten, nicht vor den Leuten ſehen zu laſſen; verſtohlen blickte er von hier aus auf die Blume, die näher und näher heranſchwamm. Die Abendſonne füllte den ſilbernen Kelch mit Purpurſtaub, und widerſpiegelnd ſchwebten die glänzendſten rothen und weißen Scheine im Waſſer; endlich war das Schiff der Blume ganz nahe, es war Nacht geworden, und weit hin auf der ſchwarzen Fläche breiteten ſich die rieſigen Blätter im Monde wie ein Schneefeld glänzend aus; zugleich füllte ein durchdringender Duft die ganze Atmoſphäre, ſo daß eine Betäubung ſich der ganzen Mannſchaft bemächtigte und ſie in Schlummer ſank, trotz den Befehlen und Drohungen des Kapitäns. Dicks Sinne blieben allein völlig wach; er hatte ſich auf ſeinen gewohnten Platz begeben, und niederſchauend in die Wellen, erwartete er den geheimnißvollen Boten, der ihn hinabgeleiten ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Theater. Fruchthalle.

Unſere Theaterſaiſon iſt mit dem 16ten Mai zu Ende gegangen, und das nachbarliche Wiesbaden, das im Sommer ſo viel Schönes in ſich aufnimmt, nimmt uns auch dieſen Genuß. Immerhin; diesmal wenigſtens haben wir nicht Urſache, uns zu betrüben, daß Thalia einige Monate feiert. Unſere Bühne laborirte acht Monate lang an einer Krankheit, von welcher die Geneſung nicht abzuſehen iſt. Die Krankheit beſteht aus einzelnen Symptomen; ſie heißen: Läſſigkeit des Directors, Unfleiß des Perſonals, Charakterloſigkeit des Repertoires u. ſ. w. Wir Theaterbeſucher unſererſeits haben durch faktiſche Theilnahme an dem hieſigen Theaterweſen gezeigt, was der Director hoffen könnte, wenn

Digitized by Google

er nur einigermaßen den billigen Wünſchen des Publikums entgegenkäme; aber es iſt nicht geſchehen, und die Jeremiaden über abermalige Täuſchung der Abonennten ſind mehr als gerecht. Sonderbar! auf unſerm neuen Hauſe ruht ein wahrhafter Fluch. In den erſten Jahren ſeiner Exiſtenz wurde es von zwei einſichts- und geſchmackloſen Menſchen dirigirt; ſie gingen mit unſerem guten Gelde weg, und lachten ſich in's Fäuſtchen. Dießmal hat man die Leitung einem Manne gegeben, der der Sache kundig iſt, und auch gerade keinen böſen Willen hat, aber er ſpart zu ſehr auf die etwa kommenden dürren Jahre, und traktirt uns mit allzu magerer Koſt. Sind 90,000 fl., der jährliche Ertrag unſerer Bühne, etwa nichts?

Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, daß wir vielleicht noch in dieſem Jahre in unſerer Stadt eine großartige Fruchthalle werden emporſteigen ſehen, wodurch einem Bedürfniſſe abgeholfen ſeyn wird, das bisher die armen Bauern, die uns ſo reichlich mit Brod verſehen, am ſchmerzlichſten empfanden, indem ſie, unter freiem Himmel oft der ſchlimmſten Witterung ausgeſezt, ſich und ihre Waare zu Grunde richteten. Die Wichtigkeit, ja die europäiſche Bedeutſamkeit unſers Fruchtmarktes kann ein Opfer von etwa 50,000 fl. allerdings verlangen. Ich ſage europäiſche Bedeutſamkeit; denn wie das Fallen und Steigen der Staatspapiere zu London und Paris in den Börſen kleinerer Städte die Richtſchnur der Handelsunternehmungen wird, ſo fragt man zu Amſterdam, Straßburg, London und Marſeille nach dem Stande der Fruchtpreiſe zu Mainz. Ja, vor einigen Jahren verſah ein einziges hieſiges Handelshaus mehrere franzöſiſche Departements mit ihrem Fruchtbedarf aus dem Ueberfluſſe von Franken und Heſſen. Auch läßt ſich die Bedeutſamkeit des hieſigen Fruchtmarkts leicht erklären. Wir beſitzen den Markt, auf welchen die geſegnete, getreidereiche Provinz auf ſo leichte und wenig koſtſpielige Weiſe ihre Vorräthe ſchaffen kann, da die ungehinderte Zufuhr auf dem Main, Rhein und den Kunſtſtraßen den Fruchthandel natürlich an den Hafen von Mainz feſtbannen muß, beſonders wenn man dieſen vollſaftigen Handelszweig gehörig zu würdigen verſteht. Nur um den Platz handelt es ſich noch, wo die Fruchthalle zu gründen ſey, ob in die Nähe des neuen Theaters, wo ein umfangreicher Raum ſich vorfindet, oder an dem Rhein, wo zwar der Platz nicht ſo groß, aber die Lokalität günſtiger wäre. Dieſer im Ganzen unwichtige Streit wird bald geendet ſeyn, und die lang erſehnte Fruchthalle wird erſtehen.

(Der Beſchluß folgt.)

London, Mai.

(Fortſetzung.)

Der Verein der in Waſſerfarben malenden Künſtler. Italieniſche Oper.

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit die Kunſtwelt auf ein Werk aufmerkſam zu machen, welches Lewis als Frucht eines längern Aufenthalts in Spanien emſig vorbereitet. Es wird im Verlage von Hodgſon, Boys und Graves erſcheinen und den Titel führen: Sketches and Drawings in Spain, made during a tour in that country, in the years 1833 — 34, consisting of a selection of twenty-five of the most interesting Sketches from his Portfolio, including the Figures, Animals and Scenery of Spain. Drawn on Stone, in exact imitation of the original Sketches, entirely by John F. Lewis. Der Name des Verfaſſers und der Ruhm, den ſein jüngſt erſchienenes Alhambra ſich ſchnell erworben hat, verbürgen den Werth der zu erwartenden Erſcheinung. — Nächſt Fielding und Lewis dürfen G. Cattermole und J. D. Harding nicht ungenannt bleiben. Erſterer hat in dem Abt ein herrliches Gemälde gegeben, mag man auf die Hauptfiguren oder auf die Einzelnheiten ſehen. Der ſchlafende Würdenträger, der Laienbruder, der die Reſte des eben beendigten Mahls entfernt, und der Mönch, der ſeinen Superior in die Arme des Morpheus hineingeleſen hat, und nun keinen Augenblick zu verlieren wünſcht, um ſich nach Möglichkeit und Bedürfnis zu erfriſchen, ſind drei lebenswarme Bilder, während das Geräth, ſo wie das ganze Innere des Zimmers mit einer bewundernswerthen Sorgfalt gearbeitet iſt. Von Harding iſt der große Kanal in Venedig, unſtreitig das vollendetſte Muſterbild dieſes Fachs in der ganzen Galerie. Ich wüßte kaum, was ich in Glanz der Farben und in Schönheit des Effekts ihm zur Seite ſtellen könnte, und ich ſtimme ganz dem Ausſpruche eines Kunſtrichters bei, welcher ſagte: it combines the truth of Canaletti with the gorgeous brilliancy of Turner. Wie ich höre, ſoll in Kurzem ein Kupferſtich davon erſcheinen. Ich würde mich eines Eingriffs in die Rechte des Kunſtblattes ſchuldig machen, wollte ich die vorgeführten Gemälde näher analyſiren, oder auch nur mit gleicher Flüchtigkeit die ganze Galerie durchgehen. Daß aber ein Verein von Künſtlern, unter denen ſich die Namen eines David Cox, Hunt, Friedrich Naſh, Samuel Prout, Richter Stephanoff befinden, und daß eine Sammlung von 327 Gemälden, die alle der Ausſtellung werth geachtet worden ſind, von Seiten der Kunſtfreunde beſondere Aufmerkſamkeit verdiene, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.

Seit ich zulezt der italieniſchen Oper gedacht habe, ſind la gazza ladra, Anna Bolena und Samiramide in ziemlich raſcher Folge über die Bretter und durch das Orcheſter dieſes faſhionabeln Hauſes gegangen. Wenn das Publikum bis auf einige Ausnahmen zufrieden iſt, ſo, ſollte ich meinen, muß Laporte ohne alle Ausnahme zufrieden ſeyn. Das theure Haus iſt regelmäßig, bisweilen zu ſehr gefüllt, und wenn Laporte am Schluſſe der diesjährigen Seaſon mit Schulden abtritt, ja, wenn er nicht Mittel erübrigt, die Schulden früherer Zeit zu bezahlen, ſo geht das entweder nicht mit rechten Dingen zu, oder das Beſtehen ſeines Unternehmens iſt eine reine Unmöglichkeit. London muß reiche Bewohner haben, da in die Kaſſe eines einzigen Theaters jeden Abend ſo viele Tauſende fließen! — La gazza ladra wurde hauptſächlich in der Abſicht gegeben, Mademoiſelle Griſi in einer ihrer beſten Rollen, in der der Ninetta, auftreten zu laſſen. Aus allen Theilen des vollen Hauſes wurde ſie mit der lebhafteſten Theilnahme begrüßt, und in der That, ſie rechtfertigte die hiedurch ausgeſprochene Erwartung, denn trefflich, wie durch die ganze Rolle, ging ſie beſonders mit Kraft und Leben durch die berühmte Cavatine: di piacer mi balza il cor. Es iſt einige Zeit her, daß ſie zum lezten Male in London gehört wurde, aber ſeit dieſer Zeit hat ihre Stimme bedeutend an Stärke und Umfang gewonnen, und ihre übrigen Kunſtfertigkeiten haben ſich ſo vortheilhaft ausgebildet, daß Mademoiſelle Griſi gegenwärtig ohne Zweifel mit den erſten Sängerinnen des Tags auf faſt gleicher Höhe ſteht. Auch iſt ihr dramatiſches Talent kaum geringer, als ihr muſikaliſches Geſchick. Erſteres konnte wohl nicht beſſer erprobt werden, als in der Rolle der Ninetta, die, wie unintereſſant ſie auch im Ganzen ſeyn mag, doch an die Darſtellerin bedeutende Anſprüche macht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Juni 1835.

— Ohne Wunder, Gold und Edelſtein,
Kann ohne ſie das bunte Mährchen ſeyn?

Wieland.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortſetzung.)

Nicht lange, ſo erglomm tief unten wieder der lichte, grüne Schein, wurde ſchnell größer, und zugleich rankte ſich eine ſchwarze Staude mit ihren krauſen Blättern aus dem Waſſer heraus, indem ſie ſich an die Seite des Schiffs, gleich einer Leiter, anlegte. Das kleine, häßliche Geſicht des Greiſes tauchte empor und nickte dem armen Knaben, dem jezt weh und unheimlich zu Muthe wurde, mit freundlichem Grinſen zu. „Nun, welchen Entſchluß haſt Du gefaßt, Söhnchen?“ — „Gevatter Waſſermann, wenn es ſeyn kann, ſo wollen wir die ganze Unternehmung bleiben laſſen.“ — „Elender Knabe,“ zürnte der Geiſt, „biſt Du ſo kleinmüthig und unzuverläſſig? — Wenn Dich die reichen Schätze nicht locken, ſo ſollte Dich der Schmerz der ſchönen Meerlilie rühren, die ſich durch Deine Thorheit jezt um ihre Hoffnung betrogen ſieht. Geh, einfältiger Burſche, Du warſt Deines Glückes nicht werth!“ — Mit dieſen Worten machte ſich der Kleine bereit, wieder niederzuſteigen, als Dick ſich raſch ermannte, allen kecken Muth zuſammennahm und rief: „Nun, nicht ſo eilig, ich folge Dir nach! — aber,“ ſezte er hinzu, „werden die Gefährten nicht unterdeſſen fortſegeln, mich verlaſſen?“ — „Sey ohne Furcht,“ war die Antwort, „der magiſche Duft der Lilie hält ſie und ihr Schiff während dieſer drei Tage und Nächte, da Du unten weileſt, feſt gezaubert an dieſe Stelle, wir finden ſie noch ſchlummernd, wie wir ſie jezt verlaſſen.“

Jezt ſtiegen der Waſſergeiſt und Dick auf den Boden des Meeres hinab. Unten ſah Alles ſeltſam und traumhaft aus; in der Dunkelheit ragten die rieſigen Gewächſe und Blumen wie mit drohenden Armen weit in die ſtillen Gewäſſer hinein; die Laterne des Alten warf wunderbare Schimmer, und wie er ſie ergriffen und die beiden Wanderer jezt ſtill neben einander auf dem Meeresboden hinwandelten, da wurde Dick mit Entſetzen inne, wie er ſo gar nichts kenne in dieſer ihn umgebenden Welt, kein Geſtein und keine Blüthe, wie Alles ihn mit fremden, unheimlichen Augen anſehe. Zahlloſe Fiſche ſchwammen ihnen entgegen und bogen ſcheu vor dem Lichte der Laterne aus. Endlich gelangten ſie zum Ruhebette der ſchönen Meerlilie. Sie lag auf einem weichen Lager von Waſſergras, die Augen waren geſchloſſen, und durch ihre dunkeln, aufgelöſten Locken war ein Kranz weißer Lilien geflochten, deren eine gerade über der Stirn hinanrankte bis auf die Oberfläche der Waſſer,

und dort aus ihrem Rieſenkelche jene zauberhaften Düfte ſpendete. Hoch über das Lager wölbten ſich ſchimmernde Korallenzweige dicht durcheinander und bildeten, von einzelnen weißen Lilien durchflochten, einen köſtlichen Thronhimmel. Dicks Knie beugten ſich unwillkührlich vor dem Lager der Schlummernden, er hatte nie eine ſo herrliche Mädchengeſtalt geſehen, und ſein trunkenes Auge ſog gierig nie geſehene Reize ein. Wie glücklich pries er ſich jezt, daß er dem Alten gefolgt war, mit welcher ſtolzen Zuverſicht ſah er ſich ſchon als Befreier der reizenden Geliebten an! — Jener kam und ſezte ſeine Laterne neben den Jüngling. „Ich verlaſſe Dich jezt,“ rief er, und ſeine Worte tönten ſchauerlich durch die tiefe Stille umher; „vergiß nicht, wo Du biſt und welches Wageſtück Du unternommen. Deine Wacht nimmt jezt ihren Anfang. Sieh Dich vor, daß das Licht der Laterne nicht erliſcht, denn der darin eingeſchloſſene Geiſt iſt ein guter und wird Dir mit ſeinen Kräften beiſtehen.“

Dick dankte, und der Alte entfernte ſich, indem er in eines der Gebüſche einlenkte. Jezt war der Arme in der tiefen Einſamkeit völlig verlaſſen. Kein Laut regte ſich um ihn; er ſaß auf dem hellen Sandboden, die Laterne neben ihm. Die erſten Stunden der Nacht vergingen, indem er faſt unverwandten Blicks die ſchöne Lilie betrachtete, dann aber fühlte er, daß ihr ſchlummerndes, bleiches Antlitz wie betäubend auf ihn wirkte, ſo daß auch ſeine Sinne der Schlaf anwandelte. Erſchreckt wandte er ſich ab und lauſchte ängſtlich in die Nacht hinaus nach einem Geräuſch, das ihn zerſtreuen und wach erhalten könne, allein es blieb ſtill, es zog kein Frühlingswind durch die Blätter, kein Vogel erhob ſich ſingend aus den Zweigen, kein Käfer ſummte im Graſe. Wie glücklich und froh begrüßte er die erſten Strahlen des Lichtes, die in die Meerestiefe hinableuchteten; mit ihnen zugleich erſchien der Alte und löſte ihn von ſeinem Poſten ab. Er führte ihn hinauf zum Schiffe, und nachdem Dick hier unter ſeinen ſchlummernden Kameraden den Tag hingebracht hatte, kam die zweite Nacht heran, wo der Alte ſich noch ängſtlicher und vorſorgender zeigte und die größte Sorge für die Laterne empfahl.

Kaum war er fort, als der Knabe ſeine Warnung faſt vergaß über dem wunderbar herrlichen Schauſpiel, das ſich ihm kund that. Der Mond zog leiſe herauf, und indem er von der dunkeln Himmelskuppel niederleuchtete, goß er ſeine lieblichſten Strahlen unten in die Meereseinſamkeit; alsbald wölbte ſich ein farbiger Bogen über Dicks Haupte, der, wie von flüſſigen Edelſteinen gebaut, in dem hellen Kryſtall flimmerte und die holdeſten Töne von ſich gab. Die Einſamkeit, vom Mondesglanz erfüllt, übte einen magiſchen Zauber aus, und ein unendlicher, ſüßer, himmliſcher Friede glitt auf die ſtillen Wege und Gebüſche nieder. So ſüß hatte noch nie eine lebende Seele im holden Mährchenreiche geathmet. Wie in Entzückung eingewiegt, fuhr der Knabe plötzlich empor, indem es ihm ſchien, als griffe ein in lange Gewänder gehüllter Arm nach ſeiner Bruſt; ſeine erſte Bewegung war, die Laterne zu erfaſſen, die, ſeitwärts im Gebüſche verſteckt, nur noch einen ſpärlichen, verlöſchenden Schimmer von ſich gab. Als er die Flamme gereinigt hatte und ſie mit erneutem Glanze leuchtete, kam wieder Muth in ſeine Seele; ſichtlich erbleichte der magiſche Mondenglanz und der ſchimmernde Kryſtallbogen.

Als der Alte am Morgen erſchien, zeigte er ſich beſonders erfreut und ſprach ſeine Zuverſicht für das endliche Gelingen aus. Er hatte ſich auch nicht geirrt, Dick beſtand auch die Probe der dritten Nacht, obgleich hier noch ſüßer der Mondenglanz ſchimmerte, der helle Bogen ſich über ſeinem Haupte noch betäubender wiegte und Einſamkeit und Stille noch lockender zum Schlummer einluden. Bei den erſten Strahlen der Morgenſonne richtete ſich die ſchöne Lilie von ihrem Lager empor, und zum erſtenmal ſah der glückliche Jüngling, der zu ihren Füßen kniete, in die dunkeln Liebesaugen der Meerfee. „Ich danke Dir, Sterblicher,“ begann ſie mit holder Stimme, „Du haſt vollbracht, wornach Viele vergeblich rangen; Dein Muth und Dein Glück ſind mir Bürge, daß Du hiebei nicht ſtehen bleiben, ſondern nun auch die noch übrigen beſchimpfenden Bande, die meine Freiheit feſſeln, löſen wirſt. Verſprich mir dieſes, und ich will Dir einen Theil meiner beklagenswerthen Schickſale erzählen.“ Dick, als er die ſchöne Lilie ſo ſprechen hörte, als ihr bittendes Auge in dem ſeinigen ruhte, und ihre reizende Geſtalt bald an ſeiner Schulter lehnte, verſprach mit den kräftigſten Betheurungen, Alles zu vollbringen, was ſie nur von ihm fordern würde. Seine Bereitwilligkeit rührte die Schöne, und ſie nahm mit einem wehmüthig klagenden Tone das Wort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe über die Insel Rügen.

(Beſchluß.)

Die Slaven, unter dem Namen der Ranen bekannt, ſcheinen ſchon frühe, vor Roms Heerzügen nach Germanien, hier gehaust zu haben und von den ſpätern Einwanderern, den Wenden, welche von dem größten Theile der Oſtſeeländer Beſitz nahmen, nach und nach gegen den nördlichſten Theil der Inſel verdrängt worden zu ſeyn, denn hier findet ſich in dem Namen der Ortſchaften beinahe allgemein das ſlaviſche Idiom. Noch glaubwürdigere geographiſche Zeugen dafür ſind die vielen

über das Land zerſtreuten Grabhügel und Steinkiſten, die ſogenannten Hühuengräbee (Rieſengräber). In dee Stubnitz, wie auf Jasmund und Wittow überhaupt, wo die Ranen hausten, finden ſich nirgends nach germaniſcher Art errichtete Todtendenkmale, ſondern dieſe beſtehen hier durchaus aus jenen Steinkiſten, worin die Slaven ihre Todten unverbrannt beſtatteten. Es ſind dies im Viereck aus Felbſteinen odee großen rohen Granitquadern gefügte Behältniſſe von verſchiedenem Umfang, und gewöhnlich von der Höhe, daß ein Menſch darin aufrecht ſitzen kann. An einigen Stellen trifft man auf ſolche Todtengemächee von ungeheurem Umfang und aus ſo mächtigen Felsſtücken zuſammengeſezt, daß man glauben muß, jenem rohen Volke dee Ranen ſeyen die beſten mechaniſchen Hülfsmittel zu Gebote geſtanden. Man hat viele dieſer Gräbee geöffnet und beinahe überall aufrecht ſitzende Geeippe gefunden, die beim Eindringen der Luft zerfielen. In einem derſelben fand man ſieben Gerippe im Kreiſe ſitzend. Einige Lappen, Armſpangen und die damals üblichen Waffenſtücke aus Feuerſtein waren nebenher noch die Ausbeute.

Dagegen erblickt man auf dem Hauptlande Rügen und den ſüdlichern Inſeln und Halbinſeln von dieſer Art von Gräbern keine Spur, um ſo mehr aber von jenen großen Todtenhügeln, worunter die alten Wenden die Aſchenurnen ihree Todten begruben. Mit dieſen Hügeln, deren ſich viele auch an der pommerſchen Küſte finden, iſt Rügen überſät, und ſeltſam erſcheint es, daß man ſie größtentheils zu ſieben bei einandee antrifft. Bei dem Dorfe Woorke liegen aber dreizehn ſolcher Grabhügel, worunter drei von ungewöhnlicher Größe. Sie haben alle die Geſtalt eines abgeſtumpften Kegels und ſind mit Heidekraut, Buſchwerk und Bäumen bewachſen. Oeffnet man dieſe Rieſengräbee, ſo erhält man beinahe immer daſſelbe Reſultat. Sie enthalten gewöhnlich einen oder auch zwei Aſchenkrüge von roh gebranntem Thon, daneben vielleicht einiges weethloſes Geräthe und Waffen.

Dieſe Hühnengräber waren mir das Werthvollſte, was ich auf Rügen vorfand. Die Erde hat für den Menſchen nur Bedeutung als Tummelplatz ſeines Geſchlechts, und ihre Schönheiten, wie ſehe ſie auch das Herz erquicken, laſſen den denkenden Geiſt öde, wo unter die Mäler der Gottesſchöpfung ſich nicht die Spuren ſeines Schaffens miſchen. Wie den Buddiſten die Fußtritte ihres Geſetzgebers heilig ſind, ſo ehren wir dieſe Todtenhügel als Fußſtapfen eines erloſchenen Volks, welches wir zu unſern Voreltern zählen.

Was ſich ſonſt auf, oder vielmehr in dem klaſſiſchen Boden Rügens fand, iſt in Bezug auf die Kulturgeſchichte ſeiner Urzeit intereſſant. Nach dieſer Ausbeute ſcheinen die Ranen und Rugen die Bearbeitung des Eiſens und dieſes wohl ſelbſt nicht gekannt zu haben. Die Uebereeſte aus jenen Zeiten, welche in Menge dee Erde entnommen wurden und die noch jährlich die Pflugſchar auswühlt, beſtehen in Opfermeſſern, Speerſpitzen und einer kurzen Fauſtwaffe in Form eines flachen Keiles, von ungefähr acht bis zehn Zoll Länge und zwei in der Breite. Dieſe ſämmtlichen Stücke ſind aus einem fahlgelben Feuerſtein gearbeitet, welcher ſich noch heutigen Tages an den Küſten der Inſel in Menge vorfindet. Die Bearbeitung dieſes Materials ſcheint durch Schlagen und Abſplitteen geſchehen zu ſeyn, denn die rohen Eeemplare zeigen auf ihrer Oberfläche eine netzförmige Unebenheit, und nur wenige von den aufgefundenen ſind durch Schleifen völlig geglättet. In ſo rohem Zuſtande die Intelligenz jener Völker ſeyn mochte, ſo hatten ſie dennoch ſchon einen Antheil an den Künſten, und die Arabeske, dieſe Lieblingsmanier in der Zeichnung wilder Nationen, war bei ihnen ziemlich ausgebildet. In den Sammlungen rügenſcher Alterthümer finden ſich Opfermeſſer und jene Waffen oft in prachtvollen Eeemplaeen voe, welche, wenn man die techniſchen Hülfsmittel, die damals vorlagen, bedenkt, wunderbae zierlich gearbeitet ſind, und auf denen gutgezeichnete Arabesken, durch den Grabſtichel fieirt, den Maßſtab liefern von der künſtleriſchen Phantaſie und dem mechaniſchen Geſchick jenee Jahrhunderte.

In wenigen Tagen hatte ich das freundliche Eiland lieb gewonnen wie mein Vaterland. Ueber dem ſorgloſen Schaukeln in dieſee romantiſchen Natur hatte ich die Gewohnheiten des Stadtlebens vergeſſen; nur mit Mißbehagen wandte ich meine Schritte wieder zurück nach den Steingaſſen und Schornſteinen. Jasmunds Höhen und die ſchönen Ufee der großen Bodden ſanken hinter mir hinab unter den Hoeizont, vor mir tauchten die drei hohen Thurmſpitzen Stralſunds auf. Der Wagen raſſelte den Hohlweg hinunter. Bald ſaß ich wieder im Segelboote und flog über den Sund nach der pommerſchen Küſte. **F.**

Korreſpondenz - Nachrichten.

London, Mai.

(Fortſetzung.)

Die diebiſche Elſter im italieniſchen Theater.

Ivanhoff trat als Gianetto auf, wurde mit Wärme empfangen, war bei guter Stimme und ſang die ſchöne, dem Charakter angemeſſene Arie mit vielem Geſchmack; aber — nicht daß der Deutſche überall ein Aber anhängt — aber ſein Spiel war unter dem Gefrierpunkte kalt und, wie man in Sachſen ſagt, unter der Würde erbärmlich. Alle Verſuche der liebenswürdigen Griſi, ihm etwas Leben und Bewegung

einzuhauchen, waren verlorene Mühe; er ſtand ſo ſteif und ungelenk, und ſah ſo tölpiſch und uncomfortable aus, als hätte er die abhanden gekommenen Löffel nicht allein geſtohlen, ſondern ſogar verſchluckt. Er erinnerte mich an den Dresdener Zezi in der Rolle des Don Giovanni. Ich begreife nicht, wie es zwei ſolche Muſterexemplare von Steifbeinigkeit geben kann. Tamburini als Vater wurde mit eben ſo lauten und anhaltenden Zeichen des Beifalls bewillkommt, wie Rubini, der in den Zwiſchenakten die Prachtſcene aus dem Pirata im reinſten Styl und in höchſter Vollkommenheit gab. Aber der rauſchendſte und herzlichſte Willkommen wurde dem zu Theil, der am Abende dieſer Vorſtellung während der jetzigen Seaſon zum erſten Male erſchien, dem alten, bewährten Liebling der Habitués der italieniſchen Oper, dem Signor Lablache, der die zwar nicht intereſſante, aber vorragende Rolle des Podeſta übernommen hatte. Von ihm kann allerdings nicht gelten, was ich von der Griſi in Betreff der Wirkungen geſagt habe, welche der Gang der Zeit auf ſie geübt; aber die Jahre, in welchen Lablache hier nicht gehört worden iſt, ſcheinen für ſeine Stimme ſtill geſtanden zu haben, und das, ſollte ich denken, iſt auch etwas. Er iſt genau und unverändert derſelbe, den das italieniſche Opernhaus ſo oft als unnachahmlichen Geronimo geſehen hat, und es kann keinen Falls einen beſſern Podeſta geben, als den alten Lablache. Mademoiſelle Brambilla — Pippo — hatte unſtreitig das glückliche Geſchick, dieſe Rolle zu heben. Ihre Solopartien, obgleich nur wenige, hatten ſchlagenden Effekt und ernteten reichen Beifall. Warum jedoch in der Gefängnißſcene des zweiten Aktes das wunderſchöne Duett zwiſchen Ninetta und Pippo weggelaſſen wurde, wer kann mir das ſagen? Ein dichter Schleier ſcheint das Couliſſengeheimniß zu decken, und da ich einen verwegenen Finger weiß, der den Schleier lüften wollte und dafür einen tüchtigen Klapps bekam, ſo mag ich meinen Finger nicht an die Entſcheidung wagen. Es iſt wahr, daſſelbe Duett iſt auch früher weggelaſſen worden, und zwar, als Madame Malibran Ninetta und Mademoiſelle Bartolozzi Pippo gab. Nun ja, das war etwas Anderes. Auch wunderte ſich damals Niemand darüber. Die Weglaſſung iſt natürlich, wenn Pippo einer zu unverhältnißmäßig ungeſchickten Kehle anvertraut wird; und die Malibran und die Bartolozzi! Es war ganz vernünftig, daß das Duett wegblieb; aber die Griſi und die Brambilla — mich dünkt, zwiſchen dieſen beiden Damen findet kein ſo ungeheures Mißverhältniß ſtatt, um die Weglaſſung zu gebieten, zu entſchuldigen. — Der ſtürmiſche Beifall, welcher der ganzen Vorſtellung gezollt wurde, war eine ſehr natürliche Folge des Umſtandes, daß nie zuvor in London dieſe Oper von einer ſolchen Vereinigung von Talenten über die Bühne geführt worden iſt, alle ſo geeignet, die muſikaliſchen Schönheiten zu ſteigern, welche das entſchiedene Eigenthum der gazza ladra ſind. Wäre die Tenorpartie in Rubini's Händen geweſen, ſo würde die Geſammtkraft der Darſtellenden keinen Wunſch übrig gelaſſen haben. Doch ein Aber und ein Wenn hängt ja allem Menſchlichen an. Nächſt der Theilnahme der Zuſchauer an dem Weſentlichen der Oper zeigte ſich zum erſten Male eine Spur von Theilnahme für das Unweſentliche, die Bühnendekoration, und ſie verdiente die Beachtung. Am Schluſſe wurde die Griſi gerufen. Sie erſchien, begleitet von dem übrigen Perſonal, und donnernder Beifall empfing und entließ ſie. Es gereicht wahrhaftig der Ausdauer eines Publikums zu nicht geringem Ruhme, nachdem es ſtundenlang geſeſſen und noch ſtundenlang zu ſitzen hat, ſeine Hände zu ſolchem Klatſchen anſtrengen zu können.

(Der Beſchluß folgt.)

Mainz, Mai.

(Beſchluß.)

Die neue Anlage. Guttenbergs Denkmal. Die Veteranen.

Daß der Sommer da ſey, erfährt man in Mainz, wenn er auch durch kein anderes Merkmal ſich ankündigte, aus den Freitags-Vergnügungen in der neuen Anlage. Dieſe haben nun begonnen. Es iſt ſchwer, dieſen Luſtort mit Worten zu ſchildern. An den Ufern des alten, ehrwürdigen Rheins, dort, wo die Wellen des Mains ſich ſanft in dieſem verlieren, erhebt ſich dieſer prachtvolle engliſche Park, den wir unſere neue Anlage nennen. Iſt man auf deſſen erhabenſten Punkt gelangt, ſo eröffnet ſich dem Auge ein pittoresker, nie genug zu bewundernder Anblick. Das ſchöne Mainz mit ſeinem weltgeſchichtlichen Dom breitet ſich impoſant aus, gegenüber zieht ſich das Taunusgebirge hin, an dieſem die üppigen, geſegneten Fluren des reichen Naſſauer Landes, das majeſtätiſche Schloß Biebrich, vom Rheine faſt umſpült, weiterhin das lachende, romantiſche Wiesbaden. Eben ſo überraſchend iſt der Anblick rheinaufwärts, wo die rebenreiche, ſtolze Pfalz beginnt. — Zu dieſem von der Natur zur Luſt der Menſchen geſchaffenen und von der Kunſt ſorgſam, lieblich und geſchmackvoll gepflegten Platze eilt im Sommer jeden Freitag Abend die Mainzer frohe Welt, und ergötzt ſich an dem heitern Genuſſe, welchen der Aufenthalt in freier Natur an dieſer einladenden Stelle ſo überreich gewährt. Neben dieſem findet ſie dort eine vortreffliche Militär-Harmoniemuſik der hier garniſonirenden öſterreichiſchen und preußiſchen Regimenter. Wem es darum zu thun iſt, des gewöhnlichen Tagesdruckes müde, eine heitere, ungezwungene, freie Unterhaltung zu ſuchen, der wird überraſcht ſeyn, hier die feinſte Konverſation offen und frohſinnig walten zu ſehen.

Mit Guttenbergs Statue geht es raſch vorwärts; wir denken, ſie mit dem Schluſſe dieſes oder doch mit dem folgenden Jahre an einem der ſchönſten Plätze in unſerer Stadt prangen zu ſehen. Dieſer Tage noch iſt der Guttenbergskommiſſion eine Anweiſung von 500 fl. von einem anonymen Geber zum Behuſe dieſes Denkmals aus Leipzig zugeſendet worden. Wenn der von dem berühmteſten Meiſter zu Paris zu verfertigende Erzguß der Statue vollendet iſt, ſo wird das koloſſale Werk unverweilt aufgerichtet werden. — Noch ein anderes Monument iſt kürzlich hier errichtet worden, und zwar von der Geſellſchaft der „Veteranen,“ die ſich hier gebildet hat. Dieſe Geſellſchaft beſteht aus hieſigen Bürgern, welche unter der großen Armee Napoleons gedient haben. Denjenigen der hieſigen Bürgersöhne, welche unter jenem Banner den ruhmvollen Schlachtentod gefunden, weihten die Uebriggebliebenen dieſes Monument zur Erinnerung an jene denkwürdige Epoche. Das Monument iſt auf dem hieſigen Kirchhofe errichtet worden, und bietet in plaſtiſcher Beziehung vieles Intereſſe dar, denn es iſt von unſerm bekannten Plaſtiker Scholl ſinnig und talentvoll ausgeſtattet. — Dieſe ehrenwerthe Geſellſchaft feiert jährlich ein Stiftungsfeſt, unterſtützt die Armen aus ihrer Mitte, und bethätigt überhaupt alle jene brüderlich-kameradſchaftlichen Beziehungen, die wir die Freundſchaft des Kriegers zu nennen gewohnt ſind.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 11. Juni 1835.

— Es ſeufzt unter dir,
Schwermüthige Wucht, Gedanke,
Mein Nacken tiefgebeugt!

Platen.

Gethsemane, oder der Tod Julia's. *

Von Lamartine. Ueberſezt v. G. Schwab.

Von Mutterbuſen an war ich ein Kind des Schmerzens,
Die Thräne ſtatt des Bluts in meinen Adern quillt,
Und ſelbſt nicht dieſe mehr, die Zähren meines Herzens,
Verſteinert hat ſie Gott, ſie floſſen ihm zu mild.
Mein Honig iſt das Salz, die Trauer meine Freude,
Ein brüderlich Gefühl zieht mich zu jeder Gruft;
Es feſſelt mich kein Weg, wo nicht ein Bild von Leide,
    Ein Bild mir von Zerſtörung ruft.

Seh ich ein grünend Feld, und drüber Himmelshelle,
Ein ſanftes Thal, das Meer im aufgeſchloſſ'nen Arm,
Vorüber eil' ich dann! das iſt nicht meine Stelle,
Das iſt ein Platz für Glück, ſprech' ich in bitterm Harm.
Nur wo man ſeufzet, hallt's in meinem Geiſte wieder,
Mein Herz iſt nur zu Haus, da wo geweinet ward.
Am liebſten leg' ich mich auf einen Boden nieder,
    Wenn er von Aſch' und Thränen hart.

Und fragtet ihr warum? ich könnt' es euch nicht ſagen,
Es ſchlüge wild empor des bittern Abgrunds Schmerz,
Und Schluchzen fände nur mein Mund anſtatt der Klagen,
Doch wenn ihr leſen wollt, ſo reiſſ' ich auf mein Herz.

In jede Fiber iſt des Mordes Dolch gedrungen,
Und ihre Zuckung quält im lezten Kampf ſich ab;
Ein Kirchhof iſt mein Herz, der Todte gnug verſchlungen,
    Mein ganzes Weſen iſt ein Grab.

Und drum, dem Strand genaht, wo Chriſt zur Welt gekommen,
Begehrt' ich nicht zu ſchau'n der Oerter Heiligkeit,
Wo man die Predigten des ew'gen Worts vernommen,
Wo Palmen vor den Fuß die Armen ihm geſtreut,
In ſeinen Einzug ſich das Hoſianna miſchte,
Die Zähre heil'ger Frau'n die Hand beregnete,
Mit der er von der Stirn ſich Schweiß und Flammen wiſchte,
    Und kleine Kinder ſegnete.

Führ' hin mich, wo man weint, führ' hin mich, frommer Pater,
Zum Trauergarten, drin der Heiland ſich entſchloß,
Verlaſſen von der Welt, verlaſſen von dem Vater,
Zu ſchwitzen Todesſchweiß, der unter Blut ihm floß.
Laß mich allein darin; ich auch, ich möchte fühlen,
Wie viel hier Schmerz gebar endloſer Stunde Noth.
Laß den Verzweifelnden im Todeskampfe wühlen!
    Hier iſt mein Gottesdienſt, der Tod.

* Aus Lamartine's Reiſe in den Orient. Bd. 2. Stuttgart, bei Metzler.

Digitized by Google

Am ſtaub'gen Oelberg iſt mir der Altar errichtet,
Im Schatten jenes Walls, vor welchem Zion fiel,
Wo auf der Sonne Strahl die tiefe Schlucht verzichtet,
Der Kidron halbverſiegt hinſickert ohne Ziel.
Hier hüllt ſich Joſaphat in ſeine Hügelfalten,
Und Trümmer kleiden hier, wie Gras, den Boden ein,
Und hohler Stämme lang geſchlungne Wurzeln ſpalten
Der Gräber berſtendes Geſtein.

Dort zwiſchen Felsgeklüft wölbt ſich die dunkle Grotte,
Wo einſt des Menſchen Sohn den Todeskelch geſchmeckt;
Wo er, erwartend ſchon die mörderiſche Rotte,
Die Freundſchaft, welche ſchlief, dreimal umſonſt geweckt.
Der Boden blutet noch von Tropfen jenes Kelches,
Die aufzuſchlürfen ſich die Lippe zitternd ſenkt,
Der Felſen Rippe mahnt noch an das Opfer, welches
Mit feuchtem Schweiß die Wände tränkt.

Da ſaß ich auf dem Stein, die Stirn in beide Hände
Gelegt, und dachte, was die Gottesſtirn gedacht;
Dann ging ich bei mir durch vom Urſprung bis an's Ende
Die Thränen, deren Lauf mein Leben hohl gemacht.
Ich nahm, und nahm auf's Neu, und wiegte meine Laſten,
Ich zählte Tod um Tod, um Leben Leben ab,
Bis endlich meinen Geiſt, den irren, Träume faßten,
Und führten — Himmel! — wo hinab?

Nicht ferne war im Schirm des Mutterarms zu finden
Mein Kind, mein Töchterlein, mein Bangen, ach! mein Glück;
Ich ſah die Stirn' ihr ſich von Lenz zu Lenz erſt ründen,
Ihr Geiſt war, wie ihn gern der Himmel ruft zurück.
Sein Bild war nimmermehr aus ihrem Aug' zu ſcheiden,
Bei ihrem Strahlenblick folgt' Alles ihrem Gehn,
Und keinen Vater gab's, der, ohne mich zu neiden,
Sie hätte können wandeln ſehn.

Sie war's, was ich allein aus langem Sturm geborgen,
Die einz'ge Liebesfrucht aus Blumenüberfluß,
Für meinen irren Herd ein ew'ger Feſtesmorgen,
Sie, Thräne ganz beim Gehn, beim Kommen ſie ganz Kuß;
Sie auf mein Fenſter mir ein Strahl der Frühlingsſonne,
Ein zwitſchernd Vögelein, das von dem Mund mir trank,
Nachts neben meinem Bett ein Athem leiſer Wonne,
Und beim Erwachen ein Umfang.

Mehr noch! ſie war das Bild von meiner Mutter Zügen,
Von ihrem Auge war ihr Aug' ein Widerſchein,
Ich ſah Vergangenheit vor mir als Zukunft liegen,
Mit neuem Antlitz ſchien's mein altes Glück zu ſeyn.
Aus ihrer Stimme klang mir ein Jahrzehnt vom Glücke,
Die Luft ward voll von Reiz, wenn ſie durchſchritt den Saal,
Es ſtieg die Thräne mir in's Aug' bei ihrem Blicke,
Ihr Lächeln war mein Sonnenſtrahl.

Auf ihre Stirne flog mein leiſeſter Gedanke,
Ihr blaues Auge war des meinen Spiegel nur,
Bei meiner Sorge trübt' und netzte ſich der blanke,
Durch klares Waſſer ſo ſchwimmt eines Schattens Spur.
In ihrer eignen Bruſt war nur das Milde waltend,
Es ſchwebt ein ſtrenger Zug um ihre Lippe nie,
Als wenn in Mutterhand ſie beide Hände faltend,
Vor ihrem Gott ſich ſenkt' in's Knie.

(Der Beſchluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortſetzung.)

„Einen Theil meines Elends,“ fuhr die Lilie fort, „wirſt Du ſelbſt ermeſſen können, wenn Du erfährſt, daß ich als eine Prinzeſſin geboren worden bin, die in Glanz, Fülle und Herrlichkeit lebte und die jezt auf das Grauſamſte vom Hofe und von ihren liebſten Vertrauten getrennt worden. Von dem Könige, meinem Vater, der der Beherrſcher einer der reichſten Inſeln dieſes Meeres war, wurde ich einem liebenswürdigen jungen Prinzen zur Gemahlin beſtimmt, und Du kannſt Dir denken, wie nahe ich ſchon dem Ziel meiner Wünſche war, wenn Du erfährſt, daß wir ſchon unſere gegenſeitigen Porträts gewechſelt hatten und ich den Kammerherrn erwartete, mit dem ich der Form nach mich vermählen ſollte. Da erſchien eines Tags, ach, ich ſehe ihn noch vor mir! der abenteuerliche Korallenfürſt an unſerem Hofe. Er ſah mich, verliebte ſich in mich und machte Anſtalten, ſich mit mir zu verbinden, obgleich man ihn wiederholt verſicherte, daß ich bereits die Verlobte eines ſchönen und liebenswürdigen Prinzen ſey, ja daß ſogar ſchon der Kammerherr ſich eingefunden habe, um mich in Beſitz zu nehmen. Er erklärte dagegen mit einer unverſchämten Leichtfertigkeit, daß ihn dieſes Alles wenig kümmere. Meines Vaters Stolz wurde jezt rege; um meine Perſon vor jedem räuberiſchen Anfall zu ſchützen, ließ er mich in einen feſten Thurm bringen, wo ich bleiben ſollte, bis mein ſtürmiſcher und ungelegener Freier ſich von der Inſel würde entfernt haben. Der Tückiſche, als er ſah, daß mit offener Gewalt nichts zu thun ſey, nahm ſeine Zuflucht zur Liſt, und leider fanden ſich unter meiner nächſten Umgebung verrätheriſche Diener, die ihm mit Rath und That zur Hand gingen, um ſich ſpäter durch die Dankbarkeit jenes Elenden in den Beſitz großer Schätze zu ſetzen. Dem Himmel ſey Dank, die Abſcheulichen haben ihren Lohn dahin!“

Digitized by Google

Dick ſah mit ſeinen großen, wehmüthigen Augen die Erzählerin an. „Schöne Lilie!“ rief er endlich und ſeine Stimme zitterte, „ich fürchte, Du wirſt der Tücke des Korallenprinzen unterlegen ſeyn.“ — „Fürchte nichts,“ verſezte ſie mit einem kleinen, ſtolzen Lächeln, das ihre reizenden Lippen entzückend ſchön kleidete. „Ich war entſchloſſen, lieber den Tod zu wählen, als ſeine Umarmung, und ich hätte meinen Entſchluß ſicherlich ausgeführt, wenn das Schickſal es nicht anders gefügt. Unter den Damen meiner nächſten Umgebung befand ſich eine alte Oberhofmeiſterin, die ſchon meiner Mutter gedient hatte und deren Treue ich deßhalb verſichert zu ſeyn glaubte; nichts deſto weniger war ſie die Erſte, die ſich von den Verſprechungen des Korallenprinzen verführen ließ, mich ihm auszuliefern. Ihre Helfershelfer bei dieſem ruchloſen Unternehmen waren ein nichtsnutziger, eitler, wohlbeleibter Hofkaplan und der alte Hofgelehrte, der von dem Prinzen kirre gemacht wurde durch das Verſprechen einer zahlreichen und koſtbaren Bücherſammlung voll der ſeltenſten Ausgaben der alten Autoren. Dieſe drei Elenden wußten es nun dahin zu bringen, daß ich meinen ſichern Thurm verließ und an einem ſchönen Sommerabende am Geſtade der Inſel ſpazieren ging. Ein Jüngling, der mir ſehr ergeben war, und den mein erlauchter Vater als ſeinen Hofpoeten im Sold hatte, warnte mich auf das Zärtlichſte, doch ich verſpottete ſeine ängſtlichen Befürchtungen, und hatte gleich darauf Urſache, es bitter zu bereuen; denn plötzlich brachen die elenden Räuber hervor, brachten mich und meine treuloſen Gefährten auf mehrere verſteckt gehaltene Schiffe, und dieſe eilten ſchnell mit uns davon. Fordere nicht, geliebteſter Jüngling, daß ich Dir ausführlich meine Leiden ſchildere, die in der Gefangenſchaft meiner warteten; genug, ich blieb, allen Bitten und Drohungen zum Troz, ſtandhaft, und der Elende, der verzweifelte, mich zu ſeinem Willen zu bewegen, wendete in einem unglückſeligen Momente ſeine ganze verderbliche Zauberkraft an und verwünſchte mich mit meiner Geſellſchaft in den Grund des Meeres, indem er meine Erlöſung an die ſchwierigſten und faſt unmöglichen Bedingungen knüpfte. Doch das Geſchick iſt gütiger als ich hoffen durfte, es hat mir Dich geſendet, und ich zweifle nicht länger, daß ich Dir meine völlige Rettung danken werde. Höre nun, wie Du mich und jene Elenden, die mit mir in der Verzauberung ſchmachten, befreien kannſt. Die Treuloſen ſind ſämmtlich in Meerungeheuer verwandelt worden; es wird ſchwer ſeyn, ſie aufzufinden, doch mußt Du ſie ſuchen, um von ihnen die drei magiſchen Gaben zu erlangen, ohne die ich nicht völlig erlöſt werden kann; ſie werden ſie Dir verweigern, aber Du mußt durch Liſt oder Gewalt ſie ihnen rauben. Es iſt ein kleiner ſilberner Stab, ein Ring und eine goldene Kette.“

„Wie finde ich aber Deine treuloſen Diener, ſchöne Prinzeſſin?“ fragte Dick. „Nimm dieſe Perle,“ entgegnete die Meerfee, indem ſie eine große, gelblich ſchimmernde Perle von ihrem Halſe löste, „ſie wird Dir die Gabe verleihen, gefahrlos unter den zahlloſen Bewohnern des Meers umherzuwandeln, ja Du wirſt ſogar die Sprache, die unter ihnen üblich iſt, verſtehen. Entdeckſt Du nun eine ungeſtalte Robbe, und merkſt Du an ihren eiteln und prahleriſchen Reden, weß Geiſtes Kind ſie iſt, ſo biſt Du ſicher, jene unwürdige alte Oberhofmeiſterin gefunden zu haben; ſie hat den Ring im Beſitz. Begegnet Dir dann ein ſchwerfälliger Seehund, mühſam durch die Fluthen daherkeuchend, oder müßig am Strande ſchnarchend, ſo ſey gewiß, daß es der verrätheriſche Kaplan iſt, der mein ſilbernes Stäbchen verwahrt, und endlich, kommt Dir die widrige Geſtalt eines mit gläſernen Augen glotzenden Hummers zu Geſichte, ſo haſt Du meinen dritten Feind, den alten Hofgelehrten, gefunden, von dem Du die Kette erbeuten mußt. Sind dieſe drei Kleinodien in meinem Beſitz, ſo ſchwindet ſogleich der Zauberbann, und ich befinde mich wohlbehalten mit dem ganzen Gefolge auf meiner heimathlichen Inſel. Dann, mein ſüßer Freund, zähle auf meine Dankbarkeit; ſie wird ohne Grenzen ſeyn, wie es ſchon jezt mein zärtliches Gefühl für Dich iſt. Eile, der Tag ſteht ſchon hoch.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Der poetiſche Bäcker. Periodiſche Literatur.

Von ſehr untergeordnetem Intereſſe ſind bei uns alle literariſchen Fragen, Ereigniſſe und Erſcheinungen, denn ſie greifen faſt gar nicht in unſer Höchſtes und Wichtigſtes, in das Haben, Habenwollen, Hatten, Hätten u. ſ. w., ein, auf denen ſich unſer ganzes Leben, wie auf mächtigen ehernen Angelhaken, hin und her dreht. Und doch iſt in dieſer Beziehung nicht Alles ohne Intereſſe bei uns. Sie haben gewiß ſchon von Reboul, dem genialen Bäckerdichter in Nismes, gehört, da Lamartine in einer Ode ſo Ausgezeichnetes von ihm geſagt hat. Wir ſahen ihn vor einiger Zeit hier, und mir wurde die Gelegenheit, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Glücklicherweiſe hat er bei all ſeinem wirklich ſchönen und ſeltenen Talent die Einfalt und Beſcheidenheit noch nicht verloren, die bei uns gewöhnlich untergeht, ſobald bei der Abwägung der Anlagen durch Freunde und Bekannte das Zünglein der Wage ſich nur ein Bischen zu ihrem Vortheil neigt. An ſeinem Geſundbleiben iſt jedoch beſonders ſeine Frau Schuld, die zwar keine Anlagen zum Dichten, dafür aber viel geſunden Menſchenverſtand beſizt. Sie erzählte mir in ſeiner Gegenwart, wie es ihr ganz unheimlich geworden ſey, als bald nach den erſten Verſen ihres Mannes viele anſehnliche Herren und Damen aus der Nachbarſchaft in ihre Mühle gekommen ſeyen, und wie hernach gar von Paris ſogenannte ſchöne Geiſter bei ihr eingetroffen, die ihrem Manne Zeichen und Wunder verſprochen hätten wenn

er mit ihnen nach der Hauptſtadt gehe und ſich dort gänzlich den Verſen — ſie nannten es Genie, ſagte die Frau — hingebe. „Mein Mann hatte auch gar nicht übel Luſt dazu, aber ich brachte es ihm bald aus dem Sinn. „Dummes Zeug! — ſagte ich ihm — was willſt Du für einen albernen Streich machen, Mann? Dein gutes Brod, das uns hinlängliches Auskommen gibt, willſt Du an den Nagel hängen? und warum? um nach Paris zu gehen und da herumzuſchlendern (Lainéantiser) mit den saubern Herren, die Dich mit langen Komplimenten, aber mit weiter nichts füttern werden. Du wirſt ganz dumm werden mit Deinen Verſen, die Leute werden Dich verachten wie einen Nichtsthuer, hier aber biſt Du bei Deinem Ofen von Jedermann geachtet; lieber Mann, ich bitte Dich, ſey geſcheit, bleibe im Land und nähre Dich redlich.“ — Reboul aber ſezte hinzu: „Gott ſey's gedankt, ich habe gethan, was ſie ſagte, und das war mein Glück; ich backe mein Brod und zum Ausruhen mache ich Verſe. Zu Zeiten kommt dann meine Frau und fragt mich: was machſt Du da? Du träumſt einmal wieder; gib doch Acht. Dein Ofen brennt und das Brod bleibt liegen; da ſpringe ich dann ſchnell auf und ſchiebe es in den Ofen. O gewiß, Herr, es iſt etwas Gutes um eine verſtändige Frau.“

Unſerer Lyoner Literatur, die ſich ſeit einigen Jahren recht lobenswerth bemüht, von der Pariſer unabhängig zu werden, will es noch nicht recht mit ihren Zeitſchriften gelingen. An der Zahl fehlt es zwar nicht, wohl aber an Friſche und Lebensfähigkeit. So ſahen wir neben unſern fünf großen politiſchen Zeitungen ſeit weniger als einem Jahr den Conseiller des femmes, die Mosaïque, die Revue de Lyon und noch einige kleinere auftauchen und bald darauf wieder untergehen. Noch erhält ſich der Papillon, die Epingle, das Athénée, l'Ami du clergé und die Revue du Lyonnois über dem Waſſer. Von Lyon vu de Fourvières iſt nun der erſte Band erſchienen; es ſoll für unſere Stadt ungefähr das werden, was das Cent-et-un für Paris iſt; dazu fehlt es aber an Stoff, wie an Geiſt. Ueberdies arbeiten neben vielen jungen Lyonern auch mehrere Pariſer Schriftſteller daran, z. B. Al. Dumas. All dieſen Erzeugniſſen iſt vorzüglich Eins zu wünſchen: eigenthümliche Farbe, ſtrenges Halten an dem, was nicht an Paris erinnert, ſondern an Lyon und das ganze ſüdöſtliche und ſüdliche Frankreich, wo verſtändige und fleißige Bergleute noch viel gutes und edles Erz ſchürfen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Mai.

(Beſchluß.)

Mademoiſelle Griſi. Madame Fincklohr.

In Donizetti's großer, ernſten Oper, Anna Bolena, zeigte ſich Mademoiſelle Griſi während der jezigen Season zum erſten Male als Heldin. Es iſt bekannt, daß die Rolle der Anna Bolena ausdrücklich für Madame Paſta geſchrieben und geſezt worden iſt. Auch war ſie es, welche die Oper in London einführte und den glänzenden Erfolg derſelben verbürgte. In einer ſolchen Rolle die Nachfolgerin einer ſo lyriſchen Künſtlerin zu werden, erfordert gewiß einen hohen Grad von Talent, wenn das Unternehmen nicht mißglücken ſoll; aber mit etwas weniger Heftigkeit im dramatiſchen Ausdruck, mit etwas mehr Würde in ihrer ganzen Haltung müßte dieſe Dame, deren Körperlichkeit — um nicht zu ſagen, physique — ſie zu einer vollendeten Repräſentantin der unglücklichen Königin macht, Alle, die ſie hörten, es rein haben vergeſſen laſſen, daß ihre Rolle für eine Andere geſchrieben worden iſt. Sie ſang zum Entzücken ſchön — delightfully, ſagte meine Nachbarin — und in der zwölften Scene des zweiten Aktes brach ſie ſich in al dolce guidami einen reichen Lorbeerkranz. — Mademoiſelle Brambilla gab den Pagen Smeaton. Man findet es ſonderbar, daß dieſes ſchöne Mädchen faſt ſtets in männlichen Charakteren auftritt, und Damen, die minder ſchön ſind, behaupten, die Urſache liege in der ſonderbaren Vorliebe mancher Sängerinnen und Schauſpielerinnen für den männlichen Anzug. Warum aber nicht lieber annehmen, daß es geſchieht, weil Partien für den Contralto in den neuern Opern meiſtens fehlen? Oder weiß man etwa nicht, wie ſelten Contraltoſtimmen ſind, und daß deßhalb die Komponiſten unſerer Zeit ſo ſchreiben müſſen, daß ihre Opern ohne Contralto gegeben werden können? Nicht wiſſen? Gewiß weiß man es; aber die vornehme engliſche Welt, und nur ſie beſucht die italieniſche Oper, iſt eine böſe Welt.

Ich habe ſchon früher, da ich die Eröffnung der italieniſchen Oper beſprach, bemerkt, daß Madame Fincklohr am erſten Abende auftreten ſollte, jedoch durch eine plözliche Krankheit daran verhindert wurde. Obgleich Madame Fincklohr kein Kind iſt, ſo waren doch die Maſern ihre Krankheit, und länger, als es gut war für ſie, für den Unternehmer und für die Habitués der Oper, wurde ſie von ihnen der Bühne vorenthalten. Es war ſchlimm für ſie, denn ihr Ehrenſold beſtimmt ſich nach der Zahl ihrer Vorſtellungen. London iſt in geſunden, aber noch mehr in kranken Tagen ein koſtſpieliger Wohnort, die Season hat Flügel, und laut einer vom Goldfürſten Rothſchild gemachten Bemerkung gibt der Nichtempfang einer Guinee den Verluſt zweier Guineen. Es war ferner ſchlimm für den Unternehmer, denn Madame Fincklohr war ſeine Primadonna, er mußte ſtracks ſich nach einer andern umſehen, Primedonne ſind eine ſeltene Waare, und man braucht weder ein Theaterunternehmer, noch der Goldfürſt Rothſchild zu ſeyn, um zu wiſſen, daß der Kurs mit dem Bedarfe ſteigt. Nicht weniger ſchlimm war es für die Freunde der edeln Sangkunſt, ich meine, für die reichen, denn als nun endlich Madame Fincklohr als Semiramide debütirte, da zeigte die Entwickelung gediegener Eigenſchaften, welchen Verluſt die Habitués bis dahin erlitten, glücklicherweiſe viele wider Wiſſen, indem die Fincklohr nie vorher in London aufgetreten und deßhalb auch, wie das hier zu gehen pflegt, weniger bekannt geweſen iſt. Nun aber wiſſen die Kenner, was ſie verloren haben, und tragen ruhig ihren Schmerz, ſich des Genuſſes der Gegenwart freuend, während die Nichtkenner in Verzweiflung ſind über einen Verluſt in der Vergangenheit, den ſie nicht einmal im Beſize der Gegenwart zu würdigen verſtehen. Die Stimme der Fincklohr iſt ein ſehr hoher Sopran, ausgezeichnet durch das ſeltene Glück ſolcher Stimmen, von der unterſten bis zur oberſten Note gleich ſtark und umfangreich zu ſeyn. Dabei iſt ihre Stimme rein, ſchmiegſam, von merkwürdig richtiger Intonation und von ſeltener Ausbildung. Der Styl aber, welchen ſie ſich angeeignet hat, iſt rein wie ihre Stimme, und läßt nur eben ſo viel Zierrathen zu, als der Schmuck erfordert. Sie iſt, mit Einem Worte, eine Sängerin hohen Ranges; ihr Spiel iſt angemeſſen, gewandt und nicht ohne Grazie; wiewohl man aber nicht ſagen kann, daß eine ihrer Bewegungen, eine ihrer Geſtikulationen im Widerſpruche geſtanden habe mit dem Worte, das von ihrer Lippe ging, ſo darf ſie doch keine große Schauſpielerin, kann keine Devrient genannt werden, und ſcheint auch in der That weder dieſen Ruhm zu fordern, noch darnach zu ſtreben.

W. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 140.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. Juni 1835.

Proteus. — So etwas freut mich alten Fabler!
Je toller, deſto reſpektabler.

Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortſetzung.)

Ein freudiges Lächeln und ein Kuß beſiegelten dieſe Worte, dann ſank die ſchöne Geſtalt wieder auf ihr Lager zurück, und ſchon ſtand der Gevatter Waſſermann bereit, den Jüngling wieder hinauf zu dem Schiffe zu geleiten. Oben nahm er feierlichſt von ihm Abſchied, erinnerte ihn, das begonnene Werk nicht unvollendet zu laſſen, und überreichte endlich dem erſtaunten Dick eine kleine Kiſte, die bis an den Rand mit den ſeltenſten Schätzen des Meers, mit köſtlichen Korallen und Perlen gefüllt war. Ohne den Dank abzuwarten, verſchwand er in dem Schoß der Wellen.

Dick, der Träumer, verdiente wohl nie ſeinen Namen mit mehr Recht, wie jezt. Er ſtand auf dem Verdecke auf der wohlbekannten Stelle, die Sonne ſchien ihm in die weit offenen Augen, er ſtrich ſich die blonden Locken aus der Stirne, und immer noch glaubte er die ſüße Stimme der Lilie zu hören, immer noch an ihrer Seite auf dem tiefen Meeresboden zu ſitzen. Endlich brachte ihn ein Blick auf die ſchlafende Mannſchaft, die ſich jezt zu ermuntern anfing, zu ſich; das Schiff glitt wieder die feuchte Bahn weiter, und immer ferner ſchwand der Kelch der Rieſenblume, bis er endlich nicht mehr geſehen wurde. Das Abenteuer mit der ſchönen Meerfee war beendet.

Das hätte wenigſtens Dick denken können, wenn er undankbar und weniger verliebt geweſen wäre, ſo aber wußte er wohl, daß es noch nicht beendet war, und dachte daran, wie er es glücklich und ſo ſchnell wie möglich beendigen könne. Wir übergehen die Begebenheiten des Zeitraums, wo das Schiff heimkehrte, wo Dick einen Theil ſeiner Schätze verkaufte und dadurch Mittel fand, ſelbſt ein reicher Handelsherr zu werden, der Schiffe in See gehen ließ. Er war aber, troz ſeiner Reichthümer, noch immer der ſchöne träumeriſche Knabe, in deſſen dunkeln Blicken ſich jedes Mädchenauge gerne ſpiegelte; doch Dick dachte wie ein echter Ritter nur an ſeine Dame, er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, mit ſeiner magiſchen Perle bewaffnet, kühn in das alte, feuchte Haus des Vater Oceans zu dringen, doch immer vergebens. So ſeltſame Dinge er erſchaute, ſo wunderliche Geſpräche er behorchte, keiner der eilfertigen und leichtſinnigen Bewohner der grünlichen Wogen konnte ihm

Digitized by Google

Auskunft geben, wo die drei böſen Verräther der ſchönen Lilie ſich verborgen hatten. Endlich ließ ihn das gute Glück einen treuen Freund- und Helfer finden, wo er ihn am wenigſten geſucht hatte. Eines Mittags, als die Köchin mit der Zubereitung eines trefflichen Mahles beſchäftigt war, trat Dick zufällig in die Küche, und an einen Kübel mit Waſſer, in welchem einige Fiſche ſich eingeſchloſſen befanden. Ganz auf dem Boden des Geſchirres ließ ſich plötzlich eine feine Stimme hören, die folgende Worte ſprach: „O Du unglückſeligſter aller Poeten, ſo ſollſt Du nun Deinem gewiſſen Tode entgegengehen! Die räuberiſche Furie, die in dieſen finſtern Räumen wüthet, ſinnt gewiß ſchon auf eine empörende Marter, entweder will ſie Dich mit ſchnödem Salz beſtreut in ein Faß einpökeln, oder zum Frühſtück nichtswürdiger Leckermäuler in den Rauchfang hängen. O Lilie, meine ſüße Herrin, wüßteſt Du, wie Dein holder Sänger hier in einem elenden Küchennapf gefangen ſchmachtet!“ Dick, als er dieſe Klagen hörte, befahl, ſämmtliche Fiſche auszuſchütten, und da fand ſich auf dem Boden halb verſchmachtet ein magerer Häring, der zufällig unter die Zahl fetter Butten gerathen war. Der glückliche Jüngling zweifelte nicht, daß er den Hofpoeten, den treuen Freund ſeiner Geliebten, vor ſich ſähe; er gab ſich ihm vermittelſt der magiſchen Perle zu erkennen, entdeckte ihm, daß er mit ſeiner Hülfe die drei Verräther finden wolle, und der ſchon halb verhungerte Sänger ſtimmte mit den freudigſten Zeichen ſeiner Theilnahme und Dankbarkeit in die Vorſchläge ſeines Retters ein. Es wurde nun beſchloſſen, daß der Häring ſich auf die Wanderſchaft begeben ſollte, um den Aufenthaltsort der Drei zu entdecken und ihn dann dem jungen Ritter anzuzeigen. „Du kennſt nicht die zarte Seele eines Dichters,“ ſagte der Fiſch, als er eines Tags allein mit ſeinem Herrn ſich befand, „wenn Du an meiner Bereitwilligkeit und Treue zweifeln kannſt. Kein Schlupfwinkel, kein finſterer Felſenſpalt des alten Meeres ſoll undurchforſcht bleiben, und zwar mit der Schnelligkeit des Gedankens ſoll mein dünner Leib die feuchten Bahnen durchlaufen. Ich will mir nicht die Zeit zur Verfertigung des kleinſten Madrigals oder Sonetts nehmen, jeden poetiſchen Gedanken will ich in ſeinem Keim erſticken, damit er meinem Kopfe nicht die gehörige Beſonnenheit und Ruhe nehme, die zu einem ſo diplomatiſchen Geſchäfte durchaus nöthig ſind. Du ſiehſt ſelbſt, mehr kann ein Dichter nicht thun.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Gethſemane, oder der Tod Julia's.

(Beſchluß.)

Es träumte mir, gefolgt ſey mir anher die Süße,
Und lieg' auf meinem Schoß in ihrer Schönheit Licht,
Auf meinen Armen ruh' der Hals hier, dort die Füße,
Es ſenke ſich mein Haupt liebreich auf ihr Geſicht,
Auf dieſe Stirne, die, im Vaterarm verborgen,
Des ſeidnen Lockenhaars gebräuntes Gold umfloß,
Indeß den Perlenreihn ein Lächeln ohne Sorgen
　　Aus offnem Lippenpaar umgoß.

Zu ſchöpfen mein Gemüth, ihr Herz mir zuzuſchicken,
Hob immer, immer ſich ihr Aug' empor zu mir,
Gott aber weiß allein, was in den weichen Blicken
Für Flammen funkelten, womit ich wacht' ob ihr.
Die Lippen wußten nicht, worauf ſich laſſen nieder,
Sie aber rief ſie her, als wie ein ſpielend Kind,
Bot jetzo mir den Mund, und jezt die Wange wieder,
　　Und zog ſie weg im Kuß geſchwind.

Und ſo ſprach ich zu Gott im von ihr trunknen Sinne:
„Mein Gott, ſo lang' ich leb' in dieſer Augen Schein,
Hab' ich Danklieder nur für dich und Gottesminne;
Dies Blüthenleben iſt für mich mein einzig Seyn.
Gieb ihr das Beſte, das beſtimmt war meinem Sterne,
Auf thu' vor meinem Schritt ihr ganzes Hoffnungsglück,
Schmück' ihr das Lager aus, und zeig' ihr aus der Ferne
　　Der Gattin liebliches Geſchick!“

Indeß in Wonn' ich nun und im Gebet erwarme,
Bemerket nicht mein Blick, bemerket nicht mein Geiſt,
Daß ſchwerer immer wird die Stirn' auf meinem Arme,
Und daß ihr Fuß die Hand mir wie ein Stein durcheist.
Julia, Julia! wie kommt's, daß du erblaſſeſt?
Woher die feuchte Stirn? der Farbe Wechſelflug?
So ſprich, ſo lächle doch! ich bange, und du ſpaſſeſt?
　　Schlag' auf das Aug', es iſt genug!

Allein der blaue Tod bezog die Roſenſchwelle
Der Lippen, wo erſtickt verſuchtes Lächeln floh,
Der Athem ging verkürzt in immer bangrer Schnelle,
Ein Fittich, eh er ſinkt, ſchlägt auf und nieder ſo.
Das Ohr auf ihrer Bruſt horcht' ich dem Kampf des Leibes,
Und als der lezte Hauch die Seele fortgeführt,
Da ſtarb mein Herz in mir, wie todte Frucht des Weibes,
　　Die kalt es unterm Herzen ſpürt.

Und auf dem ſtarren Arm mehr tragend als mein Leben —
Wie nach dem Todesſtreich ein Menſch noch Schritte thut —
So ſtand ich auf und ging zu dem Altar mit Beben,
Und auf den lauen Stein legt ich mein Fleiſch und Blut;

Digitized by Google

Die Lippe ſog ſich ein in ihre Augenlieder,
Die Stirne, Marmor ſchon, war warm faſt, wie zuvor,
So wie das Neſt, aus dem mit jungem Luſtgefieder
Ein Vögelchen jüngſt flog empor.

Und alſo wogte mir in einer ew'gen Stunde
Vorbei ein Meer von Angſt, Jahrhunderte von Pein.
Der Schmerz an Herzens Statt wohnt' in des Buſens Grunde;
Ich ſprach: „mein Gott! nur ſie, nur ſie, ſonſt nichts, war mein!
In dieſer Liebe war verſunken all mein Lieben,
Sie hatte mir erſetzt, was mir der Tod geraubt,
Sie war die einz'ge Frucht, die auf dem Aſt geblieben,
Nachdem ein Sturm den Baum entlaubt."

„Sie war der einz'ge Ring von der zerbrochnen Kette,
Der einz'ge blaue Streif an meinem Himmelszelt,
Und daß recht ſüßen Klang im Haus ihr Name hätte,
Ward in dem Taufbund ihr der tönendſte geſellt.
Sie war mein Alles mir, mein Regen und Bewegen,
Die Stimme, die mir hold allüberall gelacht;
Allſtund für meinen Blick die Sorge wie der Segen,
Sie war mir Morgen, Abend, Nacht."

„Der Spiegel, drin mein Herz in ſeinem Bild mich liebte,
Mein reinſter Lebenstag, auf dieſe Stirn gebannt;
Ein ſteter Strahl von Glück, den keine Wolke trübte,
Auf Einem Angeſicht, Herr! deiner Gaben Pfand.
Der Mutter ſüße Laſt, mir um den Hals gegeben,
Aug, meines Auges Glanz, Laut, meiner Stimme Laut;
Geiſt, meinem Geiſt entrafft, von meinem Leben Leben,
Ein Himmel, der mich angeſchaut."

„So nimm ſie, ſprach ich, nimm! Gerechtigkeit, furchtbare,
Und ſtille deinen Durſt nach Todeskampf und Tod,
Ich ſelber bring' ſie dar auf deinem Nachtaltare;
Jetzt hab ich ihn geleert: zerbrich den Kelch der Noth.
Mein Lebenshauch! Mein Kind! hier liegt es, dir zu Füßen,
Geſchnitten hab' ich nur vom Haupt zwei Locken ihr,
Worein ſie geſteen erſt mich einſchlang unter Küſſen.
Geblieben iſt nur dieſes mir!"

Und ſchluchzend wacht' ich auf. Der Stein, den ich erkoren
Zu ruhen, war genezt von einem blut'gen Schweiß.
Die Hand, die nach der Stien ich führte, war gefroren,
Und unterm Augenlied die Zähren waren Eis.
Ich floh, nicht ſchneller fliegt der Aar aus Felſengrunde;
Von einem Hauſe ſcholl erdrücktes Jammerſchrein:
Die Liebe hatte noch verzögert ihre Stunde;
Sie wartete, zu ſterben, mein.

Und jezt iſt Alles todt in meiner dürren Hütte,
Zwei Augen, vor mir ſtets, ſind ſtets von Thränen ſchwer.
Ich warte, doch auf was? lenk' — ach, wohin? die Schritte,
Ich öffne meinen Arm, ich ſchließ' ihn, er bleibt leer.
Von gleicher Farbe wie die Nächte ſind die Tage,
Gebet und Hoffnung ſind in meinem Buſen todt.
Doch — es iſt Gottes Hand. O Seele, keine Klage!
Beug ſtill dich unter ſein Gebot!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Mai.

Emanzipation der Frauen. Zollverein.

Wenn ich meinen Bericht mit Notizen aus unſerm parlamentariſchen Leben beginne, ſo bedarf ich wohl keiner Entſchuldigung; dieſes iſt es ja gegenwärtig, von dem unſer geſelliges Leben ſeine geſammte Nahrung erhält, das jedem Cirkel den Stoff zur Konverſation, und jedem Einzelnen Veranlaſſung zu nicht bloß vorübergehenden Reflexionen bietet.

Ein Hauptintereſſe aus dieſer Sphäre, welches das politiſche Daſeyn unſerer ſchönen Welt in ſeinen Wurzeln erfaßt, hat Duttlingers Motion wegen Aufhebung der Geſchlechtsbeiſtandſchaft an's Licht gerufen. Ich möchte in dieſem Augenblicke keinem Sterblichen rathen, in irgend einer hieſigen Damengeſellſchaft des Geheimenraths Namen zu verunglimpfen; ich glaube, er wäre verloren. Der Name Duttlinger hat in den jüngſten Tagen Epoche gemacht; wenn einmal eine unſerer Enkelinnen die badiſche Geſchichte ſchreibt, ſo datirt ſie von der Geburt des Freiburger Kriminaliſten die Reſtauration des Vernunftrechts im Vaterlande. An dieſen Namen werden ſich dereinſt die ſüßeſten Erinnerungen, die holdſeligſten Genüſſe ſouveräner Freuden knüpfen, mag auch erſt ſpät der ganze Antrag Duttlingers in Erfüllung gehen. Emanzipation der badiſchen Frauen! Ich kenne einen alten ehrlichen Mann, der den Abend des Tages an dem der Geheimerath ſeine Motion begründete, an einem böſen Froſte litt; er ſah im Geiſte den weiblichen Abſolutismus kommen, mit all ſeinen Greueln für pantoffelfähige Männer, und kein Wunder, daß er ſchauderte.

Manch hübſches Hiſtörchen cirkulirt in der hieſigen Reſidenz über die Beſtechungskünſte unſerer vaterländiſchen Frauen, durch die ſie die Deputirten für ihre Sache zu gewinnen ſuchen. Die eine, die beſonders deßhalb hieher reiste, erzwingt durch eine platoniſche Liebkoſung unmittelbar vor der Diskuſſion das Votum eines abſtrakten Weltverbeſſerers; jenes blaue Auge ertödtet noch auf der Zunge das Veto des zitternden Geliebten, der an die kommenden Tage denkt; zwanzig andere Abgeordnete dachten ſchon von vorneherein an nichts anderes, als an ihre Beiſtimmung, denn wehe ihnen, wenn ſie im Kuſſe des Wiederſehens ihren Frauen nicht die Emanzipation ihres Geſchlechtes proklamiren! Dem Berichterſtatter Sander wurde von den Raſtatter Damen nicht weniger als ein Dutzend Schlafröcke verſprochen, wenn er ſich den Anträgen der Motion anſchließe, er ließ ſich aber nicht beſtechen, der Undankbare! Für den Motionsſteller vollends ſind hundert der ſchönſten

Hände unſers Oberlandes in Thätigkeit, um ihm als Preis ſeiner Bemühungen um das Frauenwohl einige Koffer voll Unterleibchen und wollener Socken (wegen des Zipperleins) zuzuſchicken. Bei ſolchem Raffinement zweifle nun noch Jemand länger an der Abſchaffung der Beiſtandſchaft!

Ein anderes hochwichtigs Kapitel unſerer parlamentariſchen Geſchichte bildet gegenwärtig die Frage über unſern wirklichen Anſchluß an den großen deutſchen Zollverein. Es iſt dies eine Frage, um die ſich jezt unſere ganze Politik dreht, ja unſer ganzes Sinnen und Trachten. Wenn er zu Stande kommt, ſo werden Hunderte unſerer Mitbürger ſeufzen, und wenn er nicht zu Stande kommt, ſo wird für Hunderte die Ausſicht auf Erhöhung der Induſtrie und des damit verbundenen Wohlſtandes zu Grabe gehen. So getheilt ſind die Intereſſen unſers Landes; möge die Wage ſich neigen, wohin ſie wolle, es wird der Klagen und des Jubels kein Ende ſeyn. — Der Geiſt des Jahres 1831 ſuchte kürzlich ſeiner Fittige gelähmte Kraft durch eine Motion Rotteck's wieder zu erneuern; aber er erhob ſich nur bis zur Decke, um mit deſto größerer Abſpannung wieder zu Boden zu ſinken. Wir möchten gerne das Gute nicht verkennen, das jene Dialektik bewirkt, als die Richtung der Zeit ihrem Streben günſtig war, wenn uns nur das Böſe nicht ſo fühlbar wäre, das ſich als ihre unmittelbare Begleiterin bis jezt bei uns feſtgehalten. — Für Schillers Denkmal iſt von Seiten der hieſigen Stadt bis jezt noch nichts Erhebliches geſchehen; im Muſeum allein liegt bereits ſeit Monden eine Liſte zur Unterzeichnung von Beiträgen auf, die denn auch, wenn es gut geht, einſt ihre fünf Louisd'or abwerfen wird. Vielleicht benüzt unſere kunſtſinnige und kunſtfördernde Intendanz die Anweſenheit der Dem. Lindner vom Nationaltheater in Frankfurt, um zu Gunſten des Denkmals eines der ausgezeichnetſten Werke des Dichters in die Scene zu ſetzen. Die ehegeſtrige Aufführung der „Maria Stuart" beſtätigte die alte Verehrung unſers Publikums für den unſterblichen Dichter, und ich denke, unſere Künſtler und unſere Bühne brächten nichts als einen ſchuldigen Tribut, wenn ſie dieſer Verehrung den nöthigen Spielraum geſtatteten, um ſich thatſächlich zur Unterſtüzung eines Unternehmens zu äußern, deſſen Ausführung für die Würde der deutſchen Nation einſt der ſprechendſte Zeuge ſeyn wird. — Ueber Literatur kann ich Ihnen nichts ſchreiben, da es hier — eine geiſteskranke periodiſche ausgenommen — keine gibt, und ſchließe deßhalb meinen heutigen Bericht mit dem Verſprechen, Ihnen baldigſt meine Erzählung von der ſechzehnjährigen Engländerin nachzutragen, die jüngſthin in unſerm Schloßgarten nichts Geringeres, als eine nagelneue Sprache erfinden wollte.

G. B.

Lyon, Mai.

(Fortſezung.)

Pater Poivre. Geſchichte der Portechaiſen.

Im Athénée finde ich noch am meiſten Lyoner Eigenthümlichkeit. So iſt ein biographiſcher Aufſaz über den ausgezeichneten Lyoner Miſſionär, den Pater Poivre, von beſonderem Intereſſe. Dieſer Mann bildete ſich in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht allein in dem Inſtitut des missions étrangères de St. Lazare zu Paris zu einem trefflichen Miſſionär, ſondern erwarb ſich da auch geographiſche, ſtatiſtiſche und naturhiſtoriſche Kenntniſſe genug, um Frankreich dadurch ſehr nüzlich zu werden. Zuerſt (1740) war er in China und Cochinchina, dann in Batavia, wo er den Gedanken faßte, den Holländern ihr einträgliches Monopol, den Gewürzhandel, etwas zu ſchmälern, indem er dieſe Pflanzen und Bäume in die franzöſiſchen Kolonien, beſonders nach Ile de France und Bourbon, überſiedelte. Deßwegen beſuchte er auch ſpäter die moluckiſchen Inſeln. Er wurde zu dieſem Zweck zum franzöſiſchen Miniſter ernannt und legte in Cochinchina ein franzöſiſches Handelskomptoir an, das mit der indiſchen Kompagnie in Verbindung ſtand. Mit Gefahr, großer Mühe und Schlauheit wußte er ſich ſchon hier Pflanzen vom Pfeffer- und Zimmtbaum, deßgleichen vom dortigen Obſt und Gebirgsreis zu verſchaffen. Hierauf ging er nach Manilla, wo jedoch die Holländer ſehr aufmerkſam auf ihn waren. Nur Wenige kennen die ſtrengen Vorſichtsmaßregeln, durch welche die Verbreitung der Gewürzbäume gehindert werden ſoll. Wer nur eine einzige dieſer Pflanzen ausführt, wird bei der Entdeckung mit dem Tode beſtraft. Außerdem hatte die holländiſche Kompagnie noch eine andere, wahrhaft infernaliſche Vorſichtsmaßregel gebraucht; ſie hatte nämlich falſche Karten von dem Archipel der Molukken verfertigen laſſen, damit die Seefahrer an den Klippen untergingen, in die ſie ſo arglos geführt worden, und wie viele Schiffe zertrümmerten nicht auf dieſe Art! Aber alle dieſe Hinderniſſe ſchreckten Poivre nicht ab. Er lernte Malaiiſch, um ohne Dolmetſcher mit den Landeseinwohnern verkehren zu können; überdies wußte er das Vertrauen und die Freundſchaft des holländiſchen Gouverneurs ſo ganz zu gewinnen, daß dieſer ihm ſein Archiv öffnete, wo Poivre ächte und ſehr genaue holländiſche Karten vom Archipel der Molukken fand und nach dieſen die falſchen berichtigte. Später ſtellte die franzöſiſche Regierung eine Fregatte zu ſeiner Verfügung, und mit ihr kreuzte er lange in jenem ſo klippenvollen Meer, und war mit Muth, Todesverachtung und Klugheit ſo glücklich, ſich eine Menge Gewürznelken- und Pfefferpflanzen von den Eingebornen zu verſchaffen und nach Ile de France zu bringen.

Nicht weniger anziehend in dieſem Athénée iſt die Geſchichte der Portechaiſen in Lyon. „Ich betrachtete einſt — heißt es da — eine alte Portechaiſe, in der eine arme Frau in's Hoſpital getragen worden war. Sie war ſorgfältig bemalt und vergoldet; ungeachtet ihres verblichenen Zuſtandes konnte man ihr doch anſehen, daß ſie einſt ſehr brillant geweſen ſeyn mochte. Auf den Thüren waren Namenszüge mit Blumenguirlanden gezogen. „Sie hat gewiß einer vornehmen Dame gehört," ſagte ich zu meinem Begleiter, der zufällig in der Heraldik wohl erfahren war. — „Sehen Sie denn nicht," erwiderte er, „daß ſie einem Kanonikus unſerer St. Johanniskirche gehört hat?" — Er machte mich auf Mehreres aufmerkſam, was mir vorher entgangen war. — „Sehen Sie nicht das Wappen an der Thüre, von dem Löwen und dem Greifen des edeln Kapitels von St. Johann gehalten? Sehen Sie darauf nicht die Grafenkrone? denn dieſe Herren Kanoniker waren Grafen; der Stab und die Biſchofsmüze ſind ja auch noch zu bemerken, denn dieſe Herren laſen im Biſchofsornate Meſſe; entgeht Ihnen denn hier das emaillirte, mit Lilien gezierte Kreuz und das Ordensband?" Der Heraldiker hatte Recht. Ich aber dachte: von den Sandalen und dem weißen Stab der Apoſtel bis auf dieſen Luxus iſt ein weiter Weg!"

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Juni 1835.

> Le bruit, le faste, l'importance,
> Les grands plaisirs, les grands ennuis,
> Les courts succès prônés d'avance,
> Les chefs d'oeuvre sans conséquence.
>
> Gresset.

Ein Montag in Paris, Paſſy und Auteuil.

Es war eines Montags Morgens, als ich keine ſonderliche Arbeitsluſt mehr in mir verſpürte, nachdem man mich zu wiederholten Malen in meiner Muße geſtört hatte. Einmal ſollte ich für die unglückliche Wittwe eines durch die Julirevolution ruinirten Beamten und ihre vier Kinder eine geringe Beiſteuer geben, ein anderesmal einem hauſirenden Handelsmann, der direkt aus Oſtindien zurückzukommen behauptete, Foulards abkaufen, ein drittes Mal einem Schmuggler deutſchen Tabak abnehmen, und endlich dem proteſtantiſchen Küſter einen kleinen Beitrag für den auf den nächſten Sonntag anzuſchaffenden Abendmahlswein einhändigen. Dieſe verdrießlichen Störungen trieben mich aus meinem Zimmer, und ich beſchloß, den übrigen Theil des Tags außerhalb dem Hauſe zuzubringen. Es war, wie ſchon bemerkt, gerade Montag, und an dieſem Tage kann man in Paris Mancherlei unternehmen. Wenn man Geld oder Langeweile hat — Lezteres kommt jedoch ſeltener vor, als Erſteres, beides zuſammen nie — ſo veranſtaltet man eine Landpartie; hat man Beſuche zu machen, ſo thut man am beſten daran, ſich dieſer Pflicht, welche der Anſtand auferlegt, am erſten Tage in der Woche zu entledigen; will man wiſſen, was es Neues in der Politik gibt, geht man in's erſte beſte Leſekabinet. Montags ſind ja überdies die Pariſer Tagesblätter am intereſſanteſten. Weil nämlich Sonntags keine Kammerſizungen ſtattfinden, ſo füllen die Zeitungsſchreiber die Spalten mit Vermuthungen, Gerüchten, Verleumdungen und andern Supplementen aus. Wer damit noch nicht zufrieden iſt, kann die Revue de Paris, welche jeden Sonntag ausgegeben wird, zur Hand nehmen; da findet der Leſer poetiſche Suppe, Novellengemüſe, dazu einige Skizzen aus dem Tagebuch eines in Deutſchland oder in einem ſonſt neu entdeckten Lande reiſenden Modeſchriftſtellers, Tagesanekdoten, Bücheranzeigen als Mandeln zum Nachtiſch, und ſtatt Tafelmuſik, Theaterkritik. Wer jedoch von lezterer ein Freund und Gönner iſt, greife zuerſt nach dem Journal des Débats; alle Montag nämlich gibt Jules Janin im Feuilleton dieſes Journals ſeine Kritik über die neuen Stücke, welche in vergangener Woche auf den verſchiedenen Pariſer Bühnen zur Aufführung gekommen ſind, für welche Kritik dem Verfaſſer, im Vorbeigehen bemerkt, 20,000 Franken alljährlich ausbezahlt werden. Wer kennt nicht den gefeierten Feuilletoniſten des Journal des Débats, Jules Janin, welcher in einer Beurtheilung der Heineſchen Reiſebilder ſagt, er habe noch keinen Deutſchen ſo zierlich auf franzöſiſche Art die Pfote geben ſehen, als Heine? Die Arbeiten eines ſo lange bekannten und fruchtbaren Schriftſtellers, wie Jules Janin, richtet hier das unterzeichnete

J. J. ſo gut als eine Kritik; je nachdem man zu dem freundlichen oder feindſeligen Geſolge der Leſer gehört, findet man ſie entweder unübertrefflich oder unausſtehlich. Der deutſche Leſer erwarte übrigens von jenen literariſch-ſatiriſchen Feuilletons Jules Janins nicht etwa jenen humoriſtiſchen Strom, der, wie bei Börne, die Kehrſeiten unſers Lebens klar und ruhig ſpiegelt und mit dem Ernſthaften gaukelt, oder der, wie bei Ariſtophanes, Shakespeare und Jean Paul, Alles umreißt, aufwühlt und zerriſſen im Bilde wiedergibt. Man findet bloß jenen leichten, franzöſiſchen Scherz und Spott, mit welchem ein eleganter Pariſer Schöngeiſt ſeine Splitterrichtereien ausſchmückt; ſeine Mediſance wird die Stellvertreterin für eine Geiſtesthätigkeit, die ſonſt wohl höhere und würdigere Intereſſen zu erſtreben im Stande wäre. Vielleicht kommt dies weniger von dem nicht ſehr vollen Puiſe der Jules Janinſchen Witzader, als vom Gegenſtande ſelber her, wenigſtens fließt bei Jules Janin die Quelle der Laune reicher und nachhaltiger bei imaginären Charakteren, als bei wirklichen, wo der witzige Antithetiker oft mit dem alltäglichſten Salze zum Pikanten ausreichen muß. Bei der Leſung dieſer Feuilletons ergeht es den Meiſten wie den Anfängern in der Landſchaftszeichnung, welche Handſchuhformen, Hirſchhörnergeſtalten und Kryſtallzacken für beblätterte Zweige annehmen müſſen, was zwar für den müſſigen Dilettanten recht lockend und labend ſeyn mag, worin jedoch der ruhige Leſer von Bildung nichts als Spielereien erblickt, und vergebens Belehrung und Belohnung ſucht. Wer indeß als Beobachter der Sitten und Menſchen, oder als Fremder zu ſeinem Vergnügen in Paris lebt und auf Welt und Ton Anſpruch macht, thut wohl daran, dieſe Montagslektüre im Journal des Débats nicht zu verſäumen, denn wenn er im Verlauf der Woche eine Soirée in der Chauſſee d'Antin zu beſuchen hat, kann er ziemlich ſicher darauf rechnen, daß dieſer oder jener extravagante Schöngeiſt an ihn die Frage ſtellt: „Haben Sie das lezte Feuilleton nicht delicios gefunden?“ Das Feuilleton, mit J. J. unterzeichnet, iſt nämlich für die Pariſer Dandys das einzig mögliche, denkbare Feuilleton: „le feuilleton était charmant aujourd'hui — le feuilleton est un des plus spirituels, que j'aie lus de toute ma vie — le feuilleton du lundi passé est, d'après mon avis, la crême des feuilletons;“ lauter Redensarten, welche man täglich in den Abendunterhaltungen der Chauſſee d'Antin hört und dort ganz klar und verſtändlich findet; man nennt dort das Jules Janinſche Feuilleton kurzweg Feuilleton, und wenn man daſelbſt unter dieſem generiſchen Ausdruck etwas anderes verſtände, als das Feuilleton von Jules Janin, oder überhaupt dieſe leztere Benennung im Laufe des Geſprächs anwendete, ſo würde man ſofort für einen Simpel aus der Provinz oder für einen Dütendreher aus der Rue Saint Denis gehalten werden.

Einen großen Theil der oben angeführten Montagsfreuden in Paris genoß ich bei Galignani; als ich aber wußte, wie göttlich „Sie“ am vorigen Abende getanzt und mich hinlänglich an den Pirouetten des Feuilletons par excellence ergözt hatte, war ich des Stadtlebens überdrüſſig. Ich machte einige Gänge durch den Tuileriengarten, dieſes artige Spielplätzchen für die lieben Reſidenzkinder und die eleganten Pariſer Herren und Damen, welche hier in den Nachmittagsſtunden zwiſchen drei und fünf Uhr große Staatsſitzung auf gemietheten Strohſtühlen halten, ſich gegenſeitig muſtern und durch Lorgnetten beäugeln, ohne gerade darum der Klatſcherei und dem böſen Leumund anheimzufallen und in die Regiſter der Chronique scandaleuse eingeſchrieben zu werden. Dort, wo der Tuileriengarten in den Place de la Concorde mündet, traf ich den Omnibus, welcher nach der Barriere von Paſſy geht, und da gerade noch Platz übrig war, benutzte ich dieſe Gelegenheit, um für den höchſt mäßigen Preis von ſechs Sous nach Paſſy zu fahren. Der Weg führt an den Champs élysées vorbei, längs dem rechten Seineufer hin, wo ſich unterwegs nichts Bemerkenswerthes darbietet, als der in der Nähe von Chaillot befindliche und mit Linden bepflanzte freie Platz, wo Napoleon das Fundament zu einem herrlichen Pallaſt für den König von Rom legen ließ. Auf dem entgegengeſezten Ufer bemerkt man das Invalidenhotel mit der vergoldeten Kuppel des Doms und die Ecole militaire hinter dem Marsfelde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortſetzung.)

Nach dieſen etwas hochmüthigen Worten verſchwand der treue Häring und Dick blieb allein am Ufer ſtehend zurück. Es war das erſtemal, daß er ſich mit einem Dichter in eine Unterhandlung eingelaſſen hatte, und er glaubte gehört zu haben, daß es das unzuverläſſigſte, leichtſinnigſte Volk der Erde ſey; wer bürgte ihm dafür, daß ſein Häring eine Ausnahme machen würde? Die Zeit ſchien auch in der That ſeinen böſen Argwohn beſtätigen zu wollen, denn eine Woche, zwei Wochen, ja ſogar drei Wochen vergingen, ohne daß der Abgeſandte von ſich hören ließ; endlich erſchien er aber und ſah um Vieles magerer und elender aus, als zur Zeit, wo

er auf dem Boden des Kübels geſchmachtet hatte. „Du haſt mir tüchtig warm gemacht!“ rief er keuchend, „kaum kann ich noch eine meiner Floſſen regen, ſo habe ich ohne Unterlaß gerudert und geſteuert; doch Glück zu! die alte Duenna und der einfältige Kaplan ſind gefunden, der Teufel aber muß den Gelehrten geholt haben, denn er war nirgends anzutreffen, obgleich ich jede dumpfe Kammer, wo ich ihn hocken glauben konnte, durchkrochen habe.“ — „Verehrter Poet,“ nahm Dick das Wort, „daß Dir das nicht ſo ſehr zu Herzen gehe; es iſt ſchon genug, daß Deine Geſchicklichkeit den Aufenthaltsort der beiden entdeckt hat, gewiß werden dieſe am beſten uns Auskunft geben können, wo der dritte ſich verborgen hält. Laß uns nicht ſäumen, den Auftrag der ſchönen Lilie zu erfüllen.“

Die Erwähnung ſeiner hohen Gebieterin ſezte den Häring völlig wieder in Feuer und Enthuſiasmus. „Apoll ſtrafe mich,“ rief er, indem er ſeine Augen mit großartigem Ausdruck im Kopfe herumrollen ließ, „daß ich auch nur auf einen Augenblick den Dienſt meiner ſüßen Herrin hintanſezte. Du haſt recht, laß uns unverzüglich eilen, denn der Wohnort, den die alte, eitle Närrin ſich auserwählt hat, iſt ziemlich entlegen.“

Nachdem Dick alſo ſeinen Haushalt beſorgt hatte, begab er ſich mit dem Hofpoeten auf eine eben ſo langwierige als abenteuerliche Reiſe. Indeſſen der junge Mann ſein Schiff beſtieg und gedankenvoll am Bord ſaß, ſchwamm ſein Führer behaglich in der Fluth und fand dabei noch Zeit, einige äußerſt kunſtfertige Sonette zu dichten, ja ſogar den Plan zu einem anziehenden Romane zu entwerfen, den er, einſt glücklich am Hofe der Prinzeſſin angelangt, herauszugeben gedachte. Da man das nördliche Meer befuhr, ſo blieb das Wetter nicht lange günſtig; es erhob ſich eines Tags ein heftiger Sturm, der, ſo eifrig man gegen ihn kämpfte, an Kraft ſtündlich zunahm und endlich das Schiff gegen eine Klippe ſchleuderte, an der es borſt und mit der ganzen Mannſchaft zu Grunde ging. Dick war anfänglich über den Verluſt eines Theils ſeiner Güter betrübt, doch der Häring wußte ihn zu tröſten, indem er verſicherte, daß die Prinzeſſin ihn ſicherlich hundertfältig entſchädigen werde. „Ueberdies,“ ſezte er hinzu, „kommt der Streich, den uns das Mißgeſchick ſpielt, gerade gelegen. Wie hätteſt Du, ohne Aufſehen zu erregen, von Deinen Leuten Dich trennen können, um die Robbe aufzuſuchen, die ſich hier in unſerer Nähe befindet? Glaube mir, Alles iſt gut in der Welt, was uns Nutzen ſchafft.“

Dick wollte eben den Dichter wegen dieſes leichtfertigen Grundſatzes tadeln, als ſie auf dem Grunde des Meeres, wo ſie ſich beide befanden, ein Gewirre von vielen Stimmen vernahmen. Sie befanden ſich, ohne es zu wiſſen, in der Mitte einer zahlreichen Aſſemblee, die ihre neugierigen Blicke auf ſie richtete. Aber wie ward dem armen Dick, als er dieſe Geſtalten näher in’s Auge faßte! Im Kreiſe gelagert, ſahen ihm graue, unförmliche Häupter entgegen; die dicken Leiber wühlten den Grund auf und lagen behaglich bald im weichen Sande verſteckt, mehrere kleine Seepferdchen ſchwirrten von einem Gaſt zum andern und ſchienen die Stelle der Pagen vertreten zu wollen. Es war nicht ſchwer, die eitle und geſchwätzige alte Oberhofmeiſterin aus der Menge herauszufinden; ſie war, trotz ihres tonnenförmigen Leibes, der plumpen watſchelnden Vorderfüßchen und der glotzenden Augen noch immer die gefallſüchtige Närrin, die ſie auf der Inſel am Hofe des Vaters der ſchönen Lilie geweſen war. Sie ließ ſich von einem paar alten, dürren Taſchenkrebſen eine Menge fader Schmeicheleien ſagen, und beantwortete ſie mit einem lauten, ſprudelnden Gelächter, indem ſie von Zeit zu Zeit einige Meerſpinnen aufſchnappte und gierig verzehrte. Ein alter, in Penſionsſtand verſezter Haifiſch unterhielt nach Weiſe ungebildeter und prahleriſcher Soldaten eine Anzahl junger Robben mit Zweideutigkeiten und ſtarkgewürzten Späßen, wozu zwei oder drei gimpelhafte Seekälber eine laute Lache aufſchlugen.

„Du ſiehſt, Freund,“ ſagte der Hofpoet leiſe zu ſeinem Begleiter, „den ganzen aufgeputzten Jammer unſerer ſogenannten ſchönen Welt; nirgends wahrer Geiſt und tiefes Gefühl. Selbſt jene jungen Mädchen, deren einige in der That wohlgebildet und reizend zu nennen ſind, und durch ihr Lächeln ſelbſt das kälteſte Fiſchblut erwärmen könnten, wie lauſchen ſie begierig den einfältigen Uebertreibungen des Großſprechers, wie ſind ſie innerlich leer und ungebildet!“ — Dick, der zu der angeprieſenen Schönheit der jungen Meerungeheuer lächeln mußte, drängte den Redner, ihn vorzuſtellen. Die Robbe empfing ihn gütig und ließ ihre Blicke mit Wohlgefallen auf der ſchönen Geſtalt des jungen Mannes ruhen; als er aber ſein Geſuch vortrug und ſich den magiſchen Ring ausbat, veränderte ſich die Miene der alten Dame, und nicht allein, daß ſie ihm kurzweg ſeine Bitte abſchlug, ſie verbot ihm auch, jemals wieder vor ihren Augen zu erſcheinen. Dieſes verunglückte Unternehmen ſchlug Dicks Muth nicht wenig nieder; doch ſein Freund wußte ihn auch hier zu tröſten. „Vergib mir,“ ſagte er, als ſie Beide allein waren, „daß ich glauben muß, Du habeſt noch wenig in der großen Welt gelebt. Du verſtehſt nicht zu ſchmeicheln, und das iſt im Umgange mit der Welt und vorzüglich mit den Weibern das erſte und vorzüglichſte Erforderniß. Folge meinem Rath und wage einen zweiten Verſuch, ehe Du zur Gewalt, die hier nicht wohl angewendet wäre, ſchreiteſt. Ich will für Dich ein zärtliches Gedicht abfaſſen, als habeſt Du es gemacht, entzückt von ihren himmliſchen Reizen,

und wenn ſie dadurch gerührt wird, ſo bitte Dir den Ring zum Andenken der ſchönen Stunde aus.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortſetzung.)

Zur Geſchichte der Portechaiſen. Vénus d'Arles.

„Ich erinnerte mich,“ heißt es im Athénée weiter, „in meiner Jugend einige Aerzte in Lyon geſehen zu haben, die ſich in der Portechaiſe zu ihren Kranken tragen ließen. Einer dieſer Herren trug eine große Perrücke, und ſtieg an einem langen Stock mit großem goldenen Knopf in's höchſte Stockwerk der elenden rue noire, wo ein Armer darnieder lag; denn ehemals waren die Aerzte, auch die beſchäftigtſten und geſuchteſten, noch menſchlich und mitleidig ohne Geld. Andere Aerzte trugen bereits das Haar wie andere Leute, und farbige Kleider; ja ſie trieben die Neuerungsſucht ſo weit, daß ſie ſich ſtatt der Portechaiſe der Vinaigrette bedienten. Dies war ein gar komiſches Gefährt, ein Siz auf zwei Rädern, den vorne ein eingeſpannter Mann zog, während hinten einer nachſchob. Dieſer Vinaigretten bedienten ſich die Mittelklaſſen, der tiers-état und die wohlhabenden Profeſſoren. Daraus iſt abzunehmen, daß Verbeſſerung und Fortſchritte auch in den Fortſchaffungsmitteln bereits begonnen hatten. Die Revolution nahte, und unter den tauſend Dingen, die ſie zertrümmerte oder umſtieß, waren auch die Portechaiſen und Vinaigretten. Erſtere hatten jedoch auch ihre Reſtauration im Jahr 1814, denn der allzeitfertige Moniteur benachrichtigte einmal Frankreich, daß der Marquis v. Champanez, Gouverneur des Louvre, gnädigſt den Gebrauch der Portechaiſen im Innern der Tuilerien erlaubt habe. Bald nach dieſer Bekanntmachung kamen die hundert Tage, und es erſchien die Karrikatur, wo ein Hauſe Hofleute aus dieſer Zeit in ihren Portechaiſen ſizend und vor ihnen ein kommandirender General in Huſarenuniform abgebildet war; ſie antworten auf ſeine kriegeriſche Harangue: „Ja, Monſeigneur, wir ſind bereit, zu kämpfen, und erwarten nur unſere Portechaiſenträger, um vorzurücken (pour nous porter en avant).“

Es iſt vor Kurzem in unſerer Nähe zu Beaune (Côtes d'or) ein Buch erſchienen, das darauf berechnet war, großes Aufſehen und Senſation zu machen, und es auch hier bei den literariſchen Modeleuten, Süßlingen und Süßlinginnen gemacht hat. Ich meine die Vénus d'Arles vom Chevalier Bard. Es ſoll genial ſeyn, wenigſtens wiederholt dies der Verfaſſer mehrmals gar beſcheiden. Ich aber habe in dem Buche nur eine koagulirte und kryſtalliſirte franzöſiſche Affektation und Fadheit gefunden, aber durchaus nicht das, als was es ſich ankündigt, eine intereſſante Reiſe in's mittägliche Frankreich. Der Verfaſſer ſagt: „Voici sur nos provinces méridionales quelques pages d'amateur, d'antiquaire, d'artiste, de poète, brûlantes de contemporanéité,“ und weiterhin: „Mon livre est un je ne sais quoi de vagabond, d'aventureux qui plaira par le charme du style, la franchise des détails, par quelque chose d'indécis, ressemblant assez bien au clair-obscur des boudoirs. L'on y trouvera la poésie pure, le style lapidaire de l'archéologue, la période sérieuse et pourtant gracieuse du narrateur bénévole d'un roman, antique de couleur, tout actuel d'action, qui vous intéressera beaucoup... La Vénus d'Arles et une idée fraiche, suave, caressante, en un mot une figure de vierge...“ Der Herr Chevalier iſt auch galant und dem ſchönen Geſchlecht ſehr ergeben; faſt auf jeder Seite ruft er ses belles et douces lectrices aux grands yeux noirs an; für meine deutſchen Landsmänninnen mit blauen Augen iſt alſo das Buch nicht, ſie würden auch ſchwerlich drei Seiten davon leſen mögen. Dabei gibt ſich der Chevalier das Anſehen eines genialen Verführers und gefährlichen Dandy, denn er ſagt: „Je suis adonné à une vie dissipée, peu soucieuse, je suis paresseux par goût, ne lisant rien, pas même les journaux, j'écris sur papier satiné avec de plumes de Perry, je brûle des pastilles du sérail, je drape ma main avec le gant blanc de filet quand j'offre à une femme de nouer mon bras au sien, je parle avec pointe, ma conversation fourmille de spiritualités, je joue sur la flûte la cavatine de la Gazza, enfin je porte un ruban à la boutonnière...“ Gleiche Affektation zeigt ſich auch in ſeiner Sprache; ſo finde ich z. B. die übelklingende, ganz unfranzöſiſche Redensart: Vites-vous Paris? — Non. — Vous eûtes tort, si vous le pûtes... Bei ihm iſt das Christo-Frank d'une haute portée morale. Was iſt das Christ-Frank? die gothiſche Architektur. Gar komiſch iſt auch ſein Barjau de pousser le mouvement dans le boudoir. Doch genug von dieſer Affektation und franzöſiſchen Unnatur!

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 135:

Die Maske.

Räthſel.

Fort, fort von hier, wer Liebe nie gekannt,
Wem nicht ſein Herz für ſie geglüht, gebrannt!
Mein Räthſel, ob er's auch erriethe ſein,
Würd' ihm ein unauflöslich Räthſel ſeyn.
Fort, fort von hier, wer ſich in ſchnöder Luſt
Wegwerfen kann an feiler Weiber Bruſt!
Denn hätt' er auch die Worte hier geſehn,
Er würde nimmer doch den Sinn verſtehn.

Es iſt ein Duo, deſſen Komponiſt
Nicht in Muſik nur großer Meiſter iſt,
Von ſeinen Schülern, die ſein Geiſt gerührt,
Mit ſchwachen Inſtrumenten ausgeführt;
Aus vollen Herzen ſtrömt es noch ſo rein,
Auf Noten braucht es nicht geſezt zu ſeyn;
Dazu verändern ſeine Noten ſich
In jedem Land oft gar zu wunderlich.

Ein Baß und ein Diskant genügt zum Spiel,
Was drüber iſt, iſt allemal zu viel;
Baß und Diskant antworten ſich im Nu,
Vier helle Lichter leuchten ſtets dazu,
Sie ſehn vor ſich zwei Roſenhügel blühn,
Sie ſehn vor ſich Rubinenthore glühn,
Durch die der Ton des ſchönen Duo dringt,
Deß Echo ſchnell von Herzen widerklingt.

Und wenn Muſik, wie man ſie ſonſt verſteht,
Mit vollerm Tone meiſt zum Schluſſe geht,
Sodann mit lärmendem Geklatſche ſchließt,
Was jedes feinere Gefühl verdrießt:
Nicht ſo mein Duo: ſein entzückend Wort
Fließt ruhig nun, dann mächtig ſtrömend fort;
Allein ſein Schluß iſt nimmermehr ſo roh,
Es ſtirbt im leiſeſten Uniſono.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. Juni 1835.

— In Meeresfriſche
Glatt behagen ſich die Fiſche,
Schwanken Lebens ohne Leid.
Doch, ihr feſtlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fiſche ſeyd.

Goethe.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortſetzung.)

„Unmöglich!“ rief Dick entrüſtet; „ich dieſem Ungethüm ſchmeicheln!“ — „Lieber, junger Freund,“ entgegnete der Häring mit einem kleinen, ſpöttiſchen Lächeln, „wie neu biſt Du in allem, was weltliche Klugheit heißt! Die Robbe wird ſicherlich nicht das lezte alte häßliche Weib ſeyn, dem Du einer ſchönen Tochter wegen ſchmeicheln mußt. Thue, was ich Dir ſage, und der Erfolg wird lehren, daß ich Recht habe.“

Dick widerſprach nicht weiter, er nahm das Gedicht des Poeten, und ſiehe da, ſchneller, als er es gehofft hatte, war er im Beſitz des Ringes. Er dankte dem klugen Rathgeber, und beide machten ſich auf, um die Wohnung des Kaplans zu entdecken. Ein günſtiges Geſchick wies ſie gerade vor die rechte Thür. Schon von Weitem ließ ſich ein dumpfes Schnarchen vernehmen, und alsbald zeigte ſich auf einem ſonnigen Plätzchen am Strande ein mächtiger Seehund, der hier Mittagsruhe hielt. Eine Meerotter trug während des Schlummers ihres Herrn mehrere fette Schnecken zum Abendbrod zuſammen. „Da erkenne ich meinen alten Freund!“ rief der Häring; „er ſchlummert, nachdem er gewiß eine höchſt ſalbungsvolle Predigt gehalten hat, und ſeine Köchin iſt für den Haushalt nach gewohnter Weiſe beſchäftigt. Laß uns hier kurze Sprünge machen; indeſſen ich der Otter einige Schmeicheleien über ihre Wirthſchaftlichkeit ſage, bemächtige Du Dich des ſilbernen Stäbchens, das dort neben dem Schläfer im Sande blinkt.“ Geſagt, gethan, das zweite Kleinod war nun auch in ihrem Beſitz, und die Freunde waren nicht wenig froh hierüber. Allein nun blieb das ſchwierigſte Unternehmen übrig: wo ſollte man den Gelehrten entdecken? Ueber dieſe Frage nachſinnend, wandelten beide Genoſſen in trübem Schweigen neben einander auf dem Meeresgrunde, als ſie am Ende des dritten Tags, da ſie ſchon faſt alle Hoffnung aufgegeben hatten, zwei ziemlich laut ſprechende Stimmen in ihrer Nähe vernahmen. Der Häring ſtieß mit ſeinem ſpitzigen Mäulchen ſogleich den träumenden jungen Freund an, indem er ihm Aufmerkſamkeit empfahl. Dick wurde eine kleine Waſſerſchlange und einen Seeigel gewahr, die mit einander ziemlich eilig dahinwanderten. „Macht ſchneller fort, liebſter Vetter!“ rief die Schlange, „wir langen ſonſt wiederum zu ſpät in der Vorleſung an, und Euer wird die Schuld ſeyn, wenn ich dann an Gelehrſamkeit und Kenntniß Mangel leide.“ — „Ihr

macht Euch unnöthige Sorge, Muhme,“ keuchte der Igel; „nach meiner Anſicht ſeyd Ihr für ein Frauenzimmer gerade gebildet genug; Ihr wißt, ich haſſe nichts ſo ſehr als gelehrte Damen, und ich wäre untröſtlich, in meiner Verwandſchaft eine ſolche zu beſitzen.“ Die Schlange ziſchte mit leiſem Spotte, ohne etwas zu erwidern; ſie glitt dagegen noch ſchneller und behender dahin. „So ſeyd Ihr auch der Meinung des gelehrten Hummers,“ nahm der Igel wieder das Wort, „daß ich ausnehmend viel kritiſches Talent beſitze und daher eigentlich zum Rezenſenten geboren bin? In der That, ich merkte etwas von der Abſicht des Himmels, als ich zum erſten Mal an meinem Körper dieſe große Anzahl von ſcharfen, ſpitzigen Pfeilen keimen ſah, deren kein anderes Thier ſich erfreuen kann. Auch konnte ich frühzeitig keinen Widerſpruch vertragen, und wenn mich die Leute, die ich durch meine beißenden Sarkasmen beleidigt hatte, angreifen wollten, ſo wand ich mich in einen Knäuel zuſammen und lachte innerlich, wenn die Narren ſich an den Stacheln das ungewaſchene Maul aufriſſen, mir aber auf keine Weiſe etwas anhaben konnten. Seht, Muhme, ſo kann man grob und unverſchämt ſeyn, ohne irgend Jemand ſcheuen zu müſſen.“

Die Schlange, die in dieſen Aeußerungen eine niedrige Geſinnung ihres Verwandten entdecken mochte, beharrte in ihrem Stillſchweigen, und Beide langten jezt bei dem Hummer an, da ein Theil der Verſammlung ſich ſchon wieder verloren hatte. Aus einer Felſenſpalte, halb verdeckt von dem überhängenden Waſſergraſe, blickte das ehrwürdige Antlitz des gelehrten Krebſes hervor. Die großen, glotzenden Augen waren mit einer Brille bewaffnet, und in einer der mächtigen Scheeren lagen mehrere Bogen einer tiefſinnigen Abhandlung eingeklemmt. Er begrüßte die Ankömmlinge, ohne ſie einer beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen, und fuhr dann mit ſchnarrender Stimme fort, die koſtbaren Früchte ſeiner Gelehrſamkeit auszutheilen. Der Häring nahm mit äußerſter Vorſicht vor den Stacheln des Igels den unterſten Platz ein, indem er mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Vortrage folgte; Dick dagegen beluſtigte ſich an den gelehrten Grimaſſen des Redners, und ließ endlich ſeinen Blick auf der goldenen Kette haften, die zwiſchen den ſchwarzen Schuppen des häßlichen Körpers niederhing.

„Dieſen Schatz zu gewinnen,“ bemerkte der Häring zu ſeinem Freunde, als ſie allein waren, „wird mehr Mühe koſten, als zur Erlangung der beiden andern erforderlich war. Einen Gelehrten, der die Eitelkeiten der Welt genugſam kennt und verachtet, darf man nicht durch ein koſtbares Geſchenk zu bethören hoffen; eben ſo wenig wage ich es hier, wo ſo viele feine Kritiker verſammelt ſind, mit den Schöpfungen meiner Muſe hervorzutreten.“ — „Wie!“ rief Dick, erſtaunt und befremdet durch die Beſcheidenheit ſeines poetiſchen Freundes, die jezt zum erſten Mal und ſehr zur Unzeit laut wurde, „ſoll denn ein günſtiges Ungefähr umſonſt uns den Aufenthaltsort dieſes dritten tückiſchen Verräthers der ſchönen Lilie gezeigt haben? Soll hier unſere Klugheit, unſer Unternehmungsgeiſt elend ſcheitern?“ — „Ereifere Dich nicht,“ entgegnete der Dichter, „es iſt noch nichts verloren; meine Worte ſollten Dir nur anzeigen, daß auch hier Klugheit und Erfahrung unſere Schritte lenken muß. Laß uns auf ein Mittel ſinnen, das uns ſicher zum Zwecke führt.“

Nach dieſen Worten begab ſich der Häring in die Einſamkeit, um ungeſtört nachgrübeln zu können. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß er ſich blicken ließ, und Dick empfand ſchon den lebhafteſten Unwillen. Er zählte die Wochen und Monde, die vergangen waren, ſeit er ſich zum Retter der ſchönen Lilie erklärt hatte, und noch war das Werk nicht vollbracht, noch ſchmachtete die ſüße Geſtalt in elender Gefangenſchaft auf dem Meeresgrunde. Der Gedanke, daß ſie ihn wohl für treulos oder wortbrüchig halten könne, peinigte ihn auf's Härteſte. Er ſezte ſich auf die Trümmer eines Schiffes nieder und ſenkte ſein Haupt in die Hand, indem er die magiſche Perle an ſeiner Bruſt betrachtete. Sein ſeltſamer Zuſtand fiel ihm jezt erſt recht auf und er ſeufzte vor ſich hin: „Wie ſitze ich ſo wunderlich im Reiche der Gewäſſer da! wahrlich, ich bin unter Fiſchen ſelbſt ein Fiſch geworden, mich lockt nicht mehr die klare Himmelsluft, die ich ſonſt athmete, ich entbehre nicht den Schmelz der Wieſen, auf dem mein Fuß wandelte, und das Alles hat die Liebe bewirkt. Was zögere ich noch, ſchnell mein Ziel zu erreichen? Iſt hier nicht Gewalt ebenſo wie Liſt erlaubt, und welchen Widerſtand kann mir wohl der alte, vertrocknete Gelehrte bieten? Wohlan, ich will machen, daß er ſeine lezte Vorleſung gehalten haben ſoll.“ — „Das wirſt Du nicht!“ rief der Häring, der jezt plötzlich in Geſellſchaft der Waſſerſchlange aus den Trümmern hervorgeſchoſſen kam; „ich will Dir dieſen wenig ehrenvollen Mord erſparen. Meine Freundin und ich haben unter den Schätzen dieſes verſunkenen Schiffs, welches vielleicht ſchon Jahrhunderte hier liegt, eine Kiſte entdeckt, gefüllt mit alten Pergamentrollen, die ein höchſt gelehrtes Anſehen haben. Nimm den ganzen Reichthum, Freund, auf Deine Schultern und biete ſie als handelnder Antiquar dem Hummer; ich müßte mich ſehr irren, wenn er Dir nicht für dieſes alte chaldäiſche Manuſcript zum Beiſpiel mit Vergnügen die goldene Kette gäbe. Eile und bringe uns bald günſtige Antwort.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Montag in Paris, Paſſy und Auteuil.

(Fortſetzung.)

Dicht am rechten Seineufer und dem Marsfelde gegenüber, von dem es nur durch die Brücke von Jena getrennt iſt, liegt Paſſy auf einer mäßigen Anhöhe, von der man eine ſchöne Ausſicht auf einen bedeutenden Theil von Paris und ſeinen Umgebungen hat. Die reine, geſunde Luft, welche man zu Paſſy einathmet, das freundliche und zugleich elegante Ausſehen ſeiner Häuſer, die Mineralwaſſer, die Bäder und die Nähe des Bois de Boulogne machen den Aufenthalt daſelbſt ebenſo angenehm als heilſam. Der berühmte Franklin hat lange das Haus des Leroi de Caumont in Paſſy bewohnt, auf welchem Hauſe der erſte Blitzableiter in ganz Europa angebracht wurde. Latour d'Auvergne lebte nach dem erſten ſpaniſchen Frieden zurückgezogen in Paſſy. Er widmete ſeine Muße ernſthaften Studien, und wollte die lezte Hand an ſein Werk, Origines gauloises betitelt, legen, als er erfuhr, daß der Sohn ſeines Freundes Le Brigant konſcriptionsfähig ſey und dienen ſolle. Er erbittet und erhält es, für ihn eintreten zu dürfen, und begibt ſich unter die Reihen der Grenadiere von der 46ſten Halbbrigade. Ein Lanzenſtich tödtete ihn während der Schlacht; ſein Andenken ziert der Titel des erſten Grenadiers der Republik. — In neuern Zeiten lebt in Paſſy der franzöſiſche Volksdichter Béranger, ſtill und zurückgezogen von dem Lärm der Welt und dem Getriebe der Parteien; ſeine Muſe iſt verſtummt ſeit zwei Jahren und darüber, und Andere rupfen jezt Federn aus Bérangers Flügeln, mit welchen dieſer, wenn auch nicht immer flog, doch ſchlug.

Vor dem Thore von Paſſy liegt der bekannte Ranelagh. Jene drei Herren, welche wir dort um den Tiſch im Freien ſo luſtig zechen ſehen, ſind gewiß in ganz anderer Abſicht hieher gekommen, als um fröhlich zu ſeyn, und nur eine glückliche Wendung des Zufalls hat vielleicht aus dem projektirten Trauerſpiele ein Luſtſpiel gemacht. Der Ranelagh iſt nämlich das gewöhnliche Rendezvous der Pariſer Duellanten, gegen welche die ſtrengen Mandate Ludwigs XIV. und die Beredſamkeit eines Jean Jacques Rouſſeau erfolglos geblieben ſind. In den freundlichern Jahreszeiten tanzen hier auch alle Sonntag die ſchwarzaugigen Griſetten, und aus einem auf der nahe gelegenen Wieſe errichteten Pavillon ertönt lärmende Regimentsmuſik, unter deren Klang der Pariſer Spießbürger ſeine diätetiſche Motion macht, um die ſaure Wochenarbeit oder den ſchlechten Abſatz zu verwinden. Der Ranelagh liegt ſchon im Bois de Boulogne, welches man unmittelbar vor dem Thore von Paſſy betritt. Das Gehölz von Boulogne war ehemals unter dem Namen Bois de Saint-Cloud und Bois de Rouvray bekannt, und gewährte beſonders den Botanikern eine reiche Ausbeute. Seither iſt es nun die beliebteſte und beſuchteſte Promenade der vornehmen Welt geworden. So oft im Winter und Frühjahr nur ein ſonniger Tag iſt, ſo oft im Sommer der Sonnenſchein nicht zu grell und die Hitze nicht zu drückend iſt, fährt und reitet die Pariſer faſhionable Welt nach dem Bois de Boulogne. Die zahlreichen Wege des Gehölzes werden an ſchönen Tagen von einer Menge von Wagen und Reitern durchſchnitten; beſonders iſt die Allee von Longchamps hinter der Porte de Maillot mit glänzenden Equipagen bedeckt, in denen die Damen der hohen Finanz und die Marquiſinnen aus dem noblen Faubourg St. Germain ſich in Aufwand und Pracht überbieten. Die Allee von Longchamps iſt die beſuchteſte des ganzen Gehölzes, theils weil ſie einmal Mode geworden iſt, theils weil ihre hohen Kaſtanienbäume wenigſtens einigen Schatten und erfriſchende Kühle gewähren. Außerdem ſieht man ſich im Boulogner Gehölz vergebens nach ſchattigen Alleen um; es beſteht meiſtens aus niedrigem Geſtrüpp und Geſträuch, inmitten deſſen hie und da einige Eichbäume hervorragen. Die Pariſer erzählen Einem oft mit großem Leibweſen, daß „die verbündeten Horden" im Jahre 1815 den ganzen Wald von Boulogne zu ihren Bivouakfeuern verbraucht hätten, was ſie für höchſt verrucht halten. Als den romantiſchſten Theil des Gehölzes bezeichnet man gewöhnlich die ſogenannte Mare, eine kleine, ſtehende Lache, welche im Sommer gewöhnlich austrocknet, an deren Ufern jedoch einige ſtämmige Eichen ſtehen, von wo aus man eine artige Ausſicht auf die gegenüberliegenden Höhen von Meudon genießt. Die vielen Equipagen und Reiter, welche unaufhörlich das Gehölz in allen Richtungen durchkreuzen und dicke Staubwolken hinter ſich aufregen, vertreiben die Spaziergänger aus den Alleen. Die Reitenden und Fahrenden können zwar ſelbſt wenig friſche Luft ſchöpfen; doch iſt das mehr Nebenſache für Leute dieſer Art; der Dandy will gleich dem Puterhahn ſich lächerlich ſpreizen und kollern, und die Dame der großen Welt gleich dem ſtolzen Pfau ein prächtiges Rad an der Sonne ſchlagen. Wenn dieſe Bedürfniſſe befriedigt ſind, denkt man auch bei Gelegenheit daran, etwas friſche Luft auf der Promenade einzuathmen.

Vom Ranelagh führt die Route de la Muette durch's Bois de Boulogne nach dem eine Viertelſtunde entfernten Auteuil, welches etwa auf der Mitte des Weges von Paris nach St. Cloud, eine Meile von Paris, gelegen iſt. Es hat eine ganz pittoreske Lage, und iſt voll von allerliebſten Landhäuſern, unter denen das der herzoglichen Familie Montmorency das bemerkenswertheſte iſt. Ehemals waren die Weinberge von Auteuil ſehr gerühmt, und die Domherrn der heiligen Genovefakirche

Digitized by Google

in Paris verkauften den Ertrag derſelben um einen hohen Preis an die Biſchöfe. An die Stelle der Weinberge ſind heutiges Tags hübſche Gartenanlagen mit geſchmackvollen eleganten Häuſern getreten, welche Auteuil zu einem beliebten und beſuchten Sommeraufenthalte der Pariſer Familien gemacht haben. Die reichen Bankiersfrauen wohnen hier in der Regel während der Saiſon, d. h. vier Sommermonate hindurch. Jede Woche fahren ſie indeß ein oder zweimal nach Paris, um die große Oper zu beſuchen und ſich die Langeweile zu verkürzen; denn das Ohr dieſer Damen iſt nicht gewöhnt an die Tonweiſen der ländlichen Stille, und es verſteht das lärmende Orcheſter in der Rue Lepelletier beſſer, als das Säuſeln der Oſtwinde in den Roſengebüſchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sprichworte.

Auf der bunten Erdenreiſe
Führt uns Glück und Unglück gleich.
Möge dich das Unglück weiſe
Und das Glück dich machen reich.

Vergeblich wahreſt du vor Liebe
Der ſchönen Tochter Blüthezelt:
Nicht nur Gelegenheit macht Diebe,
Der Dieb auch macht Gelegenheit.

Die Jahre fliehn, ſie kehren nimmer wieder:
Wer nicht bei zwanzig ſchön von Angeſicht,
Wenn nicht bei dreißig ſchon erſtarkt die Glieder,
Wem es bei vierzig noch an Witz gebricht,
Und wem bei fünfzig mangeln Hab und Güter,
Der quäle ſich mit eitler Hoffnung nicht.
Er iſt zur unglückſel'gen Zeit geboren,
Zu keinem Glück der Erden auserkoren.

Elternwunſch iſt ohne Ende,
Bald gefüllt ſind Kinderhände.

Ch. Wurm.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Beſchluß.)

Dichterſchmerzen und Freuden.

Eine andere Spielart dieſer Affektation und franzöſiſchen Unnatur iſt hauptſächlich in Paris zu Haus, findet ſich aber auch in einzelnen Exemplaren hier, wovon wir in den vergangenen Monaten einige traurige Beiſpiele gehabt haben. Es ſind die jungen, die blutjungen Leute, größtentheils Dichter, die ſich bitter beklagen, daß man ihr Talent nicht anerkenne und würdige, daß die Geſellſchaft gefühllos ſey und ſie zurückſtoße, ihr Genie im Elend und in Dunkelheit ſchmachten laſſe u. ſ. w., und die ſich deßhalb — verſteht ſich mit Hinterlaſſung eines erklärenden Gedichts — todtſchießen oder erſticken. Für ſie iſt Alfred de Vigny's lezles Drama Chatterton ein willkommenes Beiſpiel. Dieſe jungen Leute ſind aber im Irrthum; denn in Frankreich machen Männer von echtem dichteriſchen oder literariſchen Talent viel mehr und früher ihr Glück, als anderswo, zumal in Deutſchland; nur müſſen ſie einige Jahre Geduld haben und etwas beharrlich ſeyn. Man werfe nur einen Blick auf die ausgezeichnetſten Männer unſerer Literatur: Chateaubriand, Thiers, Guizot, Villemain, Lamartine, V. Hugo, Caſ. Delavigne, Scribe ꝛc. Alle fingen klein und ſchwach an, und waren bei dieſem Anfang weder vornehm, noch reich. Lamartine wurde bei dem Erſcheinen ſeiner erſten Gedichte ſehr ungerecht und hart von der Kritik angelaſſen; V. Hugo's erſte Verſuche blieben einige Monate im Laden des Buchhändlers, und Niemand kannte ſie außer dieſem und dem Ladendiener; Caſ. Delavigne ging es nicht beſſer, denn das Théâtre français wollte ſeine Vêpres siciliennes nur dann aufführen, wenn man ihm verſtatte, Aenderungen damit vorzunehmen; Scribe's erſte Vaudevilles wurden mit Recht ausgepfiffen. Wenn ſie und die Andern, ſtatt ferner zu arbeiten, ſich anzuſtrengen und zu bemühen, den Muth verloren, über Ungerechtigkeit und ſocialen Druck geſchrien und ſich umgebracht hätten, würden ſie nicht Staatsminiſter und Staatsräthe, angeſehen und reich geworden ſeyn. So iſt es aber nicht bloß in der Literatur, ſondern auch in den Naturwiſſenſchaften, nur iſt hier mehr Arbeit und Ausdauer nöthig; wem aber dieſe nicht fehlen, der kann es bei uns weit bringen. Es iſt erſt einige Monate her, ſo bewegte ſich der Leichenzug eines berühmten Mannes durch die Straßen von Paris. Er hinterließ ein ungeheures Vermögen, alle Gelehrte hatten ihn bewundert, alle Studenten der Arzneiſchule folgten traurig ſeinem Sarge. Vor vierzig Jahren war der Todte ein armer Junge, der barfuß in ſeinem Dorfe herumlief, böſe Streiche machte und nichts lernte, weil ſein Vater zu arm war, um ihn in die Schule zu ſchicken. Der kleine Junge war Dupuytren, der neulich bei ſeinem Tode ein Vermögen von ſechs Millionen Franken hinterlaſſen hat. Allerdings laſſen ſich ausgezeichnete Männer bei uns und in England anführen, die im Elend ſtarben, z. B. J. J. Rouſſeau, Malfilâtre, Gilbert u. ſ. w.; wer weiß aber nicht, daß es lediglich J. J. Rouſſeau's eigene Schuld war, wenn er die Gelegenheit zu anſtändigem Auskommen verſäumte, und wenn er durch ſeine leidige Wirthſchaft mit einem elenden Weibsbild auf keinen grünen Zweig kam. Mit Malfilâtre war es faſt ebenſo, denn auch er hätte recht gut leben können, wenn er Sitte und Ordnung geliebt hätte. Auch von Gilbert muß dies geſagt werden, denn mit ſeinem Gehalt als Geiſtlicher, mit der Unterſtützung des Erzbiſchofs von Paris und dem Ertrag ſeiner Werke hätte er recht gut leben können; er aber glaubte, es gehöre zum Dichter, gar keine Ordnung in ſeinem materiellen Leben zu haben. Es iſt unrichtig, daß ihn die damals einflußreichen Philoſophen, auf die er Satiren machte, verfolgt hätten. Sie fanden dieſe Reimereien freilich elend und ſagten es laut, aber kein Menſch hat ihn darum verfolgt. Es iſt ſchwer, Jemandens Glück zu machen, wenn er ſich mit Händen und Füßen dagegen ſträubt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 16. Juni 1835.

Novistine locum potiorem rure beato?

Horat:

Ein Montag in Paris, Paſſy und Auteuil.

(Fortſetzung.)

Auffallend war es mir, daß ich in Auteuil faſt vor jedem Gartenhauſe angeſchrieben fand: Campagne à louer ou à vendre. Der Beſitz in Frankreich, vielfach zerſtückelt und vertheilt, iſt weniger dauerhaft und beſtändig, als bei uns. Selten vererbt ſich hier ein ſchönes Landgut vom Vater auf den Sohn; es verbleibt nicht ganze Lebensalter hindurch ungetheilt bei einer und derſelben Familie, ſondern wechſelt faſt alle zwei oder drei Jahre ſeinen Beſitzer. Die häufigſte Urſache davon iſt wohl der alljährlich in's Grenzenloſe ſteigende Luxus. In einer Welt, wie Paris, wo man dem Reichthume Alles bietet und der Laune eines Cröſus das freieſte Spiel vergönnt iſt, müſſen ſich der Luxus und die Prachtliebe zu den ſonderbarſten und rieſenhafteſten Geſtalten ausbilden. Von dieſer Prunkſucht finden wir ſelbſt manche in anderem Betracht edle und verdienſtvolle Männer angeſteckt, und der zügelloſe Luxus iſt es, welcher binnen kurzer Zeit die reichſten und wohlhabenſten Familien ruinirt und Andere dafür auf ebenſo kurze Zeit an ihre Stelle ſezt. Vor wenigen Tagen wurde das prächtige Landhaus des Fabrikanten Ternaux in Auteuil verſteigert, welcher während der Reſtauration, nächſt Jacques Laffitte, der reichſte Mann in Frankreich war.

Insbeſondere verdankt Auteuil ſeinen Ruf den literariſchen Celebritäten, welche daſelbſt, fern vom Geräuſche des Hofs und der Stadt, ihre unſterblichen Meiſterwerke ſchrieben. Molière und Boileau hatten Jeder einen ländlichen Ruheſitz zu Auteuil. Das Haus, welches Boileau und nach ihm Gendron, ein ſehr berühmter und geſchickter Arzt ſeiner Zeit, bewohnt haben, gehört gegenwärtig der Madame Foſter. Molière's Haus iſt heutzutage das Eigenthum des Herrn de Choiſeul-Praslin und iſt nicht weit von der Kirche des Orts entfernt. Der franzöſiſche Dichter Andrieux hat uns in einer anziehenden Komödie eine Schilderung von jenen luſtigen Soupers in Auteuil gegeben, woran Molière und die berühmteſten Schriftſteller des Jahrhunderts Theil nahmen, und wo einmal Boileau, Racine und Molière während eines Streites über die Unſterblichkeit der Seele ſo ſehr dem Weine zuſprachen und in Begeiſterung geriethen, daß ſie beſchloſſen, ſich unmittelbar das Leben zu nehmen. Ein witziger Einfall von Chapelle, welcher zugegen und noch der Nüchternſte war, konnte ſie allein von der Ausführung ihres Vorhabens abbringen.

Auteuil hat das Andenken ſeiner zwei berühmten Gäſte aus jener Zeit dadurch geheiligt, daß es die Straßen, worin ſie gewohnt haben, nach ihnen benannt hat. Der Gebrauch, Straßen und öffentliche Plätze nach berühmten Schriftſtellern zu benennen, iſt in

Digitized by Google

Frankreich ſehr häufig und verdient lobende Erwähnung und Nachahmung. In Paris, ſo wie in den Provinzialſtädten, trifft man jeden Augenblick auf eine Straße oder einen öffentlichen Platz, die nach einem großen Dichter oder Schriftſteller genannt ſind. In Paris allein kenne ich eine Rue Jean-Jacques Rousseau, Rue Montesquieu, Rue Corneille, Rue et Quai Voltaire, Rue Racine, Rue Boileau etc., und die Hotels und Café's, welche die Namen berühmter Schriftſteller tragen, ſind ungemein zahlreich. Wir Deutſche ſind in dieſer Hinſicht noch äußerſt kaeg geweſen; hat Stuttgart eine Schillersſtraße? hat Dresden einen Winkelmannsplatz? iſt in Wien, Berlin und Frankfurt ſchon eine Straße oder ein öffentlicher Platz nach Beethoven, Herder und Sömmering benannt? Es iſt eine althergebrachte, löbliche Sitte, Straßen und Plätze mit den Namen verehrter Regenten und berühmter Kriegshelden zu ſchmücken; es wäre wünſchenswerth, daß unſere Zeit unpartheiiſch genug ſeyn möchte, das Andenken gefeierter Dichter, Philoſophen und Künſtler auf dieſelbe Weiſe zu ehren, zumal da beide Sitten ganz wohl neben einander beſtehen können.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war Anteuil der Wohnſitz der Wittwe des Helvetius, um die ſich die ausgezeichnetſten Gelehrten und Staatsmänner jener Zeit verſammelten. Napoleon, als er noch erſter Konſul war, beſuchte oft den Landſitz der Wittwe des Helvetius; er unterhielt ſich mit ihr über ihre geſchmackvollen Gaetenanlagen, ihre ſtille, genügſame Lebensweiſe, und gehörte zu denen, welche der Geiſtesgewandtheit, den Kenntniſſen und den vortrefflichen Eigenſchaften dieſer Frau gerechte Bewunderung zollten.

In neueſten Zeiten hat Börne Auteuil zu ſeinem Aufenthalte gewählt; er wohnt in der Regel nur zwei oder drei Wintermonate in der Stadt und lebt die übrige Zeit des Jahrs auf dem Lande in Auteuil, wenig bekümmert, wie es ſcheint, um die Welthändel, und fern von allen literariſchen Coterien. Erwarten Sie aber nicht, daß ich ihn gleich einer Geliebten beſchreibe, daß ich ihm eine ſehr reine, feingebildete Stirne, eine gutgeformte Naſe zwiſchen zwei kleinen, aber geiſtreichen, tiefblauen Augen, einen rothen Mund, ein geſundes, hellblondes Haar, das, mitten auf der Stirne geſcheitelt, in leichten Wellen um den Nacken fließt, und dazu eine Haut gebe, ſo weiß und roſenroth, ſo friſch und fein, daß keine der ſchönen Leſerinnen ſich einen Augenblick ſchämen würde, ſie der ihrigen zu vergleichen; ich weiß bloß über Börne zu berichten, was ich von mehreren Seiten her gehört, daß er nämlich mit hiſtoriſchen Studien beſchäftigt ſey, worauf allerdings ſeine zerſtreuten Arbeiten in den feanzöſiſchen Blättern hinzudeuten ſcheinen. Das freundliche wie das feindſelige Gefolge von Leſern hat ſich zwar durch den Uebertritt Börne's aus dem Kreiſe der reinen Aeſthetik in die ausſchließliche Sphäre der Politik anders und ſtärker abgetheilt; kann aber ein Autor ſo leicht ſich und damit ſein Gefolge ändern? Der erſte ſchriftſtelleriſche Verſuch eines tüchtigen, mannbaren Autors grundirt jeden nachfolgenden, und Börne's äſthetiſche und politiſche Aphorismen ſind nichts als die gedrungene, ineinandergefaltete Knoſpe ſeiner ſpätern Briefe aus Paris.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortſetzung.)

Dick erkannte auch hier die Ueberlegenheit und Welterfahrung ſeines Freundes, und tadelte ſich innerlich wegen ſeines Kleinmuths. Als er vor der Wohnung des Hummers erſchien, koſtete es Mühe, Eintritt zu erhalten, weil der Gelehrte ſich eben in eine tiefſinnige Forſchung eingelaſſen hatte, wo jede Störung auf's Schärfſte verboten war. Als er endlich vorgeführt wurde, fand er den kritiſchen Igel zur Seite des Hummers, und beide ſahen mit einem leichten, verachtenden Blick auf die koſtbaren Schätze, die der Jüngling vor ihnen ausbreitete. Der leztere ließ ſich das chaldäiſche Manuſcript geben und klemmte es in eine ſeiner großen Scheeren, indem ſeine glotzenden Augen verdrießlich auf dem Pergament umherirrten; allein je länger er las, deſto mehr erheiterten ſich ſeine Züge; er winkte den Igel näher, und beide ſprachen lange Zeit mit einander in einer fremden Sprache, die Dick in ſeiner Einfalt noch nie gehört hatte. Er ſah nun, daß die Augen des Gelehrten vor Freude immer glotzender wurden und der Igel nach und nach ſeine Stacheln gänzlich ſenkte, als halte er es für unwürdig, in Gegenwart eines ſo trefflichen alten Autors die kritiſchen Waffen zur Schau zu tragen. „Beim heiligen Papirius!“ rief endlich der Gelehrte, „Du haſt mir, junger Freund, nach langen Jahren eines mühſeligen Berufs die erſte wahrhaft erquickliche Stunde bereitet. Ja, dieſe Schrift verdiente mit goldenen Lettern auf eine ſilberne Tafel geſchrieben zu werden. Sprich, welchen Peeis Du für ſie beſtimmt haſt, und beſäße ich die größten Schätze, ſo ſollten ſie Dein ſeyn; leider aber bin ich ein Gelehrter, und dieſe Leute pflegen eben nicht mit irdiſchem Reichthum ſehr geſegnet zu ſeyn; dieſes bedenke und fordere nicht zu unbillig.“ — „Hochwürdiger Herr,“ nahm Dick das Wort, „das Glück, Euch von Angeſicht geſehen und Eure edlen Worte gehört zu haben, iſt für mich Belohnung

genug; wollt Ihr jedoch dem etwas zufügen, ſo gebt mir die leichte goldene Kette um Euern Hals, welche für Euch ein leicht entbehrlicher Schmuck ſcheint.“

Der Hummer runzelte bei dieſen Worten die Stirn, er blickte lange das Manuſcript an und ſchien mit ſich zu Rathe zu gehen, was er thun ſollte. „Junger Mann,“ ſagte er endlich, „Du forderſt mehr von mir, als ich eigentlich geben darf. Dieſe Kette, ſo elend und verächtlich ſie auch ſcheint, iſt ein magiſches Kleinod, das ich von einem mächtigen Fürſten erhalten habe, und welches zu entäußern er mir auf das Strengſte unterſagt hat; dennoch aber iſt mein Durſt nach dem gelehrten Schatze überwiegend; Du magſt ſie dahin nehmen, wahre ſie wohl!“

Dicks Freude, als er nun die drei Gaben, an welche die Befreiung der ſchönen Lilie geknüpft war, beiſammen hatte, war groß, ſo groß, daß er beinahe den Hofpoeten und ſeine Freundin, die Schlange, darüber vergeſſen hätte, und ohne ſie zur Prinzeſſin geeilt wäre. Der Häring war nicht wenig ſtolz auf ſeine Klugheit, als er den glücklichen Ausgang des Unternehmens erfuhr. Die Waſſerſchlange bat, man möchte ſie auf die fernere Reiſe mitnehmen, weil ſie neugierig war, die Bekanntſchaft der ſchönen Königstochter zu machen, und Dick, der ſich ihr gefällig bezeigen wollte, traf Anſtalten zur gemeinſchaftlichen Reiſe.

So waren drei Jahre vergangen, als wieder über jene paradieſiſchen Gärten in heller Kryſtallwoge ſich ein majeſtätiſches Schiff hinbewegte, das jezt dem jungen, reichen Handelsherrn gehörte, der einſt an deſſen Bord als niederer Schiffsjunge gedient hatte. Dieſe Wandlung bedenkend, ſaß Dick auf dem Verdeck, und ſeine Blicke ſahen ſehnſüchtig auf's Meer nieder; da tauchte am Horizonte etwas auf, wie der Fittig eines weißen Schwans; näher und näher dem Auge gerückt, entfaltete ſich bald der Kelch der wohlbekannten Rieſenblume, und Dicks Herz ſchlug heftiger. Er machte ſeine beiden im Waſſer ſchwimmenden Freunde darauf aufmerkſam, und ſie theilten ſeine Freude. Wie ehemals, ſo wurde auch jezt bei Annäherung an die Blume die ganze Mannſchaft von Schlummer befangen, und ungeſehen ſtieg Dick in die Fluthen nieder. Kaum hatte er zu den Füßen der ſchönen Lilie die magiſchen Gaben niedergelegt, als ein heller, klingender Schauer durch das nächtliche Meer ging. Die Korallenlaube brach zuſammen, und die holde, ſchlummernde Geſtalt richtete ſich empor, indem ſie die langen, dunkeln Locken aus der Stirne ſtrich. Ihr erſtes, ſüßes Lächeln begrüßte den Jüngling, der mit den Thränen der Rührung und Zärtlichkeit in ihrem Anſchauen verloren war.

Nach einer langen Pauſe nahm ſie das Wort und ſprach mit dem ſüßeſten Tone zu ihrem Befreier: „Kühner Jüngling, Du haſt mich errettet; wenn Du es forderſt, ſo bin ich die Deinige mit allen meinen Schätzen.“ — „Schöne Prinzeſſin,“ entgegnete Dick, indem er in ſeiner unterwürfigen Stellung verharrte, „glaube nicht, daß jemals ein ſo kühner Gedanke, wie Du ihn eben ausgeſprochen, durch meine Seele ging. Nein, ich habe Dir nur gedient, um die Schändlichkeit Deiner Verräther zu beſtrafen und Dir zum Beſitz Deines Königsthrons zu verhelfen. Nimmermehr würde doch der arme Schifferknabe mit der Prinzeſſin zuſammenleben können. Reiſe glücklich, vermähle Dich mit dem Prinzen, den Du liebſt und mit dem Du ſchon die Porträts gewechſelt haſt; mir laß nur die Freude, Dein Andenken zu bewahren, und Dir zugleich dieſe würdigen Leute — hier zeigte er auf den Häring und die Waſſerſchlange — auf's Wärmſte zu empfehlen.“

Dieſe Worte des ſchönen Jünglings rührten die zärtliche Lilie; ſie konnte ſich nicht enthalten, einen Kuß auf ſeine Lippen zu drücken und mit einer Thräne des ſchmerzlichſten Abſchieds von ihm zu ſcheiden. Sie hätte ſich vielleicht doch noch entſchloſſen, ihn zum Gemahl zu erheben, wenn nicht der unglückliche Porträtwechſel ſchon geſchehen wäre; ſo aber unterlag ſie dem Schickſal, das auf allen Prinzeſſinnen ruht, nämlich ihre liebſten Neigungen unterdrücken zu müſſen. Der Hofpoet empfand bei der ſo edelmüthigen Trennung der beiden Liebenden die innigſte Rührung, und ſelbſt die Waſſerſchlange zerdrückte ein paar empfindſame Thränen in ihren klaren Augen.

In den Strahlen der Morgenſonne, als Dick ſchon wieder auf ſeinem Schiffe war, ſtieg ein farbiger Nebel aus dem Meere auf; er geſtaltete ſich immer dichter, und endlich ſchwamm eine zierliche Flotte daher mit bunten, ſtattlichen Flaggen und Wimpeln, dicht am Schiffe vorüber. Eine helle, freudige Muſik ſchallte daher, purpurne und goldene Stoffe blinkten am Bord, und in der ſchönſten Gondel, unter einem prächtigen Baldachin, ſtand Prinzeſſin Lilie im königlichen Schmuck und winkte huldreiche Grüße herüber. Neben ihr ſtand ein junger, magerer Herr mit einem ſpitzigen, ſüßlächelnden Mäulchen: es war der Hofpoet. Auf den andern Schiffen vertheilt, erkannte Dick alsbald die dicke Oberhofmeiſterin, den ſchläfrigen Kaplan, und endlich, in einer Menge Pergamentrollen leſend, den gelehrten Hummer, neben ihm den kritiſchen Igel. Von den drei Verräthern richtete keiner den Blick auf; das Schickſal, das ihrer am Hofe wartete, ſchien ſie ſehr nachdenklich zu ſtimmen.

Als die Flotte vorüber war, wandte der arme Dick das Auge ab, und ſeine Thränen floſſen. Er mochte die Schätze nicht einmal anſehen, die als Dank der Lilie die Waſſergeiſter auf ſein Schiff gehäuft hatten. So reich und angeſehen er auch ſein ganzes Leben hindurch war, immer dachte er mit Wehmuth an die ſchöne, wunderbare Liebe ſeiner Jugend zurück. Dabei blieb ihm jedoch immer eine gewiſſe Scheu vor alten Hofdamen, vor Gelehrten, und ſelbſt vor Dichtern.

(Schluß der Meerlilie.)

Digitized by Google

Der Wanderer und der Baum.

Der Wanderer.

Junger Baum auf fremdem Grund,
Iſt dein Herz wohl nicht geſund,
  Oder trägſt du Liebeskummer,
  Daß, geſchreckt aus leiſem Schlummer,
In die Nacht dein Wipfel ragt,
Und ſo einſam ſchauernd klagt?

Der Baum.

Habe für die Frage Dank!
Wohl bin ich im Herzen krank;
  Ach! ich muß die Heimath miſſen,
  Der ſie grauſam mich entriſſen,
Und ſo eben ſah im Traum
Ich den fernen Nachbarsbaum.

Der Wanderer.

Lieber Baum, dein Herzeleid
Sezt auch mich in Traurigkeit,
  Und ich fühle deine Klagen
  Meinem Herzen Wunden ſchlagen,
Daß in ſpäter Mitternacht
Tiefe Sehnſucht mir erwacht.

Ich auch bin in fremdem Land,
Abgeriſſen iſt das Band;
  Fremde Schauer mich umbrauſen,
  Einſamkeit und nächtlich Grauſen,
Und der Freundſchaft ſüße Luſt
Lebt mir an entfernter Bruſt.

Der Baum.

O, ſo komm in meinen Arm,
Und verſchlummre deinen Harm;
  Komm, wir wollen, traurig beide,
  Ruhen auf der kahlen Haide,
Denn es ziehet Herz an Herz
Gleiches Heimweh, gleicher Schmerz.

Nic. Müller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

B., Mai.

Das Folgende iſt ein Auszug aus einem vor Kurzem in Paris erſchienenen Romane: Maria ou l'esclavage aux Etats-unis, par M. de Beaumont, der zwar als Roman wenig zu bedeuten hat, aber anziehend und unterrichtend wird durch die vielen Anmerkungen, auf denen der Romantext als leichterer Körper ſchwimmt. Die Thatſachen, die wir hier mittheilen, ſind zwar ſchon vielfältig von Deutſchen und Engländern, und auch in dieſen Blättern, ausgeſprochen worden, aber über den Zuſtand eines Landes, das in Manchem, und in Hauptſachen, unſerm armen Deutſchland als Muſter vorgehalten wird, kann man nicht zu viele Zeugniſſe beibringen, und ſo wird auch das eines gebildeten Franzoſen, der drei Jahre lang Nordamerika in mehreren Richtungen durchreiste, willkommen ſeyn.

„Die Wanderungen aus Europa nach Amerika," ſagt Beaumont, „nehmen täglich zu. In den Monaten Mai, Juni und Juli 1834 kamen allein 4209 Deutſche in Baltimore an. In denſelben Monaten bis Ende Auguſt landeten 35,000 fremde Einwanderer in Neuyork. Nach Quebeck kamen allein in zwei Tagen neunzehn Schiffe mit 2194 Irländern, ſo daß man für das vergangene Jahr hunderttauſend Europäer zählte, die über den Ocean ſchifften, um in der neuen Welt ein anderes Vaterland zu ſuchen. Ich habe dies oft als einen Verluſt für Europa bedauern hören, und war früher ſelbſt dieſer Meinung; meine Anſicht hat ſich aber geändert, ſeit ich Tauſende dieſer Ausgewanderten geſehen und beobachtet habe. . .

„Die Feier des Sonntags beſchränkt ſich in Nordamerika nicht wie bei uns in Frankreich auf eine Ceremonie, ſondern dauert den ganzen Tag hindurch. Nach dem Gottesdienſt geht Jedermann nach Haus, und bald iſt von den eben noch gedrängten Haufen kein Mann, keine Frau, kein Kind, kein Wagen mehr zu hören, Alles iſt ſtill und wie ausgeſtorben. Damit die Wagen nicht fahren können, ſind die Straßen in der Nähe der Kirchen mit niedrig hängenden Ketten geſperrt. Man ſollte meinen, ſo eine ganz ſtille Sonntagsſtadt ſey den Tag vorher vom Feinde genommen und nach Tödtung aller Einwohner wieder verlaſſen worden. Das Geſetz verbietet in Nordamerika für den Sonntag alle Arten von Jagd, Spiel, Pferderennen u. ſ. w. So darf auch kein Wirth, kein Kaufmann geiſtige Getränke oder andere Waaren ablaſſen. Alles dies wäre ſehr lobenswerth, wenn auch etwas übertrieben, wozu führt es aber? Viele Amerikaner, denen dieſe Beſchränkung und Stille unangenehm und läſtig iſt, und die ſich nicht gern mit der Bibel beſchäftigen, vereinigen ſich, ſchließen Laden, Fenſter und Thüren, zünden Lichter an und treiben dann andere Dinge, an denen nichts Frommes iſt. Nun beginnt hohes Spiel mit ſeiner ganzen Wuth; Andere trinken Wein und Branntwein, noch Andere wälzen ſich in andern Laſtern. Sehr Viele aus der Arbeitsklaſſe legen ſich gleich nach der Kirche auf's Ohr und ſchlafen, und dies ſind noch die Unſchuldigſten. Aehnliches habe ich mit ähnlichen Folgen in England beobachtet. Als der Proteſtantismus für den Sonntag Stillſchweigen, Sammlung und Andacht mit Ausſchließung aller öffentlichen Spiele und Luſtbarkeiten anordnete, dachte er nur an die höhern Klaſſen der Geſellſchaft. Dieſe ganz geiſtige Beobachtung des heiligen Tages iſt vortrefflich für gebildete Gemüther, die das Nachdenken lieben, keineswegs aber für niedere Klaſſen, die ſechs Tage in der Woche ſchwere und ermüdende Arbeit verrichten. Verſagt ihnen das Geſetz öffentliche Erheiterungen und Luſtbarkeiten, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß ſie ſich in's Geheim den gröbſten Laſtern und Ausſchweifungen hingeben. . . In Maſſachuſets gibt es gar ein Geſetz, dem zufolge Leute, die Sonntags reiſen, angehalten und zu einer Geldſtrafe verurtheilt werden können. Ehemals war auch der Poſtenlauf unterſagt, und die Briefe blieben den ganzen Sonntag liegen. Davon iſt man doch jezt abgegangen; die Meiſten billigen es, die Presbyterianer aber ſchreien entſetzlich darüber, und ſehen in dergleichen Neuerungen ein ſchlimmes Zeichen des Jahrhunderts, ein untrügliches Symptom des Weltuntergangs. . ."

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Juni 1835.

Was And're nur geſungen,
Das haſt du dir errungen,
Den magiſchen Pallaſt,
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Raſt.

G. Pfizer.

Abbotsford.

Aus Washington Irving's neueſtem Werk: Abbotsford and Newstead Abbey.

Der erste Morgen.

Spät am Abend des 29ſten Auguſt 1826 kam ich in dem alten ſchottiſchen Grenzſtädtchen Selkiek an und blieb da über Nacht. Ich war von Edinburg herabgekommen, theils um Melroſe Abbey und deſſen Umgebungen zu beſuchen, beſonders aber, um den „mächtigen Barden des Nordens“ zu ſehen. Thomas Campbell, der Dichter, hatte mir ein Empfehlungsſchreiben an ihn gegeben, und die Theilnahme, die er einigen meiner frühern Schreibereien geſchenkt, ließ mich nicht ohne Grund erwarten, er würde meinen Beſuch nicht für eine Zudringlichkeit halten. Nachdem ich früh am folgenden Morgen gefrühſtückt hatte, fuhr ich in einer Poſtchaiſe nach der Abtei. Auf dem Wege dahin hielt ich an dem Thore von Abbotsford und ſchickte den Poſtillon mit dem Empfehlungsbrief und meiner Karte in das Haus; auf dieſe hatte ich geſchrieben, ich ſey auf dem Wege nach Melroſe Abbey und wünſchte zu wiſſen, ob es Herrn Scott (er war damals noch nicht Baronet) genehm wäre, im Laufe des Morgens meinen Beſuch anzunehmen. Während der Poſtillon ſeinen Auftrag beſorgte, hatte ich Zeit, das Gebäude näher zu betrachten. Es ſtand eine kleine Strecke unterhalb der Straße, an der Seite eines zur Tweed ſich hinabſenkenden Hügels, und war damals nur eine hübſche Gentlemans-Cottage, deren Aeußeres etwas ländlich Maleriſches hatte. Die ganze Vorderſeite war mit Ephen überwachſen, und unmittelbar über dem Eingang war ein großes Paar Hirſchgeweihe, die ſich aus dem Laubwerk herauswanden und der Cottage das Anſehen einer Jägerwohnung gaben. Das große, adlige Gebäude, welches dieſem beſcheidenen Wohnſitze gewiſſermaßen entſtammte, trat eben in das Leben. Ein Theil der Mauern, von Gerüſten umgeben, hatte die Höhe der Cottage erreicht, und in dem Hofe vorne lagen Maſſen von gehauenen Steinen aufgehäuft.

Das Raſſeln des Wagens hatte die Ruhe des Landſitzes geſtört; der Wächter des Schloſſes, ein ſchwarzes Windſpiel, ſtürzte heraus, ſprang auf einen der Steinblöcke und erhob ein wüthendes Gebell. Sein Lärm rief die ganze Beſatzung von Hunden heraus:

> Der Welf, der Blendling und der Jagdhund,
> Nebſt Köthern niedrer Race —

alle offnen Rachens und laut bellend. Ich muß jedoch die angeführte Stelle verbeſſern: kein Köther war auf dem Vorplatz zu ſehen, und Scott war ein zu echter Weidmann,

Digitized by Google

und hatte eine zu hohe Verehrung für reines Blut, als daß er einen Blendling geduldet hätte.

Nach kurzer Weile erſchien der „Herr des Schloſſes“ ſelbſt. Ich erkannte ihn ſogleich nach den Schilderungen, die ich geleſen und gehört hatte und den Porträts, die von ihm erſchienen waren. Er war groß, von breitem, kräftigem Baue. Seine Kleidung war einfach und faſt ländlich: ein alter, grüner Jagdüberrock, mit einer Hundepfeife im Knopfloch, braune, leinene, weite Beinkleider, ſtarke, bis an die Knöchel gehende Schuhe und ein weißer Hut, der augenſcheinlich viel mitgemacht hatte. Er hinkte den Sandweg herauf und half ſich mit einem ſtarken Stocke; ſeine Bewegung war jedoch raſch und kräftig. Ihm zur Seite war ein eiſengrauer Jagdhund von ſehr geſetztem Benehmen, welcher an dem Gebelfer des Hundepöbels keinen Theil nahm, ſondern ſich für verpflichtet hielt, der Würde des Hauſes gemäß mich freundlich zu empfangen. Ehe Scott das Thor erreichte, rief er mir in herzlichem Ton: Willkomm zu Abbotsford, zu und fragte nach Nachrichten von Campbell. Am Schlage des Wagens angekommen, ergriff er meine Hand mit Wärme und ſagte: „Kommt, fahrt herab, fahrt herab zum Hauſe. Ihr kommt gerade recht zum Frühſtück, und dann ſollt Ihr alle Wunder der Abtei ſehen.“ Ich wollte mich damit entſchuldigen, daß ich bereits mein Frühſtück eingenommen. „Pſt, Mann!“ rief er, „eine Morgenfahrt in der ſcharfen Luft der ſchottiſchen Hügel rechtfertigt ein zweites Frühſtück hinreichend.“ Ich wurde ſonach an die Thüre der Cottage genöthigt und ſaß nach wenigen Augenblicken an dem Frühſtückstiſche. Es war Niemand anweſend, als die Familie; dieſe beſtand aus Mrs. Scott, ihrer älteſten Tochter Sophie, damals ein ſchönes Mädchen von ungefähr ſiebzehn Jahren, Miß Ann Scott, zwei oder drei Jahre jünger, Walter, ein ſchöngewachſener junger Burſche, und Karl, ein lebhafter Knabe von eilf oder zwölf Jahren.

Ich fühlte mich ganz heimiſch, und mein Herz erglühte bei dem herzlichen Willkomm, der mir zu Theil ward. Ich hatte einen bloßen Morgenbeſuch machen wollen, ſah aber, daß man mich nicht ſo leicht wieder loslaſſen würde. „Ihr dürft nicht glauben, man könne unſere Umgegend an einem Morgen leſen, wie eine Zeitung,“ ſagte Scott; „dies koſtet einen aufmerkſamen Reiſenden, der an dem Trödel der alten Welt Freude hat, ein mehrtägiges Studium. Nach dem Frühſtücke ſollt Ihr Melroſe Abbey Euern Beſuch abſtatten; ich werde Euch nicht begleiten können, da ich einige Haushaltungsgeſchäfte zu beſorgen habe; aber ich will Euch meinem Sohn Karl übergeben, der in Allem, was ſich auf die alten Ruinen und die Gegend, in welcher ſie ſtehen, bezieht, ſehr bewandert iſt, und er und mein Freund Johnnie Bower werden Euch alles Wahre und noch viel mehr erzählen, was Ihr eben nicht zu glauben gezwungen ſeyd, Ihr müßtet denn ein echter und an nichts zweifelnder Alterthumsforſcher ſeyn. Wenn Ihr zurückkommt, werde ich Euch auf einen Spaziergang in die Umgegend mitnehmen. Morgen beſehen wir uns Yarrow und den nächſten Tag fahren wir nach Dryburgh Abbey hinüber, eine ſehr ſchöne, ſehenswerthe Ruine.“ — Mit einem Worte, ehe Scott mit ſeinem Plan fertig war, ſah ich einen Beſuch von mehreren Tagen vor mir, und es war, als hätte ſich plötzlich ein kleines romantiſches Land vor mir aufgethan.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Montag in Paris, Paſſy und Auteuil.

(Fortſetzung.)

In einem ſo eben erſchienenen Feuilleton finde ich eine Börne'ſche Kritik über den zweiten Theil des Heineſchen Salon, welchen der Autor hier unter dem Titel: de l'Allemagne herausgegeben hat. Es mag vielleicht für die Leſer dieſer Blätter nicht ohne Intereſſe ſeyn, wenn ich aus dieſer Kritik einzelne Stellen ausziehe, wobei ich vor Allem die originelle Darſtellungsweiſe des Satirikers im Auge zu behalten ſuchen will.

„Allen Schriften Heine's gehen prächtige, blendende Vorreden voraus. Diesmal hält der Verfaſſer ſeinen Einzug in Begleitung des Kaiſers Otto und Karls des Großen, zweier Biſchöfe und eines Grafen: ein ehrwürdiges Gefolge, welches jedoch den Uebelſtand hat, daß es die Aufmerkſamkeit und Neugierde zu ſehr erregt. Man ſollte nicht glauben, wie nachtheilig eine ſchöne Vorrede auf den folgenden Inhalt des Buches wirken kann; man muß die ganze ſchöpferiſche Kraft eines Roſſini beſitzen, um eine Oper wie die Gazza ladra glücklich durchzuführen, welche mit dem Wirbeln der Trommel beginnt. Aus wichtigen Gründen werde ich nicht auf die Einzelnheiten des Heineſchen Werk eingehen; ich werde mich darauf beſchränken, den Geiſt deſſelben, d. h. den Geiſt des Verfaſſers im Allgemeinen zu prüfen. Zunächſt ſind meine Kenntniſſe über die Ausdehnung und hiſtoriſche Entwicklung der deutſchen Philoſophie und Literatur ſehr oberflächlich; obſchon ich mich darin von Heine nur durch die Offenheit des Geſtändniſſes unterſcheide, ſo zwingt mich doch die Ehrlichkeit, meine Befugniß als Richter in dieſen Angelegenheiten abzulehnen. Ferner fühle ich auch nicht Muth genug in mir, mich in offenbaren Widerſpruch mit der Vorſehung zu ſetzen, welche Heine — wie er es uns ſelbſt verſichert — beauftragt hat, Deutſchland in Frankreich bekannt zu

Digitized by Google

machen; das wäre ein zu kühnes Wageſtück.“ — „Wenn Heine von der Miſſion ſpricht, welche ihm von der Vorſehung zu Theil geworden, ſo handelt es ſich, wohl gemerkt, nur von einer Miſſion für Paris; denn was eine Miſſion für ganz Frankreich anlangt, ſo würde Heine ſich ſchämen, eine ſolche anzunehmen. Er erklärt ſich ſelbſt ganz unumwunden darüber: „Unter Frankreich,“ ſagt er, „verſtehe ich Paris und nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, kümmert uns eben ſo wenig, als was unſere Beine denken. Der Kopf iſt der Sitz der Gedanken.“ Ohne Zweifel hat Heine dieſe ſtolzen Worte niedergeſchrieben, als er einmal eben aus einer Soirée bei einem Bourgeois gentilhomme nach Hauſe zurückkehrte und ſeine Glacéhandſchuhe noch nicht ausgezogen hatte. Seine Phraſe hat durchaus den unvergleichlichen Geruch jenes Eau de mille impertinences, von deſſen Wohlgerüchen die Salons des Juſte-Milieu duften. Aber in der That, das geht über allen Scherz. Sind denn alle die Großthaten, welche Frankreich ſeit 50 Jahren ausgeführt hat, von Pariſern erdacht und verrichtet worden? waren denn die Necker, Mirabeau, Sieyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pethion, Roland lauter Pariſer? Stammten denn nicht Carnot, Dumouriez, Hoche, Kleber, Moreau, Deſaix, Maſſena, Ney, Napoleon aus der Provinz? Nein, Paris iſt nicht das Haupt von Frankreich, es iſt nur der Hut davon, und wenn es der Provinz je einmal zu warm würde, möchte ſie wohl nicht lange anſtehen und Bedenken tragen, den Hut herunterzuthun und mit bloßem Kopfe zu gehen. Sollte es möglich ſeyn, daß dieſe eiſige Phraſe Heines der getreue Ausdruck der Geſinnungen der Pariſer wäre? dann wehe ihnen! Eines Tags könnte es dann allen Franzoſen einfallen, Paris für die Baſtille von Frankreich zu halten, und dieſen Tag würde es entſetzlich heiß hergehen. Die Pariſer ſollten dieſe Saite nicht berühren. Wenn es ihnen gelungen iſt, an die Stelle von Verſailles und dem alten Hofe zu treten und die Börſe von Paris in's Oeil de Boeuf von Verſailles umzuwandeln, ſo ſollten ſie ſtillſchweigend dieſe Oberherrſchaft genießen und nicht laut Rühmens davon machen. Müſſen ſie nicht zittern vor der Idee, daß man einſt vielleicht auf dem Terrain der Chauſſee d'Antin eine Stange aufgepflanzt ſehen könnte, mit der Aufſchrift: Ici l'on pleure?“

Börne hebt hierauf die nicht ſehr ſchmeichelhafte Art und Weiſe hervor, wie Heine den Franzoſen ſchmeichelt, und fügt dann über den Stand und die Stellung eines aus ſeinem Vaterlande verbannten Schriftſtellers einige ruhige, würdevolle und ſehr zu beherzigende Worte hinzu. Bei dieſer Gelegenheit ſagt er den Franzoſen gerade nicht das Angenehmſte; er nennt unter andern Paris „eine liebenswürdige und gottloſe Stadt, das Paradies der Teufel und die Hölle der Engel, wo man jede Verdorbenheit und Verruchtheit, ja die Verweſung ſelbſt geruchlos zu machen verſteht;“ er bezeichnet die franzöſiſche Sprache als „eine gefährliche Sprache, vielzüngig da, wo es die Lüge, ſtotternd da, wo es die Wahrheit zu vertreten gilt.“ Er beurtheilt darauf die Art und Weiſe, wie Heine ſeinen Gegenſtand behandelt. „Die gewandteſte, liſtigſte und katzenartigſte Kritik wäre niemals im Stande, Heine zu ertappen; er hat immer eine noch größere Mäuſenatur als die Kritik Katzennatur. In allen Ecken der ſittlichen, geiſtigen, religiöſen und ſocialen Welt hat er ſich Löcher vorbehalten, und alle dieſe Löcher haben einen unterirdiſchen Zuſammenhang unter einander. Ihr ſeht Heine aus einer ſeiner kleinen Meinungsäußerungen hervortreten; verfolgt ihr ihn, ſo geht er zurück, belagert ihr ihr, ſo ſeyd ihr ſelbſt geprellt, denn ſeht da, er ſchlüpft zu einer andern, ganz entgegengeſetzten Meinungsthüre hinaus. Gebt es auf, alle Mühe und Liſt iſt vergebens. Ihr leſet die und die Seite in den Schriften Heine's und findet daſelbſt eine falſche, lächerliche Behauptung; beeilt euch nicht, ſie der Widerlegung zu würdigen, ſchlagt das Blatt um, Heine hat auch umgeſchlagen, und er widerlegt ſich ſelbſt. Wenn ihr ſolche esprits chatoyans nicht zu würdigen verſteht, ſo iſt es deſto ſchlimmer für euch, und ihr habt euch noch nicht auf den wahren Höhepunkt der rhetoriſchen Küche hinaufgeſchwungen; es gibt nichts Deliciöſeres, als dieſen Miſchmaſch von Meinungen (ces macédoines d'opinions).“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Egyptiſche Studien in Italien. Roſellini. Jannelli.

Seit wenigen Wochen erregt hier in der literariſchen Welt eine Rezenſion, welche in dem neapolitaniſchen Journal, dem Progreſſo, ſich über die Arbeiten des Profeſſors Roſellini ausſpricht, man weiß kaum, ob Aufſehen oder Unwillen; auf jeden Fall hat ſie, wie die Italiener ſagen, chiasso gemacht. Da ſie, nebſt der Erwiderung Roſellini's, ſehr geeignet iſt, über italieniſche Journaliſtik Licht zu verbreiten, ſcheint es der Mühe werth, einige Details mitzutheilen.

Ippolito Roſellini, jezt Profeſſor in Piſa, wurde von der hieſigen Regierung bekanntlich jener Expedition beigeſellt, welche namentlich unter Leitung des jüngern Champollion jene mühſamen Arbeiten in Egypten unternahm, und dorther, ſo ſchien es, für ganz Europa wichtige Reſultate zurückbrachte. Die Früchte dieſes Unternehmens machte ſeit einigen Jahren für die italieniſche Sektion Roſellini bekannt. Der Beifall, mit welchem ſein redliches Streben von der wiſſenſchaftlichen Welt in ganz Europa aufgenommen und anerkannt ward, ſchien die Wahl ſeines Fürſten zu rechtfertigen. Der römiſche Stuhl ſelbſt, welchem die egyptiſchen Forſchungen als im Widerſpruch mit der Geneſis befindlich, alſo gefährlich erſcheinen konnten, verhielt ſich ruhig.

und ſchien durch ſein Schweigen das wiſſenſchaftliche Verdienſt des Werkes ehren zu wollen. Da wird plözlich vom fernen Süden her die Lärmtrommel gerührt, das ganze Unternehmen ein verfehltes, ja, was ſchlimmer iſt, ein gefährliches genannt. Daher bei den nichtbetheiligten Italienern zuerſt Stutzen, Nachfragen, dann Verdruß und Unwillen. Hier nämlich in Italien, wo in wiſſenſchaftlicher, namentlich in hiſtoriſch-philologiſcher Beziehung im Allgemeinen wenig geſchieht, und, oft ohne Schuld der Italiener, wenig geſchehen kann, ſieht man auf Namen, welche ſich europäiſchen Ruf erworben haben, mit einer ganz andern, eiferſüchtigern Verehrung, als in Frankreich, England, oder gar in Deutſchland. Das Wenige, das man in dieſer Beziehung beſizt, will man offen und frei anerkannt und durchaus unangetaſtet wiſſen. Iſt man ſchon unwillig, wenn Fremde das Verdienſt von Belzoni oder Roſellini nicht ſchmälern, ſondern nur vergleichend würdigen wollen, ſo war zu erwarten, daß man noch mißtrauiſcher auf eine Stimme lauſchen würde, welche ſich von Neapel her mit ſolcher Heftigkeit vernehmen ließ. Erkennt man auch gerne die Fähigkeit der Neapolitaner im Allgemeinen, und ihren Fortſchritt in den lezten Jahrzehnten an, ſo erwacht doch bei ſolchen Gelegenheiten beim Norditaliener wieder der Gedanke an alle Erbſünden jener ſüdlichſten Bewohner, und zwingt ihn unwillkührlich, ſchweigend auf gut toskaniſch die Achſeln zu zucken. Die erſte Frage war natürlich, wer iſt der unterzeichnete Cataldo Jannelli? dann, hat er die Befugniß, in ſolchen Sachen zu urtheilen, und hat er, mit gehörigen Kenntniſſen dazu verſehen, die Beſtrebungen Roſellini's auf würdige Weiſe angegriffen? Perſönlich iſt Jannelli hier den Wenigſten bekannt. Die Wenigen, welche ihn kennen, verſichern, es ſey jener hagere Mann mit ſicilianiſch-dunkler Geſichtsfarbe, der in den lezten Zimmern der königlichen Bibliothek zu Neapel im Manuſkriptenſaal fortwährend ſo emſig beſchäftigt iſt, daß er ſelbſt Fremde es fühlen läßt, wie ungern er durch die Bitte, eine Handſchrift einſehen zu dürfen, ſich geſtört ſieht. Erfährt er dann aber im Verlauf eines kurzen Geſprächs, daß man etwa ein Deutſcher, gar ein Gelehrter iſt, ſo gibt er, mit einem reichen Gedächtniß von der Natur begabt, eine ſolche Fülle von Gelehrſamkeit zum Beſten, citirt ſo viel aus ſeinen erſchienenen Werken, und noch mehr aus denen, welche noch zum Frommen der Wiſſenſchaft erſcheinen ſollen, daß man wider ſeinen Willen an etwas ſtarke Charlatanerie zu denken gezwungen wird. Den Deutſchen aber iſt er beſonders gram; er kann es F. A. Wolf und Niebuhr nicht verzeihen, daß ſie die Scienza nuova von Vico nicht als das Buch aller Bücher citirt haben, aus dem ſie doch wie aus dem wahren Lebensbrunnen geſchöpft, und dem der Erſte ſeine Prolegomenen zum Homer, der Andere Alles verdanke, was er etwa für Philologie und Geſchichte gethan zu haben glaube. Die wohlwollende Meinung von ſeinem Landsmann werden die Deutſchen ihm gönnen, aber bedauern, daß er ſo wenig über deutſche Zuſtände unterrichtet iſt, und nicht weiß, daß Niebuhr wenigſtens das Werk des Vico gar nicht kannte. In Neapel aber findet die ewige Wiederholung aus dem Munde eines Mannes, der wenigſtens für gelehrt gehalten wird, zulezt doch Eingang; ja, je mehr Niebuhrs Werk durch die fremden Ueberſezungen jezt in Italien beſprochen wird, deſto häufiger wird in Neapel wenigſtens dem Signor Cataldo nachgeſprochen. Dabei aber iſt, wenn ich dies hier nebenbei bemerken darf, etwas Trägheit im Spiele. Aus einer begründeten oder unbegründeten Antipathie gegen Deutſches (roba tedesca) oder Deutſche überhaupt ſucht der Italiener Gründe hervor, um ſich das Studium der für ihn ſchwierigen deutſchen Sprache, und namentlich der deutſchen Philoſophie ferne zu halten. Unter ſolchen Vorwänden dient ihm denn auch Jannelli's Behauptung, welche ſelbſt die Beſſern myſtifizirt, und den, namentlich an den jüngern Italienern ſchon längſt fühlbaren Nachtheil einer fehlenden tiefern Bildung bleibend zu machen drohe.

(Die Fortſezung folgt.)

B., Mai.

(Fortſezung.)

Der Bankerott in Amerika.

„Ich weiß nicht, ob es in der Welt noch ein Land gibt, wo der Handel ſo gedeiht, wie in Nordamerika; ſo viel aber iſt gewiß, es gibt keines, wo ſo viele bankerotte Kaufleute leben und — gedeihen. Dieſe Erſcheinung hat beſonders zwei Gründe. Zuerſt iſt Nordamerika's Handel durch Natur und Umſtände begünſtigter, als irgend einer. Den weiten, fruchtbaren Kontinent durchſchneiden nach allen Richtungen große, ſchiffbare Ströme, Flüſſe, Binnenſeen und Binnenmeere; überall ſind treffliche, ſichere, wohlgelegene und leicht zugängliche Häfen. Hier lebt ein unternehmendes Volk, voll kalkulirenden und ſpeculirenden Geiſtes, mit großen Anlagen für Schifffahrt. Dies iſt die Urſache des Reichthums der Nordamerikaner. Aber gerade, weil er nicht ſchwer zu erwerben, weil er wahrſcheinlich iſt, ſo jagt man ihm hizig und unbeſonnen nach und rennt blindlings nach dem Ziel. Alle Amerikaner treiben Handel, negociiren oder ſpekuliren mit etwas, weil ſie darin ein Mittel zur Bereicherung ſehen; die meiſten gehen aber ein oder mehrere Male darüber zu Grund, weil ſie ſich zu ſchnell bereichern wollen. Kurz nach meiner Ankunft in America war ich in einer der erſten Städte der Union zu einem großen Gaſtmahl geladen, wo die vorzüglichſten Perſonen der Stadt vereinigt waren. Beim Eintreten ſagte mir glücklicherweiſe ein dort etablirter franzöſiſcher Kaufmann, der meine Geſinnungen kannte: „Surtout n'allez pas mal parler des banqueroutiers.“ Ich befolgte ſeinen Rath und that wohl daran, denn unter den reichen Leuten, denen ich hier vorgeſtellt wurde, war nicht Einer, der nicht ein oder mehrere Mal fallirt hätte, ehe er ſein Glück machen konnte. Da faſt alle Nordamerikaner Handel treiben und faſt alle falliren, ſo hat der Bankerott natürlich keine nachtheilige Bedeutung mehr bei ihnen, ja er iſt eine Handelsoperation, wie die andern. In einer Geſellſchaft, wo Alle denſelben Fehler begehen, hört er auf, ein Fehler zu ſeyn. Jedermann hat in Nordamerika Nachſicht mit dem Fallirenden, nicht bloß, weil dies eine allgemeine Fatalität iſt, ſondern auch wegen der großen Wahrſcheinlichkeit, daß der Bankerottier bald wieder zu Vermögen und dadurch zu Anſehen kommen wird. Wäre er für immer verloren, ſo bekümmerte ſich Niemand um ihn und er bliebe dem Elend überlaſſen; man iſt nachſichtiger gegen Jemanden, der ſich höchſt wahrſcheinlich wieder erheben wird. Dieſes Gefühl kann gewiß nicht edel und würdig genannt werden, es liegt aber in der menſchlichen Natur. Nach dem Geſagten begreift man wohl, warum in den Vereinigten Staaten kein Strafgeſez für den Bankerott beſteht; und gäbe es eines, ſo käme es nie zur Anwendung, ſondern würde immer umgangen. . .“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Juni 1835.

M. — Pful, Vetter, wie Ihr durch den Sinn ihm fahrt!
P. — Ich kann's nicht laſſen; oft erzürnt er mich,
Wenn er erzählt ſo kunterbuntes Zeug, —
Daß mich's zum Helden macht.

Shakespeare.

Ein Montag in Paris, Paſſy und Auteuil.

(Beſchluß.)

„Ich habe ſchon geäußeet, daß ich es nicht wage, gegen das umfangsreiche philoſophiſche Wiſſen Heines in die Schranken zu treten. Aus dieſem Grunde will ich daher nicht unterſuchen, ob die Daeſtellung der verſchiedenen Syſteme der deutſchen Philoſophie, welche Heine zum Nutzen des Foyers der großen Oper gegeben hat, wahe odee falſch iſt; aber ich kann nicht umhin, ein Urtheil zu fällen übee die leichtfertige und ſchönthueriſche Aet und Weiſe, in dee Heine die ernſthafteſten Gegenſtände behandelt. Dieſer liebenswüedige Schriftſteller ſpeicht von Liebe bei Gelegenheit Kants, von Frauenhemden bei Gelegenheit des Chriſtenthums, und von ſich ſelbſt bei allen Gelegenheiten. Was mich anbelangt, ſo wollen mir dieſe Roſen- und Veilchenguielanden, womit Heine ſo koquett die geſunden und nahrhaften Schüſſeln der deutſchen Wiſſenſchaft ausſchmückt, keineswegs gefallen; dieſe purée de littérature, dieſe crème de philosophie, dieſe beaf-steacks à la vanille ſagen durchaus nicht meinem Geſchmacke zu.“

„Für die Anſtrengungen, welche Heine der Feanzoſen wegen macht, um die mit dem Veeſtändniß dee deutſchen Literatur verbundenen Schwierigkeiten zu beſeitigen, brauchen dieſelben ihm keineswegs Dank abzuſtatten. Indem er die Hinderniſſe aus dem Wege eäumt, rückt er zugleich das Ziel aus den Augen; denn nur in der Anſtrengung iſt die Belohnung der Anſtrengung zu finden. Der Zutritt zu deutſchem Leben, zu deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft erfordert keinen geringen Koſtenaufwand. Die Deutſchen ſelbſt, geborne Deutſche, erfüllen nur nach großen Anſtrengungen die Beſtimmung ibeer Volksthümlichkeit, und gelangen nur nach ſchweren Leiden zu jenem Tiefſinn der Seele, welcher den Gemüthern den Frieden und die Ruhe des Grabes veeleiht, und zu jener Geiſtesglückſeligkeit, welche ſie über den unglücklichen Zuſtand ihrer ſocialen Veehältniſſe tröſtet. Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es iſt geoß, hehe und majeſtätiſch, die Keone der Erde, welche von den ewigen Gletſchern herab im Strahlenglanze funkelt. Deutſchland hat das reinſte Sonnenlicht, die übrigen Länder haben Sonnenhitze. Jene unfruchtbaeen Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet; dort finden ſich die Quellen ſowohl der großen Ströme dee Geſchichte, als auch der großen Nationen und großen Gedanken. Den Deutſchen iſt das Genie, den Feanzoſen das Talent eigen; den Einen wohnt die ſchöpfeeiſche Macht, den Andern die gewerbthätige Geiſteskeaft inne. Alle jene mächtigen Ideen, welche entweder von glücklicheren, oder unternehmenderen, oder gewandteren Völkern

Digitized by Google

in Ausübung gebracht und nutzbar gemacht wurden, ſind auf deutſchem Boden entſproſſen. Deutſchland iſt die Quelle aller Umwälzungen in Europa, die Mutter aller jener Entdeckungen, welche die Welt umgeſtaltet haben. Die Erfindung des Pulvers, die Buchdruckerkunſt, die religiöſe Reform ſind aus ſeinem Schoße hervorgegangen — undankbare Töchter, welche Fürſten geheirathet und ihre plebejiſche Mutter verſtoßen haben.“ — „Um dieſen erhabenen Standpunkt des deutſchen Lebens zu gewinnen, muß man ſich nicht in wohlverſchloſſener, wollüſtig ſchaukelnder Sänfte hinauftragen laſſen, denn das wäre ſo viel, als ob man ſein Schlafzimmer in Bewegung ſetzen laſſen wollte. Auf dieſe Weiſe wird man nie aus der gewöhnlichen Region des Lebens hinauskommen. Man darf die Mühſeligkeiten nicht ſcheuen, man darf nicht ermüden, man muß ſich gegen Hitze, Kälte und Schwindel abhärten, man muß zu ſteigen, zu klettern, zu ſpringen, Wege durch den Schnee zu bahnen verſtehen. Aber dann ſeyd auch überzeugt, daß die Belohnung eurer Mühen nicht ausbleiben wird, denn auf dieſen Höhen wohnt das geiſtige Leben der Deutſchen.“

„Die Religion dient Heine als Schaukel, und das Chriſtenthum als Wiegenpferd. Er liebkoſt, ſchmollt, peitſcht und ſpornt es; zwar rückt er niemals von der Stelle, aber will Heine überhaupt von der Stelle rücken? Er will ſich nur ſchaukeln und wiegen. Ihr beleidigt Heine, wenn ihr ihn eines ernſtlichen Beſtrebens, eines Glaubens, einer Ueberzeugung fähig haltet; Heine weiß eben ſo gut als irgend Einer, daß nichts fürchten, nichts hoffen, nichts lieben, nichts achten, keinen Grundſatz haben, die weſentlichſten Züge ſind, welche einen großen Charakter bedingen.“

„Aber zum Unglück für die unerſchütterliche Seelenruhe Heines hat der Direktor jenes Theaters der dramatiſchen Thorheiten, welches wir die Welt nennen, ihn jedesmal zu den erſten Rollen beſtimmt, ohne ihm irgendwie einen Zwillingsbruder zu geben. Das Repertorium Heines iſt unermeßlich, hundert königliche Schauſpieler würden es nicht ausfüllen können. Er macht den Antichriſt, während Voltaire, jener berühmte Autor, doch nur den Vorläufer des Antichriſts, ſeinen Johannes den Täufer geſpielt hat. „Voltaire,“ ſagt Heine, „hat nur den Körper des Chriſtenthums leicht geritzt.“ Ihm Armen war die mühevolle Arbeit vorbehalten, das eigentliche, innere Weſen des Chriſtenthums zu zernichten. „Die Grundidee des Chriſtenthums,“ ſagt Heine ferner, „iſt die Vernichtung des ſinnlichen Lebens.“ Aber er hat von der Vorſehung den Auftrag erhalten, die Rechte des Fleiſches wieder zurückzufordern. Rendons grâce à la providence, qu'elle ait créé et tout exprès en faveur de Mr. Heine, une nouvelle „chaire de droits,“ pour l'enseignement „des droits de la chair.“ Aber nicht allein die Rechte des Fleiſches nimmt Heine wieder in Anſpruch, ſondern er macht ſich außerdem noch zum Anwalt der ganzen Materie. Heine iſt von der Vorſehung zum Prokurator der Materie, zum Vormund der minderjährigen Materie ernannt. Aber er mag ſeine Mündel wohl hüten; wenn man 35 Jahre hinter ſich hat, iſt es am Ende noch beſſer, Spiritualiſt, als Wachhalter bei der Materie zu ſeyn.“

Abbotsford.

(Fortſetzung.)

Nach dem Frühſtück brach ich mit meinem kleinen Freunde Karl, in welchem ich einen ſehr muntern und unterhaltenden Begleiter fand, nach der Abtei auf. Der junge Menſch beſaß einen großen Vorrath von Anekdoten über die Gegend, welche er von ſeinem Vater gehört hatte; auch machte er manche feine Bemerkung und ſchlaue Scherze geltend, welche offenbar aus derſelben Quelle ſtammten, und die alle mit einem ſchottiſchen Accent und einem Gemiſch von ſchottiſchen Redensarten vorgebracht wurden, welche ſie noch ſchmackhafter machten. Auf dem Wege nach der Abtei erzählte er mir einige Anekdoten von Johnny Bower, deſſen ſein Vater erwähnt hatte. Er war Küſter des Pfarreibezirks und Aufſeher über die Ruine, welche er in Ordnung halten und den Fremden zeigen mußte; ein würdiger kleiner Mann, nicht ohne Ehrgeiz in ſeiner niedrigen Sphäre. Man hatte des Todes ſeines Vorgängers in den Zeitungen gedacht, ſo daß deſſen Name gedruckt das ganze Land durchwandert hatte. Als Johnny die Aufſeherſtelle über die Ruine bekam, machte er es zur Bedingung, ſein Name ſolle nach ſeinem Tode eine gleiche Auszeichnung erhalten, mit dem Zuſatze, ſolches müſſe durch Scotts Feder geſchehen. Der Leztere machte ſich feierlich verbindlich, ſein Andenken auf dieſe Weiſe zu ehren, und Johnny lebte nun in der ſtolzen Erwartung poetiſcher Unſterblichkeit.

Ich fand in Johnny Bower einen anſtändig ausſehenden, kleinen, alten Mann; er trug einen blauen Ueberrock und eine rothe Weſte. Er empfing uns mit vielen Komplimenten und ſchien ſich zu freuen, meinen jungen Begleiter zu ſehen, der voller Muthwille und Schalkheit war und ſeine Eigenthümlichkeit zu meiner Unterhaltung hervortreten zu laſſen wußte. Der alte Mann war einer der ächteſten Ciceronen. Er hob Alles in der Abtei hervor, was Scott in ſeinem „Lay of the last Minstrel“ beſchrieben hatte, und pflegte in breitem ſchottiſchem Accent die Stellen vorzutragen, durch welche die Gegenſtände

gefeiert wurden. So ließ er mich, als wir durch die Kreuzgänge kamen, die ſchönen, mit ungemeſner Zartheit in Stein gehauenen Blätter und Blumengewinde beachten, die, obgleich vor vielen Jahrhunderten gefertigt, noch ſo ſcharf hervortreten, als wären ſie eben erſt vollendet, und welche, wie Scott ſagt, mit den wirklichen Gegenſtänden wetteifern, denen ſie nachgebildet ſind:

Kein Blatt, kein Blümchen war zu ſchauen,
Das nicht am Kreuzgangbogen eben ſo ſchön gehauen.

Er zeigte mir unter dieſer Steinhauerarbeit auch einen Nonnenkopf von großer Schönheit, vor dem, wie er ſagte, Scott ſtets ſtill ſtand und ihn bewunderte, „denn der Scherra' (Scherif) hat ein wundervolles Auge für Alles dergleichen.“ Ich muß bemerken, daß Scott dem Umſtande, daß er Scherif der Grafſchaft war, einen bedeutenderen Einfluß in der Gegend verdankte, als dem, daß er Dichter war.

In dem Innern der Abtei führte mich Johnny Bower zu dem Steine, auf welchen der wackere Wilhelm von Deloraine und der Mönch ſich in jener denkwürdigen Nacht niederſezten, als des Zauberers Buch dem Grabe entriſſen werden ſollte. Ja, Johnny war in der Genauigkeit ſeiner antiquariſchen Unterſuchung weiter gegangen, als Scott, denn er hatte das Grab des Zauberers entdeckt, deſſen Stelle der Dichter in Zweifel gelaſſen. Er rühmte ſich, durch die Lage des Fenſters in der Vorhalle ſich davon überzeugt zu haben, ſo wie durch die Richtung, in welcher Nachts die Mondesſtrahlen durch die gemalten Fenſter fallen und den Schatten des rothen Kreuzes auf die Stelle werfen, gerade wie es im Gedichte dargeſtellt iſt. „Ich zeigte das Alles dem Scherra',“ ſagte er, „und er kunnte nur ſagen, daß Alles ſähr klahr ſey.“ Ich fand ſpäter, daß Scott an der Einfalt des alten Mannes ſeine Freude zu haben pflegte und an dem Eifer Unterhaltung fand, mit welchem er jede Stelle des Gedichts bewahrheitete, als hätte er eine geſchichtliche Darſtellung vor ſich, und daß er ſich ſeine Beweiſe ſtets gefallen ließ.

Scotts Dichtungen waren für den ehrlichen Johnny Bower Thatſachen geworden. Dadurch, daß er ſtets in den Ruinen von Melroſe Abbey lebte und den Schauplatz zeigte, auf welchem der „Geſang des lezten Barden“ ſpielte, hatte ſich dieſes Gedicht gewiſſermaßen mit ſeinem ganzen Daſeyn verwebt, und ich zweiſle, ob er nicht dann und wann ſeine eigene Perſönlichkeit mit den Perſonen, die in einigen Geſängen auftreten, verwechſelte. Er gab nicht zu, daß irgend ein anderes Erzeugniß des Dichters den Vorzug vor dem Geſang des lezten Barden verdiene. „Fürwahr,“ ſagte er zu mir, „'s iſt ein eben ſo guhtes Ding, als Hr. Scott ein's ſchraiben that; un' wenn er dah ſtänd', würd' ich ihm ſo ſagen — un' dann würd' er lachen.“ Er wußte Scotts Leutſeligkeit ſehr zu rühmen. „Er kummt manchmal hierher,“ ſagte er, „mit großen Leuten in ſeiner Geſellſchaft, und dann iſt das ärſte, daß ich ſeine Stimme hör', wie er ausruhſt: Johnny, Johnny Bower! und wie ich herauskomm', bin ich gewiß, daß er mich mit einem Spaß oder einem freundlichen Wohrd grüßt. Er ſteht auch da und lärmt und lacht mit mir, grad' wie 'ne alte Fra — und das von 'nem Mann zu denken, der ſo 'ne ſchreckliche Wiſſenſchaft von der Geſchichte habt!“ — Eine der ſinnreichen Erfindungen, auf welche ſich der würdige alte Mann etwas zu gut that, beſtand darin, daß er den Beſucher ſich der Abtei gegenüber ſtellen, ihr den Rücken zuwenden ließ und ihn aufforderte, ſich zu bücken und ſie durch die Beine zu betrachten. Er ſagte, dies gewähre eine ganz verſchiedene Anſicht von der Ruine, und die Leute bewundern dieſe Erfindung ungemein; was aber die „Laddies“ betreffe, ſo ſeyen dieſe etwas „zimpferlich“ bei der Sache, und begnügen ſich, unter ihren Armen durchzuſchauen.

Da Johnny Bower darauf verſeſſen war, alles in dem Gedichte Niedergelegte zu zeigen, mußte eine Stelle ihn gewaltig in Verlegenheit ſetzen. Es war der Anfang eines Geſanges:

Willſt du ſchön Melroſe günſtig ſehn,
Mußt du hin beim blaſſen Mondlicht gehn;
Denn hellen Tages heitere Schimmer
Vergolden zum Hohn nur die grauen Trümmer u. ſ. w.

Zufolge dieſer Ermahnung wollten viele fromme Pilger ſich nicht länger begnügen, die Ruinen bei hellem Tage zu ſehen, ſondern behaupteten, das ſey alles nichts, wenn man ſie nicht beim Mondſchein geſehen habe. Nun ſcheint der Mond unglücklicherweiſe nur einen Theil des Monats und wird, was noch trauriger iſt, in Schottland manchmal von Wolken und Nebeln verhüllt. Johnny war daher ſehr in Noth, wie er ſeine poetiſchen Beſucher mit dieſem unerläßlichen Mondſchein verſehen ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

B., Mai.

(Beſchluß.)

Die Ehe in Amerika.

„Der hervorſtechendſte Zug an den amerikaniſchen Frauen iſt ihre Ueberlegenheit über die Männer ihres Landes. Der Amerikaner ergibt ſich von Kindesbeinen an den Geſchäften der Spekulation; kaum kann er etwas leſen, ſchreiben und rechnen, ſo tritt er in ein Handelshaus. Der erſte Ton, der in ſein Ohr bringt, iſt das Klappern der Thaler, die erſte Stimme, die zu ihm bringt, iſt die Stimme des Intereſſes; ſchon bei ſeiner Geburt athmet er in induſtrieller und merkantiliſcher Atmoſphäre, und alle ſpätern Eindrücke

geben ihm die feſte Ueberzeugung, daß Handel und Wandel, Spekuliren und Negociiren die einzige des Menſchen würdige Beſchäftigung ſey. Ganz anders iſt das Schickſal des Mädchens in dieſem Lande. Ihre ſittliche Erziehung und Ausbildung dauert bis zum Augenblick ihrer Verheirathung. Sie erwirbt ſich mancherlei den Geiſt anregende Kenntniſſe, beſonders in Geſchichte und Literatur; ſie lernt auch wenigſtens Eine fremde Sprache, gewöhnlich franzöſiſch, und mehr oder weniger Muſik. So iſt denn ihr Jugendleben ganz intellektuell. Jener junge Mann und dieſes junge Mädchen verheirathen ſich nun mit einander. Nach ſeiner bisherigen Gewohnheit bringt der Mann den größten Theil des Tages auf der Börſe, in der Bank oder in ſeinem Magazin zu; die junge Frau hingegen beginnt mit der Hochzeit ein Leben voll Einſamkeit, Einförmigkeit und Abgeſchloſſenheit, und ſie vergleicht ihr wirkliches Leben nicht ohne Wehmuth mit dem, das ſie ſich gedacht, das ſie gehofft hatte. Da ihr Gemüth nun durchaus keine Mittheilung und Nahrung bei ihrem Manne findet, ſo zieht ſie ſich in ſich ſelbſt zurück, nährt ſich mit Träumen und liest Romane; bald darauf wird ſie ſehr religiös und liest Predigten. Hat ſie glücklicherweiſe Kinder, ſo lebt ſie mit ihnen und für ſie, ſorgt mit aller Liebe für ſie, erzieht ſie. So gehen ihr die Tage leidlich, ſelbſt angenehm hin, und die Abweſenheit des Mannes bemerkt ſie kaum. Abends kommt dieſer aber doch nach Hauſe; ermüdet, erſchöpft, ſorgenvoll, manchmal mürriſch, denkt er ſchon an die Spekulationen und Geſchäfte des folgenden Tages; er hat Hunger, und die Frau kann ihm das Mittageſſen nicht ſchnell genug auftragen laſſen. Er ſpricht kein Wort, die Frau aber weiß kein Wort von ſeinen Handels- und Spekulationsgedanken; ſie ſpricht nicht, denn ſie hält ihren Mann für übellaunig. Sie iſt alſo wieder allein, obgleich ſie neben ihrem Mann ſizt. Der Anblick ſeiner Frau und ſeiner Kinder reißt den Amerikaner keinen Augenblick aus der poſitiven Welt; nur ſelten gibt er ihnen ein Zeichen von Neigung, Theilnahme und Liebe; leider iſt dieß ſo ſehr zur Regel geworden, daß man den Haushaltungen einen Spiznamen gegeben hat, wo der Mann, wenn er Abends nach Hauſe kommt, ſeine Frau und ſeine Kinder umarmt; man nennt ſie ſpöttiſch the kissing families, Kußfamilien. In den Augen des Nordamerikaners iſt die Frau keine Freundin, Gefährtin oder Vertraute — wozu brauchte er das Alles? — ſondern eine Aſſociée, die für ſein Behagen und ſein Comfort für das von ihm im Handel gewonnene Geld ſorgt. So iſt das amerikaniſche Familienleben ein ſchreiender Kontraſt; eine Hälfte iſt voll Bewegung, Anſtrengung, Wagniß und merkantiliſcher Abenteuer, die andere voll Einförmigkeit, Kälte und Farbloſigkeit; jene Hälfte iſt ganz materiell, dieſe moraliſch. So ſchleppt ſich das Eheleben armſelig fort, bis der Mann eines Tages bei der Frau eintritt und ihr ſagt, daß er banterott ſey; dann wird ſchnell abgereist und anderswo wieder dieſelbe traurige Exiſtenz angefangen."

Florenz, Juni.

(Fortſezung.)

Egyptiſche Studien in Italien. Roſellini. Jannelli.

Nach ähnlicher Taktik wird man, da jezt die neueſte deutſche Philoſophie durch die Vermittelung franzöſiſcher Werke auch hier wenigſtens Aufmerkſamkeit erregt, zu behaupten anfangen, den Kober dieſer Philoſophie beſize man längſt an der Geneſis des Kriminalrechts von Romagnoſi und an deſſen übrigen Werken; ſchwer, wie dieſe ſchon ſeyen, werde man doch wohl nicht noch Schwereres in der Fremde ſuchen ſollen. Alle dieſe Vorurtheile werden dann, ſo viel muß einem unbefangenen Beobachter klar ſeyn, bei dem vorausgeſezten Fortbeſtehen der jezigen politiſchen Zuſtände, wie Nebel vor der Sonne ſich zerſtreuen, wenn Frankreich aus einem wirklich tiefgefühlten Bedürfniß das Studium unſerer Literatur betreibt. Dem Genius, der vor dreihundert Jahren es für gut fand, die Geſchichte Italiens, den einen großen Thurm des gothiſchen Doms, neben Deutſchland unvollendet zu laſſen, hat es ſeitdem nicht gefallen, ſein Werk dem Ende entgegenzuführen.

Die zweite Frage, ob Jannelli befugt ſey, in ſolchen Sachen zu urtheilen, deutet Ihnen an, daß man ſeine Werke hier wenig kennt. Sie mögen, etwa mit Ausnahme ſeines lezten Werkes, die Grenzen von Fondi und Terracina ſelten überſchritten haben. Dieſes nun, von dem einige Exemplare an die erſten franzöſiſchen Gelehrten abgeſchickt wurden, ſuchte ſchon die Hieroglyphen durch das Hebräiſche, den Talmud u. dgl., zu erklären, und fiel im Allgemeinen mehr als Kurioſum auf, als daß es von dazu befugten Leuten einer ernſten Kritik gewürdigt wurde. Dieß und die große Anerkennung, welche Roſellini fand, mag Jannelli unangenehm geworden ſeyn, wenigſtens las man etwa vor einem Jahre im "Progreſſo" von ihm, daß „Roſellini in Piſa die Reiſebeſchreibung Champollions in Egypten bekannt mache." Hierin konnte Niemand einen hämiſchen Angriff verkennen; denn daß es bei einem Werk der Art ſich nicht um eine Reiſebeſchreibung handle, konnte keinem, oder nur dem entgehen, der es abſichtlich ignoriren wollte. Ein gelehrter Freund Roſellini's, den dieß verdroß, verwies es Jannelli in ernſten, aber immer noch anſtändigen Worten; was aber ſchlimmer war, er ſuchte auch darzuthun, wie Jannelli die Fähigkeit abgehe, in ſolchen Sachen zu urtheilen, wie er Champollion mißverſtehe, dieſen ſagen laſſe, was ihm nicht eingefallen, und in der Ueberſezung des Hieroglyphentertes eine Reihe mit der andern vertauſcht habe. Die Sache hätte, da Roſellini ſelbſt ſich nicht darein miſchte, und unterdeſſen ruhig ſeine Arbeiten fortſezte, dabei ihr Bewenden haben, und Jannelli der Wahrheit ſchweigend die Ehre geben können; aber, war es vielleicht die Wahrheit, welche ihn drückte, Jannelli ſchrieb nun im lezten Hefte des Progreſſo jene weitläufige, giftige Kritik des Roſelliniſchen Werks. Wiſſenſchaftlich, das iſt hier die Meinung, und wird es wohl bald allgemeiner werden, iſt in der Sache nichts verändert; Jannelli nur dürfte noch größere Blößen gegeben haben. Auf die Erklärungsweiſe Roſellini's geht er auch hier nicht ein, im Gegentheil ſcheint er ihn ſo mißzuverſtehen, oder abſichtlich ſeine Worte ſo zu verdrehen, daß er ihn, wie früher Champollion, Sachen ſagen läßt, welche ihm nicht im Entfernteſten in den Sinn gekommen; dann wird ein Wuſt von unnöthiger Gelehrſamkeit, der Talmud, die Monoſchemi, Polyſchemi u. ſ. w., herbeigebracht, und alſo gegen Roſellini wie von Don Quixote gegen Windmühlen gekämpft. Es war vorauszuſehen, daß vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus Roſellini mit ihm keinen Kampf beginnen konnte. Dieß fühlte vielleicht Jannelli, da rief er, in Ermangelung wiſſenſchaftlicher Waffen, den Katholicismus zu Hülfe, und ſuchte den Widerſpruch als gefährlich hervorzuheben, welcher ſich zwiſchen den Roſelliniſchen Arbeiten und dem alten Teſtament zeige.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. Juni 1835.

> Julius Caesar primus omnium instituit, ut tam senatus quam populi diurna acta conficerentur et publicarentur.
>
> Sueton.

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

Von Dr. Zell, Profeſſor in Freiburg.

Die Art und Weiſe, wie die Kenntniß und das Andenken der Begebenheiten der Gegenwart von den Zeitgenoſſen aufgefaßt und erhalten wird, hängt mit dem jedesmaligen Zuſtande der Kultur und den Einrichtungen des öffentlichen und Privatlebens auf das Genaueſte zuſammen. Wenn ein Volk zuerſt aus dem Schlummer eines bewußtloſen Zuſtandes der thieriſchen Rohheit erwacht, ſo ſind mündlich fortgepflanzte Sagen und Lieder die Anfänge der Geſchichte. Es folgen Denkmäler und einfache ſchriftliche Aufzeichnungen auf Holz, Stein, Metall, in langen Zwiſchenräumen darnach längere Aufſchreibungen, Literatur und Bücher, bis endlich die wunderbare Erfindung der Vervielfältigung der Schrift durch den Druck dazu kam. Nicht bloß aber iſt die Art und Weiſe der hiſtoriſchen Mittheilung eine Frucht des jedesmaligen Geſammtzuſtandes der Zeit, ſondern auch umgekehrt in mancher Beziehung der Keim, aus dem neue Begebenheiten und Zuſtände hervorgehen. Darum iſt es nicht bloß in Bezug auf hiſtoriſche Wahrheit und hiſtoriſche Kritik, ſondern überhaupt für die Kenntniß der Zeiten und Völker intereſſant, zu betrachten, welche Mittel, Anſtalten und Formen jedesmal vorhanden waren und angewendet wurden, um die Kenntniß deſſen, was geſchah, den Zeitgenoſſen mitzutheilen und für die Nachwelt zu erhalten. Das Folgende ſoll von einer, in der angegebenen Beziehung intereſſanten Einrichtung im alten Rom handeln, welche zwar der Aufmerkſamkeit der Gelehrten durchaus nicht entgangen iſt, aber dennoch eine umfaſſende und genaue Darſtellung in dem Maße, wie dieſes jezt geſchehen kann, noch nicht gefunden hat.

Die alten Römer hatten frühzeitig und lange vorher, ehe noch ein Einzelner daran dachte, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben, öffentliche, von dem Staate ausgehende Anſtalten, welche, obgleich auf ſehr beſchränkte und dürftige Weiſe, dieſem Zwecke dienten. Der oberſte Prieſter hatte ſchon ſeit der Zeit der Könige die Verpflichtung, die wichtigſten Begebenheiten und Vorfälle jedes Jahrs mit Angabe des Tags auf Tafeln aufzuzeichnen, welche zur Kenntnißnahme des Volks öffentlich aufgeſtellt waren. Dieſe Tafeln ſind die ſo oft genannten Annales maximi. Obgleich man ſich im Allgemeinen von dem Inhalt und der Form dieſer leider untergegangenen hiſtoriſchen Urkunden wohl eine Vorſtellung bilden kann, ſo fehlt es uns doch an genauern Nachrichten über Manches, was die Art ihrer Abfaſſung und Bekanntmachung betrifft. So wäre es namentlich intereſſant, zu wiſſen, ob ſie nur am Ende eines Jahrs bekannt gemacht wurden, oder in kürzern Zwiſchenräumen,

Digitized by Google

wie gerade der Pontifex Stoff fand, einzelne Tage auf dieſe Weiſe zu bezeichnen. Im erſten Fall hätten wir, wie auch der Name andeutet, eine Jahreschronik, im andern Falle eine Tageschronik mit friſchen Neuigkeiten, und alſo bei allem durch die Zeiten und Verhältniſſe bedingten Unterſchied dennoch etwas unſern Tagblättern Analoges. Die Abfaſſung dieſer Annalen wurde bis ohngefähr zum erſten Viertel des ſiebten Jahrhunderts Roms fortgeſezt.

Etwa ſiebzig Jahre nachher entſtand eine andere Einrichtung, welche in mancher Beziehung dem eben erwähnten Inſtitute ähnlich war, und mehr, als es mit der Einrichtung unſerer Zeitungen ſich vergleichen läßt. Es wurden nämlich auf Veranſtaltung des Staats und unter öffentlicher Autorität die Neuigkeiten des Tags Tag für Tag aufgezeichnet und zu Rom bekannt gemacht, von wo ſie ſich dann weiter in die Provinzen des Reichs verbreiteten. Man kann dieſe Bekanntmachungen alſo nicht mit Unrecht, wie auch ſchon von Andern geſchehen iſt, eine altrömiſche Staatszeitung nennen. Der Titel, unter welchem dieſe Bekanntmachungen erſchienen, wenn ſie überhaupt einen beſtimmten Titel hatten, iſt nicht diplomatiſch getreu anzugeben. Die alten Schriftſteller führen ſie unter verſchiedenen Namen an, doch iſt die Hauptbenennung immer Acta mit verſchiedenen Zuſätzen. So heißen ſie Acta diurna urbis, ein Titel, der ihrem Weſen am genaueſten entſpricht, ferner acta diurna, acta populi, acta urbis, acta urbana, acta publica, auch ſchlechthin acta und diurna.

Ueber die Entſtehung und Einführung dieſer Anſtalt haben wir keine umſtändlichere, nähere Nachricht. Der einzige Schriftſteller, der davon ſpricht, iſt Suetonius, welcher uns in der dieſem Blatte als Motto vorgeſezten Stelle berichtet: Julius Cäſar habe in ſeinem erſten Konſulat (695 nach Roms Erbauung) zuerſt die Einrichtung getroffen, daß ſowohl dieſe eben genannten Nachrichten über die Neuigkeiten des Tags, als auch ähnliche kurze Protokolle der Senatsſitzungen unter öffentlicher Autorität verfaßt und bekannt gemacht würden. Wenigſtens verſteht man allgemein die Stelle ſo, indeſſen ſchreibt Cicero in einem ſeiner Briefe, einige Jahre vor jenem Zeitpunkte der angeblichen erſten Einführung dieſer Anſtalt durch Julius Cäſar, er habe die acta urbana bis zu einem gewiſſen Tage erhalten. * Auch nennt ein älterer römiſcher Geſchichtſchreiber, Sempronius Aſellio, einer der alten Annaliſten vor der klaſſiſchen Zeit der römiſchen Geſchichtſchreibung, an einer Stelle, die ſich aus ſeinen Werken erhalten hat, als Gattungen der hiſtoriſchen Mittheilung Annales historiae und diaria. Doch ſind dieſe Anzeigen zu wenig beſtimmt, um mit voller Sicherheit Etwas daraus ſchließen zu können; ich glaube ſie aber deßwegen nicht übergehen zu dürfen, weil die Frage nach der Zeit der erſten Einführung dieſes Inſtituts zugleich von Einfluß iſt zur Entſcheidung der Frage über die Echtheit oder Unechtheit einiger angeblichen oder wirklichen Bruchſtücke aus dieſem Kreiſe. Genug, Julius Cäſar gilt nach jener oben angeführten Stelle des Geſchichtſchreibers der römiſchen Kaiſerzeit allgemein für den Gründer der römiſchen Staatszeitung. Ob eine nähere äußere Veranlaſſung und welche dabei wirkte, iſt nicht bekannt. Doch lag, abgeſehen von andern allgemeinen Urſachen, die Gründung einer ſolchen Anſtalt nach den individuellen römiſchen Verhältniſſen ziemlich nahe. Die alten, nunmehr eingegangenen Annales maximi konnten ſchon darauf hinführen; ferner war es faſt allgemeine und feſte Sitte, daß ein jeder ordnungsmäßige Hausvater, und ökonomiſche Ordnung lag in dem römiſchen Charakter, daß jede angeſehene Familie ihr Hausbuch (diurnum, commentarii) hatte; warum ſollte die Geſammtheit nicht auch ein ſolches Tagebuch haben? Endlich geſchah in einzelnen Fällen und ausnahmsweiſe ſchon vor dem angegebenen Zeitpunkte Aehnliches. Wir haben ein intereſſantes Beiſpiel davon aus der Zeit von Cicero's Konſulat. Nachdem nämlich, ſo erzählt er ſelbſt, die erſten Anzeigen wegen der Verſchwörung des Catilina gemacht waren, ſo ließ er im Senat die Zeugen protokollariſch vernehmen; drei von ihm beſtimmte Senatoren hatten das Protokoll zu führen. Sobald das Protokoll verfaßt war, wurde es von allen Schreibern des Senats abgeſchrieben, ſogleich vertheilt, auf alle Art verbreitet und dem römiſchen Publikum mitgetheilt, und zwar nicht bloß überall in Italien umher, ſondern auch in die Provinzen geſchickt. **

(Die Fortſetzung folgt.)

* Briefe an Atticus, VI. 2.

** O. pro Sylla 14.

Abbotsford.

(Fortſetzung.)

Endlich fiel Johnny in einem glücklichen Augenblick auf einen Stellvertreter des Mondes. Dies war ein großes, dickes Talglicht, welches er auf die Spitze eines Pfahls ſteckte und damit ſeine Beſucher in dunkeln Nächten durch die Ruinen führte, was ihnen ſo großes Vergnügen gewährte, daß er zulezt zu glauben anfing, das Talglicht ſey ſogar dem Monde vorzuziehen. Es beleuchte nicht Alles auf einmal, ſagte er, das ſey wohl gewiß, aber man könne es herumtragen und die alte Abtei zeigen, Stück für Stück, während der Mond

Digitized by Google

nur von einer Seite ſcheine. — Ehrlicher Johnny Bower! Seit der Zeit, von welcher ich ſpreche, ſind gar viele Jahre vergangen, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ſein ſchlichter Kopf unter den Mauern ſeiner Lieblingsabtei liegt. Man darf hoffen, daß ſein kleiner Ehrgeiz befriedigt und ſein Name von der Feder des Mannes erwähnt worden iſt, welchen er ſo ſehr liebte und ehrte.

Nach meiner Rückkehr von Melroſe Abbey ſchlug Scott einen Spaziergang vor, um mir einen Theil der Umgegend zu zeigen. Als wir fortgingen, eilten alle Hunde, die im Hauſe waren, herzu, uns zu begleiten. Da war der alte Jagdhund Maida, deſſen ich bereits gedacht habe, ein edles Thier und ein großer Liebling von Scott, und Hamlet, das ſchwarze Windſpiel, ein wildes, gedankenloſes junges Geſchöpf, das die Jahre der Beſonnenheit noch nicht erreicht hatte, und Finette, ein ſchöner Wachtelhund, mit weißem, ſeidenem Haar, langen, hängenden Ohren und einem milden Auge, der Liebling des Geſellſchaftszimmers. Vor dem Hauſe ſtieß noch ein uraltes Windſpiel zu uns, das, mit dem Schwanze wedelnd, aus der Küche kam und von Scott als ein alter Freund und Genoſſe bewillkommt wurde.

Scott pflegte auf unſern Spaziergängen das Geſpräch oft zu unterbrechen, um nach ſeinen Hunden zu ſehen und mit ihnen zu reden, als wären es vernünftige Begleiter. Maida benahm ſich mit einer Würde, die ſeinem Alter und ſeiner Größe angemeſſen war, und ſchien ſich für verpflichtet zu halten, einen hohen Grad von Ernſt und Anſtand in unſerer Geſellſchaft an den Tag zu legen. Während er eine kleine Strecke vor uns her lief, ſpielten die jungen Hunde um ihn herum, ſprangen ihm auf den Hals, zausten ſeine Ohren und bemühten ſich, ihn durch Quälereien aller Art aufzuregen. Der alte Hund zog eine lange Weile mit nicht zu ſtörender Feierlichkeit ſeines Wegs und ſchien nur dann und wann die Leichtfertigkeit ſeiner jungen Genoſſen zu tadeln. Endlich wandte er ſich plötzlich um, ergriff einen von ihnen, warf ihn in den Staub und blickte uns dann und wann an, als wollte er ſagen: „Ihr ſeht, ihr Herrn, ich kann nicht umhin, dieſen Poſſen ein Ende zu machen,“ worauf er ſeinen Ernſt wieder annahm und wie vorhin dahin trabte. Scott ergötzte ſich an dieſen Eigenthümlichkeiten. „Ich zweiſle nicht,“ ſagte er, „daß Maida, wenn er mit dieſen jungen Hunden allein iſt, ſeinen Ernſt bei Seite legt und eben ſo kindiſch iſt, wie einer von ihnen, aber er ſchämt ſich, dies in unſerer Geſellſchaft zu thun und ſcheint zu ſagen: „hört auf mit euern Poſſen, Kinder; was wird der Laird und der andere Gentleman von mir denken, wenn ich mich ſolchen Thorheiten überlaſſe?“ Maida erinnerte ihn, ſagte er, an eine Scene am Bord eines Kriegsſchiffs, auf welchem er mit ſeinem Freunde Adam Ferguſon einen Ausflug gemacht hatte. Der Hochbootsmann, ein ſchöner, kräftiger Seemann, hatte ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und fühlte ſich ſichtbar dadurch ſehr geſchmeichelt. Einſt durfte die Mannſchaft ihre Poſſen treiben, und die Matroſen tanzten und machten Luftſprünge aller Art zu dem Spiel der Muſikbande des Schiffes. Der Hochbootsmann ſah ſehnſüchtigen Auges zu, als wenn er gern an der Fröhlichkeit Theil nähme; aber ein Blick auf Scott und Ferguſon zeigte, daß er mit ſeiner Würde im Streit war und ſich in ihren Augen herabzuſetzen fürchtete. Endlich kam einer ſeiner Kameraden heran, ergriff ihn am Arm und forderte ihn zu einem Tanze auf. Nach einigem Zaudern willigte der Hochbootsmann ein, machte einen oder zwei ungelenke Sprünge, wie unſer Freund Maida, gab es aber bald auf. „Es hilft nichts,“ ſagte er, indem er ſeine Kleider wieder ordnete und einen Seitenblick auf die Herrn warf; „man kann auch nicht jederzeit tanzen.“ — Nicht minder unterhielten Scott die Eigenthümlichkeiten eines andern Hundes, eines kleinen, blöden Dachsſchliefers mit großen, gläſernen Augen, eines gegen Schmach und Kränkung unendlich empfindlichen Geſchöpfes. „Wenn ich ihn ja einmal peitſchte,“ ſagte er, „ſo ſchlich ſich der kleine Geſell davon und verſteckte ſich vor dem Tageslicht in einer Polterkammer, aus welcher ihn nichts herausbringen konnte, als der Ton eines Hackmeſſers, als würde ihm ſein Eſſen klein gehackt, worauf er ſich mit demüthigen, niedergeſchlagenen Augen hervorſtahl, und wieder zurückeilte, wenn ihn Jemand anblickte.“ Während wir die Launen und Eigenthümlichkeiten unſerer hündiſchen Begleiter beſprachen, reizte irgend ein Gegenſtand ihren Spleen, und brachte bei der kleineren Brut ein lautes, trotziges Gebell hervor; es dauerte aber einige Zeit, bis Maida hinreichend aufgeregt ward, um zwei oder drei Sprünge vorwärts zu thun und mit ſeiner ſtarken Stimme in den Chor einzufallen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Kunſtausſtellung.

Die Kunſtausſtellung iſt ſchnell vorübergegangen, obſchon ſie zwei Monate gedauert hat; was ſind aber zwei Monate in dem zerſtreuungsvollen Paris und in einer bewegten Zeit, wie die jetzige, wo eine wichtige Begebenheit auf die andere folgt und die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht! Diesmal war noch dazu die Ausſtellung nicht bedeutend genug, um ungetheilt die Aufmerkſamkeit des Publikums ſpannen zu können, der Zahl der ausgeſtellten Gegenſtände nach freilich ſehr bedeutend, aber nicht durch Meiſterſtücke, welche einen tiefen Eindruck auf die Anſchauenden

Digitized by Google

zu machen und das geſammte Publikum herbeizuziehen vermögen. Deſto größer war der Reichthum an Werken zweiten oder dritten Rangs, an Werken, worin der Fleiß und die Geſchicklichkeit des Künſtlers nicht zu verkennen ſind, die aber doch Manches zu wünſchen übrig laſſen. Es ſcheint, die Zahl der eigentlichen Künſtler und der ſich thätig mit der Kunſt aus bloßer Liebhaberei abgebenden Perſonen nimmt beſtändig zu in Frankreich, und beſonders in Paris; es muß doch außerordentlich viel an Kunſtſachen abgeſezt werden; denn wie ſollten ſonſt ſo Viele von der Kunſt leben können! Freilich erwarten Manche ihr Heil von der Regierung, und am Ende jeder Kunſtausſtellung ſind die Künſtler in großer Spannung wegen der Aufmunterungen, worauf ſie hoffen und Anſpruch machen zu können glauben. Unter der vorigen Regierung war eine feierliche Preisvertheilung; damals folgten freilich die Ausſtellungen nicht ſo ſchnell aufeinander, als jezt, und wiederholten ſich nur alle zwei oder drei Jahre. Gegen dergleichen Preisvertheilungen ließ ſich viel einwenden; denn welch hohe Meinung man auch von den Einſichten einer Regierung haben mag, ſo iſt es doch erlaubt, zu glauben, daß es ihr nicht zukommt, Kunſtwerke zu klaſſifiziren, zumal dieſe Arbeit doch immer einigen Perſonen überlaſſen werden muß, die ſich von allerlei Privatrückſichten leiten laſſen. Und nun gar den König als Oberrichter und Preisvertheiler aufzuſtellen, iſt eine ſonderbare Einrichtung. Auch kam es manchmal vor, daß dergleichen durch Königshand belohnte Künſtler vom Publikum einer ſolchen Ehre gar nicht werth erachtet und um nichts höher geſchäzt wurden. Von dieſer feierlichen Preisvertheilung iſt man unter der jezigen Regierung inſofern abgegangen, als man den König nicht mehr in den Kreis der verſammelten Künſtler treten und durch ihn Ordensbänder und Ehrenmünzen austheilen läßt. Aber eine Austheilung von Preiſen findet doch immer noch ſtatt; die Regierung will ſich dieſes Mittels nicht berauben, um Einfluß zu gewinnen oder zu erhalten, und auch den Künſtlern iſt es nicht unlieb, von der Regierung ausgezeichnet zu werden, obſchon ſie wohl wiſſen, daß die öffentliche Meinung oder erſt die Nachwelt die wahre Richterin ihres Verdienſtes iſt. Diesmal war kein Ordensband zu ertheilen, denn Niemand hatte ein ſo hervorragendes Meiſterſtück geliefert, daß man ihm eine ſolche Belohnung füglich hätte ertheilen können; wahrſcheinlich würden die freien Tagblätter ſich bald tadelnd geäußert haben, obſchon man in Frankreich gewohnt iſt, unter allen Regierungen die Ordenszeichen verſchwenden zu ſehen. Man hatte ſich diesmal auf die Ehrenmedaillen beſchränkt, aber eine Menge derſelben in Bereitſchaft gehalten, ſo daß man wahrlich eine ſtümperhafte Arbeit mußte geliefert haben, um keine zu bekommen, wäre es auch nur eine Medaille der zweiten oder dritten Klaſſe; denn um doch nicht alle Künſtler gleichzuſtellen, hatte man einige Abſtufungen ausgedacht. Mit den Ehrenmünzen iſt es aber bei manchen Künſtlern nicht abgethan; ſie wollen auch andere Münze haben, das heißt, die Regierung ſoll ihnen ihre Kunſtwerke abkaufen, denn es iſt der Gebrauch hier, daß die Regierung entweder Kunſtwerke früher beſtellt, oder ſpäter ankauft. Unter den zwei vorigen Königen, und mehr noch unter Napoleons Regierung, wurden große Gemälde und Bildhauerſtücke beſtellt und ſehr theuer bezahlt, ſie mochten nun gerathen ſeyn, wie ſie wollten. Waren ſie einmal beſtellt, ſo mußte die Regierung ſie auch nehmen, wie man ſie ihr lieferte. Freilich erhielten nur ausgezeichnete Künſtler, oder höchſtens ſolche, welche ſich die Hofgunſt zu erſchleichen wußten, dergleichen große Beſtellungen.

(Die Fortſezung folgt.)

Florenz, Juni.

(Beſchluß.)

Egyptiſche Studien in Italien. Roſellini. Jannelli.

Waren Jannellis Raiſonnements mehr ergözlicher Art, ſo war das Lezte ein gemeiner Verſuch, ſeinen Gegner zu entwaffnen; in einem Lande, wo das Streben zu verdächtigen von einer Partei ſyſtematiſch betrieben wird, kann man dies nicht anders benennen. Dies hat Roſellini empört und ihn zu einer vor Kurzem publicirten Antwort bewogen. In dem an einen Freund gerichteten Brief ſagt er unter Anderm: „Ich glaube, daß Jeder, der vor einem Jahr jene Worte Jannelli's (die oben angegebenen) las, nicht allein den Schreiber, ſondern mehr noch den Redakteur des Journals tadeln mußte, dem es nicht verſtattet war, das zu ignoriren, was Italien ſich zum Ruhme anrechnet. Jeder verſtändige und gerechte Leſer mußte Unwillen fühlen, wenn er den Leichtſinn, um nicht zu ſagen, die unwürdige Undankbarkeit bedachte, mit welcher ein italieniſches Journal ein ſo würdiges Unternehmen behandelt, ein Unternehmen, das ſo viele Mühe, ſo viele Arbeiten, ja Einigen wegen ihres Eifers, mit dem ſie es betrieben, das Leben koſtete. Sah der Redakteur, daß unter die zwölf Gründe (durch dieſe hatte Jannelli darthun wollen, warum im Progreſſo früher der Roſelliniſchen Arbeiten keine Erwähnung geſchehen) auch dieſer ſich einſchlich, daß im erſten Bande eine antibibliſche Chronologie eingeführt ſey? Gewiß, der Redakteur mußte wiſſen, daß jener Theil, der ſchon vor zwei und einem halben Jahr erſchien, weder Tadel, noch Verurtheilung bei dem Tribunal gefunden hat, das allein in ähnlichen Sachen ſich kompetent nennen kann. Mit Recht beklagen verſtändige und gemäßigte Leute, welche unſer Land lieben und das Wohl und die Ehre Italiens wollen, daß in Schimpf und Schande ausgehe, was Mittel der Kultur und des Ruhmes werden könnte, und heftiger Geſinnte werden nicht fehlen, welche behaupten, das neapolitaniſche Journal nenne ſich mit demſelben Recht „il Progresso,“ wie etwa die „Voce della Verita“ ſich den lügneriſchen Titel der Wahrheit gebe. Was übrigens das Syſtem betrifft, welches ich bei Erklärung der Hieroglyphen befolge, ſo macht der Beifall der Kenner mich ſicher nicht ſtolz; verachte ich aber die Neider, ſo tröſtet und erhebt mich der Beifall, welchen die berühmteſten Akademien Englands und Deutſchlands meiner Arbeit dadurch gezollt haben, daß ſie mich zu ihrem Mitgliede ernannten. Statt aller Autoritäten nenne ich hier die Berliner Akademie, welche in ganz Europa in hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften als die erſte anerkannt iſt.“

Jannelli, das ſteht zu erwarten, wird in ſeiner gewohnten Weiſe antworten, wiederholen, was er ſchon geſagt, noch mehr von Gefahr der Kirche reden, ſchimpfen und verdrehen, ſo viel er irgend vermag, aber von Roſellini wahrſcheinlich keine Sylbe mehr herauslocken. Fremde haben bei der Sache am meiſten zu bedauern, daß das neapolitaniſche Journal, offenbar nach dem Eingehen der hieſigen Antologia immer noch das beſte in Italien, ſich in dieſem Streit ſo ſehr um ſeinen Kredit gebracht hat, und daß dadurch immer mehr die Mittel erſchwert werden, einen wiſſenſchaftlichen Verkehr durch das Medium eines guten Journals mit dem Auslande zu unterhalten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Juni 1835.

Selig allhier ſchon
Iſt er fürwahr! Rings ſchaut er die dankbaren Herzen im Antlitz;
Alles nennt ihn Vater, geheim und öffentlich, Alles
Segnet ihn, kommt er zu ſehn die Feldarbeit und den Haushalt.

J. H. Voß.

Abbotsford.

(Fortſetzung.)

Es war nur ein vorübergehender Ausbruch, und Maida kehrte augenblicklich zurück, wedelte mit dem Schweif und ſah zweifelhaft in ſeines Herrn Geſicht, ungewiß, ob er Tadel oder Beifall erhalten würde. „Ah, ah, alter Knabe!“ ſagte Scott, „du haſt Wunder gethan, du haſt die Elidonhügel mit deinem Gebelle erſchüttert, du kannſt nun für den Reſt des Tags deine Artillerie bei Seite legen. Maida,“ fuhr er fort, „gleicht der großen Kanone zu Konſtantinopel; ſie braucht ſo viel Zeit, bis ſie ſchußfertig iſt, daß man die kleinen Kanonen ein Dutzend Mal vorher abfeuern kann; wenn ſie aber losgeht, kracht es auch tüchtig.“

Dieſe einfachen Anekdoten können dienen, das ergötzliche Spiel der Launen und Gefühle Scotts im Privatleben darzuthun. Seine Hausthiere waren ſeine Freunde. Alles um ihn ſchien im Lichte ſeines Antlitzes ſich zu freuen, und das Geſicht des niedrigſten Taglöhners glänzte, wenn er ihm nahe kam, als ſey er eines herzlichen, freundlichen Wortes gewiß. Ich bemerkte dies vorzüglich bei dem Beſuche eines Steinbruchs, wo für das neue Gebäude Steine gebrochen wurden; Alle, die hier beſchäftigt waren, ruhten von der Arbeit, um ein freundliches Wort mit dem Laird zu reden. Der eine war ein Bürger von Selkirk, mit welchem Scott wegen des alten Liedes:

> Auf mit den Schuſtern von Selkirk,
> Und nieder mit dem Earl von Home!

ſeinen Scherz hatte. Ein anderer war der Kirchenvorſänger, leitete das Pſalmſingen am Sonntag und lehrte die Burſchen und Mädchen der Umgegend im Winter an Werktagen, wenn die Arbeit außerhalb des Hauſes ſelten war, tanzen. Unter den Uebrigen war ein großer, ſtracker, alter, geſund ausſehender, ſilberhaariger Burſche, der einen kleinen, runden, weißen Hut trug. Er war im Begriff, einen Lehmkübel auf die Schulter zu nehmen, hielt aber inne und blickte mit einem leichten Blitzen ſeines blauen Auges auf Scott, als wartete er, bis die Reihe an ihn käme; denn der alte Geſell wußte wohl, daß er ein Liebling des Dichters war. Scott redete ihn freundlich an und begehrte eine Priſe Tabak. Der alte Mann zog eine Doſe von Horn heraus. „Pah, Mann,“ ſagte Scott, „nicht dieſe alte Büchſe! Wo iſt die hübſche franzöſiſche Doſe, die ich Euch von Paris mitbrachte?“ — „Wahrlich, Ew. Gnaden,“ verſezte der alte Burſche, „ſo 'ne Büchſe iſt nichts für Werktag.“

Als wir den Bruch verließen, ſagte mir Scott, er habe, als er zu Paris geweſen, mancherlei unbedeutende Dinge als Geſchenke für ſeine Arbeitsleute eingekauft

und unter andern auch die erwähnte bunte Doſe, welche der Alte ſo ſorgfältig für die Sonntage aufhob. „Nicht ſowohl der Werth des Geſchenks," ſagte er, „machte ihnen Freude, als der Gedanke, daß der Laird ihrer gedacht habe, als er ſo weit entfernt war." Ich fand, daß jener alte Mann bei Scott ſehr in Gnaden ſtand. Wenn ich mich recht erinnere, war er in ſeiner Jugend Soldat geweſen, und ſeine ſtracke, aufrechte Haltung, ſeine friſche, aber rauhe Geſichtsfarbe, ſein graues Haar und ein ſchelmiſches Blitzen in ſeinem blauen Auge erinnerten mich an die Schilderung von Edie Ochiltree. Wilkie hat ſeitdem den alten Burſchen unter ſeine Gemälde der Familie Scotts aufgenommen.

Wir ſtreiften in einer Gegend umher, die in ſchottiſchen Liedern lebte und durch die idylliſche Muſe klaſſiſch geworden war, ehe Scott den reichen Mantel ſeiner Poeſie über dieſelbe geworfen hatte. Wie freudig entzückt war ich, als ich zuerſt die mit Ginſter bedeckten Gipfel der Cowdenknowes über die grauen Höhen der Tweed herüberblicken ſah, und welche rührende Bilder erwachten bei dem Anblick von Ettrickthal, Gala Water, und den Yarrowhöhen! Jeder Schritt erinnerte an eine bekannte Liedesweiſe, an irgend ein faſt vergeſſenes Wiegenlied, mit welchem ich in meiner Kindheit in Schlaf gelullt worden war, und damit an die Blicke und Stimmen derer, welche ſie geſungen hatten und die jetzt nicht mehr waren. Schottland iſt vorzugsweiſe ein Land des Geſanges, und eben dieſe in den Tagen der Kindheit uns vorgeſungenen und mit dem Andenken unſerer Lieben verbundenen Melodien umkleiden die ſchottiſchen Landſchaften mit ſo lieblich zarten Bildern und Erinnerungen.

Die ſchottiſchen Lieder haben im Allgemeinen etwas innerlich Wehmüthiges, das wohl dem einſamen Leben derer zuzuſchreiben iſt, welche ſie dichteten, oft bloße Hirten, die ihre Heerden in den einſamen Thälern weideten oder auf den nackten Anhöhen hürdeten. Viele dieſer ländlichen Barden gingen hinüber, ohne einen Namen hinter ſich zu laſſen; es iſt nichts von ihnen übrig, als jene lieblichen, rührenden kleinen Lieder. Manche ſolche einfache Ergüſſe ſtehen mit dem Lieblingsaufenthalt des Dichters in Verbindung, und ſo gibt es keinen Berg, kein Thal, kein Städtchen, keinen Thurm, kein Wäldchen und keinen Bach in Schottland, die nicht in einem beliebten Liede wiedertönten, das ſchon dem Namen derſelben einen Zauber gibt, welcher ein ganzes Gefolge köſtlicher Phantaſien und Gefühle hervorruft. Ich greife der Zeit vor, wenn ich hier gedenke, wie mächtig dieſe einfachen Weiſen auf mich wirkten, als ich Ayr, den Geburtsort von Robert Burns beſuchte. Ich brachte einen ganzen Morgen an den Ufern und Hügeln des lieblichen Doon hin, und konnte ſeine zarten, kleinen Liedeslieder nicht aus dem Kopfe bringen. Ich fand einen armen ſchottiſchen Zimmermann in den Trümmern der Allowaykirche beſchäftigt, an deren Stelle ein Schulhaus gebaut werden ſollte. Als er erfuhr, warum ich hieher gekommen, ließ er ſeine Arbeit liegen, ſetzte ſich zu mir auf ein mit hohem Graſe bedecktes Grab, nahe dem Begräbnißplatze des Vaters von Burns, und ſprach von dem Dichter, den er perſönlich gekannt hatte. Er ſagte mir, ſeine Gedichte ſeyen den ärmſten und unwiſſendſten Landleuten bekannt, „und es ſey ihm, als ob die Gegend ſchöner geworden wäre, ſeit Burns ſeine hübſchen kleinen Lieder über ſie gedichtet."

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Fortſetzung.)

Von dem Beſtehen und der Verbreitung der Acta nach dem Zeitpunkte ihrer Gründung bis auf Auguſt finden wir nur wenige, aber ſichere Beweiſe. Es iſt wohl möglich, daß während der bürgerlichen Kriege zwiſchen Pompejus und Cäſar, ſo wie nach der Ermordung des Letztern dieſes von demſelben neu gegründete oder erweiterte Inſtitut zuweilen in's Stocken gerieth. Jedenfalls muß es damals nicht die Bedeutung gehabt haben, welche es ſpäter gewann, denn ſonſt müßte in der Geſchichte und bei den Schriftſtellern jener Zeit die Erwähnung deſſelben häufiger vorkommen. Auch in der Zeit des Auguſtus trat es nicht ſo ſehr hervor, obgleich es bei römiſchen Schriftſtellern nicht ganz an Anführungen aus dieſen Urkunden auch aus dieſer Periode fehlt. Von der Zeit des Tiberius an werden in unſern Quellen die Anführungen aus den Tageblättern der Hauptſtadt der römiſchen Welt viel häufiger und erhalten eine größere Bedeutung. Unter der Regierung deſſelben Kaiſers wurden einmal auch die *Acta urbana* der frühern Zeit unter öffentlicher Autorität geſammelt und neue Abſchriften davon gemacht. Wir haben Spuren von dem Fortbeſtehen dieſer Einrichtung bis zur Zeit des Kaiſers Julianus; von dieſer Zeit an verlieren ſich die Nachrichten darüber. Uebrigens fand die in der Hauptſtadt eingeführte und ſo lange beſtehende Einrichtung auch anderwärts Nachahmung. Wir haben Nachricht, ja auch einige Proben, daß, wie Rom, ſo nicht minder Municipalſtädte für ihre Neuigkeiten und öffentlichen Bekanntmachungen gleichfalls ſolche tägliche Anzeigen hatten.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Inhalts dieſer öffentlichen Bekanntmachungen. Es bildeten denſelben im Allgemeinen alle Vorfälle des Tages, welche als Gegenſtände der öffentlichen Aufmerkſamkeit oder

Digitized by Google

auch nur der Neugierde betrachtet werden konnten. Auch Geringfügiges war davon nicht ausgeſchloſſen, wenn es aus irgend einer Urſache zu den Neuigkeiten des Tags gerechnet werden konnte. Wir können dieſes aus manchen einzelnen Anführungen ſchließen, wir haben dafür aber auch ein gültiges Zeugniß im Allgemeinen in einer Aeußerung des Tacitus. Nachdem nämlich dieſer Geſchichtſchreiber in ſeinen Annalen die Erzählung bis zu einem gewiſſen Jahre der Regierung Neros fortgeführt hat, ſo bemerkt er: in dieſem Jahre ſey wenig Denkwürdiges vorgefallen und zu berichten, es müßte denn ein Geſchichtſchreiber mit Erzählung der ungeheuern Anſtalten, welche bei dem damaligen Bau eines Amphitheaters getroffen wurden, die Seiten eines Buchs füllen wollen. Dann fügt er hinzu: es ſey ja aber die der Würde des römiſchen Volks angemeſſene Einrichtung getroffen worden, daß nur ausgezeichnete Begebenheiten in die Annalen, ſolche Vorfälle aber in die Tageblätter (acta diurna) aufgenommen würden. * Der Geſchichtſchreiber macht alſo hier einen Unterſchied zwiſchen Gegenſtänden von wirklich hiſtoriſchem Intereſſe, welche aufzunehmen ſeyen in die Werke der Geſchichtſchreiber (denn an dieſe hat man zu denken, und nicht etwa an die annales maximi), und Neuigkeiten des Tags, welche nicht dahin gehören. Wir bemerken noch ferner von dem Inhalte dieſer römiſchen Zeitung im Allgemeinen, daß ſie ſowohl dem Namen (acta urbis, acta urbana) als der Sache nach lediglich auf Vorfälle und Neuigkeiten der Stadt Rom und der nächſten Umgebung ſich beſchränkte, und daß darin keine Nachrichten aus andern Theilen des Reichs oder des Auslandes zu leſen waren. Zur Vervollſtändigung und nähern Beſtimmung dieſer Sätze wollen wir nun die einzelnen Anführungen, welche aus dem klaſſiſchen Tagblatt bei den alten Schriftſtellern vorkommen, unter gewiſſe Rubriken geordnet, zuſammenſtellen. Dieſes wird am meiſten geeignet ſeyn, uns ein anſchauliches Bild dieſes Inſtituts zu geben, und zwar vornämlich aus der Periode der Kaiſer, indem die Anführungen aus der Zeit der Republik ſelten und zum Theil zweifelhaft ſind. Wir nennen bei dieſer Aufzählung des Einzelnen, um bei dem Wichtigſten anzufangen, als die erſte Rubrik Gegenſtände der innern Politik und Verwaltung, namentlich einzelne Vorfälle und Verhandlungen im Senat. Es geht dieſes Leztere unter anderm hervor aus einem ſehr charakteriſtiſchen Zuge, der ſich bei Tacitus findet, und den berühmten Thraſeas Pätus betrifft. Es iſt nämlich bekannt, daß zur Zeit Neros und auch noch ſpäter unter andern tyranniſchen, aber auch zuweilen unter den beſſern Kaiſern, ſich eine von dem Standpunkte des altrömiſchen Republikanismus und der ſtoiſchen Philoſophie ausgehende Oppoſition zeigte. Unter manchen durch Geiſt und Charakter ausgezeichneten Männern glänzte als das Haupt derſelben zu Neros Zeit Thraſeas Pätus hervor, der ſpäter auch als Opfer des Deſpotismus fiel. Die Oppoſition, welche er im Senate bildete, war jedoch ſehr milde, theils weil ſein Charakter es ſo mit ſich brachte, theils der unglücklichen Zeiten wegen, und häufig beſtand ſie mehr im Schweigen und Unterlaſſen, als im Reden und Handeln. Die poſitiven Aeußerungen ſeiner Oppoſition fanden begreiflicherweiſe in den actis diurnis ſchwerlich viel Aufnahme, wohl aber wahrſcheinlich faſt Alles, was einer Art von Konceſſion glich, und worin er mit ſeinen übrigen Kollegen übereinſtimmte. Was blieb unter dieſen Umſtänden den entfernten Freunden und Gleichgeſinnten Thraſeas zur Kenntniß ſeiner Handlungsweiſe übrig? Sein eigener Ankläger, Capito Coſſutianus, ſagt es in ſeiner von Tacitus mitgetheilten Rede. „Die Blätter der römiſchen Diurna,“ ſagt er, „werden bei dem Heere und in den Provinzen um ſo eifriger geleſen, wenn auch nur, um zu ſehen, was Thraſea nicht thue. *

(Die Fortſetzung folgt.)

* T. Annalen XIII. 31.

* Annalen XVI, 22.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Gemäldekäufe von Seiten der Regierung.

Jezt macht man es, dünkt mich, klüger; man beſtellt weniger, aber dagegen wählt man bei der Ausſtellung Manches aus und kauft es hernach. Dadurch bekommt man erſtlich gute Sachen, und zweitens belohnt man nur ſolche, die es verdienen. So iſt denn auch diesmal Manches angekauft worden, aber nicht zu hohen Preiſen; überhaupt beſchweren ſich die Künſtler darüber, daß die jezige Regierung ihre Arbeiten nicht hoch genug anſchlage. Will die Regierung aber Vieles kaufen, ſo kann ſie natürlich für jedes Stück nur wenig geben, oder muß wenigſtens die Kunſtwerke geringer anſchlagen, als es die Künſtler ſelbſt thun. Natürlich ſteht es dieſen frei, das Anerbieten anzunehmen oder auszuſchlagen. So hatte die Regierung bei der vorlezten Ausſtellung für ein etwas proſaiſch aufgefaßtes, aber mit Wahrheit dargeſtelltes Gemälde von Duval le Camus: die goldene Hochzeit (la cinquantaine), nicht genug geboten, und der Maler behielt das Gemälde. Nun kam aber der Herausgeber der legitimiſtiſchen Zeitſchrift la Mode, bot mehr als Ludwig Philipp und erhielt das Kunſtwerk. Jedoch war ſeine Abſicht nicht, es zu behalten; er ließ es ausſpielen, das Loos zu fünfzig Franken, und der Zufall wollte, daß die Herzogin von Berry das Gemälde gewann. Dieſe wollte es auch nicht behalten, ſondern ließ es zum Beſten der Armen, das Loos zu ſechshundert Franken (wenn ich nicht irre), wieder ausſpielen. Natürlich nahmen diesmal nur

die Reichern der legitimiſtiſchen Partei Antheil an dieſer Lotterie; ſo iſt das Gemälde von einem derſelben gewonnen worden und in Frankreich geblieben. Man hat es kürzlich in Kupfer geſtochen. Mancher Künſtler ſieht jedoch nicht ſo ſehr auf den Ertrag ſeines Kunſtwerkes, als auf den Ruhm, den es ihm verſchaffen kann, und überläßt es lieber zu einem geringern Preiſe an die Regierung, welche es dann öffentlich ausſtellt, als zu einem höhern Preiſe an einen Privatmann, der es in ſeine Wohnung verſchließt, oder auf Spekulation in ein fremdes Land ſchickt, ſo daß der Künſtler ſelbſt nichts mehr von ſeinem geliebten Geiſteskinde hört. Die Ankäufe der Regierung ſind von zweierlei Art: ein Theil nämlich wird vom Miniſter des Innern mit dem von den Kammern dazu bewilligten Gelde der Nation angekauft, das Uebrige aber vom Intendanten des königlichen Hauſes mit dem Gelde des Königs, oder der Civilliſte, das freilich auch aus dem Beutel der Nation kommt, mit dem aber der Hof nach Belieben ſchalten kann. Daher kommen die vom Miniſter angekauften Kunſtſachen in die öffentlichen Sammlungen, wogegen die andern ein Eigenthum des Hofes bleiben, wofern derſelbe ſie nicht an die Nationalmuſeen ſchenkt. Für die Aufbewahrung der Gemälde lebender Künſtler iſt die Galerie des Luxemburger Pallaſtes da; alle Künſtler haben daher auch mit Recht den Ehrgeiz, hier in ihren beſten Werken unter den Produkten ihrer geſchickteſten Zeitgenoſſen prangen zu wollen. Hie und da ſchleicht ſich wohl ein Kunſtwerk eines mittelmäßigen intriganten Künſtlers ein, aber im Allgemeinen findet ſich das Beſte der jetzigen franzöſiſchen Schule, inſofern es nicht von Privatperſonen beſtellt oder erworben war, in jener Galerie zuſammen. Ich habe Künſtler darüber murren hören, daß Ludwig Philipp manche vom Miniſterium des Innern angekaufte Gemälde, anſtatt ſie ſogleich in die Muſeen tragen zu laſſen, vorläufig in ſeinen Gemächern aufgeſtellt habe. Mich dünkt, dies ſollte man dem Könige Dank wiſſen; denn es zeugt doch von einem lebendigen Drange nach Kunſtgenuß, und ſolch ein Kunſtgefühl iſt eben nicht ſo ſehr gemein bei den Fürſten, daß man ſich nicht darüber freuen dürfte, wenn es ſich irgendwo äußert. Freilich, wenn Ludwig Philipp die für die Nationalmuſeen beſtimmten Gemälde für ſich behielte, ſo wäre dies eine Ungerechtigkeit; allein es iſt hier ja nur von einem einſtweiligen Genuſſe die Rede, den man ihm wohl gönnen kann. Einige haben es auch getadelt, daß der König bei der letzten Ausſtellung ein bereits von der Kommiſſion angenommenes Stück davon ausgeſchloſſen hatte, nämlich eine große und ſchöne Zeichnung von Ebenavard, einem ſehr geſchickten und beliebten Zeichner. Der Grund der Verwerfung lag nicht in der Zeichnung ſelbſt, die auch der König ſchön finden mußte, ſondern in dem Umſtande, daß darauf der Herzog von Orleans, Vater Ludwig Philipps, im Nationalkonvente in vertraulicher Unterredung mit Marat und Robespierre da ſaß. Mit der Ausſchließung dieſes Stückes hat aber der König nichts gewonnen; denn die Zeichnung iſt mit manchen andern Kunſtſachen in einem Privathauſe öffentlich ausgeſtellt worden, und die Zeitungen haben nicht ermangelt, das Publikum darauf aufmerkſam zu machen. Vielleicht wird ſie nun noch mehr beachtet, als wenn ſie bei der Ausſtellung im Louvre befindlich geweſen wäre. Auch wird man ſie wohl bald in Kupfer geſtochen bekommen können. Die Gemäldegalerie im Louvre ſollte mit drei Stücken aus der Sammlung ſpaniſcher Gemälde des Marſchalls Soult vermehrt und bereichert werden; allein bekanntlich hat ſich der Handel zerſchlagen, nachdem ſchon Alles in Richtigkeit war und die Gemälde ſich bereits in den Händen der Regierung befanden. Der über den Verfall gepflogene Briefwechſel zwiſchen dem Intendanten des königlichen Hauſes und dem Marſchall oder deſſen Sohne hat in den Zeitungen geſtanden; alſo kann Jeder darüber denken, wie ihm gut dünkt. Eigentlich hat das Publikum aus jenen Briefen nicht recht klug werden können, ſo künſtlich ſind ſie beiderſeits gedreht; indeſſen ſcheint doch ſo viel daraus für die Klügern zu erhellen, daß der Intendant die Sache ſo hatte darſtellen wollen, als ob man die drei Gemälde mit einer halben Million überreichlich, ja freigebig und faſt über Gebühr bezahlt habe. Dies muß aber den alten Marſchall erboßt haben; er will von Gnade und Freigebigkeit nichts wiſſen, ſondern behauptet, ſchon zwei Gemälde wären eine halbe Million werth geweſen, und das dritte habe er bloß zugegeben, weil man es verlangt. Dies wollte man höhern Orts nicht geſtehen, man mißverſtand einander, und ſo wurde Geld gegen Gemälde wieder zurückgegeben. Es ſcheint aus dieſem fein geſponnenen Briefwechſel zu erhellen, daß beide Theile Unrecht hatten, der Hofintendant, weil er für eine Gnade ausgeben wollte, was in dem Sinne des Empfangenden keine war, und der Marſchall, weil er ſo ungeheure Forderungen für einige Stücke aus einer Sammlung machte, die ihn wenig gekoſtet hat, und die er hauptſächlich ſeiner frühern Stellung als kommandirender Feldherr in Spanien verdankt. Ein kleines witziges Tagblatt meint, ſie habe ihn nur einige Mönche gekoſtet, das heißt, er habe das Leben mehrerer aufgefangenen Mönche geſchont und dafür die Gemälde aus Kirchen und Klöſtern zum Geſchenk erhalten. Die ganze Sammlung iſt nicht ſo ſehr ihrer Meiſterſtücke halber wichtig, als weil ſie mehr Kunſtprodukte aus der alten ſpaniſchen Schule enthält, als man ſonſt beiſammen findet. Die Gemäldegalerie im Louvre iſt keineswegs reich an Stücken ſpaniſcher Maler; der Murillos, Ribeiras und Velasquez ſind daſelbſt nur wenige; deßhalb wären die drei ausgewählten Stücke, die wahrſcheinlich die beſten waren, eine köſtliche Bereicherung derſelben geweſen. Was ſoll man aber thun, wenn ein Hofintendant und ein Reichsmarſchall den Handel rückgängig machen? Wenn man doch abermals Mönche gegen Gemälde tauſchen könnte! aber es gibt keine Mönche in Frankreich mehr. Seit der Julirevolution ſind auch die wieder zum Vorſchein gekommenen verſchwunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 141:

Das Liebesgeſpräch.

Räthſel.

Bezogen bald, wie and'res Kaufmannsgut,
Von einem Stapelplatz.
Bald ſchwer erkämpft mit männlich hohem Muth,
Ein mehr als goldner Schatz.

Dort Waare, wie dem Spekulanten ſie
Zuwirft das rohe Glück.
Hier durch und durch die ſchönſte Poeſie
Mit ſelig trunk'nem Blick.

O Roſenknoſpe, die die Welt entzückt,
Stolz, reich, von Zukunft voll!
Ach Opferlamm, für den Altar geſchmückt,
Auf dem es ſterben ſoll!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Juni 1835.

Gratus eris Romae, donec te deserat aetas.

Horat: ad librum.

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Fortſetzung.)

Aus einigen andern weniger ſichern Beiſpielen, daß auch Senatsverhandlungen in den Bereich dieſer Blätter gehörten, führe ich nur noch eine Stelle aus einem Briefe des Plinius an Tacitus an. Plinius gibt dort Nachricht von einem für ihn ehrenvollen Vorgange im Senat, mit dem Wunſch, ſein Freund möchte in einem ſeiner geſchichtlichen Werke, denen Plinius bei dieſer Gelegenheit, ohne ſich zu irren, unſterbliche Dauer weiſſagt, das Andenken davon auf die Nachwelt bringen. Er fügt dann bei: „dieſer Vorgang im Senat könne übrigens ſeiner Aufmerkſamkeit nicht ganz entgangen ſeyn, da er in den öffentlichen Blättern ſich finde.“ * Aus einer andern Stelle der Briefe des Plinius ſehen wir, daß auch Reſcripte der Kaiſer auf dieſem Wege zuweilen bekannt gemacht wurden; wenigſtens wird dieſes dort ausdrücklich von einem Reſcripte des Kaiſer Trajanus gegen Beſtechung und Prävarication damaliger Rechtsanwälte erwähnt. ** Eine ſtehende Rubrik ſcheinen ferner die Mittheilungen über merkwürdige Rechtshändel, ſo wie von Verurtheilungen und Vollziehungen derſelben gebildet zu haben. In den Zeiten der kaiſerlichen Allgewalt hing das Maaß, wie viel, und was man davon allgemeiner bekannt werden laſſen wollte, von der Politik der Machthaber ab. So wird von dem Kaiſer Domitianus erzählt, er habe verboten, die Zahl und Namen der bei einer Verſchwörung gegen ihn hingerichteten Perſonen in den Tageblättern anzugeben.

Es kamen ferner hier vor Anzeigen von Geburten, geſchloſſenen Ehen und Eheſcheidungen. Ob die Anzeigen von Geburten förmliche vollſtändige Geburtsliſten waren, wie wir ſie in manchen unſerer öffentlichen Blätter finden, oder nur auf einzelne, durch ihre Stellung die allgemeine Aufmerkſamkeit intereſſirende Familien ſich bezogen, iſt nicht ganz klar. Daß Lezteres jedenfalls ſtattfand, iſt außer Zweifel. Suetonius beſtimmt bei der Berichtigung widerſprechender Nachrichten mehr als einmal den Geburtstag und Geburtsort römiſcher Kaiſer nach den Angaben der Acta diurna. * Es kommen aber auch ſolche Stellen vor, woraus man ſchließen möchte, daß wenigſtens zu gewiſſen Zeiten vollſtändige Geburtsregiſter auf dieſem Wege bekannt gemacht wurden. So wird einmal bei Juvenal von einem getäuſchten Ehemann geſagt: er freue ſich der in den Tageblättern aufgeführten

* Plinius Briefe VII. 33.
** V. 14.

* Tiberius 5. Caligula 8.

Früchte ſeiner Ehe. Derſelbe Zweifel, wie über die nähere Beſchaffenheit der Geburtsanzeigen in dem römiſchen Tagblatt, zeigt ſich auch hinſichtlich der Frage, ob regelmäßig und vollſtändig alle geſchloſſenen Ehen und alle Eheſcheidungen, oder nur einzelne, welche zu den Stadtneuigkeiten gehörten, daſelbſt bekannt gemacht wurden. Lezteres wenigſtens iſt gewiß. Was die Eheſcheidungen betrifft, ſo könnte ſchon eine Notiz, welche ſich in dieſer Beziehung über die römiſche Stadt- und Staatszeitung erhalten hat, uns hinlänglich zeigen, wie häufig ſie in der ſittenloſen Zeit ſchlechter römiſcher Imperatoren waren, und wie ſchwach das Band der Ehe. Der Philoſoph Seneka ſagt nämlich irgendwo: „es erſcheine jezt faſt kein Tagblatt ohne Anzeige einer Eheſcheidung.“ Nicht minder kam hier vor die Anzeige von Todesfällen und bedeutenden Leichenbegängniſſen. *

Außer dem, was den bisher angeführten Rubriken angehört, fanden in den römiſchen Tageblättern, wie ſchon bemerkt, alle Stadtneuigkeiten aus dem ganzen Gebiete der Erſcheinungen der Natur und des täglichen Lebens eine Aufnahme. Es wäre darum für die Kenntniß der Sitten und der Zeiten ein überaus ſchätzbarer Gewinn, wenn irgend ein glücklicher Fund uns einmal einen Pack ſolcher alter römiſcher Zeitungsblätter zuführen würde. Uebrigens iſt dazu wenig Hoffnung vorhanden, und es bleibt uns hier, wie in ſo manchen andern ähnlichen Fällen, nichts anderes übrig, als mühſam aufgefundene, einzelne Bruchſtücke von Bruchſtücken zu einer leidlichen Moſaikarbeit zuſammenzufügen. Ich darf vielleicht beiſpielsweiſe einige römiſche Stadtneuigkeiten aus derſelben Quelle mittheilen, zumal da einige auch ihrem Inhalte nach pikant genug ſind. Sie ſind mit jedesmaliger ausdrückliche Berufung auf die Acta diurna in dem großen encyklopädiſchen Werke des ältern Plinius, der Historia naturalis, an verſchiedenen Stellen zerſtreut, und der chronologiſchen Ordnung nach folgende.

„An dem Tage, als der durch Ciceros Vertheidigungsrede bekannte Milo ſich vor Gericht vertheidigte, regnete es Ziegelſteine.“ Ich überlaſſe es andern antiquariſchen Forſchern, zu unterſuchen, ob etwa an ein Herabfallen von Meteorſteinen hiebei zu denken iſt, oder ob ein Windſtoß die Ziegel von einem Dache der Weltſtadt durch die Luft führte, oder ob der römiſche Journaliſt nur eine auffallende Neuigkeit in die Provinz ſchicken wollte. Weiter: „zur Zeit des Kaiſer Auguſtus, unter ſeinem und des Lucius Sylla Konſulate, den 10ten April, zog C. Criſpinus Hilarus, ein Bürger der Stadt Fäſula, mit einer langen Prozeſſion (prolata pompa) auf das Kapitol und opferte dort. Die ganze Prozeſſion beſtand aber nur aus ſeiner Nachkommenſchaft, als da waren: neun Kinder (darunter zwei Töchter), ſiebzehn Enkel, acht Enkelinnen und neun-und-zwanzig Urenkel.“

(Die Fortſezung folgt.)

* Tacitus Annalen III. 5.

Abbotsford.

(Beſchluß.)

Ich bemerkte, daß Scott hinſichtlich der Volkslieder ſeiner Heimath ein Enthuſiaſt im vollſten Sinne war, und es ſchien ihn zu freuen, daß er mich ſo empfänglich für ſie fand. Scott äußerte ſich über die ſchottiſchen Volkslieder. „Sie ſind,“ ſagte er, „ein Theil unſerer Nationalerbſchaft und etwas, das wir wirklich unſer nennen können. Sie haben keine fremde Färbung, ſie haben den reinen Athem des Heidekrauts und der Bergluft. Alle echten Abkömmlinge der alten Britten — wie die Schotten, die Walliſer und die Irländer — haben Nationallieder. Die Engländer haben keine, weil ſie keine Eingeborne des Bodens, oder wenigſtens Miſchlinge ſind. Ihre Muſik iſt aus fremden Fetzen zuſammengeſezt, wie eine Hanswurſtjacke, ſie gleicht der Moſaikarbeit. Selbſt in den öſtlichen Theilen Schottlands, wo die meiſten Fremden beiſtrömten, haben wir verhältnißmäßig wenig Nationalgeſänge. Ein echtes ſchottiſches Lied iſt ein Edelſtein, ein Kleinod unſerer heimiſchen Berge, oder es iſt vielmehr eine köſtliche Reliquie aus der alten Zeit, welche den Stempel des Nationalcharakters an ſich trägt, wie der Camee, der zeigt, welcher Art die Nationalgeſichtszüge ehedem waren, ehe die Racen ſich kreuzten.“

Während Scott ſo redete, kamen wir durch ein enges Thal, wo die Hunde rechts und links hinausfuhren, als plötzlich ein Schwarzhuhn aufflog. „Aha,“ ſagte Scott, „da wird Maſter Walter etwas zu ſchießen bekommen; wir müſſen ihn mit ſeiner Flinte hieher ſchicken, wenn wir nach Haus kommen. Walter iſt jezt unſer Hausjäger und ſorgt für unſer Wildpret. Ich habe ihm meine Flinte ſo ziemlich abgetreten, denn ich merke, daß ich nicht mehr ſo raſch fort kann, wie früher.“

Unſer Weg führte die Höhen hinan, die eine ausgedehnte Ausſicht beherrſchen. „Jezt,“ ſagte Scott, „habe ich Euch, wie den Pilgrim in des *Pilgers Reiſe*, auf den Gipfel des Wonneberges gebracht, um Euch alle die Herrlichkeiten ringsum zu zeigen. Dort iſt Lammermuir und Smailholme, und drüben ſeht Ihr Galashiels, Torwoodlee und Gala Water; in jener Richtung liegt Teviotdale und die Yarrow Braes (Hügel) und der Ettrickbach, der ſich wie ein Silberfaden dahin ſchlängelt, um ſich in die Tweed zu ſtürzen.“ So fuhr er fort, Namen zu nennen, die im ſchottiſchen Geſang berühmt ſind und größtentheils in neuerer Zeit durch ſeine eigene Feder ein romantiſches Intereſſe erhielten. Ich ſah

wirklich einen großen Theil des Grenzlandes vor mir ausgebreitet und konnte die Scenerie jener Gedichte und Romane überſchauen, welche die Welt bezaubert.

Mit ſtummem Staunen, und ich möchte faſt ſagen mit getäuſchter Erwartung, ſah ich nichts als eine Reihe grauer, wellenförmiger Höhen, Linie über Linie, ſo weit das Auge reichte, einförmig und von Bäumen ſo entblößt, daß man faſt eine große Fliege ihre Seite entlang laufen ſehen konnte, und die weitberühmte Tweed ſtellte ſich als ein bloßer Bach dar, der zwiſchen nackten Höhen, ohne einen Baum oder ein Gebüſch an ſeinen Ufern, dahinfloß; und doch war die Magie, welche Poeſie und Romantik über dieſe Gegend verbreiteten, ſo mächtig, daß ſie größern Reiz für mich hatte, als die reichſte Scenerie, die ich in England geſehen. Ich konnte nicht umhin, meinen Gedanken Worte zu geben. Scott ſummte einen Augenblick vor ſich hin und ſah ernſt darein; er hatte keine Vorſtellung davon, wie man ſeine Muſe auf Koſten ſeiner heimiſchen Hügel loben könne. „Es mag Befangenheit ſeyn,“ ſagte er endlich, „aber für mein Auge haben dieſe grauen Hügel und dieſe ganze Grenzgegend durchaus eigenthümliche Reize. Sogar die Nacktheit des Landes gefällt mir; ſie gibt ihm den Charakter der Kühnheit, Strenge, Einſamkeit. War ich eine Zeitlang in den reichen Umgebungen Edinburgs, die einem geſchmückten Gartenlaube gleichen, ſo wünſche ich mich wieder zurück zu meinen ehrlichen, grauen Höhen, und wenn ich das Heidekraut nicht wenigſtens einmal im Jahr ſähe — ich würde, glaube ich, ſterben.“ Er ſprach dieſe letzten Worte mit Wärme und ſtieß dabei, um ihnen mehr Nachdruck zu geben, mit ſeinem Stocke auf den Boden, und man ſah wohl, ſein Herz hatte geſprochen. Auch die Tweed vertheidigte er als einen an ſich ſchönen Bach, wobei er bemerkte, ihre Ufer gefallen ihm nur deſto mehr, weil ſie ohne Bäume ſeyen, wahrſcheinlich weil er zu ſeiner Zeit ein tüchtiger Angler war, und ein Angler liebt die von Bäumen überhangenen Bäche nicht, da er dadurch im Handhaben ſeiner Ruthe und Schnur geſtört wird.

Ich nahm Gelegenheit, in gleicher Weiſe meine getäuſchte Erwartung in Bezug auf die umliegende Landſchaft auf Rechnung früherer Eindrücke zu ſetzen. Ich war ſo gewöhnt, mit Wäldern gekrönte Höhen und unſere durch eine Wildniß von Bäumen ſich Bahn brechenden Ströme zu ſehen, daß alle meine Vorſtellungen von romantiſchen Landſchaften ziemlich bewaldet waren. „Ja, und darin beſteht der große Reiz Eures Landes!“ rief Scott. „Ihr liebt den Wald, wie ich die Heide liebe; aber Ihr dürft ja nicht denken, daß ich die Herrlichkeit einer großen Waldlandſchaft nicht fühle. Nichts wäre mir lieber, als inmitten eines Eurer großen wilden Urwälder zu ſeyn und zu denken, ich habe viele hundert Meilen unbetretenen Waldes um mich. Ich ſah einſt zu Leith ein unermeßlich großes Stück Bauholz, das eben aus Amerika kam. Es muß ein ungeheurer Baum geweſen ſeyn, als er in voller Höhe und mit all ſeinen Aeſten in ſeinem heimiſchen Boden ſtand. Ich blickte mit Bewunderung darauf; es war wie einer der rieſigen Obelisken, die dann und wann aus Egypten gebracht werden, um die zwerghaften Denkmäler Europa's zu beſchämen; und in der That, dieſe großen Urbäume, welche die Indianer ſchirmten, ehe die Weißen in ihr Land drangen, ſind die Denkmäler und Alterthümer Eures Landes.“

Während wir ſo plauderten, hörten wir in den Hügeln einen Flintenſchuß. „Das iſt wohl Walter,“ ſagte Scott. „Er iſt mit ſeinen Morgenſtudien fertig und mit ſeiner Flinte heraus. Es ſollte mich nicht wundern, wenn er das Schwarzhuhn aufgefunden hätte; wenn das iſt, ſo bereichert es unſere Speiſekammer, denn Walter iſt ein ziemlich ſicherer Schütze.“ — Ich erkundigte mich nach Walters Studien. „Wahrlich,“ ſagte Scott, „ich kann darüber nicht viel ſagen. Ich lege es nicht ſehr darauf an, Wunderdinge aus meinen Kindern zu machen. Was Walter betrifft, ſo lehrte ich ihn als Knaben reiten, ſchießen und die Wahrheit ſagen; ſeine übrige Erziehung überlaſſe ich einem ſehr würdigen jungen Manne, dem Sohne unſers Geiſtlichen, der alle meine Kinder unterrichtet.“ — Ich wurde ſpäter mit dieſem jungen Manne bekannt, der die Stelle eines Hauslehrers bei Scott verſah und an dem ich viel Geiſt und beſcheidenen Werth fand. Ich glaube, Scott gebrauchte ihn bei Abfaſſung ſeiner Romane oft als Schreiber. Die jungen Leute waren gewöhnlich den frühern Theil des Tages mit ihm beſchäftigt, worauf ſie ſich Beluſtigungen aller Art in freier Luft hingaben; denn es lag Scott eben ſo ſehr daran, ihren Körper, als ihren Geiſt zu kräftigen.

Wir waren nicht viel weiter gegangen, als wir die zwei Miß Scotts den Hügelabhang entlang uns entgegen kommen ſahen. Da ihre Morgenlektionen vorüber waren, hatten ſie das Freie geſucht, um über die Höhen zu ſtreifen und ſich Heideblüthen zu ſuchen, mit denen ſie beim Mittageſſen ſich das Haar ſchmückten. Wie ſie leicht, gleich jungen Rehen, daher ſprangen und ihre Kleider in der reinen Sommerluft flatterten, fiel mir Scotts Schilderung ſeiner Kinder ein, mit welcher einer der Geſänge des Marmion anhebt. Als ſie näher kamen, ſprangen alle Hunde ihnen entgegen und ſpielten um ſie herum. Mit Geſichtern, die von Geſundheit und Freude ſtrahlten, ſchloſſen ſie ſich uns an. Sophia, die älteſte, war die lebendigſte und heiterſte; ſie hatte viel von ihres Vaters gewandtem Geiſt. Ann war ruhigern Charakters, ſchweigſam ſogar, was ohne Zweifel einigermaßen dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß ſie mehrere Jahre jünger war.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Die Eiſenbahn.

In der zweiten Hälfte des verfloſſenen Monats nahm die künftige Eiſenbahn zwiſchen Dresden und Leipzig faſt alle Unterhaltung in den größern Geſellſchaften ausſchließend in Anſpruch, beſonders, als ſämmtliche Aktien, an Betrag zuſammen anderthalb Millionen Thaler, bekanntlich in der kürzeſten Zeit untergebracht waren, und ein raſches Emporſteigen derſelben von dem erſten Saze von 100 Thalern bis auf $122\frac{1}{2}$ Thaler erfolgte. Dieſe ungemeine Regſamkeit hat auch einen großen Theil derjenigen für den Gegenſtand erwärmt, die kurz zuvor noch entſchiedene Zweifel gegen ſeine Ausführung verlauten ließen. Bei der jezt vorherrſchenden wahrhaften Sehnſucht, die Eiſenbahn in's Leben treten zu ſehen und ſich ihrer bedienen zu können, gewährt die Ausſicht beſondere Freude, daß einzelne Theile der Route noch vor Vollendung der ganzen Bahn benüzt werden ſollen, und zwar namentlich das Stück von Leipzig bis Wurzen, welches man im Laufe des jezigen Sommers noch herzuſtellen beabſichtigt. Mit der erwähnten ſchnellen Unterbringung der geſammten Aktienzahl ſcheint die Nachricht im Widerſpruche zu ſtehen, daß gleichwohl das öffentliche Aktienausbieten noch immer nicht ganz aufhörte. Die Sache hängt ſo zuſammen. Während der hieſigen Verhandlungen des Eiſenbahnausſchuſſes mit der Staatsregierung war von Seiten des Hofs und mehrerer der erſten Staatsbeamten, zu Bezeigung ihres lebendigen Intereſſes an der Beförderung des gemeinnüzigen Unternehmens, der Wunſch, den Aktionärs beizutreten, geäußert worden. Zu Berückſichtigung deſſelben hatte daher der Ausſchuß ſogleich zu dieſem Zwecke 1500 Aktien reſervirt. Allein durch das jede Erwartung überſteigende allgemeine Verlangen nach der neuen Waare in Leipzig war die Angelegenheit in einen andern Stand gerathen. Die Aktien waren unmittelbar nach ihrer Unterbringung bereits zu 5 pCt. über ihren Nominalwerth geſucht. Es galt daher nicht weiter, ihren Kredit durch angeſehenen Beitritt zu verſtärken; vielmehr war mit lezterm ſchon ein offenbarer Gewinn verbunden. Aus dieſem Grunde wurde von denjenigen, denen man jene 1500 Aktien aufbewahrt hatte, auf den größten Theil derſelben Verzicht geleiſtet. Hieraus ſchreiben ſich denn die öffentlichen Aktienverſteigerungen her, die ſo eben in Leipzig und Dresden ſtattfinden. Bei der erſten dieſer Verſteigerungen in Dresden war der höchſte Saz $12\frac{3}{4}$ und in Leipzig $15\frac{1}{4}$ pCt. Wenn ſich, wie wohl bereits für ausgemacht gelten kann, mit der Dresden-Leipziger Eiſenbahn eine zwiſchen Leipzig und Magdeburg und von da nach Berlin und Hamburg verbindet,* ſo muß das Reſultat ungemein günſtig, ſowohl für die Aktionärs, als für Handel, Gewerbe und Reiſeluſt ſich geſtalten, es wäre denn, daß inzwiſchen die Braunſchweiger Luftwagen des Herrn Weinholz in Gang kämen, von denen vor Kurzem in öffentlichen Blättern wiederholt die Rede war.

Mit dem jezigen Jahre erſcheint hier alle vierzehn Tage ein Druckbogen unter dem Titel: Gewerbeblatt für Sachſen. Die bisherigen Nummern dieſer neuen Zeitſchrift empfehlen ſich durch die Zweckmäßigkeit ihrer zunächſt auf das Praktiſche berechneten, auch dem Auslande Intereſſe darbietenden Aufſäze und eine recht lobenswerthe Mannichfaltigkeit der Gegenſtände. Verleger iſt der wackere, alles Gemeinnüzige ſo thätig fördernde Chriſtoph Arnold.

(Der Beſchluß folgt.)

* Die Nürnberger Handlungszeitung vom 31ſten Mai 1835 berichtet, daß die preußiſche Regierung bereits in dieſer Beziehung Meſſungen machen laſſe.

Paris, Juni.

(Fortſezung.)

Geſellſchaft der Apolloſöhne.

Am Himmelfahrtstage pflegt jährlich die Geſellſchaft der Apolloſöhne (société des enfans d'Apollon) ihre öffentliche Sizung zu halten, oder eigentlich ein Konzert zu geben, denn die meiſten dieſer Apolloſöhne ſind Tonkünſtler. Dieſem Gebrauche iſt ſie denn auch dieſes Jahr treu geblieben, und am vorigen Donnerstage fand ſich eine zahlreiche und glänzende Verſammlung in dem Konzert- und Theaterſaale des Muſikkonſervatoriums ein, um die Eingebungen des Muſengottes anzuhören. Die Logen prangten mit lauter ſchön geſchmückten Damen, und kaum war der Frühling draußen lieblicher anzuſchauen, als die ſchönen Reihen der Zuſchauerinnen, denen man, wie billig, die beſten Pläze vorbehalten hatte; die Damen machten zwei Drittel der Verſammlung aus. Gewiß iſt die Geſellſchaft der Apolloſöhne die galanteſte in Paris: wir Männer mußten uns mit den Eckpläzchen behelfen, dafür hatten wir aber auch die ſchönſte Ausſicht. Natürlich nahmen die Mitglieder der Geſellſchaft einen bedeutenden Raum für ihr zahlreiches Orcheſter ein. Das Konzert begann mit der Ouvertüre der Dame blanche, worauf eine der ſchönſten Arien aus dieſer Operette: Viens gentille Dame, von Ponchard, welcher von Anfang an die Hauptrolle in dieſem Stücke hatte, vorgetragen wurde. Dann folgten einige konzertirende Stücke für verſchiedene Inſtrumente, alle meiſterhaft ausgeführt und mit Bravourarien vermiſcht. Eine große Arie aus Roſſini's Cenerentola, geſungen von Madame Damoreau, Hauptſängerin der großen Oper, erhielt rauſchenden Beifall und wurde wirklich mit beſonderer Kunſt geſungen. Ich ſage mit Kunſt, denn bei dem italieniſchen Geſange iſt die höchſte Vollendung in der Kunſt immer der Hauptzweck. Eben dieſe Damoreau ſang ſpäter eine jezt ſehr beliebte ſogenannte Romanze, das Ave Maria, das ich einige Tage zuvor in einer öffentlichen Sizung des Athénée des arts von einem männlichen Sänger hatte vortragen hören. Jedoch wäre es möglich, daß nach Verlauf eines Monats vom Ave Maria keine Rede mehr wäre; denn die Romanzen verdrängen hier ſchnell einander. Der zweite Theil des Konzerts begann mit der Ouvertüre aus Roſſini's Wilhelm Tell, ein ſonderbares Stück, das mit einigen aufeinander folgenden Solo's anfängt und ſich fortſpinnt, und zulezt mit einem rauſchenden Allegro ſchließt, aus welchem man längſt in Paris einen Kontretanz zugerichtet hat; denn ſobald hier eine Oper Beifall erhält, ſo fallen die Muſards, die Tolbegue, und wie die Tanzmuſikzubereiter heißen, darüber her, ſchneiden Kontretänze daraus zurecht, und in kurzer Zeit ertönen am Sonntage alle Schenken und Kneipen um Paris herum von den Opernſäzen im beſchleunigten Tempo. Nach dieſer Ouvertüre trat ein Herr Lemonnier als Kanzler auf, das heißt hier, als Sekretär der Geſellſchaft, und hielt eine Rede über die Arbeiten, den Verluſt und den neuen Erwerb derſelben während des lezten Jahres. Ich ſah es meinen Nachbarn an, daß ihnen vor einer langen Vorleſung gewaltig bange war, wie denn überhaupt die Reden zwiſchen den Muſikſtücken immer etwas langweilig erſcheinen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 23. Juni 1835.

Malcolm. — Iſt ſolch ein Menſch wohl werth zu herrſchen? ſprich!
Ich bin ſo, wie ich ſagte.
Macduff. — Werth zu herrſchen?
Nein, nicht zu leben!

Shakespeare.

Bekenntnisse eines Blasé.

Epiſode aus dem Roman Galathee, vom Freiherrn v. Sternberg.

Ich habe aus der folgenden biographiſchen Skizze des alten Fürſten die härteſten Stellen weggelaſſen; vielleicht that ich Unrecht, denn jeder Charakter muß, um verſtanden zu werden, vollſtändig im Bilde gegeben werden, und da darf man nicht viel fragen, ob dieſer oder jener Zug hingehöre. Ich nenne ihn einen Blaſé, weil die deutſche Sprache kein Wort hat, das ſo mancherlei Zuſtände geiſtiger und körperlicher Zerrüttung in ſich faßt; der deutſche Hypochonder und der engliſche Spleen ſind weit verſchieden; immerdar behält ein Blaſé Eleganz und Leichtigkeit genug, um über ſich ſelbſt zu ſpotten, und zwingt uns ein Lächeln ab, während unſere Seele zurückſchaudert vor ſo viel innerer Verwüſtung.

* * *

Als den jüngſten Sohn unſeres Hauſes, ohne Hoffnung, einſt zu regieren, hat man mich mit großer Nachläſſigkeit erzogen. Abwechſelnd machten ſich einige Perſonen über mich her und moraliſirten auf mir herum; ſie übten ſich gleichſam an mir ihre verſchiedenen Syſteme ein, wie ein Handwerker ſchlechte Stoffe verbraucht, um die Tüchtigkeit ſeiner Werkzeuge zu prüfen und die Gelenke ſeiner Hände warm zu erhalten; dann zogen ſie weiter ihres Wegs, und ich blieb wieder einige Zeit für mich ohne Erziehung, bis ein Neuer angezogen kam, dem ich ſodann anheimfiel. Ein Theil der Dienerſchaft unſers Hauſes ſchmeichelte mir, ein anderer ſchalt mich und ſuchte mich höheren Orts herabzuſetzen; zum Glücke geſchah beides ohne ſonderlichen Erfolg.

Mein vierzehntes Jahr hatte ich erreicht, als die Prinzeſſin A—, bekannt unter dem Namen „der ſtarken Frau,“ mich an ihren Hof nahm. Von dieſer Dame, die mir nie ſehr liebenswürdig erſchienen iſt, erzählte man ſich, daß ſie als Kraftproben einen Thaler krumm gebogen, ja ſogar einen Stuhl mit einer darauf ſitzenden, ziemlich beleibten Hofdame aufgehoben habe. Da aber die Stärke des Weibes in ſeiner Schwäche beſteht, ſo fand die gute Prinzeſſin unter den Männern wohl viele kalte Bewunderer, doch keinen heißen Verehrer. Selbſt die Politik hatte den Gürtel dieſer Pallas nicht ſprengen können. Es ging die Geſchichte herum, daß ſie früher, als ihr Herz noch wie der Thaler biegſam geweſen, eine ſtandesmäßige Amour gehabt, daß ſie jedoch, zeitig hinter die verbotenen Schliche ihres Geliebten gekommen, dieſen, wie die Heldin der Nibelungen den ihrigen, an die Wand gepreßt habe. Dieſer ſo weggedrückte Liebhaber

war denn der lezte geblieben, wie er der erſte geweſen wae, und die Peinzeſſin ſpielte nachher ewig Mariage am grünen Tiſch. Unter ihrem Hofgeſinde hielt ſie auf die ſtrengſte Conduite, und ich, der ich gehofft hatte, eine muntere, groſe und geſchmückte Welt kennen zu lernen, war faſt enger eingeſperrt als im väterlichen Hauſe. Ich erhielt als beſondere Gunſt der Prinzeſſin einen Platz unter iheen Kammerpagen, und ihre wohlthätige Abſicht ging dahin, mich durch Demuth und ſtrenge Pflichten zu meinem künftigen Wirken aufzueeziehen. Ich ließ es gut ſeyn; es machte damals nichts auf mich beſondern Eindruck, und ich fühlte von Zeit zu Zeit eine äußerſt peinigende Langeweile, eine Krankheit, an der ich ſpäter viel zu leiden hatte und der zu Folge ich manchen thörichten Streich, manche unverzeihliche Albernheit beging.

Bücher und Studien waeen mir nie nahe gekommen; der Pagenpräzeptoe, der meinen Kameraden eegelmäßige Lektionen in Sprachen und Wiſſenſchaften ertheilte, ließ ſich von mir durch eine geringe Summe beſtechen, daß er mir nie ein Buch in die Nähe brachte. Nur dem Dienſtgebot leiſtete ich Folge, die Stunden des Tags wie der Nacht, die mir übrig blieben, brachte ich entweder auf meinem Sopha odee im Bette zu; hie und da machte ich mir das Geſchäft, meinem Papagai ſämmtliche Namen der Genealogie meines Hauſes einzuprägen, ſo daß dieſer Vogel endlich ein höchſt ſtandesmäßiges, gelehrtes Gedächtniß zeigte.

Mein Zuſtand war elend, ich litt an drückendee Langeweile, die durch nichts zu bannen war. Ich fühlte einen Trieb, gewiſſe Reize in mein Leben zu legen, allein ich wußte nicht, wo dieſe hernehmen. Alles, was ich die Menſchen um mich her treiben ſah, ſchien mir ſo elend und abgeſchmackt, daß ich beſchloß, eher an meiner Langeweile zu vergehen, als nue eine Stunde jenen Thorheiten nachzuſtreben. So kam ich bald auf's Aeußeeſte und ſchaffte mir durch eine ſchändliche Tollheit Luft. In der Bildergalerie des Schloſſes befand ſich ein Gemälde, das mit den lebhafteſten Farben und Effekten den Brand eines mächtigen Kriegſchiffes darſtellte. Ich ſtand öfters davor und bewunderte mit meinem ſtumpfen Faſſungsvermögen den erhabenen Gegenſtand und die teeffliche Behandlung, ich wünſchte nichts ſo ſehr, als einen ähnlichen Anblick einmal zu erleben; allein hiezu war wenig Hoffnung vorhanden; wir wohnten auf dem flachen Lande, wo ſollte da ein Schiff herkommen? und fände ſich auch ein ſolches, wer hätte wohl mir zu Liebe es in Brand geſteckt? — Trotz dieſee Gründe, die ich mir vorhielt, ließ die Sehnſucht nach jenem Anblicke nicht ab, mich zu peinigen; zulezt beſtand ich darauf, komme es wie es wolle, mir ihn zu verſchaffen; ich mußte ein brennendes Schiff ſehen, oder wenigſtens einen Gegenſtand, der dieſem nahe kam. Ich ſuchte in meinem Zimmer heeum und prüfte, was ich hätte allenfalls anzünden können; doch fand ich bald, daß, wenn ich auch das an Umfang größte Meubel hiezu wählte, der Brand immer doch nur kleinlich und unbedeutend ausfallen müſſe. Acht Tage ging ich herum, über meine Unteenehmung brütend; alles Geräthe, an dem ich voebeiſtrich, prüfte ich, ob ſeine Form wohl der eines Kriegſchiffes nahe komme, ich fand keines. Eines Abends endlich, als ich, da ſchon Alles ſchlief, durch das Gemach der alten Oberhofmeiſterin gehen mußte, fiel mein Blick auf das ungeheure Gardinenbett mit ſeinen weitläufigen Draperien und ſchwebendem Gehänge. Wie ein Blitz fuhe dee Gedanke durch meine Seele: da iſt dein Kriegsſchiff! — und augenblicklich, ohne mich weiter zu beſinnen, hielt ich die Flamme meines Lichts an den Stoff; er fing ſogleich Feuer, und Flamme und Rauch wirbelten empoe. Ein unnennbares Entzücken befiel mich, als die grelle Helligkeit eeglänzte und die Funken ſprühten; ich dachte nicht einmal daran, die Alte zu wecken, die im Bette lag, ſo verſunken war ich in dem Anblick.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Fortſetzung.)

Die nächſte aus Plinius Naturgeſchichte hier anzuführende Notiz gibt ein rührendes Beiſpiel von der Treue eines Hundes. Zur Zeit des Kaiſer Tiberius fiel unter ſo vielen andern Schlachtopfern des Tyeannen auch der römiſche Ritter Titius Sabinus, ein Freund des edeln Germanicus und ſeiner zueückgelaſſenen Familie. Mit ihm wurden zugleich ſeine Sklaven in den Kerker geführt. Dabei trug ſich nun folgender, in die Tageblätter aufgenommene Vorfall zu. „Der Hund eines dieſer Sklaven ließ ſich auf keine Weiſe von dem Gefängniſſe ſeines Herrn wegjagen; ebenſo blieb ee mit wehmüthigem Geheul bei der Leiche des Hingerichteten, und als einer aus der umſtehenden Menge ihm etwas Speiſe hinwarf, um das Thier wegzulocken, nahm es der treue Hund und trug es an den Mund des daliegenden Leichnams. Auch als der Leichnam nachher in die Tiber geworfen wurde, verließ er ihn nicht, ſchwamm nach und ſuchte ihn an das Land zu bringen.“ Ferner: „Zur Zeit der Regierung des Kaiſer Claudius, während er die Würde der Cenſur bekleidete, im Jahr 800 nach Roms Erbauung, wurde ein Exemplar des Vogels Phönix aus Egypten nach Rom gebracht und dort dem Volke gezeigt.“ Zum Schluſſe noch ein, in die römiſche Zeitung aufgenommenes

Digitized by Google

Beiſpiel einer ſchwärmeriſchen Anhänglichkeit, der freilich ein anderer Gegenſtand zu wünſchen geweſen wäre. Es iſt nämlich bekannt, daß in der Kaiſerzeit, bei dem Mangel würdigerer Gegenſtände, die ſchon früher übermäßige Liebhaberei des Volks für die öffentlichen Beluſtigungen des Cirkus in wahre Raſerei ausartete. Die Wagenlenker bei den Wettrennen waren nach den Farben ihrer Kleidung in vier ſogenannte Faktionen getheilt, nämlich: die Weißen, die Rothen, die Blauen und die Grünen, aus welchen unter den Zuſchauern entſprechende äſthetiſche Parteien und ſpäter wirkliche politiſche Faktionen wurden. Nun erzählt ein Tagblatt jener Zeit, daß, „als einſt ein berühmter Wettrenner von den Rothen ſtarb, einer der enthuſiaſtiſchen Anhänger dieſer Faktion ſich bei deſſen Leiche in den brennenden Scheiterhaufen ſtürzte.“ Doch iſt dabei nicht zu verſchweigen, daß, wie Plinius berichtet, die Anhänger der Faktion der Weißen, Blauen und Grünen aus Neid dagegen ausſtreuten, jener Bewunderer der Rothen habe ſich nicht abſichtlich in die Flammen geſtürzt, ſondern ſey bei einem plötzlich ihn treffenden Unwohlſeyn hineingefallen.

So viel über den Inhalt des römiſchen Tagblattes; nun Etwas über die Form deſſelben. Die *Acta urbana* enthielten nach Allem, was wir wiſſen, kein Raiſonnement, ſondern lediglich nur Fakta und Urkunden. Die Erzählung, außer den etwa mitgetheilten Aktenſtücken, war, Allem nach zu urtheilen, nichts als ein ganz kurzer protokollariſcher Bericht, wie andere ähnliche hiſtoriſche Urkunden, in einem einfachen Lapidarſtyl. Die Diktion war weder redneriſch, noch poetiſch, ſondern aus der Sprache des täglichen Verkehrs hergenommen. Das geht aus der Natur der Sache hervor und iſt zugleich auch noch durch ein ausdrückliches Zeugniß beſtätigt: Quintilian nämlich ſpricht einmal an einer Stelle ſeiner Rhetorik von einer gewiſſen, dem Griechiſchen nachgebildeten Konſtruktion (*saucius pectus* ſtatt *saucius in pectore*), die ſich anfänglich nur die Dichter erlaubt hätten, die aber jezt in den ganz gewöhnlichen Sprachgebrauch übergegangen ſey, und um dieſes Leztere zu bezeichnen, ſagt er, dieſer Ausdruck ſey jezt ſchon in die Sprache der Tageblätter übergegangen.

Ueber das Material, auf dem ſie geſchrieben waren, über ihre äußere Einrichtung und über Anderes deßgleichen, was den Alterthumsforſcher und Diplomatiker hiebei intereſſirt, haben wir keine Nachrichten aus dem Alterthum übrig. Im Allgemeinen wurden die öffentlichen Aktenſtücke aller Art bei den Römern nicht auf ſo vergängliches Material, wie bei uns, geſchrieben, ſondern auf Stein und Erz eingegraben, ſo daß man geneigt ſeyn könnte, daſſelbe auch von dieſen *Acta diurna* anzunehmen. Wenn aber vielleicht auch in dem öffentlichen Archiv ein ſolches Exemplar, das einen größern Abſchnitt, etwa einen ganzen Jahrgang umfaßte, niedergelegt und aufbewahrt wurde, ſo kann dennoch für die tägliche Mittheilung auch nicht einmal die Originalurkunde, viel weniger können mehrere Exemplare zur Verbreitung auf dieſe Weiſe ausgefertigt worden ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

(Beſchluß.)

Leichenhäuſer. Näke's Nachlaß. Theater.

Der nun ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren in Arnolds Verlage erſcheinende Dresdener Anzeiger, wovon früher zweimal in der Woche ein halber Druckbogen ausgegeben wurde, hat ſich durch ihn zu einem ſehr nützlichen Tageblatt erhoben, deſſen Inhalt oft einen ganzen Bogen ausmacht. Die Unentbehrlichkeit des Anzeigers verſchaffte ihm einen ſehr ſtarken Abſatz, nicht nur in Dresden, ſondern auch auf dem Lande und in einem recht weiten Umkreiſe von Städten. Uneigennützig genug, fügte der Unternehmer daher ſchon ſeit vorigem Jahre demſelben wöchentlich zweimal das auch von ihm verlegte, jährlich zwei Thaler koſtende Blatt: Polizeiliche Mittheilungen betitelt und wenigſtens einen halben Bogen Text enthaltend, unentgeldlich bei, ſo wie er auch das erwähnte Gewerbeblatt den Abonnenten des Anzeigers gratis überläßt. Große Senſation erregte hier vor Kurzem in den überhaupt oft ſehr intereſſanten polizeilichen Mittheilungen ein Aufſatz unter der Aufſchrift: Der lezte Liebesdienſt. Er handelt einen Gegenſtand ab, der hier, wie überall, wo ihm die gehörige Berückſichtigung noch nicht widerfährt, kaum oft genug in Anregung gebracht werden kann, nämlich die zweckmäßigen Veranſtaltungen zu Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens. Ein ſehr geſchätzter hieſiger Arzt, Dr. Hofmann, hat ſich als Verfaſſer des Aufſatzes unterzeichnet, darin die dringende Nothwendigkeit ſolcher Maßregeln mit gefühlvollem Nachdrucke dargethan, und ärztliche Leichenbeſchauung und die Errichtung gehöriger Leichenhäuſer als die einzigen wahrhaften Sicherungsmittel dagegen aufgeſtellt. In den folgenden Nummern der polizeilichen Mittheilungen wurde bemerkt, daß einer der hieſigen Beerdigungsplätze bereits ſeit länger als dreißig Jahren eine ſolche Anſtalt enthalte, indeſſen ſey von derſelben, leider, nur äußerſt wenig Gebrauch gemacht worden. Dabei geſchah allerdings auch die Andeutung, daß aus Mangel an Geldmitteln das Etabliſſement noch nicht alle billigen Wünſche zu befriedigen vermöge. Möge der zeitgemäßen Mahnung jenes braven Arztes die gebührende Aufmerkſamkeit entgegenkommen! Denn was könnte wohl wichtiger ſeyn, als die Seinigen und ſich ſelbſt vor dem Entſetzen des Wiedererwachens im Grabe ſicher zu ſtellen? Außer wohleingerichteten Leichenhäuſern aber keine Rettung vor dieſer furchtbaren Möglichkeit. Um ſo rathſamer iſt es daher, an jedem Orte, wo ſolche Anſtalten noch abgehen, die für entſeelt geachteten Körper vor dem Begräbniſſe von einem Wundarzte öffnen, oder wenigſtens das Herz durchſtechen zu laſſen. Wenn auch ſo allerdings der Tod eines

noch Lebenden herbeigeführt werden kann, was iſt ein ſolcher gegen die gräßlichen Schauer desjenigen, welcher nur zu'ſ Bewußtſeyn zurückkehrt, um ſich, von den Lebenden für immer getrennt, in das Innere der Erde verſchloſſen zu ſehen?

Die am 4ten Mai begonnene Verſteigerung des artiſtiſchen Nachlaſſes des verſtorbenen Profeſſors Näke iſt durch einen gedruckten Katalog in ganz Deutſchland bekannt gemacht worden. Von mehreren geiſtreichen Skizzen des Verewigten in Oel, die ſich vorfanden, bemerke ich beſonders die drei Marien, bei ſchwachem Mondlichte nach dem Grabe des Gekreuzigten wandernd, eine Grablegung und eine heilige Familie, und daß die von Näke in Oel gemalte Scene aus Goethe's Fauſt, wo dieſer Gretchen, aus der Kirche kommend, den Arm anbietet (ein Bild, welches, bereits vollendet, durch einen Fall von der Staffelei einen unglücklichen Riß mitten durch erhielt, und von dem Niemand wußte, wohin es gerathen), wieder zum Vorſchein gekommen iſt. Es befand ſich, jedoch in der traurigſten Verwahrloſung und ganz unkenntlich geworden, im Winkel einer Bodenkammer, unter altem, bei Seite geworfenen Geräth. Durch die Sorgfalt eines geſchickten Reſtaurateurs iſt das ſchöne Tableau indeſſen nunmehr in einen ſolchen Zuſtand gelangt, daß es gewiß jedem Beſchauer zur größten Freude gereichen wird. Dieſes Gemälde und die zuvor bemerkten Skizzen ſind nunmehr im Beſitz des vertrauteſten Jugendfreundes des Verſtorbenen, des hieſigen Bürgermeiſters Hübler. Beiläufig bemerke ich hier, daß lezterer als Bürgermeiſter eines vorzüglichen Vertrauens genießt. Erſt vor wenigen Wochen wurde ſolches durch ſein Ablehnen des überaus ehrenvollen Rufes auf einen ſehr hohen Platz im Staatsdienſte neu befeſtigt. Unſtreitig glaubte er der Stadt die Beibehaltung ſeines jetzigen, ebenfalls gewiß nicht unwichtigen Wirkungskreiſes vornämlich zu einer Zeit ſchuldig zu ſeyn, wo dieſem, in Folge der neuen Staatsorganiſation, ſelbſt noch manche nothwendige Entwickelung und Umwandlung bevorſteht.

Unſere Bühne iſt ſo eben auf den Feldetat geſezt. Abgeſehen davon, daß mehrere ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder ihr ganz verloren gingen, ſtiegen andere beſondere Zierden derſelben nach Siegeskränzen auf fremden Theatern herum. Der dadurch im Ganzen allerdings etwas inkomplett gewordene Beſtand gibt ſeine Darſtellungen in dem ländlichen Bretterhauſe des Linkiſchen Bades. An dieſes von außen etwas abſchreckende Gebäude bereits gewöhnt, läßt ſich der Genügſame auch von ihm aus die Unterhaltung gern gefallen, zumal da man etwas rar damit thut und ſelten mehr als ein paarmal in der Woche Darſtellungen gegeben werden. Und geſchieht das, ſo nimmt man in der Regel zu den kleinen leichten Stücken nach Scribe, oder den Wiener Opern oder Melodramen ſeine Zuflucht, die auch für das leichte Haus ganz geſchaffen ſind, beſonders wenn zwiſchen den Akten, wie jezt, fremde Balletvirtuoſen ihre graziöſe Leichtigkeit zur Schau legen. Erſt ganz neuerlich machte der berüchtigte und faſt verſchollene Jocko, in erneuertem Koſtüme, durch einen ausgezeichneten jungen Tänzer, Dornewaß, zum erſten Male der hieſigen Bühne ſeine Honneurs, um wenige Tage nachher in derſelben Rolle einen neuen Anlauf auf den Beifall des Publikums zu verſuchen. An Gaſtſpielern, auch ernſter Gattung, hat es überhaupt nicht gefehlt. Jerrmann, berühmt durch ſeine merkwürdigen Triumphe auf dem Théâtre français zu Paris, gehörte zu den gefeiertſten. Daß aber der treffliche Seydelmann aus Stuttgart ſo nahe war, und unſere Bühne ſeiner Kunſt doch entbehren mußte, darüber kann mancher Theaterfreund ſeines Unmuthes noch immer nicht Meiſter werden.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Geſellſchaft der Apolloſöhne.

Lemonnier benahm meinen Nachbarn bald die Furcht vor einer langen Rede, denn gleich Anfangs kündigte er an, er werde ſein Auditorium nicht lange aufhalten, und in der That war ſeine Rede nicht lang, ſagte nur das Nothwendigſte, und zwar auf die zierlichſte Weiſe von der Welt; dabei dankte er ſo höflich für den Zuſpruch des ſchönen Geſchlechts, daß es dem lieben Manne gewiß nicht gram geworden wäre, ſelbſt wenn er länger geſprochen hätte. Die Geſellſchaft der Apolloſöhne ſchilderte er ſo reizend, daß ſeine Mitbrüder es ihm Dank wiſſen mußten, nämlich als friedliche, kunſtliebende Leute, die ſich das ganze Jahr hindurch aus dem Geräuſch der politiſch tobenden Welt herausziehen, anſpruchlos ſich der Kunſt widmen, nur einmal im Jahre öffentlich auftreten, um das Publikum an ihren Genüſſen Theil nehmen zu laſſen, und dann wieder in ihre Verborgenheit zurücktreten. Was er indeß von dieſer Verborgenheit ſprach, war natürlich nur eine rhetoriſche Figur; denn manche unter dieſen Apolloſöhnen treten das ganze Jahr hindurch vor dem Publikum auf und ſind weltbekannt; aber die Geſellſchaft läßt ſich in der That als Korporation nur am Himmelfahrtstage ſehen, und wer wiſſen will, wie ſie ausſieht und was ſie leiſten kann, hat nur dieſen einzigen Tag im Jahre, um ſeine Neugierde zu befriedigen. Er erwähnte dann den Verluſt, welchen die Geſellſchaft durch den Tod einiger Mitglieder erlitten hatte, beſonders des trefflichen Boieldieu's, deſſen Operetten noch immer zu den Lieblingsſtücken des Publikums gehören. Der Kanzler bemerkte, die Geſellſchaft habe geglaubt, ſein Andenken nicht beſſer ehren zu können, als dadurch, daß ſie in dieſer Jahresſitzung mehrere Stücke aus ſeinen Operetten aufführte. Und in der That war das Wohlgefallen, womit dieſe längſt bekannten Stücke gehört wurden, das beſte Lob des Verſtorbenen. Auch wurde des 92jährigen Doyens der Geſellſchaft, Namens Guetin, erwähnt, der im vorigen Jahre geſtorben iſt. Dieſer Mann war ſchon in den 1770er Jahren Mitglied der Geſellſchaft, hat alſo alle ſeine ehemaligen Mitbrüder und noch viele Nachkommen derſelben überlebt, und nachdem er einſt der Königin Marie Antoinette's Kammermuſik dirigirt hatte und durch die einbrechende Republik am fernern Dirigiren verhindert worden war, dennoch das Vergnügen gehabt, an Ludwigs XVIII. Hofe wiederum zu ſpielen, was er wahrſcheinlich nicht erwartet hatte. Auch hat er noch die Julirevolution erlebt, dann aber ſeine Geige, wie es ſcheint, bei Seite gelegt. Unter den neugeworbenen Mitgliedern wurde der berühmte Paer genannt, welcher, nachdem er ſchon lange Korreſpondent der Geſellſchaft geweſen, ſich als reſidirendes Mitglied hat aufnehmen laſſen, da er nun ſeinen Wohnſitz beſtimmt in Paris aufgeſchlagen hat. Cherubini gehört ſchon lange der Geſellſchaft an; ſie vereint alſo manche der berühmteſten Komponiſten unſerer Zeit. Der Herr Kanzler beſchloß ſeine Rede mit einer ſo anmuthigen Schilderung des vereinten Wirkens der Geſellſchaft, daß jeder Zuhörer Luſt bekam, auch den Apolloſöhnen anzugehören. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn in der nächſten Privatſitzung zwanzig Briefe um Aufnahme unter die friedfertigen Muſenkinder anhielten. Wahrlich hat es auch ein Apolloſohn weit angenehmer, als ein Pair de France, der ſich aus einem Republikanerprozeſſe herausarbeiten ſoll, und immer tiefer in den Sumpf hineingeräth.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Juni 1835.

> Je mehr im kaiſerlichen Rom der Bürger aufhörte, dies im eigentlichen Sinne zu ſeyn, deſto mehr verähnlichte ſich die Bevölkerung dem müßigen und gaffenden Pöbel unſerer Städte.
>
> Montesquieu.

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Beſchluß.)

Wir wiſſen, daß der Pontifex maximus jene alte Staatschronik, die Annales maximi, auf weiß angeſtrichene Tafeln, wahrſcheinlich mit einem trockenen Farbſtoffe, wie Kohle oder Röthel, und nicht mit einem Pinſel, ſchreiben und öffentlich zur Kenntnißnahme und zum Abſchreiben ausſtellen ließ. Vielleicht befolgte man bei den Acta diurna dieſelbe Weiſe der Bekanntmachung. Geſchah dieſes nicht, ſo blieb nichts anderes übrig, als, wie Cicero nach der oben ſchon gemachten Erwähnung es einmal that, durch eine bedeutende Anzahl von Kopiſten (librarii, scribae) jeden Tag eine Anzahl von Exemplaren auf egyptiſches Schilfpapier oder Pergament abſchreiben und vertheilen zu laſſen. Welche langſame und mühſelige Fertigung und Verbreitung in Vergleich mit unſern Dampfpreſſen und Schnellpoſten, und zu wie vielen Betrachtungen könnte die Vergleichung dieſer ſchwachen Anfänge des älteſten europäiſchen Tagblattes mit der Beſchaffenheit und Wirkſamkeit der bedeutendſten unter den jetzigen europäiſchen Blättern führen.

Wer die Aufſicht, Leitung und Redaktion der römiſchen Acta hatte, iſt unbekannt. Da das Inſtitut von der Autorität des Staates ausging, ſo muß wohl eine öffentliche Behörde damit beauftragt geweſen ſeyn. Wahrſcheinlich war dieſes dieſelbe Behörde, welche die Aufſicht über das Staatsarchiv hatte, alſo früher die Quäſtoren und ſpäter der Praefectus urbis. Dieſer hatte Redaktoren und Koncipienten unter ſich; der Titel derſelben war ab actis, wie man aus einer noch übrigen Grabſchrift eines ſolchen Gehülfen ſchließen kann.

Es bleibt jezt noch übrig, das Verhältniß anzudeuten, in welchem dieſe täglichen öffentlichen Mittheilungen zu ihrer jedesmaligen Gegenwart ſtanden, und welche Bedeutung ſie als geſchichtliche Quelle hatten. Hinſichtlich der Wichtigkeit, welche dieſe römiſchen Tageblätter für das Leben und die unmittelbare Gegenwart hatten, ſind zwei Perioden zu unterſcheiden, die Periode der Republik und jene der Kaiſerzeit. Für die Stadt- und Tagesneuigkeiten mochte es wohl zu keiner Zeit an Liebhabern fehlen, allein in politiſcher Beziehung waren die Acta in der republikaniſchen Zeit von untergeordneter Bedeutung. Der römiſche Bürger und Staatsmann nahm auf dem Forum, in dem Senat und bei den Gerichten durch perſönliche Gegenwart und Einwirkung Theil an den politiſchen Ereigniſſen und intereſſanten Rechtshändeln, und die Aeußerungen über die Vorfälle des Tages waren in dem geſellſchaftlichen Verkehr durch nichts gehemmt: es konnte alſo ein ſolches Tageblatt, zumal da

Digitized by Google

es lediglich nur referirte, für das römiſche Publikum in politiſcher Hinſicht nicht von beſonderer Wichtigkeit ſeyn. Etwas anderes war es freilich, was die Provinzen, und beſonders die in den Provinzen ſich aufhaltenden Römer betrifft. Dieſe mochten bei längerer Entfernung von Rom die Acta der Stadt mit größerer Aufmerkſamkeit anſehen. Uebrigens bringt es die Natur der Sache mit ſich, und wir haben in der noch übrigen Korreſpondenz von Cicero viele Beiſpiele davon, daß ſolche in den Provinzen in Civil- oder Militärgeſchäften abweſenden Römer von einiger Bedeutung ihre Freunde und Korreſpondenten zu Rom hatten, welche ſie regelmäßig in Kenntniß der Neuigkeiten des Forums, des Senats und der Gerichte hielten. Auch gab es, wie wir aus einem Briefe des Curio an Cicero ſehen, Perſonen zu Rom, welche gegen Bezahlung alle Neuigkeiten des Tags, wichtige und unwichtige, zuſammenſchrieben und in die Provinzen verſendeten. In der Kaiſerzeit, namentlich unter deſpotiſchen Kaiſern und in der ſpätern Periode, nahm das Intereſſe an dieſer römiſchen Staatszeitung zu aus leicht nachzuweiſenden Gründen. Da nämlich nun nach den geänderten Verhältniſſen die Theilnahme an den Staatsgeſchäften und an der Politik auf einen viel kleinern Kreis eingeſchränkt und nicht ſelten ſehr wenig tröſtlich, ja gefährlich war, ſo mußten natürlich die Stadtneuigkeiten und Kurioſitäten, welche in den Actis von Anfang an beſondere Aufnahme gefunden hatten, um ſo mehr hervortreten, und in Ermanglung wichtigerer und würdigerer Gegenſtände die öffentliche Aufmerkſamkeit beſchäftigen. Andererſeits hatten derſelben geänderten Zeitumſtände wegen nun auch diejenigen, welche ſich für politiſche Angelegenheiten intereſſirten, viel weniger Gelegenheit, darüber ſich zu unterrichten, und waren um ſo eher auf die, wenn auch dürftigen und zu manchen Zeiten verfälſchten Acta hingewieſen, um daraus, wenn auch nur indirekt und durch Folgerungen und Vermuthungen etwas zu erfahren. So wurden denn dieſe Blätter in dieſen Zeiten gewiß allgemeiner und mit lebhafterem Intereſſe als zur Zeit der Republik geleſen. Wir haben früher ſchon aus einer Stelle des Tacitus angeführt, mit welchem Eifer dieſes zur Zeit des Nero bei dem Heere und in den Provinzen geſchah. Aus einer Stelle Juvenals erfahren wir, daß auch die römiſchen Damen der Kaiſerzeit die Tageblätter zu ihrer Lektüre wählten. Er ſtellt uns dabei freilich dieſe ſchönen Zeitungsleſerinnen von einer häßlichen Seite dar. Er beſchreibt in ſeiner gegen die Frauen gerichteten Satire die übeln Launen einer vornehmen Dame ſeiner Zeit, und die grauſamen Züchtigungen, welche ſie in einer ſolchen Stimmung ihren Dienerinnen geben läßt, während ſie ſelbſt allerhand gleichgültige Dinge dabei vornimmt. Unter Anderm, wie er ſagt, „lieſt und lieſt ſie wieder das lang gedehnete Tageblatt.“

Mit der Bedeutung, welche die Acta diurna als Quelle für die römiſchen Geſchichtſchreiber hatten, verhält es ſich ähnlich wie mit der Bedeutung, welche ſie in den verſchiedenen Perioden für das Leben hatten, und aus denſelben Gründen. Auch in dieſer Beziehung treten ſie in der ſpätern und ganz ſpäten Kaiſerzeit viel mehr als in den frühern Zeiten hervor. Je mehr nämlich die politiſche Thätigkeit eingeſchränkt war, deſto ſparſamer floſſen auch die Quellen für die politiſche Geſchichte, und deſto mehr war man auf die noch vorhandenen Quellen und Hülfsmittel hingewieſen. Ferner ſchien den Geſchichtſchreibern der ſpätern Kaiſerzeit mancher Vorfall, manche Anekdote, welche dieſe Acta enthielten, bemerkenswerth, welche die frühern Geſchichtſchreider wohl nicht beachtet hatten. Endlich iſt überhaupt bei den römiſchen Geſchichtſchreibern der ſpätern Periode das Intereſſe für den Stoff vorwiegend vor dem Intereſſe für die Form, und ſie hatten daher eine natürliche Richtung zu der in dieſen Tageblättern enthaltenen großen Maſſe von genauen Notizen aller Art. In letzterer Beziehung war ſchon für die genauere Kenntniß einzelner Vorfälle der republikaniſchen Zeit hier Vieles zu ſchöpfen. Von den Hiſtorikern der Kaiſerzeit führt Tacitus die Acta urbana einigemal an, mehr noch Suetonius, beſonders zur Aufklärung einzelner Punkte der kaiſerlichen Familiengeſchichte. Noch häufiger nimmt Dio Caſſius darauf Rückſicht, theils mit ausdrücklicher Berufung, theils ohne eine ſolche. Am meiſten aber ſchöpfen aus dieſer Quelle die ſogenannten Scriptores historiae Augustae. Es werden zwei andern Schriftſtellern, nämlich Mucianus, der in der Geſchichte des Kaiſers Veſpaſian eine ſo große Rolle ſpielt, und einem ſpätern, Namens Acholius, hiſtoriſche Werke beigelegt unter dem Titel Acta. Es läßt ſich jedoch nicht mit Sicherheit ermitteln, ob dieſe Werke veranſtaltete Sammlungen der frühern römiſchen Staatszeitungen waren, oder hiſtoriſche Memoiren unter dieſem Titel.

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortſetzung.)

Mein Wahnſinn hätte wohl gar ein Menſchenleben geopfert, wenn nicht zum Glück noch zeitig die Kammerfrau herbeigeſtürzt wäre, mich gefunden und die Dame gerettet hätte. Jezt ſah ich mich umringt von ſchreienden Weibern, die im tiefſten Negligé auf mich losſtürmten und durcheinander lärmten, und mit Entſetzen ward ich inne, was ich gethan hatte. Rauch und Flammen füllten das Zimmer, das ganze Schloß war in Bewegung, ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Gedränge zu entlaufen; in der Eile ſtürmte ich in das Zimmer der

Prinzeſſin, ſie ſelbſt kam mir entgegen, ebenfalls in einem wunderlich flatternden Negligé. Eine der Damen hatte mich ihr ſchon als Thäter genannt, und ſie ließ die Gelegenheit nicht entſchlüpfen, mir mit eigenen hohen Händen die Strafe zu ertheilen; ich fühlte jezt, daß das Gerücht von ihrer Körperkraft keine lügenhafte Uebertreibung war. In der That, nie iſt der Verluſt eines Kriegsſchiffes einem Admiral theurer zu ſtehen gekommen, als mir der Brand des meinigen; ich verwünſchte das alte Paradebett der Oberhofmeiſterin, ich verwünſchte die Galerie mit dem unglückſeligen Bilde; bei alle dem fühlte ich mich aber erleichtert, ein Theil der drückendſten Laſt war abgewälzt, es war mir gelungen, meinem alten Feinde, der Langenweile, einen tüchtigen Stoß beizubringen, und ſie durfte mich jezt eine Weile hindurch nicht quälen. Mir war zu Muthe, wie einem, dem man die Ader geöffnet hat, und der nun vor dem übermüthigen Blute Ruhe hat.

Während deſſen ereigneten ſich in meinem Hauſe mehrere Todesfälle, und mein älteſter Bruder kam zur Regierung. Ich fühlte nichts dabei, noch immer lag auf meiner Seele die elendeſte Starrheit. Ich war jezt achtzehn Jahr alt, mein Körper hatte ſich folgerecht entwickelt, während der Geiſt ſchlummerte; man nannte mich wohlgebildet, und meine Unempfindlichkeit zog die Weiber an. Noch war ich ihnen immerdar gefühllos aus dem Wege gegangen, allein ein Zufall entſchied hierin über mein Geſchick. Man kann ſich denken, wie ſchwer auf ein verwahrlostes Geſchöpf, wie ich es war, die Laſt niedriger Sinnlichkeit fallen mußte, und ich ſank tief und immer tiefer in den Abgrund des Verderbens.

Zerrüttet an Körper und Seele, verließ ich endlich den Hof; ganz in der Stille, ohne Jemanden in's Geheimniß zu ziehen, ritt ich einſam fort, mit dem feſten Entſchluſſe, nie wieder zu kommen. Was wußte ich, was aus mir werden ſollte? ich fühlte mich matt und ohne Lebenskraft, ſelbſt die Wärme war von mir gewichen, und die zufällige Berührung meiner eigenen Hand erſchreckte mich, weil ich glaubte, es faſſe mich eine fremde, kalte Fauſt. Als der Abend herankam und ich dem Gebirge mich näherte, welches ich öfters aus der Ferne mit gleichgültigem Blicke betrachtet hatte, ſtieg zum erſten Male eine gewiſſe Wehmuth in mir auf; die Pappeln, die hier ruhig in den ſtillen Abendhimmel hineinragten, kamen mir wie eine Geſellſchaft weiſer Männer vor, die ſich vom Hofe entfernt hatten, um ihre Tage in Ruhe zu genießen. Einzelne Sterne wurden über mir ſichtbar, und ich hörte Stimmen, die aus der Ferne ſich riefen und Antwort gaben, zugleich fiel mir ein, daß ich auf ein Nachtquartier denken müſſe. Mich im Sattel emporhebend, ſchaute ich mich in der einſamen Gegend um und erblickte die kleine Wohnung eines Förſters, der ehemals Diener bei meinem Vater geweſen war und für ſeine Dienſte dieſes kleine Beſitzthum erhalten hatte. Er trat mir entgegen, als ich vor der Hütte anhielt, half mir vom Pferde und führte mich in die Familienſtube, wo ein junges, hübſches Weib, ſeine jüngſte Tochter, von ihren Kindern umgeben, ſaß. Sie gab mir den Ehrenplatz, und nachdem die erſte Ermüdung verſchwunden war, und ich mich in der Mitte dieſer glücklichen Menſchen fand, fiel es mir gleichſam wie eine dunkle Verhüllung vom Auge, lebhafte Schmerzen wurden rege, und indeſſen Anſtalten zum kleinen Mahl getroffen wurden, ſaß ich auf die Bank am Ofen nieder und eine Fluth von Thränen drang gewaltſam aus meinen Augen. Ich weinte heftig und unaufhaltſam, wie ein Kind bog ich mich zuſammen, preßte meine Hände vor's Antlitz, ſtieß ein lautes Schluchzen aus und hätte meine Seele ausweinen mögen. Mein wunderliches Weſen that ſich hiebei kund; es kamen die Gedanken und Gefühle bei mir, wie Diebe in der Nacht, ſie zündeten mir dann gemeiniglich das Haus über dem Kopf an.

Ich ſah bei dieſen wie bei andern Gelegenheiten, daß bei gehöriger Anleitung und Beſchränkung die rohen und unmäßigen Ausbrüche ſich hätten zu großartigen, wohlthätigen Kraftäußerungen veredeln laſſen; ſo jedoch glich ich einem Thoren, der zwar alle erforderlichen Baumaterialien zu einem ſchönen Gebäude zuſammengeführt, dabei aber keinen Plan gemacht hat, und nun im Zorn und in der Verkehrtheit, da das Werk nicht gelingen kann, Alles bunt und unförmlich durcheinander wirft, ja endlich damit endet, ſich an den Steinen den Kopf einzurennen.

Meine Entweichung vom Hofe hatte außer einigen ſcharfen Verweiſen weiter keine üble Folgen, als daß man mich zwang, auf einer Univerſität einige Jahre zuzubringen. Ich ließ mir dieſes gefallen, denn ich konnte hoffen, meine gewohnte müſſige Lebensweiſe auch hier fortzuſetzen. Zwei Hofmeiſter, die ich mit mir nehmen mußte, ließen mir völlig freies Spiel, ſie gingen ihrer Wege, indeß ich die meinigen einſchlug. In der That, keiner hatte am Treiben des Andern das mindeſte Wohlgefallen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rottweil, 8ten Juni.

Das Schillersfeſt.

Wenn man jährlich in dieſen Blättern mit hohem Intereſſe die Beſchreibung des Feſtes lieſt, das dem großen Schiller, dem Stolze unſers Vaterlandes, zu Ehren, am Todestage des Dichters, auf eine ſinnige Weiſe in Stuttgart

gefeiert wird, ſo dürfte gewiß auch die Beſchreibung des Schillersfeſtes, das zu Rottweil am 9ten Juni v. J. zum Beſten des für Schiller zu errichtenden Denkmals gehalten wurde, aus dem Grunde nicht unwillkommen erſcheinen, weil daſſelbe durch die Theilnahme des zweiten Sohns unſers gefeierten Dichters, des Oberförſters Karl v. Schiller, und des einzigen Enkels, der des Großvaters geprieſenen Namen trägt, ein Intereſſe gewann, wodurch es unſtreitig einen eigenthümlichen Vorzug vor allen ähnlichen Feſten der Art erhielt. Der Gedanke an ein ſolches Intereſſe, verbunden mit dem durch rühmliche Vorgänge geweckten Eifer, auch ihrerſeits zum Denkmale Schillers nach Kräften beizutragen, vermochte die hieſige Muſeumsgeſellſchaft, den Impuls zur endlichen Realiſirung des ſchon ſeit längerer Zeit projektirten Plans einer Schillersfeier zu geben. Da nun dieſer Plan in der Stadt, wie in der Nachbarſchaft großen Anklang fand, ſo wurde das Feſt ſelbſt am vergangenen Pfingſtmontage, unter dem Zuſtrömen einer großen Menge von Theilnehmern, im Saale eines hieſigen Gaſthofes gefeiert. Auf einer mit Blumen geſchmackvoll verzierten Eſtrade war die koloſſale Büſte Schillers, ein Gypsabguß der Danneckerſchen Marmorbüſte und Eigenthum des Oberförſters v. Schiller, aufgeſtellt. Das Feſt ſelbſt ward eröffnet durch eine von hieſigen Muſikfreunden veranſtaltete, gelungene Aufführung der herrlichen Ouvertüre der Mozartiſchen Oper „Titus,“ eine Ouvertüre, die ganz geeignet war, in den Gemüthern der Verſammelten die auf höhere Genüſſe berechnete Stimmung hervorzubringen. Dieſe Stimmung ward noch geſteigert, als der hieſige Gymnaſialprofeſſor, Heinrich Ruckgaber, „über die ſittliche Beziehung der Schillerſchen Poeſie zum Leben der Menſchen“ tief gefühlte und ergreifende Worte ſprach. Nach der Rede wurde der von B. A. Weber in Muſik geſezte vierſtimmige Männerchor aus Wilhelm Tell: „Raſch tritt der Tod den Menſchen an,“ geſungen. Darauf betrat der achtjährige Enkel Schillers, Friedrich, an der Hand ſeines Vaters den Raum vor der Büſte ſeines Großvaters, und trug kindlich ſchüchtern einige Räthſel von Schiller auswendig vor. Es war ein intereſſanter Anblick, den Enkel des großen Dichters unter deſſen Büſte zu ſehen, und auffallend in der That war Manchem die Aehnlichkeit der phyſiognomiſchen Züge im Antlize des Enkels mit den hohen Zügen, die auf der koloſſalen Büſte des Großvaters ſo treu und geiſtvoll ausgeprägt ſind. Wohl mag dieſes erſte öffentliche Auftreten des Knaben an dem ſeinem gefeierten Großvater zu Ehren veranſtalteten Feſte einſt in der Seele des Jünglings und Mannes, dem erſt die tiefere Bedeutung jener Feier ſich erſchließt, als ſchöne Erinnerung leben. Nachdem der Enkel Schillers in die Arme ſeines tief gerührten Vaters zurückgekehrt war, deklamirte einer der hieſigen Zöglinge des Konvikts „die Bürgſchaft.“ Nach einer längern Pauſe folgten Geſänge mit Klavierbegleitung: das ſchöne Duett von Großmann: „Hektors Abſchied,“ und darauf der von Zumſteeg in Muſik geſezte Monolog aus Maria Stuart: „O Dank, Dank dieſen freundlich grünen Bäumen.“ Den würdigen Schluß des Ganzen bildete ein ſchöner vierſtimmiger Geſang: „die Hoffnung,“ von Schiller, aus Kochers Bardenhain.

Für ſämmtliche Leiſtungen der aktiven Theilnehmer des Feſtes, wobei namentlich die Zöglinge des hieſigen Konvikts rühmliche Erwähnung verdienen, ſprach ſich eben ſo unverholen die allgemeine Zufriedenheit der Verſammlung aus, als für die äußere Anordnung, und wohl Niemand verließ den Saal, ohne jenes angenehme Gefühl, das als das ſchöne Ergebniß jedes höhern Genuſſes die Seele ergreift, in ſich zu tragen. Ein ſprechender Beweis von der regen Theilnahme der Verſammlung für den Zweck des Feſtes liegt in dem, für eine Landſtadt nicht unbedeutenden Ertrage von 92 fl., welche Summe, der Beſtimmung gemäß, bereits dem Schillerverein zu Stuttgart übermacht wurde.

Paris, Juni.

(Fortſezung.)

Konzerte. Theaterſubventionen.

Die Harmonie hat ſich jezt großer Fortſchritte in Paris zu erfreuen, zwar nicht die politiſche, geiſtige Harmonie, aber doch die muſikaliſche, welche zur erſten förderlich ſeyn kann, wie der Herr Kanzler ſehr bündig aus dem Beiſpiele der Griechen bewies, obſchon die Griechen auch nicht immer in der Politik ganz mit einander übereinſtimmten. Nicht allein ſind dieſen Sommer drei bis vier Muſikſäle für Abendkonzerte offen, es iſt auch ſo eben ein neuer Tempel der Harmonie errichtet worden, das heißt, man hat auf dem Boulevard de bonne nouvelle einen ſchönen Konzertſaal gebaut, in welchem dreimal in der Woche Konzerte unter Leitung geſchickter Tonkünſtler aufgeführt werden ſollen. Jene Konzertſäle ſind eigentlich nur für's große Publikum berechnet, und der Eintrittspreis iſt daher bei allen niedrig, nämlich ein Frank; in dem eben erbauten Saale werden aber die Preiſe nach den Logen und andern Pläzen höher angeſezt werden. Es iſt dies der erſte Verſuch, die Konzertmuſik zu einem täglichen Genuſſe zu erheben; da der Verſuch bereits im Kleinen geglückt iſt, ſo hofft man, daß er auch im Großen gelingen wird, und daß die Reichern das neue Unternehmen ſo gut unterſtüzen werden, wie die minder Bemittelten die Konzerte für einen Franken ſeit zwei Jahren unterſtüzen. Sollte die Luſt des Publikums an Abendkonzerten zunehmen, ſo würde dadurch allerdings den Schauſpielen Abbruch geſchehen. Schon jezt können manche ſich nur mit vieler Mühe aufrecht halten, und die ſogenannten königlichen Theater verlangen alle ſtarke Unterſtüzung von Seiten der Regierung. Bekanntlich erhält die große Oper allein 700,000 Franken. In der Deputirtenkammer wird über dieſe bedeutende Zulage, ſo wie über die, welche der italieniſchen Oper zufällt, Klage geführt; man meint, oder wenigſtens mehrere Volksvertreter meinen, die große Oper werde jezt ſo geſchickt geleitet, daß ſie keine Unterſtüzung bedürfe, auch nicht ſehr verdiene, da ſie weniger auf muſikaliſches Verdienſt neuer Stücke ſehe, als auf koſtbare Ausſtattung und prächtige Scenerie. Dagegen ſolle man das verſchuldete Théâtre français unterſtüzen, um es in Stand zu ſezen, die klaſſiſchen Werke der franzöſiſchen Dramatik auf eine, ihrer und der Nation würdige Art aufzuführen. Dann ſolle man ſich der bereits zwei- oder dreimal bankerott gewordenen komiſchen Oper erbarmen, welche allein der franzöſiſchen Opernmuſik eine Zufluchtsſtätte darbieten könne. Der Miniſter Thiers erwiderte recht vernünftig, wie mich dünkt, er habe keine Luſt, ſich in den äſthetiſchen Streit über klaſſiſches und nicht klaſſiſches Theater zu miſchen, da ihm die politiſchen Angelegenheiten ſchon Beſchäftigung genug geben, ferner wenden ihm die Theaterdirektoren ein, ſie könnten mit den alten Stücken nicht fortkommen, ſondern müßten ſich nach dem herrſchenden Geſchmack des Publikums bequemen, und endlich, er wünſche ſelbſt, die Unterſtüzung der Operntheater einzuſchränken, und ſogar aufzuheben, aber durch vorhandene Verträge zwiſchen den Operndirektionen und der Regierung ſtehen ihm die Hände gebunden u. ſ. w.

(Der Beſchluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Juni 1835.

> Wie ſah man uns an deinem Munde hangen,
> Da deines Geiſtes ungeheure Blitze
> Wie Schlag auf Schlag in unſre Seele drangen!
>
> Platen.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

Bei Palmblad in Upſala iſt im Jahr 1834 der erſte Theil einer Schrift erſchienen und ſo eben nach Deutſchland geiangt, welche der ſchwediſche Geſchichtſchreiber E. G. Geijer unter dem Titel: „Erinnerungen, Auszüge aus Brieſen und Tagebüchern“ drucken läßt. Dieſer erſte Theil enthält Erinnerungen von einer Reiſe, welche der Verfaſſer im Jahr 1809 nach England, und von einer andern, die er im Jahr 1824 in Begleitung der Baronin Silfverſtolpe und eines ausgezeichneten jungen Komponiſten, Lindblad, durch Deutſchland machte. Wir theilen Einiges aus lezterer mit. Geijer iſt nicht bloß ein ausgezeichneter Hiſtoriker, er iſt auch als einer der vorzüglichſten Dichter und Komponiſten Schwedens anerkannt. Es wird nicht nnintereſſant ſeyn, zu ſehen, wie ein geiſtvoller Fremder, der in der erſten Reihe der bedeutenden Männer ſeiner Nation ſteht und mit unſerer Sprache und Literatur vertraut iſt, ſich über deutſche Zuſtände in Bezug auf Literatur und Kunſt äußert. Wir geben zuerſt, was er über Jean Paul, Schelling nnd Tieck ſagt, und laſſen dann ſeine hiſtoriſchen Bemerkungen über den Tod Guſtav Adolphs bei Lützen folgen.

* * *

Dresden, 6ten September.

Am 26ſten Auguſt Morgens ſechs Uhr ſiehſt du uns auf der Reiſe nach dem Königreiche Böhmen über Baireuth. Durch Fräulein Imhoff hatten wir das Glück, bei Jean Paul eingeführt zu werden, der in Baireuth lebt, nun aber kränklich, faſt blind und niedergebeugt von dem Verluſte ſeines einzigen Sohnes, der in einem Alter von achtzehn Jahren ſtarb, ſelten Jemand ſieht. Wir wurden von ſeiner freundlichen, anmuthigen Frau und einer noch anmuthigern, ſehr artigen Tochter mit ſchwarzen, lebhaften Augen empſangen. Zulezt kam auch Jean Paul im Ueberrock und Pantoffeln und mit einem großen grünen Schirm über den Augen. Er ſah krank aus, belebte ſich aber augenſcheinlich während des Geſprächs, ſagte manches Witzwort und wurde munter. Hier kam uns M—s vortreffliches Gedächtniß wohl zu ſtatten. Es ſchien ihm zu ſchmeicheln, daß eine ſchwediſche Dame ſo bewandert in ſeinen Schriften ſey, nnd er mochte daraus abnehmen, daß der nordſcheinähnliche Glanz dieſer Schriften ſich wirklich auch über den Norden verbreite. Er improviſirte uns einen ſchwediſchen Frühling, wie er ſich ihn vorſtellte — die ſtarre Natur mit einem Male in warme Freudenthränen aufgelöst, die als Thautropfen in dem Kelche der Blumen ſtehen. Er ſpricht ungemein gut, und hat mit allen ſeinen Wunderlichkeiten, die gewiſſe Kenner vergöttern, das Publikum aber ſo mit in

Digitized by Google

den Kauf nimmt, eine groſſe populäre Eigenſchaft, nämlich eine innige, tiefe Vereinigung von Gefühl und Witz, welche vielleicht in unſern Tagen unter allen am meiſten anzieht. Ich habe bemerkt, daß nichts ſo allgemeinen Beifall gewinnt, als das ſentimentale Epigramm, ein Gefühl mit einer witzigen Pointe ausgedrückt. Dieſes ſauerſüße Genre iſt nicht das große, aber das reizende; man liebt es, wie die Roſe mit ihren Dornen. — Es war intereſſant, den alten Veteranen der Literatur den alten, guten König Max von Bayern preiſen zu hören, der ihm die Ruhe ſeines Alters geſichert hat. — Er erzählte, daß er Entwürfe zu mehr Arbeiten auf einzelnen Blättern gemacht habe, als er ſchon herausgegeben, und ſchien ein ganz gutes Vertrauen zu haben, daß ihm Zeit und Kraft nicht fehlen werde. Dies bildete einen rührenden Kontraſt mit der Vermuthung, die ſeine Freunde uns im Voraus geäußert hatten und die ſein Anblick beſtätigte, daß ihm wahrſcheinlich nur noch wenige Tage gegönnt ſind. Dieſer Gedanke brachte beim Abſchied eine Thräne in mein Auge. Das hinſcheidende Genie hat etwas höchſt Betrübendes, mehr als jede andere verfallende Größe. — In ſeinem Wohnorte iſt Jean Paul als ein guter Menſch geliebt. Er iſt aus dieſer Gegend, ein Pfarrersſohn von Wunſiebel.

Um ſieben Uhr Morgens fuhren wir in die tiefe und enge Thalſchlucht hinunter, in welcher Karlsbad zwiſchen ſteilen Bergen liegt. Ich habe von dieſem europäiſchen Geſundbrunnen wenig zu ſagen. Unvergeßlich bleibt er mir, weil er mir die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Manne verſchaffte, den ich eigentlich hier ſuchte, und der auf meine ganze Bildung den größten Einfluß gehabt hat. Wir ſchickten unſere Briefe zu Schelling, und erhielten zur Antwort, daß wir ihm um drei Uhr Nachmittags willkommen ſeyn würden. Aber ſchon vorher kam er ſelbſt zu uns und begleitete uns zu ſeiner Frau. Wir brachten dieſen Abend und den größten Theil des folgenden Tags mit ihnen zu. Schelling hat eine wahrhaft groſſe Einfachheit in ſeinem Weſen, ernſt und doch angenehm. Seinem Aeußern nach iſt er ſtark gebaut, von mittlerer Größe, hat unregelmäßige Geſichtszüge, aber eine ſchöne, offene Stirne, große, klare, blaue Augen und etwas Liebliches in ſeinem Blicke. Seine liebenswürdige Frau behandelte uns wie alte Freunde, auch Schelling ſelbſt war auf ſeine einfache Weiſe ſehr freundlich gegen uns, ja bei einigen Geſprächen, die ich mit ihm hatte, manchmal herzlich. Es iſt, wenn ich ſo ſagen darf, eine tiefe Offenheit in ſeinem Weſen. Er ſelbſt fragt nicht das Geringſte darnach, was man da ſieht oder nicht ſieht, und gibt ſich, wie er iſt. Es kamen die wichtigſten Angelegenheiten der Zeit zur Sprache. Da geſtand er unter andern offen, daß ſeine Anſicht darüber noch nicht beſtimmt ſey. Was gab mir dieſe Aeußerung alles zu denken, nachdem wir geſchieden waren! Es waren lange Gedanken, die ich nicht zu Ende dachte. Aber der Morgen des 31ſten Auguſt, an dem ich der ſchlechten Wege halber allein zu Fuße für mich hinging, wird mir nie aus dem Gedächtniſſe kommen. Wir verließen Karlsbad am 30ſten Auguſt. Frau v. Schelling kam noch vom Brunnen herauf, um Abſchied von uns zu nehmen. Ich begleitete ſie zurück, um noch einmal Schellings Hand zu drücken.

Ich ſchließe dieſen Brief in dem Augenblicke, da ich von einem genußreichen Abend bei Tieck nach Hauſe komme, der uns den großen Genuß verſchaffte, ihn ein Shakespeare'ſches Stück vorleſen zu hören. Es kann keinen größern Meiſter in dieſer Kunſt geben. Die klangvollſte, biegſamſte Stimme, die ihn in den Stand ſezt, jeden Charakter kenntlich zu machen, ohne ihn durch den Namen zu bezeichnen, ein Ausdruck, der den Gedanken in all ſeiner Friſche, ohne alle Uebertreibung ausprägt, ein raſcher, lebendiger Vortrag, dies Alles vereinigt, bildet eine Darſtellung, gegen deren Wahrheit im Ganzen und Feinheit im Einzelnen die theatraliſche Vorſtellung roh, grob erſcheint. Wenigſtens war dasjenige, was ich mir von einer Vorſtellung deſſelben Stücks (des erſten Theils von Heinrich dem Sechsten) in London erinnerte, in keiner Weiſe mit dem Eindrucke zu vergleichen, den dieſe Vorleſung (nach Schlegels Ueberſetzung) auf mich machte, obgleich damals Kemble und Cooke ſpielten. Es iſt wie ein Beſuch des Genius der Dichtkunſt, nicht in Parade, ſondern im Morgenkleide. — Tieck hat bei einem, von der Gicht gedrugten Körper ein feines, geiſtreiches Geſicht. Sein Porträt in einem Jahrgange der Urania iſt Karrikatur. Die Büſte, die der Bildhauer Tieck von ſeinem Dichterbruder machte, iſt, dem Ausdrucke nach, noch ähnlich, obgleich aus jüngeren Jahren.

(Der Beſchluß folgt.)

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortſetzung.)

Nur wenige Monate hatte ich auf der hohen Schule zugebracht, als ich mich von Freunden umgeben ſah, die mir ein heiteres Leben, wie ſie es nannten, zuſichern wollten; allein ſo ſeltſam war meine Natur, ich konnte ſelbſt an den Frenden meines Alters keinen Geſchmack finden. Die lebhafteſten und verführeriſchſten Genüſſe ließen mich kalt, und indeß ich auf dieſe Weiſe den Ernſt und das Nachdenken von mir wies, auf der andern Seite auch der Frivolität entſagte, ſah ich mich auf ein Drittes hingewieſen, und dieſes war nun eben meine alte Feindin, die fürchterliche Langeweile. Ich zählte erſt zwanzig Jahre, und war mit dem Leben ſchon völlig

Digitized by Google

fertig geworden; fürwahr, eine Ueberzeugung, die im Stande war, mich der Verzweiflung nahe zu bringen, wenn meine Stumpfheit, die Unmöglichkeit tiefer, bleibender Eindrücke nicht ein wohlthätiges Gegengewicht ausgeübt hätten. Da meine Geſellſchafter ſahen, daß ſie mit mir ihren Zweck nicht erreichten, da weder Wein, Weiber noch Händel mich anzogen, ſo ließen ſie mich gehen und zogen nur gelegentlich den Nutzen von mir, den ihnen der reiche fürſtliche Muſenſohn gewähren konnte.

Wie ich mich im Innern verwandelte und gleichſam unſcheinbar wurde, ſo ſuchte ich es auch im Aeußern zu werden. Meine Diener und Hofmeiſter legten bei jeder nur irgend paſſenden Gelegenheit Schmuck und Ehrenzeichen an, indeß ich mich in einer Kleidung gefiel, die oft von einer Beſchaffenheit war, daß Gaſtwirthe und Weinſchenken mir den Eintritt in ihre Stuben verweigerten. Noch immer war ich nicht zu bewegen, auch nur flüchtig ein Buch anzuſehen, dagegen hatte ich mehrere Hunde mir angeſchafft, die mich auf der Jagd begleiteten und die ich gerne um mich ſah.

So verfloß ein Jahr, beim Beginn des zweiten wurde mir ein beſonderes Geſchenk zu Theil, das ich nicht erwartet hatte; ich ſollte einen Freund erhalten, einen wahrhaften Freund, doch die Weiſe, wie ich ihn mir gleichſam im Sturm eroberte, war ſeltſam genug. Chevalier Hernsdorff, aus einer alten, aber verarmten Familie, war ein bildſchöner Jüngling; in ihm vereinigte ſich Alles, was ich von Wohlgeſtalt, feiner Sitte und edler Bildung noch beobachtet hatte. Ich war ihm entgegengekommen, allein er wich mir aus und machte dadurch mein Verlangen nur noch heftiger. Es war mir neu, daß es Jemand gab, dem es völlig gleichgültig ſchien, ob ich lebte oder nicht; bis jezt hatte man mich immer geſucht, und die leiſeſte Aufforderung von meiner Seite war genügend geweſen, auch die Freieſten und Selbſtſtändigſten mir zu unterwerfen; nur der, den ich ſelbſt eifrig ſuchte, ſollte mir unerreichbar bleiben. Dieſer Gedanke raubte mir alle Ruhe; ich glühte für ihn, ich ſchwur mir ſeinen Beſitz, koſte es, was es wolle, zu verſchaffen. Eine Zeitlang war ich jezt wieder mit allen Sinnen und mit ganzer Geiſtesfülle thätig, jede Spielerei wurde verworfen. Das erſte heiße Freundſchaftsgefühl hat viel von der Liebe an ſich: es ſind die reinſten Flammen der Jugend, die hier vereinigt ſprühen und ſchnell die edelſten Kräfte zur Reife treiben. Ich puzte mich nun wieder, und bei jedem glänzenden Kleidungsſtücke, das ich anlegte, dachte ich, wie ein thörichtes, verliebtes Mädchen, daran, ob ich wohl Armands Blicke auf mich ziehen würde. Mir klopfte das Herz, wenn ich wußte, daß er um die beſtimmte Stunde die Straße herabkommen werde; ich ſuchte ihm auf allen Wegen zu begegnen, allein er wollte mich nicht ſehen. Mein Stolz erwachte, ich wollte ihn jezt zwingen, mich aufzuſuchen, und griff zu einem Mittel, das nicht fehlen konnte: ich ſuchte ihn zu beleidigen. Er ſchickte mir auch ſogleich eine Ausforderung, und wer war nun glücklicher als ich, denn ich hatte erreicht, was ich wollte. Den Tag, der zum Zweikampfe beſtimmt war, zu erwarten, fiel mir faſt unmöglich, mich in den Waffen zu üben, verſchmähte ich, denn wie hätt' ich ihm ein Leid zufügen können! So fanden wir uns zuſammen; raſch trat er hervor und ſtand mir gegenüber, ich ſuchte ſein Auge, und es traf mich der Strahl kalter, überlegter Verachtung, über mich hingleitend. Mein Blut trieb in die Wangen, auch meine Stellung wurde jezt ſtolz und finſter, er erſchien mir jezt nur als mein Widerſacher. Der Zufall leitete meinen Degen ſo geſchickt, daß ich ihm eine Verwundung am Oberarm beibrachte. Wie der Zuruf der Sekundanten erſcholl und ich das Blut ſah, betrug ich mich ſo kindiſch, daß meine Freunde bedenklich die Häupter ſchüttelten. Ich hatte ihn verwundet, ſein Blut war es, das ich fließen gemacht hatte, meine Waffe entglitt mir, und ich ſah mit wehmüthig halbgeſchloſſenem Auge zu ihm hinüber. Der Kampf begann von Neuem, denn die Verwundung war für ungenügend erklärt worden; allein mit meiner Kunſt war ich am Ende, ich erhielt jezt eine Wunde, und zwar eine ziemlich bedeutende, an der Bruſt. Der Kampf war entſchieden, und nun ſollte der Moment erſcheinen, nach dem ich ſo ängſtlich getrachtet, nämlich mich in ſeinem Arm eingeſchloſſen zu fühlen. Ich eilte auf ihn zu, indem ich ſchnell und heftig rief: „Wir ſind jezt Freunde!“ Der Ausdruck und die Stimme, mit denen ich dieſe Worte ſprach, ſchienen ihn ſtutzen zu machen; er blickte mich ſchärfer an und erwiderte dann kalt: „Durchlaucht haben ſich es ſelbſt zuzuſchreiben, daß wir es nicht auch ſchon früher waren.“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Die Opfer des Konvents. Lyons Handelsgeſchichte.

Der Unwille unſerer Radikalen über die nicht erfolgte Amneſtie, und über den feſten Gang der Regierung in dem großen, jezt vor der Pairskammer verhandelten Prozeß wurde neulich auch von unſerm Cenſeur auf eine ganz eigene Art ausgeſprochen. Dieſes Journal hielt nämlich der jezigen Regierung den Konvent als Muſter vor, weil dieſer am 26ſten Oktober 1795 l'élargissement de tous les détenus pour faits relatifs à la révolution angeordnet hatte. Auf dieſes waren wir nicht gefaßt, denn bekanntlich hörte der Konvent nicht eher auf zu ſchlachten, als bis Tauſende ſeiner unſchuldigen Opfer auf dem Blutgerüſte gefallen und die Eiſen der Guillotine ſtumpf geworden waren. Einer der wüthendſten Demagogen jener Zeit, ein großer Freund der

Republik. Prudhomme, berechnet in ſeinem Werke von ſechs Bänden die bloß in Paris Guillotinirten folgendermaßen: ehemalige Adelige 1278, deßgleichen Frauen 750, Frauen von Landleuten und Handwerkern 1476, Nonnen 350, Prieſter 1135, Nichtadelige aus verſchiedenen Ständen 13,633, zuſammen 18,622 Perſonen. In dieſer Berechnung ſind aber die zahlreichen Opfer im Innern Frankreichs und in deſſen großen Städten nicht aufgeführt, z. B. Lyon, Nantes ꝛc. Ueber leztere Stadt haben wir ein genaues Verzeichniß von den Unglücklichen, die bloß unter Carriers blutigem Proconſulat getödtet worden ſind: erſchoſſene Kinder 500, deßgleichen ertränkte 1500, erſchoſſene Frauen 564, deßgleichen ertränkte 400, erſchoſſene Prieſter 300, deßgleichen ertränkte 460, ertränkte Adelige 1400, ertränkte Handwerker 5300, zuſammen 10,224 Perſonen. Die Lyoner Opfer laſſen ſich auf ebenſoviel angeben, ſo daß dieſe drei Artikel ſchon an vierzigtauſend Hingerichtete betragen.

Wie ſich in Paris die Anſicht von deutſcher Literatur und Kunſt geändert hat, wie dort häufig ſogar das deutſche Mittelgut geprieſen und nachgeahmt wird, ſo finden auch in unſerer Induſtrieſtadt die Erzeugniſſe deutſcher Seidenfabriken Anerkennung, denn ſeit ihrer öffentlichen Ausſtellung im vorigen Herbſt iſt es uns klar geworden, daß unſere Fabrik ſich immer mehr von Lyon weg und in's Ausland wendet, und daß ſie für uns verloren geht, wenn die franzöſiſche Regierung nicht bald eine verſtändige Handelsfreiheit ausſpricht. Bei dem vielen Hinüber- und Herüberſprechen über dieſen Gegenſtand wurde auch die frühere Handelsgeſchichte Lyons beſprochen, die gewiß nicht ohne Intereſſe iſt. Unſere edle, glänzende und doch jezt unglückliche Stadt, die gleichſam in der Umarmung zweier großen Flüſſe liegt, war ſchon nach der Sage aus vorhiſtoriſcher Zeit ein bedeutendes Emporium, ein großer Markt, wo die Einwohner Galliens und Iberiens mit denen Latiums und Griechenlands zuſammenkamen, um hier gegenſeitig ihre Landesprodukte und Reichthümer auszuwechſeln. Freilich geſchah dieß nicht in der untern Stadt, ſondern auf dem Plateau von Fourvières, dieſer weiten Metropolis, wo ſich jezt nur noch Greiſe im Sonnenſchein ergehen und ſorgloſe Kinder um ſie ſpielen. Erſt viel ſpäter kamen andere Zeiten und andere Sitten, die Anhöhe wurde verlaſſen und man erbaute die untere Stadt, das heutige Lyon, das auch bald der Mittelpunkt des Handels und der damaligen Induſtrie wurde. Da, wo jezt das Quartier Ainay iſt, ſtritten ſich Redner um den Vorrang, und der in Lyon geborne Kaiſer Claudius wollte dieſem literariſchen Wettſtreit das Siegel ſeiner eigenen Beſchränktheit aufdrücken. Als im ſechsten Jahrhundert unſere Stadt den Königen von Burgund in die Hände fiel, war da wieder eine große Handelsthätigkeit. Lyon dehnte ſich damals beſonders von dem heutigen St. Georges nach St. Paul aus; man drängte ſich jedoch mehr nach erſterm, wegen der nähern Verbindung mit Burgund. Die mächtigſte Umgeſtaltung Lyons ereignete ſich im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, denn da erhielt die Stadt ihre induſtrielle und kommerzielle Wichtigkeit durch die Anlegung von Seidewebereien und Färbereien. Dieſer für ganz Frankreich ſo wichtige Gewerbszweig wurde in Avignon und in dem Comtat im vierzehnten Jahrhundert durch die Päbſte eingeführt, ein Jahrhundert ſpäter durch Ludwig XI. in Tours (1480), wohin er Seidenarbeiter aus Italien hatte kommen laſſen. König Franz I. brachte dieſe Induſtrie zuerſt nach Lyon durch Alexander Turquet und Joh. Naviz, deren Vaterland ungewiß iſt, da ſie nach Einigen Florentiner, nach Andern Lucceſer und wieder nach Andern Genueſer ſeyn ſollten.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Juni.

(Beſchluß.)

Die italieniſche Oper im Verhältniß zur franzöſiſchen.

Schon ſeit beinahe einem Jahrhundert herrſcht in Frankreich ein Zwieſpalt im Publikum über den reſpektiven Vorzug der italieniſchen und der franzöſiſchen Muſik. Zur Zeit J. J. Rouſſeau's war dieſer Streit abgeſchmackt, weil damals die franzöſiſche Oper beinahe noch nichts beſaß, was mit den guten italieniſchen Opern einigermaßen verglichen werden konnte. Jezt aber verhält es ſich anders. Gretry, Cherubini, Mehul, Berton, Boieldieu haben die Operette mit einer Menge von Stücken bereichert, welche den beſten des italieniſchen Theaters zur Seite geſtellt werden können. Dennoch wird Frankreich wohl daran thun, eine italieniſche Oper zu unterhalten, auch wenn ſie fernerhin noch den Staat jährlich 75,000 Franken koſten ſollte. Freilich iſt der Genuß derſelben nur den Reichen zugänglich; allein auf dem Punkte der Vollendung, wo ſie jezt ſteht, iſt ſie ein Muſter für Geſang und Spiel. Neben ſolchen Virtuoſen, wie ſie hier mit ſchweren Koſten vereinigt werden, kann ſich keine mittelmäßige oder ſchlechte franzöſiſche Oper halten, und wohl nur deßhalb macht die Pariſer Operette ſo ſchlechte Geſchäfte, weil ſie ſo tief unter der italieniſchen Oper ſteht. Das Publikum bildet ſeinen Kunſtgeſchmack an dieſer hohen Vollendung der Geſangmuſik, und unvermerkt werden ſich die franzöſiſchen Tonkünſtler und Sänger beſtreben, das zu werden, was Roſſini, Bellini als Tonkünſtler, Rubini, die Malibran, die Paſta als Sänger und Sängerinnen geworden ſind. Mit der großen Oper iſt es etwas anderes. Hier fehlt es nicht an Virtuoſen; aber Dr. Veron weiß aus Erfahrung, daß große Opern immer etwas langweilig ſind, wenn die Muſik allein ihr Verdienſt ausmacht, und da er nun nicht allein den Kunſtkennern, ſondern dem großen Publikum gefallen muß, ſo ſucht er auch den Geſichtsſinn zu beſchäftigen, und ſtattet daher ſeine neuen Opern ſehr reichlich aus, ſo daß auch der in der Tonkunſt wenig bewanderte Zuſchauer ſein Wohlgefallen daran haben muß. Der Direktor erhält dadurch noch den Vortheil, daß, wenn auch die Muſik eines neuen Stückes eben kein Meiſterwerk iſt, daſſelbe doch nichtsdeſtoweniger Beifall bekommt. Für die Tonkunſt iſt dieß aber nicht allein kein Gewinn, ſondern ein Schaden. Was ſoll jedoch Veron thun, wenn das verwöhnte Publikum die bloß muſikaliſch vortrefflichen, in Hinſicht des Inhaltes aber kein Intereſſe gewährenden Opern nicht hören will? Soll er vor leeren Bänken ſpielen laſſen und jährlich eine halbe Million zuſezen? Indeſſen hat er noch eine andere Saite aufzuſpannen, um das Publikum anzulocken, nämlich das Ballet, in welchem ſich die Pariſer Oper ſtets ausgezeichnet hat. Nun laſſen ſich aber die Haupttänzer und Tänzerinnen vortrefflich bezahlen; kaum bringen dieſe Herren und Damen dem Direktor Gewinn, ſo viel koſten ſie; dagegen ſind ſie auch Muſter der Tanzkunſt, und bilden eine Menge von Tänzern und Tänzerinnen für ganz Frankreich, ich möchte faſt ſagen, für ganz Europa; man weiß es ja, daß ſie ſchon manchen Fürſtenkongreß charmirt und beſennuyirt haben, und gewöhnlich iſt der erſte Gang der vielen nach Paris kommenden Fremden in's Opernballet. Für ſolche Vortheile kann nun der Staat wohl eine Zulage bewilligen. 700,000 Franken ſind freilich viel, ſehr viel; was hat man aber heutzutage Vortreffliches, ohne viel, ſehr viel Geld!

Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. Juni 1835.

Das konnte werden
Ein herrliches Geſchöpf, jezt iſt es nur
Ein fürchterliches Chaos — Licht und Dunkel,
Geiſt, Staub, Gedankenreinheit, Leidenſchaft,
Gemiſcht und kämpfend ohne Maß und Ziel.

Byron.

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortſetzung.)

Dieſes war das Ende meines erſten Zweikampfs. Es ſchien, ich habe jezt wieder einen Anfall von Thorheit beſtanden, doch dieſer brachte mir heilſame Früchte. Armand, der mir jezt näher trat, entdeckte bald, wie öde es in mir war; er wußte mir mit guter Art ein Buch in die Hände zu ſpielen, es waren Montaignes Gedanken, und die Zeit, während welcher ich mich in dieſe merkwürdige Schrift vertiefte, war ſo gut als gar nicht für mich vorhanden. Ich las in die Nächte hinein, verſäumte meine Mahlzeiten, vergaß das Leben um mich her völlig. Dieſes iſt der Zeitpunkt, in dem ich, wie ich ſagen kann, in die Reihe der denkenden Weſen eintrat. Doch wozu nüzt es, daß ein Weſen mehr iſt, welches denkt? — daß ein Quäler für ſich und andere mehr exiſtirt? — Was iſt der Zweck dieſer ſeltſamen Anreizung, die wir denken nennen? Welche Früchte kann es bringen, auch für den kunſtgeübteſten Fechter, nach allen Richtungen die Luft zu durchfechten? — Ich war ein elender, ſchädlicher Thor, doch ich wußte es nicht; jezt, da ich denken gelernt, weiß ich dieſes, iſt aber dieſes Wiſſen angenehm? Ich habe immer eine drückende Leere empfunden, ich wußte aber nicht, daß es ſo ſeyn muß, jezt weiß ich es, iſt aber dieſes Wiſſen ſehr erfreulich? — Nichts deſto weniger war mein Ergötzen, daß ich jezt denken konnte, ſo groß, daß ich Armand antrieb, mir mehr und immer mehr Bücher zu verſchaffen. Er führte mir vor, daß Leſen ohne Auswahl und in zu gehäufter Maſſe ſchädlich ſey, ich hörte nicht auf ihn. Da er mir nicht genügend Bücher brachte, ſuchte ich ſelbſt zuſammen, was ich nur finden konnte, und las nun mit einem wahrhaft nichtswürdigen Fleiße Alles, was mir vor die Augen kam. Auf dieſe Weiſe verſchlang ich die philoſophiſchen Schriften der Alten und Neuen, nebenbei elende Erzeugniſſe eines faſelnden Gehirns — wie ich's gerade fand. Wie aus einem dunkeln Traume taucht manches ſchäzbare Wiſſen mir auf aus jener Zeit, und ich weiß nicht gleich, wo ich es hergenommen; auf wenige Augenblicke fühle ich dann wohl eine gewiſſe Achtung vor mir ſelber. Mein Freund Armand that Einiges, um mich zur Vernunft zu bringen; da aber jede Vorſtellung erfolglos blieb, ſo ließ er mich gewähren. Es konnte auch nicht fehlen, daß mich endlich ein ungeheurer Ueberdruß packte, wo ich dann alle meine Bücher bei Seite warf. Ich kehrte jezt in mein eigenthümliches Element, in die Langeweile zurück.

Schon war ich dreißig Jahr alt, und noch hatte man mir keinen Gott gegeben; ich mußte mir alſo ſelbſt einen

Digitized by Google

ſuchen, auf die Gefahr hin, getäuſcht oder köſtlich belohnt zu werden. Das Leztere iſt mir nicht geworden. Man hatte ſich damit begnügt, mir hinter Weihrauchwolken, ſchimmernden Altarſchreinen, goldbrokatnen Prieſtern ein dunkles Etwas ſehen zu laſſen, das kein Antlitz hatte, und welches eine wunderliche Launenhaftigkeit, einen unleidlichen Stolz an den Tag legte, indem es immer geſchmückt und verehrt ſeyn wollte.

Ich beſinne mich, daß ich einſt auf der Reiſe in ein verlaſſenes, einſames Städtchen kam. Es war Abend, ein warmer Himmel lag über der Erde, eine Luft voll Ernten ſchwellte mir die Bruſt, überall ſah das Auge reife Garbenbüſchel aufgerichtet, und ſingend gingen die Schnitter nach Hauſe. Ein altes Weib, das ich zur Führerin angenommen, ſchloß eine Kirche auf, die abgelegen, tief in die Blumen des Kirchhofs geſenkt, ihre dunkeln Mauern vom lichten Abendſchimmer überglänzt, vor uns lag. Als ich innen durch die ſtillen Räume gegangen war, ſah ich zufällig in eine dunkle Nebenhalle, und ich erſchrack, denn es kam mir vor, als ſähe ein bleiches Antlitz durch die Finſterniß, als lehne ein Menſch dort an der Mauer. Es iſt wohl ein Kranker, dachte ich bei mir, oder ein Wahnſinniger, ſezte ich mit Grauſen hinzu. Mein Auge durchdrang jezt ſchärfer die Dunkelheit; ich ſah deutlich die in ein ſchwarzes Gewand eingehüllte Geſtalt, das bleiche, ſtarre Geſicht voll unendlicher Schmerzen. „Wer iſt der dort an der Mauer?“ fragte ich meine Führerin leiſe; ſie erwiderte: „es iſt Chriſtus.“ Das Wort tönte ſeltſam durch die einſame Kirche; ich wußte nun, wer der arme Verlaſſene war, ich wußte nnn, welche Schmerzen es waren, mit denen ſeine Seele rang. Der prächtige, mit Goldflitter überladene Gott hatte mich nicht gerührt, der verlaſſene, arme, im düſtern Kirchenwinkel trauernde Gott erſchütterte mich tief. Eine herzzerreißende Wehmuth überfiel mich. „O Himmel!“ rief ich, „wo ſind deine ſtolzen Kirchen, deine ſingenden Prieſter, wo das Heer triumphirender Heiligen, die dich ſtets umgeben? Wo ſind die ſtaunenden Welten, die zu deinen Füßen ſich drängen, wo die Schaaren ſeliger Geiſter, die den Saum deines Gewandes küſſen? — Wie, haben ſie alle dich verlaſſen, verweigern ſie dir ihre Verehrung, haben auch die Himmel, wie einſt dieſe Erde, dich von ſich geſtoßen, und will Niemand dich mehr als Gott erkennen? Ach! ſo iſt der Glaube der Heiligen ein Traum geweſen, die ſüße Zuverſicht deiner Getreuen ein eitler Wahn? — Deine ewigen Schmerzen haſt du umſonſt vergeudet, umſonſt von rohen Händen dein Herz brechen laſſen; der ewige, ſchreckliche Leichtſinn der Welt geht darüber hin, ſelbſt über die Todesſtunde eines Gottes; die rollenden Jahrhunderte ſchieben ſich dazwiſchen, und du biſt vergeſſen! Deine ſchöne, heilige Lehre der Liebe wird neben dem alten Nildienſt der Egypter, dem üppigen Blumendienſt der Griechen, der harten Steinanbetung des Nordens niedergelegt und vergeſſen, und das kalte, träge, unerſättliche Weltleben greift nach neuem, zartem Spielzeug, das es dann eben ſo ſchnell mit plumpem Fuße wieder zertritt. — Oder kommen einſt die Weiſen dieſer Erde in einer ſtillen Nacht und bringen dich aus deinem einſamen, dunkeln Kirchenwinkel, armer, verlaſſener Gott, wieder in den Glanz der lebendigen Welt hinaus, und kleiden dich in neues, herrliches Gewand, und knüpfen eng an deine göttliche Stirn das Bedürfniß der Menſchen? Armer, verlaſſener Gott, wenn dich auch Niemand liebt, ich will dich lieben!“

Als ich dieſe Worte mit bewegter Stimme ſprach, ſah mich die Alte mit bedenklichem Blicke an; es mochte ihr ſeltſam erſcheinen, daß ich bei einem alten, unbrauchbar gewordenen hölzernen Bilde ſolchen Aufwand von Rede und Gefühl verſchwendete. Sie ſchloß vor mir auf, und wir traten wieder in warme Luft voll Jubel und Leben; Geſang und Lächeln zog an uns vorüber, ich aber dachte an den, welchen ich an der kalten Mauer hatte lehnen ſehen, und das Bild wollte nicht mehr von mir weichen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Beſchluß.)

Von einer andern intereſſanten Bekanntſchaft muß ich auch ſprechen. Ich beſuchte mit Lindblad Karl Maria von Weber, der hier als Kapellmeiſter angeſtellt iſt. Wir fanden ihn in einem artigen Gartenhauſe außer der Stadt. Viel Geiſt, wenig Körper, ja zu wenig; denn es ſchien mir, als ſey der Geiſt nahe daran, die zarte Hülle zu durchbrechen. Eine reizbare Lebendigkeit und viele Bildung drücken ſich in ſeiner perſönlichen Erſcheinung aus. In ſeinen Worten liegt Schärfe und Salz. Er kam eben von Frankfurt, wo man ſeine Anweſenheit durch Aufführung des Freiſchützen gefeiert hatte, der noch immer Furore auf allen Theatern macht. Es waren ſchrecklich viel Leute darin, es war unerträglich heiß, ſagte er, und ſezte hinzu: wäre ich das Publikum, ich wäre nicht hineingegangen. Er klagte darüber, daß viele Theaterdirektionen ſich ſeine Oper zueigneten, ohne ſich die Partitur von ihm ſelbſt zu verſchaffen, und ihm dadurch ſeinen Gewinn entzögen. Ein Pariſer Komponiſt hatte die Unverſchämtheit gehabt, das Stück zum Behuf einer Aufführung in Paris nach eigener

Digitized by Google

Laune zu verpfuſchen, und ihm die ſo mißhandelte Partitur mit einem Briefe voll Komplimenten zu ſchicken.

Berlin, 15ten Sept.

Am 6ten reiſte ich um Mittag mit dem Poſtwagen nach Leipzig, wo ich am 7ten um ſieben Uhr Morgens ankam. Eine Stunde nachher ſaß ich ſchon in einem andern Fuhrwerk und fuhr nach Lützen, das ungefähr eine ſchwediſche Meile von Leipzig liegt, um meine Andacht am Schwedenſteine zu halten, wo Guſtav Adolph fiel. Es iſt ein gewöhnlicher, nicht ſehr groſſer Stein, der gerade auf dem Scheidepunkte der alten und neuen Straße nach Lützen liegt. Er war jezt mit einer Unterlage von kreuzweis gelegten, gehauenen Steinen verſehen; auf deren einem lieſt man die Inſchrift: Guſtav Adolph, König von Schweden, fiel hier im Kampfe für Geiſtesfreiheit den 6ten Nov. 1632. Ein alter Soldat, den ich dort traf, erzählte mir, dieſe neue Einrichtung ſey nach der Schlacht von Leipzig 1813 auf Veranlaſſung eines ſchwediſchen Offiziers gemacht worden. (Ich erfuhr nachher, daß dieſer ſchwediſche Offizier der General von Helwig war.) Steinbänke und Pappeln umgeben den Platz. Derſelbe Soldat erzählte auch, daß ein Herr von Leipzig jährlich zweimal zu dem Steine komme, und ihm geſagt habe, daß eine Geſellſchaft in Leipzig vorhabe, hier im Jahr 1832 ein Denkmal zu errichten und dazu auch Beiträge von Schweden wünſche. Ich weiß nicht, mir ſcheint der alte Stein, der von der Erinnerung mehrerer Generationen ſchon geheiligt iſt, jezt das beſte Denkmal. Eine groſſe That wäre ſicherlich ein beſſeres Monument. Schweden mag ſich darüber beſinnen.

Man ſieht auf dem Felde die Erdwälle von der ſogenannten Schwedenſchanze, welche die Kaiſerlichen den Schweden abnahmen. Ich ſtand an der Landſtraße neben dem Graben, über den Guſtav Adolph an der Spitze der ſmaländiſchen Reiterei ſprengte, um die ſchon einmal genommene und wieder verlorene kaiſerliche Batterie auf's Neue zu erobern, die zum dritten Male der Gegenſtand des mörderiſchſten Kampfes wurde. Die Batterie wurde genommen, und der König nahm den Hut ab und dankte Gott für dieſen Erfolg. Sein kurzes Geſicht führte ihn zu nahe an zwei anrückende feindliche Küraſſierregimenter. Er kam in's Handgemenge, ſchoß ſeine Piſtolen los, ſein Pferd wurde durch den Hals, er ſelbſt in den Arm geſchoſſen. Herzog Franz von Lauenburg, der einige Zeit nachher fälſchlich für ſeinen Mörder ausgegeben wurde, der aber in einem eigenhändigen Aufſatze ſagt, daß Guſtav Adolph „in ſeinen Armen den Schuß erhielt,“ nahm den König um den Leib, um ihn auf dem Pferde aufrecht zu halten. Da ſprengte der kaiſerliche Oberſtlieutenant Falkenberg vor und ſchoß den König durch den Rücken, ſo daß er vom Pferde fiel. Nun wurden der Herzog und alle Begleiter des Königs von ihm getrennt, mit Ausnahme ſeines deutſchen Pagen, des achtzehnjährigen Leubelfing, der vergebens verſuchte, ihm vom Boden aufzuhelfen. Während dieſer fruchtloſen Anſtrengungen kamen kaiſerliche Reiter heran, verwundeten den Pagen, weil er ihnen nicht ſagen wollte, wer ſein Herr ſey, und gaben dem Könige, ohne ihn zu kennen, den Piſtolenſchuß durch die Schläfe, der ihn tödtete. Der Leichnam, von Degenſtichen durchſtochen, mißhandelt, geplündert, wurde nach dem Siege unter Haufen von Todten aufgefunden, mit dem Geſichte zur Erde gekehrt. Er lag nicht am Schwedenſtein, ſondern jenſeits der Straße, etwas näher an Lützen. Früher ſtand dort ein Akazienbaum. Es iſt ein grüner Rain, den das Volk den Schwedenrain heißt. Wo ein Held fiel, reden Erde und Steine.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

Sonſt und jezt.

Es iſt ſo ſchwer, ſich in die Vergangenheit ſeines Volkes, ſeiner eigenen Familie zu verſetzen, als in eine gleichzeitige ganz fremde Nationalität. Manchen Leuten iſt es ganz unbegreiflich, wie unſere Urgroßväter ihren Tag ohne jene Spezereien beginnen konnten, wegen deren ſich im gegenwärtigen Augenblicke ein deutſcher Staat vielleicht eher zu einem Grenzbürgerkrieg, als zu einem etwas koſtſpieligern Frühſtück entſchließt; ſie ſchaudern, wenn man ihnen ſagt, daß auf jener Stufe der Kultur den frühſtückenden Menſchen nur die ſchreckliche Wahl zwiſchen dem Paßglas gewürzten Weins und der Waſſerſuppe blieb. Andere begreifen eben ſo wenig, wie unſere Großväter ihren Tag beſchloſſen, ſeit Friedrich der Große, der das Schwert eingeſteckt, keine militäriſchen Divertiſſements mehr gab und Nicolo Jomelli aufgehört hatte, Kapellmeiſter Sr. herzoglichen Durchlaucht von Würtemberg zu ſeyn; ſie begreifen nicht, was ſie Abends zu denken hatten, da doch von den zwei groſſen Gedankenſurrogaten der Jeztzeit, Bier und Blechmuſik, das eine auſſer Brauch, das andere ausſchließlich für die Reiterei Sr. Durchlaucht beſtimmt war.

Ich kenne einen alten Profeſſor der Naturgeſchichte, einen Mann, der eine ſehr poſitive Weltanſicht hat; Rückblicke auf die Zeit, die nicht mehr iſt, denen er ſich naturgemäß gerne hingibt, veranlaſſen ihn oft zu Ergüſſen wie der folgende: „Zur Zeit, da ich jung war, hatte die Welt ein feſtes Zenith und Nadir, ein beſtimmtes Rechts und Links. Daß die Menſchheit ſich bewege, war damals ſo wenig ein Geheimniß, als jezt, aber man dachte ſich die Bewegung ſtetig und in ſich zurückkehrend, wie die der Erde; erſt die Revolution brachte die Ketzerei auf, die leider, wie ſo viele Ketzereien, eine Wahrheit iſt, daß ſich die Geſchichte bilde, wie ſich die Oberfläche der Erde gebildet hat, durch periodiſches Zerreiſſen, Ueberſchwemmen und Durcheinanderwerfen. Jene Kataſtrophe hat, wie Alles an der europäiſchen Menſchheit, ſo auch gleichſam ihren

zoologiſchen Charakter umgewandelt, und Haarbeutel und Zöpfe ſind Charaktere des foſſilen Menſchengeſchlechts vor der großen Fluth, die nur noch hie und da faſt geſpenſtiſch und in reduzirtem Format in die jetzige Zeit herüberreichen, wie unſere Schlangen und Eidechſen nur als die armſeligen Reſte eines wimmelnden Heers von Ungeheuern erſcheinen. Damals war die Geſellſchaft der äußern Erſcheinung nach in augenfällige Geſchlechter und Arten getheilt, und die Nomenclatur derſelben ſtand ſo feſt, als wäre ſie von Linné oder Buffon verfertigt. Da gab es Menſchen mit Degen und inermes, Menſchen mit Perrücken, mit Haarbeuteln, mit Zöpfen, mit Haaren auf der niedrigſten Stufe natürlicher Bildung, Weiber mit und ohne Poſchen, mit und ohne Schminke, mit Friſur und mit nationeller Haube. Und dieſes Zerfallen in Spielarten galt ſo gut für eine Naturnothwendigkeit, als das verſchiedene Gefieder der Vögel und ihre verſchiedenen Waffen; man begnügte ſich mit der Gleichheit vor Gott, deren ſich auch die Vögel unter dem Himmel erfreuen. Jeder dachte und handelte ſeinen zoologiſchen Merkmalen gemäß und führte die Rolle durch, die ihm ſeine Charaktermaske anwies, und es war Krieg auf der Welt zwiſchen den Großen und den Kleinen, aber in beſter Ordnung. An der Spitze der Reihe der menſchlichen Geſchlechter ſtand der Fürſt und der Große, als Menſch-Menſch, wie Oken ſagen würde, als Adler und Faſan in Einer Perſon, ſtolz, gewaltig und prachtvoll gefiedert; die Sperlinge ließen es ſich nicht beikommen, ſich gegen den Habicht etwas herauszunehmen, und die Küchlein hatten noch nicht gelernt, die Henne zu meiſtern. Dieſes ſchöne Syſtem iſt rechtlich vernichtet, und was faktiſch davon übrig bleibt und übrig bleiben muß, iſt nicht der Rede werth, da es ſich auf kein tieferes Moment als das zufällige des Geldes gründet. Die Menſchheit hat ſich eintönig gefärbt, nur daß, gerade umgekehrt wie bei den meiſten Vögeln, der männliche Theil dunkler, düſterer gefiedert iſt, als der weibliche. Auch ich bin aus der Puppe der alten Zeit geſchlüpft, es iſt mir aber, als ob ich dabei, ſtatt mehr Organe, ihrer weniger bekommen hätte. Der Puder iſt aus dem Reſte meiner Haare gekämmt, mein Zopf liegt im Schranke, der Blumenflor meiner weitläuftigen Weſte iſt gewelkt, ſie hat ſich zu dieſen armſeligen Normaldimenſionen zuſammengezogen, und ich flattere herum als ein alter Kohlweißling unter Tauſenden von Meinesgleichen in derſelben Livree. Ihr lacht, aber ich ſage euch, es wird nicht eher weder Ruhe, noch einen guten Spaß auf der Welt geben, bevor nicht wieder die Menſchheit in ihrer äußern Erſcheinung, ſo oder ſo, in wohlbegrenzte Varietäten zerfällt, welche die Geltung natürlicher Unterſchiede haben.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Lyoner Induſtrie und der deutſche Zollverein.

Von dieſer Zeit an hat ſich die Seideninduſtrie in Lyon immer mehr gehoben, und die Zahl der Seidewebſtühle nahm immer zu, wiewohl ſie auch früher bisweilen böſe Tage hatte. So z. B. wandten ſich die Lyoner Repräſentanten Reverchon und Dupuy am 4ten Prairial, Jahr II (im Mai 1794), an das damalige Comité du salut public und ſtellten ihm vor, daß achttauſend Seidearbeiter in Lyon ohne Arbeit und Brod ſeyen, deßhalb ſchlugen ſie eine Commune affranchie vor, um, wie ſie ſagten, den Handel zu demokratiſiren. — Arlès-Dufour, einer unſerer tüchtigſten Männer vom Fach, hat großen Fleiß auf die Unterſuchung und Kenntniß der Fabriken des Auslandes verwendet. Zu dieſem Zwecke war er in der Schweiz, in Sachſen, Rheinpreußen, Oeſterreich, England und ſelbſt in Indien. In ſeinem vor Kurzem erſchienenen Mot sur les fabriques étrangères de soierie legt er alle ſeine Beobachtungen offen dar, und zieht aus Allem den Schluß: „die Lyoner Seideninduſtrie wird auswandern, man muß ſich daher zeitig für ſie nach einem neuen Kap der guten Hoffnung in Frankreich umſehen.“ Auch der Verfaſſer ſieht für ſie nur Heil in der Freigebung des Handels mit dem Ausland. Seine Schrift iſt auch allen deutſchen Seidefabrikanten zu empfehlen, weil der Verfaſſer offen und mit großer Sachkenntniß darlegt, woran es ihren Anſtalten noch fehlt. Es iſt für Deutſche erfreulich, in dieſer Schrift zu leſen, was der erfahrene Verfaſſer über das neue deutſche Zollſyſtem ſagt, wenn auch hie und da der Franzoſe hervorguckt, der ſich Deutſchland nun einmal nicht anders als mit Eiferſucht und geheimer Feindſchaft ſeiner zwei größten Mächte denken kann, weil dieſe Stimmung allein ſeinen politiſchen Hoffnungen ſchmeichelt. Nachdem der Verfaſſer trefflich von den Vortheilen der Handelsfreiheit im Allgemeinen geſprochen hat, ſagt er: „Seher nach Preußen hin, das mit ſeinem neuen Zollſyſtem in gleichem materiellen Vortheil ſechzehn deutſche Staaten mit zwei-und-zwanzig Millionen Einwohnern umfaßt, denen ſich bald noch mehrere anſchließen dürften. Dieſe größern und kleinern Staaten waren vor einigen Jahren noch durch ſtrenge Zolllinien feindlich und zu ihrem gegenſeitigen Schaden von einander getrennt. Jetzt bilden ſie einen feſten, kompakten Verein mit ganz gleichen Intereſſen. Gleich nach dem Frieden i. J. 1815 war Preußen, trotz ſeiner großen Verdienſte um Deutſchlands Befreiung, doch von allen kleinen Staaten des Landes, beſonders von ſeinen neuen Erwerbungen, Sachſen und Rheinpreußen, gehaßt. Aber durch eine kluge, feſte, rechtliche und aufgeklärte Regierung hat es in zwanzig Jahren die öffentliche Meinung ſo umgeſtaltet und gewonnen, daß ſich die meiſten deutſchen Staaten, vertrauend auf Preußens Gerechtigkeit und Fähigkeit, ſeinem Zollſyſtem anſchloſſen. Schon ſeit langer Zeit, wohl ſchon ſeit fünfzehn Jahren, arbeitet Preußen mit Beharrlichkeit an der Ausführung dieſes großen Projekts, aber ſeine europäiſche Wichtigkeit hat man erſt zu begreifen angefangen, ſeit es zum Theil zur Ausführung gebracht worden iſt. Soll man in Preußens Abſichten und Anſtrengungen den ſchönen Gedanken an die Aufſtellung Eines Deutſchlands, den edlen Wunſch erblicken, in Einem Körper, unter Einer Leitung alle die zerſtreuten Glieder zu verſammeln, die Vereinzelung und Abſchließung tödten würden? oder liegt hier nur Preußens eigenes Intereſſe zum Grund? Die Zukunft wird es lehren. So viel iſt aber gewiß, daß der preußiſche Zolltarif als ein mächtiger Schritt zu Bildung eines neuen Deutſchlands angeſehen werden muß; er iſt ein großer Akt innerer Handelsfreiheit, der für Deutſchland nicht weniger Bedeutung und Vortheil hat, als 1789 die Aufhebung der innern Zölle in Frankreich. In dieſer Beziehung müſſen ſich Alle über dieſes Ereigniß freuen, die frei und menſchlich über ihre eigenen Grenzen hinausſehen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Juni 1835.

Die Einſicht, wie der Menſch dergeſtalt gebaut ſey, daß er ſo viele Eigenſchaften und Naturen in ſich vereinige und dadurch auch ſchon phyſiſch als eine kleine Welt, als ein Repräſentant der übrigen Thiergattungen exiſtire, geht am deutlichſten und ſchönſten auf, wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zuſammengeſetzten Menſchen endlich wieder entdecken.

Goethe.

Zur Phyſiologie der Sinne.

Von Joh. Meesler.

Es iſt unſere Abſicht, den Leſern dieſer Blätter in einem Cyklus kleiner Aufſätze die wichtigſten und intereſſanteſten Themata der Naturphiloſophie vorzuführen. Die Natur iſt die ſchöne Königstochter, die, in Zauberſchlaf verſenkt, deſſen harret, der ihr nahe und ſie erwecke. Wohl Mancher möchte der Ritter ſeyn, der den Zauber löst, denn der Preis iſt ihm bekannt; aber er fürchtet die mannichfachen Schreckniſſe, mit denen die alte Burg rings umgeben iſt. Wir wollen verſuchen, ob es nicht möglich iſt, die Rieſen und Drachen zu umgehen und dennoch das erſehnte Ziel zu erreichen, das heißt, wir wollen uns bemühen, unſere Leſer mit Umgehung aller dunkeln und unerquicklichen metaphyſiſchen Prolegomena ſogleich zur Sache zu führen, das von der Philoſophie beleuchtete Panorama der Natur ihren Augen eröffnend. Wir werden keine eigentlich gelehrten Abhandlungen liefern und unſere Arbeiten mit keinem prunkenden Schleppkleide von Citaten zieren; wir werden uns aber beſtreben, in bündiger Kürze klare Begriffe zu geben von den weſentlichſten Momenten der betreffenden Gegenſtände. Vielleicht gelingt es uns, auf dieſe Weiſe die abenteuerliche Vorſtellung, die ſo Viele mit dem Wort Naturphiloſophie verbinden, zu berichtigen, und eben dadurch die ſonderbare Scheu vor dieſer Disciplin zu zerſtören. Ja, wir hoffen wohl auch bei Manchen recht eigentliche Freude am Gegenſtande zu erwecken und zu einem tiefer gehenden Studium deſſelben zu veranlaſſen.

Nach dem, was wir kürzlich in dieſen Blättern über Okens Verdienſte um die Naturphiloſophie geſagt haben, iſt es faſt überflüſſig, zu bemerken, daß die Arbeiten dieſes großen Mannes uns vorzugsweiſe zur Grundlage dienen werden. Deſſenungeachtet werden wir uns häufig, ſehr häufig veranlaßt ſehen, unſern Führer zu verlaſſen und einen von uns ſelbſt gewählten Pfad zu wandeln. Es gilt dies namentlich von dem Aufſatze, den wir gegenwärtig dem Publikum vorlegen. Die Lehre von der Bedeutung der Sinne hat durch Okens eben ſo kühne als geiſtreiche Bearbeitung eine ganz neue und eigenthümliche Geſtalt gewonnen, und wir werden ſehr Vieles von ſeiner Lehre in unſere Darſtellung aufnehmen. Dies wird uns aber nicht verhindern, Manches auf ganz andere Weiſe als Oken zu betrachten und zu beleuchten.* Von

* Wir begnügen uns, auf Okens zwei Monographien: „Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Klaſſifikation der Thiere.“ „das Univerſum als Fortſetzung des Sinnenſyſtems.“ und auf „ſein Lehrbuch der Naturphiloſophie“ zu verweiſen. Eine Vergleichung dieſer Schriften mit unſerer Darſtellung wird zeigen, worin wir mit Oken übereinſtimmen und worin wir von ihm abweichen.

Digitized by Google

Oken ſelbſt erwarten wie am Erſten deßhalb Verzeihung und Nachſicht, von ihm, der mit ſo liebevollem Eifer in jedem ſeiner Schüler das Intereſſe für die Wiſſenſchaft anzuſachen ſtrebt, und der ſo ſehr darauf dringt, das Wort des Meiſters nicht gläubig und paſſiv aufzunehmen, ſondern prüfend und ſelbſtthätig in ſich zu vearbeiten.

*

Der Geiſt des Menſchen iſt einem Heerſcher vergleichbae, der in ſeiner hochgelegenen, von feſten Mauern umgebenen Burg ruhig wohnt und an den Grenzen ſeines Reichs emſige Wachen aufgeſtellt hat, die genau achten auf Alles, was ſich ereignet, und von dem Erſpäheten alsbald durch ſchnelle Boten ihrem Heren Kunde geben. Die Burg iſt das von den Knochen des Schädels rings umſchloſſene Gehirn, die Wächter ſind die Sinnorgane und die Boten ſind die Nerven. — Aber die Sinnorgane vermöchten für ſich allein nicht, ihre Funktion zu verrichten; ſie bedürfen dazu der Mithülfe der Elemente. Wie verſtehen diee unter Elementen nicht, was die heutige Chemie unter dieſem Namen verſteht, nämlich Sauerſtoff, Waſſerſtoff ꝛc., ſondern was die Alten darunter veeſtanden: Feuer (d. i. Licht), Luft, Waſſer und Eede. Freilich wenn man mit dem Namen Element nue chemiſch nicht weitee Zerlegbares bezeichnen will, dann paßt er nicht für dieſe viee Stoffe. Dann möchte es aber überhaupt eine mißliche Sache ſeyn, irgend einem Dinge den Namen Element zu geben. Wir verſtehen unter den vier Elementen nichts weiter als die Repräſentanten der viee Hauptformen des Cohäſionszuſtandes. — Es unterwerfen ſich nun die Sinnorgane dieſe Elemente und zwingen ſie zu ihrem Dienſte, und man mag wohl in dieſem Beteacht den Menſchen, bei dem alle Sinne am vollkommenſten entwickelt ſind, den Herrn dee Elemente nennen. — Je höhee das Element ſteht, deſſen ſich ein Sinnorgan als Vehikel bedient, deſto bedeutſamer iſt ſeine Funktion, in deſto weitere Fernen erſtreckt ſich ſeine Kraſt.

Eine beſondere Beachtung verdient die Beziehung, in welcher die einzelnen Sinne zu den einzelnen Thierklaſſen ſtehen. Es treten nämlich die Sinne nicht zumal im Thierreich auf, ſondern zuerſt, d. h. in der unterſten Thierklaſſe, der unterſte Sinn, dann in der nächſt höhern zoologiſchen Klaſſe, der nächſt höhere Sinn, und ſo foet, ſo daß jeder Sinn gleichſam durch eine Klaſſe im Thierreich repräſentirt wird. Und da, wie geſagt, die einzelnen Sinne in ſpeziellen Beziehungen zu den einzelnen Elementen ſtehen, ſo weeden auch bei den Thierklaſſen dieſe Beziehungen zu den einzelnen Elementen gefunden. — Dee Menſch, der, wie bereits bemerkt, die am gleichmäßigſten und vollkommenſten ausgebildeten Sinnorgane beſizt, iſt demnach auch in dieſee Beziehung das vereinigte Thieereich.

Wie werden nun ſuchen, die im Allgemeinen aufgeſtellten Sätze in möglichſter Kürze vermittelſt einer ſpeziellen Betrachtung der einzelnen Sinne durchzuführen und zu begründen. Bekanntlich gibt es fünf Sinne, die, wenn wie vom unterſten beginnen, in dieſer Ordnung aufeinander folgen: Gefühl, Geſchmack, Geeuch, Gehöe, Geſicht. Ihre Organe ſind: Haut, Zunge (überhaupt der Mund), Naſe, Ohr, Auge. Wir machen den Anfang mit dem unteeſten Sinn.

(Der Beſchluß folgt.)

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortſetzung.)

Den Eindeücken des ſpäteen Lebens wich dieſes Bild dennoch; als ich merkte, daß derſelbe Gott Pflichten mir auferlegte, Opfer von mir veelangte, lehnte auch ich mich gegen ihn auf und erlaubte mir alle Arten von Widerſetzlichkeit. Drei Männer, mit denen ich bekannt wurde, brachten in dieſe Widerſetzlichkeit Syſtem. Es waren ein Geiſtlicher, ein Advokat und ein Poet. Der Geiſtliche gab mir gleichſam einen allgemeinen Bauriß ſeiner Kirche. Er zeigte mir gewiſſe Säulen, auf die ſich das Ganze ſtüzte, und die man nicht antaſten dürfe, weil ſonſt das Gebäude unfehlbae einſtürzen würde; die Nothwendigkeit jedoch, daß es nicht einſtürze, ſey für alle Zeiten hin einmal ausgemacht, und da müſſe ſich jeder Einzelne dem Bedürfniß des Ganzen unterwerfen; Thorheit odee Wahnſinn wäre es, dagegen zu handeln. Dee Poet gab dieſes zu, doch drang er darauf, daß das Gerüſte, da es doch nicht fortzuſchaffen ſey, mit möglichſt wohnlicher Eineichtung ausgefüllt werde. Mit geiſteeichem Lächeln trug er anmuthige Verſe vor, die wie leichtſinnige Mädchen jedes Geheimniß mit lachendem Munde wegſpotteten. Seine Lehre war, der Menſch ſey frei, die Erde und jeder Genuß ſein Eigenthum, dee Streit über Recht und Unrecht, Religion und Unreligion könne man dem Pöbel überlaſſen. Dee Genuß ſey der wahre Gott und die Poeten ſeine Prieſtee.

Ich hatte dem Prieſter geglaubt, ich glaubte dem Poeten, jezt kam der Gelehrte und bewies, daß ich keinem von beiden glauben dürfe, daß eben der Glaube der ſchlimmſte Feind der Freiheit ſey, die Feſſel, die ſelbſt dee Kühnſte und Gewaltigſte am ſpäteſten abwirft. Selbſt dee vollendete Unglaube ſey Zwang und Deſpotie, nur der Zweifel mache uns glücklich, und wir müßten ebenſo

an unſerm Unglauben, als an dem Glauben zweifeln. Denn nichts in der Welt ſey eigentlich wahr oder unwahr, wir ſelbſt, zum Spott mitten unter dieſes räuberiſche Heer von Widerſprüchen geſezt, würden, wenn wir uns für eine Partei erklärten, unfehlbar von der andern zerriſſen werden; nur indem wir gegen beide ſtritten, könnten wir uns ſelbſt behaupten. — „Ich ſtudirte die Rechte,“ erzählte er mir, „und um mich in die Erkenntniß des Rechtes zu ſetzen, machte ich mich mit demjenigen genau bekannt, was die Menſchen Unrecht nennen. Ich ſtieß in dieſen Unterſuchungen auf ſeltſame Fälle. Die Aengſtlichkeit, mit der immerdar die Menſchen eine Maſſe von Geſetzen, Formeln und Verordnungen aufgehäuſt hatten, ſchien mir ſogleich anzudeuten, daß ſie mit Furcht vor der Zweideutigkeit ſich zu ſchützen geſucht hatten; allein in hohle Formen ließ ſich ein ſo ſeltſames, flüchtiges Weſen, wie das, mit dem ich es zu thun hatte, nicht bannen. Das ſtarre Gerüſte blieb ſtehen, der hineingebannte Geiſt verflüchtigte ſich, und nach Verlauf einiger Jahrhunderte mußte man nothwendig entdecken, daß man ſtatt des Rechts das Unrecht darin gefangen hielt, und dieſes durch die künſtlichſten Formen ſchüzte und gleichſam dauernd machte. Um die Phyſiognomie des Rechts nicht zur feſtſtehenden todten Larve werden zu laſſen, war es nöthig, ſie in ſteter Beweglichkeit zu erhalten; dann kamen aber wieder, indem ſich in jeder Generation die Züge dieſes Antlitzes veränderten, oft ſonderbare Grimaſſen zum Vorſchein. Mich ſchmerzte es, in beiden Fällen die Menſchheit betrogen oder verſpottet zu ſehen, doch fühlte ich deutlich mein Unvermögen, hier eine günſtige Aenderung zu bewirken; die Unzulänglichkeit aller menſchlichen Beſtrebungen, zugleich die verlezte Würde meiner Wiſſenſchaft trieben mich ruhelos von einem Aeußerſten zum andern; es war vergeblich. Da alle Verſuche, Klarheit und Licht zu erringen, fruchtlos blieben, fand ich jezt eine Freude im Zerſtören, ich riß alles früher ſo geſchonte Bauwerk nieder, indem ich hoffte, ganz auf dem Grunde der Trümmer die geheimnißvolle Figur zu finden, nach welcher der unerforſchliche Baumeiſter gebaut hatte. Ich machte mir's zur Pflicht, in meinem praktiſchen Wirken alle Fälle aufzugreifen, in denen das Unrecht entſchieden auf meiner Seite war, und freute mich, wenn ich einen neuen Sieg davon trug über das, was man geſundes Menſchenrecht nannte, und welches Jedermann mit Händen zu greifen glaubte. Ich ging noch weiter und brachte alle berüchtigten Perſonen, die in den Büchern der Geſchichte durch das Urtheil von Jahrhunderten gerichtet daſtanden, von Neuem vor meinen Richterſtuhl, und war entzückt, wenn ſie gerechtfertigt aus dem düſtern Nebel des Irrthums oder der Bosheit hervortraten; ich hatte ſie aber nur mit Mühe gerettet, um ſie dann wieder zu verdammen. Auf dieſe Weiſe bildete ich den tiefen Haß, den Ekel in mir zur Reife; ich hätte verzweifeln müſſen, wenn ich nicht zum Glück an der Möglichkeit der Verzweiflung gezweifelt hätte.“

Die Geſinnungen dieſes Mannes, vereint mit der jener beiden, wirkten nun auf mich; ich eignete mir von Jedem etwas an. Vom Geiſtlichen lernte ich, daß man zu einer äußern Kirche des Pöbels wegen ſich bekennen müſſe, vom Poeten, daß der wahre Gott der Genuß ſey, und endlich, um dieſem Gotte ſtets treu zu bleiben, nahm ich vom Advokaten die Lehre an, an nichts Beſtehendes zu glauben, ſondern jede flüchtige Exiſtenz, ohne ihre Farbe, ihren Gehalt zu prüfen, mir anzueignen. Dieſe drei Lehren im Zuſammenhange formten nun meinen innern Menſchen, oder richtiger geſagt, ſie löſten jede noch etwa beſtehende Form in mir auf. War ich früher bewußtlos ſtumpf und leichtſinnig geweſen, ſo lernte ich jezt, daß man es mit Bewußtſeyn und mit Ueberlegung ſeyn könne. Dieſe Philoſophie hat mich nie ſehr ſchwer gedrückt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beſchluß.)

Der deutſche Zollverein. Entſchädigungsforderung.

„Preußen war von ſeinen reichſten Provinzen durch zwiſchenliegende Länder geſchieden, und dadurch hatten ſeine Grenzen eine größere Ausdehnung, als die Frankreichs und Oeſterreichs. Seit dem erſten Januar 1834 ſind faſt alle dieſe Grenzſperren gefallen, und es zeigt ſich jezt in Deutſchland ein Handels- und Zollkörper von zwei-und-zwanzig Millionen Einwohnern. Durch ihn eint, rundet und befeſtigt ſich Preußen, ſeine ſchönen Rheinprovinzen ſind nicht mehr von ſeinen alten Staaten getrennt, und es bleiben ihm nur, als hindernde Enclaven, Hannover, Braunſchweig und Mecklenburg, die bisher noch nicht in den Zollverein getreten ſind. Nun kann Preußen, ungehindert durch ſeine frühere getrennte Lage, alle Verbeſſerungen in ſeinen Provinzen vornehmen. Jezt ſchon hat ſein früher ſo verſchrienes Geld in ganz Deutſchland Kurs und verdrängt das öſterreichiſche. Bald wird die Union auf ſeine Veranlaſſung auch Einheit in Münzen, Gewicht, Maß und Fracht annehmen. Die organiſche Grundlage der Union beſteht alſo lediglich in materiellen Intereſſen, ihr Zweck aber iſt entſchieden politiſch und ſtaatsklug. Die Union iſt jedoch nur aus den unverſtändigen Handelsmaßregeln Englands und Frankreichs hervorgegangen. Seit dem Frieden haben beide nur geſtrebt, zu verkaufen, ohne zu kaufen. Ihr Beiſpiel fand bald häufige Nachahmung in Deutſchland, denn da wollte nun auch der kleinſte Fürſt ſeinen Douanen haben, und ſeine Untergebenen dadurch vor ausländiſchen Waaren ſchützen, daß er ſie durch ſeine Zölle vertheuerte. Daraus entſtand ſo allgemein Mißbehagen, Aufregung und

Demoraliſation in Deutſchland. Dieſem Allen hat Preußen und die Union glücklich abgeholfen. Wenn Frankreich und England auf ihrem traurigen Irrthum des prohibitiven Zolls beharren, ſo wird die Union noch ganz andere Maßregeln und Repreſſalien gegen ſie ergreifen. Verbote werden Verbote erzeugen, und wer könnte dies der Union übel nehmen? Englands und Frankreichs Klagen ſind in dieſer Beziehung ungerecht und lächerlich. Wenn ſich die Union erhält, befeſtigt und erweitert, ſo wird ſie die Baſis eines europäiſchen Syſtems werden, denn alle zu ihr gehörenden Staaten werden durch ſie Vortheile erhalten, die ihnen außerdem nie zu Theil geworden wären, es werden zwiſchen den europäiſchen Mächten Handelstraktate entſtehen, die auf Gleichheit und Reciprocität gegründet ſind, und dadurch wird das europäiſche Handelsſyſtem eine weſentliche Veränderung erleben. Das herrſchende Grundgeſetz der Union iſt: keinen Handelsartikel zu verbieten ꝛc.“

Die Summe von 1.200 000 Fr., die wir von der Regierung für die im April vorigen Jahres von der Artillerie erlittenen Zerſtörungen erbaten, iſt uns zwar nicht von der Regierung, wohl aber, wie vorauszuſehen war, von der Deputirtenkammer abgeſchlagen worden. Wie könnte man ſich auch verſtändigerweiſe zu dergleichen Forderungen verſtehen? Wäre das Geld aber wirklich von der Kammer zugeſtanden worden, ſo hätten es größtentheils Leute bekommen, die reich genug ſind, um den erlittenen Schaden leicht zu tragen. Millionäre waren dabei mit ſehr bedeutenden Summen angeſezt, deren Schaden in wenig mehr als in zerſchoſſenen Fenſterſcheiben beſtand. Andere hatten ſich begnügt, für einen Schaden von fünftauſend Franken nur ſiebentauſend anzuſetzen. Die Regierung und die Kammer waren von dieſem Unfug unterrichtet, und ſo iſt auch ſchon deßwegen die abſchlägige Antwort nicht zu verwundern, wenn ſie auch ſonſt keinen guten Grund gehabt hätte. Auf der andern Seite hat jedoch die Verſagung der nachgeſuchten Indemnität auch Nachtheile. Die Häuſer verlieren in dieſem Augenblick über ein Viertheil an Werth; die Verhypothekirung der Häuſer ſtockt, und ſelbſt die hartherzigſten Gläubiger mögen ihre Schuldner nicht zum Verkauf ihrer ſo ſtark im Preis geſunkenen Häuſer drängen und zwingen. Durch dieſe Umſtände leidet aber der öffentliche Kredit weſentlich.

Stuttgart, Juni.

(Fortſetzung.)

Sonſt und jezt.

Wenn ich die Phyſiognomie und das ganze Treiben der heutigen Geſellſchaft hier und anderswo betrachte, fallen mir oft die barocken Tiraden dieſes laudator temporis acti ein. Ja, der Geſichtskreis der neuern Welt hat ſich unendlich erweitert, aber der geiſtige Blick iſt nicht im ſelben Verhältniß ſchärfer geworden; unſer durch das Hinausblicken in die Ferne erſchöpftes Auge hat die rege Empfindlichkeit für das Nächſte und Unmittelbare verloren, und die Folge davon im geiſtigen Leben der Zeit iſt wenigſtens periodiſche Langeweile. Das Leben in der ſogenannten guten alten Zeit war ein ungleich engeres, beſchränkteres, aber eben darum reicher an unmittelbarem, behaglichem Inhalt, wie er dem Mittelſchlage der Menſchen zur täglichen Geiſtesnahrung dient. Schon jene zoologiſche Vielartigkeit, wie es mein Alter nennt, wurde damals ein Element vielfacher Beſchäftigung: die ganze bunte Skala der Geſellſchaft war dem Individuum beſtändig vorgerückt, und man durchlief mit dem Auge die Stufen, über denen man ſtand, mit Wohlgefallen, die obern dagegen mit einem aus Achtung und Neid gemiſchten Gefühle; beides aber war unterhaltend, und wenn man bedenkt, daß damals, wie jezt, die höchſten Stände die meiſte Langeweile hatten, ſo beweist dies, daß der Neid amuſanter iſt, als das Behagen. Wir ſind um dieſe Beſchäftigung des Farben- und Formenſinns und die daraus entſpringenden Ideen faſt ganz gebracht, und meiſtens auf die Unterſcheidung des berühmten certain je ne sais quoi verwieſen, wozu oft wirklich ſo gute Augen gehören, als dieſer Ausdruck von ſelbſt vorauszuſetzen ſcheint; jedenfalls ſind wir dabei aus der Sphäre bequemer Anſchauung in die läſtigere der Abſtraktion verſezt. Das alte bunte ariſtokratiſche Gewand mit ſeiner ganzen abgeſtuften Flora iſt, wie der ritterliche Harniſch zum Ringkragen des Offiziers im Dienſt, zu dem faſt mathematiſchen Punkt einer Schleife im Knopfloch zuſammengeſchrumpft, die auf zehn Schritte jedes Wieſenblümchen imitirt, und die äußere Erſcheinung unſerer völlig gleich befiederten und beſchwingten Mitgeſchöpfe gibt uns unmittelbar nichts zu denken. Auch die Großen und Größten hat die Zeit in dieſer Beziehung unter das allgemeine Niveau geſtellt, und als ſie dies gewahr wurden und die Bedeutung dieſer Uniformität ſich ihnen aufdrängte, war es längſt zu ſpät, an eine Reaktion in einem Punkte zu denken, wo das Lächerliche weit ungeduldiger getragen und weit ſchwerer abgeſchüttelt und ignorirt wird, als in der der Sichtbarkeit ſich entziehenden geiſtigen Sphäre. Wenn Georg IV. von England ſeinen größten Ruhm darein ſezte, der erſte Gentleman in ſeinem Reiche zu ſeyn und in Sachen des Anzugs vor jedem halbwegs bemittelten Unterthan keinen andern Vortheil vorauszuhaben, als ſeinen Geſchmack, ſo war er der wahre Repräſentant ſeiner Zeit im Fache der Schneiderei, die in ausgedehnterem Sinne eine Symbolik des Jahrhunderts iſt, als man glaubt, bevor man etwas darüber nachgedacht hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 147:

Die Braut.

Räthſel.

Ordnungswidriges Ding, wie haſt du mich öfters geärgert,
  Bis der langen Geduld Faden mir endlich abriß,
Wenn ein Knoten zum andern am ſchlichten Garne ſich ſchürzte,
  Daß ich zur Scheere noch griff, ſonſt nur zu ſchlichten gewohnt;
Wenn du Fremdes vereinteſt, Zuſammengehöriges trennteſt,
  Und mit geſchäftiger Hand wühlteſt in meinem Papier;
Oder wenn du, die Menge des Wiſſens feindlich verſpottend,
  Pflanzen, Vogel und Fiſch untereinander mir warfſt.
Aber, ſo ſchlimm du auch biſt, ich weiß dich dennoch zu loben,
  Nenne dich hold und ſüß, edelſtes Himmelsgeſchenk,
Wenn ſich Genuß und Hoffnung, die ſonſt getrennten, umarmen,
  Daß dem kalten Verſtand ſchnell um die Augen es ſchwirrt;
Glanz in dem irrenden Blicke, Muſik in unſicherer Stimme,
  Leicht entwendeſt du dann, liebliche Thörin, ein Herz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. Juni 1835.

Ich lebe,
Wenn man es leben heißt, des Geiſtes Ode
In ſich zu tragen und das Grab zu ſeyn
Von ſeiner eignen Seele.

Byron.

Bekenntnisse eines Blasé.

(Beſchluß.)

Ich zählte jezt fünf=und=dreißig Jahre, als durch den plötzlich erfolgten Tod meines Bruders mir die Regierung zufiel und ich berufen ward, einen Thron zu beſteigen, auf den ich mir keine Hoffnung gemacht hatte. Die Nachricht erreichte mich, als ich eines Abends mit meinen Freunden ein Bacchanal feierte; einer derſelben, der in der Stille ſchon benachrichtigt war, drückte mir, als ich eben trunken in einen Lehnſeſſel zurückſank, die goldene Krone auf's Haupt und warf mir den Purpurmantel um. Wie ein ſprühender Weinſchaum ſtieg der Gedanke der Herrſchaft überwältigend in mein Gehirn; ich warf mich in den Wagen, und von den Genoſſen begleitet, zog ich, indeß eine ſchimmernde Erleuchtung mir den Weg zeigte, in die Thore meiner Hauptſtadt ein.

Ich ſollte nun jede Art des Genuſſes koſten, und ich war eitel genug, auch nach den geiſtigern zu ſtreben, ſelbſt nach dem Kranz des Verdienſtes. Mein glühender Eifer war jezt dahin gerichtet, daß man von mir einſt als von einem beſonders trefflichen Fürſten ſprechen ſollte. Mein Geiſt erwachte, ich fand Momente ſeltener Klarheit, ergraute Staatsmänner bewunderten mich, und ich ging ſtill und ernſt auf einer großen Laufbahn dahin.

Viele Einrichtungen, die ich getroffen, manches treffliche Geſetz, das ich gegeben, zeugen noch in meinen Staaten von jener Epoche meines Lebens. Auch ſie ging vorüber, ich fühlte, daß die Welt ſich nicht durch einen glücklichen Gedanken zwingen läßt, und im Unwillen ſchob ich Alles wieder von mir. Ich hatte eben auch dieſen Kitzel verſuchen wollen, mein Verlangen war erfüllt. Es war jezt ſo ziemlich Alles ſchon von mir verſucht worden; die Langeweile fing wieder an mich zu plagen, und ſie machte Miene, mich jezt nicht mehr verlaſſen zu wollen. In dem Ueberdruß, der mich befiel, hielt ich alle Mittel, Thätigkeit in mir zu erwecken, für erlaubt; dazu gehörten die elendeſten Thorheiten, die widerlichſten Verirrungen, wenn ſie nur für Momente einen Kitzel für mich gewährten. Ich ſchrieb Bücher, in denen ich mich über mich ſelbſt, über meine Staatsdiener, über die ganze Welt luſtig machte, ich verkleidete mich als Frau, und zwang die jungen Offiziere meiner Garde, mir den Hof zu machen; jeden Tag ſezte ich eine beſondere Perrücke auf, von wechſelnder Farbe, Maler mußten mich in abenteuerlichen Stellungen darſtellen, die Bildhauer mich bald als Frau, bald als Mann meißeln. Um meine erſchöpften Kaſſen wieder zu füllen, ließ ich einen Theil meiner Unterthanen in's Elend wandern. Jezt ließen ſich Stimmen hören, die mich tadelten; das war mir neu, ich berief die Eiferer

Digitized by Google

zu mir, weit entfernt, ſie einzukerkern, munterte ich ſie auf, mir die Wahrheit zu ſagen, ich erhob ſie zu meinen bedeutendſten Staatsdienern, und kaum zierten ihre Schultern meine Ordensbänder, ſo ſah ich ſie eilend ihre Anſicht ändern und ſelbſt zur Despotie mir rathen. Ich ſpottete ihrer, ich ſpottete der Menſchen, und warf mich auf meine ſeidnen Polſter nieder, bis zum Ueberdruß ſatt jeglicher Erſcheinung.

Unterdeſſen ſah ich die Genoſſen meiner Jugend in zerrütteten Zuſtänden dahinſterben, mir ſchien die Natur noch ein ruhiges, vergnügtes Alter verſprechen zu wollen. Was nur irgend dem tugendhaften Manne am Ende ſeiner Tage Gutes und Belohnendes widerfahren kann, das iſt mir geworden, da ich doch ſehr wenig mich um die Tugend bekümmert habe. Des Herrſchens überdrüſſig, verließ ich den Thron, und dieſe Handlung wurde durch Ruhm und Ehre gefeiert; mein Nachfolger war ein dünkelhafter Schwachkopf, und ich erlebte den Triumph, daß man mich zurückwünſchte, die Segensſprüche des ganzen Landes mich überſchütteten. Doch ich gab meine Freiheit nicht wieder in die Feſſel. Eine reiche Tafel, ein Glas Wein, ein paar gute Späße erhielten mich jezt leidlich in meinen kühlern Jahren; ich hatte Alles genoſſen, und es reizte mich daher nichts mehr. Und ſo wurde mir unverhofft das Geſchenk von einigen Jahren voll Geſundheit und Heiterkeit; die leztere behielt ich auch, als die erſtere ſich verlor, und ich gehe nun auch ohne Furcht und Reue meiner lezten Stunde entgegen. Ich weiß es, ich habe nie meine Begierden und Leidenſchaften bezwungen, noch an meiner Veredlung gearbeitet, alles Edle und Hohe, an das die Menſchen glauben, habe ich immerdar verſpottet, wohin mich die Erregung getrieben, ſey es zur Tugend oder zum Laſter, ich bin ihr gefolgt. Gibt es nun einen höchſten Schöpfer, hat er mich ſo geſchaffen, ſo mag er weiter für mich ſorgen; ich habe von ſeiner Schöpfung weder etwas abgenommen, noch dazu gethan, er muß mich noch loben.

Zur Phyſiologie der Sinne.

(Beſchluß.)

Der Gefühlſinn iſt ſchon deßhalb der unterſte, weil er ſich eigentlich in allen höhern Sinnen wiederholt, aber in ihnen höher potenzirt erſcheint, während er als eigentlicher Gefühlſinn uns nur von grobkörperlichen Eigenſchaften der Dinge unterrichtet. Wir nennen ihn aber auch deßwegen den unterſten Sinn, weil er zur Wahrnehmung ſeines Objekts deſſen größte Nähe, deſſen unmittelbare Berührung nöthig hat. — Er iſt der Erdeſinn, d. h. der Sinn des Feſten, denn das Gefühl kann nur entſtehen durch den Widerſtand der Materie. Je materieller ein Ding iſt, deſto beſſer fühlen wir es. Die Erde aber erſcheint uns als das am niedrigſten ſtehende Element; denn da im todten Mineral die Materialität auf ihrer höchſten Stufe erſcheint, während der lebendige Geiſt frei iſt von aller Materie, ſo ſchließen wir mit Recht, daß ein Element um ſo höher ſtehe, je mehr es ſich der Materie entkleidet hat, je beweglicher, freier es geworden iſt. Die Erde aber, das Feſte, liegt unter allen Elementen am meiſten noch in den Banden der Materie. — Der Gefühlſinn hat ſeinen Siz auf der ganzen äußern Oberfläche des Körpers. An einzelnen Stellen derſelben aber erreicht das Gefühl einen höhern Grad, es wird Taſtſinn. Wenn aber einige neuere Phyſiologen (ſo namentlich Döllinger) bloß dieſen höhern Grad des Gefühlſinns als eigentlichen Sinn wollen gelten laſſen, nicht aber den niedern Grad deſſelben, ſo können wir ihnen keineswegs beiſtimmen, denn auch dieſer niedere Grad gibt uns Kunde von Dingen der Außenwelt, und verdient daher mit vollem Rechte Sinn genannt zu werden. — Repräſentanten dieſes Sinnes in der Thierwelt ſind die wirbelloſen Thiere. Bloß der Gefühlſinn iſt in ihrem Organismus vollkommen vorhanden, kein anderer Sinn iſt bei ihnen noch entwickelt, wenn auch hie und da der eine und der andere höhere Sinn angedeutet iſt. Je höher ein wirbelloſes Thier ſteht, deſto feiner iſt ſein Gefühlſinn. Bei den am höchſten ſtehenden wirbelloſen Thieren, bei den Inſekten, wird er zum Taſtſinn. — Die wirbelloſen Thiere ſind alſo Gefühlthiere, Hautthiere. — Da bei dieſen Thieren kein anderer Sinn recht entwickelt iſt, als der Erdeſinn, ſo iſt auch die Welt nur in ſo fern für ſie da, als ſie materiell iſt. Was nicht fühl- und greifbar iſt, exiſtirt für ſie nicht. Die wirbelloſen Thiere ſind die Erdethiere.

Der Geſchmackſinn ſteht ſchon etwas höher als der Gefühlſinn; denn die Eigenſchaften der Körper, die wir durch ihn erfahren, ſind ſchon nicht mehr ſo materiell. Aber er nimmt doch noch einen niedrigern Rang ein, als die übrigen drei Sinne, ſchon deßhalb, weil auch er noch der unmittelbaren Berührung des Gegenſtandes bedarf, auf den ſich ſeine Wahrnehmung erſtrecken ſoll. — Der Geſchmackſinn iſt der Waſſerſinn. Wir ſchmecken nur das, was in Waſſer aufgelöst iſt; das Waſſer iſt der Diener des Geſchmacks. — Im Thierreich erſcheint das Geſchmacksorgan zuerſt vollkommen bei den Fiſchen. Dagegen ſind die Organe der höhern Sinne bei ihnen noch ſehr wenig entwickelt: der Naſe fehlen die hintern Naſenlöcher, den Ohren der äußere Gehörgang, den Augen die Augenlieder und die Bewegung. Die Fiſche ſind alſo die Geſchmackthiere, Zungenthiere. — Daß das Waſſer das Element der Fiſche ſey, bedarf keiner Nachweiſung; die Fiſche ſind die Waſſerthiere.

Digitized by Google

Der Geruchſinn ſteht höher als der Geſchmackſinn, weil ſein Wahrnehmungsobjekt noch weniger materiell iſt, und weil ſich ſeine Wirkſamkeit in größere Ferne erſtreckt. Der Geruchſinn iſt der Sinn des Waſſers und der Luft, denn wir riechen nur, was in Luſt und in Waſſer aufgelöst iſt. Ein Menſch; deſſen Naſe durch den Schnupfen ausgetrocknet iſt, riecht Nichts; dagegen riechen wir weit beſſer als gewöhnlich nach einem Regen, weil dann viel Waſſer in der Luft enthalten iſt. Waſſer und Luft dienen alſo dem Geruche. — Auch das Organ des Geruchs, die Naſe, ſteht offenbar mitten inne zwiſchen dem Waſſerſinnorgan, der Zunge, und dem Luftſinnorgan, dem Ohr. Denn während ſie in der nächſten Nähe des Mundes ſich befindet, ja in innerer, unmittelbarer Verbindung mit demſelben ſteht, erinnert die äußere Naſe durch ihren knorplichen Bau unverkennbar an das äußere Ohr. — Das Geruchsorgan tritt zuerſt ausgebildet auf bei den Amphibien; die Organe der zwei höhern Sinne aber ſind bei ihnen noch Rudimente. Den Ohren fehlt der äußere Gehörgang und die Schnecke, den Augen Augenlieder und Bewegung. Die Amphibien ſind die Geruchthiere, Naſenthiere. Die Amphibien haben daher ein doppeltes Element, das Waſſer und die Luft. Sie ſind ein Mittelding zwiſchen den Waſſerthieren, den Fiſchen, und den Luftthieren, den Vögeln. Es iſt dies auch ſchon in ihrer innern Organiſation auf eine gar merkwürdige Weiſe ausgedrückt. Der Kreislauf des Bluts iſt bei ihnen nicht einfach, wie bei den Fiſchen, und nicht doppelt, wie bei den Vögeln und Säugethieren, ſondern er ſteht in der Mitte zwiſchen beiden; die Amphibien haben anderthalb Kreisläufe. Darum möchten wir auch nicht gerne den Namen Amphibion, der dieſes Verhältniß ſo ſcharf bezeichnet, mit einem andern vertauſcht ſehen, eine Umtaufung, die jezt an der Tagesordnung zu ſeyn ſcheint. Gern aber würden wir uns einen deutſchen Namen gefallen laſſen, der denſelben Sinn ausdrückte, wie der griechiſche. — Die Amphibien ſind alſo die Waſſerluftthiere.

Bedeutend höher als der Geruchſinn ſteht der Sinn des Gehörs. Bedenkt man ſeine außerordentliche Wichtigkeit, ſo darf man ſich, wie Bär bemerkt, nicht wundern, daß Manche ſo weit gingen, den, freilich unrichtigen Satz aufzuſtellen, die Menſchen wären ohne Gehör noch elender, als ohne Geſicht. Auch abgeſehen von ſeiner anderweitigen Bedeutſamkeit, ſteht das Gehör ſchon darum höher als der Geruch, weil es ſein Objekt in größerer Entfernung wahrnimmt. Wir hören vermittelſt der in Bewegung geſezten Luft. Freilich vermögen auch andere Dinge den Schall zu leiten, aber Niemand wird darum in Abrede ſtellen, daß wir vorzugsweiſe vermittelſt der Luft hören. Es gäbe kein eigentliches Hören ohne Luft, die Luft iſt die Dienerin des Gehörs, der Gehörſinn iſt der Luftſinn. Es erſcheint nach dieſer Theorie vielleicht befremdend, daß zur Reſpiration nicht das Ohr, ſondern die Naſe dient. Es iſt indeſſen zu bedenken, daß Auge und Ohr eine zu bedeutſame, zu ätheriſche Funktion haben, als daß ſie auch zur Erhaltung des Lebens beitragen ſollten. Jedes der drei niedern Sinnorgane iſt unbedingt nothwendig für den menſchlichen Lebensprozeß; aber es könnte ein Menſch füglich leben ohne Auge und ohne Ohr. Dazu kommt noch etwas Anderes; es ſcheint nämlich, die Natur wolle, daß ſowohl die ein-, als die ausgeathmete Luft durch ein flüſſiges Medium durchgehe. Daher iſt die Naſe, die, wie wir gezeigt haben, das Luft- und Waſſer-Sinnorgan iſt, die eigentliche Pforte für die Reſpirationsluft. Aber auch daß der Mund zum Athmen gebraucht werden kann, findet in dem Bemerkten ſeine Erklärung. Eine auffallende Beſtätigung des Geſagten findet ſich in der Organiſation der Fiſche. Bei dieſen, wo die Reſpirationsluft ohnehin mit Waſſer gemengt und alſo ein flüſſiges Medium nicht nothwendig, und wo auch das Ohr noch nicht in ſeine eigentliche Wirkſamkeit getreten iſt, bei dieſen wird auch in der That das Ohr zum Reſpirationsprozeß verwendet, denn Oken hat nachgewieſen, daß die Kiemendeckel bei den Fiſchen die Stelle der äußern Ohren vertreten. Und es iſt merkwürdig, daß hier, wo die Naſe wegen des Mangels der hintern Naſenlöcher noch nicht zur Reſpiration taugt, das Athmen unter zwei andere Sinnorgane, unter das nächſt höhere und das nächſt niedrigere, unter Mund und Ohr, vertheilt iſt; ein Beleg zu unſerer Behauptung, daß das Organ des Geruchs gleichſam zuſammengeſezt ſey aus dem des Geſchmacks und dem des Gehörs. — Die Vögel ſind die Thiere, bei denen das Ohr zuerſt in ſeiner Vollkommenheit auftritt, das Auge aber iſt noch nicht völlig ausgebildet. Die Vögel ſind Gehörthiere, Ohrenthiere. Daß die Luft das eigentliche Element der Vögel ſey, iſt einleuchtend, wenn man weiß, wie bei den Vögeln die Luft den ganzen Körper durchdringt, wodurch ja auch allein das Fliegen möglich wird. Dagegen wird bei den Säugethieren der Luft wieder ein iſolirter Ort zum Aufenthalt angewieſen: die Lunge. Die Vögel ſind alſo die Luftthiere.

Von dem höchſten Sinn, dem Geſichtsſinn, iſt wenig oder nichts hieher Bezügliches zu ſagen, was nicht ſchon allgemein anerkannt und bekannt wäre. Er iſt der höchſte, denn ſeine Funktion iſt die geiſtigſte, und der Blick durchfliegt das Univerſum. — Daß er der Lichtſinn iſt, iſt für ſich klar. — Das Auge erreicht erſt bei den Säugethieren ſeine Vollkommenheit; die Säugethiere ſind die Geſichtthiere, Augenthiere. — In den Säugethieren bricht allmählich das Morgenroth des Tages an, der durch die ganze Stufenreihe

der Thiere vorbereitet iſt. Allmählich beginnt das Thier auch das Immaterielle zu begreifen, es ſteigert ſich dieſe Fähigkeit immer mehr, ſie erreicht ihren Höhepunkt im Menſchen. Die Säugethiere ſind die Lichtthiere.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Fortſezung.)

Sonſt und jezt.

Der alte Glaube, der die Erde zum Mittelpunkt des Alls macht und das Firmament zum Thronhimmel für den Menſchen wölbt, war ungleich poetiſcher, als die Lehre des Kopernikaniſchen Syſtems, daß die Erde nichts ſey, als ein Staubkorn in der Unendlichkeit, und ſich mit Millionen Sternen durch die Wüſten des Raums bewege. So hatte vor der Revolution das Individuum, auf dem feſten Boden ſeiner nächſten Verhältniſſe ſtehend, von den Einflüſſen deſſen, was jenſeits ſeiner engen Sphäre ſich bewegte, auf ſeine eigenen Zuſtände, von den politiſchen Attraktionen und Perturbationen im Allgemeinen wohl eine Ahnung, dachte aber eben nicht darüber nach, wie man an die ſideriſchen Einflüſſe wohl glaubt, ſich aber keine Rechenſchaft davon geben kann; und ſo war damals das Leben der Geſellſchaft ein weit mehr in ſich beſchloſſenes, ſelbſtzufriedeneres, und der Menſch fühlte ſich wohl in ſeinem Geiſtesgärtchen, und die in die Taxuswände geſchnittenen Schnörkel waren ſein Stolz und ſeine Unterhaltung. Jezt aber, ſeit ſich Jedem gebieteriſch die Ueberzeugung aufgedrängt hat, daß ſeine Stadt oder ſein Völkchen nur ein Atom im Wirbel ſey, der, einem unerforſchten Geſeze folgend, ſich um einen unbekannten Punkt dreht, ſeitdem iſt alle, uns jezt barock erſcheinende Poeſie des Lebens, die ſich auf eine nach Rang und Stand und Gewerbe, nach Treſſenkleid und Schurzfell wohl gegliederte und abgemarkte Menſchheit gründete, vorläufig ſo gut wie vernichtet; und ſeit die alte Welt von der Newa zum Tajo, von der Tweed zum Nil eine einzige galvaniſche Batterie bildet, wo bei Berührung der Pole jedesmal der ganze Boden die Erſchütterung fühlt, iſt das Individuum für die zartern magnetiſchen Rapports, die den Menſchen mit dem Nächſten und Menſchlichſten, mit dem Weib und der Geliebten, mit Seinesgleichen, mit Obern, mit Untern verknüpfen, unempfindlicher geworden. Die Grazien, welche den ſüßen Verkehr zwiſchen unſern Großvätern und Großmüttern verſchönerten und veredelten, waren himmliſche Mädchen mit atlaſnen Stelzſchuhen und Puder im Haar, aber ſeitdem ſind ſie ſammt dem ganzen Olymp aus dem Leben wie aus der Poeſie vollends gar ausgewandert, und wollen in keiner andern Maske wieder zum Vorſchein kommen; die Enkel derer, die einander Damon und Chloe waren, ſind einander — was ſie eben ſind, und als vollends der dürre Schäferſtab zerbrach, zerrann der lezte Zauber, der ein idealiſches Band um die Geſchlechter ſchlang. Im Verhältniß zum Leben im Staate war der Genius jener Zeit ein tüchtiges Marktſchiff auf einem bequemen Strome, wo ſich die Schiffsgeſellſchaft an Dorf und Städtchen, an Buſch und Anger, an dem kleinen Ameiſentreiben der Menſchen dem Ufer entlang ergözt, und die Schiffer fleißig anlegen und Windfeier halten; der der unſrigen iſt ein Dampfſchiff auf hoher See, wo die Paſſagiere meiſt ſeekrank ſind, und die Mannſchaft nicht immer weder mit der Maſchine, noch mit dem Chronometer rechten Beſcheid weiß. So lange es damals in den Ringmauern nicht an Skandal, in den Landesmarken nicht an kleinem Jammer fehlte, ſo lange man nicht wußte, ob die neue, für die Oper gewonnene Italienerin bei Hofe ihre Karriere machen, ob jener berüchtigte Amtmann endlich ſeines Prokonſulats werde enthoben werden, konnte es nach der Laſt und Arbeit des Tages nicht an geiſtiger Unterhaltung und vergnüglichem Geſchwäz fehlen; was aus der Ferne hertönte, war als hors d'oeuvre und Würze, als köſtliche exotiſche Frucht willkommen, die man bis auf den lezten Tropfen auspreßte, und das Erdbeben von Kalabrien und Pius VI. in Wien gaben Monate lang vollauf zu thun. Jezt aber, da Jeder entweder das große Wetterglas der Weltbegebenheiten und die Chancen des hiſtoriſchen Börſenſpiels beobachtet, oder von einem Erwerb befangen iſt, der wiederum mit allgemeinen Weltbegebenheiten zuſammenhängt, bleibt für die ergözlichen Schwingungen des mit ſich ſelbſt ſpielenden und den Inhalt der Gegenwart zu muntern Arabesken ausſpinnenden Geiſtes kein Raum übrig, und den ſchlagendſten Beweis, wie ſehr ſich die Gemüther vom unmittelbar Menſchlichen, vom wahrhaft Geſelligen abgewandt, liefert das Faktum, daß ſelbſt die Läſterchronik nur läſſig und unaufmerkſam geführt wird. Abends, wenn die Stunden der Muße gekommen ſind, fühlt man keinen Beruf, Andere, und damit ſich zu unterhalten; es regt ſich nur der Trieb, jenen läſtigen Riß im Innern, die Langeweile, auszufüllen, und ſo beſucht man eine Oper, die möglichſt darauf berechnet iſt, das Ding, das in uns denkt, in Ruhe zu laſſen, oder geht Sommers hinaus unter die Bäume, und läßt ſich Blechmuſik machen und trinkt Bier dazu.

Dieſe Erſcheinungen, wahre Zeichen der Zeit, ſind es eigentlich, von denen ich ſprechen wollte; aber die Vorrede iſt mir unter den Händen gewachſen, ſo daß für die Hauptſache wenig Raum bleiben wird. Das Uebergewicht, das gegenwärtig die Oper, und zwar die Oper mit ganz ſinnlichem, realiſtiſchem Inhalt, über das Schauſpiel behauptet, das eben noch traditionell geduldet wird, und der Trieb, zur Sommerszeit Abends rauſchender Muſik nachzugehen, fließen wohl gleichmäßig und rein aus der eben beſprochenen Quelle. Die Zeit hat noch nicht Zeit gehabt, die in ſie übergefloſſenen idealen, wie die mit dem Allgemeinſten verknüpften materiellen Intereſſen mit dem geſelligen Leben im weiteſten Sinn in's Gleichgewicht zu ſezen; die Trümmer deſſen, das einſt geweſen iſt, die überall noch den Boden bedecken, verwirren die Phyſiognomie der Geſellſchaft und erſchweren die Cirkulation darin; die Genien, oder wenn man will, die Fiktionen, welche im achtzehnten Jahrhundert, wie in jeder unbefangenen Zeit, das Leben trugen und hoben, ſind verſchwunden, und die der neuen Zeit ſtehen noch ſchüchtern lauſchend an der Pforte; ſo ſind Roſſini und Auber, Strauß und Lanner aller Orten, wo Stände und Geſchlechter ſich miſchen, die großen Geſelligkeits- und Unterhaltungsſurrogate geworden, und man wünſcht ſich Glück, auf dieſe Weiſe ſeine Gedanken ruhen laſſen und ſich nicht genieren zu dürfen, durch Intereſſe an etwas, das für geiſtigen Genuß gilt, Bildung, und durch Bewegung der Finger nach dem Takt der Muſik überdies Kennerſchaft verrathen zu können.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. Juni 1835.

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Goethe.

Dichterweihe.

Von Ludwig Seeger.

Kaum iſt aus dem Nachtgewande
Leis geſchlüpft der junge Tag,
Zieht der Knab' durch Buſch und Hag;
Glühend, wie in lichtem Brande
Schwimmend Erd' und Himmel lag.
Gleich, als müßt' er was ereilen,
Das er glücklich einſt beſeſſen,
Das er nimmer kann vergeſſen,
Fliegt entgegen ohne Weilen
Er der Sonne rother Eſſen.

Durch die Lüfte geht ein Singen —
Wie, wenn Alles ſchlafend ſchien,
Seufzer durch die Mondnacht ziehn —
Das auf morgenrothen Schwingen
Hin ſich wiegt. — Woher? — Wohin? —
Und er lehnt ſich auf den Stab,
Horcht dem wunderbaren Rauſchen,
Hört der Lüfte Redetauſchen,
Senkt das Augenlied herab,
Recht im tiefſten Sinn zu lauſchen.

Nein, das iſt nicht Lerchenklang,
Ferne Saiten auch nicht klagen,
Keine Nachtigallen ſchlagen,
Und es iſt kein Hirtenſang,
Den die Morgenwinde tragen.
Dort im Oſten muß es ſchallen,
Geiſterlaut aus Himmelsduft,
Der ihn grüßt und lockt und ruft,
In prophetiſchem Verhallen
Wallend durch die hohe Luft.

In den heil'gen Morgenthau
Sinkt er nieder, fromm ergoſſen,
Brünſt'ger Andacht aufgeſchloſſen;
Und herab vom Himmelsblau
Hat es flammend ihn durchſchoſſen,
Daß er tief zuſammenſchüttert.
Und die Welt enthüllt ſich malen
Sieht er in der Glorie Strahlen,
Wie in tauſend Bildern zittert
Sonnenſchein in goldnen Schalen.

Blumen beten zu den Höhen,
Düfte ſind ihr leis Gebet;
Und der Baum ſtilllauſchend ſteht,
Hört des Frühlings Stimme wehen,
Und erſchließt ſein Blüthenbeet;

Digitized by Google

Bienen froh wie Kinder lärmen,
Und es wallet auf und nieder
Farbenhelles Glanzgefieder,
Wonne ſingt aus tauſend Schwärmen;
Erde dehnt vergnügt die Glieder.

Rauſchend laut vor Thauesluſt,
Nickt das Waldgrün in die Tiefen;
Berge ſtill, als ob ſie ſchliefen,
Saugen an des Himmels Bruſt.
Wellen, die ſonſt ſtumm hinliefen,
Schütteln ſtolz die Schaumeskronen;
Denn gelöſt ſind ihre Zungen,
Und ſie reden ungezwungen
Von der Fahrt nach fernen Zonen,
Gleich, als wär' ſie ſchon gelungen.

Auf den Knieen noch voll banger
Luſt, als wie im Beterſaal,
Liegt der Knab' im Frühlingsthal,
Und ihm iſt, als führ' ein langer,
Glänzender Trommetenſtrahl
Zuckend ihm durch alle Glieder
Weit dahin im Blitzeslauf,
Wühlt ihn um vom Grund herauf:
Als ein Knabe ſank er nieder,
Als ein Dichter ſtand er auf.

Der Faſching in Florenz.

Nicht nur in Deutſchland, ſelbſt in Italien, Rom ausgenommen, geht der Faſching zu Grabe, zum Beweis, daß es auch dort wohl nicht der Proteſtantismus allein iſt, was ihm ſein eigenthümliches Leben und ſeine Bedeutung nimmt. Neapel hat ſchon ſeit langer Zeit während des Faſchings nichts weiter aufzuweiſen, als die zwei unabſehbaren Reihen von Kutſchen, welche ſich im Toledo vom botaniſchen Garten bis zum königlichen Pallaſt auf und ab bewegen, in denſelben einige Masken, höchſtens ein Dampfſchiff mit Piraten, oder alten Griechen und Römern, von Seiten der Reichern einige Bombardements mit ſchlechtem Zuckerwerk oder Gypskügelchen, und andere unbedeutende Tollheiten. Abends aber bieten die Feſtinos (Maskenbälle) in St. Carlo durch den Glanz der Erleuchtung, durch die ſich ablöſenden Muſikchöre und durch den Kranz von Damen, welche in Galla zu erſcheinen und die erſte Logenreihe zu beſetzen pflegen, immer noch einen in dieſer Art einzigen Anblick dar. Dies iſt aber auch Alles; das Volk ſpielt dabei gar keine Rolle. — In Rom iſt es gerade das Volk, das ſich vergnügt; die Gebildeten und die Fremden ſtimmen in den Ton ein, Alles iſt Bewegung, Leben, Freude; es iſt noch heute ſo ziemlich der alte Goetheſche Karneval. Dort werden die Faſten noch immer ſtrenger beobachtet, als in jeder andern Stadt, man weiß alſo, warum man noch froh und guter Dinge iſt. Demjenigen, welcher Trachten, Feſte, Eigenthümlichkeiten, überhaupt Sitten eines Volkes liebt, und nicht Alles zu aller Zeit durch die Brille der Politik anſehen mag, iſt es willkommen, daß man wenigſtens an einem Ort in Italien ſo zäh am Alten hängt, daß man das Neue nur ſehr allmählich ſich aneignet, und auf dieſe Weiſe ſich Rom als die italieniſchſte Stadt Italiens erhält. — Hier in Florenz hat das Feſt nur geringe Eigenthümlichkeit und beſteht nur traditionell fort; denn das ſpät Nachmittags beginnende Umherfahren der wenigen Kutſchen auf dem Platze vor der Kirche St. Croce, von da bis Maria Novella und zurück, iſt ein wohlfeiles, mageres Vergnügen. Der Raum wird ſo ziemlich von den zwei Kutſchenreihen eingenommen, den Fußgängern bleibt kein eigentlicher Spielraum; ſie werden, durch das Lokal dazu gedrängt, müſſige, lebloſe Zuſchauer, die höchſtens an den Equipagen des Hofes und den ſchönen Pferden des neapolitaniſchen Geſandten einige Augenweide haben. Von Masken bleibt einem ſehr wenig im Gedächtniß; höchſtens eine Eſelpartie, der Wagen mit Eſeln beſpannt, Vor- und Nachreiter auch auf Eſeln, und ein Schwarm von nachhelfenden Gaſſenjungen hinterdrein, oder eine Geſellſchaft mit langen Schnäbeln, die ſie nach Belieben öffnen und ſchließen, einige andere Thiermasken und dergleichen. — Das niedere Volk beluſtigt ſich während dieſer Zeit am Lungarno und hauſt da in buntem, wildem Wirrwarr: Frauen und Männer in papiernen, buntgefärbten Mänteln, eine Reihe gleichgekleideter Soldaten mit fürchterlicher Muſik, einige Reihen von wandernden Pulcinellkaſten, jeder von vier Männern getragen und geſpielt, Magierinnen, Juden, Türken u. ſ. f.

Florenz eigen ſind die Spaziergänge, welche an einigen Tagen der letzten Woche, und von dieſer iſt überhaupt immer nur die Rede, Mittags von 12—3 Uhr unter den Arkaden der Uffizi neben dem Arno ein Hauptvergnügen der untern und vorzüglich der mittlern Klaſſen ausmachen. Da die Männer faſt alle ohne, die Frauen aber mit Masken erſcheinen, ſo iſt der Intriguen kein Ende, und in dieſen Stunden beſchwört die Wildheit bachiſcher Tänze oft wirklich den Geiſt vergangener Jahrhunderte herauf. Die Decenz, welche der Italiener ſo gern bewahrt, verläßt ihn auch in dieſer Ausgelaſſenheit nie; aber dieſe Ausgelaſſenheit, dieſe Zügelloſigkeit, wenn man will, iſt es, was allein das Vergnügen ausmacht, denn von Geiſt, Erfindung, Humor wird man wenig gewahr. Man hört nichts anderes, als das von tauſend Stimmen grell und greller wiederholte Addio,

Digitized by Google

oder che fai? (was machſt du?) Zu politiſchen Anſpielungen hat der Italiener keine Gelegenheit, zu beißenden Witzen zu viele Gutmüthigkeit, zu glänzenden Paradeaufzügen zu wenig Geld, da ſucht man denn das zu ergreifen, was am nächſten liegt und dem Volkscharakter an ſich das Natürlichere iſt. — Wenn die Luſt in den lezten Nachmittagsſtunden durch die langweiligen Aufzüge der Kutſchen etwas zu ermatten ſchien, ſo nimmt ſie bei anbrechender Dämmerung in den Kaffeehäuſern wieder einen neuen Aufſchwung. Sie dienen dem Südländer in den glücklichen Stunden ſeines dolce far niente, deren nicht wenige ſind, ſtatt ſogenannter Muſeen, Harmonien und dergleichen; für eine Kleinigkeit trinkt er hier ſeinen vortrefflichen Kaffee, lieſt einheimiſche und fremde Zeitungen, ſo viel er vorfindet, und verplaudert die übrige Zeit ſtets zu derſelben Stunde, auf demſelben Platze mit denſelben Freunden. So wenig pedantiſch der Italiener iſt (die Sprache kennt nicht einmal ſolche ultramontane Wörter), ſo ſehr hält er doch in ſeinen Erholungsſtunden auf denſelben Kreis von Freunden. Man kann ſich nur aus dieſer Regelmäßigkeit, aus dem Streben, allein ſeyn zu wollen, die Möglichkeit erklären, daß dieſe Café's in ſolcher Menge, und unter dieſen ſo herzlich ſchlechte fortbeſtehen können. Dieſes ſtrenge Herkommen befördert während des Karnevals Scherz und Tollheit auf alle Weiſe. Die Geliebte weiß, wo ſie den Freund necken, die Verlaſſene, wo ſie den Ungetreuen züchtigen, die Unbekannte, wo ſie mit dem Fremden anknüpfen kann. Dies und anderes geht abſichtlich und unabſichtlich in dem engen Lokal, beim fürchterlichſten Lärmen durcheinander; Niemand fürchtet, braucht zu fürchten, beobachtet, erkannt zu ſeyn. Bis acht Uhr dauert dies fort, dann ſtrömt Alles in die Theater. — Der Hof ſucht durch ſeine Gegenwart das Feſt zu beleben; er zeigt ſich nicht allein vor St. Croce, ſondern auch auf den Spaziergängen unter den Uffizi und auf den Maskenbällen. Das Auftreten deſſelben, ſo einfach und anſpruchlos, als es nur ſeyn kann, hemmt nirgend die Freude; ſie dauert, während die unmittelbar Naheſtehenden den Vorübergehenden Platz machen, rechts und links ohne Unterbrechung fort.

In Rom iſt der Uebergang vom Karneval zur Faſtenzeit außerordentlich überraſchend; nicht weil nach der wildeſten Moccoliſtunde, nach dem lezten rauſchenden Maskenball plötzlich mit dem Schlage der Mitternacht Alles ſich in Sack und Aſche kleidet, ſondern weil der Italiener hier mit der Reſignation, welche ihm überhaupt, vielleicht als ein Ueberbleibſel früherer, männlicherer Zeiten, eigen iſt, in die ſtille, ernſte Zeit plötzlich ſich hineinfindet. Sie hat in Rom, man ſage, was man wolle, immer noch eine religiöſe Bedeutung, und ladet durch einen gewiſſen Ernſt immer noch zum Nachdenken, zum Inſichgehen ein. In allen etwas angeſehenern Kirchen erheben eifernde Prieſter ihre Mahnungsſtimmen, die Nonnen ſingen häufiger als ſonſt in den Veſperſtunden der Madonna ihr ora pro nobis zu; das geſellſchaftliche Leben hört in größerer Beziehung auf, und beſchränkt ſich auf kleine Cirkel, Torlonia's Bälle verſammeln nicht mehr die Fremden aller Länder, Theater- und Ballmuſik verſtummen gänzlich. Man wird nicht hören, daß einem Römer das veränderte Leben zur Laſt wird. Die Stille dieſer Wochen iſt eben ſo ſehr Bedingung ſeines Lebens, als Karneval und Oſtern. Die Leere, welche bei Fremden nach dem Taumel des Karnevals wenigſtens in den erſten Tagen der Faſten ſich einzuſtellen pflegt, und welche dem Tage nach einer Niederlage vergleichbar iſt, kennt der Römer nicht; nennt er die Faſtenzeit langweilig, ſo geſchieht es aus Gefälligkeit für die Fremden, um dieſen in ihren Klagen beizuſtimmen. Hier in Florenz fällt ein ſo großer Abſtand weg. Der Florentiner hat während des Karnevals das Anſehen gehabt, als nähme eine gewiſſe Haltung, welche Folge einer größern Bildung ſeyn mag, ihm die Fähigkeit, ſo recht ausgelaſſen froh zu ſeyn. Die Karnevalsfreuden erſcheinen hier in gewiſſer Beziehung ſchon als etwas Fremdartiges, das in die jetzige Zeit nicht mehr recht paſſen will, daher es dem Florentiner ſchwerer werden mag, in den Karneval hinein, als aus demſelben heraus in ſeine ruhige Beſchäftigung zurückzukommen. Welch ein guter Katholik auch der Landmann in Toskana ſeyn (das Gegentheil zu behaupten, laſſe man ſich ja nicht einfallen), und deßwegen an alter Sitte und verjährtem Herkommen hängen mag, der Städter iſt durch die Regierung des erſten Leopold und durch die franzöſiſche Herrſchaft auf einen allgemeinern Standpunkt geſtellt worden, von welchem aus gewiß ſelten in Frage geſtellt wird, ob man noch jene ſechs Wochen vor Oſtern anders als die übrigen des Jahrs zu verleben habe. Hier hält man ſich deßwegen vielleicht weniger als irgendwo an Faſtenſpeiſen; man ißt ſie, man ißt ſie nicht, wie es gerade bequem iſt. Weniges dürfte überhaupt anzuführen ſeyn, was die Faſtenzeit verkündet und durch ſie bedingt iſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Beſchluß.)

Sonſt und jezt.

Durch dieſe Ueberſättigung geht freilich in den Menſchen der muſikaliſche Sinn und am Ende die Kunſt ſelbſt vollends zu Grunde; aber immerhin! wir werfen ſie getroſt in die ſchmelzende Maſſe, aus der überhaupt ein neues Leben und eine neue Kunſt gegoſſen werden ſoll, und in dieſem Sinn

darf es uns auch kaum leid thun, daß den jetzigen Deutſchen das nationelle wahre Gefühl für Muſik, namentlich Vokalmuſik, aus der Seele geblaſen wird; die Anlage in einem Volk ſtirbt nicht, und je weiter das Verderben eine Kunſt herabgebracht hat, deſto näher liegt der Tag ihrer Verjüngung, wenn ihr eine ſolche bevorſteht.

Wenn das Bisherige, ſo weit es Wahrheit enthält, ziemlich allgemeine Geltung haben möchte, ſo iſt dagegen eine andere Erſcheinung, nämlich die ungeheure Irruption des Biers, lokaler, macht ſich aber doch, ſo viel ich weiß, faſt in allen deutſchen Weinländern mehr oder weniger bemerklich. Sonderbarer, als vielleicht irgendwo, erſcheint dieſe ſeit einer Reihe von Jahren einbrechende Sitte in unſerer, in Weinbergen eigentlich begrabenen Stadt. Sollte man ſo leidenſchaftlichen Bierdienſt in dem Orte ſuchen, von dem Hölderlin ſingt:

— Mit heiligem Laub umkränzt, erhebet die Stadt ſchon,
Die geprieſene, dort, leuchtend ihr prieſterlich Haupt.
Herrlich ſteht ſie und hält den Rebenſtab und die Tanne
Hoch in den ſeligen purpurnen Wolken empor.

Und doch iſt es ſo: ein Fremder muſtert, irgendwo am Rande unſeres Bergkeſſels ſtehend, die lachenden Umgebungen der Stadt und fragt: was iſt jener neue pallaſtähnliche Bau? Die Antwort lautet: eine koſtſpielige Brauerei ſammt Garten für tauſend Mann. — Und jenes von Reben umfloſſene ländliche Gebäude mit dem luſtigen Vorplatz, wo durch die Roſenhecken ein weiblicher Blumenflor ſchimmert? — Ein Biergarten, wo ſich die mittelfeine Welt bei vollſtändiger Trompetenmuſik zuſammenfindet. — Und dort der zierliche Pavillon mit den blühenden Terraſſen? — Ein alter Lieblingsluſtort meiner Landsleute aller Stände; dort trinken ſie jezt fremdes Gebräu, wo ſie einſt dem Gott auf ihren Bergen im eigenen Gewächs zugetrunken; dort gab bei der lezten Verſammlung der Naturforſcher Bacchus mit ſeinem ganzen Gefolge eine Gaſtrolle; er ſpielte ſo trefflich, als wäre er hier nie von der Scene gekommen, konnte ſich aber damit kein neues Engagement verdienen. Denn es iſt einmal ſo: dem Gott, in deſſen Dienſte einſt manches Original ſich hier zwar verzehrte, aber auch Funken ſprühte, wie Phosphor in Lebensluft, wird von immer mehreren, und nachgerade von den meiſten der Dienſt verſagt, und an ſeiner Statt regiert ein mit Hopfen und Mohn bekränzter Dämon, der jüngſtgeborne Bruder von Schlaf und Tod, der Alles gleich macht, wie ſeine Brüder, und Alles ſtill. Es findet ſich wohl Gelegenheit, über dieſe auffallende, hier wenigſtens tief in das Leben eingreifende Erſcheinung weitläufiger zu ſprechen und ihren phyſiſchen und moraliſchen Quellen gründlicher nachzugehen. So viel iſt gewiß, die Annahme, das Verdrängen des Weins durch das Bier ſey nichts als die auf Regulirung der individuellen Budjets angewandte nationalökonomiſche Richtung der Zeit, erkläre, bei anderweitig ſo reich fließenden Quellen der Verſchwendung, die Sache durchaus nicht. Wollte ich meinen oben erwähnten alten Profeſſor fragen: „Ei, warum trinken die Leute Bier mitten im reichen Weinſegen? wie, wenn man Euch dies nach dem 1786er angemuthet hätte?“ ſo hätte ich freilich ſogleich Beſcheid in ſeiner bitter ſcharfen Weiſe. „Was wollt Ihr?“ hieße es da; „der Wein macht geiſtreich, was ſollten ſie aber mit der auflodernden Geiſtesflamme anfangen? Weihrauch haben ſie dabei nicht zu verbrennen. Schießpulver dabei zu verpuffen, iſt polizeiwidrig oder gar ſtaatsgefährlich; da heizen ſie denn mit dem geiſtigen Kahlenfeuer den Tag über den Suppennapf, und Abends, wenn es in den narkotiſchen Dünſten des Biers ſachte verglimmt, laſſen ſie es mit Trompeten anblaſen, damit es nicht gar erliſcht.“ Ohne ſo hypochondriſche Anſichten zu theilen, glaube ich in dieſer Hyperbel doch inſofern etwas Wahres zu erblicken, als ſie bei Bier und rauſchender Muſik, wie ſie in der Wirklichkeit eng verſchwiſtert ſind, auch auf eine gemeinſame Wurzel im Leben der jetzigen Generation hinweist. Iſt es wahr, daß die heutige Geſellſchaft nur darum ſo kühl, einſylbig, befangen und nicht ſelten gelangweilt iſt, weil das Leben, nach Vernichtung eines alten abgenuzten Inhalts, einen neuen, jugendlich friſchen noch nicht gefunden hat, und ſich kaum erſt mit zerſtreutem Blick darnach umſieht, ſo erſcheinen jene Dinge als Surrogate für eine Thätigkeit, der es in einer Uebergangsperiode, wie die jetzige, an Objekten fehlt, als Lückenbüßer, die in dem Maße wieder werden verdrängt werden, in dem die Zeit ſich ſelbſt beſinnt und ein anderer als bloß politiſch-merkantiliſcher Verkehr zwiſchen Menſch und Menſch ſich wiederherſtellt. Noch wäre dabei ein wichtiger Punkt zu betrachten: nachdem nämlich die für unſer „bewegtes“ Jahrhundert ſo charakteriſtiſche Entfremdung der Geſchlechter ſich auch hier in allen Beziehungen bemerklich genug gemacht hatte, ſchien ſich das Schisma wenigſtens äußerlich dadurch heben zu wollen, daß unſere ſchöne Welt, Anfangs ſchüchtern zwar, aber durch die lockenden Töne der Orcheſter immer muthiger gemacht, den Männern in Maſſe zu jenen Sympoſien folgte, für welche Bacchus, der lärmende Gott, troz des Trompetengeſchmetters, jede Verantwortlichkeit von ſich ablehnt. Soll man nun hierin den Kryſtalliſationspunkt erblicken, an dem ein neues geſelliges Leben anſchießt? liegt in dieſer Miſchung aller Alter, Stände und Geſchlechter gar der Keim einer friſchen Volksthümlichkeit? Ich weiß es nicht und kann es heute nicht mehr beſprechen; nur ſo viel weiß ich, daß ſich bei jenen nüchternen Panathenäen noch keinen Augenblick der Anſtand vermiſſen ließ, aber auch, daß man von der Rückkehr der Grazien bis jezt nichts gewahr geworden iſt.

Seydelmann iſt zu uns zurückgekehrt, mit dem Probezeichen Berlin verſehen. Die Kunſtchemiker dort haben ihn analyſirt, wie der Apotheker ein Mineralwaſſer; ſie haben gefunden ſo und ſoviel Procent äußere Mittel, Einbildungskraft, Verſtand, Gefühl u. ſ. w., und hinfort wird jeder kunſtgebildete Deutſche zum Voraus wiſſen, was er bisher nicht wußte, welche Wirkung Seydelmanns Genuß nach ſeiner Konſtitution auf ihn machen wird. Leider ſind die Analyſen bedeutend verſchieden ausgefallen, und ein Mitglied des Berliner königlichen Theaters, das Luſt hätte, einen Struveſchen Seydelmann darzuſtellen, müßte in Verlegenheit ſeyn, nach welcher Procentberechnung es ſich richten ſolle. Wir gönnen den modernen Athenienſern die Selbſtbefriedigung, die ihnen endlich durch Seydelmanns Beſuch geworden; bisher erinnerten ihre innern Kritiker, wenn ſie bei jeder Gelegenheit an Fleck und Iffland appellirten, an den ſchwäbiſchen Bauer, der ſich kritiſch über einen Leckerbiſſen vernehmen laſſen, und befragt, ob er ſchon davon gegeſſen, erwiderte: das nicht, aber ſeine Mutter habe ihm erzählt, daß einmal ſein Vater dergleichen habe eſſen ſehen.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 153:
Die Verwirrung.

Beilagen:
Kunſtblatt Nr. 52 u. Monatsregiſter Juni.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Bayeriſche Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google